Mittheilungen

aus dem

Leben eines Advocaten.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Beurmann.

Erster Band.

Mit Großherzogl. Hessischer Censur.

Frankfurt a. M.
Verlag von Wilhelm Rüdiger.
1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Nachstehende Mittheilungen sind mir in einem ziemlich unleserlichen und frägmentarisch gehaltenen Manuscripte zugekommen. Ich mußte sie theilweise entziffern, sie überhaupt ordnen und stylisiren. Das ist das Einzige an denselben, was mir zu gut geschrieben, oder zur Last gelegt werden kann, je nachdem man an die Veröffentlichung dieser Papiere ein Resultat knüpfen wird, oder nicht. Sie enthalten das Leben eines Advocaten, der in jener

großen Stadt Süddeutschland's, wo er sein Domicil hatte, in bedeutendem Ansehen stand, weniger weil er im Civil-Recht so trefflich bewandert war, als weil er diesem das Menschenrecht nie hintenan setzte. Seine Praxis erstreckte sich kaum über die Dauer von 16 Jahren hinaus. Nach seinem Tode gestatteten mir die Verwandten die Durchsicht der vorliegenden Mittheilungen, und da ich sie von einigem allgemeinen Interesse fand, so erlaubte man mir bald darauf die Veröffentlichung derselben. Ich bemerke nochmals, daß allenthalben, wo es sich in diesem Buche um Thatsachen handelt, das Manuscript ängstlich von mir benutzt worden ist. Ich habe mir überhaupt keinerlei Zusätze erlaubt, weder zu jenen, noch zu den sie begleitenden Raisonnements. Nur die Form des Ganzen ist mein Werk.

Sollte man in den vorliegenden Bänden we-

niger einen abgeschlossenen Lebenslauf, als vielmehr Fragmente desselben finden, so mag man bedenken, daß der Stoff mir gegeben, und daß es mir nicht gestattet war, denselben zu einem Kunstwerke zu benutzen. Die Papiere sollten ihren ursprünglichen Zweck festhalten, sie sollten Mittheilungen bleiben. Sichten und Einzelnes herausheben wollte ich auch nicht; denn eine Correctur und Revision der Papiere stand mir um so weniger zu, als der, von dem sie herrühren, sie in der That für den Druck bestimmt hatte. Der Tod verhinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens. Somit mag man denn die vorliegenden Bände nicht als den Schluß der Mittheilungen ansehen, sie sind eigentlich nur die Einleitung derselben; denn das in meinem Besitz befindliche Manuscript ist als das Tagebuch einer sechszehnjährigen Praxis zu betrachten, die für jetzt nur — was die An-

fänge derſelben betrifft — dem Druck übergeben wird.

Frankfurt a. M. im September 1837.

Der Herausgeber.

Einleitung

des

Verfassers der Mittheilungen.

I.

Meine Familie hatte seit anderthalb Jahrhunderten einen groſsen Ueberfluſs an Juristen und Militairs. Es war gewissermaſsen Observanz geworden, daſs zwei Brüder — hatten sie Söhne — sich darüber verglichen, welcher von Beiden dem Mars, welcher der Themis einen Priester liefern solle. Aber man sorgte gewissenhaft dafür, daſs in dieser Hinsicht nie eine Lücke im Stammbaum eintrat; ja es traf sich nicht selten, daſs die ganze Nachkommenschaft die Uniform trug, oder zu Justinian's Fahnen schwor, weil sich jeder Sohn zu diesen Auszeichnungen drängte, und unsere Familie an Familienstipendien nicht arm, auch, als eine alte Soldatenfamilie, in Betreff der Kadettenhäuser privilegirt war, wiewohl sie nicht dem Adel angehörte, sondern nur ausnahmsweise einige Mitglieder aufzuweisen hatte, die sich theils durch Verdienste, theils durch Geld das Adels-Diplom errungen hatten. Somit war ein Gemisch von Bourgeoisie und Noblesse auf unserem Stammbaum zu finden, aber er war in einen ergiebigen Boden gepflanzt; denn die Advocatur und Magistratur,

die seine Wurzel in der Person meines Stammvaters so fest und kräftig gemacht hatten, daß er allen Stürmen der Lebensverhältnisse trotzen konnte, funkelten auch ziemlich golden von allen seinen Zweigen. Es läßt sich nicht läugnen, meine Familie war den Kaisern Justinian und Maximilian I. großen Dank schuldig; das römische Recht wurde der Schutzgeist unseres Hauses; Advocaten, Richter und Professoren erblühten aus ihm, und wenn das militairische Element unseres Hauses in pecuniärer Hinsicht die partio honteuse desselben war, so war die Jurisprudenz auf der anderen Seite häufig eine reiche, stets aber eine wohlhabende. Sie war die wohlgenährte Prosa meiner Familie, während das kriegerische Element die Prosa repräsentirte.

Der Stammbaum nannte mehre Namen, die in den Schlachten des dreißigjährigen Krieges und späteren militairischen Ereignissen sich geltend gemacht hatten; meine Vorfahren kämpften unter dem Banner des Schwedenkönigs, bei Dettingen, unter Friedrich dem Großen, ja unter Napoleon, nachdem die Söhne eines Churmainz dienenden Officiers aus meiner Familie, zur Zeit der französischen Revolution, nach Frankreich übergesiedelt waren.

Mein Vater allein machte eine Ausnahme von dem bisherigen Gang der Dinge; er war Kaufmann geworden, Großhändler in einer bedeutenden Handelsstadt. Ich aber sollte den Mißschritt wieder ausgleichen, ich sollte die Rechte studiren und

in das Barreau eintreten; denn in meinem Vater spukte, trotz dem, daß er Mercur mit Leib und Seele ergeben war, die Jurisprudenz nur zu sehr, er verstand sich auf die Gerichtsordnung eben so gut, wie auf die Handelsbücher und dilettirte Einiges in der Advocatur, indem er sich gern in Rechtsstreitigkeiten zu Rathe ziehen ließ und sich nicht wenig darauf zu Gute that, mit Advocaten disputiren zu können. Man erkannte sehr bald, daß das corpus juris in seinen Adern fließe, er war ein geborner Jurist, wenn auch kein studirter.

Gern ging ich auf die Wünsche meines Vaters ein; ich interessirte mich für die Jurisprudenz aus humanen Ideen, aus Schwärmerei für Menschenwohl und Menschenrecht. Meine Vorfahren hatten dagegen mehr die Gerichtssporteln, die Advocaturgebühren und die Magistratur berücksichtigt; sie waren rechtliche, bürgerliche Leute, hatten es sich jedoch zum festen Grundsatz gemacht, alle Vortheile von einer Wissenschaft zu ziehen, deren Erlernung sie auf der Universität so viel Geld gekostet hatte. Mit einem Worte, die Jurisprudenz war ihnen nie mehr gewesen, als den meisten Rechtsgelehrten, ein einträgliches Handwerk, das Gesetzbuch mochte häufig bei ihnen die Stelle des Herzens vertreten; die Menschheit sahen sie wohl nur in der Vogel-Perspective, und über die vielen juristischen Controversen, die ihr Nachdenken täglich in Anspruch nahmen, mochten sie schwerlich zur Prüfung humaner

Streitpunkte gelangen. Sie waren treue Diener des Staats, und führten vermuthlich alle Processe unentgeltlich, die ihnen durch das bestehende Armenrecht übertragen wurden.

Diese prosaische Seite des Rechts hätte mich schwerlich begeistern können; ich dachte an jene Lichtseite des corpus juris, als ich mich zum Studium der Jurisprudenz entschloß, an die Vertheidigung der Unschuld, an den Schutz der Menschheit. Die Gerechtigkeit malte ich mir im ideellen Gewande der Göttin, nicht im Amts-Ornate, mit dem Auspfänder und dem Henker in ihrem Gefolge, und an der Stelle, wo die Wahrheit thronen soll, eine gewandte Sophistik verbergend, die für einträglichen Lohn Cicero's Vorschrift befolgt: „in omni causa duas contrarias orationes explicari.“ Ich wußte damals noch nicht, daß es ein zwiefaches Gewissen gebe, ein Gewissen des Herzens und ein anderes des Magens. Wie gesagt, ich war in einer jugendlichen Begeisterung befangen, die nur auf die Rechnung meiner Unkunde socialer Verhältnisse gesetzt werden konnte.

Mein Vater war ein rechtschaffener, aber strenger Mann, mit allen Vorurtheilen der Bürgerlichkeit behaftet. Ich mußte jeden Sonntag die Kirche besuchen und das Theater wurde mir nur erschlossen, wenn Iffland's hausväterlicher Moral dargestellt wurde; denn der Poesie gestattete mein Vater keinen Einfluß auf meine Erziehung, es mußte ihr denn

die Abschreckungstheorie zum Grunde liegen. Deshalb war „der Spieler" sein Leibstück. Die „Räuber" dagegen waren eine verbotene Dichtung, weil die Reize der böhmischen Wälder zur Nachahmung verlocken konnten.

Wenn ich bei dem Allen frühzeitig eine Richtung erhielt, die über das Alltagsleben hinausführte, über das tägliche Brod der Schulerziehung, die Bröder'sche Grammatik und den Cornelius Nepos, die Exercitien und die Geschichte der Deutschen, von Kohlrausch, so verdanke ich solches wohl nur meiner Mutter. Sie war eine milde, sanfte Frau, mit jenem feinen Takt der Weiblichkeit, die das kindliche Gemüth zu behandeln weiß. Sie hatte viel gelesen, mehr noch im Stillleben ihrer Häuslichkeit erfahren; poetische Begeisterung ging früh von ihr auf mich über, die hehre, heilige Idee des Menschenrechts, wie sie sich in Schiller's Dichtungen spiegelt, befestigte sich in mir; ich war dabei lebenslustig, heiter und froh, aber leider auch — Schwärmer; denn ich lernte die Humanität nicht durch geregelte Erziehung kennen, (meine Mutter wurde hier von meinem Vater gehemmt) sondern nur durch die Poesie. Ich gewann sie in dem idealen Aufputz sehr lieb, der Marquis Posa entzückte mich, aber wenn Karl Moor declamirte: „Menschen, falsche, heuchlerische Krokodillenbrut", so gerieth ich in einen gelinden enthusiastischen Paroxysmus. Dieser Charakter war mir ein Beweis, daß es allerdings auch

in den böhmischen Wäldern und unter den Helden am Kreuzwege Seelenadel und Tugend geben könne. Mein Vater hatte somit vielleicht nicht Unrecht, die Räuber zu verpönen.

In der That, ich sehnte mich nach Freiheit und Abentheuer, und mein Großvater erzählte mir von seinen Universitätsjahren, den „fidelen Suiten", den humoristischen Ereignissen: wie man in Göttingen als Student lebe, wie wohnlich es auf dem Carcer der Georgia Augusta sei, wie man den Professoren die Fenster einwerfe, wie man dem „Pudel" eine Nase drehe und die „Schnurren" hänsele. Entzückende Aussichten für mich, der ich über jeden Schritt und Tritt meinem Vater Rechenschaft ablegen mußte und im Zwinger der väterlichen Gewalt von früh bis spät seufzte. Meine Sehnsucht war die Universität, und wenn jene theatralischen Gestalten, jene weiten Manchester-Hosen, mit breiten silbernen Streifen, jene hochrothen Mützen, jene gewaltigen Ziegenhainer, alle jene Mittelalterlichkeit des Studentenlebens, in der Ferienzeit von Göttingen und Jena in meine Vaterstadt kamen und Aller Augen auf sich zogen, konnte es fehlen, daß die Sehnsucht Leidenschaft wurde?

Es war mein fester Vorsatz, zu studiren, und zwar die Rechte. Einen Grund, weshalb ich mich von diesem Studium angezogen fühlte, hab' ich bereits oben genannt, ein anderer war der, daß sich der Ehrgeiz meiner bei Zeiten bemächtigte. Die

Rechtswissenschaft erschloß mir eine weite Lebensbahn, mit unzähligen Seitenwegen, die alle zu Ruhm und Ehre führen konnten, vom Advocaten bis zum Minister. Und dann der Ruf eines berühmten Anwaltes. Konnte es mir nicht gelingen, einen Unschuldigen vom Tode zu retten, oder überhaupt zur Abschaffung der Todesstrafe beizutragen? Die Theologie hat es nur mit der ewigen Wohlfahrt des Menschen zu thun, die Jurisprudenz regulirt seine zeitliche: ein Grund, weshalb ich wenig auf den Wunsch meiner Mutter achtete, die mich lieber auf der Kanzel, oder dem pädagogischen Lehrstuhl gesehen hätte. Wer das zeitliche Glück des Menschen rettet, das Leben des Mörders, den werden beifälligere Acclamationen begrüßen, als jenen, der seinen unsterblichen Theil zu bewahren sucht. Diese oberflächlichen Raisonnements der Eitelkeit behaupteten ihren Platz neben edleren Motiven.

Gott weiß es, die meisten deutschen Schulen sind mit Philologie genügend versehen; man hat hier allenthalben für die Grammatik und den Syntax Sorge getragen, man trocknet das Leben der Alten aus, und benutzt die Poesie Griechenland's und die Geschichte Rom's zu Sprachstudien; aber der Geist sitzt sich Schwülen auf diesen harten Schulbänken, das Leben verstummt, diesen einförmigen pädagogischen Gesichtern gegenüber, die von Homer, von Aeschylus und Euripides die Form abschöpfen, die in Tacitus den Styl und in Livius die Genauigkeit

bewundern, denen die Eleganz der Sprache das Einzige ist, was die Nachwelt an diesen großen geistigen Vermächtnissen zu beachten hat. Auch ich kann nicht umhin, der dürren Schulerziehung meiner Jugend zu erwähnen. In Tertia schrieb ich exercitia extemporalia über die Bröder'sche Grammatik; in Secunda lernte ich Ciceronis orationes auswendig; in Prima wurde die Ilyade zu deutscher Prosa erniedrigt. Wahrhaftig! die Gelehrtenschule, aus welcher ich den Sprung zur Universität machen mußte, war im engsten Sinne des Worts eine Weinkelter seltsamer Art: die alten Schriftsteller glichen Weintrauben, die mit den Füßen gekeltert wurden, daß der Wein auf dem Fußboden der Schulstube umherfloß, während wir Schüler uns an der Schaale erquicken mußten. Es war eine Schulweise zum Erbarmen.

Nichts macht einen übleren Eindruck auf den Schüler, als wenn der Lehrer, bei großer geistiger Schwäche, auch noch an physischen Gebrechen leidet, die der freien Ausübung seines Lehramts entgegentreten. Der Rector der Gelehrtenschule meiner Vaterstadt stammelte und litt am Speichelfluß; die Herameter Homers holperten mühsam über seine Sprachorgane, sein Vortrag war eine Tortur der Euphonie, eine Kreuzigung der Poesie. Dabei mußte er bei jeder Zeile ausspucken, während sein Mund, beim Vorlesen, einer sprudelnden Fontaine glich. Es war nicht möglich, an diesem Unterricht

Interesse zu nehmen. Und doch stellte er sich stets obenan. Während in den unteren Klassen häufig beredte Leute docirten, mußte man in der ersten Klasse die Schwächen des Rectors ertragen. Wie froh waren wir, wenn die Stunde der Erlösung schlug, die Stunde der Kreuzesabnahme eines Tacitus, Virgil's, Aeschylus und Horaz. Alle diese Schriftsteller hatte der Rector in Beschlag genommen.

Unter solchen Verhältnissen war meine Erziehung kein Ganzes, sondern Stückwerk, Fragmente der Poesie und der hausbackensten Prosa. Mein Vater war Geschäftsmann, er hatte die alte gute Sitte als heiliges Vermächtniß von seinen Vorfahren übernommen, sie war ihm Gesetz; meine Mutter, eine feine, gebildete Frau, lebte weniger in der Vergangenheit, ihr scharfer Ueberblick ließ sie die Gegenwart erkennen, die Zukunft ahnen, nicht bloß die Erfahrung, sondern auch die Idee leitete sie. Freilich war von beiden entgegengesetzten Polen nur meine Mutter für mich von Anziehungskraft; aber die väterliche Gewalt machte sich doch auch geltend. Und dann war mein Schulunterricht — wie ich ihn eben beschrieben — wohl nicht geeignet, eine feste Charakter- und Geistes-Grundlage in mir zu bewirken. Als die Zeit der Beendigung meiner Schulstudien herannahte, wo ich den ersten Schritt in die Lebenswirren thun sollte, befand ich mich in jenem Zustande der Uneinigkeit mit mir selbst, der eine Folge einer zerrissenen Erziehung

ist. Das sind in der Kürze meine häuslichen Verhältnisse, meine Schuljahre, die Motive, die mich zum Studium der Jurisprudenz führten. Im Uebrigen flossen die beiden ersten Decennien meines Lebens in ziemlicher Einförmigkeit dahin.

II.

Mit dem Maturitäts-Zeugniß versehen, bezog ich die Universität Göttingen.

Göttingen war die besuchteste deutsche Universität. Man hielt große Stücke auf die dortige Bibliothek und die gelehrten Häupter der Georgia Augusta, man war der Meinung, daß keine deutsche Universität so eben und plan mit alter legitimer Gelehrsamkeit gepflastert sei, als Göttingen. Und die Göttinger Bibliothek war immer die größte in Deutschland. Dabei ließen sich die meisten Juristen in Göttingen zu Doctores utriusque juris promoviren, und zwar vorzugsweise von jenem Professor, der das Gute hatte, daß unter seinem Decanat Keiner durchs Doctor-Examen fiel. Er war ein Lebemann; wer nicht cum laude promovirt werden konnte, der wurde legitime promovirt. Die Promotionsgebühren blieben ja in allen Fällen dieselben. Creditirt wurden dieselben unter keiner Bedingung; waren sie indeß einmal erlegt, so sprach der Decan die gewichtigen Worte: „Ego te, Virum praenobilissimum, doctorem creo, creavi, creatum nuncio et ab omnibus talem haberi volo“ unerbittlich

über den Doctoranden aus, ohne andere Rücksichten auf die Themis im Siegel der Juristenfacultät zu nehmen, als die, daß sie blind sei.

Also Göttingen war eine sehr besuchte Universität. Die gelehrten Notabilitäten mit dem Guelfenorden zogen jährlich im Durchschnitt fünfzehnhundert hoffnungsvolle und hoffnungslose Söhne nach Göttingen, die, je nachdem sie Grafen oder Nicht-Grafen waren, an dem Grafentisch, oder unter der Bourgeoisie ihren Platz im Colleg fanden.

Auch ich wurde aus dem Grunde, weil es nirgends mehr Bücher und Gelehrte gäbe, dorthin geschickt. Zudem hatten alle meine Vorfahren in Göttingen studirt, und man wußte allgemein in meiner Vaterstadt, daß Blumenbach einmal einen Brief erhalten habe, auf welchem nur die Worte standen: Blumenbach in Europa, ohne Göttingen, ohne Straße und Hausnummer. Auch dieser Umstand gab der Georgia Augusta große Celebrität in den Augen meines Vaters.

Ich kam aus dem südlichen Deutschland in das Königreich Hannover, das eigentlich nur durch drei Dinge in Europa berühmt geworden ist: durch die Lüneburger Heide, den Adel und die Universität Göttingen. Man hatte mir gesagt, daß Göttingen gewissermaßen die Schwelle zum Moor- und Heideland des Nordens sei, das letzte Auflodern der südlichen Romantik, die hier immer mehr in die Prosa des Flachlandes überfließe. Das fand ich

allerdings bestätigt; aber in Münden, dem ersten hannöver'schen Grenzort, scheint sich die Natur noch einmal recht zusammen nehmen zu wollen; an dem Zusammenfluß der Werra und Fulda ruhet die Poesie en miniature auf den Bergen und an den Ufern der beiden Flüsse, es scheint, als wolle sie nicht weiter, nicht hinab in die öden einförmigen Thäler; sie hat nur einige Vorposten nach Göttingen gesendet, die sich an die Gleichen lehnen, die Plesse, den Hardenberg, verlorene Posten gewissermaßen, die seltsam mit dem ehrwürdigen, kahlen, steinigen Heinberg contrastiren, der, wie ein großer Katheder die Universität überragt, spärlich mit Gras bewachsen. Gleicht er nicht einem alten gelehrten Professor-Haupte?

In Münden, bei jenem Gastwirth, den die Studenten gewöhnlich „Prello" nannten, wurde mir der erste Vorgeschmack des Universitätslebens. In der Wirthsstube hielten ein paar gewaltige „Kanonen" mit schweren, zweipfündigen Sporen Mittagsruhe, leere Weinflaschen vor ihnen, schnarchende Doggen zu ihren Füßen. Diese Herren waren für ihre Stiefeln zu klein; sie hatten die Mütze über das Gesicht gezogen, um gegen die Fliegen geschützt zu sein, es war mir nicht vergönnt, ihre Persönlichkeit in Augenschein zu nehmen, ich benenne sie nach der alten Regel: pars pro toto. Wir „Füchse," denn ich reiste in Begleitung dreier Landsleute, die gleich mir nach dem

hannöver'schen Delphi wallfahrteten, entsetzten uns nicht wenig vor der kühnen Gruppe. Ich dachte an die böhmischen Wälder; aber der Kellner belehrte uns alsbald, die Herren seien Studenten aus Göttingen. Ehrfurchtsvoll zogen wir uns zurück, um sie nicht in ihrer Mittagsruhe zu stören. Konnten es nicht „bemooste Häupter" sein? Mein Großvater hatte mir großen Respect vor der Rangordnung der Studenten eingeflößt. Ich rauchte damals noch keinen Taback und alle Schreckniſſe des Fuchslebens, die in dem Liede: „Was kömmt dort von der Höh'?" so lebendig und mit so grellen Farben geſchildert ſind, erfüllten meine Seele. Ich trällerte — aber nur in Gedanken — die Strophe:

„Raucht auch der Fuchs Taback?
Raucht auch der lederne Fuchs Taback?"

und ſchaute mit Entſetzen auf die langen, bequaſteten Pfeifen und die gewaltigen Tabacksbeutel. In der That, es gibt nichts Angſterregenderes, als das erſte Entrée in das Studentenleben aus den geregelten häuslichen Verhältniſſen. Wenn ein Reiſender die Linie paſſirt und von den Matroſen mit der Taufe bewillkommnet wird, ſo kann ihm nicht trübſeliger zu Muthe ſein, als einem Mutterſöhnchen, das von dem „Comment" in Empfang genommen wird.

Glücklicherweiſe ſchliefen die Beiden einen geſegneten Schlaf; nur ihre Hunde ſchnupperten an

unserem Mittagsessen herum, das wir redlich mit ihnen theilten, aus lauter Devotion vor ihren Herren, und damit sie ruhig sein möchten.

Wir fuhren in Frieden weiter und wurden von unseren Landsleuten am Thore begrüßt, die Gnade vor Recht ergehen ließen, indem sie uns nicht sofort Unterricht im „Comment" ertheilten und die gewöhnliche Execution vollzogen, zu welcher ihnen dieser Befugniß gibt.

III.

Alle jene Rauch-, Sauf- und Commers-Tentamina wurden glücklich überstanden; ich wurde bald im „Comment" einheimisch und erhaben über die mütterlichen Ermahnungen, sorgfältig Haus zu halten und Buch und Rechnung zu führen, indem ich sie mit jenen ritterlichen Grundsätzen vertauschte, die einem „ausgepichten" Trinker und einem tüchtigen Schläger den Lorbeer zuerkennen. Ich wurde ein „forscher Bursch", der alle Hänseleien, die er als „Fuchs" und „Brander" hatte erdulden müssen, durch die Wiedervergeltung compensirte.

Die „fidelen Suiten" des Universitätslebens nehmen sich am besten auf der Universität selbst aus; jene „Paukereien", „Commerse" u. s. w. eignen sich nicht für die Literatur. Aber man vergißt die Universitätszeit, die Zeit der frischgrünen Hoffnung und der ungetheilten Interessen nicht leicht; die einzelnen Vorfälle des Universitäts-Triennium's

drängen sich auch in späteren Jahren vor unsere Blicke. Wir leben gern in der Erinnerung an die lustigen Abentheuer und Heldenthaten einer mittelalterlichen Zeit, als wir Mitglieder der „Saronia", „Borussia", „Hassia", „Gunstphalia", oder wohl gar der „Vandalia" waren und auf dem Rischenkrug, oder der Rasenmühle uns ritterlich „paukten", im Ulrich'schen Saale den „Landesvater" ertönen liessen und „übervoll" auf Heu und Stroh in die „Todtenkammer" gebettet wurden. Diese Ereignisse dienen höchstens dazu, die Gegenwart im Kreise alter Universitätsfreunde aufzufrischen, indem sie die heiteren, ungetrübten Stunden der Vergangenheit wieder flott machen. Aber in meinem Album der Georgia Augusta befinden sich einige Seiten, die von umfassenderem Interesse sind.

Vielleicht erinnert man sich eines Steckbriefes, der, im Jahre 1826, von Prorector und Senat der Georgia Augusta gegen den Studiosus juris K..... erlassen wurde. Er muß sich in einer Nummer des Hamburger Correspondenten von 1826 vorfinden. K..... hatte den Lieutenant von M..... im Pistolenduell auf den Tod verwundet. Secundant und Zeuge waren die Studiosen Graf D..., aus Stuttgart, und P....., aus Mecklenburg. Den Officier secundirte ein Kamerad, der in demselben Uhlanen-Regimente stand, in welchem jener diente. Ich, nebst mehren andern Göttinger Studenten, war Zuschauer des blutigen Ereignisses; denn man pflegt

den Zweikampf auf Universitäten als gladiatorische Feierlichkeit zu begehen. Im Duell auf den Hieb schlägt man sich sogar unter Vorsitz eines Kampfrichters, der mit dem Zollmaß zur Seite steht. Die Wunde, aus welchem die blutige Satisfaction fließt, muß wenigstens einen Zoll lang sein und klaffen.

Die Officiere hatten die Pistolen mit Trauerflor umwunden; von Seiten der Studenten spöttelte man über diesen melancholischen Pomp, der sobald in Ernst verkehrt wurde.

Was war die Ursache dieses Zweikampf's? Man hatte sich auf der Straße gerannt. Herr von M..... wollte die gewöhnliche Waffe, den Schläger, mittelst welcher in Göttingen Satisfaction ertheilt wird, nicht annehmen, er bestand auf Pistolen. K..... hielt es für Feigheit, sich auf den „Comment" zu berufen; zudem war er ein guter Schütze.

Man schoß sich acht Schritte barrière; man wechselte zwei Kugeln. K..... wollte nicht blutigen Ernst, er schoß sofort nach dem Commando-Wort: „Marsch!" und — vorbei. Der Officier avancirte einige Schritte und — fehlte. Man wollte bemerkt haben, er habe nicht absichtlich gefehlt. Der zweite Gang wurde gemacht; K..... wollte sich sicher stellen, er schoß, wie beim ersten Gange, bevor der Officier zum Schuß kam; aber er fehlte nicht, er wollte nicht fehlen, seine Kugel traf fast das Herz des Gegners. Dieser avancirte taumelnd einige Schritte, seine Beine versagten ihm den Dienst, seine Kniee knick-

ten, er sank zusammen. Die Wunde wurde sofort für tödtlich erklärt, da die Kugel die edelsten Theile verletzt haben mochte.

R..... schickte sich rasch zur Flucht an, und es erfolgte, was bekannt ist.

Der Verwundete wurde jedoch, nachdem sein Zustand lange zweifelhaft blieb, später durch die Kunst der Aerzte gerettet.

Was geschah mit R.....? Er eilte nach Hamburg. Hier verbarg er sich einige Zeit. Ich traf ihn daselbst kurz nach Pfingsten 1826 im Alster-Pavillon. Er sagte mir, er wolle nach Griechenland; denn R.....'s Genesung war damals noch nicht entschieden. Ich meinerseits warnte ihn, sich vorzusehen; die hannöver'sche Gesandtschaft in Hamburg wußte um seinen Aufenthalt und sein Gegner gehörte einer angesehenen hannöver'schen Familie an; man war nahe daran, ihn aufzuheben. Er verließ Hamburg noch an demselben Tage.

Was ist aus ihm geworden? Man fand seine Leiche auf der Insel Rügen, in der Nähe von Stubbenkammer, ohne Verletzung, ohne Spur eines gewaltsamen Todes. Und doch soll er eines solchen gestorben sein. Näher Unterrichtete wollen wissen, der Studiosus juris R..... sei Hungers gestorben. Ich meinestheils unternehme es nicht, diese etwas gewagte Hypothese für zuverlässig zu erklären; ich glaube, er starb am Elend, am moralischen mehr, als am physischen.

* * *

K..... war eine jener seltsamen Eigenthümlichkeiten, die sich nicht in die socialen Verhältnisse fügen, die sich ihnen gern entziehen und dem ungebundenen, freien Leben außer der Gesellschaft huldigen, ein junger Mann, der Abentheuer liebte. Und es läßt sich nicht läugnen, die Universitäten mit ihren mannigfachen Isolirungen und Absperrungen vom Staatskörper, dem sie Kräfte und Mittel bieten sollen, ihrer privilegirten Gerichtsbarkeit, ihrer eigenen Polizei, begünstigen die unsocialen Verhältnisse unter den Studirenden. Im Jahre 1826, wie überhaupt vor dem Ausbruch der Julius-Revolution, fand auf den meisten deutschen Universitäten durchaus nicht eine strenge Controle statt, die die Gesellschaft stets vor Augen hat. K..... gehörte zu jenen, die der allgemeinen Zerrissenheit als Opfer fielen. Ich könnte deren mehre namhaft machen, die von dem jähen Sprunge aus dem Universitätsleben in die Gesellschaft erlagen, mehre, die später, inmitten der Gesellschaft, an der Universitätszeit starben. Der ésprit de corps, der sich nur auf die mittelalterlichen Tendenzen der „Landsmannschaften" ausdehnte, war nicht weniger gefährlich, als jener, der sich über politische Verhältnisse verbreitete. Die „Landsmannschaften" wurden häufig von dem Staate als Spielereien betrachtet, während man die „Burschenschaft", mit Recht, als gefahrdrohend für den Staat ansah. Aber jene wurden der Gesellschaft überhaupt gefährlich, indem sie die Grundsätze des Faustrechts

und der rohen, brutalen Willkür ſanctionirten und Partheiungen in's Leben riefen, die mit dem Beſtand der Geſellſchaft durchaus unverträglich waren, weil ſie einen rohen mittelalterlichen point d'honneur veranlaßten, der den Zweikampf nicht als Reſultat des Begriffs von Ehre, ſondern die Ehre als Reſultat des Zweikampfs hinſtellte. Welches Mitglied einer Landsmannſchaft hätte es gewagt, ein angebotenes Duell auszuſchlagen, oder dabei nach Motiven zu fragen? Man ſchlug ſich zum Vergnügen; es gab, inmitten moderner Civiliſation, inmitten geregelter ſocialer Verhältniſſe, Turniere auf Leben und Tod. Es war verboten, ſich zu ſchlagen, aber man duldete den Zweikampf als nothwendiges Uebel.

Ich halte freilich dafür, daß ſich dieſer Krebsſchaden der Geſellſchaft nur durch die öffentliche Meinung heilen laſſe; die Geſetze reichen hier nicht aus. Aber die öffentliche Meinung — wiewohl ſie dem Duell im Allgemeinen nicht entgegenſteht, — verwirft es doch jedenfalls als barbariſche Spielerei, und als ſolche ſtellt es ſich auf Univerſitäten meiſtens dar. Man beleidigt ſich, um ſich zu ſchlagen. Hier gewahrt man keine Spur von Motiven, keine Idee von Ehre. Junge Leute, die den Werth des Lebens nicht kennen, weil ihr Leben bis jetzt noch für den Staat und die Geſellſchaft ohne reelle Bedeutung iſt, ſetzen ihr Ich leichtſinnig an einen Zeitvertreib auf Leben und Tod. Hier könnten die Geſetze die öffentliche Meinung unterſtützen.

Ich komme auf K..... zurück. Er hinterließ eine alte trostlose Mutter, die ihn voll inniger Hoffnung zur Universität entlassen, die ihn nicht wiedersah, der nichts blieb, als das Andenken an jenen fürchterlichen Tod des Sohnes.

K..... kam, ohne eine Idee von der Gesellschaft zu haben, nach Göttingen; er hörte trockene Professoren über Brodwissenschaften lesen, er wandte sich von der Prosa zur Poesie; denn es läßt sich nicht läugnen, das Studentenleben bot zu meiner Zeit viel Mittelalterliches, es neigte sich zur Romantik, und Laube hat nicht Unrecht, die Studenten die letzten deutschen Ritter zu nennen. Schon die „Landsmannschaften" glichen Ritterorden, nur daß hier kein Gebot der Keuschheit und Mäßigkeit vorlag, sondern Bier, „Paukereien," Commerse, mit einem Worte „fidele Suiten." Es lebte sich in Göttingen eben so gut, wie in den Spieß'schen Romanen: volle Humpen, Lanzenbrechen, selbst kleine Weglagerungen verschafften dem Studenten Erholung von den Pandekten Göschen's und dem Kirchenrechte. K..... aber richteten diese Dinge zu Grunde; sie wurden ihm zuerst Gewohnheit, später Krankheit, auf Rügen Tod; denn er konnte sie nicht mehr entbehren.

K..... hatte alle Anlagen, einst eine höhere Stellung im Staate einzunehmen, er hatte Talent, Aufrichtigkeit; Treue, Muth, Begeisterung für das Edle und Schöne waren sein Charakter. Er ver-

fiel mit allen Vorzügen seines Geistes der kleinen erbärmlichen Weise des Universitätslebens; es war sein Höchstes, romantisch-abentheuerlich in den Tag hinein zu leben. Er mußte an diesem Leben sterben, als er demselben so plötzlich entrückt wurde.

Dieser Vorfall, der zu den wenigen hervorragenden meines Universitätslebens gehört, hat einen tiefen Eindruck in mir hinterlassen. Ich meine, es lasse sich möglich machen, daß der Barbarismus der Universitäten, an welchem so viele Talente scheitern, einem geistigeren Streben weiche. Wenn die Regierungen zu dem Ende die Universitäten in ein Verhältniß zum Staate zu bringen suchen, so ist dagegen wenig einzuwenden. Aber die Form und die Polizei sind hier keine Wesentlichkeiten. Mit einem Worte, man muß für eine innere Organisation der Universitäten sorgen, um das Leben der Studirenden mit dem Leben im Staate in Einklang zu bringen und vorzugsweise dem Geiste Beschäftigung zu geben.

Eine geistige Richtung des Studentenlebens ließe sich vielleicht zuerst durch freie Collegia herausstellen. Das Honorar hält viele ab, andere Collegia zu besuchen, als die, in welchen ihre Brodwissenschaften gelehrt werden. Ständen den Studenten alle Collegia offen, so würde die universelle Bildung gefördert und der Studirende über ein handwerksmäßiges Studium erhaben werden. Und dann bedarf ein guter Advocat, ein haus-

backener Rechtsgelehrte der Universität? Ein Pandektenheft von Thibaut, ein Heft des Kirchenrechts von Eichhorn, ein Heft Mittermaier'schen Criminalrechts kann man sehr wohl zu Hause studiren. Gibt es nicht viele Studenten, die das gesetzliche triennium nur als „ein freies Leben führen wir" betrachten, um später, im sogenannten Philisterium sich erst für das Examen der Göttin Themis auszurüsten? Gebt den Professoren Gehalt und laßt sie, wie in Frankreich, unentgeltlich lesen, Ihr werdet dadurch ein reges geistiges Leben wecken; Ihr werdet die Professoren und die Wissenschaften unabhängig hinstellen, den Barbarismus austreiben.

Weiter sorge man für eine größere Thätigkeit der Studirenden; man entreiße sie der Passivität, indem die Professoren den Vorlesungen eine dialogische Form geben. Dadurch wird Leben auf dem Katheder und unter den Studirenden entstehen. In diesem Falle kann man die Preisschriften sehr wohl eingehen lassen, die nie eine allgemeine Theilnahme finden.

Die Bibliotheken sind die Paradepferde der Universitäten; indeß was nützen diese todten Monumente der Gelehrsamkeit einer Jugend, die einen lebendigen Impuls verlangt? Deßhalb sorge man für Leben mehr auf den Kathedern, als für Autoritäten, bei denen die Studenten häufig einschlafen. Das todte Wort ist ohne Eindruck, nicht die Bücher

ſollen uns Leben lehren, das Leben ſoll uns Bücher lehren.

Ich will meine literariſchen Andeutungen nicht weiter ausſpinnen; aber zugeben wird man mir doch, daß jene büchergelehrte Weisheit der Univerſitäten, die ein halbes Dutzend wiſſenſchaftliche Societäten und Akademieen in ihrem Wappenſchilde führt, wenig geeignet iſt, eine Jugend zu feſſeln, der die hoffnungblühende Gegenwart näher liegt, als die gelehrte eingeſalzene Vergangenheit. Welche mächtige Anziehungskraft übt Blumenbach aus, weil er, der allwiſſende Naturforſcher, täglich eingeſteht, daß er eigentlich gar Nichts wiſſe, daß das Leben allein ſtete Belehrung biete, daß die Autoritäten die größten Betrüger ſeien. Blumenbach unterhält ſich mit ſeinen Zuhörern, ihm gilt das: „docendo discimus.“ Freilich unterliegt die Naturgeſchichte keiner Cenſur, hier kann eine freie Preſſe walten.

K....., der Juriſt, hatte ſich während ſeiner Univerſitätszeit wenig um die Jurisprudenz bekümmert; es wäre für ihn wirklich beſſer geweſen, er hätte die Geſetze zu Hauſe auswendig gelernt, er hätte Eichhorn, Thibaut, Mittermaier, Göſchen memorirt; er würde es dann zu Etwas habe bringen können, wenigſtens zu einem Advocaten. So aber mußte er am Elend ſterben; ſeine jugendliche Begeiſterung verfaulte im Studentenleben, in dem rohen Materialismus des „Comments;“ denn die Gelehrſamkeit der Georgia Auguſta iſt ſehr eng-

herzig, sie thut nur ihre Pflicht, sie lehrt in den Collegien, was sie in den Lections-Catalogen versprochen hat.

So wird es denn dahin kommen, daß jene Universitäten, die wenigstens durch ihre localen Verhältnisse eine größere Mannigfaltigkeit von Kunst und Wissenschaft bieten, den Vorzug vor Göttingen und so manchen kleinen Landstädten erhalten, in welchen man, um ihren materiellen Wohlstand zu heben, Universitäten errichtet und sie gleichsam zu gelehrten Magazinen gemacht hat. Sie hauptsächlich waren der Sitz jenes burschikosen Barbarismus, der eine natürliche Folge der Langeweile der Studenten war, [illegible] aber jetzt — außer vom Staate — auch von der neuen Richtung des Zeitgeistes verworfen wird, welcher heut zu Tage die Eleganz liebt und nicht mehr in Kanonen und mit der Hetzpeitsche einhergeht, sondern enchapeaubas und escarpins und höchst civilisirt.

IV.

Das Hasardspiel war in Göttingen streng verboten, aber das Schauspiel ebenfalls. Man hatte nur für Langeweile gesorgt, wohin ich die thés-dansants der Professoren vorzugsweise zähle; denn wer hier nicht tanzen wollte, der mußte sich im Nebenzimmer an den Wein halten. Im eigentlichen Salon ging es steif professorlich zu, man unterhielt sich mit den Töchtern der Göttinger Gelehrsamkeit, den Claquehut unter'm Arm; während

im Nebenzimmer der Wirthshäuſer herrſchte und die Trunkenheit.

Es konnte nicht fehlen, die Studenten ſehnten ſich nach Abwechſelung, und wenn die Wechſel anlamen, ſpielte man im Ulrich'ſchen Garten „Landsknecht," ein Spiel, von welchem ein erfahrener Spieler behauptete, „es komme ſofort nach dem Stehlen." Ich weiß nur ſo viel, daß an dieſem Spiele häufig die Gläubiger Schiffbruch litten, und eine Geſchichte kann ich davon erzählen, die noch troſtloſer iſt, als die von K....., der auf Rügen an der Univerſität ſtarb. Ernſt v. H... ſtarb am Spiel, an jenem entſetzlichen „Landsknecht," er ſtarb, nach wohlbenutzter Univerſitätszeit, wiſſenſchaftlich gebildet, im Vorgrund einer ſchönen Lebensausſicht, in der Perſpective vielleicht ein Miniſter-Portefeuille erblickend; denn v. H... gehörte Einer der erſten Familien Curlands an.

Man weiß, was auf Univerſitäten das Ehrenwort bedeutet. Wer es nicht weiß, der laſſe es ſich geſagt ſein, es iſt eine Angelobung auf Leben und Tod. Wird es nicht zur Stunde eingelöſt, ſo iſt der Schuldner moraliſch dem Gläubiger verfallen. Dieſer kann ſich nur an die öffentliche Meinung wenden, um den Verruf und die daraus reſultirende Entehrung des Betreffenden zu bewirken. Wie Viele habe ich kennen lernen, die, nach Ablauf der Univerſitätszeit, ſich dem ſchandbarſten Leben ergaben, aber als Studenten mit ängſtlicher

Pünktlichkeit auf die Wahrung des Ehrenworts hielten. Ein Beweis, daß dem Studentenleben überhaupt leicht eine moralische Richtung zu geben ist, wenn man es nur erst auf Ideen und sittliche Principien zurückzuführen sucht.

v. H... war ein zügelloser Spieler; er hatte einen guten Wechsel von Hause und einen ziemlich unbeschränkten Credit; denn man war in Betreff etwaiger Schulden sicher, weil v. H... auch ein reicher Erbe war. Somit ließ man ihn in Gottes Namen das Schulden-Edict überschreiten; selbst die Pfandleiher, denen keine Klage zustand, liehen ihm gern, versteht sich zu hohen Zinsen.

Es war großes Spiel im Salon des Ulrich'schen Gartens; die Kellner waren als Vorposten gegen die „Schnurren" ausgestellt, die häufig einen unvermutheten Angriff unternahmen und Spiel und Geld in solchen Fällen aufhoben, die Spieler aber dem Universitäts-Gericht überlieferten. Man spielte „Landsknecht," jenes Spiel, das die Periode bezeichnet, wo das Ritterthum den Söldnern wich, das den Lanzenknechten Georg Frundsbergs zur Unterhaltung diente — also eine edle Erholung der Musensöhne, ein Beweis, daß man wenigstens einigermaßen über das Mittelalter hinweg war. Auch ich spielte mit, wie ich denn nicht läugnen kann, daß ich, ohngeachtet ich mich nicht bloß Studirens halber in Göttingen aufhielt, und mich alles Ernstes zu dem examen rigorosum meines Vater-

landes rüſtete, dennoch nicht leicht jene Dinge mied, die bei Leibe nicht in meinem Studien-Zeugniß hätten verzeichnet werden dürfen. Auch v. H... ſpielte und zwar hitziger, als je. Er verlor über 20 Louisd'or, theils baar, theils auf Credit, den man ihm auch hier gern zugeſtand. Das Spiel wurde nach Mitternacht aufgehoben. v. H... war verſtört und bleich. Ich ſchrieb das der Spannung zu; denn der Verluſt konnte ihn weniger kümmern, als einen Andern, weil er nicht wohl in Geld-Verlegenheit kommen konnte und am Ende auch gegen Gewiſſensbiſſe, die die Studentenſprache, welche immer ironiſch iſt, einen moraliſchen Katzenjammer heißt, durch ſeine pecuniären Verhältniſſe geſichert war. Was konnte einen reichen curländiſchen Edelmann der Verluſt von 20 Louisd'or kümmern. Eine momentane Gêne erregt keinen Gram und v. H... war zudem heiter und aufgeweckt und ſein Wahlſpruch: „gaudeamus igitur.“

Allein dieſer unbedeutende Vorfall richtete v. H... zu Grunde. Er hatte das zum Spiel nöthige Geld bei einem Wucherer geliehen und ſein ſchriftliches Ehrenwort gegeben, das Darlehn am nächſten Tage zurückzuerſtatten. Es war eine leichtſinnige Anleihe, mit einem tragiſchen Hintergrund. v. H... konnte am nächſten Tage ſein Ehrenwort nicht einlöſen. Was half ihm Adel und Reichthum; was half ihm das heilige Verſprechen, er wolle in einigen Tagen zahlen. Der Gläubiger war wegen ſeiner

Forderung sicher, er war davon überzeugt, aber — er bestand hartnäckig auf die Einlösung des Ehrenworts. v. H... war in Verzweiflung, theilte sich aber Niemanden mit, denn schon die leichtsinnige ehrenwörtliche Verbriefung, ohne Gewißheit, daß er sie erfüllen könne, würde seinem Rufe geschadet haben. In der That! die öffentliche Meinung ist auf Universitäten ein unerbittliches Forum; man fürchtet sie mehr, als Prorector und Senat. Wär' es nicht wünschenswerth, sie von dem Barbarismus des Studentenlebens auf andere Gegenstände zu leiten?

v. H... half sich auf eine entsetzliche Weise; denn sein Gläubiger hatte es auf Rache abgesehen. v. H... hatte ihn einst in trunkenem Uebermuth thätlich gemißhandelt; nur, unter Berücksichtigung dieses Umstandes, der längst von dem Studenten vergessen war, hatte v. H... das Geld erhalten. Man wußte, er würde sein Ehrenwort nicht einlösen können. Die in Göttingen studirt haben, werden sich wundern, daß in einem Göttinger Philister so viel Shylok-Natur anzutreffen war. Allein der Jude, dessen Name mir entfallen, der aber auf der Weenderstraße wohnte, erklärte dem verzweifelnden Schuldner, wenn er nicht bis zum Abend gezahlt habe, so bleibe nichts übrig, als den Vorfall zu veröffentlichen. v. H... bat und drohete, allein der Jude blieb ruhig und provocirte mit dem kalten gleichgültigen Hohn, der diesen Leuten eigen ist, auf seinen Schein.

Am Nachmittag des verhängnißvollen Tages besuchte ich meinen Freund. Ich traf ihn in einem gepeinigten Zustande, dessen Motive ich mir nicht erklären konnte. Ich ließ es mir angelegen sein, ihn zu zerstreuen; allein meine Bemühungen fruchteten nichts und auf specielle Untersuchungen seiner Lage konnte ich nicht eingehen, weil die Curländer in solchen Fällen etwas Schroffes, Abstoßendes haben. Der adelige Stolz entdeckt sich nicht gern.

v. H... half sich wirklich auf eine entsetzliche Weise. Alle Versuche, der nöthigen Summe zur Befriedigung seines hartherzigen Gläubigers habhaft zu werden, mußten fehlgeschlagen sein. Tags darauf erfuhr ich, er sei verhaftet worden, indem sein Hausherr ihn des Diebstahls angeklagt. Leider könne man nicht an der Rechtlichkeit der Klage zweifeln; v. H... sei auf offener That ertappt worden. Ich traute meinen Ohren kaum, als die Aufwärterin v. H...'s mir dieses schauderhafte Ereigniß mittheilte; aber meine und des Verhafteten Freunde benahmen mir sofort alle Zweifel, indem sie mich von den näheren Details in Kenntniß setzten. Der Grund des Verbrechens war uns Allen unbekannt, vergebens beschäftigten wir uns mit der Erklärung desselben.

Natürlich machte dieser Vorfall ungeheueres Aufsehen; v. H... war in die ersten Cirkel eingeführt, er hatte den Ton auf den Bällen und thés-dansants angegeben, die Damen hatten ihn für den fashion-

ablesten Studenten erklärt, für den liebenswürdigsten Gesellschafter; seine Familienverhältnisse waren bekannt und er hatte — gestohlen.

Kaum nachdem die Verhaftnahme bekannt geworden war, trat auch jener Jude mit seiner Schuldverschreibung hervor. Er wußte, wie wenig er von einer gerichtlichen Klage erwarten konnte, und wandte sich deshalb an das Ehrengericht der öffentlichen Meinung. Der versammelte Senioren-Convent sollte entscheiden. Vorerst wurde in aller Stille der Verruf über v. H... ausgesprochen. Es ist das eine Achtserklärung der Studirenden, die, so streng sie auch durch die Universitäts-Gesetze verpönt ist, doch nicht beseitigt werden kann.

Freilich wurde mir und den anderen Freunden v. H...'s nun Manches klar; aber dieser war den Gesetzen der Ehre verfallen. Die Nemesis der öffentlichen Meinung der Studirenden kennt keine Milderungsgründe. Als später die Gerichte solche in Anwendung brachten und die relegatio cum infamia nicht eintreten ließen, sondern den Unglücklichen einfach von der Universität Göttingen in perpetuum verbannten, ohne öffentlichen Anschlag, ohne Mittheilung des Urtheils an andere Universitäten, war dennoch sein Loos bereits entschieden, auch sein zukünftiges. Die Landesregierung v. H...'s mußte natürlich von dem Vorgang der Sache unterrichtet werden; ihm blieb keine Aussicht zur Rückkehr in sein Vaterland, die infamia facti lastete zu schwer

auf ihm. Ein in seinen Ursprünglichkeiten so unbedeutender Vorfall wurde der moralische Tod eines sonst braven jungen Mannes, der dem Augenblick als Opfer verfiel.

v. H... verließ Göttingen, ohne daß Einer von uns ihm den Abschiedsgruß gab. Der „Comment" gestattete das nicht, so sehr auch das Freundesherz für ihn sprach. Er hatte seinen Richtern erklärt, wie er, um den Folgen eines Bruches des Ehrenworts zu entgehen, zu jenem Vergehen gegriffen, das er ja mit so leichter Mühe und in kurzer Zeit wieder habe tilgen können. Er hatte Zutritt bei seinem Hauswirth und benutzte den offenstehenden Schreibpult zur Abhülfe seiner Noth, als jener auf einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte.

Seitdem hab' ich über v. H... nichts Bestimmtes erfahren. Dunkle Gerüchte sagten, er sei unter anderem Namen nach dem südlichen Europa gewandert; ein Bekannter wollte ihn vor mehren Jahren in Triest gesprochen haben, wo er einsam und menschenscheu umhergeirrt sei; die Eindrücke jenes unglücklichen Vorfalles haben ihn noch nicht verlassen. So viel ist gewiß, daß v. H... sein Vaterland nicht wieder sah. Jener Spielabend entriß ihn auf immer seiner Familie und dem Staate.

Ich hielt es für nicht unpassend, den eigentlichen Mittheilungen aus meiner Praxis einige einleitende Züge meines Universitätslebens voran-

zuſtellen. Dieſelben können überdieß als eine leichte Skizze jener Zuſtände dienen, aus denen wir nur zu häufig einen jähen Sprung in das Leben, ohne Vermittelung und Uebergang, wagen müſſen. Man fängt jetzt an, die Stellung der Univerſitäten beſſer zu begreifen und hoffentlich wird der burſchikoſe Barbarismus, der noch vor einigen Jahren das Hauptmoment des Studentenlebens bildete, ſich immer mehr abſchleifen und einer edleren Richtung Raum machen. Wird er es nicht, ſo brauchen wir uns nicht darüber zu wundern, daß die Univerſitäten nur theilweiſe ihren Zweck erfüllen, und daß neben den ſchönſten Reſultaten ſich eben ſo viel Miſère ergibt und die Studienzeit oft das Unglück derer wird, die auf ſie ihre Zukunft bauen wollten. Jene beiden Vorfälle, die die Einleitung mittheilt, ſind nicht die einzigen, die ſich an mein Triennium knüpfen; ich könnte deren mehre erzählen, die meine Behauptung unterſtützen. Und wie viele, die nicht an der Univerſität zu Grunde gingen, werden doch zugeben müſſen, daß ſie keinen großartigen Impuls von derſelben für das Leben erhielten. Sie abſolvirten nothdürftig ihre Brod-Studien und erhielten eine Anſtellung.

Erſtes Kapitel.

Rückkehr von der Univerſität. — Reiſeabentheuer. — Eine Schauſpielerin und Liebe.

Der Wendepunkt meines Lebens war eingetreten. Im „König von England“ in Göttingen harrte ich mit meinen Univerſitätsfreunden der Stunde, die die Abfahrt der Poſt bezeichnete. Wir ſangen das „gaudeamus igitur“ in ziemlich zerriſſener Stimmung; denn die Trennung läutete die Glocke dazwiſchen und ein ganz neues Leben dämmerte wenigſtens mir ſchon jetzt entgegen, ein Leben, das, wenn es auch geſetzter und vernünftiger ſein mochte, als jenes, welches ich mit dem alten Flauſrock auszog, doch nicht den Klang der unzweideutigen Freundſchaft und der ungetheilten Intereſſen hatte, welcher die Univerſitätsjahre auszeichnet. Hier war noch Alles Verbrüderung, Har-

monie und Herzinnigkeit, die Gläser tönten zu redlich gemeinten Toasten; dort, wohin ich ging, harrte meiner das Geschäftsleben mit allen seinen egoistischen Auswüchsen. Hier war die Poesie der Freundschaft; dort lag im Nebelduft der Zukunft die Prosa der Gesellschaft und — das menschliche Elend. Wir sangen „gaudeamus igitur, juvenes dum sumus.“ aber ich war kein Jüngling mehr, ich gehörte diesem frohen Kreise nicht mehr an, ich war im Nu gealtert. In der That, die Poesie des Studentenlebens überwiegt den Barbarismus desselben, sie ist das Einzige, was sich von der Universität her an unser Herz schmiegt. Fest hielt sie mich umfangen, als die Scheidungsstunde nahte. Erst jetzt empfand ich sie in vollem Maaße und schwer, sehr schwer wurde mir der Abschied von ihr. Ich war von Vater und Mutter mit weit weniger Theilnahme zur Universität geschieden, als ich jetzt von meinen Freunden schied. Aber jene waren mir nur durch die Bande des Bluts, durch die Eltern- und Kindesliebe verwandt, diese durch die Gesinnung, durch die Jugend und ihren Enthusiasmus. Wir waren Brüder.

Der Postillon blies zum Erstenmale, und der neue „Senior“ unserer Landsmannschaft — denn bis heute hatte ich dieses Amt verwaltet — nahm mich in seine Arme und der weintriefende Schnauzbart rieb sich wohlgefällig an meinem glattgeschornen Munde: „Bruder, leb' wohl!“ Nach der Reihe herzten und küßten mich nun die Uebrigen; Thränen flossen, Späße und Anspielungen auf das „Philisterium“ mischten sich dazwischen. Ich war froh, als das dritte Signal des Postillons ertönte, das mich rasch zu dem ersten Platz der Diligence rief. Der Wagen fuhr, ein einstimmiges Hurrah! gab mir das Geleite. Ich war „Philister.“ Meine Kindheit, meine Jugend, meine Universitätsjahre, mit einem Worte, den Frühling meines Lebens hatte ich vor dem Einsteigen in die Diligence abgelegt; zwischen mir und dem Staate, zwischen der Dichtung und der Prosa, zwischen dem Sonett und einem Iffland'schen Schauspiel, oder vielleicht gar einer Tragödie der socialen Verhältnisse lag das juristische Examen, das ich mit gewandtem Sprunge zu überwinden hoffte. Bis jetzt war, ohne mein Zuthun, Alles Posse und Lustspiel in meinem Leben

geweſen, meine Univerſitätszeit ſogar ein Vaudeville; von nun an ſollte ich ſelbſt die Form und den Stoff meines Lebens ſchreiben, ich ſollte mein eigener Dichter werden. Ueber mir aber ſchwebte das Fatum, das unbeugſame, das eine Poſſe im Nu in eine Tragödie verkehren konnte. Ich verſtehe unter dieſem Fatum die Macht der Verhältniſſe.

Man denke ſich einen jungen, ziemlich ſanguiniſchen Menſchen, der lange Zeit in der Romantik gelebt hat, und nun auf der Diligence raſchen Fluges zu dem Kanzleiſtyle und der Referendar-Devotion geführt wird, aus den drei fetten Jahren der Univerſität zu den (wenigſtens ſieben) magern Jahren der Jurisprudenz, denn Deutſchland hat, ſeit der Einführung des römiſchen Rechts, einen ungeheuern Ueberfluß an Advokaten erhalten und die Einleitung in die Advokatur oder Jurisdiction iſt die Zeit des Hungers; ich ſage, man denke ſich einen ſolchen jungen ſanguiniſchen Menſchen und man wird wiſſen, wie ihm zu Muthe iſt.

Aber noch immer erblickte ich im Hintergrund meines Lebens jene Göttin mit der Binde um die

Augen und der Waage in der Hand, die Repräſentantin des Rechts und der Wahrheit; ihr Anblick tröſtete mich, ich ſollte ja ihr Prieſter werden, ein Ritter des Rechts, aus einem Ritter des Mittelalters. Wahrlich es lag eine Reihe von Würden vor mir ausgebreitet, deren eine noch mehr Glanz und Celebrität bot, als die andere, es läge nur an mir — war meine Meinung — Staat und Menſchheit für mich zu gewinnen. Jeder Juriſt, der die Anfänge ſeiner Carrière nicht vergeſſen hat, wird darin mit mir übereinſtimmen, daß ein Studiosus juris, der mit ſeiner Gelehrſamkeit zum Examen zieht, nichts Anderes im Kopfe hat, als das Corpus juris; er möchte aller Welt ſeine Weisheit mittheilen, ſeine Rechtskunde, daß gerade er vor allen anderen Menſchen allein wiſſe, was Rechtens; er wird nicht müde, ſich Luftſchlöſſer zu bauen. Nicht anders ging es auch mir. Die Hoffnung auf Ruhm und Anſehen tröſtete mich wegen der Vergangenheit, auf deren in integrum restitutio ich gänzlich verzichten mußte.

Schon in Kaſſel fand ich Gelegenheit, mein praktiſches Talent als Juriſt zu bewähren. Num-

mer 3 der Diligence, also den Mittelplatz, hatte eine zarte, weiße Blondine ein, deren blaues Augenpaar dann und wann, wenn der Mond, hinter Wolken und Waldgrün der Mündener Berge hervortretend, in die Fenster der Diligence schien, gar lieblich mit seinem blassen, silbernen Lichte harmonirte. Wenn das Mondlicht nun durch die Kutsche streifte, über die Wangen des Mädchens, die wie ein Melée aus weißen und rothen Rosen anzuschauen waren, hinweg, so fuhr ich jedesmal plötzlich aus meinen Träumen auf, und meine Luftschlösser zerfielen vor den blauen Augen und den weißrothen Wangen des Mädchens. Bereits in Dransfeld sah ich ein, sie sei des ersten Platzes werth. Ich bot ihr den meinen an und sie nahm die Offerte, nach einigen üblichen Weigerungen der Höflichkeit, an. Aus ihrer Sprache erkannte ich, daß sie eine Schwäbin sei; es lag alle jene Naivität über ihren Dialekt ergossen, die die Gegend der würtembergischen Alp auszeichnet. Indeß wir wechselten nur einige Worte; sie lehnte sich in die Ecke des Wagens, ich versank in meine juristischen Träume, die nur dann und wann von dem Ge-

danken unterbrochen wurden, daß ich eine sehr angenehme Reisegefährtin gefunden hätte. Wie es schien, war die Schwäbin eingeschlafen, ein Umstand, der mir allerdings Aerger verursachte. Glücklicherweise fand ich bald Genugthuung in einem ächten, veritablen juristischen Gespräch. Ich erfuhr, daß mein Reisegefährte vis à vis vor mehren Jahren in Göttingen studirt habe; er hatte keinen geistlichen, oder pädagogischen Air, er mußte Jurist sein. In der That waren meine Vermuthungen nicht unrichtig, jener war Justiz-Beamter in Münden. Ich entdeckte ihm meinen Stand, und hatte das Vergnügen auf dem kurzen Rest der Chaussée von Dransfeld nach Münden meine juristischen Kenntnisse ausbreiten zu können. Da war nichts, was sich nur in einem Streifzug verhandeln ließ, was ich nicht hervorgesucht hätte: Criminal- und Civilrecht, kanonisches Recht und Wechselrecht, Theorie und Praxis, Alles wurde freigebig mitgetheilt; ich setzte dem Mann mit Fragen über Particularbestimmungen zu, um dabei nur immer meine gemeinrechtliche Weisheit manifestiren zu können. Alles schlief und schnarchte um uns herum, nur mein Justizbeamter

konnte nicht zur Ruhe kommen. Wollte er die Augen schließen, so warf ich schnell eine juristische Granate dazwischen, um das Gespräch von Neuem zünden zu machen. Ich empfand zum Erstenmale aus meinem innersten Herzen das Vergnügen, ein Jurist zu sein. Meine Collegen werden mir das gewiß gern glauben; aber der Justizbeamte aus Münden mochte vielleicht schon die Nacht vorher am Lager der Themis gewacht haben, er entschlief plötzlich und trotz aller meiner Fragen sehr fest, denn es gelang mir nur noch auf ein paar Sekunden ihm ein bejahendes Brummen als Antwort zu entlocken; sein Haupt sank auf die Brust und ein wahrhaft majestätisches Geschnarche verkündete mir, daß der Priester der Gerechtigkeit in Münden nunmehr ganz und vollständig dem Schlafe erlegen sei.

Aber plötzlich flötete es anmuthig und zart zu meiner Rechten: „Sie sind Jurist?“ Es war die Blondine. Hatte sie wirklich nicht geschlafen? Darüber mußte ich Gewißheit haben.

„„Bin ich Ihnen im Traume als Jurist erschienen?““ fragte ich meine Nachbarin.

„Ich habe nicht geſchlafen, ich habe Ihrem Geſpräche zugehört.“

Es war mir erfreulich, einen Zeugen meiner juriſtiſchen Fähigkeit zu haben, einen Zeugen, der nicht eingeſchlafen war, wie jener Juſtiz-Beamte aus Münden. „„Intereſſirt Sie die Jurisprudenz?““

„Ja, weil man ihrer leider! bedarf.“

„„Alſo nicht ihrer ſelbſt willen? Das corpus juris iſt wirklich ein großartiges Werk, ein vollkommener Juſtizpalaſt, mit der erſtaunlichſten Conſequenz aufgeführt. Es iſt eine Architektik des Rechts, die, ſo lange nur vom Staate die Rede ſein wird, fortbeſtehen muß.““

„Ei — ich glaube wohl“ —

„„Denken Sie ſich nur, hier iſt für alle möglichen Rechtsfälle Sorge getragen; es kann keine neue Rechtsſtreitigkeit mehr erfunden werden, deren Erledigung hier nicht im Voraus entſchieden iſt.““

„Mein Gott, was Sie ſagen! Aber geht denn auch immer Alles vor den Gerichten ſo zu, wie es in dem Buche vorgeſchrieben ſteht?“

„„O gewiß, der Richter iſt nur Organ des Geſetzes, und das Geſetz iſt dieſes Buch. Das

Geſetz iſt unerbittlich, über Allem erhaben, der Richter iſt ihm unterworfen.““

„Gottlob!“ ſeufzte die Kleine aus tiefer innerſter Bruſt.

Jetzt erſt wurde ich aufmerkſam auf ihre Nachforſchungen. Ich hatte geglaubt, es wäre nur Neugier geweſen, die ſie jene Fragen hatte thun laſſen; das „Gottlob!“ belehrte mich, daß ſie der Jurisprudenz vielleicht bedürfte.

Ich kann es nicht läugnen, die Clauren'ſchen Romane haben für junge ſanguiniſche männliche Temperamente ſtets einigen Reiz. Sie führen dieſelben meiſtens auf der erſten Station des Lebens mit unglücklichen liebenswürdigen unbekannten Damen zuſammen. Man wird nach ein paar Minuten — gerade nach ſo viel Zeit, als Herr Clauren bedarf, um die Schöne mit allen ihren Geheimniſſen, vom Buſen bis zu den Füßen herab, zu beſchreiben, — Ritter derſelben, ſchützt die Tugend, und wenn der Drache erlegt iſt, ſo verſchwindet plötzlich der Nebel; die Unbekannte iſt die Tochter eines Premierminiſters, eines Generals, oder vielleicht gar das natürliche Kind eines Fürſten.

So Etwas fehlte mir gerade und Münden lag vor uns, Münden, wo Doralice, das Harfenmädchen, von vier kurländiſchen Studenten für die Tugend gerettet wurde. Großer Gott! wenn eine unglückliche Miniſterstochter neben mir ihr Köpfchen an die Wagenecke lehnte; wenn ſie eines Advokaten bedürfte, wenn ſie vielleicht gar — nein, verführt durfte ſie nicht ſein, eine Alimentenklage hätte alle Hoffnungen vernichtet — wenn ſie ſelbſt nicht wüßte, daß ſie Miniſterstochter wäre, wenn ſie — mir Hand, Herz und Ehrenſtellen ſchenkte. In der That! man baut ſich oft Luftſchlöſſer, deren Fundament nichts Anderes, als ein Clauren'ſcher Roman iſt, und es war gerade die Zeit, wo die Clauren'ſche Poeſie mit allen ihren üppigen, wollüſtigen, ſchamhaften, geilen Geſtalten auf dem Felde der Literatur in voller Blüthe ſtand und in zarten, Vergißmeinnicht durchflochtenen Blumenkränzen die Toiletten der ſittigſten Damen ſchmückte.

Ich wollte meiner Unbekannten eben mit beſcheidenen Erkundigungen in Betreff des „Gottlobs!“ beiſpringen, um ihr Troſt, oder Hülfe verabreichen zu können, als das Horn des Poſtillons

uns die Einfahrt in Münden verkündete. Diejenigen, welche mit der Diligence gereiſet ſind, werden wiſſen, daß die verſchiedenen Stationen Nachts die Unterbrechungen des Schlafs der Paſſagiere ſind. Wer nicht eine gar zu geſegnete Ruhe genießt, der reibt ſich bei dem Trara! Trara! des Poſtillons die Augen, rückt ſich zurecht, ſetzt die im Schlafe entfallene Mütze wieder auf und ſchaut mit den ſchlafumnebelten Augen aus dem Kutſchfenſter. Wo ſind wir? Iſt es eine Stadt, ſo muſtert man die Häuſer, die mit feſtgeſchloſſenen Augen daſtehen, in tiefer, nächtiger Ruhe, wie zwei große Reihen ſchwarzer Roſſe, die im Stehen ſchlafen.

Wir fuhren über die lange ſchmale Werra-Brücke und ich erinnerte meine Nachbarin daran, daß die Umgegend dieſer Stadt von einem großen Dichter das „deutſche Tempe" genannt worden ſei.

Sie bemerkte mir, daß die gemüthliche, kindlich-einfache Romantik Thüringens, die ſo wunderbar in der Natur, wie in den Sagen und Mährchen dieſes Landes glänze, gewiſſermaßen an dem Zuſammenfluß der Werra und Fulda ihr Ende finde.

Es sei Schade, daß ihre Grenze, welche zu guter Letzt noch einmal alle Reize des Thüringer Waldes vereine, alle jene mährchenhafte Vertraulichkeit und Schaurigkeit, jene mittelalterliche Abentheuerlichkeit der Umgebung Eisenach's, des Hörselberg's, der Wartburg, des Kyffhäuser's, Liebenstein's, Altenstein's u. s. w. bereits hannöverisch sei. Hannover sei durchaus kein Land der Poesie.

In der That, ich hatte die Wahrheit dieser Bemerkung während meines beinahe vierjährigen Aufenthalts in diesem Lande, zur Genüge erkannt und es immer bedauert, daß der Verfasser der „bezauberten Rose", statt im Orient, auf dem Weender Kirchhof vor Göttingen, derselben Stadt, wo Bürger verhungerte, unter der ausgetrockneten Gelehrsamkeit der Georgia Augusta und dem gemeinen Philisterismus Göttingen'scher Bourgeoisie, ruhe. Aber der Geschmack des Mädchens bewirkte, daß ich ein noch lebhafteres Interesse für sie empfand. Es knüpft sich in Wahrheit an den Namen Thüringen ein eigener poetischer Zauber, und die Reize der Natur, die die Ufer der Werra an ihrer Mündung schmücken, haben durchaus jenen treuinnigen, ge-

müthlichen Ton, jenen wunderbaren romantischen Farbenschmelz, der sich auf der ganzen Thüringer Bergkette wiegt.

Ich war jetzt von der Bildung, ja von dem Geiste der Kleinen überzeugt; bei keiner Hannöver'schen Schönen hatte ich so viel Intelligenz gefunden, es war das erste sinnige Urtheil, das ich nach beinahe vier Jahren aus dem Munde einer Dame hörte, alle Göttinger Professoren-Töchter mit eingerechnet.

Wir fuhren weiter nach Kassel, und ich hatte keinen Muth, juristische Anknüpfungen des Gespräches vorzunehmen; die Kleine hatte für eine Doralice zu viel Geist, ich aber besaß Takt genug, mich nicht als Rathgeber aufzudrängen. Zudem war der eigentliche Faden einer rechtsgelehrten Unterhaltung nun zerrissen, indem der Justiz-Beamte in Münden geblieben war.

In Kassel stiegen wir im „Römischen Kaiser" ab. Ich konnte nicht umhin, die Blauäugige zu fragen, ob sie die Reise weiter fortsetzen werde, zum Süden?

„Nein! ich habe hier Geschäfte."

Die Diligence fuhr nach einigen Stunden weiter und es galt nunmehr, sich eine neue Passagierkarte zu lösen; aber ich entschied mich bald, ich beschloß, wo möglich, die Kleine in ihren Geschäften in Kassel zu unterstützen, und vergaß Heimath und Examen. Die Jurisprudenz hatte hier ein ritterliches Abentheuer zu bestehen.

Da ich aber nicht zur Genüge mit Geld versehen war, so hielt ich es für gut, vor allen Dingen mich nach Subsidien umzusehen. Ein Kaufmann in Kassel, dem ich näher bekannt war, willigte darein, mir gegen eine auf meinen Onkel lautende Tratte (mein Vater war während meiner Universitätsjahre verstorben), eine hinreichende Summe vorzuschießen. Schon bis Mittag war das Geschäft abgeschlossen, ein Geschäft, an welchem wahrlich mehr der Leichtsinn, als die juristische Vorsicht Theil genommen hatte; ich vertraute der Güte meines Onkels und hoffte er werde acceptiren.

Meine Reisegefährtin speiste nicht an der table d'hôte des „römischen Kaisers"; man benachrichtigte mich, sie ließe sich auf ihrem Zimmer serviren, auf No. 13. Ich beschloß, ihr nach Tisch einen

Besuch abzustatten. Hier erfuhr ich denn, was sie nach Kassel geführt hatte. Sie sei Schauspielerin, komme von Bremen und reise ihrem Bräutigam nach. Halb und halb bereuete ich schon meinen verlängerten Aufenthalt; eine Schauspielerin und noch dazu eine Schauspielerin mit einem Bräutigam hatte ich nicht in ihr vermuthet. Vielleicht ist sie eine Dido abandonnata — das war mein einziger Trost. Ich hatte mir Abentheuer in diesem langweiligen Kassel erträumt, eine kleine Novelle mit Kunst und Liebe. Aber wie sich diese Novelle entwickeln mochte, so schien ich mir nunmehr doch nur zu einer Nebenperson bestimmt zu sein.

„Ist Ihr Bräutigam hier?"

„„Ach, nein! ich glaubte es —""

„Wissen Sie denn nicht, wo er ist?"

„„Ich habe es hier erfahren: in Weimar.""

„Vermuthlich am dortigen Hoftheater engagirt."

„„So sagt man mir.""

„Er selbst sagte es Ihnen nicht."

„„Seit einigen Monaten hab' ich keinen Brief von ihm erhalten."" Hier traten ihr Thränen in die Augen.

Ich übergehe die Details der Unterhaltung, die sich noch einige Zeit fortspann, um mich endlich zu der Ueberzeugung gelangen zu lassen, daß das Mädchen einem ersten Liebhaber der Bremer Bühne nachreise, der ihr Liebe, Ehe und weiß Gott was versprochen, und an dessen Aufrichtigkeit sie noch immer nicht zweifeln mochte.

Unter solchen Verhältnissen wußte ich mir freilich das „Gottlob!" der Kleinen, das mich früher glauben ließ, sie suche den Schutz der Gerichte, nicht zu erklären. Auch war sie ja ohne allen Anstrich jener dreisten Selbstständigkeit, die ein Frauenzimmer besitzen muß, um ein eheliches Versprechen vor Gericht geltend zu machen. Liebe, unglückliche Liebe vielleicht, die den juristischen Beistand in Anspruch nimmt, hat nichts Anziehendes, und ich war noch immer nicht Jurist genug, um die poetische Seite dieses Abentheuers aufzugeben.

„Was wollen Sie denn nun thun?"

„„Ich weiß es nicht — ich bin ganz verlassen; sein letzter Brief versprach mir sofortige Nachricht, wenn er ein Engagement erhalten haben würde; vielleicht hat er jetzt nach Bremen an mich geschrie-

ben, aber das Schreiben hat mich dort nicht mehr getroffen.““

„Aber Sie wissen ja nun seinen Aufenthalt; reisen Sie doch nach Weimar.“

„„In der That — das bin ich auch Willens — aber —““

„Haben Sie doch Bedenklichkeiten?“

„„Das nicht — ich glaube fest an ihn, wenn mir nicht — ich habe darauf gerechnet, ihn hier zu treffen.““

„Wie konnten Sie das, wenn er Ihnen nicht geschrieben?“

„„Ich erfuhr es aus einem Briefe, welchen eine Freundin erhielt —““

„Daß er hier sei?“

„„Ja!““ Thränen erstickten ihre Worte, sie reichte mir im Gefühle des tiefsten Schmerzes einige Zeilen, die die Nachricht enthielten, ihr Bräutigam sei in Kassel in Begleitung eines Frauenzimmers eingetroffen. Nun wußte ich so ziemlich Alles. Die Eifersucht hatte sie zu einer raschen Intervention vermocht; aber sie hatte den Gegenstand ihrer Wünsche verfehlt.

Ich erfuhr denn auch von ihr, daß sie nicht mehr im Besitze des nöthigen Reisegeldes sei, um nach Weimar zu kommen. Zu dem Ende bot ich ihr meine Börse an; konnte jedoch zugleich nicht umhin, mit meiner juristischen Unterstützung hervorzurücken. Ich hielt es für ein Werk der Humanität, alle meine Kräfte anzuwenden, dem Mädchen zu seinem Rechte zu verhelfen. Aber die Kleine erwiederte mir, daß sie solchen Schritten nicht wohl Raum geben könne; bei meiner Erklärung des corpus juris habe sie freilich auf einen Augenblick daran gedacht, sich jedoch sofort eines Anderen besonnen.

Ich entschloß mich nun kurz und gut zur Begleitung der Dame nach Weimar, die sie auch gern annahm. Das Examen drängte sich immer mehr in die Perspective zurück. Ich brachte sie wenigstens dahin, nicht ganz und gar meinen juristischen Beistand abzulehnen, da ich mehr die Vermittelung, als die Strenge der Gesetze herausstellte. Ich sah wohl ein, daß in solchen Fällen der Kaiser sein Recht verloren habe, eine Ansicht, die mich auch

in späterer Praxis vermochte, ein Eheverſprechen nicht leicht gerichtlich geltend zu machen.

Wir fuhren nach Weimar und der Bräutigam meiner Clientin fand ſich daſelbſt vor.

Ich ging zu ihm und erklärte ihm, ich ſei der Begleiter einer jungen Dame, die ihm ſehr nahe ſtehe, der er ein noch näheres, innigeres Verhältniß verſprochen; er könne zur Einhaltung dieſes Verſprechens gerichtlich gezwungen werden. Ich muß es bekennen, es drängte mich, meinen juriſtiſchen Empfindungen Luft zu machen und ich fiel mit der Thür — ſo zu ſagen — in's Haus.

„Mit wem hab' ich die Ehre —?"

„„Mit dem Doktor M.....; ich verſchwieg es im ſtolzen Selbſtgefühl, daß ich noch vor dem juriſtiſchen Examen ſtand.""

Die Drohung und der Doktor mochten vielleicht hier ihre Wirkung nicht verfehlen. „Wo iſt meine Luiſe?" fragte der junge Mann. Ich erklärte mich bereit, ihn ſofort zu ihr zu führen.

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür eines Kabinets und ein Frauenzimmer von klaſſiſcher Schönheit trat in's Zimmer. Hier war Alles edel,

abgemeſſen, maſeſtätiſch, ſie war ein Epos des ſchönen Geſchlechts; meine Clientin dagegen hatte lyriſche Reize, die ſich zur Romantik hinneigten, zu ſchwärmender Liebe. Jene mußte (war ſie anders eine Schauſpielerin) eine Lady Macbeth vortrefflich repräſentiren, wenn dieſe Müller's Luiſe und alle jene ſehnſuchtüberfließenden und leidvermählten, chriſtlichen, bürgerlichen Dulderinnen für ſich in Anſpruch nehmen konnte. Es kam bei der Wahl zwiſchen Beiden allerdings auf den Geſchmack des Wählers an.

Die Eintretende bewirkte eine Pauſe im Dialog. Ich verbeugte mich ernſthaft, aber doch ziemlich demüthig vor der Glorie einer erſten Heldin; denn für dieſe hielt ich ſie.

„Meine Schweſter!“ ſprach der Schauſpieler, ſie mir vorſtellend.

Ich war ziemlich verblüfft von dieſen zwei Worten. War jene wirklich ſeine Schweſter, ſo war mein Geſchäft ſo ziemlich zu Ende; myſtificirte man mich, ſo mußte ich auf meiner Huth ſein.

„„Wollen Sie mir zu Ihrer Braut folgen?““ Ich hielt dieſe Querfrage, die ich an ihn richtete,

für das beſte Mittel, Licht in der Sache zu erhalten. In der That nahm ich auch eine ziemliche Verwirrung in den Geſichtszügen der Schweſter wahr.

„„Sie werden erfreut ſein““, bemerkte ich gegen ſie, „„vielleicht wiſſen Sie noch nicht, daß die Braut Ihres Bruders hier iſt.““

„Meines Bruders? O ja, es iſt mir ſehr angenehm — warum kömmt ſie nicht zu uns — ſie möge eilen, meinen Bruder zu beſuchen; bin ich doch bei ihm, findet ſie doch weibliche Geſellſchaft.“ Erſt im Verlauf dieſer Worte ſchien ſie ſich zu ſammeln. Der ſogenannte Bruder ſtimmte nun auch in die Bitte der Schweſter ein und ich verſprach die gewiß ſchon ſehnſüchtig Harrende herbeizuholen, war indeß doch ziemlich mißtrauiſch, und um ſo mehr, als der Bräutigam nicht einmal das Verlangen äußerte, mir zu ſeiner Braut zu folgen.

Zu dieſer zurückgekehrt und ihr von der Schweſter erzählend, wie dieſelbe ihre Bekanntſchaft zu machen begierig und höchſt erfreut ſei, erklärte ſie mir, daß dem unmöglich ſo ſein könne, Carl (ſo hieß ihr Verlobter) habe ihr alle ſeine Familien-

verhältniſſe mitgetheilt, indeß von einer Schweſter habe er ihr nie geſagt. Sie könne es mir nicht verhehlen, ſie fürchte, daß hier ein grober Betrug vorwalte; aber wahrſcheinlich trage jenes Frauenzimmer die Schuld, ſie könne nicht an der Aufrichtigkeit ihres Carl's zweifeln. Dabei widerſtand ſie meinen Bitten, mir zu demſelben zu folgen, lange Zeit; aber Eiferſucht und Hoffnung, ſo wie meine Bemerkung, daß die Wahrheit ſich am erſten vielleicht durch ein Vis à vis der beiden Frauenzimmer aufklären werde, vermochten ſie endlich, meiner Meinung nachzugeben. Es iſt wahr, die Liebe des Weibes iſt weit fügſamer, als die des Mannes: ſie vergißt Stolz, Eitelkeit, ja häufig Anſtand und Sitte, um zur Gewißheit zu gelangen, und je ungetrübter, je inniger und lautrer die Liebe, deſto weniger duldet ſie andere egoiſtiſche Gefühle neben ſich, deſto weniger vermeidet ſie die Klippen der Verhältniſſe; ſie eilt rückſichtslos zum Ziele. Nur bat mich die Kleine noch, den Beſuch bis zum Abend aufzuſchieben, ſie müſſe erſt Faſſung gewinnen, ihre Zweifel ſeien zu mächtig, als daß ſie nicht fürchten müſſe, von ihnen, beim Anblick des Frauen-

zimmere, über den Haufen geworfen zu werden. Aber auch dieſen Aufſchub beſeitigte ich, indem ich bemerkte, ſei jene Dame nicht die Schweſter, ſo werde ſie vermuthlich eine Schauſpielerin und in dieſem Falle Zweifelsohne, wenn auch nicht meiner Clientin, doch vielleicht einem Schauſpieler in Weimar bekannt ſein. Aber man müſſe eilen, die Wahrheit zu erfahren, indem zwiſchen Mittag und Abend auch Zeit zur Abreiſe liege. (Ich ſehnte mich, eine Kataſtrophe herbeizuführen; denn mein Geldbeutel ließ in der That ſchon die Neige ſehen). Die letzte Bemerkung war die eindringlichſte, Luiſe entſchloß ſich, mir ſofort zu folgen.

Wir eilten demnach in Carl's Wohnung, aber was ich befürchtet, hatte ſich in der kürzeſten Zeit realiſirt. Auch Luiſens Beſorgniß fand ſich beſtätigt. Mit einem Worte, Bruder und Schweſter waren verſchwunden. Es lagen kaum einige Stunden zwiſchen meinem erſten Hierſein und dem zweiten, indeß der Wirth erklärte, Herr Carl B..... ſei mit ſeiner Frau vor einer Stunde abgereiſt. „Mit ſeiner Frau!“ rief Luiſe, zuſammenſinkend,

halb ohnmächtig, aus. „Mit ſeiner Frau!“ recitirte der Wirth.

Luiſe wurde, nachdem ſie ſich einigermaßen wieder erholt, von mir nach dem Gaſthauſe zurückgeführt. Wie eine gebrochene Lilie hing ſie an meinem Arm, die Roſen auf ihren Wangen hatten nunmehr einer tödtlichen Angſt Platz gemacht; ich aber fühlte zum Erſtenmale, außer Mitleid, Zärtlichkeit; ſie ſchien mir ſo ganz hingegeben, ſie vergaß die Convenienz, die Sitte, indem ſie das ſchwache, aber liebekräftige Weib blicken ließ. Es iſt eine wollüſtige Wonne, den jungen Schmerz einer erſten Liebe von kaum achtzehn Jahren auf den Armen zu tragen; dieſe heißen Thränen fordern zu noch heißerem Troſt auf, der Schmerz legt ſich ſo gern an ein theilnehmendes Herz, ſäet ſo gern ſeine Gefühle in die milde, zarte Empfindung eines Anderen. Und wie gern nimmt ein junger Mann die ſchmerzlichen Ausbrüche einer unglücklichen Liebe entgegen, um dieſe Liebe durch den Zauber der Theilnahme, des Troſtes, endlich der Leidenſchaft in einen Phönix umzuwandeln, der ſich aus ſeiner Aſche zu neuem Leben erhebt.

Die Sache zwiſchen mir und Luiſen würde ſich vielleicht auch bald gemacht haben, wenn ich nicht wenigſtens noch in weiter grauer Ferne meine juriſtiſche Beſtimmung vor Augen geſehen hätte. Meine Leidenſchaft war bereits ziemlich vorgeſchritten, ich hätte vielleicht ſchon Schauſpieler werden können, wäre an dieſe Bedingung Luiſen's Hand geknüpft geweſen, wenn mich nicht der Umſtand zurückgehalten haben würde, daß es beſſer ſei, noch einmal Miniſter zu werden; denn dazu war mir die Hoffnung immer nicht benommen.

Somit beſchränkte ich mich denn nur darauf, Luiſen's Herz genau zu erforſchen, ob ſie an jener erſten Liebe ſterben wolle, oder ob die Poeſie ihres Verhältniſſes mit Carln durch die ſehr couliſſenmäßige Kataſtrophe vernichtet worden und ſie vielleicht geneigt ſei, in ihrem Ritter auch ihren Retter zu umarmen.

Dazu gebrauchte ich gerade ſo viel Zeit, um alle meine Subſidien zu verbrauchen. Als das letzte Goldſtück gewechſelt war, verſicherte mich Luiſe H... ihrer Liebe. Ein Glück war es immer, daß ſich ihr mittlerweile ein Engagement an der Bühne

in Weimar eröffnet; ich ſah ſie als Emilia Galletti das Debüt beſtehen, ich ſchied entzückt von ihr, um auch das meinige bei dem Juſtiz-Miniſterium zu überwinden. Ich war in der That Willens, das Schickſal Luiſen's enger mit dem meinigen zu verknüpfen.

In meiner Vaterſtadt angelangt, wo man ſeit vierzehn Tagen wegen meiner verzögerten Ankunft in Beſorgniſſen und Zweifeln gelebt hatte, fand ich den Wechſel gezahlt, aber mein Onkel trat mir zugleich mit einer ganzen Reihe von Vorwürfen entgegen: ich ſei nicht nur höchſt leichtſinnig, ſondern auch kein Juriſt, wie ich nur auf Geradewohl einen Wechſel auf Jemanden ausſtellen könne, der durch Nichts zu deſſen Einlöſung verbunden. Ich erwiederte ſchmeichelnd, daß die Tratte auf ſeine Liebe gezogen ſei, und beruhigte ihn einigermaßen durch die Verſicherung, daß das Reſultat meiner Studien, welches in dem bevorſtehenden Examen ſich ergeben werde, gewiß dieſes letzten kleinen Opfers noch werth geweſen ſei. Von meinem Reiſe-Abentheuer und deſſen Folgen ſchwieg ich klüglich.

Meine Mutter gab ganz und gar jenen mütterlichen Enthusiasmus zu erkennen, der bei vielen Lebensabschnitten der Kinder von den Müttern an den Tag gelegt wird, stets in steigender Climax; sie freuen sich des Vorschreitens der Kinder, sie rufen: Gottlob, eine Sorge weniger! In der That, Mutterliebe ist der größte Muth, sie erblickt nur die zurückgelegten Sorgen, der von Neuem sich erhebenden achtet sie nicht. So auch meine Mutter, sie war entzückt, mich so weit vorgeschritten zu sehen, die Lebenswirren, die meiner harrten, beunruhigten sie nicht. Und doch beginnen die Sorgen der Mutter erst von der Zeit der Emancipation der Kinder.

Mit Sehnsucht sah ich dem Examen entgegen, und zwar mit um so größerer, weil die Pandekten mir in der That unerträglich geworden waren und ich alles Ernstes fürchtete, die Gelehrsamkeit, die ich mir während meines dreijährigen Aufenthalts in Göttingen erworben hatte, noch bevor ich sie in einen sicheren Hafen eingefahrt, scheitern zu sehen. Die Controversen des römischen Rechts und was Weber, Glück, Thibaut und Heise von dieser oder jener lex halte, waren mir sogar plötzlich sehr

gleichgültig und langweilig geworden, und nur über einen Umstand suchte ich mir juristische Gewißheit zu verschaffen, nämlich darüber, ob unsere heutigen Schauspieler auch noch den mimae und histriones des römischen Rechts beizuzählen seien. Ich erhielt darüber durch die Praxis meines Vaterlandes den befriedigendsten Aufschluß, indem erst kürzlich ein Rechtsfall, dem diese Controverse zum Grunde lag, in drei Instanzen dahin entschieden worden war, daß die heutigen Schauspieler, nach der Stellung, die man ihnen im bürgerlichen Leben eingeräumt, keineswegs mehr jenen levis notae macula behafteten mimis und histrionibus des römischen Rechts angehören. In diesem Fall war ich wenigstens gegen eine Enterbung sicher, würde ich mich zu ernstlichen Schritten in Betreff meiner Weimaranerin bewogen finden.

Ich war wirklich schon eifersüchtig; Luise war weit entfernt und sich selbst überlassen, sie kam dabei täglich auf der Bühne mit anderer Liebe in Berührung. Wie leicht konnte aus der Poesie Ernst werden. Ich sah ein, daß mich nur eine Heirath in den ungestörten Besitz meiner Liebe setzen konnte.

Seltſam war es immerhin, ich fachte die Leidenſchaft ſyſtematiſch von Tage zu Tage mehr an, es war mein Vorſatz, mein feſter Wille, zu Reſultaten zu gelangen. Das Leben, die Jurisprudenz, Amt und Würden ſchienen mir langweilig, ohne jenen poetiſchen Zuſatz. Und zur Liebe ſchien mir eben eine Schauſpielerin unter allen Erdentöchtern ſich am erſten zu eignen. Der Zauber des Coſtümes und der Decorationen, die Poeſie, die Kunſt, die Lampen und die Schminke, müſſen ſie nicht dazu beitragen, die Reize eines Frauenzimmers zu heben? Eine jugendliche Liebhaberin präſentirt ſich zudem auf der Bühne ſtets von der tugendhafteſten Seite und — was noch mehr intereſſirt — als ewig mannigfaltig und jeden Abend mit anderen geiſtigen Reizen von der poetiſchen Kraft des Dichters geſchmückt. Hinter die Couliſſen war ich nie gekommen, ich hatte die dramatiſche Kunſt ſtets nur en grande tenue geſehen, von den Muſen geſchirmt und den Grazien umgaukelt. Luiſe H... aber hatte vor allen andern Prieſterinnen Thaliens einen mächtigen Eindruck auf mich gemacht, ſie hatte nicht durch ihre Kunſt auf der Bühne den Sieg

über mich errungen, ſondern — ſo glaubte ich wenigſtens — ihn nur gefeſſelt. Emilia Galotti vollendete nur dieſen Magnetismus, deſſen Anziehungskraft ich bereits in der Diligence und von da immer in ſteigender Climax empfunden hatte.

Zweites Kapitel.

Der Vorabend meiner Abreiſe zum Examen. — Ein alter Raduliſt. — Das Examen. — Der Juſtizminiſter ſieht in mir einen Neuerer.

Der Tag meines Examens war mir von der dazu niedergeſetzten Commiſſion des Juſtiz-Miniſteriums angezeigt worden. Ich mußte zu dem Ende in die Reſidenz reiſen. Bei ſolchen Gelegenheiten ordnete meine Mutter ſtets eine gewiſſe Feierlichkeit an, eine häusliche Feſtivität, die vielleicht auf alter Sitte beruhen mochte. Ich hatte dieſe Feierlichkeit nun bereits bei Gelegenheit meiner Confirmation und meiner Abreiſe zur Univerſität erfahren, jetzt fand ſie in erhöhetem Grade ſtatt. Am Abend vor meiner Examenfahrt verſammelten ſich meine nächſten Angehörigen im Hauſe meiner Mutter zum Souper und leiteten den Actus durch troſtreiche Toaſte, durch glänzende Prophezeihungen und heiße Segens-

wünsche ein. Mein Onkel aber stellte mir seinen Haus-Advokaten vor, einen lustigen, verschmitzten Hagestolz, der da behauptete, er habe deshalb keine Frau genommen, weil er einmal, aber nur einmal in seinem Leben über die Liebe beinahe seine ganze juristische Bestimmung vergessen habe.

„Wie so?" fragte ich höchst gespannt; denn ich vermuthete Mittheilungen zu erhalten, die meinen Verhältnissen analog.

„„Ja, ich hatte in meinen zwanziger Jahren eine Braut, über die ich meine ganze Clientel, die damals noch nicht bedeutend war, hätte vergessen können. Sie war die Tochter eines ersten Justiz-Beamten, der in dem Rechte einen goldenen Boden gefunden hatte, und zwar die einzige Tochter. An ihrem Brautfinger klebten nicht weniger als 500,000 Thlr. Ich war arm, aber in jure wohlbewandert, und der Vater schlug einen tüchtigen, umsichtigen Advokaten, wie er mir selbst sagte, auf eben so viel an, als der Erbtheil seiner Tochter betrug. Er wollte mich prüfen und übertrug mir einen weitläufigen Prozeß, voll Incidentpunkte und Controversen, voll Klagen und Instanzen. Nach kaum

zwei Jahren überbrachte ich ihm ein höchſt glückliches Reſultat des Rechtsſtreits, der Gegner war in der Hauptſache und in den Koſten rechtskräftig verurtheilt worden. Mein künftiger Schwiegervater traute ſeinen Augen kaum, er las und las, wühlte die Akten durch, verglich die Urtheile und gab mir die Beweiſe meines juriſtiſchen Scharfſinns endlich mit großer Gleichgültigkeit und einiger Indignation zurück. „An dieſem Prozeß hätten Sie Jahre lang arbeiten, durch ihn hätten Sie ein reicher Mann werden können; und Sie haben in kaum zwei Jahren Alles verſchwendet. Einem prodigus kann ich nicht die Hand meiner Tochter geben.“ Keine Vorſtellungen, keine Gründe fruchteten, es wurde mir nichts gewährt, ein Ziel, nach welchem ich, während zwei Jahren, Tag und Nacht geſtrebt hatte, wurde mir von dem unerbittlichen Diener der Gerechtigkeit für immer entzogen. Seitdem hab' ich mich nie mehr um Liebe und Heirath bekümmert, uns was damals mein Unglück war iſt jetzt mein Glück geworden, indem ich jenem die weiſe Lehre entnahm, wenn nicht geizig — denn das iſt unrecht — doch ökonomiſch mit den Gaben der Themis zu

verfahren. Die Gerechtigkeit iſt einmal zu einem Erwerbszweig gemacht worden, wer kann es mir verdenken, wenn ich — verſteht ſich ohne Verletzung meines Gewiſſens — ſo große Vortheile, als möglich aus ihr zu ziehen ſuche.““

Meine Mutter trat mit einem „Aber“ — dazwiſchen, indeß mein Onkel lachte, daß ihm der Bauch wackelte, und ein halbes Dutzend unverheiratheter Tanten bildete den Chor; meine Mutter konnte nicht zu Worte kommen. Als Alles ſtill war ſtellte mir mein Onkel den alten Rabuliſten als meinen künftigen Mentor vor.

Tags darauf reiste ich, voll Hoffnung und Begeiſterung zur Reſidenz. Der geſtrige Abend hatte mir neue Kraft gegeben, die Wahrheit erhebt am ſtolzeſten ihr Haupt, der Lüge gegenüber, die Jurisprudenz trat mir wieder in ihrem humaniſtiſchen Palmenkranze entgegen, ich ſah ein, daß auf dieſem Felde noch viel zu thun übrig bleibe, daß es auch hier ritterliche Abentheuer zu beſtehen gebe im Kampfe mit dem alten Lindwurm.

Meine Examinatoren waren mir in einem Beſcheide des Juſtiz-Miniſteriums genannt worden.

Nach meiner Ankunft hatte ich mich bei drei Ober-Juſtizräthen zu melden, die die Examinats-Kommiſſion bildeten. Man erklärte mir, daß zwei Tage zu ſchriftlichen Arbeiten beſtimmt ſeien, am dritten Tage werde ich mündlich examinirt werden. Der Beamtenton präſentirte ſich mir zum Erſtenmale. Diejenigen, welche die Bureaukratie kennen, werden wiſſen, was ich damit ſagen will; der Beamtenton iſt ein erhabener füffiſanter Air gegen Untergebene, der ſich aber gegen höher Stehende in Devotion und Fügſamkeit verwandelt. Er iſt ein Januskopf, deſſen Seele der Serviliſmus iſt. Man behandelte mich, wie einen jungen Menſchen, der vor allen Dingen an die Subordination gewöhnt werden müſſe: kalt, vornehm herablaſſend, mit einem Worte mit jenem Rigoriſmus, der die Maſchine des Staats vor Augen hat.

„Sie werden ſich morgen in der Kanzelei des Juſtiz-Miniſteriums einzufinden haben"; man wird ihnen dort das Thema der erſten ſchriftlichen Ausarbeitung mittheilen." Mit dieſen Worten entließ mich derjenige meiner Examinatoren, der in dem Miniſterial-Reſcript namentlich angeführt war, nach-

dem er kaum einige Worte über Göttingen und die Zahl der dortigen Studirenden mit mir gewechſelt hatte. Die anderen Beiden, deren Namen er mir nannte, bewieſen ſich nicht zuvorkommender, ſondern legten dieſelbe Glätte des Geſchäftslebens an den Tag. Es gibt wirklich nichts Abſtoßenderes als das lebendige: fiat justitia et pereat mundus, das mir in allen Dreien entgegentrat.

Zur beſtimmten Zeit fand ich mich in der Kanzelei ein. Man führte mich in ein Nebenzimmer, wo ich alles Material zur erſten Ausarbeitung vorfand. Das Thema, worüber ich ein Gutachten abgeben ſollte, lautete wörtlich: „Verdienen die Grundſätze der Romaniſten den Vorzug vor denen der Germaniſten in Deutſchland, oder umgekehrt?“ In der That hatte ich über dieſe Frage bis jetzt wenig nachgedacht; ſie bezieht ſich auch mehr auf die Geſetzgebung, als auf die Jurisprudenz. Aber mein Examen ſollte mir den Impuls zum Leben geben — ſo wenigſtens habe ich mir ſpäterhin dieſen Umſtand gedeutet.

Für Laien bemerk' ich nur, daß man unter Romaniſten diejenigen Juriſten verſteht, die ſich

für das römiſche Recht erklären, für das corpus juris; unter Germaniſten aber diejenigen, welche dem deutſchen Rechte anhängen. Meine Examinatoren mochten ſchwerlich, bei Aufſtellung jener Frage, etwas Anderes vor Augen haben, als eine juriſtiſch-gelehrte Erörterung derſelben, eine wiſſenſchaftliche Unterſuchung; aber meine Seele hatte es wie ein Blitzſtrahl durchzuckt, daß man dieſe Frage am beſten von dem humaniſtiſchen Höhepunkt betrachte. Das hatte aber ein ſchlimmes Reſultat, wenigſtens für den Augenblick. Meine Rechtskenntniſſe wogten, wie ein Chaos, durcheinander, mein juriſtiſcher und menſchlicher Theil geriethen in Kampf; vergebens brachte ich mehre Stunden damit zu, den Conflict zu heben, jenen Höhepunkt zu erklimmen, von wo aus — wie ich hoffte — ich Licht in dieſer Finſterniß erblicken würde. Ich kam nicht weiter, als bis zu Göthe's Worten:

„Es pflanzen ſich Geſetz und Rechte,
Wie eine ew'ge Krankheit fort,"

die ich faſt träumend als Motto über meine Arbeit ſetzte, die an dieſem Tage nicht begonnen, geſchweige denn vollendet werden ſollte.

Nach mehren Stunden meiner Qual trat eine ſpindeldürre Geſtalt in das Zimmer. Die vielen Ordensbänder, welche das Knopfloch dieſes Herrn zierten, verkündeten irgend eine Staats-Notabilität. Starr und ſtreng muſterte der Eintretende, nachdem ich in ehrfürchtiger Ergebenheit eine Reverenz über die andere machte, meine Züge.

„Wie geht's, ſind Sie mit allen Materialen zur Arbeit verſehen?"

„„Wen hab' ich die Ehre? —""

„Ich bin der Juſtizminiſter."

Neue verlegene Bücklinge von meiner Seite, die den hinter mir ſtehenden Stuhl zum Fall brachten. Der Mächtige ſchien ſich an den Eindrücken, die ſeine Perſon auf mich gemacht hatte, eine Zeitlang mit ſtiller Freude zu weiden. Nach einer tödtlichen Pauſe ſprach er lächelnd:

„Wie weit ſind wir mit der Arbeit?"

Dies herablaſſende Wir hätte mich ermuthigen können, wenn die Blicke Sr. Excellenz ſich dabei nicht auf das vor mir liegende Papier gerichtet hätten. Es war unbeſchrieben, bis auf jenes Motto,

das ſich nur zu ſehr wie ein bitterer Hohn gegen die Jurisprudenz ausnahm.

„Sie machen Verſe, wie es ſcheint?“ bemerkte der Miniſter ziemlich ernſt, ſo ernſt und gebietend, daß meine Verlegenheit alle Grenzen überſtieg. Der Angſtſchweiß trat mir auf die Stirn.

„Werden Sie auf dieſe Weiſe heute mit dem Gutachten zu Stande kommen? Ich bin wirklich neugierig auf die Reſultate Ihrer Studien; wie es ſcheint, hat man in Göttingen eine neue Form für rechtliche Gutachten erfunden?“ Mit dieſen Worten griff er nach dem Papier:

„Es pflanzen ſich Geſetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,“

den Göthe'ſchen Ausſpruch leſen, mich anblicken, mich durchblicken, mich mit ſeinen kleinen ſtechenden Augen tödten und die Worte ſprechen: „Das Examen iſt beendet!“ Dazu gehörten nicht mehr als einige Secunden. Es war die beleidigte juriſtiſche Majeſtät, die mir gegenüber ſtand. Aber dieſer entſetzliche Augenblick gab mir die Sprache wieder; ich mußte um jeden Preis dieſe Kataſtrophe von meinem Haupte wenden.

„„Ew. Excellenz bitt' ich, zu bedenken —““

„Was iſt da zu bedenken?“

„„Der heutige Tag iſt mir zur Ausarbeitung überlaſſen —““

„Ganz recht, aber nicht zu Allotriis. Glauben Sie der Kommiſſion eine Arbeit vorlegen zu dürfen, mit jenem Motto? Ich weiß überhaupt nicht, was wollen Sie nur mit jenem Motto?“

Ich polterte die Entſchuldigung heraus, daß ich dieſe Worte gedankenvertieft, träumend niedergeſchrieben.

„Die Juſtiz darf nie träumen. Wollen Sie ſich etwa durch das Examen hindurch träumen?“ — Er ſchwieg und betrachtete mich eine Zeitlang. Ich bat:

„„Ew. Excellenz verleihen mir huldvoll die Gnade, daß ich die Arbeit morgen wieder beginnen darf. Ich bin über die wiſſenſchaftliche Erörterung der Frage im Reinen.““

„Wir wollen nichts Anderes, als eine wiſſenſchaftliche Erörterung.“

„„Aber ich möchte doch Aufſchub bis morgen;

meine Gedanken sind zerstreut. Die Beantwortung der Frage ist wichtig.““

„Allerdings!“

„„Und ich möchte gern eine gründliche Arbeit liefern, nicht sowohl das Resultat einer fremden Meinung, das ich auf Universitäten erlernt, sondern mein eigenes, selbstständiges Urtheil.““

„In der That, Sie machen mich neugierig. Der Grund, den Sie dem Aufschub unterlegen, ist zu berücksichtigen. Es ist möglich, daß Ihnen etwas in die Quere gekommen ist, und das augenblickliche geistige Unvermögen darf Ihnen nicht nachtheilig werden. Aber unerklärbar ist es mir noch immer, wie Sie zu jenem Motto kamen. Die Poesie eignet sich nicht für juristische Gutachten, und wollen Sie vielleicht diese Frage — wie Göthe — aus dem negativen Gesichtspunkte betrachten?“

„„Gewiß nicht! aus einem sehr positiven! Meine Arbeit wird Ew. Excellenz die Wahrheit meiner Versicherung darthun.““

„Nun, wir wollen sehen; ich gebe Ihnen bis morgen Frist; aber bedenken Sie, es ist eine

peremptorische, sehen Sie sich vor, daß Sie morgen zur Arbeit aufgelegt sind."

Er entfernte sich, und wer war froher als ich, so glücklich über meine heutige Verwirrung hinweggekommen zu sein.

Am folgenden Tage beendigte ich das Gutachten. Ich hatte mich unbedingt für den Germanismus entschieden und unter den Germanisten denen den Vorzug gegeben, die ein bestimmtes umfassendes deutsches Recht verlangen und nicht in thörichter juristisch-historischer Leidenschaft für jenes Aggregat deutscher Rechte befangen sind, wie wir es kennen. Ich hatte die Unhaltbarkeit der Romanisten nachgewiesen, die das Recht auf die Grundsätze einer Wissenschaft zurückführen, die ihm eine scharfsinnige Logik zum Grunde legen, die jenes künstliche Rechts-Gebäude eines heidnischen Despotismus mit Leib und Seele vertheidigen — ich meine das römische Recht, das von jeher dem deutschen Volke ein Aergerniß war und nie als ein Palladium der Gerechtigkeit betrachtet wurde, sondern gerade als das Gegentheil desselben. Ich sezte alle Nachtheile dieser wissenschaftlichen Themis auseinander:

daß ſie eine förmliche Prieſterkaſte hervorrufe, Eingeweihte, die allein wüßten was Rechtens, daß ſie, ſtatt des Gewiſſens, die Logik zum Richter machte, daß ſie die Gerechtigkeit abſonderte von dem Leben und ſie auf geſchloſſene Thüren beſchränkte, auf das Geheimniß; dieſe Gerechtigkeit des juſtinianeiſchen und päbſtlichen Rechts, der zweiköpfigen römiſchen Hydra, wäre in der That die größte Ungerechtigkeit, indem ſie nicht vor der Rechtsverletzung, ſondern erſt nach derſelben den Schuldigen zur Erkenntniß führte; denn dieſe Erkenntniß träte ſelten eher ein, als bis das Verſehen begangen wäre. Nur einigen Klaſſen würde die ignorantia juris zu Gute gehalten, ſonſt hieße es ſtets: ignorantia juris nocet, und doch wüßten die meiſten Nicht-Juriſten Nichts von dem S. C. Vellejanum, dem S. C. Macedonianum, der lex Anastasiana, der exceptio non numeratae pecuniae und tauſend anderer Vorſchriften des römiſchen Rechts. Man hätte ſich die Sache bequem gemacht, um ein umfaſſendes Rechtsſyſtem zu erhalten und nie wegen einer Entſcheidung in Verlegenheit zu ſein, aber man hätte nicht bedacht, daß, indem man das Richteramt durch die Einfüh-

rung eines durchaus fremden Rechts erleichterte und es gewiſſermaßen allwiſſend machte, man durch eben dieſe Einführung das Volk zu einer allgemeinen Rechts-Unwiſſenheit zwänge und, ſtatt eines allgemein begriffenen Rechts, einen Iſis-Dienſt der Themis einſetzte.

Ich war ſo verwegen, zu behaupten, daß, indem das römiſche Recht die Einzelnen verletzte, es ſogar den Staat bedrohte. Die Sicherheit des Staats könnte nicht durch dieſes Recht feſtgeſtellt werden; denn dieſe Sicherheit hinge zunächſt von der rechtlichen Freiheit der Staatsbürger ab, eine rechtliche Freiheit der Staatsbürger aber könnte bei gänzlicher Unkunde der Geſetze, bei der Unmöglichkeit, ſich über das beſtehende Recht zu unterrichten, nie in Wirklichkeit ſtattfinden. Die rechtliche Freiheit der Staatsbürger ſei eine Chimäre, ein Nonſens, wenn die Stipulationen, die Garantieen dieſer rechtlichen Freiheit nicht allen Staatsbürgern bekannt wären, oder doch möglicherweiſe bekannt werden könnten.

Wie umgewandelt hatte mich die Erfahrung gemacht, jenes einzelne Factum, das mir in der

Perſon des alten Juriſten entgegentrat, der die Jurisprudenz nur als melkende Kuh betrachtete. Meiner Luiſe hatte ich die Vortrefflichkeit der juſtinianeiſchen Erbſchaft mit ſo unzweideutigen Ausdrücken des Enthuſiasmus gepredigt; aber es war ein argumentum ad hominem zwiſchen mich und meinen Enthuſiasmus getreten, ein unumſtößlicher Beweis, daß das corpus juris wenigſtens ſehr leicht zu Zwecken benutzt werden könnte, die mit der Gerechtigkeit nicht in Einklang ſtänden. Ich hielt wenig von einem Rechte, das ſich ſo vortrefflich zum Wucher eignete.

Im Gegenſatz zu den Romaniſten betrachtete ich die Germaniſten als die Reformatoren des Rechts, gab jedoch unter ihnen denjenigen den Vorzug, die an die Stelle der alten Landrechte — welchen Namen ſie je nach den Gegenſtänden, oder nach den Territorien auch haben möchten — an die Stelle der Bauern-, der Kaiſer-, der Lehnrechte u. ſ. w. ein umfaſſendes deutſches Geſetzbuch ſetzen wollten. Dem hiſtoriſchen Barbarismus jener müßte durch die Civiliſation der Geſellſchaft derogirt werden, mit weiſer Umſicht, wie es einer Legis-

lation zustände. Man möchte bei der Entwickelung deutscher Rechtsprincipien die Logik des römischen Rechts anwenden, aber man sollte durch die Errichtung von Geschwornengerichten die Justiz gegen die Rechts-Wissenschaft sicher stellen. Wenn man das Recht durch die Landessprache jedem Staatsbürger zugänglich machte, so sollte man durch die Errichtung von Geschwornengerichten die Staatsbürger nöthigen, sich um das bestehende Recht zu bekümmern, die Gesetze kennen zu lernen. Die Landessprache wäre nur ein negativer Schritt zur Erlernung des Rechts, sie machte dieselbe möglich; die Geschwornengerichte wären ein positiver Schritt, sie machten dieselbe nothwendig. In jener läge das Recht, in diesen die Verbindlichkeit.

Was aber die Prozeßführung vor Geschwornengerichten beträfe, so hätte hier, wie gesagt, die moralische, nicht die juristische Ueberzeugung zu entscheiden, und ich hielte mehr auf jene, als die einfachste und natürlichste, denn auf diese, als die spitzfindigste und complicirteste. Dort spräche die Stimme des Volks, die Stimme Gottes, Recht; hier der gelehrte Scharfsinn Einzelner, eine Kaste.

Dort würde man stets zur Milde geneigt sein; hier zur Strenge. Das römische Recht träte vor das Gewissen des Menschen; der Richter nach römischem Rechte urtheilte nach den Akten, nach vorliegenden Thatsachen, indem er diese unter das Gesetz subsumirte, etwa wie ein Naturforscher, der eine species, oder ein genus ordnete. Der Richter eines Geschwornengerichtes aber hätte die Humanität und sein menschliches Gewissen vor Augen, er subsumirte die That unter dasselbe, betrachte sie mit dem Herzen und nicht mit der Loupe des corpus juris. Dann erst spräche er das Schuldig! aus, und überlasse es einem Andern die Strafe für die That aus dem Gesetzbuche zu finden und die Logik des Rechts walten zu lassen, nachdem zuvor die Logik des Gewissens, die stets die untrüglichste wäre, in der Hauptsache entschieden hätte. Wo das Gewissen Recht spreche, würde eine größere Uebereinstimmung zwischen Unter- und Ober-Gerichten statt finden, nicht so, wo die Wissenschaft entschiede; das Gewissen wüßte Nichts von Controversen und Verschiedenheiten, wohl aber die Wissenschaft, die im ewigen Streite mit sich selbst läge.

Nachdem ich noch alle Neben-Vorzüge des öffentlichen Verfahrens auseinandergesetzt: die Kürze, die Schnelligkeit, die Freiheit, die Unabhängigkeit dieser Justiz, schloß ich damit, auf den wesentlichsten Vorzug derselben aufmerksam zu machen, auf das Tageslicht der Gerechtigkeit. Das römische Recht richte im Verborgenen, es erkenne keinen höheren Richter über sich, nicht einmal Gott; die öffentliche Gerichtsbarkeit richte am hellen Tage, auf offenem Markte: das Volk und Gott im Volke seien die Schutzvögte der Gerechtigkeit. Hier schwinde jeder Nebenbegriff von Rache, gegen welchen sich die verborgene Gerechtigkeit stets zu wehren habe, jeder Schein von Partheilichkeit, jeder Zweifel der Wahrheit. Eins trete bei dieser Justiz hervor, und das sei die Sicherung des Staats durch die Sicherung des Menschen.

Ueber diese Dinge ungefähr sprach sich mein Gutachten aus.

Am folgenden Tage mußte ich eine Exceptionsschrift abfassen.

Am dritten Tage bestand ich vor der Examinations-Kommission das mündliche Examen. Es

erstreckte sich über die ganze Rechts-Theorie, über Rechtsgeschichte, römisches und päbstliches Recht, über Staatsrecht und deutsches Privatrecht, in allen seinen Zweigen: Wechselrecht, Lehnrecht u. s. w., über Criminalrecht mit seinem ganzen mittelalterlichen Terrorismus.

Ein Sekretair des Ministeriums war zugegen und protokollirte Fragen und Antworten. Die Examinations-Kommission, ohne sich über meine Arbeit des ersten Tages zu erklären, schien mit der positiven Ausbeute meiner Studien, die ich bei Gelegenheit des mündlichen Examens vor ihr ausgebreitet hatte, zufrieden. Hier gab es keine selbstständigen Ansichten zu erörtern, sondern Erlerntes und alte Theorieen an den Tag zu legen.

Das Resultat meines Examens, die officielle Begutachtung meiner Fähigkeit sollte ich einige Tage darauf entgegennehmen. Ich hielt es indessen für nothwendig, in der Zwischenzeit meinen Examinatoren und dem Chef des Ministeriums der Justiz meine Aufwartung zu machen. Jene vermieden es, über das Gutachten des ersten Tages ein Wort zu verlieren: dieser empfing mich ernst

und gemessen; und als ich mir endlich ein Herz nahm und ihm die Frage vorlegte, ob sich meine Arbeiten seines Beifalls erfreuten? meinte er, gegen meine Kenntnisse wäre wenig einzuwenden, gegen meine Ansichten viel; es mache sich ein Geist der Neuerung in meiner ersten Arbeit kund, der höherer Seits nur Mißbilligung erregt hätte. Ich hätte die mir vorgelegte Frage auf eine Weise beantwortet, die auf den Staat, dem ich dienen wollte, wenig Rücksicht nehme. Es wäre ein allgemeines Raisonnement, das man, unter Berücksichtigung der Monarchie, sogar ein revolutionaires nennen könnte. Ich provocirte auf das Volk, statt auf die Grundlagen des Staats, in dem ich angestellt werden wollte; ich hätte mich so definitiv für eine andere Rechts-Verfassung entschieden, daß ich dadurch nur zu sehr meine Rücksichtslosigkeit gegen das Bestehende an den Tag legte.

„Aber man hat die Beantwortung jener Frage mir freigestellt."

„„Das hat man allerdings; Sie konnten sich für oder wider entscheiden; indeß die Art und Weise, wie Sie es gethan, kann die Billigung der

Regierung nicht erhalten. Statt einer wissenschaftlichen Deduction, haben Sie eine sogenannte humane Erörterung gewählt. Ihr Urtheil ist ein unreifes, es fehlt Ihnen die Erfahrung. Nach Ihrem Gutachten zu urtheilen, sind Sie überhaupt der Monarchie abhold.""

„Ew. Excellenz verzeihen, ich glaube die Monarchie kann sehr wohl bei einer öffentlichen Gerichtspflege bestehen, sie wird in diesem Falle nur um so mehr Festigkeit erhalten."

„„Der Beweis wäre noch zu liefern. Uebrigens ist es nicht dieser Theil des Gutachtens, der Anstoß erregt, und eben so wenig die Behauptung, daß ein deutsches Recht dem römischen vorzuziehen sei. Aber Ihrer Meinung nach ist unsere Justiz eine Despotie, weil sie dem Volke aufgedrungen, weil sie im Geheimen richtet, weil das Recht, auf welches sie sich stützt, dem Volke nicht zugänglich ist. Sie suchen die Sicherheit des Staats in Flosskeln. Sie bedenken nicht, daß das römische Recht einestheils nur Hülfsrecht ist, daß anderntheils aber der Staat für tüchtige und rechtschaffene Richter Sorge trägt. Auch bedenken Sie nicht, daß

die ſogenannte moraliſche Ueberzeugung häufig den deſpotiſchen Charakter annehmen kann. Dieſe moraliſche Ueberzeugung, dieſes Gewiſſen der Jury gibt ſich dem Augenblicke hin, der öffentlichen Meinung, die ſtets eine ſchwankende iſt. Man kann keinen Redepomp, wie vox populi, vox Dei für den Staat gebrauchen; das Volk iſt eine vielköpfige Hydra. Das Einzige, was in Ihrem Gutachten zu berückſichtigen iſt, wäre die Einführung eines in der Landesſprache geſchriebenen Rechts; und viele Staaten haben auch bereits dafür Sorge getragen. Aber ob ein deutſches Geſetzbuch allein das Volk zu einer genauen Rechtskunde führen würde, iſt eine andere Frage. Ein ſpecielles Geſetz für jeden einzelnen möglichen Fall iſt eine Chimäre, und führt zu Nichts, wenigſtens zu keiner Klarheit und Zuverläſſigkeit. Wo aber Logik angewendet werden muß, da werden doch am Ende Sachverſtändige zu Rathe gezogen werden müſſen. Scheinbar verſtändlich, und doch dem Weſen nach ſchwer zu verſtehen, würde ein deutſches Recht eben ſo ſehr irre führen, als auf den rechten Weg helfen. Und dann, würden nicht eine Menge Unberufener, die durch das

römische Recht davon abgehalten werden, sich zu Rathgebern aufwerfen? Würden nicht Gewinnsucht und Betrug sich die Hände bieten, um die Unwissenheit der großen Menge in Rechtsstreitigkeiten zu verwickeln? Jedes Gesetzbuch, ist es umfassend, wird der Wissenschaft zur Interpretation bedürfen; aber unsere Advocaten stehen unter Controle des Staats; bei einem deutschen Rechte würde eine solche Controle unmöglich sein, da sich Jeder nach Belieben zum Advocaten aufwerfen, in der Stille des Hauses Rath ertheilen würde.""

Diejenigen, die der in meinem Gutachten ausgesprochenen Ansicht sind, werden schwerlich durch die Einwürfe Sr. Excellenz eines Anderen belehrt werden. Mir ging es nicht besser.

„Aber das sind — verzeihen Ew. Excellenz — meiner Meinung nach Nebendinge. Wesentlich bleibt es doch immer, daß dem Volke die Möglichkeit gegeben sein müsse, das Recht zu verstehen."

Sr. Excellenz waren wirklich sehr herablassend, daß sie das Gespräch nicht durch eine plötzliche Abbrechung beendeten.

„„Zugegeben! Aber es hält sehr schwer, ein deutsches Gesetzbuch zu vollenden, das dem römischen Rechte an Reichhaltigkeit gleichkömmt, um so weniger, da wir Deutschen — in Ermangelung der Geschwornengerichte — einer genauen Bestimmung für Alles bedürfen, damit das arbitrium judicis durchaus verhindert werde. Wo dasjenige — was Sie moralische Ueberzeugung nennen, was aber meistens nur Willkür ist — zu Gerichte sitzt, bedarf es jener Genauigkeit weniger; hier fällt schon die umfassende Lehre vom Beweise weg, dessen Prüfung dem Gewissen der Geschwornen überlassen bleibt.““

Das Gewissen betonte Sr. Excellenz sehr ironisch. Der Minister machte die Bewegung der Entlassung, indem er mir die Worte mit auf den Weg gab: „das Weitere werden Sie durch das Dekret erfahren.“

Drittes Kapitel.

Ein Brief Luisens. — Anstellungs-Dekret. — Rückreise. — Mein Onkel und Doctor L..... wundern sich sehr über meine Humanitäts-Principien.

In meinen weiteren Meditationen über dieses Thema, die ich zu Hause noch einige Zeit fortspann, störte mich sehr angenehm ein Brief Luisen's, welche von der Jurisprudenz auf einige Tage in den Hintergrund gedrängt worden war. Es war der erste Brief, den ich von ihr erhielt; denn ich hatte ihr vorsichtigerweise die Residenz als den Ort bestimmt, wohin sie die ersten schriftlichen Liebesbetheuerungen adressiren solle; vor meiner Abreise hatte ich ihr die Zeit angegeben, bis zu welcher mich der Brief dort treffen würde. Ich scheute mich nur zu sehr, meine Familie in dieß Geheimniß einzuweihen; denn mein Onkel war der größte Feind der Schauspieler. Er betrachtete die dramatische Kunst —

wie er sich oft ausdrückte — als einen brodlosen Erwerb, und eine Schauspielerin war ihm überdieß ein verdächtiges Frauenzimmer. Es könnte nicht wohl Moral unter diesen Damen gedeihen, meinte er. Er wußte eigentlich nicht, worin Moral bestehe, und verstand nur die hausbackene Sittlichkeit darunter, Oekonomie, Sparsamkeit, eine haushälterische Wirthschaft; aber ich sah nur zu sehr ein, daß ich in Betreff dieser Angelegenheit noch einen schweren Kampf mit ihm zu bestehen haben würde. Eine Schauspielerin, die Bekanntschaft auf dem Postwagen, ein entlaufener Liebhaber, die Tröstung einer verlassenen Dido von meiner Seite, die plötzliche Umwandelung dieser Dido aus unglücklicher Liebe zu glücklicher — es lag am Tage, mein Onkel und selbst meine Mutter — die feiner fühlte und humaner urtheilte — würden sagen, daß hier viel Leichtsinn und Täuschung vorwalteten.

Aber Luise schrieb so innig und aufrichtig, so herzlich und folglich auch so wahr, daß alle Bedenklichkeiten von meiner Seite schwanden. Sie hielt es für ein Glück, bei Zeiten eine so unzweideutige Aufklärung über den Charakter des Unge-

treuen erhalten zu haben, nicht der Leichtſinn, ſondern die Unmännlichkeit jenes hätte ſie ſo plötzlich von ihrer Leidenſchaft geheilt; er hätte es nicht gewagt, ihr frei und offen ſeine Gefühle zu entdecken, er hätte es vorgezogen, durch feige Flucht ſich ihren Vorwürfen, ihren Thränen zu entziehen. Sie wäre nicht der Meinung, daß, um Liebe zu erwecken, Achtung erforderlich wäre; aber wenn, wo Liebe vorhanden, ſpäterhin Thatſachen einträten, die bewieſen, daß die Würde des Mannes dem Geliebten ganz und gar fehlte, ſo müßte ein ſolcher Umſtand die Gefühle der Zärtlichkeit, der Liebe nothwendig verdorren.

Ich fand das ſehr logiſch geurtheilt, und es ſchmeichelte zudem meinem Stolze, daß es mir gelungen, ſo bald die Thränen der Unglücklichen zu trocknen. Wollte auch dann und wann in mir der Verdacht aufſteigen, Luiſe wäre ein leicht bewegtes Weſen, vielleicht ohne Beſtändigkeit, ſo trat die Eigenliebe wieder dazwiſchen und das Selbſtvertrauen. Sie ſagten mir, daß ein Vergleich zwiſchen mir und der erſten Liebe Luiſens allerdings zu meinem Vortheil ausfallen müßte. Es wäre

nichts natürlicher, als daß Luiſe, ein Mädchen von Charakter, Eis gegen Carl geworden wäre; aber es wäre eben ſo natürlich, daß meine aufrichtige Theilnahme wie Frühlingshauch auf ſie eingewirkt haben müßte. An eine ſogenannte unglückliche Liebe, die ſofort den Schleier nimmt und dem Leben ein für alle Mal abſchwört, glaubte ich überhaupt nicht. Ließ nicht Boccacio ſeinen Romeo eine Julia finden, um an dieſer die Gluth verzehrender Liebe zu löſchen, die eine Unbekannte in ſeinem Herzen entzündet. Und war nicht Romeo's Liebe zu Julien eine ſo treue Liebe, wie nur irgend eine, wenn auch nicht die erſte. Freilich hat Shakespeare, der Boccacio benutzte, die Einleitung bei Seite geſtellt und in Julien Romeo zum Erſtenmale jenen heiteren italieniſchen Himmel, der ſich über die Herzen wölbt, erſchloſſen. Aber das iſt wegen der dramatiſchen Einheit geſchehen. Boccacio dagegen entnahm ſeine Dichtung dem Leben, und das beweiſet, daß man nicht immer an unglücklicher Liebe ſtirbt; Romeo vergaß die Unbekannte, Petrarca ſtarb ſiebenzig Jahre alt, verheirathet, und als Vater zweier Kinder, an welchen ſeine erſte unſterb-

liche Liebe keinen Antheil hatte, und er hatte eine Laura zu beweinen. Es war also sehr natürlich, daß Luise zu neuer Liebe aus ihrem Schmerz erwachte, sie hatte weit mehr Grund dazu, als jene, deren Einer eine unbekannte, der Andere eine todte Liebe beweinten. Sie beweinte nur eine ungetreue.

Mittlerweile, als ich in Luisens Brief schwelgte, trat ein Kanzeleidiener des Justiz-Ministeriums herein und überreichte mir ein Schreiben mit jenem gewaltigen Siegel, dem man die Amtlichkeit schon von Ferne ansieht. Es war mein Anstellungs-Dekret, das in der That sehr schnell ausgefertigt worden war. Ich wurde zur Advocatur zugelassen, doch mit dem Bemerken, man erwartete von mir Bedachtsamkeit und Ernst in der Ausübung meines wichtigen Amts, und vor allen Dingen mache man mich darauf aufmerksam, daß die Regierung durchaus aller Entwickelung eines „schlechten Gesetzes," dem Ueberreste einer terroristischen Zeit, die an Deutschland glücklicherweise, ohne bedeutende Eindrücke zu hinterlassen, vorübergezogen, abhold wäre; wenn sie auch der wahrhaften Humanität,

die innerhalb der Schranken des Staats waltete, ihren vollen Beifall schenkte.

Ich wußte nun, woran ich war, und sah zur Genüge ein, daß man die Ausspinnung eines Processes auf undenkliche Zeiten einem Advocaten höherer Seits eher nachsehen würde, als ein Gutachten, in welchem auseinandergesetzt würde, wie viel besser eine schnelle Justiz sei, eine volksthümliche Justiz, eine Gewissens-Justiz.

Ich trat meine Rückreise an, nachdem ich noch zuvor meinen Examinatoren Dank abgestattet für ihr nachsichtiges Urtheil. Der Chef des Ministeriums erließ mir diesen Dank; er war nicht zu sprechen.

Bei meiner Rückkehr nach Hause bewillkommnete mich mein Onkel, in Gesellschaft jenes alten Rabulisten, des Doctors L....., der mir schon vor meiner Abreise als Mentor vorgestellt worden war, sofort im Hause meiner Mutter. Er war Beistand derselben seit dem Tode meines Vaters, und trat nun, nachdem meine Mutter mich küssend beglückwünscht, als Hauptperson hervor. Das Erste, wonach er fragte, war das Anstellungs-Dekret.

Nicht ohne Zagen überreichte ich es ihm. Er durchflog es rasch.

Sehr gut! aber was soll der Schluß, da ist ja von einem „schlechten Geiste" die Rede?

Ja wirklich! von schlechtem Geiste, monirte Dr. L....., der, neben meinem Onkel stehend, die Schrift schnellen Auges durchlaufen hatte.

Ich erzählte ihnen den Vorfall mit dem Gutachten und theilte meine Ansichten über Justiz-Verbesserung mit großem Enthusiasmus mit.

Und deßhalb haben Sie das viele Geld verstudirt, um jetzt gegen das römische Recht zu protestiren, das Ihnen Brod, das Ihnen Reichthum verschaffen soll. O tempora! o mores! entgegnete Dr. L.....

„Mein Gott!" setzte mein Onkel hinzu, „welch' ein Leichtsinn, sollte man es nur für möglich halten?"

Aber — mit diesem Aber wollte meine Mutter zu meinen Gunsten interveniren, als ihr mein Onkel den Mund verschloß.

„Liebes Hannchen! davon verstehst Du nichts; das müssen der Minister und Herr Dr. L..... besser wissen. Hat der Junge über drei Jahre

ſtudirt und will nun gegen ſein eigenes Fleiſch und Blut zu Felde ziehen. Es iſt entſetzlich.“

Leben und leben laſſen, junger Menſch! — ſetzte Dr. L..... hinzu, ſonſt kommen Sie zu Nichts. Bei Ihrer Humanität können Sie Hungers ſterben. Und haben wir Juriſten des römiſchen Rechts nicht Jonk gerettet? Der würde von der moraliſchen Ueberzeugung der Geſchwornen ohne Weiteres den Tod gehabt haben.

Ich meinte, man halte ihn noch bis auf den heutigen Tag in den Rheinprovinzen für ſchuldig.

Ja, man hält ihn für ſchuldig; aber wir verlangen Gewißheit, juriſtiſche Gewißheit, ſollen wir auf den Tod erkennen. Unſer Grundſatz iſt, lieber zehn Schuldige laufen laſſen, als einen Unſchuldigen richten.

Ich entgegnete, daß das wohl nur Grundſatz des Rechts wäre, deſſen Werkzeuge die Juriſten wären, ſo lange es ihnen gefiele. Gefiele es ihnen nicht länger, ſo machten ſie das Recht zu ihrem Werkzeug, wie z. B. der Schwiegervater in spe des Herrn Dr. L....., der ja einen Prozeß als eine Syneſure der Jurisprudenz betrachtet hätte

Dieſe nicht ohne Schadenfreude geſprochenen Worte brachten meinen Mentor in Harniſch. Er erklärte, ſolcher Neuerungsſucht wäre nicht zu helfen, man müßte mich geben laſſen, wenn ich mich über alle Lebensverhältniſſe hinwegſetzen wollte.

Mein Onkel ſuchte mir nun in's Gewiſſen zu reden, er ſtellte mir die Zukunft und meine Exiſtenz vor, von ſchwärmeriſchen Träumereien würde ich nicht leben können. Wie ich es mir nur einfallen laſſen könnte, Ideen zu proklamiren, die vom Staate gemißbilligt würden. Meine eigenen Intereſſen müßten mir doch am nächſten liegen. Er bat den Dr. L..... Nachſicht mit mir zu haben und jugendlichen Uebermuth für das zu nehmen, was er wäre. Die Nothwendigkeit würde mich ſchon zur Erkenntniß bringen; ich wäre noch ein junger Menſch, ohne alle Erfahrung.

Somit gelang es ihm, ſeinen alten Rechtsanwalt wieder geſchmeidiger zu machen. Er äußerte mit Kopfſchütteln: „Nun, wir wollen ſehen, was mit einem jungen Hitzkopf anzufangen iſt. Ich lebe noch der Hoffnung, daß er in der Schule des Lebens andere Anſichten erhalten wird.“

Solchergestalt wurde wenigstens ein Schein der Versöhnung zwischen mir und dem alten Rabulisten herbeigeführt. Aber im Stillen konnte ich mir meine Verwunderung nicht verbergen, wie mein Onkel nur einem Manne, der so offen und rücksichtslos seine juristischen Grundsätze, daß das Recht müßte als ein goldener Boden betrachtet werden, an den Tag legte, vertrauen könnte. Indeß Dr. L..... hatte seinem Clienten jeden Proceß gewonnen, sogar in den Fällen, wo das Recht meines Onkels sehr zweifelhaft gewesen war, hatte er alle Zweifel zu beseitigen gewußt und ihm zu seinen Wünschen verholfen. Wie konnte es fehlen, daß mein Onkel, der die ihm geleisteten Dienste, statt der Beweggründe, in Rechnung brachte, ihn nicht für den ersten und zuverlässigsten Advocaten des Landes halten sollte. Leben und leben lassen, war der Wahlspruch Beider. Und Beide hielten sich für rechtschaffene, tadellose Männer und beschwichtigten ihr Gewissen damit, daß auf Erden nicht wohl Vollkommenes zu erreichen wäre. Was ich Humanität nannte, das hielten sie für ein Utopien, für nicht zu verwirklichende Chimäre.

Als jene mich verlaſſen und ich mich mit meiner Mutter allein befand, meinte dieſe, ich möchte in der Hauptſache wohl Recht haben; aber die Welt und das Leben hätten manche Dinge als Nothwendigkeit aufgeſtellt, gegen welche anzuſtoßen die Klugheit verböte. Sie ſähe in dieſer Sache nicht klar genug, um ihre Meinung geltend machen zu können; aber wer gegen alte Sitte und Hergebrachtes zu Felde ziehen wollte, der bedürfte in Deutſchland wenigſtens ſelbſtſtändiger Autorität oder eines Anhaltpunktes. Selbſt Luther'n würde die gute Sache allein nicht genützt haben, hätte er nicht in ſo vielen mächtigen Fürſten damaliger Zeit Freunde und Helfer gefunden. Sie warnte mich, mich vorzuſehen und mir meine Carrière nicht zu verderben.

Gegen dieſen einfachen Rath mütterlicher Liebe, der aller Spekulation und Moral die ſchlichte Erfahrung und den deutſchen Grund-Charakter entgegenſetzte, war nun freilich nicht viel einzuwenden. Indem fühlte ich meine Schwäche, um ohne weiteres mich zum Reformator der Juſtiz meines Vaterlandes aufzuwerfen. Ich konnte mich nicht von

den Ansichten meiner Familie emancipiren; ich wußte wohl, daß Tanten und Basen seufzen würden: „der wird sich unglücklich machen und uns schaden!“ wollte ich Ansichten bekennen, die der Regierung oder den Notabilitäten ein Aergerniß geben könnten. Somit blieb mir nichts übrig, als meine Ideen für eine gelegenere Zeit aufzusparen und wenigstens den negativen Vortheil aus meinen Ansichten zu ziehen, daß ich den juristischen Terrorismus, der durch das Verhältniß, in welchem das römische Recht zu Deutschland steht, unzweifelhaft hervorgerufen wird, wenigstens, was meine juristische Praxis betraf, durch Humanität milderte. Ob sich meine guten Intentionen in diesem Falle stets realisirten, darüber werden die folgenden Kapitel Kunde geben. Häufig scheiterten sie freilich an meinen Clienten, die den Proceß gewinnen wollten und es mir wenig Dank wußten, wenn ich ihnen freimüthig erklärte, daß das beste Recht oft ein schlechtes Recht wäre, daß man den Proceß gewinnen und dennoch das größte Unrecht haben könnte. Nichts desto weniger habe ich häufig der Humanität Gehör verschafft, indem ich, ehe die in der That sehr blinde

Themis zur Richterin gewählt wurde, das Herz meiner Clienten zum Schiedsrichter nahm.

Die ſtreitenden Partheien können ſich durch gegenſeitige Uebereinkunft einem ſonſt incompetenten Gerichte unterwerfen, wäre es nicht beſſer, ſie wählten ſtatt deſſen vertragsmäßig das competenteſte Gericht, das Gewiſſen? Freilich würden dabei die Advocatur-Gebüren weniger ergiebig ſein.

Schon in dieſer Hinſicht muß man die franzöſiſche Juſtiz-Verfaſſung vorziehen. Der Friedensrichter iſt eine Perſon, die wir in Deutſchland nur dem Namen nach kennen; unſere Richter können ſelten dazu kommen, Frieden zu ſtiften; meiſtentheils haben die Advocaten den Krieg ſchon zu gut vorbereitet. „Ich will mein Recht!“ das iſt der Wahlſpruch der Streitenden, und die Advocaten rufen aus: Fiat justitia et pereat mundus!

Viertes Kapitel.

Ich schwöre den Advocaten-Eid. — Bemerkungen über gerecht und ungerecht in der Jurisprudenz; über Gewohnheitsrecht und Gerichtspraxis; über die Carolina und die mildernde Praxis. — Meine erste Arbeit.

Der Advocaten-Eid mußte vor dem höchsten Landes-Gerichte geschworen werden. Dasselbe hatte in der Residenz seinen Sitz. Um Weitläuftigkeiten zu vermeiden, beauftragte jener Gerichtshof, bei Auswärtigen, meistentheils das höchste Gericht des Wohnorts zur Eides-Abnahme. Somit hatte ich denselben bei dem Ober-Gerichte der Provinz, das in meiner Vaterstadt seinen Sitz hatte, abzulegen.

Der Advocaten-Eid wurde mir schriftlich einige Tage zuvor von der Gerichts-Kanzelei eingehändigt; ich sollte meine Verpflichtungen studiren, bevor ich sie eidlich angeloben würde. Bald darauf leistete ich ihn feierlich vor dem versammelten Gerichte.

Der Advocaten-Eid war ziemlich allgemein gehalten, aber es hieß in demselben: Insbesondere will ich keine Sache, welche ich für ungerecht halte, führen. Diese Verpflichtung wird in der That von vielen Rechtsgelehrten sehr leicht genommen, der größte Theil derselben bekümmert sich um diesen Punkt nicht; man processirt im Ganzen ziemlich rücksichtslos darauf los, wenn man nur wegen der Kosten und Gebüren sicher ist. Und fürwahr! einige liquide Forderungen abgerechnet, gibt es auch wenige Dinge, die vor dem Richterstuhl nicht eben so gut für gerecht, als ungerecht befunden werden können. Oft erhascht der Advocat erst im Laufe des Rechtsstreits eine lex, von der er früher wenig, oder Nichts wußte, und die nun auf einmal seiner Sache eine ganz andere Wendung gibt. Das ungerecht und gerecht bezieht sich nicht auf das Gewissen, sondern nur auf das positive Recht, und hier erfährt man jeden Tag etwas Neues, jeden Tag sieht man ein, daß man noch immer Nichts wisse. Wie der Arzt stets zu neuen Erfahrungen gelangt, stets zu neuen Experimenten greift, um die Krankheit zu heben, so auch der

Advocat. Die Rechtsverletzung — sie sei nun eine wirkliche, oder vermeintliche — ist die Krankheit seines Clienten; der Advokat ist der Arzt seines Clienten; die Mittel, die Krankheit zu heben, sind eben so vage und unbestimmt, wie die medicinischen Mittel. In der ersten Krisis der Krankheit — ich meine in der ersten Instanz — bietet das Mittel Genesung, welches in der zweiten der Tod des Kranken ist. Hier wird in letzter Instanz reformirt, dort bestätigt. Was soll der Advocat für gerecht oder ungerecht halten? Er thut am Besten, es auf gut Glück ankommen zu lassen, und keine Sache für ungerecht zu halten, so lange der Proceß nicht durch ein rechtskräftiges Urtheil gegen seinen Clienten entschieden ist.

Es ist traurig, aber es ist wahr, unsere Justiz läßt keinen anderen Vergleich zu, als den einer Krankheit. Goethe hat Recht, wenn er spricht:

Es erben sich Gesetz und Rechte,
Wie eine ew'ge Krankheit fort.

Das Recht, was unumstößlich, unabänderlich sein sollte, ist eine Lotterie. Ich werde in der Lotterie gezogen, könnten die Clienten sagen, nicht:

über mein Recht wird entschieden. Wer einen Proceß beginnen will, sieht sich auch in der That mehr nach einem geschickten Advocaten, als nach einem rechtschaffenen um. Der Rabulist steht nicht selten höher im Preise, als der Rechtsgelehrte, der den einfachen geraden Weg geht.

So weit haben wir es mit dem römischen Rechte gebracht, mit diesem großen Justiz-Labyrinthe, wo kaum die feinste Logik einen Faden der Ariadne bietet; denn wir haben, außer dem großen, umfassenden, geschriebenen Rechte noch eine Gewohnheit, die zu Recht werden kann, wir haben ein Gewohnheitsrecht, eine Gerichts-Praxis, die Beide dem geschriebenen Rechte derogiren. Hier genügt keine Theorie, hier muß man in den Gerichts-Archiven nachforschen, in den Traditionen, was Rechtens. Ein Gewaltschritt wird hier Recht. Ein Richter erkennt einmal nach seiner Willkür, ohne das geschriebene Recht zu Rathe zu ziehen. Das Urtheil wird rechtskräftig. Jetzt bezieht sich das Untergericht schon in künftigen Fällen derselben Art, statt auf das Gesetz, auf die Entscheidung jenes Richters, die Willkür eines Richters tritt an

die Stelle des Gesetzes. Das nennt man gerichtliche Praxis. Welche Zerrissenheiten und Unzuverlässigkeiten der Justiz entstehen auf diese Weise.

Und dennoch muß man es nur mit Dank entgegennehmen, daß die mildernde Praxis die mittelalterlichen Gräuel der Caroline ausgerottet hat. Die Gewohnheit garantirt uns allein einen Fortschritt der Jurisprudenz, eine Parallele derselben mit dem Leben.

Betrachten wir eben jene Caroline. Eine finstere Criminal-Gesetzgebung, voll Irrthümer und Lacsionen des Menschenrechts, ist noch bis auf den heutigen Tag in den meisten deutschen Staaten die Norm des Richters bei Beurtheilung von Verbrechen. Man hat den Terrorismus dieses Gesetzbuches erkannt, die Praxis der Gerichte hat dem alten juristischen Wolf einen Schaafpelz angezogen, ihm hie und da die Zähne ausgerissen; aber man hat es nicht gewagt, die Caroline zu vernichten; noch bis auf den heutigen Tag sitzt die peinliche und Hals-Gerichtsordnung auf ihrem blutumfloßnen Throne, der Geist Kaiser Carl's V., jener schreckliche Geist der Inquisition und Tortur schwebt noch immer

über unseren Criminal-Gerichten. Es ist bloß richterliche Gnade, daß er nicht wie früher waltet. Die Justiz ist einigermaßen zahm geworden; aber das Recht ist so barbarisch, wie zur Zeit der Heren-Processe, zur Zeit der Scheiterhaufen, des Ertränkens, der spanischen Stiefeln, des Zwickens mit glühenden Zangen.

In den Scharfrichtereien bewahrt man die Werkzeuge der Tortur sorgfältig; sie werden wie antiquarische Heiligthümer der Justiz betrachtet, die sie gnädiger Weise nicht mehr in Anwendung bringt, oder auch aus Furcht. Das heißt man eine mildernde Gerichts-Praxis.

Man schämt sich, die Vorschriften eines Gesetzbuchs in ihrem ganzen Umfang zu befolgen; aber man wagt es nicht, das Gesetzbuch selbst dem Scheiterhaufen zu übergeben.

Die Reformation hat den blutigen Terrorismus der Criminal-Justiz nicht vernichten können; er schläft nur, er ist nicht todt. Wir haben keine Garantieen, daß er nie erwache, daß die Justiz nimmer von dem Vermächtniß des katholisch-finsteren Carl's V. Gebrauch mache. Die neuesten Criminal-Gesetz-

bücher sogar können sich nicht von dem Einfluß der Caroline emancipiren, sie sprechen noch von geschärften Todesstrafen, auch in protestantischen Staaten.

Können wir also wirklich ganz ohne Sorgen sein, daß in denjenigen deutschen Staaten, wo jenes Gesetzbuch noch in seinem ganzen Umfange die Norm des Criminal-Processes bildet, nie ein blutiges Gelüst der Juristen erwache, daß stets die Milde walte? Ich weiß einen Fall, wo ein höchstes Gericht bei einem qualificirten Morde nicht umhin konnte, zu erklären: habe ihm eine reformatio in pejus zugestanden, es werde eine außergewöhnliche Todesstrafe decretirt haben. Das Unter-Gericht hatte nämlich nur auf die gewöhnliche erkannt. Und da sollte man sicher sein? Die Beisitzer und der Präsident jenes Gerichts dachten nicht daran, daß sie durch diese Erklärung der Humanität des neunzehnten Jahrhunderts in Fleisch und Blut schnitten. Aber was kümmert sich die Jurisprudenz um die Humanität und um das neunzehnte Jahrhundert. Sie steht noch immer im Mittelalter; das Jahr 1495 ist ihr Weihnachtsfest, der Charfreitag, Ostern und

Pfingſten ſtehen nicht in dem Calender der Romaniſten.

Dieſe Meditationen wurden in mir unwillkürlich durch den Advocaten-Eid rege. Ich war nicht mehr ſtolz auf meine Rechtskunde; ich wurde ziemlich ſchwermüthig geſtimmt durch den Gedanken, daß das Alles beſſer ſein könne.

Indem ſah' ich ein, daß meine Mutter mit ihrem Rath nicht Unrecht hatte. Deutſchland hat einen Ueberfluß an Juriſten; es gibt faſt keinen Staat, wo ein junger Advocat nicht der Protection bedürfte, wo er ſelbſtſtändig auftreten könnte. Meiſtentheils iſt er an die älteren Collegen gebunden, die ihn in die juriſtiſche Praxis einführen und beſchäftigen, für die er arbeiten muß. Er muß ſich nach ihnen bequemen. Der große Haufe geht dem Renommée nach, er verlangt einen erfahrenen Rechts-Anwalt, der „ſchwarz zu weiß machen kann" und umgekehrt. Solche Leute ſtehen in großem Anſehen. Die Dummheit der Menge kömmt der Jurisprudenz eben ſo vortrefflich zu Statten, wie der Religion. Advocaten und Pfaffen profitiren von ihr.

Doctor L..... hatte mich vorerſt einem an-

dern Rechtsgelehrten, der mit Geschäften überladen war, empfohlen; ich sollte für ihn arbeiten. Dieser beschäftigte mich denn auch sogleich; er sagte mir, ich solle unter seiner Aufsicht meinen ersten juristischen Versuch machen.

Was verstand er unter seiner Aufsicht? Ich mußte ein Gutachten verfassen, unter welches er seinen Namen setzte, ohne es einmal durchgelesen zu haben. Gewiß! er hatte es nicht durchgelesen. Das erfuhr ich bald. Jener, der sich das Gutachten erbeten, hatte zu gleicher Zeit über denselben Fall einen anderen Juristen consultirt. Dem Mann war nicht mit einem Votum gedient; er verlangte deren zwei, um seines Rechtes gewiß zu sein. Er verglich Beide; aber sie stimmten in einem gewissen Punkte nicht überein. Somit begab er sich zu den zwei verschiedenen Rathgebern; er hatte jeden mit zehn Ducaten für seinen Rath honoriren müssen. Einer von Beiden mußte ihm einen falschen ertheilt haben. Welches war der ächte Ring? Der, in dessen Auftrag ich geschrieben, bestand auf die Zuverlässigkeit seines Votums, dessen Inhalt er nicht kannte, und beschied seinen Clienten auf den nächsten

Tag wieder; er wäre mit Arbeit überladen. Unterdessen wurde ich geholt und mir erklärt, ich möge sofort die Gegengründe, die in dem andern Gutachten enthalten, beseitigen. Ich möge das so gelehrt und mit Anführung so vieler Stellen aus dem römischen Rechte, als möglich, thun. (Natürlich diese Weise war die unverständlichste.) Er sei doch ein alter Jurist und müsse jedenfalls Recht erhalten, wenigstens in den Augen seines Clienten. Ich zauderte schadenfroh mit der Gegenschrift; der Client drängte und mein Herr und Meister gerieth in die größte Verlegenheit, indem er über Nichts Auskunft zu geben wußte. Endlich half ich ihm aus der Noth und der arme Mann, der zwanzig Ducaten an die Beseitigung seiner Zweifel und die Gewißheit gewandt hatte, war eben so klug, wie zuvor. Ueberdieß hatte ich, und folglich auch mein Herr und Meister, Unrecht; es lag eine Controverse vor, die durch die Praxis längst zu Gunsten unseres Gegners entschieden war. Ich erkannte das sofort, durfte aber, um meinen Mandanten nicht zu compromittiren, meinen Irrthum nicht eingestehen. Dieser bestand auf meiner

Meinung, die er einmal durch seinen Namen sanctionirt hatte, auch noch dann, als ich ihn von dem wahren Sachverhältniß in Kenntniß setzte. Hier war ja nirgends ein Richter. Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß der Vorfall, so lustspielartig er auch klingt, reine Wahrheit ist. Die angesehenen Advocaten treiben Industrie mit dem Rechte, sie müssen sich auf ihre Amanuenses verlassen können; sie haben häufig keine Zeit, deren Arbeiten zu verbessern. Aber der Client schenkt ihnen Vertrauen, nicht den Amanuenses. Aus diesem Grunde darf er nicht erfahren, daß nicht sie, sondern ein Anderer, Verfasser der mit ihrem Namen unterzeichneten Schriften sind. Welch' eine vortreffliche Rechtspflege! Derselbe Mann hatte auch den Advocaten-Eid geschworen; er hatte geschworen: Insbesondere will ich keine Sache, welche ich für ungerecht halte, führen. Aber er half sich leicht, er hielt vielleicht keine Sache für ungerecht, weil er keine prüfte; und etwaige ungerechte Sachen führte er ja nicht, sondern ließ sie von Anderen führen.

Fünftes Kapitel.

Eine Soirée, mit dem gewöhnlichen steifen Gesellschafts-Ceremoniell. — Verlegenheit, burschikoser Barbarismus und Rettung. — Ich mache die Bekanntschaft einer Gräfin, die meinen Beistand sucht. — Unterhaltung über Frankfurt und Goethe.

Die jungen Rechtsgelehrten werden gern in den Cirkeln der feinen Welt gesehen. Es knüpfen sich Hoffnungen künftiger Würden und Ehren an sie; eine weitverzweigte Carrière ist ihnen eröffnet; umsichtige Mütter sind der Meinung, daß ihren Töchter an der Hand der Themisgeweihten ein außergewöhnliches Lebensloos zu Theil werden könne, indem sie den Ruhm jener theilen, entweder den moralischen, welchen sich die Jurisprudenz durch Rücksichtslosigkeit und erfolgreiche Vertretung der bedrängten Unschuld so leicht erwerben kann, oder den Ruhm äußeren Glanzes: ein feiner, gewandter Jurist kann die höchsten Ehren erklimmen.

Auch ich wurde bald in die höheren Cirkel geladen. Mein Onkel hatte das vermittelt. Er hielt es für gut, mich zu der Bureaukratie in nähere Beziehungen zu bringen.

Die höheren Cirkel meiner Vaterstadt wurden aber hauptsächlich durch die Letztere befestigt; selbst die Noblesse war den Beamten coordinirt; der Kaufmann aber galt nur Etwas mit römischen Talenten.

Ein junger, heiterer, lebenslustiger Mensch, wie ich war, betrat die Salons mit ziemlicher Scheu. Eine bunte Reihe von Titulaturen bildete hier den Fond des gesellschaftlichen Lebens; hundert Argus-Augen waren auf den neuen Ankömmling gerichtet. Wahrlich! mir war bei meinem ersten Entrée schlimmer zu Muthe, als einem Schauspieler zu Muthe sein kann, der vor einem fremden Publicum sein Debüt besteht. Ich mußte auch eine Rolle spielen, und zwar aus dem Stegereif; denn dieser subtile Ton, diese Komplimente, diese trivialen Galanterieen, alle diese Liebenswürdigkeiten eines „süßen Abends" waren nicht mein Charakter.

Da ſteht man mit der Theetaſſe in der Hand und nippt und nippt wieder und ſinnt auf eine Einleitung, die ein Geſpräch mit einer Juſtizräthin, oder Präſidentin, mit einer Räthin ſchlechtweg oder mit einer Ober-Appellations-Gerichts-Räthin zur Folge haben könnte. Die peinliche Stille, wo ſich nur die Stricknadeln geräuſchlos, aber einſtimmig und wie nach dem Takt unterhalten, iſt fürchterlich. Endlich, wenn der Bediente die Taſſe genommen und man nun nicht mit den Händen zu bleiben weiß, wendet man ſich an eine Frau Ober-Appellations-Gerichts-Räthin, an deren Seite eine liebenswürdige Tochter ſitzt. Man ſetzt an: „Werden Frau Ober-Apell — aber das ungeheuere Wort will nicht heraus, man kriegt einen Stickhuſten; denn Aller Augen ſind auf den jungen unbekannten Referendar oder Advocaten gerichtet; man will wiſſen: wie er ſpricht, ob er ein ſchönes Organ hat, ob er galant iſt, zurückhaltend, frei, anſtändig, vorlaut, ob er mit der Thür in's Haus fällt, ob er beſcheiden iſt. Dieſer in aller Stille, nur mit den Blicken angeſtellte Inquiſitions-Proceß errrgte jedes Mal in mir das, was der Lateiner

horror nennt. Und ich war noch dazu eben von der Universität zurückgekommen, aus dem sans-gêne des Studententhums, und sollte nun plötzlich in dieses abgerundete, abgezirkelte, geplättete, sittliche, sittige, fleißige, strickstrumpfbeschäftigte sociale Leben treten, in diese Bedächtigkeit und gegenseitige Beobachtung, unter diese Whistspieler und Sängerinnen am Forte-Piano, unter dieses maschinenmäßige Lob und diesen von Herzen kommenden Tadel des Nächsten, unter alle diese von Forst, Berg, Justiz, Krieg, Handel und Wandel entlehnten Titel, deren Heilighaltung die schöne Welt vorzüglich in Anspruch nimmt.

Das malte ich mir Alles sehr schön aus, mit den grellen Farben der Wirklichkeit, und ich schauderte vor dem ersten Eintritt in das sogenannte sociale Leben.

Ich war zum Präsidenten des Ober-Gerichts geladen, und zwar zum Thee — wo ein junger Mann den Blicken Aller Preis gegeben ist; denn er muß wenigstens eine halbe Stunde lang stehen und kann seine Beine nicht einmal unter dem Tisch

verbergen, welchen Vortheil Diner und Souper bieten.

In Romanen und auf dem Velin-Papier der Taschenbücher nimmt sich ein Präsidenten-Thee oft sehr geistreich aus; aber in der Wirklichkeit ist das meistens anders. Diese Bureaukratie spricht größtentheils nur von sich, von Finanzen, Processen, Gesandtschaften, oder bei einem Diner von dem andern, auf einem Ball von den Tänzen und Anzügen des vorigen.

In dieser Hinsicht hegte ich denn eben keine außerordentlichen Erwartungen, als ich im Claque-Hut und en escarpins zum Salon des Präsidenten eilte, wo Noblesse und die hohen Beamten versammelt waren.

Man stellte mich der im erhabenen Halbzirkel sitzenden beau monde vor, die meine Grazie der Verbeugung mit dem kalten, vornehmen Air entgegennahm, der sich kaum zu einem leisen Kopfnicken versteht. Zwei Bediente attaquirten mich, nach dem ich kaum die Dame von Hause, an deren Seite die liebenswürdigste Tochter stand, mit einigen zarten Worten begrüßt, sofort mit Thee und

Confituren; und nachdem ich mich bedient, überließ man es mir, mich weiter zu unterhalten.

Ich sah es sehr wohl, wie mich die Damen lautlos die Revue passiren ließen, und verbarg meine Verlegenheit in der Theetasse und in einem Gespräch mit einem Justizrath, der sich angelegentlich nach dem Befinden des Justiz-Ministers erkundigte und die Herablassung und Urbanität desselben pries. Meine Gedanken aber waren in Weimar; Luise hatte mir geschrieben, sie spiele an diesem Abend zum Erstenmale die Eboli, und nur die Angst wegen dieser Rolle und Goethe's — der das Schauspiel, was er seit dem Hund des Aubry gemieden, an diesem Tag besuchen wolle — dränge momentan ihre Sehnsucht nach mir in den Hintergrund. Auch ich befand mich ja in einer höchst unheimlichen Situation, die um so peinlicher war, als sie Ehre und Vergnügen sein sollte. Was ist ein Thee bei einem Präsidenten für einen jungen Menschen anders, als eine große Auszeichnung? Aber die Rolle, welche ich zu spielen hatte, gab mir nicht einmal Hoffnung auf Ruhm und Lorbeeren.

So war ich denn in der That ziemlich in Gedanken, oder vielmehr in eine dumpfe Theilnahmloſigkeit verſunken, als die Tochter des Hauſes ſelbſt mir den zweiten Thee präſentirte. Sie hielt mir Milch und Rothwein zum Zuguß entgegen. Da ich, plötzlich durch die Offerte aus meinem Traum aufgeſchreckt, nicht wußte, wozu ich greifen ſollte, flötete ſie ſanft und freundlich: Hier iſt Milch, in der Flaſche Rothwein. „Mir iſt Alles Wurſt“ antwortete ich im Taumel, und die Kleine kicherte ziemlich laut auf, daß ein Theil der Geſellſchaft ihre Blicke auf uns wandte und der neben mir ſtehende Juſtizrath vor Entſetzen einige Schritte zurückwich. Ich hatte mich einer jener Barbarismen des burſchikoſen Vandalismus bedient, dieſe Redensart ſollte nichts anders ſagen, als: es iſt mir einerlei.

„Nun da will ich Ihr Ganymed ſein“ — fügte die Kleine ſofort hinzu und goß Rothwein zum Thee — „ich verſtehe mich auch einigermaßen auf den Comment.“ Sie lispelte das zum Glück ziemlich leiſe, ſonſt würde meine Verlegenheit alle Grenzen überſtiegen haben. Und dann ſprach ſie eben

so leise, aber mit ziemlich geheimnißvollem Ausdruck: „Seien Sie doch so gut und setzen sich später zu meiner Freundin und mir.“ Mit diesen Worten gab sie dem Bedienten den Thee zurück. Nur ich war der Ehre theilhaftig geworden, von ihr bedient zu werden.

Vielleicht aber hielt mich das Fräulein vom Hause für einen jungen Menschen, mit dem man sich einen Scherz erlauben könne. Was konnte sie von mir wollen? Die ganze Gesellschaft hatte es gesehen, daß Mathilde von F…, zu mir getreten, daß sie nur mir den Thee präsentirt. Der Justizrath mußte sogar ihre Einladung gehört haben. Man konnte also nicht wohl beabsichtigen, mir ein Geheimniß anzuvertrauen. Es lag also am Tage, man wollte mit meiner trübseligen Stimmung — denn die mußte allerdings auf meinem Gesichte geschrieben stehen, Scherz treiben. Kömmt man nicht in Deutschland in der feinen Welt mit einer vorlauten Galanterie eher durch, als mit Zurückhaltung? Das Dümmste mit einem gewissen Selbstbewußtsein und im modernen Styl gesprochen, verfehlt seinen Zweck weniger, als eine Unbeholfenheit

im Savoir faire. Savoir faire — Savoir vivre das ist die rechte Bezeichnung für das gesellschaftliche Leben. Wir Deutsche sind tiefe Denker — wie die Franzosen sagen — aber im gesellschaftlichen Leben denken wir wenig. Unsere tiefen Denker bleiben mit ihren Gedanken zu Hause; selten besuchen sie einen Thee, wie ich solches von Kant gewiß weiß. Deshalb findet man auch in Deutschland — Wien, München und Berlin ausgenommen — wenig Salonleben, wenig geistige Würze in einer Soirée; denn der Geist unserer großen Handels- und Provinzialstädte und unserer Duodez-Residenzen besucht — wie gesagt — diese Soiréen nicht. Er hält sich bescheiden zurück, weil er hier keinen Anklang findet. Wir haben keinen Concentrationspunkt der Bildung, wie Frankreich und England, wir haben kein Paris und London; unsere Wissenschaft und schöne Literatur lebt in der Mark, in Schlesien, in Pommern, in Sachsen, in Thüringen, in kleinen unbedeutenden Städten und oft auf dem platten Lande. Hier drängen sich Oekonomie, Jurisprudenz, Viehzucht, Ständeversammlungen und dergleichen Dinge vor; hier ist sie auf

ſich beſchränkt. Und in Frankfurt, Hamburg, Augsburg, Nürnberg drängt ſich der Handel vc . Hier iſt die Literatur nur die partie honteuse des Lebens; hier iſt ſie auch auf ſich beſchränkt. Somit kann das geſellſchaftliche Leben keinen Einfluß von ihr ſpüren. Wir haben nur wenige große Städte, wo der Geiſt ſich in ein Gleichgewicht mit dem Materialismus ſetzen kann. Und wo er es kann, da iſt er auf jene wenigen großen Städte beſchränkt. Wien, München, Berlin äußern nicht einmal Wirkungen auf Oeſtreich, Baiern und Preußen, weil ſich kein Volksleben in dieſen Ländern herausſtellt; geſchweige denn auf Deutſchland.

Ich dachte: will die kleine liebenswürdige nicht ihren Scherz mit dir treiben, hält ſie dich in der That zu etwas Beſſerem werth, als den Verlaſſenen und Verlegenen darzuſtellen, ſo will ſie dich vielleicht beredt machen, dich durch einen coup de main in die Unterhaltung ziehen. In dieſer zweifelhaften Lage eilte ich zum andern Ende des Damenkranzes, wo Mathilde von F...., in einiger Entfernung von den Uebrigen, an der Seite einer ſchlanken, ſtolzen, und, ich gewahrte das auf den erſten Blick,

gebietenden Frauengestalt ihren Platz genommen. Sie wurde mir als Gräfin G... vorgestellt.

Auf einen Wink der Tochter vom Hause bot mir der Bediente einen Stuhl, den beiden Damen vis à vis.

Nach den einleitenden Redensarten, die von Mathilden durch die Frage: wie es mir in meiner Vaterstadt, seit der Rückkehr von Göttingen, gefalle? angeregt wurden, und die die Gräfin, durch einige Bemerkungen über Göttingen (wo sie mehre Monate verlebt) und das sociale Leben der Gelehrtenzirkel dieser Universität weiter ausspann, sprang Mathilde rasch zu dem Hauptgegenstand, weshalb man mich consultiren wollte, über.

„Die Comtesse G... bedarf Ihres Rathes, Herr Doctor."

„„Es schmeichelt mir —""

„„„In der That wünschte ich von Ihnen theilweise juristischen, theilweise freundschaftlichen Beistand""" — fiel mir die Comtesse in's Wort — „„„Haben Sie nie von einem Grafen G... gehört, dessen Lieblingsneigung das Theater ist?"""

„„Allerdings, oberflächlich.""

„„„Er iſt mein Vater.““

„„Er hat ſein ganzes, ungeheueres Vermögen““ — ich fühlte das Unſchickliche meiner Bemerkung und ſtockte, als mich die Gräfin ſchmerzlich ergänzte:

„„„An die Bühne gewagt — wollen Sie ſagen. Dem iſt wirklich ſo. Aber neben dem Vermögen ſetzte er auch leider ſeine Familie, und, was mehr, ſeine Ehre an jene Leidenſchaft. Doch verzeihen Sie, es wird hier nicht der Ort ſeyn, über dieſe Angelegenheit zu ſprechen. Und doch bildet ſie die Urſache meiner Conſultation. Dürfte ich Sie bitten, mir morgenfrüh die Ehre Ihres Beſuches zu ſchenken; ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich bedarf eines Juriſten, aber ich bedarf noch mehr einer herzlichen Theilnahme. Man ſpricht viel von einem Gutachten, welches Sie der Examinations-Commiſſion vorgelegt und welches durchaus dem ſtarren Rigorismus der Rechtswiſſenſchaft entgegen iſt; das hat mich bewogen, mich gerade an Sie zu wenden. Der Güte meiner Freundin verdank' ich die heutige mich mit Ihnen vermittelnde Ein-

leitung; wenn Sie wollen, ſo erwarte ich Sie morgen in meiner Wohnung —""""

„„Wo werde ich Sie treffen, gnädiges Fräulein?""

„„„Ich wohne im Hauſe des Herrn v. M....."""

„„Ich werde nicht verfehlen, Ihnen meine Aufwartung zu machen.""

„„„Ich bemerke Ihnen nur, daß ich übermorgen meine Reiſe nach Frankfurt a. M. fortſetzen werde."""

Während dem hatte man die Spieltiſche arrangirt; der Thee machte kalter Küche Platz; Fortuna und Eſſen und Trinken ſollen gegen die Langeweile ſichern, denn vor Mitternacht durfte die Geſellſchaft nicht auseinander gehen. Weder die Gräfin noch Mathilde ſpielten, und ich fand ſomit Gelegenheit, das Geſpräch weiter fortzuſpinnen und mich gegen die Verlaſſenheit zu ſichern, in die ich wahrſcheinlich von Neuem verſetzt worden wäre, hätten die beiden Damen, gleich den übrigen, ihre Zuflucht zum Spieltiſch genommen. Unſere Unterhaltung lenkte ſich auf Goethe. Die Gräfin fragte mich, ob ich, bei meiner Anweſenheit in Weimar,

die ich zufällig verrathen hatte, die Bekanntschaft des Dichters gemacht habe?

„Nur gesehen hab' ich ihn, und zwar auch nur aus der Ferne, am Fenster seiner Wohnung."

„„Und Neugier führte Sie nicht zu ihm?""

„Ich empfand keine Neugier nach Goethe."

„„In der That"" — bemerkte die Gräfin — „„dieser Charakter liegt so plan und offen der deutschen Literatur vor, das Werk enthüllt die Details seines Meisters so genau, daß man sich hinlänglich mit dem Fernblick auf seine Persönlichkeit begnügen kann. Man sieht ihn durch das Teleskop seiner Dichtungen sehr genau. Und dann ist Goethe, wie Jupiter.""

„Allerdings, nur mit dem Unterschiede, daß er sich selten in rein menschlicher Gestalt zeigt, und dem Jupiter in ihm sollen wir nicht zu nahe treten, es kann uns gehen, wie Semele, unser Enthusiasmus für Goethe kann die göttliche Majestät nicht ertragen, vielleicht kann er den Tod daran haben. Das Göttliche dieses Dichters, seine Parteilosigkeit, seine Ruhe, die Theilnahmlosigkeit gegen die Verhältnisse und den Gang der Begebenheiten, die

Isolirung und selbst jene Toleranz gegen alle Individualitäten liegen uns armen Erdenmenschen zu hoch, wir verlangen von Gott, daß er Parthei nimmt, wie viel mehr werden wir es von einem Menschen verlangen, der nur wie Gott ist."

„„Eben deshalb glaub' ich auch"" — fügte die Gräfin hinzu — „„daß man Goethe nur anbeten und ihm einen Cultus weihen kann, wie denn das ja geschehen ist; aber ich glaube nicht an eine Sympathie für ihn. Diese Passivität gegen seines Gleichen ist zu abstoßend.""

„Gewiß, er betrachtet Welt und Menschheit lediglich durch das Prisma der Kunst, von der Höhe des Gottes. Goethe steht immer über der Welt, nie in ihr; er wird sich auch stets nur bewundern lassen wollen, anstaunen, anbeten, und gewiß, wie jeder Gott, aus der Ferne am liebsten. Es kann ihm, der alle Individualitäten ruhig ihren Gang gehen läßt, unmöglich conveniren, stört man ihn in dem seinigen, versucht man es, in seine Mysterien einzudringen, in seinen kleinen weimarischen Olymp; Jupiter verlor an Majestät in seinem häuslichen Leben."

„„„Und doch iſt Goethe ſehr liebenswürdig in ſeinen Privat-Verhältniſſen,““ erinnerte Mathilde.

„„Allerdings, je nach ſeiner Laune und ſeinem Stolze,““ ſetzte die Gräfin hinzu. „„Wollen wir einmal bei der Mythologie ſtehen bleiben, ſo können wir behaupten, Goethe ſei am liebenswürdigſten unter Seinesgleichen, unter Göttern wie er, die aber im Verhältniß zu ihm nur eine Untergötter-Stellung einnahmen. In Jena wie in Weimar hat der alte Dichter-Heros ſtets ſeine Majeſtät behauptet.““

„Und dann“ — bemerkte ich — „wenn er ſich einmal zu den Neugierigen herabließ und ihnen geſtattete ſein Angeſicht zu ſchauen, geſchah es nicht ſtets mit einigem Spott? Wenn ſelbſt ausnahmsweiſe der Enthuſiasmus, und nicht die Andächtigkeit, zu ihm kam, mußte er nicht an der Kälte des Ceremoniells erfrieren? Ich erinnere Sie nur an jenen unglücklichen Studenten P..... aus Holſtein, den ſeine Begeiſterung zu dem Geheimenrath trieb und der von dem alten Diplomaten in ſolche entſetzliche Verlegenheit geführt wurde.“

„„„Ach, erzählen Sie uns,“““ — bat Mathilde. —

„Nun, der Vorfall ist bekannt. P..... studirte in Jena und besuchte Weimar. Er wollte nicht den Pabst in Rom sehen; nein! ihn führte ein innerer Drang zu Goethe. Dieser nahm ihn huldreich auf und bot ihm voll Herablassung einen Platz auf dem Sopha an.“

„„„Nun sehen Sie!““ jubelte Mathilde.

„Gedulden Sie sich nur, die Herablassung Goethe's kam dem armen Studiosus theuer zu stehen. Bald darauf trat der Großherzog in's Zimmer. Studiosus P....., der Sr. Durchlaucht nicht kannte, beobachtete den gewöhnlichen Anstand: er stand auf, verbeugte sich und nahm seinen Platz wieder ein.“

„„„Und was that Goethe? Ich kann mir seine Verlegenheit denken.““

„Er half sich, wie ein ächter Diplomat: Ich muß die Herren doch miteinander bekannt machen — sprach er schelmisch lächelnd — der Studiosus P..... aus Holstein, Sr. Durchlaucht der Herzog von Sachsen-Weimar. Mit diesen Worten stellte er Beide einander

ver. Der Student war vor Verlegenheit außer ſich; Goethe triumphirte.“

„„„Ja, mein Gott“““ — meinte Mathilde — „„„was hätte Goethe denn auch thun ſollen?“““

„Ich meine nur, daß ihm die Begeiſterung, der Convenienz gegenüber, wenig galt. In dem Benehmen des Studenten, der den Großherzog nicht kannte, lag an und für ſich keine Unanſtändigkeit; und Goethe ſtand mit dem Letzteren auf ſolchem Fuße, daß er ihm ſpäter genügende Aufklärung geben konnte, ohne ſolch' ſchadenfrohes Spiel mit einem armen enthuſiaſtiſchen Jenenſer zu treiben. Aber das war ſo ſeine Art.“

Die Gräfin meinte lächelnd, der Student habe ſich leicht helfen können, wenn er nun ſeinerſeits auf die Nonchalance eingegangen und treuherzig erwiedert habe: „Es freut mich Ew. Durchlaucht Bekanntſchaft zu machen.“ Durch eine ſolche Erklärung würde Goethe jedenfalls in Desavantage verſetzt worden ſein, indem er die ſtrenge Etiquette ſelbſt aufgehoben und ſomit, wenn der Student denſelben Ton aufgefaßt, nicht füglich von Indecenz habe die Rede ſein können. Wie die Mitternachts-

ſtunde die Soirée aufhob, konnte ich mich wenigſtens mit dem Bewußtſein tröſten, dieſelbe ausnahmsweiſe höchſt angenehm verbracht zu haben. Mathilde und die Gräfin hatten mich hinlänglich für die Beſchwerden im Eingange dieſes Capitels entſchädigt.

Sechſtes Kapitel.

Die Gräfin G... inſtruirt mich in Betreff meiner Clientel.

Ich konnte die Gräfin in der geſtrigen Soirée nicht beſchreiben. Sie war eine lichte Blondine, blauen Auges, zarten, weißen Teints, ſanften, ſchlanken Wuchſes. Auf dieſen milden, blonden Zügen wiegten ſich indeß viel Adel und Hoheit. Die Dame war nicht juneniſch, ſondern mehr Pallas; obſchon nicht abgemeſſen und ſtreng, ſondern mit einem leichten, lächelnden Anflug. Wenn ſie ſprach, ſo hörte man den weichen, gedehnten Dialekt M....'s. Sie war die einzige Tochter des Grafen G... und unverheirathet; kaum mochte ſie zwanzig Jahre überſchritten haben.

„Ich muß Ihnen den Charakter meines Vaters auseinanderſetzen" — bemerkte ſie, als ich mich zur beſtimmten Stunde bei ihr eingefunden — „ſeinetwegen wend' ich mich an Sie, für ihn will ich Ihren

Beiſtand. Das Gerücht von ſeiner Leidenſchaft, die nun faſt Wahnſinn bei ihm geworden, iſt bereits zu Ihnen gedrungen. Was Sie auch von ſeiner ſeltſamen Handlungsweiſe gehört haben, es kann die Wahrheit nicht übertreffen."

„Unſere Familie war die begüterſte in M.....; mein Großvater hinterließ meinem Vater und dem Enkel eines anderen Sohnes ein ungeheueres Vermögen, deſſen Verſplitterung unmöglich ſchien; die ſchönſten Güter gehörten dem Grafen G...; aber was auch der Vater an Glanz und Reichthum aufgehäuft hatte, der Sohn hat Alles an die Bühne gewagt. Um ſeinen Erbtheil zu beurtheilen, genügt es, einen Blick auf die Beſitzungen und das Vermögen des Neffen meines Vaters zu werfen, der noch in dieſem Augenblick der reichſte Cavalier M....'s iſt und ſich nicht zu ſcheuen braucht, für einen engliſchen Renner 6000 Ld'or. zu zahlen. In der That, was bei meinem Vater die Bühne iſt, das ſind bei jenem Pferdezucht und Wettrennen."

„„Aber wie war es möglich, ſo viel Reichthum durch die Bühne zu verſchwenden. Hier müſſen in der That, andere Unfälle mitgewirkt haben.""

„Gewiß! Die Advocaten und das Concurs-Verfahren haben hauptſächlich jene Reſultate herbeigeführt, die die Zukunft einer Familie vernichteten; aber der Grund alles Uebels war immer die Thorheit meines Vaters — denn einen andern Namen weiß ich nicht für ſeine Lieblings-Neigung.“

„„Er liebte die Kunſt.““

„Wäre es Enthuſiasmus für die Kunſt geweſen, ich zweifle, daß er damit ſein Vermögen hätte ruiniren können; nein, es war die Couliſſenſucht, die Sucht nach jenem buntſcheckigen Leben, das zwiſchen Poeſie und Proſa ſchwebt. Mein Vater hat ſich nie um die höhere Sphäre der Bühne, um das Kunſtleben bekümmert, er fand an jenem kleinen Getreibe hinter den Brettern, welche die Welt bedeuten ſollen, Gefallen, an dem Mechanismus, der Theater-Disciplin; den Muſen blieb er fern.“

„„Aber ich glaube gehört zu haben, daß Ihr Herr Vater Iffland zu einem Gaſtſpiele auf ſeinem Gute eingeladen hat, und daß dieſer Künſtler fürſtlich von ihm honorirt worden iſt.““

„Ganz Recht; aber es war viel Prunk von Seiten meines Vaters dabei; obwohl es sich zu jener Zeit noch darum handelte, welche Richtung seine Leidenschaft einschlagen sollte, ob die zur Kunst, oder die in die Tiefe. Wollte man seinen eigentlichen Hang schon damals bezeichnen, so hätte man denselben nicht wohl anders als den Hang zum Comödiespielen benennen können; mein Vater honorirte nicht Iffland's Kunst, sondern sein Renommée, und dann verschaffte ihm der große Mime das Vergnügen eines Theaters auf seinem Gute, er konnte nun die Statisten einüben und die Requisiten herbeischaffen, mit einem Worte, den Musen jene kleinen Handleistungen gewähren, die gewöhnlich sonst dem unteren Theater-Personal zufallen. Allerdings muß ich zugeben, daß der Proceß seiner Individualität zu jener Zeit noch nicht entschieden; auch von dem Adel der Umgegend wurden häufig auf unserem Gute kleine Schauspiele aufgeführt, und mein Vater wirkte dabei in den ersteren Fächern: ein Beweis, daß er nach der Lichtseite der Bühne zugewendet war. Es war die Zeit der Krisis; allein die Krankheit hatte einen tödtlichen Ausgang. Der

Graf G... wurde Intendant eines Hoftheaters, aber für seine eigene Rechnung, und legte hier den Grund zu allen unglücklichen Resultaten für unsere Familie. Er entzog sich der Verwaltung seines Vermögens ganz, ja sogar seiner Familie, und da ihn Nichts kümmerte, was außer den Coulissen lag, so brachte er es binnen Kurzem dahin, daß kleine finanzielle Verlegenheiten, augenblicklicher Geld-Mangel, der leicht zu beseitigen gewesen sein würde, der Krebs seiner Glücksumstände wurden. Statt eine Hölzung zu fällen, deren Erlös einige dringende Passiva beseitigt haben würde, zog der mit der Regulirung der Angelegenheit beauftragte Curator es vor, die Verwirrung den Advocaten zu überlassen, die in Eile davon Gebrauch machten und sie zum Zenith trieben."

„Und dieses wäre eigentlich der Punkt, worüber ich mit Ihnen zu sprechen hätte. Mein Vater übernahm in der Folge die Leitung eines mittleren Stadttheaters. Er ist dabei in die mißlichsten Verwickelungen gerathen, in Unfälle aller Art, Schulden, Wuchererhände, Wechsel-Arreste, Beschimpfungen, mit einem Worte in alle jene entsetzlichen

Fatalitäten, denen ſich die Leidenſchaft, die kein Maaß und Ziel der Geſellſchaft beobachtet, ſtets ausſetzt. Um Vermögen und Familie, ja um ſeine perſönliche Ehre bekümmerte ſich Graf G... ſeitdem nicht mehr; er nahm ſich kaum die Zeit, die wichtigſten Documente, die ihm zur Unterſchrift vorgelegt wurden, durchzuleſen, er lieh, um ſein augenblickliches Gelüſt, die Bühne, zu befriedigen zu enormen Zinſen, die bald das Kapital überſtiegen, wenn er ſeine Gläubiger nicht zu beſtimmter Zeit befriedigen konnte; das Theater wurde ihm zur anderen Natur; ja, als er demſelben nicht länger vorſtehen konnte, ſubordinirte er ſich der Bühne und verſtand ſich zu den Leiſtungen des Unter-Perſonals; er wurde Inſpicient, Subſtitut des Souffleurs, ſchminkte die Statiſten, kurz, verſah die niedrigſten Handthierungen hinter den Couliſſen, Alles nur in der Abſicht, um doch wenigſtens in der Umgebung der Bühne zu bleiben. Je älter mein Vater wurde, deſtomehr nahm ſeine Leidenſchaft zu; in der That, ſie ſpielt jetzt in Wahnſinn über; die Miſere des Bühnenlebens iſt ihm Poeſie geworden, es geht ihm, wie dem Trunkenbold, der mit Champagner

beginnt und mit den ekelhafteſten Spirituoſen aufhört. Seiner Familie iſt mein Vater nicht wieder zuzuführen, der Geſellſchaft iſt er nicht mehr zu retten, um ſeine pecuniären Verhältniſſe wird er ſich nie bekümmern. Aber vielleicht gelänge es der redlichen Jurisprudenz, durch das Chaos durchzudringen, in welches die rabuliſtiſche Jurisprudenz die pecuniären Verhältniſſe des gräflich G...'ſchen Hauſes verſetzt hat. Es iſt nicht möglich, daß ſich ſolche nachtheilige Ergebniſſe, ohne offenbaren Betrug herausſtellen konnten, und was mich in dieſer Meinung beſtärkt, iſt der Umſtand, daß zwei Rechtsgelehrte ſich zu einer Abfindungs-Quote ſämmtlicher Concurs-Gläubiger der Maſſe erboten, wolle man ihnen dafür dieſelbe zuſchreiben. Die Gläubiger haben die Offerte angenommen und das competente Concurs-Gericht hat den Vortrag genehmigt."

„Obſchon ich nicht viel auf Gerüchte gebe, muß ich doch bemerken, daß es ziemlich notoriſch iſt, daß mehre Advocaten M....'s, ſeit der Vermögens-Verwirrung unſeres Hauſes, zu bedeutendem Wohlſtand und Reichthum gelangt ſind. Es waren größtentheils Leute, die bis zu jener Zeit

in dürftigen Verhältniſſen lebten, und man weiß von ihnen, daß ſie an dem Concurs-Verfahren den thätigſten Antheil nahmen.“

„Endlich, wie iſt es möglich, daß ein ſo bedeutendes Vermögen, wie das meines Vaters, durch eine Leidenſchaft zu Grunde gerichtet werden konnte, zu deren Befriedigung ihm jährlich über 50,000 Thlr. zu Gebote ſtanden. Es iſt notoriſch, daß er nie ausgezeichnete Künſtler um ſich verſammelte, ſondern nur jene Geringfügigkeiten der dramatiſchen Kunſt, die von den Muſen den Lebensunterhalt erbetteln.“

„„Und was ſoll ich thun?““ war meine Frage.

„Wenn es Ihre hieſigen Geſchäfts-Verhältniſſe erlauben, nach M..... reiſen und wo möglich Licht in dieſer Sache zu erhalten ſuchen. Es iſt gewiß, daß mein Vater ohne hinreichenden Grund in einen Concurs verwickelt iſt, der mit leichter Mühe hätte abgewendet werden können. Die Jurisprudenz und die Nachläſſigkeit des Curators haben dieſen Concurs herbeigeführt; jene hat eine goldene Erndte auf dieſem Felde gehalten.“

„„Und Ihr Herr Vater?““

„Ist in L..... und unterzeichnet was ihm vorgelegt wird. Stets drängt ihn der Augenblick und man weiß seine Geldverlegenheit zu benutzen."

„„Hat er keinen Curator?""

„Wozu? Ueber seinem Vermögen, so weit es den Gläubigern und den Gerichten bekannt ist, schwebt ein Concursverfahren; hier hat er also ohnedieß keine Disposition."

„„Aber es wäre doch möglich, daß noch hie und da den Gläubigern unbekannte Vermögens-Pertinentien existirten.""

„Allerdings existiren solche, wie z. B. Forderungen an die französische Regierung, die aus Requisitionen herrühren, welche von dieser zur Zeit der französischen Occupation aus den Gütern meines Vaters erhoben wurden; zu zahlende Vergleichssummen u. dergl. Aber was sich irgend vorfindet, das nehmen die Käufer der Concurs-Masse entweder in der Stille in Beschlag, oder sie sprechen es als zur Masse gehörig an. In Betreff dieses Concurses existirt nirgends ein Richter; denn die Justiz-Kanzelei in G. beschäftigt sich nur höchst oberflächlich mit dieser Angelegenheit. Jene beiden

Rechtsgelehrten haben sich zu Eigenthümern des gräflich G...'schen Vermögens gemacht."

„„Und man hat nicht untersucht, ob der Concurs abzuwenden? Keiner hat, im Interesse ihrer Familie, einen Vergleich mit den Gläubigern versucht?""

„Einem solchen Vergleiche standen jene beiden Advocaten entgegen. Sie waren Gläubiger meines Vaters auf dem Wege der Cession, indem sie, sofort nach dem Ausbruch des Concurses, einige Hauptgläubiger durch theilweise Zahlung und Abtretung ihrer sämmtlichen Forderungen aus dem Concurs-Verfahren entfernten und sich an deren Stelle setzten."

„„Aber, wie war es möglich, daß solchen schmählichen Mißbräuchen, zum offenbaren Nachtheil des Schuldners, Statt gegeben wurde. Jene Herren konnten ja nur für den Betrag der Kaufsumme, die sie an die Forderungen gewagt, als Gläubiger auftreten.""

„Es kümmerte sich allerdings Niemand um die Interessen meines Vaters und seiner Familie; aber, wie gesagt, das Gericht am wenigsten. Zudem

war das Gerichts-Mitglied, dem das Concurs-Verfahren in Sachen des Grafen G... übertragen war, der Schuldner beider Advocaten; sie hatten ihm bedeutende Summen vorgeschossen."

Ich war allerdings der Meinung, daß an diesen Mittheilungen viel Irrthümliches war; denn von einer solchen Justiz konnte ich mir nicht wohl eine Vorstellung machen. Den Lesern aber bemerke ich vorerst nur, daß die hier erzählten Thatsachen keinen novellistischen Beisatz von mir erhalten haben. Vielleicht wird Mancher derselben bereits auf anderem Wege von dem merkwürdigen Sonderling Kunde erhalten haben, der, dem Adel ersten Ranges angehörend, es vorzog, in die Misère des Bühnenlebens herabzusteigen, der, der reichste Cavalier eines kleines Fürstenthums, das mit reichem Adel überflüssig versehen ist, alle Glücksgüter an eine thörichte Leidenschaft wagte, der, eine erste Ehrenstelle des Landes, eine erste Erb-Charge bekleidend, Amt und Würde, ja sogar seine persönliche Ehre jener Leidenschaft unterordnete. Jener Mann lebt noch, er zieht noch mit seinem Thespiskarren von Land zu Land; er opfert noch, hoch in den Fünf-

zigen, die Ruhe seines Alters, die Sustentations-Gelder, die ihm aus einem Fideicommiß-Gute zufließen, einer vagabundirenden Schauspielertruppe. Er, der einst Angesehene und Beneidete, dessen Vater nach der Reichsgrafenwürde begierig, ein kleines Gut in der Wetterau, an welchem dieselbe klebte, erstand, hat alle Ehre und Würde geringer geachtet, denn die Principalschaft über den rohen Auswurf der deutschen Theater, über Leute, die ihn ihre ganze Gemeinheit fühlen lassen, wenn er zur bestimmten Zeit nicht seine pecuniären Verbindlichkeiten gegen sie erfüllen kann. Seine Familie hat es sich angelegen sein lassen, ihn in ihre Mitte zu ziehen, oder, wenn ihm das häusliche Stillleben nicht zusage, ihn zu vermögen, auf einem Fideicommiß-Gute seine Tage zu beschließen. Graf G... will hinter den Coulissen leben und sterben.

Wie gesagt — ich zweifelte an der Zuverlässigkeit der mir von der jungen Gräfin gemachten Eröffnungen. Es lag zu viel Unwahrscheinlichkeit an diesen Allgemeinheiten; ein solches Verfahren der Themis, wie das angedeutete, war zu terrori-

stischer Art, als daß man es für etwas mehr, als Fabel, oder Unkenntniß halten konnte.

Und dennoch mußte hier nicht Betrug vorgewaltet haben? War es denkbar, daß so überreiche Hülfsquellen, Hunderttausende jährlicher Einkünfte in wenigen Jahren allein durch die Bühne absorbirt werden konnten? Der Graf G... trat die ungeheuere Erbschaft seines Vaters an, ohne daß sich irgend Passiva vorfanden. Und alle diese Realitäten sollten in kurzer Frist bis zum Concurs herabsinken? Zudem versicherte mich die Tochter, daß ihr Vater außerdem keine Leidenschaft besessen; und wenn er auch stets den Glanz seiner Bühne geliebt, doch nie die Verschwendung an diesen Glanz gewagt habe. Er habe sogar, bis auf wenige Ausnahmen, im Geschäfte, wenn nicht Geiz, doch Oekonomie an den Tag gelegt. Als er die Leitung der Bühne in L..... angetreten habe, sei zudem schon der Verfall seines Vermögens entschieden gewesen; es haben sogar noch viele Schauspieler aus jener Geschäftsführung an ihn zu fordern.

Nach dem Allen hatte Graf G... nicht viel mehr gethan, als seine Güter vernachlässigt, herren-

los gelaſſen. Sollte ſich betrügeriſche Speculation zum Herrn dieſer Güter gemacht; ſollte die Juſtiz dabei ſo gänzlich indifferent geweſen ſein?

Meine ſchöne Clientin forderte mich auf, ihr und ihrer Familie Licht in dieſer Finſterniß zu verſchaffen. Wie hätte ich ſolches verweigern mögen.

Ich nahm den Antrag an; in den bevorſtehenden Gerichts-Ferien wollte ich die Reiſe nach M..... unternehmen. Sie verſprach mir Vollmacht und Subſidien; denn die gräfliche Familie lebte von einem Suſtentations-Gelde aus dem erwähnten Fideicommiß-Gute. Ich bemerke hier nur, daß dieſes Fideicommiß-Gut im Durchſchnitt vierundzwanzigtauſend Speciesthaler jährlicher Revenueen abwarf, deren eine Hälfte dem Neffen des Grafen zufiel, während die andere, nach Abzug jener Suſtentations-Gelder, für ſeine Gläubiger verwaltet wurde.

Onkel und Mutter waren hocherfreut, als ſie von der bevorſtehenden juriſtiſchen Miſſion Kunde erhielten. Meine Mutter verſprach, mir dabei mit Rath und That an die Hand zu gehen, ein Anerbieten, auf das ich meinestheils gern einging, in-

dem Erfahrung und rabuliſtiſche Kenntniſſe hier an ihrem Ort ſein mochten.

Die Gräfin reiſete am nächſten Tage ab und überließ mich dem angenehmen Gefühle eines Ritters der Unſchuld und Schönheit, ein Gefühl, das meine Begeiſterung nicht wohl unterdrücken konnte, das aber Doctor L..... eine unheilvolle Fiction nannte, die den klaren ruhigen Geſchäftsblick trübe und mit der Thür in's Haus falle. Der gute Mann kannte keine andere Fiction, als juriſtiſche; und er mochte allerdings Recht haben, wenn er die Leidenſchaftlichkeit, und ſelbſt den Ungeſtüm der Gerechtigkeit, verwickelten Rechtsverhältniſſen gegenüber, die nur durch ruhige Richtung, durch wiſſenſchaftliche Deductionen entwirrt werden können, für unſtatthaft hielt. Das Rechtsverfahren in den deutſchen Gerichten iſt eine alte, langſame Matrone, ohne Blut und Leben, ohne Leid und Freude, ohne Schmerz und Liebe. Sie geht ihren bedächtigen, einförmigen Gang und jede Aufwallung iſt ihr Thorheit. Geduld und Ausdauer können allein mit ihr auskommen.

Siebentes Kapitel.

Ein Verbrechen aus Leichtſinn und Ehrgeiz. — Bemerkungen über die Stellung des Verbrechers, nach überſtandener Strafzeit, der Geſellſchaft gegenüber. — Humaniſtiſche Ideen über daſſelbe Thema.

Ein ſeltſamer Vorfall beſchäftigte ſeit einigen Tagen die Stadt. Frau von L....., die von dem General G..... geſchieden war und ihren Wohnſitz in unſerer Stadt genommen hatte, wo ſie an dem geſellſchaftlichen Leben lebhaft participirte und ſich inſonderheit für das Spiel intereſſirte, wollte um eine bedeutende Summe beſtohlen ſein; man ſprach von viertauſend Thalern in Golde.

Wer ſollte das Verbrechen begangen haben? Der Verdacht fiel auf die Kammerzofe der Dame, die den Schlüſſel zum Bureau ihrer Herrin häufig in Händen hatte. Dieſe aber läugnete hartnäckig und wollte kein Geld im Bureau geſehen, viel weniger entwendet haben. Frau von L..... ſollte

Wechsel zahlen, und die Noth zwang sie, sofort den Schutz der Gerichte anzusprechen, ein Schritt, zu welchem sie sich, nach ihrer Behauptung, nur ungern verstand; sie hätte lieber die Güte mit ihren Hausgenossen versucht. Frau von L..... war in der That eine milde und humane Dame, die sich lediglich aus dem Grunde von ihrem Gemahl geschieden, weil ihr der militärische Rigorismus nicht zusagte und ihr ein Kriegsgericht, in welchem der General den Vorsitz gehabt und welches einen jungen Menschen wegen Disciplinar-Vergehen zum Tode verurtheilte, eine Strafe, die durch die Gnade des Fürsten in lebenslängliche Festung verwandelt wurde, lebensgefährliche Krämpfe verursacht hatte. Zwar behauptete die böse Welt, jenen Krämpfen habe noch eine andere Ursache zu Grunde gelegen, und die Gattin des Generals habe eine lebhafte Neigung nicht nur für den Verurtheilten, sondern überhaupt für die Jugend in ihrem Herzen gehegt; aber was behauptet die böse Welt nicht von einer jungen, liebenswürdigen, von einem alten Ehemann geschiedenen Frau, die sich nicht der Welt entzieht und den Freuden des socialen Lebens huldigt.

Der Vorurtheilsfreie kümmerte ſich um die böſe Nachrede nicht; ja Frau von L..... wurde der männlichen Jugend um ſo intereſſanter. Wer konnte es ihr verdenken, daß ſie ſich einem Verhältniß entzogen hatte, das ihren Reizen und ihren Hoffnungen Grenzen ſetzte. Wollte ſie das Leben genießen, ſo gab ſie auch Anderen Gelegenheit, es mit ihr zu genießen. Die Jugend verdenkt es der Schönheit ſelten, wenn ſie aus der Zurückgezogenheit in die Oeffentlichkeit tritt, aus dem Zwang in die Freiheit. Jeder möchte ſich ihrer belebenden Wärme erfreuen. Was man an Frau von L..... ausſetzen konnte, war einzig und allein das Spiel. Sie ſpielte wirklich leidenſchaftlich, und mit Bedauern mußte man eingeſtehen, daß ſie bei Whiſt und Boſton, ja ſogar bei Pharao wenig intereſſant war. Aber dieſen Fehler theilten ſo viele Damen mit ihr; und Frau von L..... hatte Laune und Geiſt und franzöſiſche Agilité, wenn ſie nicht am Spieltiſch ſaß. Sie verſtand es, in der Unterhaltung zu bezaubern, was ſie dort entzaubert hatte. Ob ſie bedeutende Summen verloren, ſie trug den Verluſt nicht auf die Geſellſchaft über, ſie that hier,

als wäre nichts vorgefallen. Das machte die Spiel-Leidenschaft dieser Dame wenigstens erträglich; man übersah sie über die socialen Vorzüge einer liebenswürdigen Frau.

Genug, Frau von L..... sollte Wechsel zahlen und konnte nicht zahlen. Ein Jeder bedauerte den Unfall der Dame, der sie in solche Verwirrungen verwickelte. Sie weinte bittere Thränen, Thränen heißen Schmerzes, als man ihre Kammerzofe in eine Special-Untersuchung zog. Sie würde die Entwendung einer so bedeutenden Summe lieber verschmerzt haben, als vielleicht eine Unschuldige compromittiren. Aber die Gerichte sind unbarmherzig, ein so großer Diebstahl erheischte eine Untersuchung von Amtswegen, und Dr. L..... war der Anwalt der Dame; sein Wahlspruch hieß: fiat justitia et pereat mundus. Somit konnte man diese Sache nicht wohl rückgängig machen; aber die fälligen Wechsel wurden prolongirt.

Die erste Frage war, wie man den Thatbestand feststellen könne. Niemand wußte von dem Vermögen der Frau von L....., wie viel Baarschaft in ihrem Bureau gewesen, der Thatbestand konnte

durch Zeugen nicht ermittelt werden. Ueber die Art und Weiſe des Diebſtahls war man nicht im Zweifel; es mußte ein Haus-Diebſtahl geweſen ſein: das Bureau war nicht erbrochen, der Dieb war alſo im Beſitz eines Schlüſſels geweſen, entweder des Schlüſſels der Eigenthümerin, oder eines nachgemachten. In beiden Fällen mußte aber Jemand aus der Umgebung der Dame bei dem Diebſtahl betheiligt geweſen ſein; denn dieſelbe behauptete, nur auf Augenblicke dieſen Schlüſſel ihrer Kammerzofe anvertraut zu haben, in welche ſie ihr ganzes Vertrauen geſetzt hatte. Dieſe läugnete den ſie gravirenden Umſtand nicht; alſo war der Verdacht gegen ſie ſehr begründet.

Aber die Juſtiz mußte unterſuchen, ob der Diebſtahl überhaupt ſtattgefunden. Die Richter hatten die moraliſche Ueberzeugung der Thatſache, ſie mußten ſich nun auch die juriſtiſche verſchaffen. Wie konnte man zu dieſer anders gelangen, als durch einen Eid der Anklägerin. Das Gericht legte der Dame in der That einen ſolchen auf: ſie ſollte eidlich erhärten, daß ſie im Beſitz von viertauſend Thalern geweſen, und ihr dieſe Summe aus dem

Bureau entwendet worden sei. Ihr Anwalt beauftragte mich, die Dame von dem richterlichen Decret in Kenntniß zu setzen. Die Kammerzofe wurde während dessen in Haft gehalten.

Ich eilte zu Frau von L..... und fand sie nicht wenig über meine Mittheilung betroffen. Es vertrage sich nicht mit ihren Grundsätzen von Ehre, eine Wahrheit eidlich zu erhärten. Das heiße Mißtrauen in ihr Wort setzen. Ich machte ihr bemerklich, daß die gesetzliche Form, das Verfahren in Criminalsachen, die juristische Feststellung des Thatbestandes verlange; es könne sich Niemand solcher Zumuthung entziehen, die Richter seien Organe des Gesetzes, das keine Ausnahmen gestatte, die Themis sei nicht galant, mit einem Worte, jeder weitere Schritt in dieser Sache sei unmöglich, wenn die Anklägerin nicht durch den ihr auferlegten Eid dem Rechte seinen Lauf eröffne, das Gesetz sei nur auf erwiesene Thatsachen anzuwenden. Aber was ich mir auch für Mühe gab, die Dame zu überzeugen, ich gelangte zu keinen Resultaten, sie beharrte dabei, nicht schwören zu wollen, sie habe es sich einmal vorgenommen, nie einen Eid zu leisten,

die Eidesleiſtung ſtehe nicht im Einklang mit ihrem Gewiſſen.

Dergleichen Fälle werden der juriſtiſchen Praxis häufig vorgekommen ſein. Es gibt Leute, die einen Eid für eine Sünde halten, die aus wahrer, innerer Ueberzeugung, aus religiöſen Grundſätzen, eine Bekräftigung, die über ja und nein, als vom Uebel, von der Hand weiſen. Ich habe in meiner ſpäteren Praxis Leute kennen lernen, die lieber einen Verluſt ertrugen, bevor ſie ihn durch einen Eid abgewendet hätten. Aber bei jener Dame hatte ich nie eine ſolche Frömmigkeit erwartet. Ohne weiter in ſie zu dringen, entfernte ich mich, um meinem Mandanten das Erfolgloſe meiner Miſſion zu melden.

„Sie will nicht ſchwören“ — rief Dr. L..... aus — „welche Grille! Sie muß ſchwören; ſie wird ſich compromittiren, wenn ſie nicht ſchwört. Das Weib iſt doch ſonſt ſo gewiſſenhaft nicht. Jetzt, da Alles auf ihren Eid ankömmt, will ſie die Fromme ſpielen. Das muß ich ihr ausreden. Ich will gleich zu ihr hin.“

Er ging ſelbſt und kehrte nach einer Stunde wieder. „Sehen Sie, vor lauter Humanität und

Aengſtlichkeit hätten Sie die ganze Angelegenheit verdorben. Viertauſend Thaler ſind doch keine Bagatelle, und die bürgerliche Ehre iſt auch dabei im Spiel. Ich habe ihr Beides vorgeſtellt.“

„„Sie hätten? —““

„Ja, ich habe; ich habe ihr geſagt, daß wenn ſie auch die viertauſend Thaler verſchmerzen wolle, ſie doch ſchwören müſſe. Man könne ſonſt Mißtrauen in die Wahrheit ihrer Angaben ſetzen; man könne die ganze Geſchichte für ein Mährchen halten.“

„„Aber bedenken Sie doch — das Zartgefühl einer Dame ſo zu verletzen. Wer würde denn gleich daran gedacht haben? Quisque praesumitur bonus, donec probetur contrarium.““

„Allerdings, vor Gericht, vor dem Geſetz wird ein Jeder ſo lang für gut gehalten, bis das Gegentheil erwieſen wird; aber in der Welt iſt das Anderes. Oder glauben Sie etwa nicht, daß die gemeine Meinung meiſtens — ich will nicht ſagen immer — gerade das Gegentheil beobachtet. Als Anwalt durfte ich hier kein Blatt vor den Mund nehmen; ich mußte vom Herzen ſprechen. Mit Ihrer Delicateſſe und Humanität hätten Sie die Frau in

aller Mäuler gebracht. Mich soll der Teufel holen, wenn man nicht morgen in der ganzen Stadt behauptet hätte, es sei kein wahres Wort an der Sache. Jetzt will sie schwören und Alles wird gut gehen."

Mein Mentor hatte die Jurisprudenz und die Leute vor Augen. Es war ihm nicht eingefallen, daß der angebliche Diebstahl eine Nothlüge sein konnte. Und war es ihm eingefallen, so setzte sich sein Gewissen über diesen Umstand hinweg. Um den bösen Schein von der Gräfin zu entfernen, verleitete er sie vielleicht zu einem Verbrechen. Dieser Gedanke prägte sich immer mehr in mir aus. Ich konnte nicht umhin, seinen juristischen Leichtsinn zu tadeln, und nahm mir vor, ihm meine Vermuthungen mitzutheilen.

Die Angst der Frau von L..... ließ mir indeß dazu keine Zeit. Sie ließ mich zu sich bitten und gestand mir unter Thränen und in einem wahrhaft verzweiflungsvollen Zustande, daß sie nicht schwören könne. Ihre Angaben seien unwahr, sie sei dazu durch die Wechsel-Zahlung vermocht worden; sie habe sich nicht compromittiren wollen durch

ihre Zahlungsunfähigkeit; sie habe nicht geglaubt, daß die Sache einen solchen Ausgang nehmen würde, sie habe nicht daran gedacht, daß eine Unschuldige durch eine Nothlüge in Gefahr kommen würde. Also ein Verbrechen aus Ehrgeiz, zur Hälfte bereits begangen, zur Hälfte durch Gewissensbisse verhindert. Was war hier zu thun? Auf die Verschwiegenheit des Doctors L..... kam Alles an; das Schicksal der Frau von L..... war in seine Hände gegeben. Ich mußte ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen.

Er war nicht wenig verwundert, als er die wahre Sachlage erfuhr; aber sein Zorn überstieg sein Erstaunen. „Das Geständniß kann sie vor Gericht ablegen, ich bekümmere mich nicht darum, ich vertrete keine offenbare Schlechtigkeit vor der Justiz.“

Doctor L..... war einer jener Menschen, die nie nach Motiven forschen, sondern die That — wie sie vorliegt — beurtheilen. Unter solchen Verhältnissen mußte die Unglückliche auf keine Gnade vor seinen Augen hoffen können. Wäre dem Doctor L..... die Vertheidigung der Frau von L.....

nach erfolgtem Meineide anvertraut worden, ſo würde er ſicherlich alle moraliſchen und juriſtiſchen Milderungsgründe erläutert haben. Dann handelte er von Amtswegen. Aber als Menſch nahm er ſich nicht die Mühe, weitere Unterſuchungen anzuſtellen; er war ein Mann der engherzigen bürgerlichen Rechtlichkeit. Zudem war er in der handwerksmäßigen Jurisprudenz ſo verdorrt, daß er kaum einen vorurtheilsfreien Blick auf die Verzweigungen des Lebens richten konnte. Die Acten lagen zwiſchen ihm und der Welt. Das iſt das tragiſche Leid der meiſten Romaniſten. Hat doch Feuerbach, einer unſerer erſten und humanſten Rechtslehrer, bei der Entwerfung des baieriſchen Strafrechts, mehr die römiſche Rechtswiſſenſchaft und den Despotismus des römiſchen Kaiſerreichs vor Augen gehabt, als den Charakter des deutſchen Volks und den Zeitgeiſt.

Doctor L..... war unerbittlich — Frau von L..... hatte ihm die Ausſicht auf einen intereſſanten Criminal-Proceß benommen. Und dann, war er nicht myſtificirt? Was würden ſeine Collegen dazu ſagen — meinte er — daß er ſich von einem

eitelen Frauenzimmer hinter's Licht habe führen lassen.

Mich dauerte die Dame, ihrer Jugend und Zukunft wegen. Sie hatte aus Ehrgeiz gesündigt und ohne Vorbedacht; sie wollte Niemanden schaden und nur sich retten. Wie leicht sieht man Leichtsinn bei Schönheit, Geist und Liebenswürdigkeit nach, um so mehr, wenn die Motive eine Entschuldigung zulassen.

Aber unsere Jurisprudenz ist, wie gesagt, meistentheils eine vollständige Negation aller Humanität, sie bekümmert sich nur um Milderungsgründe, wenn sie dazu von Amtswegen bestellt, oder bezahlt wird, oder wenn der juristische Stolz sich damit brüsten kann. Wie viele Vertheidiger hat Fonk unter den deutschen Universitäts-Professoren und den Beamten gefunden. Und warum? Weil diese Herren die Unhaltbarkeit und Unzuverlässigkeit der Geschwornen-Gerichte darthun wollten. Es klang wie Humanität, es sah auf den ersten Blick auch wie Humanität aus, aber betrachtete man das Ding genauer, so war es doch nur die Majestät der römischen Jurisprudenz, die für ihren Thron stritt.

Ich machte Doctor L..... darauf aufmerksam, daß das Lebensglück einer Dame, ihre ganze Zukunft von ihm abhinge. Die Nothlüge sei höchstens ein zu entschuldigender Leichtsinn, die Dame habe sich nicht gescheut, ein Vergehen einzugestehen, um ein Verbrechen zu vermeiden. Wenn er keinen Raum zum Verdacht gebe, so werde auch das Publikum keinen Verdacht fassen.

„Sie haben nur Frau von L..... vor Augen" — antwortete mir Doctor L..... — „aber was wird man von jener armen Kammerzofe halten, die der Verdacht des Diebstahls getroffen? Steht derselben kein Recht zu? Hat sie nicht einen Anspruch auf eine Ehrenerklärung? Muß sie nicht vollständig von dem auf ihr haftenden Verdachte gereinigt werden? Kann sie das auf andere Weise, als wenn die Schuld der Frau von L..... öffentlich bekannt wird?"

Das war freilich ein schwer zu beseitigender Einwurf. Ich stutzte.

„Nun, was sagen Sie?"

„„Es ginge doch vielleicht an, ein für beide

Theile genügendes Resultat herbeizuführen, wenn Frau von L..... einen Irrthum vorschützte.""

„Jetzt, da sie schwören soll. Irrt man sich so leicht in Betreff einer Summe von viertausend Thalern?"

Ich sah wohl ein, daß das den Verdacht nicht entfernen würde. In der That hatte eine glückliche Wendung der Verhältnisse große Schwierigkeiten. Auf der einen Seite eine Unglückliche durch eigene Schuld; auf der andern eine Unglückliche durch fremde Schuld. Am wenigsten durfte die Letztere durch eine Vermittelung verletzt werden.

Dieser Verlegenheit entriß mich Frau von L..... selbst. Sie zog es vor, sich den unangenehmen Verwickelungen, die sie herbeigeführt hatte, durch eine schnelle Abreise zu entziehen. Ein Schreiben an das competente Gericht entdeckte demselben die Wahrheit und bat um Niederschlagung dieser Angelegenheit. Da die arme Kammerzofe, aus Liebe für ihre Herrin, die ihr im Uebrigen stets eine gnädige Gebieterin gewesen war, überdieß auf weitere Schritte gegen sie verzichtete, so begnügte sich die Justiz damit, die Acten zu schließen und den

Vorfall wenigſtens nicht auf den Vorgrund der Oeffentlichkeit zu ſtellen. Die Dame gehörte ja einer der angeſehenſten Familien des Landes an.

Ihr Bruder, ein erſter Beamter eines fremden Staats, zahlte Wechſel und Schulden. Frau von L..... nahm ihr Domicil in dem ſüdlichen Frankreich, wo ſie ſpäter in eine zweite Ehe mit einem franzöſiſchen Staabsofficier trat, eine Verbindung, die, meines Wiſſens, durch keine Unfälle, oder Mißhelligkeiten geſtört wurde. Frau von L..... ſoll eine gute Hausfrau und Mutter geworden ſein.

Ich enthalte mich hier weitläuftiger pſychologiſcher Deductionen; aber der Fall iſt mir in ſo fern ein höchſt intereſſanter, als er eine neue Variation zu dem Thema: Ehrgeiz bietet. Dieſes an und für ſich ſehr natürliche, faſt edele Motiv des Menſchen führt eine Anzahl von Verbrechen herbei, und zwar meiſtens durch die Conflicte deſſelben mit der Geſellſchaft. Wie viele Menſchen werden durch den Ehrgeiz auf das Schaffott geleitet, die unter anderen Verhältniſſen vielleicht ein ganz entgegengeſetztes Ziel erreicht hätten. Ich weiß, daß dieſe Bemerkung nicht neu iſt, aber ſie

iſt wahr, und eben deshalb kann man nicht genug auf ſie hinweiſen. Ohne den Ehrgeiz würde der Staat keines Aufſchwunges fähig ſein, er iſt die Triebkraft der Fähigkeiten, jene geheimnißvolle Gewalt, oder vielmehr jenes Feuer, das die Tugenden ſtählt, vergoldet und für das Leben einrichtet. Wäre der Ehrgeiz nicht, was würde aus dem Patriotismus, dem Heldenmuth, der Aufopferung und ſo vielen anderen herrlichen Eigenſchaften werden. Ich will den Ehrgeiz jener Dame nicht zu Haß anſchlagen, er war ſehr gewöhnlicher Art; aber dieſe Leidenſchaft im Ganzen und Großen ſollte man doch von Staatswegen berückſichtigen. Sie iſt ein Feuer, das reinigt und läutert, aber das Feuer kann auch vernichten. Und was kann uns gegen die Verirrungen des Ehrgeizes in einer Geſellſchaft ſichern, wo äußere Ehre ſo häufig die innere bedingt, wo ein nicht zur Stunde gezahlter Wechſel über das Schickſal eines Menſchen entſcheiden kann, wo ſelbſt die Religion, wenn ein Fehltritt begangen, keine Sühne iſt. Die Formalitäten des Chriſtenthums, die Buße im härenen Gewande, der Ablaß, die Klöſter, wo man, geſchieden von der Welt, die

den Verbrecher verachtet, Gott leben konnte, Alles dieſes iſt dahin, der fromme Wahn iſt todt; wen die Menſchen verſtoßen, der iſt auch von Gott verſtoßen. Wird nicht der Verbrecher, dem die Geſellſchaft verſchloſſen und dem die Kirche kein Aſyl bietet, in die Nothwendigkeit verſetzt, zu neuen Verbrechen zu greifen? Was ſoll er nach zehnjähriger Zuchthausſtrafe beginnen, als wieder ſtehlen? Würde eine lebenslängliche Zuchthausſtrafe nicht ein Glück für ihn geweſen ſein? Wir haben Straf- und ſogenannte Beſſerungs-Anſtalten; ſie ſorgen für die Sicherheit des Staats, aber den Menſchen ſtellen ſie nicht ſicher. Wer noch das entfernteſte Ehrgefühl hat, der gerade iſt durch die Strafe wegen eines Verbrechens ein verlorner Menſch. Er kann vielleicht nach Amerika wandern und ein neues Leben beginnen, ein thatkräftiges Leben, wenn er — die Mittel dazu hat.

Es iſt nur zu ſehr wahr, daß das urſprüngliche, das unverfälſchte, reine, lautere Chriſtenthum in der Geſellſchaft nicht wirkſam ſein kann. Es iſt in der That ein bloßer Name; an die Stelle des Chriſtenthums iſt ganz und gar die chriſtliche Kirche

getreten, eine Staats-Branche; sie kann, selbst bei der aufrichtigsten Reue des Verbrechers, ihm keine Verzeihung in der Art verschaffen, wie er sie bedarf. Vielleicht mag der Geistliche von Amtswegen den Unglücklichen an den Himmel verweisen, an die Gnade und Barmherzigkeit Gottes; aber was soll dem Armen die Hoffnung auf das ewige Leben, wenn die Erde ihn hoffnungslos läßt. Der geistige Trost speiset ihn nicht, wenn er hungrig ist, er tränket ihn nicht, wenn er durstig ist, er ernährt seine Kinder nicht, die nur das Verbrechen des Vaters als einen Zehrpfennig auf einer qualvollen Lebensreise erhalten. Das Christenthum ist ein höchst negativer Trost für einen Unglücklichen durch eigene Schuld in der Gesellschaft. Das muß die Humanität sehr beunruhigen, die sich unmöglich durch die juristische Abschreckungs-Theorie des Staats zufriedenstellen lassen kann.

Der eben erzählte Vorfall hatte zwar keine traurigen Folgen; aber er hätte sie haben können, wären der Strafbaren nicht die Verhältnisse zu Statten gekommen; ihr Bruder gab ihr die Mittel zu einer Reise nach Frankreich an die Hand und

ſo entfloh der juriſtiſchen Nemeſis und derjenigen der öffentlichen Meinung.

Jener Unglückliche, der, nach langer Haft, wieder in die Geſellſchaft trat, in eine neue Welt, wo kein fühlendes Herz für ihn ſchlug, wo Keiner mehr lebte, der vielleicht eine dankbare Erinnerung an ihn hätte hegen können, jener Verlaſſene, der in dieſe neue Welt nichts Anderes mit ſich brachte, als das Andenken an ein Verbrechen, bat, man möge ihn wieder in das Gefängniß zurückführen. Er iſt eine Regel für gleiche Fälle. Im Gefängniß trat wenigſtens ſeinen Thränen und ſeiner Reue kein Hohn entgegen; der rauhe Gefängnißwärter war vielleicht durch die Länge der Zeit ihm ein theilnehmender Freund geworden; er konnte in der einſamen Zelle des Zuchthauſes Gott leben; die Geſellſchaft reichte ihm nur den bitteren Kelch der Verachtung.

Kann der Staat einmal nicht ohne Strafgeſetze und deren Vollziehung beſtehen; ſo ſollte er wenigſtens, als eine chriſtliche Geſellſchaft, darauf Bedacht nehmen, auch für die Verbrecher zu ſorgen. Chriſtus ſprach zu jenem Miſſethäter, der an ſeiner

Seite den Kreuzestod erlitt: „Du wirst heut' Abend mit mir im Paradiese sein.“ Wenn der Staat dem Verbrecher, nach überstandener Strafzeit, auch kein Paradies gewähren kann, er sollte ihm wenigstens ein Asyl bereiten, einen Zufluchtsort gegen die öffentliche Meinung, die ihn tödtet, wenn der bessere Keim in ihm den schlechteren überwiegt. Solche Zufluchtsörter würden Kosten verursachen, aber keine größeren, als Zuchthäuser und Strafanstalten. Dem Staate jedoch würden sie mehr nützen, als jene; sie würden bessern, wo jene strafen. Die gewöhnlichen Correctionshäuser rechne ich nicht dahin; sie leiden an dem physischen Zwang. Die Institute, die ich vor Augen habe, müßten wahrhafte Freistätten sein, wo der Verbrecher, wenn die Strafzeit zurückgelegt, je nach seinen individuellen Talenten, Beschäftigung fände, um sich allmälig die Gesellschaft wieder zuzuwenden, sich für diese vorzubereiten. Dieses Institut müßte jedoch nicht allein für Verbrecher bestimmt sein; es müßten hier auch andere unbemittelte Talente, auf welchen keine infamia haftete, Zutritt erhalten können. So würde sich das gegenseitige Vertrauen wieder her-

ſtellen; die Schuld erhielte eine Ausſicht, gereinigt und geſühnt in die Geſellſchaft einzutreten, als ein neuer Menſch.

Nur auf dieſe Weiſe ließe ſich das Criminal-Recht mit der Humanität in Einklang bringen, die chriſtliche Geſellſchaft mit der chriſtlichen Religion.

Achtes Kapitel.

Gedanken über die erſte Liebe und die Proſa der Ehe. — Luiſens Vater. — Ein Criminalfall, als Pendant zu dem vorhergehenden Kapitel. — Der Verbrecher zwiſchen Chriſtenthum und Staat. — Gleichheit vor dem Geſetz. — Mängel unſerer Legislation in dieſer Hinſicht.

Die junge Zeit der erſten Liebe, ihre Kinderzeit, zeichnet ſich in der That durch die Selbſtloſigkeit und den Idealismus aus. Man liebt in dieſer Zeit wirklich geiſtig, der Materialismus tritt zurück, mit einem Worte, unſere Sinnlichkeit macht ſich nicht geltend. Ein Blick der Geliebten, ein freundliches Lächeln, eine unbedeutende Bevorzugung, die uns vor Anderen von ihr zu Theil wird, alle dieſe Kleinigkeiten liebender Herzen, ſind die Kronen, wonach wir ringen. Wir gehen hundertmal des Tages vor ihrem Fenſter vorüber, wir ſchauen verſtohlen zu ihr hinauf und ſind überſelig, wenn wir ſie zur beſtimmten Zeit der Fenſterparade, wie

durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, an der gewöhnlichen Stelle, hinter den halbgeöffneten Gardinen erblicken, wenn ſie unſeren Gruß faſt unmerklich, aber doch innig, erwiedert. Um einen Kuß ſie zu bitten, dazu würden wir keinen Muth haben. Wir begnügen uns mit dieſer Perſpective der Liebe nicht nur, wir ſind ſogar ängſtlich, ſie zu zerſtören.

Ich ſpreche hier nur von Liebe, nicht von dem Verhältniß, welches den meiſten Ehen vorhergeht, die eben nichts Anderes, als ein bürgerlicher Vertrag ſind. Dieſes Verhältniß lieſt nicht in dem Buche der Poeſie, es iſt die trockne, bürgerliche Proſa der Geſellſchaft, die auf das Auskommen und das tägliche Brod Bedacht nimmt, oder auf den Glanz des Lebens.

Jene freilich kann in der Geſellſchaft Hungers ſterben, aber nichts deſtoweniger geben wir uns ihr hin. Die Alltagsmenſchen ſpötteln über die arcadiſchen Träume, aber wir können uns ihrer nicht erwehren, wir ſind aus anderem Ton geformt, als die menſchliche Miſère des Lebens, die vor lauter Realitäten, und Speculationen nie liebt und alſo auch nie lebt.

Ich deute hier auf mein Verhältniß zu Luisen hin; ich hatte nur einen Kuß, den Abschiedskuß, einen langen, feurigen, sehnsüchtigen Kuß auf ihre weisen, rosigen Lippen gedrückt, aber selbst in dieser innigen Situation hatten sich nur unsere Herzen geküßt. Meine Sinne waren nicht gereizt worden.

Mein Leid war, daß jene kleinen, aber mächtigen Freuden der Liebe, deren ich oben erwähnt, das Verhältniß, welches zwischen mir und Luisen bestand, nicht schmückten. Sie war weit von mir entfernt. Wenn aber die Liebe Poesie ist, so ist die Eifersucht es nicht weniger; jene ist die frühlingsfarbene Lyrik, diese ist ein Stück tragischer Dichtung; jene ist mit den Grazien und Amouretten verbündet, diese mit den Eumeniden. Wenn der Gegenstand unserer Liebe unseren Blicken entzogen, so drängen sich die Letzteren vor. Ich glaube an keine Liebe, ohne Eifersucht; beide bilden das „Hangen und Bangen in schwebender Pein," von welchem Goethe's Clärchen singt; und wenn ich schon früher, kaum nach meiner Rückkehr, die Qualen jenes Dämons empfunden, so hatten sie sich seitdem nicht vermindert. Ich traue der Liebe Beständigkeit und

— wie gesagt — Idealismus zu; aber wenn jene leichten Brennstoffe fehlen, die die Flamme unterhalten, ich meine die kleinen Abentheuer eines Blickes, eines Händedrucks, einer Intrigue, die Gewürze der Phantasie, so bin ich doch des Glaubens, daß die Gluth sehr wohl durch einen Blig aus anderen Augen erlöschen kann. Die Liebe in Briefen wiegt eben nicht schwerer, als Seidenpapier. Die Entfernung der Liebe hat nur die Erinnerungen der Vergangenheit für sich, die Träume der Zukunft; die Gegenwart, der Genuß müssen durch Schriftzüge vertreten werden; aber das Wort ist immer kein Leben. Ich kann mir hier sehr wohl, bei aller Aufrichtigkeit und Treue, eine Alles vernichtende Intervention eines Dritten denken. Das „aus den Augen, aus dem Sinn" ist in der That eine Wahrheit; die Liebe ist keine Spiritualistin, sie bedarf der Verkörperung, wie jedes Ideal.

Und Luise hatte überdieß alle Gefahren der Bühne zu bestehen; die Dichtung auf der Bühne wird nicht selten hinter den Coulissen Wahrheit, wenn auch nur eine poetische, eine künstlerische, ohne ernstliche Resultate, ohne Verlobung und

heirath. Ich fürchtete eine ſolche Wahrheit, die, wenn ſie mir auch den Beſitz der Geliebten nicht entziehen, doch jedenfalls den Blüthenſchmelz unſeres Verhältniſſes verwiſchen würde.

Endlich auch hat die Liebe keine Geduld. Wenn ſie ſich eine Friſt von Jahren geſtattet, um ein gutes Auskommen zu erhalten, eine Trennung in der Frühlingszeit zum Beſten einer Verbindung im Spätſommer, ſo iſt nicht viel von ihr zu halten. Sie iſt dann juriſtiſchen Charakters, ein Vertrag mit hinzugefügter Suspenſiv-Bedingung.

Genug, ich wollte zu Reſultaten gelangen, zu dem factiſchen Beſitz Luiſens. Meine Praxis, als Advocat, erhielt einen ſoliden Anhaltspunkt in einer zahlreichen Clientel, und da Luiſe mich fortwährend ihrer Treue und Liebe bis in den Tod verſicherte, ſo wollte ich ihr wenigſtens keine Gelegenheit zur Verſuchung geben. Denn ich war zudem der Meinung, daß Liebe, ohne Treue, nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, und daß ſie, je mehr Poeſie, deſto leichter auf Augenblicke abſchweifen könne. Die Treue iſt zu ſehr Proſa; jene aber gleicht dem Schmetterling, der im Son-

neuglanze gern von einer Blüthe zur anderen fliegt, von der Roſenhecke zur Jasminlaube, aus dem Kelch der Tulpe in den der Kaiſerkrone, wenn er auch am Ende zu der Blume zurückkehrt, die ihm die ſüßeſte iſt. Die Liebe kann ſich allerdings an einem Auge ſo berauſchen, daß ſie auf Lebenszeit an dieſem Rauſche leidet; aber ſie kann auch aus vielen Augen nippen und trinken, in vielen Blicken ſchwelgen. Ihre Beſtändigkeit hängt in der That nur von ihrer größeren, oder kleineren Leidenſchaft ab, und die Leidenſchaft iſt Gefühl. Die Treue iſt Grundſatz. Aber die Liebe hat keine Grundſätze.

Ich wußte jedoch keine Einleitung zu meinem Verhältniß für meinen Onkel. Dieſer Mann kannte nur eine Ehe aus Convenienz-, oder Geldrückſichten, eine Ehe, die, wie er ſich ausdrückte, „das Glück des Jungen machen ſolle.“ Er ſprach nur von einer „vortheilhaften Parthie,“ ſeine Hoffnungen waren auf Reichthum und Glanz gerichtet, auf eine Frau, die mich pouſſiren könne. Und nun ſollte ich ihm eine Schauſpielerin als künftige Nièce nennen, eine Schauſpielerin ohne eine Mitgift, ohne ein eigenes Bett ſogar, und, was das Schlimmſte,

ein Frauenzimmer, gegen welches die Vermuthung eines guten Rufs ſtritt. Mein Onkel hatte den Grundſatz: jede Schauſpielerin wird ſo lange für liederlich gehalten, bis das Gegentheil erwieſen wird. Hätte ich ihm geſagt, Luiſe habe die Eboli zu Goethes Zufriedenheit dargeſtellt, er würde mir geantwortet haben: „Wie kannſt Du nur an die Tugend eines Frauenzimmers glauben, das die Eboli gut ſpielt? Die Perſon läuft dem Infanten von Spanien nach und beſtellt ihn auf ihr Zimmer zum Rendez-vous. Wer ſo Etwas vorzüglich darſtellen kann, auf deſſen Sittlichkeit geb' ich keinen Heller. Schauſpielerinnen ſind Leute ohne Grundſätze und Tugend, ohne Moral und bürgerlichen Charakter. Die wird Dir nicht einmal die Wirthſchaft führen können." Auf ſolche Vorwürfe mußte ich mich gefaßt machen, zu Auseinanderſetzungen würde ſich mein Onkel nicht herablaſſen. Aber ich war von ihm abhängig, ich ſollte ihn beerben, mein Onkel war kinderlos; meine Einnahmen waren nicht geeignet, einen glänzenden Hausſtand feſtzuſtellen, ſein Unwille war das Schreckbild meiner Liebe. Und in meiner Vaterſtadt konnte ich mich

Niemanden entdecken; hier sprach Alles, wie er. Im Staate führt Jeder, der sein Auskommen hat und seine Bedürfnisse bezahlt, das Wort Tugend und Moral im Munde, ohne sich um die tiefere Bedeutung beider zu kümmern. Es war eine trostlose Lage, in welcher ich mich befand.

Zwischen Zweifeln und Entschlüssen schwankend, erhielt ich eines Tages ein Billet: ich möge mich gefälligst zu einem Fremden im Gasthofe „zum russischen Hof" verfügen, man habe mir angenehme Entdeckungen zu machen. Der Einladung folgend, fand ich auf dem bestimmten Zimmer einen alten, ordengeschmückten Herrn. Er war der Gesandte eines kleinen süddeutschen Hofes in St....., Herr von F..... Der Fremde eröffnete mir mit kurzen Worten, daß er Luisens Vater sei.

„Ew. Excellenz sind — so viel ich weiß — mit der Comtesse P..... verehlicht."

„„Das bin ich. Ich habe Kinder aus dieser Ehe; aber Luise ist eine uneheliche Tochter von mir. Ihre Mutter war die Gattin des Schauspielers E....., die von ihrem Manne getrennt lebte. Sie ist vor einem Jahr in Bremen gestorben.

Ich liebe Luiſen nicht weniger, als meine ehelichen Kinder, ich wünſche ihr Glück, ich werde dafür ſorgen. Aber meine Gemahlin weiß Nichts von jenem Verhältniß, welches ich als Geſandter in P..... anknüpfte, ſie weiß Nichts von der Frucht deſſelben. Meine Familie befand ſich, während meines Aufenthalts in P..... in K..... Die Verhältniſſe zwingen mich, dieß Geheimniß zu bewahren. Ich würde es Ihnen nicht mitgetheilt haben, wäre ich nicht überzeugt, daß Sie Abſichten auf meine Tochter haben, daß Sie ein Mann von Ehre ſind, daß Sie die juriſtiſche Verſchwiegenheit reſpectiren werden. Ihnen durfte mein Verhältniß zu dem Mädchen kein Geheimniß bleiben; ich hege das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie, ſelbſt wenn ein eheliches Bündniß das Reſultat Ihrer gegenſeitigen Liebe iſt, keinen Mißbrauch von demſelben machen werden. Auf meinen väterlichen Beiſtand können Sie ſich verlaſſen; ich habe von Ihren Fähigkeiten überzeugende Beweiſe, ich umarme Sie gern als Schwiegerſohn.““

Als ich mich von meinem Erſtaunen einigermaßen erholt, war der erſte Gedanke, dem Herrn

von F..... gegenüber, meine Familie. Ich konnte nicht umhin, ihn auf die Vorurtheile derselben aufmerksam zu machen, auf die Abneigung meines Onkels gegen Schauspieler. Aber meine Liebe überwiege jene Rücksichten, ich schätze mich glücklich, Luisens Gatte zu werden. Zu meiner Feststellung in der Gesellschaft bedürfe ich freilich seines Beistandes, er werde einsehen, daß die Jurisprudenz, bei der Ueberzahl von Rechtsgelehrten, in ihrem ersten Etablissement im Staate, keine so ergiebige Quelle für den Lebens-Unterhalt sei. Wolle ich mich über meine Familie hinwegsetzen, so müsse ich, schon Luisens wegen, einen Rückhalt haben, der mir wenigstens eine hoffnungsvolle Zukunft erschließe, wenn auch keineswegs eine glänzende.

Herr von F..... fand das billig und umsichtig und versicherte mich nochmals seiner thätigen Beihülfe. Er wolle vorerst seine Tochter in eine weibliche Erziehungs-Anstalt in Weimar bringen, nicht sowohl ihrer Bildung wegen, als um sie gegen alle Verwirrungen des Bühnenlebens sicher zu stellen.

„Und weiß Luiſe, wer ihr Vater?“ fragte ich den Geſandten.

„„Nein! auch möchte ich ſie nicht vor ihrer Verheirathung in dieß Geheimniß einführen. Ich bin genöthigt, Sie als Vermittler zwiſchen mir und dem Verfahren meiner Tochter anzunehmen. Seit dem Tode ihrer Mutter habe ich ihr keine directe Unterſtützung zufließen laſſen können; mein alter Haus-Sekretair, den Luiſe als einen Freund ihrer ſeligen Mutter betrachtete, vertrat bis vor einigen Wochen meine Stelle. Er erhielt auf ſeinem Sterbebette einen Brief von meiner Tochter, der mich von dem Verhältniß, in welchem dieſelbe zu Ihnen ſteht, in Kenntniß ſetzte. Luiſe vertraute ihrem väterlichen Freund dieſe Angelegenheit als ein Geheimniß, deſſen Veröffentlichung bis jetzt noch die Verhältniſſe entgegenſtänden.““

Was meine Familie betreffe, ſo erklärte Luiſens Vater, daß er deren Abneigung gegen eine Ehe mit einer Schauſpielerin zu beſeitigen hoffe. Ich möge ihm dieſe Sorge überlaſſen und mich aller voreiligen Schritte enthalten; es ſei ihm lieb, wenn

die ganze Angelegenheit meiner Familie vorerst noch verschwiegen bleibe.

Der Gesandte war einzig und allein, um nähere Aufschlüsse über das Verhältniß seiner Tochter zu mir zu erhalten, nach meiner Vaterstadt gereist. Wir schieden, er mit der Beruhigung eines besorgten Vaters, ich mit dem freudigen Gefühle eines Liebhabers, dem sich wenigstens die Perspective zum Ziele erschließt.

Während dieses kleine Intermezzo sich in meine Lebensgeschichte stahl und mich auf mehre Tage Luftschlösser bauen, Hoffnungen und Wünsche ausführen ließ, wie sie einem jungen Manne, der die Zukunft sein nennen möchte, naheliegen, ereignete sich in meiner Vaterstadt eine tragische Begebenheit, ein Pendant zu dem vorhergehenden Capitel, ein Verbrechen aus Ehrgeiz. Indeß der Hintergrund dieses Ereignisses wurde nicht durch die Flucht der Verbrecher gelichtet, das Zuchthaus war der Schlußstein desselben.

In meiner Vaterstadt lebten zwei Brüder, Chefs eines der ersten Bankierhäuser, der angesehensten Familie angehörig: ihr Vater war die erste Magi-

ſtratsperſon geweſen, ihr Bruder war, nach des Vaters Tode, an deſſen Stelle getreten. Die Leute lebten einfach und eingezogen, ihre Haushaltung war ein Muſter von Oekonomie; aber ſie machten ungeheure Wechſelgeſchäfte und ihr Credit war unbeſchränkt. Wußte man doch, daß das Haus B.... ſeit langen Jahren das ſolideſte Geſchäftshaus war, wußte man, daß der Vater der Gebrüder B.... ein großes Vermögen hinterlaſſen, das durch die bürgerliche Einfachheit der Söhne und ergiebige Speculationen — denn die Gebrüder B.... waren die promptesten Zahler und mußten demnach, da das Geſchäft ihres Hauſes ausgedehnter und complicirter, als je war, in ihren Unternehmungen reuſſirt haben — nur vermehrt ſein konnte.

An einem hellen, blanken Wintertage von vierundzwanzig Grad Kälte ſtellte das Haus B.... ſeine Zahlungen ein. Es hatte ſich Tages zuvor ein Ereigniß begeben, welches die Gebrüder B.... als die größten Betrüger hinſtellte, indem es einen Blick in die Verwirrungen des genannten Bankierhauſes geſtattete, einen Blick, der andere Blicke nach ſich zog. Die Gläubiger, oder vielmehr die

Betrogenen drängten sich in dem Comptoir der Gebrüder B.... mit Tratten, deren Eine eine größere Summe als die Andere enthielt; die Gebrüder B.... konnten nicht die kleinste zahlen.

Die Ursache dieser Aufklärungen lag darin, daß ein Wechsel-Inhaber dieses Hauses gegen den Sohn des Kaufmanns R..... geäußert, er habe eine Tratte der Gebrüder B.... in Händen, die auf seinen Vater laute. Man war zufällig im Gespräch darauf gekommen. Ohne Arg theilte es der Sohn dem Vater mit, und dieser erklärte erstaunt, er stehe durchaus in keinen Schuld- oder Geschäfts-Verhältnissen zu dem genannten Hause und that sofort Schritte, den Grund einer Wechsel-Ausstellung auf ihn zu erfahren, indem er sich direct an den Inhaber des Wechsels wandte. Dieser, das Schlimmste argwöhnend, nahm seine Zuflucht zu den Gerichten. Die Sache wurde allgemein bekannt. Von allen Seiten wurden nach allen Seiten Wechsel präsentirt, die von den Gebrüdern B.... ausgestellt waren. Keiner der Gezogenen hatte eine Zahlungs-Verbindlichkeit; es fand sich, daß das Bankierhaus: Gebrüder B.... seit vielen Jahren Geld gegen

Wechsel aufgenommen, indem es einen Wechselschuldner, den Trassaten, erdichtete.

Ich muß hier bemerken, daß ein solches Manöver — mit Ausnahme der Erdichtung einer Schuld, die gar nicht existirt — im Handel nichts Seltenes ist. Ist ein Handlungshaus von Credit am Zahltage nicht bei Kasse, so stellt es häufig auf ein anderes solides Haus einen Wechsel aus und läßt sich den Belauf dieses Wechsels von einem Dritten auszahlen, der nun Inhaber desselben und der im Wechsel angegebenen Forderung wird, ihn jedoch nie vor dem Verfalltage präsentirt, wenn sich der Aussteller des Wechsels das Recht der Wiedereinlösung desselben vor dem Verfalltage ausbedingt. Das Geschäft ist solchergestalt ein einfaches Geld-Darlehn, bei welchem dem Gläubiger der Wechsel nur pfandweise gegeben wird.

Die Gebrüder B.... hatten sich nun, auf ihren Credit fußend, seit vielen Jahren auf diese Weise durch alle Verwirrungen geholfen, nur mit dem Unterschied, daß sie statt eines wirklichen Schuldners, einen fingirten als Trassaten wählten. War der Wechsel dem Verfalle nahe, so löseten die Brüder

ihn mit dem Gelde eines anderen ein; man „stopfte“ — wie es in der kaufmänniſchen Proſa heißt — „ein Loch mit dem andern.“ Hier kann man ſagen: einen Betrug mit dem andern.

Das muß ein fürchterliches Leben geweſen ſein, welches die Brüder lebten. Fünfzehn Jahre hatten ſie in dieſer entſetzlichen Lage zugebracht. Der Aelteſte beider Brüder, dem eine zwanzigjährige Zuchthausſtrafe zuerkannt wurde, war ein Mann von ſechszig Jahren, unverheirathet, mit dünnem, grauen Haar, tiefgefurchtem Antlitz, ein Mann, der Waſſer trank, um für Wein kein Geld auszugeben, ein Mann, der keine Frauenzimmer liebte, ein Mann, wie Tilly, der ſich rühmen konnte, nie ein Weib berührt, nie einen Rauſch gehabt zu haben. Dieſer Mann war in der That ohne Leidenſchaft, mild und wohlthätig. Wie konnte er fünfzehn Jahre von Verbrechen leben. Wie konnte er ſich ſolche Syſiphus-Qualen bereiten, dieſe ſchlafloſen Nächte, dieſe ewige Angſt, daß ein Wechſel vor der Zeit präſentirt, daß ſeine Schande manifeſtirt werden würde? Als der ältere Bruder in das zwanzigjährige Zuchthaus trat, athmete er frei

f: „das wird die erste Nacht seit fünfzehn Jahren
n, in welcher ich ruhig schlafen werde.“ — Und
jüngere Bruder war verehelicht, er hatte ein
treffliches Weib, liebenswürdige Kinder, er lebte
fach und ökonomisch, seine einzige Leidenschaft
r die Musik. Was konnte ihn bewegen, Weib,
der, die Ruhe seines Lebens, die bürgerliche
ce an ein Verbrechen zu wagen, das früher
r später dem Auge der Welt offenbar werden
ßte?

Das Motiv beider Brüder war der Ehrgeiz.
hatten durch unglückliche Speculationen Ver-
e erlitten, sie hofften auf günstigere Conjuncturen,
vertrauten ihrem Credit und nahmen Geld gegen
en Wechsel auf, dessen Trassat fingirt war. Der
chsel mußte vor der Verfallzeit eingelöst werden,
ihre Umstände hatten sich nicht gebessert. Ein
ritt zum Verbrechen zog den anderen nach sich,
Betrug veranlaßte den zweiten. Hatten die
üder früher nicht den Bankrott, den ohne ihre
uld entstandenen Bankrott ihres Hauses erklären
len, so war es ihnen jetzt unmöglich, das Ver-
chen zu entdecken, in welches sie ihr Ehrgeiz

verſtrickt hatte. Sie mußten an dieſem Ehrgeiz zu Grunde gehen.

Solche Reſultate können edle Gründe im Staate hervorrufen. Man könnte hier einwenden, die Grundſätze der chriſtlichen Lehre könnten gegen Verirrungen der Art ſchützen. Aber — ich fühle mich von Neuem zu der obigen Behauptung bewogen — das reine, lautere Chriſtenthum iſt am Staate erſtickt. Dieſes Chriſtenthum war nicht bloß eine Religion, ſondern auch ein Grundgeſetz einer Geſellſchaft; es vertrug keine anderen Beiſätze, keine fremdartigen Beſtandtheile, keine Abſchreckungs-Theorie, keine Zuchthäuſer, keine Todesſtrafen, keine Infamie. Der reuige Sünder geht unter, wenn der Staat von ſeiner Reue keine Notiz nimmt. Was ſoll ihm die Verzeihung Gottes, wenn ihm die Menſchen nicht verzeihen?

Die beiden Brüder wagten es nicht, ihren Bankrott zu erklären. Sie dachten, was wird die Stadt dazu ſagen, die Börſe, die Nächſten? Um der böſen Nachrede aller dieſer Dinge zu entgehen, wurden ſie Verbrecher. Sich ohne Hoffnung de-

müthigen, ist ein schweres Werk. Als Christus das Kreuz gen Golgatha trug und der Welt ein Beispiel gab, wollte er beide Partheien, die Leidenden und die Hoffährtigen, bekehren, jene sollten ihr Unglück in Demuth tragen, diese sollten keinen Stein werfen. Heut zu Tage werden die Unglücklichen von der Kirche nach wie vor zur Demuth angehalten; in der That müssen sie auch demüthig sein, wie jener Zöllner, denn die Welt hat sie ausgestoßen. Aber den Pharisaern kömmt der Staat gegen die Kirche zu Hülfe, er stellt die Infamie, die Ehrlosigkeit für den Verbrecher fest, und jene sprechen: „Ich danke dir Herrgott, daß ich nicht bin, wie dieser Einer.“ Jesus sagte zu jenem Weib aus Samaria: „Gehe hin und sündige fortan nicht mehr.“ Also spricht heut zu Tage noch die Kirche; aber der Staat spricht dagegen: meine Strafe geht der Liebe und Milde des Christenthums voran. Wenn die Religion Demuth und Ergebung empfiehlt, so begünstigt der Staat die Eitelkeit und den Ehrgeiz. Wenn die Religion Erbarmen mit dem Verbrecher hat, so hat der Staat kein Erbarmen. Die öffentliche Meinung blickt auf den Staat

und seine Gesetze mehr, als auf die Religion und ihre Vorschriften.

Und wenn nur eine Gleichheit vor den Gesetzen des Staats stattfände. Historische Vorurtheile haben sie verhindert. Der Reiche kann häufig ein Vergehen gegen den Staat oder den Staatsbürger mit Geld sühnen, während der Arme dasselbe Vergehen nur mit dem Gefängniß sühnen kann. Eine schöne Gerechtigkeit, die sich von Zufälligkeiten abhängig macht, die, nach Maaßgabe der Verhältnisse, eine strengere, oder gelindere Richterin ist. Oder ist es vielleicht nicht der Fall, daß der reiche Angeschuldigte sich in einzelnen Fällen der Untersuchungshaft durch eine Caution entziehen kann, während der arme Angeschuldigte mehre Jahre seines Lebens im Detentions-Gefängniß an die Untersuchung setzen muß? Ist es nicht wahr, daß der Reiche eine Injurie mit Geld büßen kann, während der Arme sie mit seiner persönlichen Freiheit sühnen muß? Man hat den kirchlichen Ablaß abgeschafft, aber dafür den juristischen eingeführt. Wie viele Gesetze bestimmen Geld- oder Gefängnißstrafen. Diese alternative Justiz ist eine Schmach unserer Legislation.

Alle dieſe Dinge ſind dem lauteren Chriſtenthum entgegen. Eine Härte der Geſetzgebung, erzeugen ſie unter den Staatsbürgern Haß gegen die Geſetzgeber und gegen einander. Es iſt nicht wohl möglich, daß die chriſtliche Liebe That werden kann, wenn ihr die Geſellſchaft ſo viele Hinderniſſe entgegenſetzt. Eine Wahrheit, wie das Chriſtenthum, darf nicht in ihren Einzelnheiten beeinträchtigt werden, ſoll ſie nicht zuſammenſtürzen.

Dieſe Andeutungen geben zu Ideen Veranlaſſung, deren Erörterung nicht der Zweck dieſer Mittheilungen iſt; aber die Jurisprudenz ſoll es nicht verſchmähen, Blicke in die geſellſchaftliche Verwirrung zu thun. Wenn Alles fortſchreitet, ſoll ſie nicht bei dem alten heidniſch-despotiſchen Vermächtniß Rom's ſtehen bleiben, und bei dem hiſtoriſchen Barbarismus des deutſchen Rechts, die beide die Elemente unſerer heutigen Juſtiz bilden.

Neuntes Kapitel.

Eine Schwängerung aus Liebe. — Ein verurtheilsvoller Vater und ein verzweifelnder Sohn. — Ich suche die Sache auf dem Wege der Humanität zu vermitteln. — Doctor S..... und seine Maxime.

Es war in der frühen Morgenstunde, ich hatte kaum mein Geschäftszimmer betreten, als ein junger Mensch zu mir eintrat, verstörten Blickes, mit Zügen einer durchwachten Nacht, ein junger elegant gekleideter Mann, mit nachlässiger Cravatte, verworrenem Jabot und einem Anzuge, dem man es schon ansah, daß er, während der verflossenen Nacht nicht vom Leibe gekommen. Nach einer hastigen Begrüßung wandte er sich kurz und gut, mit einem Anflug von Verzweiflung, an mich: „Mein Herr! ich bedarf Ihrer Hülfe!"

„„Womit könnt' ich Ihnen dienen?"" Ich bot ihm einen Stuhl an, er machte keinen Gebrauch davon.

„Mein Name iſt von Z....., ich hatte eine Liaiſon mit einer hieſigen Bürgertochter, ſie iſt Mutter von mir geworden, dieſe Nacht iſt ſie niedergekommen, ich will ſie heirathen.“

Thränen verhinderten die Fortſetzung ſeiner abgeriſſenen Mittheilungen.

„„Sie ſind ſehr aufgeregt, faſſen Sie ſich.““ Ich bot ihm wiederholt einen Platz an; er ſetzte ſich, aber es litt ihn nicht ruhig. Er ſprang auf, indem er ſich an die Stirn ſchlug.

„Ach! mein Herr, ich bin ſehr unglücklich.“

„„Kann ich Ihnen helfen, ſo geſchieht es mit Vergnügen. Aber ich muß um eine einfache Geſchichtserzählung bitten.““

„Sie haben Recht — ich bin ſo verwirrt — verzeihen Sie — fühlen Sie nur, wie mein Herz ſchlägt.“ Er preßte meine Hand krampfhaft an die furchtbar pulſirende Bruſt.

„„Sie ſcheinen des Arztes zu bedürfen.““

„Nein! nein“ — rief er heftig — „eines Rechtsgelehrten. Hören Sie nur, mein Vater will die Heirath nicht zugeben, er droht mir mit Enterbung, er läßt mich ohne Unterſtützung. Die

Arme hat Nichts, die Blöße des Kindes zu bedecken, und ich bin ohne Mittel, für sie zu sorgen. Dabei drängt der Augenblick."

„„Wie alt sind Sie?""

„Zwanzig Jahre."

„„Also noch minorenn.""

„Mein Vater verlangt, ich solle augenblicklich nach Hause zurückkehren; auf diesen Fall hat er das Banquierhaus L.... angewiesen, mir die nöthigen Reisegelder auszuzahlen."

Ich erfuhr im weiteren Verlauf der Unterhaltung, die endlich einen etwas ruhigeren Charakter annahm, daß der junge Mann der Sohn eines reichen adeligen Gutsbesitzers in der Lausitz sei und das Gymnasium meines Wohnorts besucht habe. Hier machte er die Bekanntschaft mit jenem Mädchen, der Tochter früher wohlhabender Bürgersleute, die aber später heruntergekommen waren. Der Vater war verstorben, die Mutter war ohne Mittel zur Subsistenz für sich und ihre Tochter. Nun war die Familie noch durch einen Sprößling vermehrt worden. Der junge Mann war, während seines Besuches des Gymnasiums, sich selbst überlassen

gewesen; er hatte das Verhältniß mit dem Mädchen angeknüpft und befestigt. Die Geldsendungen, die er von Hause erhielt, reichten hin, ihn und die Geliebte zu ernähren. Die Mutter, eine rechtschaffene, aber schwache Frau, wie alle Mütter, tröstete er mit einer Heirath; sie war dem Verhältniß nicht entgegen, das sie mit frohen Hoffnungen, wegen der Zukunft ihrer Tochter, erfüllte. An einen mißlichen Ausgang dieser Angelegenheit hatte sie nicht gedacht; eine sorgsame Mutter, hatte sie ihre Tochter gehütet. Indeß die Liebe weiß die Gelegenheit zu benutzen, die Tochter fiel; der Director des Gymnasiums meldete dem Vater des jungen Mannes, was vorgefallen war. Der Letztere hatte seinen Schulcursus beendet, er sollte die Universität besuchen, als ein Brief seines Vaters ihn nach Hause rief.

Er ließ mich den Brief lesen. Es war ein Gemisch von väterlicher Liebe, Standes-Vorurtheilen, Wuth und practischen Grundsätzen. Herr von Z..... erklärte mir, er werde unter keiner Bedingung dem väterlichen Willen Folge leisten, wenn nicht für seine Emilie (so hieß das Mädchen) Sorge getragen werde.

Ich machte ihm bemerklich, daß, wenn in der That zu dem Ende keine Mittel vorhanden, die Stadt für die Unglückliche sorgen müsse; denn die Alimentenklage war gesetzlich abgeschafft. Minorenn, wie er sei, könne er, selbst wenn er eigenes Vermögen besitze, darüber nicht eigenmächtig schalten. Eine Weigerung gegen den väterlichen Willen werde die Verhältnisse nur noch schlimmer gestalten; widersetze er sich dem Vater nicht, so werde derselbe schon die Grundsätze der Milde walten lassen.

„Da kennen Sie meinen Vater nicht" — entgegnete Jener — „er glaubt mich in eine Kuppelei verwickelt, sein Zorn und seine Vorurtheile drängen alles Erbarmen zurück. Ich bin es meiner Ehre schuldig, mit der Armen auszuhalten."

„„Und dann wird Ihr Vater den Schutz der Gerichte ansprechen.""

„Das mag er; aber die öffentliche Meinung wird mich nicht verdammen."

Ich wußte es nur zu sehr, daß sich Leidenschaft und Verzweiflung über die Gesellschaft hinwegsetzen. Aber wozu sollte ich rathen? Ich bedeutete dem

jungen Mann, daß ich ihm als Jurist nicht helfen könne.

„So helfen Sie mir, als Mensch."

Das Verhältniß lag so plan und deutlich vor meinen Blicken, daß hier keine Zweifel in mir aufsteigen konnten. Ich versprach ihm, sofort zu der Unglücklichen zu gehen und nach Kräften für augenblickliche Abhülfe Sorge zu tragen. Doch müsse ich jedenfalls mit dem Gymnasial-Director Rücksprache nehmen, damit es nicht scheine, als wolle ich ihm durch meine Intervention Vorschub leisten.

Herr von Z..... drückte mir zwischen Angst und Hoffnung die Hand und wir schieden.

Im Hause der Geschwängerten, oder vielmehr im Stübchen derselben war ein guter Theil jenes Elends zusammengedrängt, das den täglichen Abfall der gesellschaftlichen Verhältnisse bildet: eine unglückliche Mutter, deren Luftschlösser am Kindbette ihrer Tochter zerfallen, eine noch unglücklichere Tochter, die aus der Poesie der Liebe in die Prosa der Dürftigkeit geschleudert war, in die Verzweiflung des Alltagslebens, die an ihrer Seite ein Wesen hatte, das allen Qualen der Gesellschaft entgegen

ging, Qualen, welche sich die Erfindungskraft der Mutter gräulich genug ausmalen mochte. Im Winkel des Zimmers sah ich den jungen Mann von heute Morgen. Er eilte auf mich zu, als ich eintrat; er war im zerrissenen Kleide und sagte mir, daß er alles verkauft habe, was sein, um die Blöße des Kindes zu bedecken. In der That, der junge Mann war kein Libertin, er liebte Emilie und sein Kind, mit einem Wort, es war ein treuinniges, herzliches Verhältniß, welches zwischen Beiden bestand, und so viel Jammer auch in dem kleinen Stübchen beisammen sein mochte, das magische Band der Herzen fehlte nicht. Keine Vorwürfe, keine Verwünschung wurde dem Einen von dem Anderen zu Theil. Ich fand drei unglückliche Menschen, die in ihren Hoffnungen vereint gewesen waren und die nun auch ihre Trübsale mit einander erduldeten, indem jeder von ihnen seinen Schmerz für sich behielt und den Anderen zu trösten bemüht war.

Die zweite Hauptperson dieser kleinen Tragödie der gesellschaftlichen Verhältnisse, die Kindbetterin, war ein lichtes, freundliches, aber krank-

haftes Weſen, und in der That ſo viel Poeſie, daß ſie wenig an ſich dachte, ſondern nur ihre zweigetheilte Liebe vor Augen hatte. Als die Mutter von den „Leuten“ und von dem „Ruf“ ihrer Tochter ſprach, lispelte ſie mit angegriffener, gereizter Stimme: „Ach Mutter! das liegt jetzt ſo nahe nicht.“ Und wahrlich! was kann einer jungen Mutter näher liegen, als ihre Liebe zum Kinde und Gatten. Dieſe groſſe Egoiſtin iſt ſo ſehr Egoiſtin, daß ſie keinen anderen Egoismus neben ſich duldet, ihr Intereſſe drängt alle anderen Intereſſen zurück.

Aber die Liebe des Weibes iſt thatkräftiger, ja hiſtoriſcher, als die des Mannes — ſie iſt auch ſpeculativer, wenn anders dieſer proſaiſche Ausdruck am rechten Orte iſt.

Wovon ich den Herrn von Z..... nicht hatte überzeugen können, davon überzeugte ihn Emilie. Sie rieth ihm, meine Vorſchläge zu befolgen, ſie ſeien das Einzige, was als Faden dienen könne in dieſem Labyrinthe. Ich mußte ſie bitten, weniger eindringlich zu ſprechen, es könne ihren Zuſtand

verschlimmern — so rücksichtslos für die Gegenwart drang sie in den Geliebten, um eine Zukunft für sich und ihr Kind festzustellen; denn sie gestand es offenherzig, zu einer Entsagung sei sie nicht fähig. Der junge Mann wurde dadurch aus seiner Apathie gerissen. Ich versprach für alle Bedürfnisse der Geliebten und des Kindes zu sorgen, seine Gesinnung und Denkungsart bot mir ja hinlängliche Garantie für allen pecuniären Ersatz. Herr von Z..... entschloß sich zur Reise in die Heimath, die er früher so hartnäckig verweigert hatte.

Einige Tage darauf reiste er — von mir unterstützt — nach der Lausitz ab.

Doctor L..... hatte von dem Verfall Kunde erhalten. Man kann denken, wie er darüber urtheilte, und ich übergehe deshalb alle seine Einwendungen und Vorwürfe, die sich auf die gewöhnlichen Lebensansichten stützten. Das Resultat seiner Ermahnungen war das, daß ich ein Narr wäre, mich in Verhältnisse zu mischen, die keinen Dank besser ließen, daß ich Menschen unterstütze, die darauf ausgingen, sich unglücklich zu machen. Ich würde besser gethan haben, mich bei dem Vater

des jungen Mannes um eine Abfindung der Geliebten zu bemühen und jenen seiner Familie und dem Staate wieder zu geben, statt ihm in seinen Thorheiten hülfreiche Hand zu leisten.

Da meine juristische Praxis mittlerweile zugenommen hatte, so nahm ich wenig Rücksicht auf die Einseitigkeit des Doctors L....., und bat ihn, mich in dieser Angelegenheit meinen eigenen Weg gehen zu lassen. Es handele sich hier nicht um juristische, sondern moralische Grundsätze, und diese — meinte ich — vertrügen keine Unselbstständigkeit.

Er lächelte und brach mit kurzen Worten: „Nun, wie Sie wollen" von diesem Gegenstand ab.

Es ist ein Unglück, daß wir im Staate mehr gute, rechtschaffene Staatsbürger als Menschen haben. Die Oberflächlichkeit jener tritt stets zwischen die Humanität und die Gesellschaft.

Zu derselben Zeit, als ich diese Angelegenheit auf meine Weise zu vermitteln suchte, vermittelte der brave Doctor L..... eine ähnliche Angelegenheit auf die entgegengesetzte Weise.

Ein Frauenzimmer von schlechtem Ruf zog ihn wegen einer Schwängerung zu Rath. Eine Klage

auf Alimentation ſtand ihr nach den Geſetzen unſeres Staates nicht zu, und doch war Doctor L..... bemühet, ihr zu helfen. Jenes Frauenzimmer hatte ſich mit mehren Mannoperſonen eingelaſſen, unter welchen ein Familien-Vater. Muthmaßlich war er nicht der Vater des Kindes; aber er war reich, angeſehen und hatte viele Kinder. Er mußte einen Eclat vermeiden. Doctor L..... rieth ihr, dieſen als den Vater des Kindes anzuſprechen, er werde ſich zu einer Abfindungsſumme verſtehen, um ſich nicht zu compromittiren. Und Doctor L..... hatte Recht, Jener dankte Gott, daß ſein Mißtritt auf eine ſo glückliche Weiſe ausgeglichen wurde. Er zahlte und Doctor L..... erhielt ein anſehnliches Honorar, als er dieſe Angelegenheit dahin ausglich, daß der eigentliche Schwängerer ſich gegen eine Ausſtattungsſumme dahin verſtand, das Frauenzimmer zu ehelichen und ſich zum Vater des Kindes zu bekennen.

„So iſt allen Theilen geholfen," lächelte der alte Juriſt. Und dieſer Mann war der angeſehenſte und geſuchteſte Advocat, weil man allgemein wußte, daß er „ſchwarz zu weiß machen" könne.

Das ist das Traurigste unserer Justiz, daß sie in den Augen des Volks bereits um allen Credit gekommen ist. Man betrachtet das Recht nicht als eine Wahrheit, sondern als eine Speculation.

Gedruckt bei Kohler u. Teller in Offenbach.

Mittheilungen

aus dem

Leben eines Advocaten.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Beurmann.

Zweiter Band.

Frankfurt a. M.
Verlag von Wilhelm Kuhlen
1838.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

nd Vorwort I

ung des Verfassers der Mittheilungen VII

Erstes Kapitel.

r von der Universität. — Reiseabentheuer. —
r Schauspielerin und Liebe 1

Zweites Kapitel.

vorabend meiner Abreise zum Examen. — Ein
r Kapitel. — Das Examen. — Der Justiz-
ister hält in mir einen Neuerer 32

Drittes Kapitel.

uf Entlassung. — Anstellungs-Dekret. — Ruck
. — Mein Onkel und Doctor L.... wundern
sehr über meine Humanitäts-Principien . . . 56

Viertes Kapitel.

vore den Advocaten-Eid. — Bemerkungen über
recht und ungerecht in der Jurisprudenz, über
ohnheitsrecht und Gerichtspraxis; über die
lina und die mildernde Praxis. — Meine erste
nt 69

Fünftes Kapitel.

Eine Soirée, mit dem gewöhnlichen steifen Gesellschafts-Ceremoniell. — Verlegenheit, burschikoser Barbarismus und Rettung. — Ich mache die Bekanntschaft einer Gräfin, die meinen Beistand sucht. — Unterhaltung über Frankfurt und Goethe 101

Sechstes Kapitel.

Die Gräfin G... instruirt mich in Betreff meiner Clientel 92

Siebentes Kapitel.

Ein Verbrechen aus Leichtsinn und Ehrgeiz. — Bemerkungen über die Stellung des Verbrechers nach überstandener Strafzeit, der Gesellschaft gegenüber. — Humane Ideen über dasselbe Thema 111

Achtes Kapitel.

Gedanken über die erste Liebe und die Prosa der Ehe. — Luisens Vater. — Ein Criminalfall, als Pendant zu dem vorhergehenden Kapitel. — Der Verbrecher zwischen Christenthum und Staat. — Gleichheit vor dem Gesetz. — Mängel unserer Legislation in dieser Hinsicht 135

Neuntes Kapitel.

Eine Schwängerung aus Liebe. — Ein vorurtheilsvoller Vater und ein verzweifelnder Sohn. — Ich suche die Sache auf dem Wege der Humanität zu vermitteln. — Doctor L...., und seine Maxime . . 15[illegible]

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Zehntes Kapitel.

Unhaltbarkeit des römischen Rechts in manchen Fällen für Deutschland. — Die Lex Anastasiana . . . 1

Eilftes Kapitel.

Reise nach Weimar zu Luisen. — Sie will die Bühne noch nicht verlassen. — Ihre Gründe dafür und dagegen. — Ich gebe ihren Wünschen nach. — Reise nach N. — zu Luisen's Vater. — Seine Bekenntnisse. — Ein Abend in der Familie des Gesandten 9

Zwölftes Kapitel.

[illegible] und Schluß der Mittheilung des neunten Kapitels 35

Dreizehntes Kapitel.

Reise über Frankfurt nach Hamburg. — Ludwig Börne an der table d'hôte. — Die Frankfurter Küche. — Marburg, der Centralpunkt des Südens und Nordens. — Hessen. — Kassel. — Hannover. — Die Lüneburger Heide . . . . [illegible]

Vierzehntes Kapitel.

Der Kaufmann D., ein Original. — Einige Worte über die Stellung der Advocaten in Deutschland . . . 62

Fünfzehntes Kapitel.

Herzensergießungen des Herrn D. und Präliminarien zu einer Allianz 71

Sechzehntes Kapitel.

Ich mache die Bekanntschaft des Grafen G.... — Ein Handwerker wird in L. hingerichtet. — Bemerkungen über die Zweckmäßigkeit der Todesstrafe. — Reise nach N. in W.... 82

Siebenzehntes Kapitel.

Unterredung mit dem Herrn D. — [illegible] der Advocaten und [illegible] des Herrn D. — Er geht in die Kirche, um Gott am Charfreitage für seine Zwecke zu stimmen. — Graf G... [illegible] — Ich habe [illegible] Betrachtungen über den Nachdruck anzustellen 97

Achtzehntes Kapitel.

Bemerkungen über Nachdruck und die Nichtigkeit des geistigen Eigenthums in Deutschland. — Herr D. kehrt aus der Kirche voll Enthusiasmus und Hoffnung zurück. — Trennung von dem Grafen. — Reise nach W. — [illegible] bringen durch die [illegible] nach W. Herrn D. um [illegible] — D. ist dem Tode nahe. — [illegible] der Superintendenz in W.... 107

Seite

Neunzehntes Kapitel.

Reise über Weimar nach Hause. — Ein neuer Criminalfall 121

Zwanzigstes Kapitel.

Der Gesandte macht meinem Onkel und Doctor L.... Eröffnungen. — Mein Onkel willigt in meine Verehelichung mit Lucie. — Der Gesandte stirbt plötzlich. — Traurige Folgen dieses Todesfalles . . . 153

Einundzwanzigstes Kapitel.

Glückliche Auflösung dieser Krise 181

Zehntes Kapitel.

Unhaltbarkeit des römischen Rechts in manchen Fällen für Deutschland. — Die Lex Anastasiana.

Wer nicht weiß, was Lex Anastasiana bedeutet, der lasse es sich gesagt sein. Es ist jenes Gesetz des römischen Rechts, welches verordnet, daß wenn eine Forderung durch Kauf und demnächstige Cession an einen Andern kommt, derselbe die Forderung nur zum Belauf der Kaufsumme ansprechen könne. Gebe ich für tausend Thaler nur hundert, so kann ich von dem ursprünglichen Schuldner nicht mehr als hundert Thaler verlangen. Das Uebrige wird, ihm zum Vortheil, gestrichen.

Dieses Gesetz verdankt seine Entstehung dem Umstande, daß in Rom häufig vermögende und mächtige Leute Forderungen für einen Spottpreis an sich kauften, um einen armen Schuldner, dem sie nicht wohl wollten, in ihre Gewalt zu bekommen, ihn zu drängen und zu verfolgen. Man hat es in

die deutsche Justiz, wie so manche andere Bestimmungen, die auf ursprünglich römischen Principien beruhen, übertragen, und viele behaupten, ohne hinlängliche Ursache, indem der Gesetzgrund (wir Juristen sagen, die ratio legis) hier größtentheils wegfalle, die Stellung des Schuldners werde durch den Wechsel der Gläubiger nicht verschlimmert. Wenn ich auch damit nicht übereinstimme, indem allerdings die Lage des Schuldners, wenn auch nicht juristisch, doch factisch, eine mißlichere einem andern Gläubiger gegenüber werden kann, der den Kauf einer Forderung als eine Speculation betrachtet, so ist mir doch ein Fall vorgekommen, wo die lex Anastasiana die größte Ungerechtigkeit herbeiführte, nach der alten Regel: summum jus, summa injuria.

Diesen rein juristischen Verfall werde ich, der ich den Lesern so viel als möglich die moralische Position der Jurisprudenz im Staate enthüllen will, und deshalb juristische Deductionen vermeide, commentiren müssen. Er liefert den Beweis, wie wenig Zuverlässigkeit das römische Recht bietet.

Eine alte reiche Dame hatte auf ihrem Sterbebette eine Obligation von hundert Thalern Werth an eine arme Frau geschenkt, ohne derselben in Betreff dieser Obligation eine Cessions-Acte auszufertigen. Sie starb. Nach ihrem Tode trat die Beschenkte mit der Obligation hervor und der Intestat-Erbe, der zugleich Testamente-Vollstrecker war, glaubte ihren Worten und vollzog die von der Erblasserin versäumte Cession, durch welche nunmehr eine wirkliche Gläubigerin für die in der Obligation angegebenen Summe von hundert Thalern wurde. Aber der Schuldner behauptete gleichfalls eine Schenkung der in der Obligation angegebenen Summe und zwar dergestalt, daß die Beschenkte für die Obligation nur der Zinsen wegen habe angenommen haben wollen, die sie habe genießen wollen, während sie erklärt, daß von einer Rückzahlung nie die Rede sein solle; es habe demnach kein Darlehns-Contract zwischen ihm und der neuen wahren Gläubigerin bestanden, sondern eine Schenkung unter Lebenden, bei welcher sich die Geberin nur die Nutznießung des Capitals ausbedungen.

Der Erbe, welcher auf die Obligation — wie

gesagt — bereits verzichtet, überließ es beiden Theilen, die Angelegenheit durch einen richterlichen Ausspruch schlichten zu lassen, er wolle auch dem Schuldner der Obligation, falls dieser ein für sich günstiges Urtheil erwirken könne, Nichts in den Weg legen.

Demnach begann der Proceß. Die Inhaberin der Obligation klagte die ihr cedirte Forderung gegen den Schuldner ein. Sie hatte die Cessions-Acte der Schuld in Händen, dieser konnte seine Schenkung nicht beweisen. Nach der einfachen Sachlage mußte sie den Proceß gewinnen; aber das Gericht entschied gegen sie. Der Grund dieser Entscheidung war eben jene lex Anastasiana.

Ich war der Anwalt des Beklagten und opponirte der Klage eine Einrede aus jenem Gesetze, nämlich die Behauptung, die Klägerin habe nicht so viel für die Forderung gegeben, als der Betrag derselben sei. Ihr Anwalt schützte darauf eine reine Schenkung vor, in welchem Falle die lex Anastasiana natürlich keine Anwendung finden konnte. Ich läugnete diese Schenkung. Und nun trat die für die Klägerin verderbliche Proceß-Krisis ein.

Es waltet nämlich eine Controverse in Betreff der Beantwortung der Frage: ob die Einrede auf jenem Gesetz in der That als Einrede, oder als ein Läugnen des Thatbestandes zu betrachten sei. Im ersteren Falle würde mein Client den Beweis haben führen müssen, daß ein Kauf und zwar ein Kauf zu geringerem Preise als der Werth der Forderung stattgefunden; im zweiten Falle mußte die Klägerin den Beweis führen, daß kein Kauf, sondern eine Schenkung an sie stattgefunden.

Aber die Gerichts-Praxis hatte jene Controverse dergestalt beseitigt, daß die Vorschützung der Einrede aus der lex Anastasiana als ein Läugnen des Thatbestandes oder Klaggrundes zu behandeln sei, und demgemäß wurde auch in diesem Falle entschieden. Die Klägerin sollte den Beweis führen, daß wirklich eine Schenkung an sie stattgefunden. Die bloße Cession bewies das nicht; denn in derselben war kein Grund angegeben, sie konnte einem Kauf sowohl, wie einer Schenkung ihre Entstehung verdanken. Zeugen konnte die Klägerin auch nicht aufstellen; denn der Erbe, der die Cession vorgenommen, erklärte sich dahin, daß er von dieser

Sache nichts Genaues angeben könne, er habe der Klägerin eine Cessions-Acte der Forderung auf ihr Wort und im Vertrauen auf ihre Redlichkeit ausgefertigt. Derselben blieb demnach Nichts übrig, als dem Beklagten einen Eid zuzuschieben, daß er nicht wisse, daß die Erblasserin die Forderung an ihn der Klägerin geschenkt habe, der Eides-Zusatz, daß er nicht glaube, wie er häufig in den Proceß-Ordnungen vorkommt, war nach der Proceß-Ordnung unseres Landes unzulässig. Einen solchen Eid konnte der Beklagte mit leidlicher Mühe schwören. Er schwur ihn und die Klägerin wurde abgewiesen.

Wäre dieser Rechtsstreit vor einem anderen Gerichte geführt worden, so würde vielleicht eine ganz andere Entscheidung erfolgt sein, ich möchte sagen, gewiß; denn die Gerichts-Praxis hat sich meistens für die gegentheilige Meinung, als die begründetere, entschieden, nämlich dafür, daß die Einrede aus der lex Anastasiana als eine wirkliche Einrede zu betrachten sei. In diesem Falle würde der Beklagte, dem es an anderen Beweisen gefehlt, der Klägerin den Eid haben zuschieben müssen, daß

der Grund der Cession eine Schenkung sei; und die Klägerin würde diesen Eid geschworen haben, der Beklagte würde condemnirt worden sein, indem er den dann zur Sprache gekommenen Beweis, daß die in der Obligation stipulirte Summe ihm bereits früher als der Klägerin geschenkt worden sei, im Leben nicht würde haben führen können. In der That möchte denn auch eine solche Schenkung nicht stattgefunden haben.

Ich führe diesen Verfall nur an, um darzuthun, von welchen Zufälligkeiten die Gerechtigkeit des römischen Rechts abhängig ist, wie in der That das größte Recht oft das größte Unrecht ist; denn die übrigen Einreden des Beklagten kamen nun nicht mehr zur Erörterung. Weil er schwören konnte — und wie hätte er das nicht können — er wisse Nichts von einer Schenkung an die Klägerin, so wurde diese abgewiesen, sie, die aller Wahrscheinlichkeit nach, schwören konnte, daß wirklich eine Schenkung an sie stattgefunden.

Was sagt die scharfsinnige römische Jurisprudenz zu diesem Fall? Er ist wahrlich interessant genug; die Gerechtigkeit scheiterte hier an dem Rechte.

Doctor P..... aber war hoch erfreut, als er das Resultat dieses Processes erfuhr. Das heiße er eine Auflösung eines seltsam verschlungenen Rechtsfalls. „Allerdings“ — bemerkte ich ihm — „es ist die Sache mit dem gordischen Knoten; die Gerichts-Praxis ist das Schwert Alexanders.“ Aber meine Eitelkeit fühlte sich bei dem Allen geschmeichelt, daß ich dem Processe einen so unerwarteten Ausgang verschafft hatte.

Siebtes Kapitel.

Reise nach Weimar zu Luisen. — Sie will die Bühne noch nicht verlassen. — Ihre Gründe dafür und Grundsätze. — Ich gebe ihren Wünschen nach. — Reise nach K..... zu Luisen's Vater. — Seine Besorgnisse. — Ein Abend in der Familie des Gesandten.

Die Gerichtsferien, in welchen ich meine verhängnißvolle Reise nach M..... antreten sollte, waren noch nicht so nahe, daß ich nicht der Bitte des Vaters meiner Luise hätte Gehör geben können, nach Weimar zu reisen, um seinen Absichten in Betreff der Tochter zu Hülfe zu kommen. Sie sollte in eine dortige Pensions-Anstalt; Herr von F....., so vorurtheilsfrei er auch war, hatte dennoch eine kleine Abneigung gegen die Bühne; und mir war sein Plan sehr recht, die Realisirung desselben verminderte wenigstens meine Besorgnisse wegen der Poesie der Coulissen.

Wie sehr aber war ich erstaunt, als mir Luise erklärte, sie könne die Kunst nicht gegen die Pensions-Anstalt vertauschen. (Ich machte ihr den Vorschlag, nämlich in eigenem Namen). Wer einmal an jenes lustige, bunte, poetische Spiel der Breter, die die Welt bedeuten, gewöhnt sei, der könne unmöglich in einen solchen Zwinger des Alltagslebens eintreten. Sie liebe zu sehr die Freiheit, um sich einem anderen Zwange hinzugeben, als dem der Liebe.

Was war solchen Grundsätzen entgegenzustellen? Die Bühne ist in der That das einzige Institut in unserer Gesellschaft, welches eine Emancipation des Weibes bietet. Hier erkennt man Grundsätze von Freiheit und Gleichheit an, wie sonst nirgends. Freilich steht eben deshalb die Bühne nicht in, sondern vielmehr ausser der Gesellschaft. Der Staat bekümmert sich nicht um die Bühne; die hausbackene Moral ist gegen die Bühne. Soll man es aber einem jungen Frauenzimmer verdenken, wenn sie aus jenen Gründen die Bühne nicht mit der Sentimentalität und Prüderie einer Pensions-Anstalt vertauschen mag? Der dramatische Künstler lebt

in der Poesie; jeder andere Künstler muß sich damit begnügen, daß die Poesie in ihm lebt.

Luise deducirte mir denn auch das Alles; die Kunst sei das Motiv und das Ziel ihres Lebens, sie fühle es, wie schwer es ihr fallen werde, aus dem farbigen Mannichfalt der Bühne in die einförmige Linie der Gesellschaft überzutreten. Nur die Liebe, als die höchste Poesie des Daseins, die Lebenssonne aller Kunst, könne ihr einen Ersatz in dieser Hinsicht bieten. Eine Pensions-Anstalt werde ihr Tod sein.

„Aber da muß die Liebe" — entgegnete ich — „auch im Stande sein, sich frisch und jung zu halten, sie darf nicht an den bürgerlichen Verhältnissen, an der Misère der Gesellschaft, an den Sorgen Schiffbruch zu leiden, Gefahr laufen, ihre Poesie wird bald versiegen in der Stickluft der Lebensverhältnisse."

„„Sicher!"" war die Antwort — „„aber die Liebe hat das Gute, daß sie nicht in die Zukunft sieht, ihr gilt der Augenblick und die Gegenwart Alles, ihnen opfert sie jene. Sie würde sich sonst

nie zum Entree in die Gesellschaft entschließen, die ihr so wenig zusagt.““

Ich brach diese Reflexionen, die ich nicht widerlegen konnte, durch einen langen, leidenschaftlichen Kuß ab, den ich auf Luisen's schwellende Lippen drückte. Es war die Cession ihrer Behauptungen.

„„Und wenn die Liebe““ — fuhr Luise fort — „„im Glücke nicht wegen der Zukunft besorgt ist, so bebt sie im Unglücke Alles von ihr.““

„Und doch, behauptest Du, sei das Unglück die ärgste Feindin der Liebe.“

„„Nicht das Unglück, sondern die Misère der Gesellschaft. Jenes kann die Liebe im Individuum tödten, aber es läßt sie wie einen „Phönix“ aus ihrer [illegible] erstehen. Die Liebe des Individuums wird dann zur Idee, sie gewinnt einen großen humanistischen, den ächten unsterblichen Charakter. Nur diese Liebe ist über Leben und Tod erhaben, sie ist von der Leidenschaft gereinigt, der Sinnlichkeit entzogen, von dem Individuum unabhängig. Sie ist frei und göttlich.““

Was sollte dieses Mädchen in einer Pensions-Anstalt? Die ursprüngliche Schönheit des weib-

lichen Charakters ist die beste Erzieherin. Ich erkannte, daß es keine andere Moral für das Weib gebe, als die ihm von Gott eingeimpfte. Das Weib würde seinen Beruf besser erfüllen, gäbe es die Gesellschaft frei. An dem Schlendrian der Alltags-Erziehung und den Vorurtheilen geht sein göttlicher Theil verloren; der Mechanismus der Sitte macht aus einem Engel eine Maschine.

„„Man spricht von der Kirche und dem Staate, als beschränken sie die Leidenschaften, der sittlichen Freiheit wegen““ — erinnerte Luise weiter — „„und doch sind es beide nicht, die den Menschen bestimmen, sondern Gott. Es lebt Etwas in uns, das uns gegen die thierische Natur allein sicher stellt. Staat und Kirche würden, ohne dieses Etwas, nie hinreichen. Die Welt-Ordnung hat für die Menschheit besser gesorgt, als die Gesetze. Das Weib kann die Sitte überschreiten, aber nie die Weiblichkeit, ich möchte sagen, ihre natürliche Tugend, im Gegensatz zu der Sittlichkeit. Es gibt Verzerrungen, Verirrungen, Krankheiten der weiblichen Natur, aber das sind Ausnahmen. Die gesunde Natur des Weibes erkrankt gerade an der Gesell-

schaft, ihre Naivität geht an der Sitte zu Grunde. Was die Welt Sittlichkeit heißt, ist häufig nur Prüderie. Gegen den rohen Ausbruch der Sinnlichkeit ist das Weib durch Gott sicher gestellt. Die Garantie ist eben die Liebe.""

Wie ganz anders würde sich dieses Mädchen in den Salons ihres Vaters entfaltet haben. Sie wußte nicht, daß sie einer bevorzugten Klasse der Gesellschaft angehörte, sie war an der Hand der Kunst und Poesie durch das Leben geschritten, sie war frei, sie war Weib geblieben. Es war nicht Speculation, was sie so sprechen ließ, es war der Gott in ihr.

Lassen's Vater hatte mir nicht gestattet, sie mit ihrer Geburt bekannt zu machen; ich fühlte es nur zu sehr, welchen heilsamen Einfluß das Incognito des Vaters auf das Mädchen ausgeübt hatte, ich war nicht begierig, ein Geheimniß zu lichten, das so günstige Resultate hervorgerufen hatte. Und auf des Mädchens Beständigkeit konnte ich mich in so weit verlassen, als man sich überhaupt auf die Liebe verlassen kann; ich hielt es immer für besser,

ihr die Kunst zur Unterhaltung zu geben, als die Langeweile.

Ich meldete Luisen's Vater die Trefflichkeit der Tochter, und daß sie mich durch ihre Freimüthigkeit und Selbstständigkeit um so mehr angezogen, vorzüglich aber durch ihren Enthusiasmus für Weiblichkeit. Mein Rath ging dahin, sie in den Verhältnissen zu lassen, bis es mir vergönnt sei, sie heimzuführen. Ich hielt dafür, daß sie sich auf solche Weise nur für ihren Beruf ausbilden und sich gegen die Prosa der Gesellschaft stählen und kräftigen werde.

Als ich Luisen diese meine Ansicht mittheilte, versteht sich, ohne ihr bemerklich zu machen, daß noch ein Dritter Antheil daran nehme — als ich ihr meine Hoffnungen in Betreff der Zukunft beschrieb, warf sie sich mit aller Inbrunst der Liebe und des Vertrauens an mein Herz.

„Glaube nicht, mein lieber Heinrich, daß die Sitte und die conventionelle, die gesellschaftliche Beschränkung des Weibes der natürlichen Schönheit des Weibes förderlich ist. Entweder verdorren wir an ihr und der Individualismus tritt an die

Stelle der Begeisterung, oder wir gerathen in Conflict mit der Gesellschaft. Im letzteren Falle können wir kaum als Siegerinnen aus dem Kampfe hervorgehen; denn wie reinen und aufrichtigen Sinnes wir auch für unsere Freiheit kämpfen, die Gesellschaft weiset uns von sich, wir stehen isolirt und verlassen und die Verzweiflung wird uns tödten. Bewahren wir aber unseren weiblichen Grundcharakter, die Wiegenmitgift Gottes, den Brandungen der Gesellschaft zum Trotz, was kann sie uns und anderen frommen; sie ist ein todtes Capital, das uns keine Zinsen trägt. Wie manche weibliche Tugend aber erliegt in jenem Kampfe, wie manche geistige Schönheit artet in Verirrung aus, weil sie nicht selbstständig, sondern nur maschinenartig wirken kann. Das Weib mit allen seinen zarten geistigen Gefühlsfäden, mit aller seiner nervösen Reizbarkeit, mit aller seiner Begeisterung ist von den geistigen Beziehungen der Gesellschaft ausgeschlossen. Die Sitte beschränkt es in dieser Hinsicht ganz. Ist es nicht ziemlich sicher, daß die eingesperrte Kraft, die eingepferchte Leidenschaft sich gewaltsam einen Weg bahnt und meistens den un-

rechten. Ich glaube, behaupten zu können, daß im Reiche der Kunst, an der Bühne weit weniger Gemeinheit der Gesinnung unter den Weibern zu finden ist, als in der Prosa des Lebens, im Alltagsverkehr der Gesellschaft, auf so viele der Sitte widerstrebende Tendenzen man hier auch stößt. Und warum? Weil hier das Weib mit dem Manne auf gleicher Stufe steht, weil es sich frei bewegt, weil es einen edlen Standpunkt einnimmt, weil es nicht der unterdrückte Theil ist. Ich muß immer wieder darauf zurückkommen, daß Gott das Weib gegen Zügellosigkeit durchaus gesichert hat. Treuinnige Liebe, Ausdauer, Aufopferung, Sanftmuth, Mutterliebe, das Alles sind Dinge, die wir auch in den Urwäldern Amerika's antreffen, und häufig weit reiner und unbefleckter, als bei uns, weit wahrhaftiger. Die Auswüchse des Weibes entstehen durch den Zwang der Gewohnheit und Sitte. Wo findet man in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen Großartigkeit des Weibes? Die Weiber unserer alten deutschen Vorfahren waren die Lastthiere unserer Vorfahren; aber man gestattete ihnen in einzelnen Fällen Theilnahme an der Oeffentlichkeit,

man gestattete ihnen Begeisterung und Heroismus, sie zogen mit in den Kampf, ihr Zuruf wurde das Siegesgeschrei der Germanen. Und wenn Alles verloren war, wenn der römische Despotismus die deutsche Freiheit unter Blut und Leichen begrub, dann seien die Weiber in jungfräulicher Begeisterung, aus freiem Willen, unter den Streichen der Sieger, die den wildesten Kampf mit ihnen zu bestehen hatten. Nenne das nicht Barbarismus, Heinrich; es war eine schöne, großartige, göttliche Idee, die diese kleinen, blauäugigen deutschen Amazonen in den Tod trieb. Es gab Augenblicke in ihrem Leben, wo sie sich von der Sclaverei zur Freiheit erheben konnten. Die jetzigen deutschen Weiber sind auch die Lastthiere ihrer Männer, nur ist die Situation und das Verhältniß etwas civilisirter und geschliffener. Der Mann liegt nicht mehr auf der Bärenhaut; aber das Weib ist, nach wie vor, nur Mittel zur Fortpflanzung, es muß, nach wie vor, die Kinder warten und den Haushalt besorgen. Ein ausgedehnterer Wirkungskreis ist ihm nicht zugestanden. Das Weib, diese schöne, hehre Idee der Schöpfung, ist zu einem Diminutiv des Alltags-

lebens gemacht, die Poesie ist zu der prosaischsten Speculation herabgewürdigt, zu einem wirthschaftlichen, ökonomischen Werkzeug. Es wird als der Kitt der gesellschaftlichen Bande betrachtet, nicht als das Leben."

Ich mußte wieder zu einem Kuß meine Zuflucht nehmen, um dem Redezuge meines kleinen Revolutionairs Schranken zu setzen.

Abends war, wie bei meinem ersten Abschiede, „Emilia Galotti" im Theater zu Weimar. Luise spielte nicht mit, sie saß neben mir in der Loge und unsere Blicke begegneten sich bei Lessing's Worten: „Gott wollte das Weib zum Meisterstück der Schöpfung machen, er vergriff sich nur im Thon," in einem vertrauenden Lächeln.

Am andern Morgen reiste ich ab und zwar direct nach R..... zum Vater Luisen's. Herr von F....., der einige Zeit von seinem Gesandtschaftsposten im Kreise seiner Familie ausruhete, empfing mich zuvorkommend; aber ein wehmüthiger Zug, einige traurige Zerstreuung mischte sich in die Convenienz. Mein Brief hatte nicht den Eindruck auf ihn gemacht, den ich davon erwartete,

oder er war wegen der Resultate besorgt, die sich aus solchen Ansichten für seine Tochter ergeben würden. Anders konnte ich mir seine Stimmung nicht erklären. Und, in der That, ich mochte Recht haben; denn als ich ihm Luisen's Enthusiasmus und Bestimmtheit, ihre entschiedenen Grundsätze schilderte, hörte er mir in fast ängstlicher Erwartung zu, höchstens ein besorgliches „so, so" in meine Rede mischend; als ich geendet, sagte er seufzend: „Luise ist ein Kind der Liebe — ich bitte Sie, diese Bezeichnung nicht in der Alltagsbedeutung zu nehmen — sie ist mein theuerstes Kind, aber sie muß an diesen Ansichten zu Grunde gehen, und ich muß mich als die Ursache ihres Unglücks anklagen. Indem ich sie von der Gesellschaft entfernt hielt, hat sie sich in Träumereien vertieft, die, so schön und rein sie auch in ihren Ursachen sind, doch keine reellen Zwecke hoffen lassen. Die Welt ist keine Idee, sondern eine Realität, die Menschheit nicht minder. Die Menschheit hat ihre Elemente, wie die Welt, ich meine die Leidenschaften. Es war die Aufgabe der Gesellschaft, hier Grenzen zu ziehen, an die Stelle der individuellen Freiheit, die mora-

lische zu setzen, um zu positiven, zu reellen Resultaten zu gelangen. Eine Emancipation des Weibes ist allerdings eine Wahrheit; aber sie ist wirklich bereits in unseren Staatsverhältnissen enthalten. Es tritt dem Weibe durchaus Nichts entgegen, will es sich in geistige Beziehungen zur Gesellschaft stellen.

„„Ich meine doch, Ew. Excellenz.““

„Sie halten vielleicht dafür, daß man die Weiber auch zu Staatsämtern, vielleicht gar zum Militairdienst lassen müsse?“

„„Die Natur des Weibes würde es von allen Dingen entfernt halten, die nicht mit ihr im Einklang stehen. Aber wenn Ew. Excellenz behaupten, daß das Weib in Betreff der Kunst, der Wissenschaft, der Poesie im Staate emancipirt sei, so kann ich solcher Meinung ohnmöglich beipflichten. Man mag demselben keine directe Hindernisse entgegenstellen, aber man begünstigt es nicht. In allen geistigen Beziehungen ist das Weib durch Sitte und Herkommen zur Passivität angehalten, zur Abhängigkeit.““

„Das Weib würde durch einen erweiterten Wirkungskreis, durch ein Hinaustreten in die Oeffent-

lichkeit, in die Kämpfe der Partheien, in den Zwiespalt der Meinungen, in das Handgemenge der Interessen, an ihrem weiblichen Werthe verlieren, während es in der Stille des Privatlebens, ruhigen Sinnes das Durcheinander der Oeffentlichkeit überschaut und sich auf dem Höhepunkte der Unpartheilichkeit erhält. Es tröstet und heilet, wie es sein Beruf ist."

„„Wie kann es trösten und heilen, wenn es weder den Schmerz, noch die Wunden kennt, den es trösten, die es heilen soll. Nein, das Weib wird entweder Indifferentist durch die Absperrung, oder es sieht aus seinem Zwinger den Kampf, es begreift die Interessen desselben und Verzweiflung erfaßt es, daß es nicht, wie Schiller's Jungfrau von Orleans, die Fesseln zerreißen und den Sieg herbeiführen kann. Würde aber das Weib unter die Partheien gelassen, es könnte, seinem göttlichen Grund-Charakter nach, ohnmöglich an seinem inneren Werthe verlieren; ich bin fest überzeugt, es würde alle jene Tugenden, die ihm von der Natur verliehen, auch im Sturme der Partheien retten, es würde, wie eben jene Jeanne d'Arc, seine weib-

liche Jungfräulichkeit in den Kriegeslagern bewahren, es würde eine Taube bleiben, auch mit dem Schwerte in der Hand. Nur in dem handwerksmäßigen Mechanismus kann das Weib Unweib werden, nicht im freiwilligen Kampfe.““

Der Gesandte lächelte noch wehmüthiger als zuvor. „Junger Mann, was Sie vertheidigen, ist ein krankhafter Auswuchs der Humanität, ein Symptom der Zerrissenheit unserer gesellschaftlichen Verhältnisse — eine Zerrissenheit, die ich allerdings zugebe, ohne der Meinung zu sein, daß sie auf solche Weise geheilt werden könne. Ich will mich nicht auf die Geschichte berufen, um zu beweisen, daß das Verhältniß des Weibes zum Staate nie ein anderes gewesen ist, als wie wir es kennen, mag es auch unter uns durch das Christenthum noch mehr beschränkt worden sein; aber ich bemerke Ihnen nur, daß die Familie die Grundlage des Staats bildet, und die Familie stützt sich im Wesentlichen auf das Weib, welches gewissermaßen das Herz derselben ist, besonders nach christlichen Grundsätzen, während der Vater doch nur immer das Haupt ist. Würde man nun das Weib dem engen, aber wich-

igen Wirkungskreise entrücken, um dasselbe in einem Gefühle krankhafter Sentimentalität der Vorrechte des Mannes theilhaftig zu machen, so würde jenes Institut seine Stütze verlieren, und der Staat desgleichen."

„„Aber was könnte es schaden, wenn die Staatsmaschine vernichtet würde, damit ein kräftiges Staatsleben erblühe? Was könnte es schaden, wenn schon die Jugend, die Familie, an der Hand der Eltern, in die Oeffentlichkeit eingeführt würde? Freilich würde die Familie eine andere werden, wenn die Mutter, statt die Kinder bloß in dem Haushalt zu unterrichten und für ihre kleinen Bedürfnisse zu sorgen, ihnen ein großartigeres Ziel zeigte, die Interessen des Volks, dem sie angehören; aber der Staat würde dann auch ein anderer werden, er würde aus einer Zusammensetzung aller dieser kleinen mechanischen Bestandtheile sich zu einem lebendigen Organismus erheben.""

Der Gesandte verhinderte etwaige weitere Folgerungen, indem er, mich unterbrechend, die Frage aufstellte:

„Und was wollen Sie nun thun?"

„„Was ich früher wollte, Luise heirathen, wenn Ew. Excellenz anders bei Ihrem Vorsatz beharren.““

„Es tröstet mich allein der Gedanke, daß hier zwei gleichgeschaffene Seelen in Beziehungen zu einander kommen. Wenn Sie und Luise sich nur nicht verführen lassen, Ihre humanistischen Träumereien realisiren zu wollen, so werden dieselben wenigstens ohne bürgerliche Nachtheile seyn. Ich hoffe dann, daß Sie beide, lernen Sie die Menschheit und die Gesellschaft erst im praktischen Leben kennen, schon zu anderen Einsichten gelangen werden. Aber die Heirath ist mir jezt um so lieber; denn isolirt würde meine Tochter entweder an jener Idee hinsterben, oder sie würde, im Kampfe für jene Idee, der Gesellschaft erliegen. Die Wechselwirkung aber, die Sie beide auf einander ausüben werden, wird dazu dienen, meine Tochter zu beschäftigen, ohne daß sie mit ihren Ansichten in die Oeffentlichkeit zu treten braucht. Vielleicht ist es auch nur die Liebe, die Sie in dieser Hinsicht mit jener sympathisiren läßt, und ich bin überzeugt, daß Ihr Scharfblick das Verhältniß der Ge-

ſellſchaft zur Menſchheit über kurz oder lang richtig auffaſſen, daß die Oberflächlichkeit Ihrer Lebensanſchauungen ſchwinden wird, daß Sie, mit einem Worte, ein ſchwaches Weib ſtärken und erheben, eine Kranke heilen werden."

Herr von F..... ſprach dieſe Worte mit ſichtlicher Bewegung; aber ſie bewieſen mir Nichts. Wenn eine tieffühlende Seele an der Zerriſſenheit der geſellſchaftlichen Verhältniſſe leidet, ſo kann hier doch nur eine Radikalkur helfen. Wie ſoll man eine Kranke heilen, ohne den Krankheitsſtoff zu vernichten. Dieſe Krankheit — wenn eine ſolche vorhanden — war jedenfalls eine wirkliche, keine eingebildete; hatte der Geſandte doch zugegeben, daß Luiſens Ideengang ein Symptom jener Zerriſſenheit des geſellſchaftlichen Zuſtandes war.

Abends wurde ich in einer kleinen Soirée der Familie des Herrn von F..... vorgeſtellt. Welche Zerrüttungen ſtellten ſich gleich beim Entrée heraus. Herr von F..... mußte mich mit einer Lüge introduciren, er mußte den Vater desavouiren, ſeine Familie durfte Nichts von ſeiner außerehelichen Liebe erfahren. Dieſe Ehe war eine Ehe der Con-

venienz, kaltes Ceremoniell zwiſchen beiden Ehegatten bewies mir das hinlänglich. Vornehm und abgeſchloſſen war das Benehmen der gnädigen Frau, die Töchter waren in das Savoir faire ſtrenger Etiquette eingeweiht; man behandelte mich, wie einen jungen Menſchen, der es ſich zum Glück anrechnen könne, in das Hôtel des Geſandten Zutritt zu erhalten, es war der feine, glatte Salonton, der die höhere Ariſtokratie auszeichnet, jene formelle Bildung, die ſich mit Poeſie und Literatur, des guten Tones wegen, beſchäftigt, nicht aus innerem Antrieb. Die jungen Damen hatten viel geleſen, viel gehört und geſehen, aber wenig empfunden, ſie waren Puppen einer ſtandesmäßigen Erziehung, an welcher die Liebe weniger Antheil hatte, als die Sitte.

Herr von F..... war, dem kalten Ceremoniell gegenüber, wie umgewandelt. Die Herzlichkeit machte der Herablaſſung Platz, er ſcherzte mit der Oberfläche des Gemüths und unterhielt ſich angelegentlich über Nebendinge, über Theater, Badereiſen und Hofbälle, mit ſeiner Familie. Das älteſte Fräulein erkundigte ſich nach Bekanntſchaften

meiner Vaterſtadt, die es in Pyrmont gemacht; das jüngſte kramte Erinnerungen an Wiesbaden aus, über den Kochbrunnen und die kleinen niedlichen Eſel; die Mutter ſprach von Wien und der Courtoiſie des Fürſten M. Herr von F..... warf kleine piquante Fragmente in die Converſation und war lebhaft und liebenswürdig, während in ſeinem Herzen der Schmerz und die Liebe brannten. War es nicht eine Scene aus der großen Tragödie der Zerriſſenheit unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe, der ich beiwohnte? Jenes Kind, das die Liebe in die Welt gerufen, durfte der Vater nicht ſein Kind nennen, jene Tochter mit dem vollen Herzen, dem innigen Gefühle, dem freien Geiſte mußte er desavouiren, während er dieſe kleinen Marionetten der Sitte und Nobleſſe ein heiteres Geſicht, eine freundliche Miene, einen huldreichen Vater ſehen laſſen mußte, ſie, die einem Vertrage ihren Urſprung verdankten, die die Macht der Verhältniſſe in's Leben gerufen, nicht die Liebe.

Es war ein trauriger Anblick, einen Vater ſich ſo abquälen zu ſehen, um nicht gegen den guten Ton zu verſtoßen.

Und die Mutter hielt auf Anstand und Sitte — das mußte man ihr lassen. Wie bedeutungsvoll winkte sie dem Vater mit den Augen zu, als zufällig das Gespräch auf eine „uneheliche" Tochter des Herrn von M..... kam; ihre Kinder sollten von dergleichen Verirrungen Nichts erfahren, der jungfräulichen Unschuld wegen — das lag am Tage. Und Herr von F..... zuckte zusammen, aber er faßte sich sofort, als ein guter Diplomat und sprach von Devrient, den er als Franz Moor in Berlin gesehen. Die zweite Tochter hatte Schiller's „Räuber" noch nicht gelesen, sie bat die Mutter, ihr das Buch aus der Bibliothek zu geben, und die Mutter erinnerte, daß das Buch keine Lectüre für junge Mädchen sei. Ich konnte es mir sehr wohl erklären, weshalb Herr von F..... sein Geheimniß so sorgfältig für sich bewahren mußte.

Ich schied von der Familie, welcher der Vater mich als einen jungen Rechtsgelehrten vorgestellt, dessen Bekanntschaft er in Augsburg gemacht und der ihm neuerdings empfohlen worden sei.

Im Gasthofe erfuhr ich, daß Herr von F..... die Verbindung mit seiner Gemahlin aus keinem

anderen Grunde geſchloſſen, als des Avancements wegen. Sie war die Tochter eines Miniſters, der den jungen Mann frühzeitig in eine Carrière brachte, die ſeinem Ehrgeize zuſagte. Er war ohne Familie, von jungem Adel, aber voll Talent; Franciska von L..... reichte ihm, nach dem Willen ihres Vaters, die Hand, ſie war ohne Vermögen und die Klugheit des Vaters ſah es voraus, daß Herr von F..... ein Surrogat durch ſeine diplomatiſchen Anlagen dafür bieten würde. Er hatte ſich nicht verrechnet; ſeiner Unterſtützung kamen die Kenntniſſe des Schwiegerſohns zu Statten, er hatte noch bei ſeinen Lebzeiten das Vergnügen, denſelben als Geſandten in P..... und St..... zu ſehen. Jetzt ſprach man bereits davon, Herr von F..... werde die erledigte Miniſterſtelle der auswärtigen Angelegenheiten erhalten. Neigung — ſagte man — ſei bei der Eingehung dieſer Ehe nicht im Geringſten im Spiel geweſen; die Kinder, jene Töchter, die die Mutter mit ſo großer ſittlicher Fürſorge hütete, ſollten einem Verhältniß, welches Frau von F....., während ihr Gemahl den Geſandtſchaftspoſten in P..... bekleidete, mit einem

Cavallerie-Officier entrirt, entſproſſen ſein. Sie ſeien zwar erſt nach der Zurückkunft des Herrn von F..... geboren, allein die Geſichtszüge verläugnen den eigentlichen Vater nicht. Auch habe Herr von F..... um dieſes Verhältniß, welches erſt vor Kurzem durch den Tod des Amants abgebrochen, ſehr wohl gewußt. Aber ſeine Gemahlin ſei ihm ſehr gleichgültig, und er vermeide, als ein routinirter Diplomat, den Eclat.

Welche Nachrichten! Alſo auf dieſe Weiſe handelte ein Weib, das ſeinen Kindern die „Räuber“ zu leſen verbot, daß es ſeinem Ehegatten mit den Mienen verwies, als er das Wort „unehlich“ in Gegenwart unſchuldiger Kinder gebrauchte.

Mit welchen ſchmerzlichen Gefühlen trat ich am nächſten Tage dem Geſandten gegenüber.

Dieſer Mann war in der That ſehr unglücklich; er hatte ſeinen menſchlichen Theil dem Glanze eines Staatsbürgers aufgeopfert.

Wie ganz anders war er jetzt am Morgen, wie herzlich und überfließend; ich war der einzige Menſch, dem gegenüber ein Herz wenigſtens einigermaßen aufthaute, das ſonſt die ſtarre Kälte der

Convenienz umzog. Die Augenblicke, welche Herr von F..... mit mir verlebte, waren die einzigen, in welchen die Vaterliebe sich äußern durfte, in welchen die harte Eisrinde auf Augenblicke schmolz, wie der Winter schmilzt vor den Strahlen der Februarsonne am Mittag.

Welch' ein seltsames Zusammentreffen der Umstände gewahrte mein Auge in Vater und Tochter. Jener hatte dem Glanze der Gesellschaft das Lebensglück geopfert; diese war der Gesellschaft fremd und wollte Nichts von der Gesellschaft wissen. So rächte sich die Natur und Gott in der Natur an einem starren Diener des Staats, der alle zarten Gefühle, die in der Menschenbrust klingen, an die Form gewagt hatte. Was er unterdrückt, das loderte in der Tochter in lichten Flammen auf, und Herr von F..... fürchtete diese Flammen, die sein Kind zu vernichten drohten, er klagte sich als die Ursache eines Unglücks an, das ihm um so gefahrbringender schien, als er nie an die Möglichkeit desselben gedacht hatte.

Er drückte mir herzlich, fast leidenschaftlich die Hand, der alte ergraute Diplomat gestand mir,

daß er mit unendlicher Liebe an seiner verstoßenen Tochter hänge, daß er in meine Hand die Entscheidung seines Lebensglücks lege, nur Luise habe ihn mit der Gefühlswelt zusammen gehalten, werde sich seine Hoffnung in Schmerz auflösen müssen, so könne er das allerdings als die Vernichtung des Menschen in ihm betrachten. Er schloß seinen Abschied mit den Worten: „Der Staat ist eine traurige Nothwendigkeit; die Menschheit kann ihn nicht umgehen. Die jetzigen Staatsprincipien aber haben nicht nur die Geschichte, sondern auch das Christenthum für sich; sie sind die lautersten und reinsten, so weit in dieser irdischen Unvollkommenheit von Lauterkeit und Reinheit die Rede sein kann. Die Zerrissenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse entsteht durch den Kampf der menschlichen Leidenschaften mit den Grundsätzen der Gesellschaft, aber das Christenthum vermittelt beide. Ich verweise meine Tochter und Sie an das Letztere; so lange Ihnen nicht die Erfahrung an die Seite tritt, wird dieses Ihr Talisman sein. Im Uebrigen hoffe ich, Sie binnen Kurzem in heirathsfähigen Stand setzen zu können."

Herr von F..... citirte das Chriſtenthum — wie es mir ſchien — ohne den tiefen, inneren Glauben, der dieſe Lehre allein kräftig macht. Hatte er doch durch ſeinen eigenen Lebenslauf erfahren, daß das Chriſtenthum immer das Letzte iſt, auf welches der Menſch im Alltagsleben Bedacht nimmt. In der That betrachtet der Staat die chriſtliche Lehre, wie eine Regel, aber mit vielen Ausnahmen. Die Regel tritt nur dann ein, wenn es die Ausnahmen geſtatten. Und ein ſolcher Fall lag jetzt vor.

Ich reiſte nach A..... zurück.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung und Schluß der Mittheilung des neunten Kapitels.

Zu Hause angelangt, war mein Erstes, mich nach meiner Schutzbefohlenen umzusehen, deren Bekanntschaft der Leser im neunten Kapitel gemacht. Ihr Geliebter hatte, seit seiner Abreise, erst einmal geschrieben und zwar, wie er behauptete, mit großer Mühe; denn sein Vater bewache alle seine Schritte und Tritte und habe ihn unter sorgfältige Obhut aller Hausgenossen gestellt. Zweifel, Besorgnisse und Angst hatten das Mädchen in einen Zustand versetzt, der mir höchst bedenklich erschien. Dieses schwache, gereizte Wesen konnte leicht in eine Nerven-Krankheit verfallen.

Ich schrieb an den Vater des Herrn von Z..... und erhielt die Antwort, er wolle für Mutter und Kind sorgen, sein Sohn sei nach Breslau geschickt,

um dort ſeine Studien zu beginnen, er habe ihm verſprochen, ein Verhältniß abzubrechen, das zu keinen Reſultaten führen könne. Mein Erſtaunen war nicht gering, als ich dieſen Brief erhielt, er ſtand nicht im Einklang mit der früheren Leidenſchaftlichkeit des jungen Mannes. Unmöglich konnte ich der Unglücklichen dieſen Brief mittheilen; aber ich hatte ihr verſprochen, mich an Herrn von Z..... zu wenden, und ſie erkundigte ſich täglich, ob ich ihr nichts Gewiſſes mittheilen könne? Auf eine erfreuliche Nachricht hoffte ſie kaum. Indem ich den Brief des Vaters beantwortete und ihm die Lage und den Gemüthszuſtand der Leidenden ſchilderte, die durch eine Geld-Unterſtützung nicht verbeſſert werden würden, ſchrieb ich zugleich an Herrn von Z..... nach Breslau und ſetzte ihn von dem Sachverhältniß in Kenntniß. Dies ſchwache, hinfällige Mädchen täuſchte ich mit Hoffnungen und Troſtſprüchen, an welche ich ſelbſt kaum glauben konnte.

Von Breslau erhielt ich nicht nur keine Antwort, ſondern meinen Brief zurück, mit der Bemerkung, ein Studioſus von Z..... aus der Lauſitz

befinde ſich daſelbſt nicht. Indeſſen drängten die Verhältniſſe mich zu einer Erklärung; ich offenbarte mich dem Arzte und dieſer übernahm es, der Leidenden die nöthigen Eröffnungen zu machen.

Wie ſie auf das Mädchen einwirkten, kann man ſich denken: heftige Krämpfe waren das Ergebniß dieſer Mittheilungen. Aber das Weib enthüllt im Unglück ſeinen Grundcharakter in ſeinen geheimnißvollſten Falten. Die Blüthe der weiblichen Natur: Liebe und Dulden erſcheinen dann auf der Oberfläche des Herzens, im hellen Tageslicht. Die göttliche Wiegenmitgift macht ſich geltend; wenn Alles verzweifelt, iſt das Weib ſtark und gefaßt, gewiſſermaßen über Tod und Leben erhaben. Und es iſt nicht die Religion, die das bewirkt; nein, es iſt die Natur, jene Allmacht, jene Wunderkraft, von der Niemand weiß, von wo ſie kömmt und wohin ſie geht. Luiſe hatte ganz Recht, wenn ſie behauptete, das Unglück reinige die Liebe im Individuum, es erhebe ſie zu einem abſoluten Charakter, zur Idee. Was iſt die Standhaftigkeit des Weibes, die Reſignation, der Dulderſinn anders, als Liebe? Glückliche Liebe iſt ein Frühlings-Sonett,

unglückliche Liebe iſt eine Canzone, aber ſie bleibt Poeſie.

Ich fand die Unglückliche, nachdem der Aufruhr des Körpers nachgelaſſen, ruhig und gefaßt, ſie tröſtete ihre Mutter und drückte ihr Kind an's Herz, verklärter Schmerz ſpielte in ihren Mienen. So war ſie heute, morgen und übermorgen; ſo war ſie einen ganzen Monat hindurch. Mittlerweile war der Frühling eingetreten; ſie fragte nicht mehr nach Briefen und Nachrichten, ſie litt unendlich, aber ihr Leid hatte keinen Ausdruck, keinen Laut, keinen Schmerzruf, nicht einmal eine Thräne. Ihr Schmerz lächelte, ſie ſchien mir eine Cypreſſe auf dem Friedhofe, wenn der Mai über die Gräber ſchreitet.

Der Vater des jungen Mannes hatte eine bedeutende Alimentations-Summe an das Stadtgericht geſchickt. Das Mädchen, das wieder zu ihrer früheren Beſchäftigung: dem Stickrahmen, gegriffen, wies ſie zurück. Sie ernährte Mutter und Kind mit ihrer Hände Arbeit. Das mochte ſelbſt der Denkweiſe eines Mannes auffallen, der ſonſt nicht über die bürgerlichen Verhältniſſe hinwegſah; er erkundigte ſich in einem Schreiben an mich näher nach dem

Mädchen, ohne jedoch des Sohnes zu erwähnen, und berief sich, zu seiner Entschuldigung, auf seine Stellung, seinen Stand, die Hoffnungen, die er in seinen Sohn gesetzt. Ich theilte dem Mädchen den Brief mit, und zum Erstenmale nach langer Zeit bemerkte ich Thränen in ihren Augen. „Ich war ja längst gefaßt; den Vater Theodor's hab' ich nie angeklagt, ihn eben so wenig, wozu also Entschuldigungen? Aber wo ist Theodor?" Ich konnte ihr keine Antwort darauf geben. „Ich verlange — ich wünsche" — verbesserte sie sich — „nichts Anderes, als über ihn Gewißheit zu erhalten."

Diese Gewißheit sollte sie bald erhalten. Als ich sie eines Morgens besuchte, hielt sie mir ein Zeitungsblatt entgegen. Es war eine Verlobungs-Anzeige Theodors von Z..... mit einem Fräulein von M...., aus Curland. Die Arme sprach kein Wort, sie lächelte, wie immer, aber es preßte ihr bald einen Thränenstrom aus. Sie warf sich heftig schluchzend, im tiefinneren Kampfe, an die Brust ihrer Mutter. Zum Trost fand ich keine Worte. Wer kann eine zerknickte Liebe aufrichten, wenn nicht der Thau aus ihrem eigenen Kelche, die

Sonne aus ihrer eigenen Gluth. Das Mädchen wies auch den Troſt in Worten von ſich, in ihr glänzte es, wie Liebe und Hoffnung und Glaube, ohne daß ſie zum Geſangbuch und der Bibel griff.

Der Vater Theodors von Z..... ſchrieb wieder an mich und zeigte mir die Vermählung ſeines Sohnes an, inſtändig bittend, daß das von „ſeinem Sohn geſchwängerte Mädchen" — ſo drückte er ſich aus — ſeinen Beiſtand nicht von der Hand weiſen möge, wenn auch nicht ihret-, doch des Kindes wegen. Und Clara R..... (dieß iſt ihr Name) nahm ſie an; es könne, wie Rache ausſehen, meinte ſie, wenn ſie das Geld von ſich weiſe.

So ging der Frühling vorüber; die Ergebung der Dulderin war ſtärker, als ſie ſelbſt: ihre Kräfte nahmen ſichtlich ab, ſie wurde immer zarter und durchſichtiger, wie Roſen lag das Fieberroth auf ihren bleichen Wangen; wenn ſie ſprach, ſo flüſterte es, wie der Abendwind in den Zweigen. Der Arzt entdeckte mir, daß ihr Abend in der That eingetreten, die Lebensflamme flackere dem Erlöſchen zu, aber ſie werde anhalten bis auf den letzten Tropfen des Lebens. Ein mildes, in ſich einiges Gemüth,

das die Leidenschaften bei Seite gelegt, stütze den Körper, der Gram werde durch die Ergebung auf seinem tödtlichen Pfade aufgehalten.

Der Tod Clara's, der noch vor den Gerichtsferien eintrat, war in der That so sanft und lautlos, als schlösse eine Blume ihren Kelch. Der Vater Theodor's nahm die uneheliche Waise zu sich. Ueber Theodor selbst erfuhr ich, daß er in einer glücklichen Ehe lebe.

Dieser Vorfall liefert den Unterschied zwischen Mann und Weib, den beiden Gegensätzen der Schöpfung, zwischen dem Champagnerrausch der Liebe und dem Zauber der Liebe; er enthüllt die Weiblichkeit in ihrer ursprünglichen Reinheit, ohne Sitte, ohne Einflüsse der Gesellschaft.

Theodor von Z..... war das Werkzeug seiner Leidenschaft, ihn bewegte der Mechanismus; Clara war mit der Liebe Eins, es war eine unzertrennliche Verbindung. Jener war, wie alle leidenschaftbewegten Charaktere, ohne innere Inspiration, als der Sturm des Blutes beschwichtigt, fiel er ab von der Idee, die noch vor Kurzem das Gesetz seines Lebens war; diese war, was sie war, aus einem

tiefinneren, allmächtigen Drange, der von dem Blute unabhängig. Ich kann ihren Zuſtand nicht treffender bezeichnen, als dadurch, wenn ich ihn, nach den Worten meiner Luiſe, eine Verklärung der Liebe im Individuum zur Idee nenne.

Man mag dieſe Geſchichte ſentimental finden; aber ſie iſt wahr; ſie bietet einen Beitrag zur Geſchichte des Weibes, ſie beweiſet die Behauptung, daß das Weib die reinſte Saite in der großen Harmonie der Schöpfung iſt, auch ohne Sitte und geſellſchaftliche Cultur.

Herr von Z..... ſoll ſehr unglücklich geweſen ſein, als er den Tod ſeiner erſten Liebe erfuhr, vielleicht unglücklicher, als die unglückliche Clara R.....; denn die Macht der Verhältniſſe, auf welche ſein Vater provocirte, iſt kein Troſt für das Gewiſſen, das keine Verhältniſſe anerkennt. Clara ſtarb in der Poeſie, in einer ſeligmachenden Idee, im Gefühle lauterer Liebe. Herr von Z..... wird höchſtens mit dem Bewußtſein ſterben, daß er dem Staatszweck erfüllt hat. Iſt er fromm und gläubig, ſo mag er in dem Chriſtenthum einen Troſt finden; und wirklich werden die meiſten Indifferentiſten aus

Egoismus reuige Sünder. Ein Vergehen zu sühnen, das durch die gesellschaftlichen Verhältnisse hauptsächlich herbeigeführt wurde, dazu bedarf es eigentlich eines Austrittes aus dem Staate, in die Wildniß der amerikanischen Wälder z. B., seitdem man die Klöster aufgehoben hat.

Einen solchen Schritt wird Herr von Z.... nicht thun. Bis jetzt lebt er auf seinen Gütern, die einige hundert Seelen zählen; sein und Claras Kind soll eine gute Erziehung, unter der Aufsicht des Großvaters, erhalten.

Dreizehntes Kapitel.

Reiſe über Frankfurt nach Kaſſel. — Ludwig Börne an der table d'hôte. — Die Frankfurter Küche. — Marburg, der Wendepunkt des Südens und Nordens. — Heſſen. — Kaſſel. — Hannover. — Die Lüneburger Haide.

Die Gräfin G... hatte mich eingeladen, meine Reiſe nach M..... über Frankfurt a. M. zu nehmen, ihren dermaligen Aufenthalt. Ich ſollte hier die betreffenden Documente und nachträglichen Aufſchlüſſe zu meinem Geſchäfte erhalten. Die Gerichtsferien waren vor der Thür und Doctor L..... nahm ſich meiner thätig an, indem er mich in den nöthigen Manövern unterrichtete, die ein günſtiges Reſultat erwarten ließen. „Wäre ich Einer dieſer Advocaten, Sie ſollten mit langer Naſe abziehen, dafür ſteh' ich Ihnen. Uebrigens werden dieſe Leute Alles verbrieft, verſiegelt und abgeurtheilt in Händen haben, Sie werden am

Beſten thun, auf einen Vergleich hin zu operiren. Vor Gericht werden Sie mit Ihren Vermuthungen und Wahrſcheinlichkeiten einen ſchweren Stand haben. Und dennoch wird auch eine Capitulation kaum zu hoffen ſein, wenn Sie die Feſtung ohne grobes Geſchütz, ohne Beweiſe belagern werden. Deshalb müſſen Sie dieſelbe unterminiren und juriſtiſche Drohungen von Wiederaufnahme des Proceſſes laut werden laſſen, von Vollmachten und hinlänglichen Mitteln um einen Rechtsſtreit in M..... — denn ein ſolcher hat eine ungewöhnliche Dauer, weil M..... mit Advocaten gepflaſtert iſt, die alle leben wollen — auszuhalten. Sie müſſen es den betreffenden Herren zu verſtehen geben, verſteht ſich, mit aller Höflichkeit, wie Sie ſehr wohl wüßten, daß ſie eigentlich Spitzbuben ſeien, aber Sie müſſen auf eine feine Weiſe darauf hindeuten, daß man ſie im Beſitz eines Theils des Raubes laſſen wolle, wenn ſie nur den anderen wieder herausgäben. Indeß hüten Sie ſich, mit der Thür in's Haus zu fallen, Sie müſſen es mehr fühlen laſſen, was Sie bezwecken, als in Worten ausſprechen; denn im entgegengeſetzten Falle müſſen

Ihre Gegner nothwendigerweiſe, ſchon des böſen Leumundes, der ſie treffen würde, auf Tod und Leben mit Ihnen kämpfen. Und da würden Sie verloren ſein.“ So ungefähr raiſonnirte der alte ſchlaue, Rechtsgelehrte und wahrhaftig! es ließ ſich dieſem Raiſonnement wenig entgegenſetzen. Die Themis mußte die Sprache der Wahrheit und Rückſichtsloſigkeit mit der diplomatiſchen vertauſchen, die Moral mußte ſich vor einer gewandten Intrigue zurückziehen; ich mußte — um deutſch zu reden — „bange machen,“ denn von einem Gewiſſen konnte bei meinen Gegnern keine Rede ſein.

Ich reiſte ab.

Wenn man von Würzburg, den Main herab, nach Frankfurt fährt und der alten Kaiſerſtadt nahe kömmt, ſo genießt man offenbar einer der ſchönſten Anſichten. Das alterthümliche Frankfurt iſt hier von dem modernen eingerahmt; aber man gewahrt kein zerriſſenes Bild. Inmitten der modigen Verlängerungen, die ſich nach beiden Seiten hin von dem alten Frankfurt aus, längs des Mains, erſtrecken, liegt die ſchwarze, mittelalterliche Wahlſtadt. Am beſten überſchauen wir die Pracht von

der Brücke, die Sachſenhauſen mit Frankfurt verbindet. Der alte gothiſche Dom, die Sala, die Leonhardskirche treten aus der eng zuſammengewürfelten Häuſermaſſe hervor, während ſich hinauf und herab am Main jene leichten, geſchmackvollen Bauten der reichen Handelsleute erſtrecken. In der Mitte thront der Feudalismus und das alte Kaiſerreich mit dem todten, geſpenſtigen Antlitz, zu beiden Seiten lacht die junge Zeit, der Materialismus und die Geldariſtokratie.

Ich nahm mein Abſteigequartier im „Schwan.“ Frankfurt iſt ein Gaſthaus an der Heerſtraße. Ein großer Theil von Deutſchland zieht hier vorüber, der Süden und Norden von Europa vermitteln ſich über Frankfurt mit einander. Ringsum das kleinbürgerliche Leben einer in ſich abgeſchloſſenen Stadt wimmelt Weltgewühl. Die Gaſthöfe in Frankfurt ſind deshalb — und beſonders zur Sommerszeit, wo die Taunusbäder die Fremde anziehen — ſtets überfüllt. Ich war vergnügt, noch einen Platz im Dachſtübchen des „Schwans“ zu erhalten, dem Hofe zu. Es war ein Freitag, und Börne, der die „Wage“ redigirte, ſpeiste an der Table d'hôte des

„Schwans.“ Er erklärte Frankfurt für sehr langweilig, nur ein Tag in der Woche sei ihm hier erträglich, nämlich der Freitag, wo es im „Schwan“ Sauerkraut und Solperfleisch gäbe. Ich mußte lachen, als ich diese Worte hörte, und doch hätte mich die melancholische Ironie, die auf dem Antlitze Ludwig Börne's lag, eben so gut zu Thränen stimmen können, hätte ich über die tiefere Bedeutung des Witzes nachgedacht, oder hätte ich in die Zukunft blicken können. Börne, dieser lichte, freundliche, humane Charakter ist in der Folge in dem Markt- und Handels-Gewühl, unter allen den Papierherzen an der Table d'hôte, lauter Haß und Galle geworden; er war schon damals so weit gekommen, Sauerkraut und Solperfleisch den Frankfurtern vorzuziehen. Daß jenen Worten ein tiefer Ernst zum Grunde lag, hat Ludwig Börne später zur Genüge bewiesen. Die Tragödie seines Lebens leitete sich schon in seiner „Wage“ ein, sie war gewissermaßen der Prolog. Die Katastrophe finden wir in Börnes „Pariser Briefen.“ Erst die Nachwelt wird den Epilog zu der Tragödie: „Ludwig Börne“ schreiben, zu dieser großen Negation des

Bestehenden zum Besten der Menschheit. In der That hat Börne Alles aufgegeben: Frankfurt zuerst, dann Sauerkraut und Solpersleisch, als er nach Paris auswanderte, endlich die Fürsten und die Menschen; aber die Menschheit hat er so tief in sein zerrissenes, todtkrankes Herz geschlossen, daß wir die Gewißheit haben, er werde diese Idee mit in's Grab nehmen.

An der Table d'hôte im „Schwan" sprach Börne sonst wenig, er sah sehr mißtrauisch aus, sehr gereizt. Aber aus seinem geistreichen Auge schaute dennoch dieselbe heiße, allmächtige Liebe, die er in Jean Paul so innig verehrte. Jean Paul lebte abgeschlossen von der Welt, unter Blumen und den Reizen von Wunsiedel. Börne lebte unter Geldsäcken. Daher die Milde des Humors bei jenem, die Schärfe bei diesem. Daher die Theorie Jean Paul's, die practische Anwendung Ludwig Börne's. Börne fühlte den Krebs der Menschheit, Jean Paul sah ihn nur. Jean Paul wollte ihn von Innen heraus heilen; Börne wandte die Chirurgie und den Knochenschnitt an, als er sah, daß es mit der Arzenei der Poesie nicht ging.

Wenn Deutschland den Balsam Jean Paul's in gierigen Zügen einschlürfte, so schrie es bei der schmerzhaften Operation Ludwig Börne's laut auf. Jean Paul war der Mann des Gedankens, den wir Deutsche so sehr lieben; Börne war der Mann der That, die Deutschland nicht kennt. Jean Paul wollte versöhnen; Börne wollte bekämpfen. Jean Paul war ein Mann des Friedens, Börne war ein Mann des Krieges. Das sind die Unterscheidungs-Merkmale zweier Männer, die nach einem und demselben Ziele strebten, die eine Idee leitete. Jean Paul lebte an dieser Idee, Börne wird an ihr sterben. Jean Paul ist ein lyrischer, Börne ist ein tragischer Stoff.

Der Leser verzeihe mir diese Abschweifungen: beide Schriftsteller sind ja Fragmente der Humanität, die die Perspective meiner Mittheilungen bildet.

Das Gasthaus „Zum Schwan" ist durch Börne berühmt geworden; ich machte hier die Bemerkung, daß die Frankfurter den unüberwindlichsten Magen von der Welt haben. Die Frankfurter Table d'hôte ist ein Amalgam der französischen und deutschen Küche: deutsches Rindfleisch und deutsche Fülle,

franzöſiſche Ragouts und Saucen und franzöſiſche Behendigkeit in der Bedienung. Neben dem Papierhandel mag nicht leicht in Frankfurt irgend Etwas beſſer cultivirt werden, als die Küche.

Nachmittags begab ich mich zu meiner liebenswürdigen Clientin. Sie verſah mich mit Wechſeln auf Hamburg, mit einigen Documenten über den früheren Vermögens-Zuſtand ihres Vaters, mit Briefen, die bewieſen, daß der Graf von G... ſich zu Ausſtellungen bedeutender Schuldverſchreibungen verſtanden, um kleine Darlehen zu erhalten, endlich mit ziemlichen Indicien, daß drei m....'ſche Advocaten, die Herren P., K. und F. in R. und G., Hauptgläubiger des Grafen von G... durch den Kauf wucheriſcher Forderungen zu geringen Preiſen geworden ſeien.

Im Uebrigen wiederholte die junge Gräfin die mündlichen Mittheilungen, deren bereits im ſechſten Kapitel Erwähnung geſchah. Demnach trat ich, ſo gut, als es die Verhältniſſe geſtatteten, ausgerüſtet, meine Reiſe an.

Wenn man von Frankfurt nach Kaſſel fährt, ſo kann man Marburg als den Wendepunkt des

Südens und Nordens betrachten. Statt des vier und zwanzig Gulden Fußes erhalten wir hier die kleinen Löwengroschen und die Hessen-Albus, oder Weißpfennige; statt des Aepfelweins trinken die Postillons Brandwein aus großen Gläsern, und der Wein wird theuer und schlecht; statt des Wohllebens und der Behaglichkeit am Rhein bemerken wir große Dürftigkeit in den Dörfern, die durch die zwischen ihr zerstreuten anmuthigen Villen und prachtvollen Schlösser, um so mehr gehoben wird; statt der frischen, weinlustigen Landleute des Südens erblicken wir jene bleichen hageren Gestalten, die Jahr aus, Jahr ein von Kartoffeln und Branntwein leben und höchstens durch ihre großen Leiber an den kattischen Ursprung erinnern. Neben diese kleinen nordischen Indicien stellt sich indeß ein überzeugender Beweissatz: die Natur selbst. Man empfindet eine plötzliche Metamorphose der Temperatur und der Gegend. Der weiche, blaureine Ausdruck des Himmels, der sich über den Taunus wölbt, nimmt nebelige Schattirungen an: hier gedeihen nur wilde Kastanien. Die Gegend aber verliert jene milden, sanften Tinten, jenes saftige Grün,

jenen beinahe italienischen Farbenschmelz, der Frankfurt umlagert. Eine reiche, üppige Natur erhält in der Umgegend Frankfurt's ihren romantischen Schmuck durch verfallene Burgen, Sagen und Legenden; sie geben diesem Theile Deutschland's gewissermaßen die deutsche Originalität. Erklimmen wir aber die Höhen des Taunus, um die Perspective zu genießen, den Rhein hinauf und herab, von Frankfurt bis zu den Rheinstädten, so werden wir eingestehen müssen, daß sich unseren Blicken eine bewunderungswürdige Grandiosität enthüllt, unendliche Anmuth. Diese Gegend ist in der That die Majestät Deutschland's, die an so manchen ihrer Burgen und Kirchen haftet. Im Dom zu Frankfurt wurden die Kaiser geboren, im Dom zu Speier wurden sie im Tode gebettet; Adolphseck ist eine Kaiserkrone, Ingelheim ist ein Kaisersitz.

Von Marburg an wird die Natur kleinlicher, engherziger, eine blanke Scheidemünze, mit scharfem, markirten Gepräge. Die Berggruppen, welche Kassel umgeben, sind en miniature geschnitten, schroff und verwegen springen sie dem Auge entgegen, als kecke, grüngeschmückte Partheigänger des Südens.

Nach und nach, wenn wir erſt auf hannöveriſchem Boden und eine kleine Tagereiſe hinter Münden ſind, wird der Himmel grau, er ſpürt ſchon die Seenebel, der Boden aber ſpielt in gelbliche und braune Farben, denn die Haiden und Torfmoore finden hier ihre Vermittelung.

Ich eilte unaufhaltſam über Kaſſel nach Hannover, das bekanntlich ein Decoct des engliſchen Torysmus iſt, mit deutſch-adeligem Rübſaamen aus den Herzogthümern Bremen und Verden und aus den Fürſtenthümern Calemberg und Grubenhagen verſetzt. Hannover iſt das Eldorado der Hannoveraner. Das geht ſo weit, daß man in allen Fällen darauf provociren wird. Der eigentliche Grund dieſer Vorliebe liegt wohl in dem Adel und den Beamten, nur müßte man ſich wundern, daß ſie ſo allgemein geworden iſt, wüßte man nicht, daß die eine Hälfte des Königreichs Hannover adelig und die andere Hälfte Beamte iſt. Der Franzoſe kann nicht innigeren Antheil an Paris nehmen, als der Hannoveraner an Hannover. Daher mag auch jener ſteife, gefrorene Ton kommen, der beinahe über die Bevölkerung des ganzen König-

reichs verbreitet ist und der gewissermaßen in Hannover seinen Zenith erreicht. Hier spricht man das beste Deutsch, hat vortreffliche Töchterschulen, ein Hof-Theater im strengsten Sinne des Worts und den alten freundlichen Herzog von Cambridge als Vicekönig. Die höchste Begeisterung der Hannoveraner besteht in „God save the king“ an dem Geburtstage des Letzteren. Die Beamten verehren ihn als ihren Vater, und der Adel liebt ihn als seinen Bruder *).

Da ich Eile hatte, nach meiner Bestimmung zu gelangen und die Lüneburger Haide, die mindestens eben so langweilig ist, wie Hannover, noch vor mir lag, so hielt ich mich nicht länger in der Residenz auf, wie die Hannoveraner vorzugsweise die Hauptstadt des Königreichs nennen. Wir fuhren nach Celle, wo die hannöversche Civilisation gewissermaßen auf dem Höhepunkt steht (hier wird

*) Ich muß hier darauf aufmerksam machen, daß diese Mittheilungen vor der Constitution und überhaupt vor allen neueren Vorgängen in Hannover geschrieben sind.

Anmerkung des Herausgebers.

das allerbeſte Deutſch geſprochen) um ſich dann ganz in die Lüneburger Haide zu verflachen.

Dieſe Gegend war mir ſehr intereſſant, einmal der Haidſchnucken wegen, die durch die bekannte Reiſebeſchreibung jenes Franzoſen in ein ſo myſteriöſes und anziehendes Licht geſtellt wurden, und dann, weil man beinahe vier und zwanzig Stunden hindurch keinen hannöverſchen Adel, ſondern nur Himmel und Haide ſieht. Ich muß hier bemerken, daß die Hannoveranerinnen oft bei den langweiligſten Dingen, über die ſich ſo eigentlich gar Nichts ſagen läßt, den Ausdruck „himmliſch“ gebrauchen. Dieſe Bezeichnung ſcheint in der That dem weiten grauen Himmel der Lüneburger Haide entlehnt zu ſein.

Erſt in Hamburg fand ich einen Ruhepunkt meiner Reiſe. Dieſe Stadt hat unter allen deutſchen Städten den kosmopolitiſchſten Anſtrich. Ich ziehe ſie deshalb auch Wien vor, das vielleicht allein an Materialismus mit ihr wetteifern kann, obwohl es nirgends in der Welt ſo vortreffliches Rindfleiſch gibt, wie hier. Sonderbar genug hat ſich bei aller weltbürgerlichen Richtung in Hamburg doch auch

der reichsstädtische Charakter erhalten. Man findet hier neben Fremden aus allen Welttheilen und in dem großartigsten Handels-Gewirre das zutraulichste Familienleben und, was noch mehr sagen will, sogar Kleinstädterei. Nirgends z. B. gibt es so viele Klatschblätter, wie in Hamburg, die Presse bekümmert sich hier um die geringfügigsten Details des Privatlebens mit einer fast unglaublichen Zudringlichkeit, während sie in weiteren Umkreisen und in öffentlichen Verhältnissen eine Zurückhaltung und Feigheit beobachtet, die man in einer freien Hansestadt um so weniger vermuthen sollte. Der Censor ist übrigens nur dem Senate verantwortlich, und bekümmert sich somit wenig um die Interessen und den guten Namen Einzelner.

Als Fremder aber wird man die unangenehmen Eindrücke Hamburgs am wenigsten spüren, man hält sich an die größeren Beziehungen der ersten deutschen Seestadt und diese sind ungemein interessant. Ich spreche hier nicht von den vielen Vergnügungen, sondern von den geistigen Eindrücken, die ein weltbewegtes Leben dem an Beschauung Gewöhnten gewähren muß. Die Schiffe

aus allen Weltgegenden, welche gleichsam, nähert man sich Hamburg über Harburg, den Vordergrund der alten Hansestadt bilden, deuten uns schon im Voraus an, daß wir hier etwas Ungewöhnliches zu erwarten haben und werfen wir uns in den Strudel hinein, so werden wir um so mehr von ihm fortgerissen werden, als wir in dem Norden Deutschlands, wo die Civilisation und der Verkehr gleichsam in's Meer zu münden scheinen, am allerwenigsten eine solche Strömung des Fortschrittes vermutheten.

Freilich ist Hamburg nur Handelsstadt und in diesem Worte sind zugleich seine hervorstechendsten Züge angedeutet; aber die Communication, die es mit der ganzen Welt unterhält, hat es auch in intellectueller Hinsicht auf einen Höhepunkt gestellt. Man findet hier beinahe in allen Familien, um die sich das sociale Leben dreht, Bildung. Ich verstehe darunter nicht Französisch, oder Englisch und etwas Clavierspiel und Gesang, nein, ich verstehe darunter vielmehr jene Stellung, die zu einer Uebersicht über die Literatur und den Geist der Zeit befähigt. In Hamburg kann man leicht einige

zwanzig Frauenzimmer vereinigen, die nicht nur zu einer Lectüre Shakespeare's geeignet sind, sondern auch zu tieferen Beziehungen zu diesem Dichter. Der Luxus hat sich hier auch bei weitem nicht in dem Maße vorgedrängt, wie z. B. in Frankfurt, wo die Bildung der höheren Stände im Allgemeinen nur nach dem 24 Guldenfuß zu bestimmen ist.

Im Hause sucht sich der reiche Hamburger vor allen Dingen comfortable einzurichten, die Ostentation des Luxus tritt hier weniger hervor, er ist behaglich und wöhnlich, man erkennt bald, daß der Luxus sich hier nach dem Leben richtet, nicht dieses nach jenem. Wie häufig hört man z. B. in Frankfurt Alles nach der Million abschätzen. In Hamburg ist man so weit vorgeschritten, daß man die Million nicht mehr als Maßstab des gesellschaftlichen Lebens gebraucht, sondern nur in Handelssachen und als Maßstab des Credits. Mit einem Worte, der Weltverkehr und die Hinneigung des Hamburgers zur Solidität hat auch die Bildung gegen alle Oberflächlichkeit geschützt.

Ich fand hier auf der städtischen Bühne, die man doch theilweise als den Ausdruck der Bildung

einer großen Stadt betrachten kann, neben allen modernen Richtungen, die einmal in den Strömungen der Zeit liegen, das bürgerliche Schauspiel und das alte Lustspiel berücksichtigt. Diese Berücksichtigung mag sich eben an die Beständigkeit und den soliden Grund-Charakter der Hamburger lehnen; denn welche Mängel und Fehler jene Stücke auch auszeichnen, die moderne dramatische Literatur ist noch nicht über die Vermittelung hinaus zu einer festen Stellung gelangt, und man wird in Hamburg nicht geneigt sein, das alte abgelebte Drama in die Rumpelkammer zu werfen, so lange sich nicht ein selbstständiges Genre dafür remplaciren läßt. Was man auch von Iffland sagen mag, er lehnte sich in einzelnen Schauspielen an das Leben. Sein Spieler mag die Abschreckungstheorie mit Unrecht in die Poesie verweben, aber bis auf diese Abschreckungstheorie finden wir Zustände und Charaktere des bürgerlichen Lebens in diesem Stücke entfaltet. Somit wird der Hamburger Iffland's Stücke so lange berücksichtigen, als sie überhaupt noch auf sociale Zustände passen, und selbst dann, wenn es in Frage steht, ob sie wirklich noch passen, wird

er ihnen neben jener Richtung der dramatiſchen Literatur, die noch im Kampfe mit dem Leben liegt und zu keinem klaren Geſichtspunkte gelangt iſt, eine Stelle einräumen.

Dieſe Bemerkungen über Hamburg drängten ſich mir bald in der kürzeſten Zeit auf, ſie laſſen ſich von der Oberfläche ſchöpfen, iſt man nur zu einem Thee und Abendbrod geladen, oder wirft man nur einen Blick in die dortige Journaliſtik, oder endlich bringt man nur einen Act im Parterre des Stadt-Theaters zu.

Mein Reiſeziel war vorerſt L..... die Gräfin hatte mich an einen dortigen Kaufmann zu weiteren Aufſchlüſſen verwieſen. Ich durfte mich alſo den angenehmen Eindrücken Hamburgs nicht mit Leib und Seele hingeben.

Vierzehntes Kapitel.

Der Kaufmann D., ein Original. — Einige Worte über die Stellung der Advocaten in Deutſchland.

In L..... traf ich den Kaufmann D., an welchen die Gräfin mich verwieſen hatte, nicht. Er ſei, hieß es, auf einer Reiſe in M..... begriffen, und ſein jetziger Aufenthalt möge S. ſein. Da ich an die Aufſchlüſſe aus dem Munde dieſes Mannes einen Theil meiner weiteren Nachforſchungen zu knüpfen hatte, ſo mußte ich ſeiner eiligſt habhaft zu werden ſuchen und durfte demnach die Reiſe nach S. nicht verſchieben.

Straßen und Poſtwägen ſind in M..... traurig, es ſcheint, als wolle man die Quadratmeilen dieſes Staats durch den Aufenthalt der Reiſenden vergrößern, und die eine Tagreiſe, in welcher man bequem die Länge deſſelben ermeſſen

könnte, in homöopathische Theilchen vermindern, die den Reisenden gewissermaßen körperlich und geistig auflösen; denn so schlecht wie die Landstraßen sind — Chausséen kennt man hier nicht *) — so langweilig ist die Gegend. Das Leben aber dreht sich in diesem Lande nur um Ackerbau, Viehzucht, Oekonomie, Güter-Cultur und Jurisprudenz. Mitunter stößt man auch auf einigen Seehandel in den der Ostsee angrenzenden Landestheilen.

Da die Wege fahrbar waren — denn es hatte nicht geregnet — so kam ich zeitig in S. an. Der Kaufmann D. war bald aufgefunden.

Ich muß eingestehen, daß mir ein solches Original noch nicht vorgekommen war. Der Charakter dieses Mannes war ein Gemisch von Religion, Aberglauben, List, Einfalt, Speculation, Geiz und Verschwendung, und so grell mir auch alle diese Eigenschaften bei der ersten Unterredung, die ich mit ihm hatte, entgegentraten, so muß ich doch

*) Ich muß wiederholt darauf aufmerksam machen, daß diese Mittheilungen einer früheren Zeit angehören.

Anmerk. des Herausg.

eingeſtehen, daß ein ſolches Chaos entgegengeſetzter Elemente mich in eine Verwirrung, oder vielmehr in einen Humor verſetzte, der wenigſtens für den Augenblick meinen Reiſezweck ganz zurückdrängte.

Ich mußte vor allen Dingen den Charakter dieſes Mannes ordnen und unter einen Geſichtspunkt zu bringen ſuchen. Bei dieſer Unterſuchung ergab ſich denn folgendes Reſultat.

Zuerſt war D. ſehr reich, er hatte dieſen Reichthum von ſeinem Vater ererbt. Und da er aus einer Zeit ſtammte — er war bereits in den Sechzigen — wo der Reichthum alle Bildung erſetzte, ſo hatte man einem ſonſt regſamen und anſtrebenden Charakter durchaus nicht den geringſten anderen moraliſchen Anhalt gegeben, als den Katechismus. Er hatte die Religion auswendig gelernt und glaubte ihr zu genügen, wenn er die Form feſthielt. Aber da er nicht angehalten war, die höheren Beziehungen der Religion zu erfaſſen, ich meine die Vernunft des Chriſtenthums, ſo benutzte er dieſelbe bloß zu ſelbſtſüchtigen Zwecken. So kam er z. B., als ich ſeine Bekanntſchaft machte, geraden Schrittes aus der Kirche, wo er am Altar in ſtillem

Gebet Gott um den glücklichen Ausgang eines Processes gebeten hatte, der — wie ich später erfuhr — nicht auf moralischer Basis beruhete, sondern nur auf juristischer. Man konnte ihm den Zinswucher, aus welchem allein seine Ansprüche hervorgingen, nicht erweisen. — Mit seinem Reichthum und dieser mangelhaften Bildung war — wie gesagt — ein rastloser und gieriger Charakter in das Leben ausgesetzt worden. Herr D. war in das Geschäft seines verstorbenen Vaters eingetreten. Hier hatte er bald erfahren, daß der Egoismus der Wendepunkt der meisten Menschen ist und somit hatte sich jenes Mißtrauen in ihm ausgebildet, das nur dadurch zum Ziele zu gelangen hofft, wenn es die Nebenmenschen überlistet. Er nannte das Lebensklugheit und lebte somit gleichsam in einem stillen, lautlosen Kriege gegen seine Nächsten, denen er so viel von ihrer zeitlichen Zukunft raubte, als ihm die Verhältnisse gestatteten. Um aber sein Gewissen zu sühnen — denn er hatte diese Wiegenmitgift Gottes nicht weniger als andere Menschen — verstand er sich sogar zu Aufopferungen. So sehr ihm Geld und Gut an die Seele gewachsen

waren, er konnte ſich in ſolchen Fällen derſelben entäußern. Sein Aberglaube ging in dieſer Hinſicht ſo weit, daß er ſich zu Werken der Barmherzigkeit entſchloß, wenn er die unbarmherzigſten Abſichten durchzuſetzen im Begriff ſtand, er gab dem einen Armen, wenn er dem andern das letzte Bett nahm. Aber ich gehe hierin vielleicht zu weit, ſolche Dinge, wie das letzte Bett des Armen, waren ihm zu geringfügig, er hielt ſich an größere Gegenſtände, er ruinirte ganze Familien und geſtand ihnen dann mit chriſtlichem Sinne trockenes Brod und ein dürftiges Lager zu, und in Krankheitsfällen den Arzt, die Medicin und Rumford'ſche Suppen. Seine Gier, ſein Vermögen zu vergrößern, war ungeheuer, ſie ließ ihn zu den thörichtſten und ſelbſt verſchwenderiſchſten Speculationen greifen. Er war kein Geizhals im eigentlichen Sinne des Worts, der für Nichts Alles erlangen möchte und ſich nicht zu dem kleinſten Wagniß verſtehen konnte. Nein, er wagte Alles, um Alles zu gewinnen, eine Maxime, die ihn oft Nichts gewinnen ließ und ſelbſt ſeine Familie zu Befürchtungen veranlaßte, er werde am Ende noch ſein Vermögen durch Habgier vergeuden.

Dieſer ſeltſame Menſch, den ich ſo gut, als es angeht, in dem Vorſtehenden beſchrieben habe, indem ich ſpätere Erfahrungen den augenblicklichen Wahrnehmungen anreihe, hatte ſich auch, in Hoffnung größeren Gewinnes, mit dem Grafen G... eingelaſſen, er hatte ihm Geld über Geld unter den höchſten Verſchreibungen vorgeſchoſſen, aber dieſe Verſchreibungen waren ohne Garantie, ſie lauteten auf liegende Gründe und Mobilien, auf Forderungen und Einkünfte des Grafen G..., über welche derſelbe gar nicht mehr zu disponiren hatte. Wo Herr D. von irgend einem möglichen Anſpruch ſeines Schuldners hörte, wo er nur von Ausſichten deſſelben vernahm, und wären ſie ſelbſt auf den Mond gerichtet geweſen, da intervenirte er auf der Stelle, ließ ſich Vollmachten von dem Grafen ertheilen und Ceſſionen machen, trat hier als Mandatar und Anwalt deſſelben auf und dort als Kläger. Der Graf unterſchrieb nämlich Alles und Jedes und Herr D. konnte nicht genug ſchriftliche Stipulationen und Verſprechungen erhalten. Er führte einen ganzen Koffer von Verſchreibungen auf allen ſeinen Querzügen, die er in dieſer Angele-

genheit anzuſtellen genöthigt war, mit ſich umher. Dieſe Verſchreibungen überlieferten ſeinen Händen die ganze Gegenwart und Zukunft des Grafen G..., aber dem ſtrengen Rechte nach hatte der Letztere über beide nicht mehr zu verfügen, und ſo viel bündige und überbündige Documente Herr D. auch zuſammenſcharren mochte, um zu Reſultaten zu gelangen, es fehlte an allen Gegenſtänden zur Execution und der alte Grundſatz: wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren, ſetzte auch ſeinen Beſtrebungen eine Grenze. Aber Herr D. war ein natürlicher Alliirter der gräflichen Intereſſen, denen jener Advocaten gegenüber. Dieſelben nahmen bekanntlich alle möglichen Anfälle des gräflichen Vermögens, als zur Maſſe gehörig, in Anſpruch, und Herr D. mußte ihnen nothgedrungen, wollte er nicht auf ſeine Forderungen verzichten, eine ſolche Befugniß ſtreitig machen. Konnte er nun auch in offenem Wege Rechtens nicht gegen ſie einſchreiten, ſo folgte er ihnen doch auf allen Schritten und Tritten und ſpürte insbeſondere den Gründen ihrer Anſprüche gegen den Grafen überhaupt nach, um in der Folge, wenn ſich eine Ungerechtigkeit in dem

Concurs-Verfahren und der Ceſſion der Maſſe an jene herausſtellen würde, den Grafen G..., der nur maſchinenmäßig in ſeiner eigenen Sache wirken konnte, zu einer Klage zu vermögen. Von dem Erfolg derſelben würde dann auch ſein Schickſal in dieſer Angelegenheit abhängig geweſen ſein.

Sein Erſtes war, mich von den Mitteln zu überzeugen, welche er gegen den Grafen G... in Händen hatte und dann von denen, welche für denſelben zu benutzen waren. Als ich ihm bemerkte, er könnte unmöglich zu gleicher Zeit Bevollmächtigter und Gläubiger einer und derſelben Perſon ſein, meinte er, darauf könne er es noch ankommen laſſen, er ſichere ſich auf ſo vielfache Weiſe, als ſolches nur eben möglich ſei. Natürlich, konnte er als Bevollmächtigter ſeine Abſichten erreichen, ſo brauchte er den Gläubiger nicht herauszuwenden und umgekehrt. Der Mann hatte in der That ſeine Diſpoſitionen mit Umſicht getroffen, wenn er mit ihnen weniger reuſſirte, ſo lag das hauptſächlich daran, daß er, aus Mangel an Rechts-(?) Kenntniß, nicht jene Mittel für ſich benutzen konnte,

die unter anderen dem Doctor L..... in ſolchen Fällen ſo vortrefflich genützt haben würden.

Die junge Gräfin hatte mir Herrn D. als eine Quelle zu weiteren Nachforſchungen bezeichnet, ſie kannte ſeine Raſtloſigkeit und war überzeugt, daß ich in einer Unterredung mit ihm wenigſtens zu Spuren der Verwickelungen gelangen würde. Natürlich aber ſtand die gräfliche Familie in keinen Beziehungen zu jenem, am wenigſten in freundſchaftlichen. Die Tochter des Grafen G... verwies mich aus bloßer Vermuthung an ihn.

Herr D. indeß hatte ſich dergeſtalt in den Vermögens-Angelegenheiten des Grafen verwirrt, daß ich wenigſtens in der erſten Unterredung zu keinem Standpunkt der Dinge gelangen konnte. Er ſchilderte ſich als den Helfer in der Noth und in einem Augenblick als einen grauſam Getäuſchten, während er in dem andern von ſeinen vollwichtigen Verſchreibungen und den Bevorzugungen, die er, mittelſt derſelben, vor andern Gläubigern geltend machen könnte, ein Breites hin und her redete. Herr D. war nämlich über meine Abſicht und Poſition nicht im Reinen. Er wußte nicht, ob er mich

als Freund, als Helfershelfer zur Noth, oder als Verbündeter jener Advocaten begrüßen ſollte, gegen die er mit ungleichen Kräften den Feldzug eröffnet hatte. Seine Unruhe war ſomit erſchrecklich, er baute tauſend Luftſchlöſſer auf meine Reiſe und ſchuf ſich eben ſo viel Schreckbilder aus derſelben. Wenn ich ein Abgeſandter der jungen Gräfin wäre, meinte Herr D., ſo würde er vielleicht auf eine Unterſtützung der gräflichen Familie zählen können; wäre ich aber ein Alliirter ſeiner Gegner, wie würde er da auf ſeiner Huth ſein müſſen. Herr D. war bereits durch unſere Jurisprudenz zu der Ueberzeugung geführt, ein Rechtsſtreit laſſe ſich am beſten durch Kriegsliſt zu einem guten Ende lenken, es würde ihn kein Menſch von der Rückſichtsloſigkeit des Rechts überführt haben, und ſomit zog er es vor, ſelbſt da, wo er ohne Gefahr den geraden Weg gehen konnte, den krummen zu betreten.

Ein Rechtsgelehrter ſtand ihm in der gräflichen G...'ſchen Angelegenheit nicht zur Seite, er hatte es mit drei Advocaten zu thun und kannte Sprüchwörter des gemeinen Lebens genug, um nicht zu wiſſen, daß „eine Krähe der anderen nicht die Augen

aushacke.“ Ich mußte lachen, als mir Herr D. in den erſten Augenblicken unſeres Zuſammenſeins ſo offenherzige Geſtändniſſe machte, und doch, wie traurig war dieſes Mißtrauen zu den Anwälten der Gerechtigkeit. Wer wird mir nicht beipflichten, daß es mehr oder weniger ziemlich allgemein in Deutſchland verbreitet iſt, und die Gerechtigkeit, die ſchon ohnedieß in ihrer wiſſenſchaftlichen Form das Volk nicht anſpricht, um ſo tiefer in der öffentlichen Meinung herunterſetzt. Viel mag eben auch jene wiſſenſchaftliche Form ſelbſt zu dieſem Mißtrauen beigetragen haben, man traut einem Rechte nicht, das die Augen nicht ſehen, viel aber muß auch an der Perſönlichkeit der Advocaten liegen, einiges vielleicht an der Stellung derſelben im Staate. So ſind z. B. die Advocaten in den freien Städten weit höher geachtet, als ſonſt irgendwo, weil ihre Stellung ehrenwerther iſt, als in den monarchiſchen Staaten, wo ſie nur als Handlanger der Gerechtigkeit betrachtet werden und meiſtens in einem ſehr ſubordinirten Verhältniſſe zu den Gerichten erſcheinen. Frankreich mit ſeiner freien und nationalen Juſtiz hat weit mehr Vertrauen zu den Ver-

tretern des Rechts. Die Mitglieder eines Barreau gehören ſtets zu den Notabilitäten und erfreuen ſich des Anſehens, welches der Franzoſe mit consideration bezeichnet. Aus dem Barreau kann man unmittelbar zu den höchſten Ehrenſtellen des Staats gelangen.

Aber Herr D. wollte nichts von den Dienern der Themis wiſſen und beſchloß — das erkannte ich bald — bevor er mir ſein volles Vertrauen ſchenkte, mich näher zu prüfen.

Zu dem Ende wurde ich auf den folgenden Tag zum Diner von ihm eingeladen.

Fünfzehntes Kapitel.

Herzensergießungen des Herrn D. und Präliminarien zu einer Allianz.

Herr D. bewirthete mich reichlich. Wir dinirten allein in dem Zimmer des Gasthofs, wo er logirte, und jener suchte mir Herz und Zunge durch den Wein zu lösen, der sonst sicher bei ihm zu den Ausnahmen gehörte; denn er trank nur Wasser.

Ich muß hier bemerken, daß sich die Forderungen des Herrn D. gegen den Grafen G... von Tage zu Tage in geometrischer Progression vermehrten. Er hatte ihm allerdings namhafte Summen vorgeschossen, aber er rechnete Zins auf Zins und ließ sich jeden Monat von dem Grafen G..., der in L. zu seiner Verfügung bereit war, die Vermehrung der Summe beglaubigen. Zum Belauf dieser Summe verlangte er nun volle Befriedigung.

Einmal hoffte er dieſelbe von jenen Advocaten zu erlangen, die ſich die Maſſe hatten cediren laſſen, indem ſie um dieſen Preis ſeine Nachforſchungen nach dem Urſprung ihrer Forderungen beſeitigt haben würden; konnte er aber heute bei ihnen, denen er als Bevollmächtigter des Grafen G... zu Leibe ging, nicht reuſſiren, ſo hielt er ſich morgen an die Perſon des Grafen und ängſtigte dieſen mit Drohungen von Perſonal-Arreſt, um ihn zu vermögen, ſeine Familie, der bekanntlich eine Subvention aus den Revenuen des erwähnten Fidei-Commiß-Gutes zugeſtanden war, zur Intervention für ihn aufzufordern. Der Theil, welcher der Perſon des Grafen G... ſelbſt aus jenen Revenuen zufiel, war Herrn D. zu geringfügig, als daß er ſich an ihn hätte halten ſollen. Und dann bot ihm auch der Graf, bei ſeiner Leidenſchaft für die Bühne, keine Garantie der Auszahlung der kleinſten Quote. Endlich aber mochte D. nicht zu den äußerſten Mitteln greifen, um ſich eine ſolche Quote zu verſchaffen. Er würde ſich natürlich dadurch mit dem Grafen verfeindet, und dieſen nicht, wie bisher, zur Unterſtützung aller Schritte, die er gegen die

erwähnten Advocaten unternahm, bereit gefunden haben. Somit beschränkte er sich, wie gesagt, gegen denselben auf Drohungen.

Wenn Herr D. mich als Mandatar der jungen Gräfin betrachtete, durfte er natürlich seine Position als Gläubiger gegen den Grafen nicht hervorheben, er mußte vielmehr seine Beziehungen, als Bevollmächtigter desselben, jenen Advocaten gegenüber, die ihn um sein Vermögen gebracht hatten, festzuhalten suchen. Stand ich aber auf Seiten seiner Gegner, so konnte er bis zu einem gewissen Grade den Bevollmächtigten voranstellen, nämlich bis zu dem Resultate seiner Drohungen gegen jene, hätte man sich indeß durch jene Drohungen zu einem Vergleich bewogen gefunden, so würde er nun seine Eigenschaft als Gläubiger des Grafen, der nur zunächst für sich Befriedigung verlangte und um diesen Preis seinen Vollmachtgeber verlassen würde, herausgekehrt haben.

Er setzte mich also mit Champagner zu, um meinen wahren Charakter zu ermitteln. Ich blieb natürlich dabei, daß ich mich nur im Interesse der gräflichen Familie nach dem Concurs-Verfahren,

das durch die bekannte Ceſſion beendet werden ſei, umzuſehen habe, und daß von dem Reſultate einer ſolchen Unterſuchung weitere Inſtructionen abhängen würden.

Jetzt rückte mir Herr D. näher. „Sehen Sie, lieber junger Mann, wegen meiner Haupt-Forderung an den Grafen G... hab' ich mich einſtweilen durch eine Lebensverſicherung deſſelben geſchützt. Könnt' ich nur vorerſt ſo viel bewirken, daß die gräfliche Familie die Prämie derſelben zahlte und dann bin ich auch nicht ſicher, daß ſich der Graf nicht ſelbſt das Leben nimmt." (In dieſem Falle würde nämlich die Police ohne allen Werth geweſen ſein, da ſich eine Lebens-Verſicherung nur auf natürliche Todesfälle bezieht.)

Ich bemerkte, daß ich über die erſte Bedingung durchaus keine Auskunft geben könne, und was ſeine Furcht betreffe, ſo hielte ich ſie für durchaus ungegründet. Graf G... ſei ein viel zu lebensluſtiger Mann, als daß er Hand an ſich ſelbſt legen werde.

„Aber die fortwährenden Verwirrungen" — entgegnete er gedehnt und mißtrauiſch.

Ich nahm ihm das Wort aus dem Munde: „werden ihm vielleicht den Kopf verrücken, meinen Sie. Auch von ihnen fürchte ich Nichts für den Grafen. Wer sich in dem Maaße über alle bürgerlichen Verhältnisse hinweggesetzt hat, wie der Graf G..., wird nicht den Tod von ihnen haben."

„Ja, man ist doch ängstlich" — meinte Herr D. — wenn man mit Einem so tief darin steckt. Die verfluchte Lebens-Versicherung des Grafen macht mir mein Leben sehr sauer. Hat er kein Geld, so droht er mir immer, er werde sich todtschießen."

Ich mußte unwillkürlich über diese Kriegslist des Grafen lachen.

„Und sie assistiren ihm, um die Kugel von seiner Brust abzuhalten, von Neuem."

„Was soll ich machen? Hernach würde es zu spät sein."

„Bezahlen Sie also bis jetzt auch die Prämie aus ihrer Tasche?"

„Gewiß, und zwar jedes Jahr an siebenhundert schwere Thaler."

„Und wozu würden Sie sich entschließen, wenn man Ihnen diese Last abnehmen würde?“

„Ich würde Ihnen, oder jedem Andern, den die Frau Gräfin oder Fräulein Tochter dazu bestimmen würde, die Geheimnisse mittheilen, welche den Advocaten in M..... (mit dieser Bezeichnung belegte er vorzugsweise seine Gegner) beizukommen, Stoff bieten.

„Da müßte man doch im Voraus von dem Werth Ihrer Mittheilungen überzeugt sein.“

Bei diesen Worten schnitt Herr D. das einfältigste Gesicht, um den Werth seines Geheimnisses sowohl anzudeuten, wie auch, um einsehen zu lassen, daß er listig genug sei, dasselbe nicht ohne baare Zahlung Preis zu geben. „Da könnte ich mich hinter her hinter den Ohren kratzen.“

„Wie können Sie nur glauben, daß man nicht ein kleines Opfer für große Resultate darzubringen, bereit sein wird!“

Das Wort Resultat war Herrn D. ein böhmisches Dorf, man mußte deutsch mit ihm sprechen.

„Ich verstehe Sie nicht recht —“

„Ich meine, es könne nicht fehlen, daß man jährlich siebenhundert Thaler daran wenden wird, um in den Besitz mehrer Tausende zu kommen.“

„Wenn Sie es bewirken, so stehen gern einhundert Louisd'örchen zu Diensten.“

„Aber die Zahlung der Prämie würde Ihnen die Haupt-Forderung sichern und Sie also veranlassen, deswegen zu quittiren.“

„Quittiren! (Dieses Wort war Herrn D. als ein kaufmännisches bekannt.) Quittiren!“ wiederholte er gedehnt. „Und für meine Bemühungen, für die entzogenen Zinsen, wer wird mir dafür gerecht werden?“

„Nun, lassen wir das Weitere ruhen und halten wir uns an das Nächste. Sie würden also um den Preis der Prämie der gräflichen Familie Mittheilungen machen, die derselben wenigstens zu einem theilweisen Schaden-Ersatz verhelfen könnten?“

„Ich zweifle gar nicht daran. Sehen Sie, der Director der Justiz-Canzelei in G. ist ein Spitzbube.“

„Das würden wir vor allen Dingen zu erweisen haben. Worauf stützen Sie diesen Beweis?“

„Ja, daß ich ein Narr wäre.“ — Dieſe Worte wurden von demſelben einfältig-geheimnißvollen Geſichte begleitet, wie die früheren. Ich hielt es alſo für das Beſte, die Unterhaltung abzubrechen und mich für heute mit den Präliminarien zufrieden ſtellen zu laſſen. Aber die Wahrnehmung, daß das Recht zu ſolchen Machinationen Veranlaſſung geben und ſolche Intriguen hervorrufen könne, erfüllte mich mit jenem innigen Bedauern, das allen, die nur einigermaßen auf die Heiligkeit und Unverletzbarkeit der Juſtiz halten, begreiflich ſein wird.

Sechszehntes Kapitel.

Ich mache die Bekanntſchaft des Grafen G.... — Ein Raubmörder wird in L. hingerichtet. — Bemerkungen über die Zweckmäßigkeit der Todesſtrafe. — Reiſe nach R. in M.....

Es wurde mir übrigens bald klar, daß Herr D. nicht mehr wußte, als ich ſelbſt. Vermuthungen waren in Maſſe vorhanden, aber keine Beweiſe. Zudem hatte er, in Betreff aller Juriſten, die Meinung: „Jeder müſſe ſo lange für ſchlecht gehalten werden, bis ſich das Gegentheil erweiſen laſſe.“ Er erblickte alſo in Allem, was ſeine und des Grafen Gegner unternahmen, Hinterliſt und Betrug.

Dieſer Umſtand bewog mich, ihn zu bitten, mich bei dem Grafen G... ſelbſt einzuführen, da derſelbe ja in L. anſäſſig ſein müſſe. D. ließ mich nun ein Document deſſelben ſehen, das ihn verpflichtete, und zwar durch einen ſchriftlichen Eid,

die Stadt nie ohne Wissen und Willen des Herrn D. zu verlassen, widrigenfalls solle sogar dieser das Recht haben, die Person des Grafen G... mit Steckbriefen verfolgen zu lassen. Rechtsverständige werden über eine solche Verschreibung lachen; der Graf G... hätte eben so gut einem Zweiten das Recht über Leben und Tod in Betreff seiner einräumen können, ohne daß die Gerichte Gewicht darauf gelegt haben würden. Aber D. verstand ja von dem Rechte Nichts, und die Erwähnung dieses Documents kann ihn somit nur in zwiefacher Hinsicht charakterisiren, einmal in seiner Unkenntniß und dann in seinen Absichten, er hätte sich, wie jener Shylock, das Herzblut seines Schuldners verschreiben lassen.

Wir fuhren nach L., wo wir jenen Mann, der noch vor einigen Jahren an der Spitze der Ritterschaft seines Landes stand, mit Noten-Abschreiben beschäftigt fanden. Er hatte nicht so viel Zeit, mich ruhig anzuhören und als ich, nach der oberflächlichsten Einleitung, auf seine Vermögens-Verhältnisse kam, verwies er mich kurz und gut an

Herrn D., dieſer wiſſe Alles und er müſſe die Theater-Probe beſuchen.

Die Theater-Probe zu beſuchen, während in L. die Hinrichtung eines Raubmörders ſtattfand, das war allerdings mehr, als ich dem Grafen G... zugetraut hatte. Hier galt es doch nicht ſeinem Vermögen, ſondern einem theatraliſchen Aufzug und einer großen Scene aus dem Leben. Aber Herr Graf G... hatte ſich capricirt, eine Theater-Probe zu halten, während die ganze Stadt zur Richtſtätte ſtrömte.

Herr D. meinte, was ich daran ſehen wollte, wenn ein armer Menſch ſo erſchrecklich abgeſchlachtet würde, wir hätten, während der Graf der Probe beiwohne, noch Vorbereitungen zu treffen, um denſelben zu einer Reiſe nach M..... zu bewegen. Ich wußte zwar nicht, was D. mit dieſer Reiſe nach M..... ſagen wollte, aber ich verſprach, ihn Nachmittags zu beſuchen, den Morgen wollte ich weniger zu der Hinrichtung, als zu Erkundigungen nach den Motiven des Mordes und des Todes-Urtheils benutzen.

Dieſes war von dem Obergerichte ausgeſprochen und von dem O.-A.-Gerichte beſtätigt worden, und der Mörder war von dem gemeinſten Schlage. Er hatte bei lichtem Tage eine alte allein wohnende Dame nebſt ihrer Haushälterin ermordet, um ſich einiges Geldes und einiger Pretioſen derſelben zu bemächtigen. Die Dame war reich, aber die geringe Baarſchaft, die der Mörder bei ihr fand, hatte ſelbſt in ſeinen Augen die That nicht gelohnt. Es ſei eine Bagatelle geweſen für ſo viel Blut, meinte er, aber an den alten Weibern ſei auch Nichts verloren. Die viehiſche Rohheit, die dieſen Menſchen auf ſeinem letzten Gange auszeichnete, überſtieg alle Grenzen. Verwünſchungen gegen ſeine Richter und Gotteslästerungen, war das Einzige, was man zu hören bekam. Als ihm am Thore der Armeſündertrank gereicht wurde, leerte er das Glas auf den Tod ſeiner Richter. Der letzte Fluch gegen Gott und Religion, der ſeinem Munde entquoll, wurde nur von dem Schwerte des Scharfrichters unterbrochen. Dieſer hielt das Haupt hoch in die Höhe, ſchwang das blutige Richtſchwert, begrüßte damit die Menge und fragte, ob er ſeine

Schuldigkeit gethan, eine Frage, die von einem ungewöhnlichen Applaus begleitet wurde und von einem Enthusiasmus, der mich schwindeln machte.

Man möchte allerdings in Zweifel gerathen, ob nicht unter Voraussetzung solcher Unnatur die Todesstrafe doch an ihrem Orte wäre, vorausgesetzt nämlich, daß wir jenen Begriff des Staats festhalten, der ihn als eine Vereinigung Aller zur Sicherung der Freiheit Aller schildert, und nicht als Familien-Verband, der überhaupt die Todesstrafe vernichten würde.

Wenn solchen Menschen nicht der Tod als das letzte und äußerste Mittel vorgehalten würde, sie würden ja die ganze Welt umbringen. Von diesem Gesichtspunkte aus wird die große Menge das Verhältniß betrachten. Von diesem Gesichtspunkte aus werden auch die meisten Juristen die Nothwendigkeit der Todesstrafe erklären. Und wenn man ihnen entgegnet, der Mordthaten werden aber doch nicht weniger, so werden sie uns bemerken, das stehe noch sehr in Frage, es sei vielmehr wohl anzunehmen, daß unzählige Mordthaten durch die Abschreckungs-Theorie des Staats verhindert würden,

man könne ja den Menschen nicht in's Herz sehen. Jener Mörder habe sich freilich nicht durch das Richtschwert abschrecken lassen, wer könne es aber unternehmen, einen speciellen Fall als Regel geltend zu machen. Gewiß nicht! Aber wer kann es unternehmen, eine Regel festzustellen, der es an allem Beweis fehlt? Oder wird man behaupten, daß die Leidenschaften durch Drohungen zu überwinden sind, daß die Leidenschaften überhaupt nachdenken?

Die mittelalterlichen Criminal-Gesetze hatten die Todesstrafe sehr allgemein gemacht, sie setzten auf Ehebruch, Nothzucht, Bigamie und auf jene schrecklichen Laster, die nur als Ausnahmen der Natur zu betrachten sind, Todesstrafen, und man vollzog dieselben mit der äußersten Strenge. Hat man diese Verbrechen dadurch ausgerottet? Nein, sie wuchsen dem Criminalrecht über den Kopf und die Gesetzgebung mußte ihre Schwäche eingestehen, die mildernde Praxis schaffte die Todesstrafe in diesen Fällen ab. Freilich kamen dieselben selbst in den civilisirtesten Ständen vor, aber sollte man Verbrechen, werden sie von der Civilisation begangen, für minder gefährlich halten, als andere, die mei-

ſtens von der Rohheit und Uncultur begangen werden? Jene waren durch die Civiliſation nicht zu vertilgen, ſie ſind noch heut zu Tage eben ſo häufig, wie zur Zeit der Caroline; während die Mordthaten ſich in eben dem Grade verminderten, als die Civiliſation ſtieg.

Indeß das Leben iſt das heiligſte Gut und wer Blut vergießt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden. Die Juriſten bekümmern ſich ſelbſt um die heilige Schrift, aber leider nur um die Details derſelben, nicht um die Grund-Idee des Chriſtenthums. Das Leben iſt das heiligſte Gut des Menſchen! Wollte man es nur weniger aus dem Geſichtspunkte des Criminalrechts, als aus dem der Humanität betrachten. Ich will die Letztere durchaus nicht zu einem weiten, bequemen Mantel für die Sünde machen, aber ich meine doch, man ſolle ein heiliges Gut beſſer hegen und pflegen, als allein durch die Abſchreckungs-Theorie. Die moraliſche Zurechnung — nicht jene engherzige moraliſche Zurechnung der Jurisprudenz, ſondern die, welche aus Cultur und Civiliſation hergeleitet werden kann — ſollte man vor allen Dingen allgemeiner zu begründen ſuchen.

Wir haben leider noch sehr viele Menschen in unserem civilisirten Staate, die wie das liebe Vieh aufwachsen. Man macht es sich hier bequem und schlägt ihnen die Köpfe ab, statt sie zu bilden. Das wird man wenigstens nicht läugnen können, daß die Meisten, welche ihr Haupt dem Gesetze zum Opfer bringen müssen, kein genügendes Gegengewicht gegen die Leidenschaften geltend machen konnten. Dieses Gegengewicht liegt durchaus nicht in dem Katechismus, ich möchte es selbst nicht an die Bibel knüpfen. Nein! es liegt vielmehr darin, daß die gesellschaftliche Richtung im Ganzen und Großen civiler und humaner werden muß, daß man nicht sage: dieser, oder jener Mensch, oder diese, oder jene Klasse ist zu dumm für die Aufklärung. Die Vernunft ist uns von Gott mitgegeben, nur die Unvernunft ist ein Erzeugniß der Menschen. Das Christenthum, ohne menschlichen Zusatz, ist eben die höchste Potenz der Vernunft. Aber die rohe Gewalt hat es nicht so gebrauchen können, wie es uns hinterlassen wurde, für ihre Zwecke reichte es nicht hin und man hat es gemeißelt, gemodelt und umgestaltet, ja man hat es

nur als Aushülfe benutzt, man hat es der Polizei untergeordnet, man hat Dinge daraus hergeleitet, von deren Gegentheil das Christenthum gerade Zeugniß gibt.

Ich will mich hier nicht in das Labyrinth unserer modernen Staats-Einrichtungen begeben, aber so viel ist doch gewiß, daß man nur eine Seite des Christenthums begünstigt, ich meine die passive. Was soll aber der gemeine Mann, dem man in dem besten Falle die zehn Gebote und das Vater unser vorhält, denken, wenn er in den höheren Ständen so gar wenig christlichen Sinn erblickt. Aber der gemeine Mann soll selbst nicht einmal denken. Gehorsam, blinder Gehorsam, das ist Alles, was Ihr ihm zugesteht. Nun gut, so haltet ihn denn, wie das Thier, aber wundert Euch nicht, wenn er dann gegen den Gehorsam häufig verstößt. Durch die Todesstrafe wird er nicht zu bessern sein.

Kurz nach der Hinrichtung sprach ich Herrn D. Er meinte, man sollte es nicht glauben, daß es solche Menschen in der Welt gäbe; der Kerl hätte schon wegen seiner gotteslästerlichen Reden verdient, von unten auf gerädert zu werden: er habe es

nicht aushalten können, ſo etwas nur zwei Minuten anzuhören. So wenig wie Herr D. wird der gröſsere Theil der Geſellſchaft aufgelegt ſein, tieferen Motiven jenes Verbrechens nachzuſpüren. Ich fand Gelegenheit dazu in einer kurzen biographiſchen Skizze des Verbrechers und in der einfachen Sacherzählung des Verbrechens. Der Hingerichtete war in der That roh aufgewachſen, er hatte weder leſen, noch ſchreiben können und von dem Chriſtenthum hatte er keine andere Wohlthat empfangen gehabt, als die Taufe und Confirmation. Sein Erwerb hatte demnach in den gröbſten Handarbeiten für Taglohn beſtanden. Dabei war er im höchſten Grade leidenſchaftlich, ja boshaft geweſen. Findet man doch auch Bosheit in der Civiliſation; warum ſollte ein roher Taglöhner nicht boshaft ſein? — Alſo ſo viel war gewiſs, der Hingerichtete hatte nicht den geringſten moraliſchen Anhalt gegen eine in ihrem Urſprunge böſe Natur gehabt. Nun hatte es ſich, in Folge eines weniger verworfenen, als nichtsnutzigen, unverträglichen Lebens des Verbrechers auch oftmals ereignet, daſs er ſich ohne den nothwendigſten Bedarf für die Exiſtenz gefun-

den hatte. Unter ſolchen Verhältniſſen hatte ihn auch die Gemordete, in deren Hauſe er Handdienſte leiſtete, aus dem Dienſte gewieſen. Sie war reich, ſie lebte bequem, er war arm, boshaft und rachſüchtig. Was hatte er ihr ſo Schlimmes gethan, daß ſie ihm ruhig und kalt eine Quelle des Erwerbs verſtopfen konnte. So ungefähr raiſonnirte der Verbrecher, oder er konnte wenigſtens ſo raiſonniren, ohne Logik ſtudirt zu haben. Gedanken an Rache ſtiegen in ihm auf, zu ihnen geſellten ſich Habgier und Genußſucht. Ueberlegen iſt die Sache eines ſolchen Menſchen nicht, was wird ihn groß von dem Thiere unterſcheiden? Er ging in das Haus der alten bequemen reichen Frau und ſchlug ſie mit derſelben Art, mit welcher er ihr Holz gefällt hatte, todt. Nach dieſer That keine Spur von Reue, kein Gedanke von Verſöhnung, es war erſchrecklich, aber nicht ſo unnatürlich, wie man auf den erſten Anblick glauben möchte. Ich bin der Meinung, daß in jedem Menſchenherzen Empfindung und Gefühl wohnen. Das iſt der lockere Boden, der des Sämanns harrt und der rechten Saat. Aber wenn dieſer Boden nun auf

keine Weise bestellt wird, wenn sich nur der kalte Nachtreif des Lebens darauf herabläßt und der Frost des Materialismus bis zu seinen tiefsten Tiefen dringt, wie soll er nicht hart und starr werden und unzugänglich für Wort und That?

Gewiß! die Motive der meisten Verbrechen sind eben so sehr in der Gesellschaft zu suchen, wie in dem Individuum. Jener starb mit Verwünschungen gegen Gott und Menschheit auf den Lippen und dieses entsetzliche Resultat hatte sich in einer Stadt von wenigstens 30,000 Einwohnern, einem Dutzend Kirchen und einigen Dutzenden Schulen herausstellen können. Es gibt aber Stellen in Deutschland, wohin, trotz aller Cultur, noch nicht der geringste Strahl von Aufklärung gedrungen ist. Und dann, wenn man den Unterricht nur zu großen, menschheitlichen Zwecken einrichtete — doch ich will ein Thema, das eine so speculative Richtung zu nehmen droht, nicht weiter verfolgen.

Nachmittags setzte mir Herr D. seine Pläne auseinander, um eine Reise nach G. in M..... zu motiviren. Ich werde bald einsehen, daß jene Herren in R. (die erwähnten Advocaten) nicht so

ſorglos ſeien, wie ſie affectirten, wenn ſie vernähmen, Graf G... ſei in Begleitung ſeines Bevollmächtigten und eines Juriſten nach G. gereiſet. Bekanntlich hatte vor der dortigen Juſtiz-Canzelei das Concurs-Verfahren ſtattgefunden.

„Aber was ſollen wir dort?“ war meine erſte Frage.

„„Mit einer Klage drohen, mit einer Wiederaufnahme des Proceſſes.““

„Aber wem?“

„„Den Advocaten in R.““

„Ohne die geringſten Beweiſe und auf bloße Vermuthungen hin?“

„„Dieſe Herren wiſſen ſich nicht rein““ — erinnerte Herr D. — „„und ich habe Beweiſe.““

So geringen Grund ich hatte, an die letzteren zu glauben, ſo meinte ich doch, bei meiner Unzulänglichkeit zu ernſtlichen Schritten, einen Verſuch nicht von der Hand weiſen zu dürfen, der wenigſtens, wenn er Befürchtungen bei jenen Herren hervorrief, eine moraliſche Ueberzeugung von dem dolus derſelben in mir begründen mußte. Herr D. zeigte mir zugleich ein Journal, in welchem die

Gläubiger des Grafen G..., welche die Concurs-Masse den Herren Advocaten F. und P. in N. und K. in G. überlassen hätten, eine Zahlung von 25 Procent entgegennehmen könnten. Die fragliche Cession hatte also wirklich, wie mich die junge Gräfin versichert hatte, mit Genehmigung der Gerichte stattgefunden.

„Aber wir würden besser thun, zuvor nach N. zu reisen, zu jenen Herren," war meine Meinung.

Herr D. hatte nichts dagegen, und Graf G... mußte sich, trotz seiner Theatersucht, zu der Reise verstehen, ja er wartete nicht einmal die Drohungen seines Bevollmächtigten und Gläubigers ab, die er, im Falle einer Weigerung, sicher hätte entgegennehmen müssen.

Wir fuhren also zunächst nach N., zwar ohne Vereinbarung, welche Stellung wir gegenseitig jenen Advocaten gegenüber behaupten würden, aber doch Beide mit Absichten. Ich wollte das Terrain kennen lernen, Herr D. wollte durch mich den Anschein gewinnen, als handle er in Gemeinschaft mit der gräflichen Familie.

Graf G... war auf der ganzen Reise sehr indifferent. In N. angekommen, war sein erstes, das dortige Theater zu besuchen und uns die Fürsorge für unsere oder seine Interessen zu überlassen. Da man auch in der That nur seiner Anwesenheit in N. bedurfte und er uns sonst in keinerlei Weise helfen konnte, als durch seine Person, so ließ Herr D. ihn ruhig gewähren und begab sich einstweilen zu dem Dr. P. Ich aber beschloß, die Resultate abzuwarten, welche diese Unterredung herbeiführen würde.

Siebenzehntes Kapitel.

Unterredung mit dem Doctor P. — Intrigue der Advocaten und Kriegslist des Herrn D. — Er eilt in die Kirche, um Gott am Charfreitage für seine Zwecke zu stimmen. — Graf S... copirt ein gestohlenes Theater-Manuscript. — Ich habe Zeit, Betrachtungen über den Nachdruck anzustellen.

Wie man sich auch verstanden haben mochte, Herr Dr. P. wünschte, mich Nachmittags zu sprechen. D. hatte mich ihm wahrscheinlich als einen Anwalt der gräflichen Familie geschildert. Somit verfügten wir Beide uns zeitig zu jenem Herrn.

Natürlich verwies derselbe mich an das rechtskräftige Urtheil, er wunderte sich, daß man sich Kosten machen wolle, da man doch früher, als die Untersuchung wegen des Rechtbestandes eines Concurses den Gerichten vorgelegen, überall nicht das geringste Mißtrauen an den Tag gelegt habe. Es

werde thöricht sein, eine Cession anzufechten, die unter Oberaufsicht des Gerichts und mit dessen Genehmigung stattgefunden habe. — Ich bemerkte, es käme doch sehr viel auf die dem Concurse zum Grunde liegenden Forderungen an, die größtentheils wucherischer Art gewesen seien, worauf mir Herr Dr. P. entgegnete, daß die Rechtmäßigkeit der Forderungen in dem Concurs-Verfahren hinlänglich constatirt worden sei.

„Wir haben die Masse lediglich aus dem Grunde an uns gekauft, weil wir Weitläuftigkeiten vermeiden, die Concurskosten vermindern und den unvermögenden Gläubigern wenigstens zu einem Theil ihres Geldes verhelfen wollten. Sie wissen, ein ausgedehntes Concurs-Verfahren kann die ganze Masse absorbiren."

Ich lächelte ungläubig: „„Der Graf G... war ein sehr vermögender Mann, ein reicher Mann, der reichste Cavalier in M....., das will doch etwas sagen.""

„Gewiß! aber ich habe mich nicht um die Vergangenheit des Grafen zu kümmern, so viel ist ge-

wiß, daß ſeine Schulden doch größer ſein mußten, als ſein Vermögen."

„„Und wenn man doch Beweiſe des Gegentheils brächte? — Mein Herr Doctor, ich bin zu dem Ende nach M..... gekommen, um mich nach den Beweggründen jenes Concurſes umzuſehen. Ihnen kann das gleichgültig ſein und ſomit nahm ich auch keinen Anſtand, Ihnen den Zweck meiner Miſſion geradezu einzugeſtehen.""

„Gewiß iſt es mir gleichgültig — bemerkte Doctor P. — nur ſehen Sie ſich gegen Schaden vor —"

„„„Oh! wir ſind mit Allem verſehen""" — ſprach Herr D., der immer plötzliche Reſultate herbeiführen wollte und nie die Zeit erwarten konnte.

„Gewiß! wie immer," entgegnete lächelnd Doctor P., und dann zu mir gewendet, „Herr D. gibt ſich ſtets ſanguiniſchen Hoffnungen hin, ſeine Forderungen ſind größtentheils ſogar erſt nach der Einleitung des Concurs-Verfahrens entſtanden und dennoch möchte er ſie zu Vollem bezahlt erhalten."

Jetzt hätte man Herrn D. ſehen ſollen. Seine Augen funkelten, ſeine Mienen zuckten, er ſprang auf und ſprach haſtig gegen den Advocaten, der

lächelnd zu ihm aufblickte: „Meine Forderungen sind gerecht, es ist mein Geld, was ich fordere, ich habe dem Herrn Grafen auf die uneigennützigste Weise gedient, und es ist nicht möglich, daß eine so hochachtbare Familie, wie die gräfliche, mich um mein sauer Erworbenes bringen sollte."

Herr Doctor P. erinnerte immer lächelnd: „„So halten Sie sich zunächst an den Bevollmächtigten der jungen Gräfin, was geht auch mich Ihre Forderung an den Herrn Grafen an; ich bestreite Ihnen nichts.""

„Aber ich will von Ihnen bezahlt sein." (Herr D. verlor dieser Kälte gegenüber nicht nur den Plan, den er sich vorgesetzt haben mochte, sondern auch den Kopf.)

„„Und ich kann und werde Sie nicht bezahlen,"" bemerkte Doctor P. eben so ruhig, wie früher.

„„So tret' ich als Bevollmächtigter des Herrn Grafen auf,"" replicirte jetzt zuversichtlich D., indem er den Kopf weit vorstreckte und ein Schnippchen schlug. Er blieb in dieser Stellung, um den frischen Eindruck seiner gewiß schon oft angewandten Drohung abzuwarten.

Doctor P. ſchüttelte mit dem Kopf, ſah mich an und dann Herrn D.: „Wenn man mit Ihnen nur vernünftig ſprechen könnte, jetzt ſind Sie wieder Bevollmächtigter. Und was wollen Sie denn als Bevollmächtigter?“

„„Um eine Reviſion des Proceſſes nachſuchen. Ja mein Herr Doctor P. hier haben Beſtechungen ſtattgefunden.““ Dieſe Worte wurden von D. ſo haſtig und wild geſprochen, daß ſie doch auf den Advocaten einigen Eindruck zu machen ſchienen. Aber er ſprach eben ſo kalt und ruhig, wie früher: „Sie werden Scandal machen und Nichts erreichen.“

Da ich ſah, daß wir auf dieſem Wege ſchwerlich zu Reſultaten gelangen würden, ſo unterbrach ich das Geſpräch, vom Stuhl aufſtehend: „Die Herren werden ſich nicht vereinigen können, da die Anſprüche, die Herr D. an den Grafen macht, in keinerlei Beziehung zu dem Concurs ſtehen.“

„„Gewiß nicht,““ fügte Doctor P. hinzu.

„„„Nein nicht zu dem Concurs““““ — fiel hier D. haſtig dazwiſchen — „„„„aber zu dem Gelde des Grafen, mit welchem man Concurs geſpielt hat.““““

Herrn P. war die Unterredung nicht angenehm, aber ich mußte mich über seine Gleichgültigkeit wundern, die sich, selbst Invectiven gegenüber, zu keiner Aenderung des Tons entschließen konnte. Er wandte sich, halb indifferent, halb beobachtend, an mich: „Was halten Sie von den närrischen Ansichten des Herrn D.?" — Ich zuckte natürlich die Achseln. Doctor P. meinte, Herr D. müsse vortreffliche Beweismittel in Händen haben, um eine so nachdrückliche Sprache zu reden, und dieser versicherte natürlich nochmals, wie Einer, der meistens mit unerfahrenen Leuten unterhandelt und dieselben durch plumpe List übervortheilt hat, daß er die untrüglichsten Beweise besitze, eine Drohung, die übrigens den Doctor P. nicht im Geringsten zu afficiren schien.

Somit schieden wir. Der Doctor P. meinte, wir würden uns am nächsten Tage vielleicht noch sprechen.

Aber die Reise des Grafen G..., in meiner und D.'s Begleitung mochte doch den Herren auf's Herz gefallen sein, als wir nach Hause kamen, erzählte uns jener, der Advocat F., der Compagnon des

Doctor P. in dieſer Angelegenheit, habe ihm einen Beſuch abgeſtattet und auf das Dringendſte angerathen, er ſolle, während wir bei Doctor P. ſeien, das Gaſthaus verlaſſen und mit ihm gehen. Auf dieſen Fall war dem Grafen, der natürlich immer deſſen bedürftig war, ſogar Geld angeboten worden. Es lag alſo am Tage, daß man die Reiſe nach G., wenn nicht fürchtete, doch wenigſtens äußerſt ungern zuließ. Wozu dieſer Winkelzug der Jurisprudenz, wenn ſie das Licht nicht zu ſcheuen brauchte.

Herr D. war ſofort voll Hoffnung und baute auf der Stelle neue Pläne. Statt mit dem Grafen den geraden Weg nach G. einzuſchlagen, rieth er demſelben vielmehr, auf das Anerbieten des Herrn F. einzugehen, das Geld von den Advocaten zu nehmen, ſich auf einige Tage ihrem Willen zu fügen und ihnen dann, nachdem er ſie ausgeholt, eine Naſe zu drehen. In dieſen Worten ſprach Herr D. über Recht und Gerechtigkeit. Natürlich war der Graf zu Allem bereit, aber Herr D. machte nur noch die Bedingung, daß derſelbe das Geld, welches ihm die Advocaten auszahlen wür-

den, mit mir theilen müſſe. Er gedachte, mich auf ſolche Weiſe an ſeine Intereſſen zu ketten. Da ich mich aber ſtandhaft weigerte, an dieſer Intrigue, deren Ende ich gar nicht abſah, Theil zu nehmen, ſo überließ mich Herr D. vorerſt meinem eigenen Schickſal, indem er mich aufforderte, mit ihm nach G. zu reiſen und dann das Weitere mit der Ankunft des Grafen, der dort höchſtens binnen einigen Tagen einzutreffen verſprach, zu erwarten.

Graf G... mußte nun, in ſeiner Gegenwart an die Herren P. und F. ſchreiben, er werde Abends gegen zehn Uhr, wenn Herr D. im Bette liege, ſich flüchtigen Fußes in das Haus des Herrn Doctor P. begeben und ſich dort zur Verfügung der beiden Herren ſtellen.

So ſeltſam dieſe Vorfälle auch klingen mögen, ſo kann ich dennoch nochmals verſichern, daß ſie auf Wahrheit beruhen und ohne alle Zuſätze ſind. Verhindern konnte ich hier nichts, ich beſchränkte mich alſo darauf, zu erklären, daß ich nur ein offenes Verfahren für redlich und erſprießlich halte. Aber Herr D. hatte von der Redlichkeit ſehr beſchränkte Begriffe: die Advocaten ſeien Spitzbuben,

denen man nur auf solche Weise beikommen könne; zudem hätten sie dem Herrn Grafen ja doch nur das Geld gestohlen und es sei ganz billig, daß derselbe jede Gelegenheit ergreife, so viel von dem Seinigen wieder zu erhalten, als eben möglich. Es war diesem Mann unmöglich, den geraden Weg zu gehen, selbst wenn er solcher Weise eher zum Ziele gelangen würde, List und Intrigue waren ihm zur anderen Natur geworden.

Ich bemerke nur noch, daß, nachdem Alles zwischen ihm und dem Grafen verabredet worden war, Herr D. sich zu einem Kirchgang entschloß. Es war gerade ein stiller Freitag und Herr D. versäumte keine Gelegenheit, den Schutz und Beistand des Höchsten zu erflehen.

Nachdem er sich entfernt, verkündete mir der Graf G..., daß er noch einige nothwendige Geschäfte zu beseitigen habe. Er hatte sich in aller Eile von dem Director der dortigen Bühne ein Manuscript geliehen, das er ohne Weiteres zu copiren beschloß. Als ich ihm bemerklich machte, daß die Benutzung eines Manuscripts, ohne Honorar-Zahlung und Einwilligung des Verfassers, ihn

in unangenehme Berührungen versetzen könne, gestand er mir offenherzig, daß er nie ein Manuscript honorire, er stehe mit den meisten Theater-Soufleuren in Geschäftsverbindung, die ihm dasselbe gegen doppelte Copialien, oder im Wege des Tauschhandels überließen; das vorliegende Manuscript sei von dem Director des Theaters in N. für ein anderes eingetauscht worden.

Während Herr D. nun in der Kirche war und den lieben Gott ganz speciell ersuchte, seine Zwecke zu unterstützen und seine neueste Kriegslist — von der er sich natürlich keine Rechenschaft geben konnte — zu einem gedeihlichen Ende zu führen, und während der Graf G... brevi manu das Manuscript stahl, hatte ich Zeit und Muße, Betrachtungen über geistiges Eigenthum anzustellen, über Nachdruck und Abschrift literarischer Producte, mit einem Worte über Vervielfältigung derselben zum Nachtheil des Verfassers und Verlegers.

Achtzehntes Kapitel.

Bemerkungen über Nachdruck und die Rechtsloſigkeit des geiſtigen Eigenthums in Deutſchland — Herr D. kehrt aus der Kirche voll Enthuſiasmus und Hoffnung zurück. — Trennung von dem Grafen. — Reiſe nach S. — Die Advocaten bringen durch die Abhaltung des Grafen von der Reiſe nach S. Herrn D. um 18,000 Thaler. — D. iſt dem Tode nahe. — Grundſätze und Tendenzen der Jurisprudenz in M.....

Der Nachdruck und die Unſicherheit des geiſtigen Eigenthums iſt wieder ein Beweis, daß unſere Jurisprudenz nie über das römiſche Recht hinweg ſieht. Weil in demſelben keine Rede von Nachdruck und Verlagsrecht ſein konnte, ſo iſt man bis jetzt Seitens der Juriſten nicht geneigt geweſen, unſeren Schriftſtellern in dieſer Hinſicht Rechte einzuräumen.

Ich will es hier nicht unterſuchen, ob die römiſchen Eigenthums-Begriffe geiſtiges Eigenthum

ausschließen, aber einige Bemerkungen darüber, ob der Fortschritt der Cultur und die modernen Zustände nicht ein solches Eigenthumsrecht verlangen, möchten um so mehr an ihrem Orte sein, als man noch immer den Nachdruck von verschiedenen Seiten in Schutz nimmt, und sich dabei noch oben darein auf die Cultur und Aufklärung stützt.

Man sagt — freilich nur in Deutschland — geistige Schätze müssen Gemeingut sein, der Nachdruck diene dazu, die Quellen des Wissens Allen zu erschließen, es sei vielmehr inhuman, wenn Einer, in dessen Hand Gott einen Theil der Cultur des Jahrhunderts gelegt habe, aus dieser Bevorzugung klingende Zinsen ziehen und gewissermaßen ein Monopol auf ein göttliches Gut, das ihm nur zum Besten der Menschheit anvertraut worden sei, besitzen solle. Seltsam genug sind es gerade Anhänger des conservativen Systems, welche diese voreilige Meinung aussprechen. Diese Herren provociren in allen anderen Fällen auf das positive, oder göttliche Recht, nur in diesem Falle überlassen sie sich einer vagen Theorie, die sie dreist unter die Rubrik Menschenrecht bringen werden.

Sollte die Regierung nicht eine juriſtiſche Verbindlichkeit haben, den Nachdruck zu verpönen? ich ſage eine juriſtiſche Verbindlichkeit, die moraliſche liegt weit näher. Gewiß hat ſie eine ſolche; denn der Staat in ſeiner juriſtiſchen Definition ſoll die Freiheit der Einzelnen zum Beſten Aller beſchränken. Man könnte das vielleicht in dem ſpeciellen Falle des Nachdrucks ſo interpretiren: Einzelne müßten ſich in ihrem geiſtigen Eigenthum beſtehlen laſſen, damit Alle Vortheil davon zögen. Aber dieſe Interpretation hat man — ſo frech auch der Nachdruck aufgetreten iſt — noch nicht gewagt; denn in ſolchem Falle möchten die Diebe im Allgemeinen behaupten, ſie ſtählen nur zum Beſten der großen Menge, es wäre beſſer, wenn das Eigenthum Einzelner unter die Leute käme, jeder Diebſtahl ſei eine Beſchränkung Einzelner zum Beſten Aller.

Alſo ich meine, die Geſetzgebung oder die Regierung, die ja nur Organ des Geſammtwillens iſt, hat in der That eine juriſtiſche Verbindlichkeit, die aus dem Begriffe des Staats hervorgeht, den Nachdruck zu verbieten, das Eigenthum des Geiſtes zu ſichern.

Betrachtet man nun die Sache aus dem humanen Gesichtspunkte, so fragt es sich, was es der Menschheit schaden kann, wenn die, welche die Bildung fördern, den Geist veredlen, den Fortschritt des Jahrhunderts verursachen, wenn diese Leute in den Stand gesetzt werden, anständig leben zu können, ja, was es ihr schaden könne, wenn diese Leute sich mittelst ihres Geistes Reichthümer erwerben. Die Vertheidiger des Nachdrucks sind — wie schon gesagt — der Meinung, der Nachdruck mache es allein möglich, daß die minder Begüterten, ja selbst die Armen an dem geistigen Reichthum einer Nation participirten, sonst werde die Geld-Aristokratie auch in Betreff der Wissenschaft bevorzugt sein. Im Ganzen bedient sich die Geld-Aristokratie dieses Vorzugs leider wenig, und was die Unbemittelten, die Armen betrifft, sind sie nicht anders in Betreff der Wissenschaft zu begünstigen, als durch den Grundsatz Crispins? Was sage ich, Crispins — der stahl nur den Reichen das Leder, um den Armen Schuhe daraus zu machen. Bei dem Nachdruck aber stehlen Reiche Armen ihr Eigenthum und nicht für Arme, sondern zunächst für sich.

Und wäre es für die Armen, daß man die Armen bestiehlt, wie läßt sich so etwas rechtfertigen. Gewiß den Unbemittelten und Armen ist auch in Betreff der Wissenschaft zu helfen; denn einmal wird der Verleger schon weniger hohe Bücher-Preise ansetzen können, ist er gegen den Nachdruck sicher, und dann — thut er es nicht — braucht man ja nur die Stadt-Bibliotheken zu vergrößern und zu vermehren, den Zutritt zu und die Theilnahme an ihnen leichter zu machen. Endlich, hat der Nachdruck und die Unsicherheit des geistigen Eigenthums die Cultur auch nur im entferntesten in Deutschland befördert? Gewiß, die Cultur hat tiefere und moralischere Beziehungen.

Die Literatur wird sich auch ohne Nachdruck populär machen lassen, es müßte sehr schlimm mit ihr aussehen, wenn sie einer Vermittelung mit der Nation bedürfte, die hauptsächlich auf dem Kuppelpelz beruhete.

Aber die Schriftsteller — die in Deutschland ohnedieß von tausend Rücksichten abhängig sind — sind durch den Nachdruck in die untergeordnetste Stellung versetzt worden. Man hat ihnen das

Brod genommen und die Vertheidiger geistigen Diebstahls verweisen sie frech genug an den Nektar und die Ambrosia der Wissenschaft. Davon läßt sich bekanntlich nicht leben und da der Geist hienieden ohne Körper nicht existiren kann, und da der Geist nur willig, der Körper aber schwach ist, so muß man den unerhörten Servilismus der deutschen Gelehrsamkeit gewiß auch ein klein wenig auf Rechnung der Rechtslosigkeit des Geistes setzen. Diese Rechtslosigkeit hat dem deutschen Volke gewiß größeren Nachtheil gebracht, als der Nachdruck ihm Vortheil brachte; geben wir anders überhaupt einen solchen Vortheil zu. Die Bücher mochten sich vervielfältigen und billiger werden, aber die Gedankenfreiheit verminderte sich und wurde theurer. Da der Schriftsteller nicht von der Nation bezahlt wurde, so ließ er sich von Anderen bezahlen und diese Anderen kauften nur um den Preis Gedanken von ihm, die ihnen zusagten, daß er andere, die ihnen nicht zusagten, um keinen Preis verkaufen, ja nicht einmal denken möge.

Aber sie gehen so weit, die perfiden Vertheidiger des Nachdrucks, daß sie behaupten, es würden

ik dem Falle, daß die Schriftstellerei keine klingenden Zinsen gewänne, nur Leute von Beruf schreiben, man würde aus Inspiration dichten, philosophiren, politisiren und raisonniren. Als wenn die Inspiration nur an den Hunger geknüpft wäre, als wenn die Cultur nur dann den Fortschritt aushalten würde, wenn sie nichts zu essen hätte; als wenn unsere Schriftsteller nur dann erst g r o ß e Schriftsteller und sicher gegen alle Verirrungen wären, wenn ihre körperliche Existenz dem Zufall überlassen bliebe. Dieses klägliche Motiv für den Nachdruck kann man füglich am leichtesten übergehen, genug, daß es vorgeschützt worden ist.

Während Graf G... ruhig an seinem Manuscripte fortschrieb, drängten sich mir jene unmaßgeblichen Bemerkungen auf. Eine Abhülfe ist nur von Oben zu erwarten und man scheint diese Angelegenheit aus einleuchtenden Gründen nicht zu beeilen. Am schlimmsten sind nun gar die Bühnendichter daran; sie haben jeden Copisten zu fürchten und Herren ihres Eigenthums sind sie nicht einmal, den größeren Bühnen gegenüber. Was man ihnen

an Honorar bietet, damit müſſen ſie ſich begnügen. Ich bin der Meinung, daß eben die gänzliche Rechtsloſigkeit der dramatiſchen Literatur am meiſten die Entwickelung unſerer Bühne aufhält, aber an einem Memoire in dieſer Angelegenheit, zu welchem ich mich raſch entſchließen wollte, verhinderte mich für jetzt Herr D. Er kam in großer Haſt aus der Kirche zurück und trat mit den prophetiſchen Worten: Es iſt vollbracht! in das Zimmer. Mit ihnen hatte der Prediger, in Bezug auf den Charfreitag, die Kirchenfeier begonnen und Herr D. bezog ſie nun auf ſeine perſönliche Angelegenheit; am Abend, wenn Graf G... ſich zu den Advocaten begeben habe, werde auch er ausrufen können: es iſt vollbracht! Es unterlag bei ihm keinem Zweifel, daß ſeine Kriegsliſt zu wichtigen Entdeckungen führen könnte. Ich freilich hatte eine ganz andere Anſicht von der Entwickelung der Dinge.

Genug, Graf G... verließ uns Abends und begab ſich zu Doctor P. Herr D. und ich fuhren am nächſten Morgen nach G. Hier erfuhr nun D. eine Thatſache, die, wie die Leſer ſogleich hören ſollen, ihm ſogar lebensgefährlich wurde.

Es lag nämlich eine Summe von 18000 Thalern bei der Justiz-Kanzelei in G. deponirt, die dem Grafen G... aus einem Vergleiche zukamen, den sein früherer Curator, Namens Seiner, abgeschlossen hatte. Man hatte dieses Geld nicht zu der Concursmasse ziehen können, und Graf G... konnte es somit persönlich entgegennehmen, oder durch einen Bevollmächtigten. Als solchen wollte man aber Herrn D. nicht gelten lassen, da es notorisch, daß ihm der Graf G... als Schuldner verhaftet sei. Somit war die Anwesenheit des Grafen erforderlich, um jenes Geld entgegenzunehmen. Wir warteten ungeduldig einen Tag nach dem andern, bis uns plötzlich eine Bekanntmachung des Grafen G... in den öffentlichen Blättern Gewißheit darüber ertheilte, daß man auf seine Ankunft in G. nicht rechnen könne. Derselbe nahm nämlich die dem Herrn D. ertheilte General-Vollmacht zurück. Zu gleicher Zeit hatte er dem Gerichte zu G. eine Special-Vollmacht eingesandt, durch welche er einen dortigen Advocaten zur Erhebung der fraglichen 18000 Thaler befugte. Das war ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel für D. Er erkannte nun

bald, welche Absicht die Advocaten in N. gehabt hatten, als sie den Grafen von ihm trennten. Man wollte verhindern, daß die fragliche Summe in D.'s oder direct in des Grafen G... Hände fiel, man wollte sich vielmehr mit dem letzteren in den 18000 Thlrn. theilen. Diese plumpe Demonstration mag sehr unglaublich erscheinen, ich führe sie auch nur deshalb an, um darzuthun, zu welchen Wagestücken sich die Jurisprudenz in M..... verstehen kann. Im Vertrauen auf den Leichtsinn des Grafen G..., der von der Existenz der fraglichen 18000 Thaler nur die oberflächlichste Kunde hatte, unternahm man jene Demonstration, indem man vielleicht dem Grafen G... die kleinste Quote des Geldes gab. Ja, man versicherte später, die beiden Juristen in N. hätten diese Summe zu einem Geschenke des Gerichts-Directors in G. bestimmt gehabt, und, im Vertrauen auf die Habhaftwerdung des Geldes, demselben bereits den größten Theil des Depositums ausgezahlt. — Natürlich sollte das Geld eine Remuneration des Directors für die Beförderung des Concurses sein.

D., der diese Nachricht nicht in meiner Gegenwart, sondern im Hause des Gerichts-Directors er-

hielt, rannte wie beſeſſen nach Hauſe. Auf dem Heimwege erblickte er eine offene Kirche, ſtürzte hinein, verrichtete ſein Gebet am Altar und ſetzte dann ſeinen Weg weiter fort. Mit dem Blatte in der Hand, das jenen Widerruf des Grafen enthielt, ſtürzte er zu mir in's Zimmer:

„Ich bin ſchrecklich betrogen, ich bin von Allen verlaſſen, ſchändlich verlaſſen, o Gott! o Gott!“ der Schweiß perlte in gewaltigen Tropfen von ſeiner Stirne herab.

„„Was iſt Ihnen?““ rief ich, mehr erſchreckt, als neugierig.

„Leſen Sie nur — leſen Sie nur — ich bin blamirt — ich bin zu Grunde gerichtet.“ Und nun faltete er die Hände und bat den lieben Gott, wenn es eine Gerechtigkeit gäbe, ſie müßte ihm werden. Sein Geld ſei verloren und ſein guter Name dazu, ſeine Frau, ſeine Kinder, ſeine armen unſchuldigen Kinder! und das Alles um ſo einen lumpigen Adeligen, um einen Menſchen, der zum Straßenkehren zu ſchlecht ſei. Mit einem Worte, Herr D. warf alle Rückſichten bei Seite, er gab ſich, wie er war, und ich halte mich nur an ſeine Worte. Aber nach-

dem er mir den Vorfall, unter fortwährenden Exclamationen und Appellationen an Gottes Barmherzigkeit, erzählt hatte, wurde er plötzlich leichenblaß und ſtarr. Ich ſprang hinzu, um ihn vom Falle zu retten, denn ſeine Sinne ſchwanden und ich hielt wenigſtens einen Ohnmächtigen in meinen Armen. Es war jedoch in der That mehr, als eine Ohnmacht, ein Anfall von Schlagfluß hatte ſich des Herrn D. bemächtigt.

Nichtsdeſtoweniger gelang es den Aerzten, oder ſeiner guten Natur, ihn gegen den Tod zu ſchützen. Gegen Abend konnte Herr D. ſeine Erzählung weiter fortſetzen. Ich rieth ihm einfach, Beſchlag auf die fragliche Summe legen zu laſſen und als Gläubiger des Grafen aufzutreten; aber er, der beinahe über den Verluſt der 18000 Thaler des Todes geweſen war, konnte ſich zu dieſem Schritt nicht entſchließen. Ein ſeltſames Original von Habſucht, 18000 Thaler würden wenigſtens ein Viertheil ſeiner Forderung getilgt haben, aber Herr D. fürchtete durch einen gerichtlichen Schritt ſich in den Augen der Welt und noch mehr in denen der gräflichen Familie zu compromittiren; ja er fürchtete, ſich da-

durch weiteren Gewinn, den er noch immer aus den dem Grafen gemachten Vorschüssen zu ziehen hoffte, zu verleiden. Aus einem Vermögen, das so viele Juristen reich gemacht hätte, würde auch noch für ihn Manches abfallen und endlich müsse man Böses mit Gutem vergelten. Gewiß! Herr D. war ein Chaos von Katechismus-Moral, Einfalt, List und Habgier, Eigenschaften, die er neben einander zu erhalten und eine mit der andern zu compensiren wußte. Die Leute sollten doch nach seinem Tode sagen: „Hier liegt ein Ehrenmann!“

Der Vorfall mit den 18000 Thalern überzeugte mich indeß zur Genüge, daß von Seiten der Jurisprudenz in der gräflichen Angelegenheit jedes Mittel für das rechte gehalten wurde. Während also Herr D. nach L. zurückreiste, um sich des Grafen wieder zu bemächtigen, den er dort vermuthete, begab ich mich nach N. zurück.

Hier machte ich nun noch die Bekanntschaft des Hofraths F., jenes Advocaten, der dem Doctor P. in dem Ankauf der Concursmasse associirt war. Wie gesagt, dieser Herr war Hofrath, ein Titel,

den in M..... jeder, der ſonſt nichts iſt, acquiriren kann.

Vergeblich ſpielte ich, dem Hofrath F. gegenüber, auf das verdächtige Verfahren an, das man ſich, in Betreff der 18000 Thaler, mit dem Grafen G... erlaubt habe. Er wiſſe von nichts, was es ihn angehe, wenn der Graf eine Vollmacht widerrufe; Doctor P. aber lächelte wiederum wie früher und zuckte die Achſeln. Selbſt einige Drohungen, die ich leiſe im Hintergrunde entfaltete, fruchteten nichts; denn Hofrath F. nahm ſo wenig Rückſicht, daß er mir offen geſtand, ich werde, ſelbſt wenn ich mit Vollmachten und Geldmitteln zu einem Prozeſſe hinlänglich ausgeſtattet ſei, doch wenig ausrichten, indem der Director des Gerichts ihnen bedeutend verpflichtet ſei, ſie haben ihm Geld über Geld vorgeſchoſſen und ein Concurs deſſelben hänge nur von ihnen ab.

Das war in der That zu toll, ſo unverſchämt hatte ich die Jurisprudenz noch nie geſehen. Indeß Herr Hofrath F. fuhr weiter fort: „Dem Grafen G... habe ſein Geld doch nichts genützt, es ſei beſſer, wenn es in die Hände von Leuten käme,

die damit umzugehen wüßten, in M..... speculire man mit Processen, man kaufe Ansprüche und führe dieselben auf eigene Rechnung aus. Man würde jeden auslachen, der dem Advocaten ein solches Recht abstreiten wolle. Solchergestalt bliebe der Adel doch nicht allein im Güterbesitz. Hie und da lasse sich vielleicht noch in der gräflichen Angelegenheit die Hand zu einem Vergleiche bieten, aber um Alles ungeschehen zu machen, um die Rechtsgelehrten, die unter großen Beschwerden und Wagnissen aller Art einigen Vortheil aus einem Concurse gezogen hätten, der wenigstens so viel dargethan, daß der Graf G... nicht mehr Herr seines Vermögens sei, um diese Rechtsgelehrten wieder auf Nichts zu reduciren, dazu müsse man früher aufstehen."

Oh! ich gebe, so viel als möglich, die ausdrücklichen Worte des Herrn Hofrath F. wieder, aber was half mir seine Offenherzigkeit unter sechs Augen vor den Gerichten, er war so aufrichtig, nachdem er geendet hatte, mir zu bemerken, daß er nichts gesagt habe, daß er Alles abläugnen werde.

Es blieb mir daher nichts anders übrig, als einstweilen an meine Mandantin zu schreiben und sie auf die Unzulänglichkeit unserer Beweise aufmerksam zu machen, die kaum in etwas mehr, als Vermuthungen bestanden, welche freilich einst am Tage des Weltgerichts zu einem rechtskräftigen Urtheil genügen möchten, aber von einem irdischen Gerichte allesammt verworfen werden würden.

Meine Ferien liefen indeß ab, und sollte späterhin in der Sache wirklich etwas geschehen, so konnte man es durch schriftliche Communicationen auch bewerkstelligen. Uebrigens erboten sich die Herren Advocaten, mir einen Posten anzuweisen, um mich wegen meiner Reise zu entschädigen, es werde dazu nur einer Anweisung des Grafen bedürfen, die ich jeden Augenblick von demselben gegen höchstens zwanzig Louisd'or baar — werde erhalten können.

Ich mochte nicht an den Speculationen dieser Herren participiren und reiste in den nächsten Tagen nach L. ab. Dort schrieb Graf G... an dem in R. eingetauschten Theater-Manuscript ruhig weiter und Herr D. hatte bereits eine neue General-Vollmacht von dem Grafen erlangt, die an dem Tage

meiner Ankunft in den öffentlichen Blättern publicirt wurde. Zu aller Sicherheit für Herrn D. hieß es in derselben, sie sei unwiderruflich. Als ich ihm bemerkte, daß diese Bestimmung als nicht hinzugefügt zu betrachten sei, weil jede Vollmacht ipso jure widerruflich sei, meinte er, eine solche Clausel beweise doch das Zutrauen des Grafen zu ihm und das Weitere müsse man erwarten.

Auf nochmaliges Befragen des Herrn D., in Betreff der Beweise, die er gegen die beiden Herren P. und F. besitzen wollte, erfuhr ich denn bald mit vollkommener Gewißheit, daß dieselben nur in der Einbildung des Herrn D. existirten, und da somit kein Grund zu einem längeren Verweilen in L. vorhanden war, setzte ich zunächst meine Reise über Weimar fort. Louise, von der ich während meiner Hin- und Herzüge in M..... kein Wort vernommen hatte, sollte mich wegen der traurigen Erfahrungen, die sich an den Rechtszustand in Deutschland knüpften, trösten.

Neunzehntes Kapitel.

Reise über Weimar nach Hause. — Ein neuer Criminalfall.

Ich traf meine Braut in einem aufgeregteren Zustande, als ich erwartet hatte. Die dramatische Kunst ist nicht dazu geeignet, einen hochfliegenden Charakter herabzustimmen. Man ergibt sich mit seiner ganzen Persönlichkeit der Dichtung und Kunst und die Scheidewand des Lebens wird immer steiler. Was konnte ich von diesem zarten, bewegten Gemüthe für die Prosa des Lebens hoffen? Die Kunst war Luisen zur andern Natur geworden, freilich im schönsten Sinne des Worts, aber ich durfte nie darauf rechnen, von meinem Onkel die Einwilligung zu erhalten, meinen „ehrlichen" Namen auf dem Theaterzettel anführen zu lassen. Und doch fürch-

tete ich für Luiſe, ſollte ſie ganz und gar der Bühne entſagen.

Nichtsdeſtoweniger ſchien das Mädchen an meiner Hand den jähen Sprung wagen zu wollen, ſie rechnete zu ſehr auf die Liebe, als daß ſie in ihr nicht einen Erſatz für alle Entbehrungen zu finden hoffte. Da mir aber keine Briefe von dem Geſandten zugekommen waren, ſo mußte ich, in Betreff der Hauptſache verſchwiegen bleiben, beſchloß aber im Uebrigen mein Herz wenigſtens meinem Onkel gegenüber zu lüften, und im ſchlimmſten Falle auf die mir von dem Geſandten eröffnete Perſpective hinzudeuten.

In Betreff der Perſönlichkeit Luiſens wurde ich nach gerade ruhiger, ſie lebte ſo ganz und gar ihrem hohen Berufe, daß ſie mir keine Zeit zu Zerſtreuungen zu haben ſchien, die meine Eiferſucht hätten anregen können.

Wir ſchieden alſo nach einigen heiter und ſinnig verlebten Tagen, ſie, um ſich von Neuem mit ganzer Seele ihrem Berufe zu weihen, ich, um in den alten einförmigen Kreislauf der Geſchäfte zurückzutreten.

Die junge Gräfin hatte mir geschrieben, sie würde mich im November in meiner Vaterstadt treffen, ich konnte mir somit den Rückweg über Frankfurt ersparen und direct von Weimar nach dort zurückkehren.

Bei meiner Ankunft daselbst war Alles in Aufruhr: ein angesehener Rechtsgelehrter, der übrigens seit Jahren, procul negotiis, von seinen Zinsen lebte, war plötzlich verhaftet worden. Man behauptete, er hätte eine Menge fremder Gelder, die ihm theilweise von unbemittelten Leuten anvertraut worden waren, angegriffen; statt eines Vermögens von einer halben Million, welches ihm die Fama beigelegt, hätte er nicht so viel Heller aufzuweisen, und jene, die ihm in Vertrauen auf seinen Reichthum, ihre erwarten Capitalien, zu guten Zinsen eingehändigt hätten, seien um Alles betrogen worden. Da Herr B..... sich nicht gegen diese Beschuldigungen auf eine evidente Weise vertheidigen konnte, so war sofort die Special-Untersuchung gegen ihn eingeleitet worden. Man betrieb diese Untersuchung wider Erwarten — da er von guter Familie war — sehr eilig und nach kaum drei

Monaten erhielt ich ein Decret des Ober-Gerichts, das mich zu seinem Vertheidiger ex officio bestellte.

Nie werde ich jene erste Scene im Gefängnisse des Unglücklichen vergessen, die mich in dieser Eigenschaft ihm gegenüberstellte. Er hatte einen der Mittelpunkte des gesellschaftlichen Lebens abgegeben, die öffentliche Meinung hatte ihm gehuldigt, er galt für reich, er war angesehen, er galt für rechtschaffen, und nun mußte er als Betrüger sein Endurtheil im gemeinen Gefängnisse erwarten und sich von Wittwen und Waisen verfluchen lassen.

B..... lag bei meinem Eintritt in's Gefängniß der Länge nach auf der Pritsche ausgestreckt, nicht das Geräusch des Schlüssels im unnachgiebigen verrosteten Schlosse, nicht der schwere Fall der eisernen Stangen, die von der Thür gelößt wurden, hatten ihn aufgeweckt aus seinem Brüten, auch meine Erscheinung machte keinen Eindruck auf seine starren Augen, die auf der wollenen Decke zu lesen schienen, in welche er sich ängstlich gehüllt hatte. Und doch kannte er mich von Jugend an, wir hatten uns kurz vor meiner Abreise nach M..... in glänzender Soirée bei meinem Mentor, dem Doctor L.,

geſehen. Welch' ein Wiederfinden! B..... hatte nie heiter ausgeſehen, denn er trug Jahre lang die Laſt des Verbrechens auf ſeinen Schultern, deſſen Folgen er nicht entgehen konnte —; früher oder ſpäter mußte ſich die traurige Auflöſung finden — aber die graſſe Wirklichkeit des Elends hatte binnen drei Monaten größere Verwüſtungen in dieſen Zügen angerichtet, als die Angſt von Jahren. Selbſt der Verbrecher wird durch die Hoffnung getröſtet, das Schwert über ſeinem Haupte werde ſo bald nicht herabfallen, die Verzweiflung wird ſich ſeiner nur ausnahmsweiſe vor der Zeit bemächtigen. Dieſe Verzweiflung aber war jetzt eingetreten, und als ich mich dem Lager des Verbrechers näherte und die Worte ſprach: „Herr B....., ich komme, als der Ihnen von dem Gerichte beigeordnete Vertheidiger zu Ihnen," glotzte mich der Unglückliche mit weiten, ſtieren Augen an.

„„Vertheidiger!?"" ſeufzte er mit tiefem, ſchwerem Athem, und dann ſich raſch erhebend und meine Hände ergreifend: „„Sie können mir nichts retten!""

„Aber mein Amt, meine Pflicht befiehlt mir —"

„„Ach laſſen Sie den Firlefanz.""

„Soll ich Sie nur aus den Acten vertheidigen? Ich bedarf eines Blicks in Ihr Inneres.“

„„Herr!““ — sprach der Verbrecher wild bei diesen Worten — „„Herr! wollen Sie mich rasend machen. So wie Sie mich quälen, habe ich früher Andere gequält, ich habe kleine Diebe vertheidigt, ich der große Dieb, aber ich wagte es nie, darauf aufmerksam zu machen, daß der Mensch in eine Lage kommen könne, wo er stehlen und betrügen müsse.““

„Sie sind angegriffen, Herr B....., soll ich einen Arzt rufen lassen?“

„„Ja, wo er stehlen und betrügen müsse““ — fuhr B....., ohne auf meine Worte zu achten, fort. — „„Haben Sie im Leben noch keinen Menschen betrogen?““

Ich schwieg, den Unglücklichen mit einiger Theilnahme betrachtend. Seine Augen glänzten jetzt, wie in Thränen. „„Oh Sie Glücklicher!““ ergänzte er nach einer Weile — „„aber verschonen Sie mich, ein Vertheidiger kann mir nicht helfen: ich bin alt, ein paar Jahre Zuchthaus mehr, oder weniger, gilt mir gleich — ha! was sage ich —

gleich, nein! nicht gleich, es wäre entsetzlich könnte ich nicht dort sterben. Wo soll ich ruhig sterben, wenn meine Zuchthausstrafe zu kurz ist und der Tod zu langsam?""

„Was vermochte Sie, Herr B....., solche schwere Schuld auf Ihr Haupt zu laden."

„„Herr! ich war reich, angesehen, geachtet — ich konnte es nicht ertragen, arm zu werden!""

„Also Ehrgeiz?"

„„Ehrgeiz?"" B..... sprach dieses Wort lang und gedehnt, als früge er sich selbst, als wolle er sich aufklären über das Motiv seines Verbrechens. Dann aber verneinte er kopfschüttelnd meine Meinung. „„Ehrgeiz war es nicht — es war Selbsterhaltung — Fürsorge für die Meinigen — ist es nicht schrecklich, Kinder, die in Glanz und Lebensfülle erzogen sind, dem Gespötte der Welt Preis zu geben; ach! es ist zu schön, reich zu sein, als daß man es iemals ertragen könnte, arm zu werden.""

„Aber bedachten Sie nie das Ende, bedachten Sie nie, daß sich das entsetzliche Geheimniß wenigstens über ihrem Grabe lichten müsse?"

„„Gewiß! gewiß! aber ich rechnete feſt auf das große Loos, ich ſpielte in allen Lotterien ſo viel Nummern, daß es mir nicht entgehen konnte. Ich verdoppelte meine Einſätze, ich bat Gott, mich zu retten, aber Gott erhörte mein Gebet nicht. Hätte ich nur einmal gewonnen, wie viel Unglückliche würde es jetzt weniger geben? Ich, meine Kinder, die Armen, die mir ihr Vermögen anvertraut, ſie alle würden gerettet worden ſein. In Wahrheit, mein Herr, ich konnte nie unglückliche Menſchen ſehen.““ —

„Und mit dieſem Leichtſinn glaubten Sie ſich eine Zukunft zu erringen?“

„„Leichtſinn? — Es mochte Leichtſinn ſein, aber man rettet ſich, wie man kann. Wem die Wahl zwiſchen dem nahen und entfernten Tod gelaſſen wird, der wählt den letzteren. Vielleicht konnte ich dem Gefängniſſe noch durch ein Wunder — allerdings nur durch ein Wunder entgehen.““ —

„Und wenn Sie bei Zeiten eingelenkt hätten, wenn Sie nach dem erſten Fehltritt —“

„„Herr! halten Sie ein — die Welt richtet nur die That, nicht die Motive, nicht die Reue — wie

gern hätte ich eingelenkt, aber ſie verhinderte es — ich wußte es ja im Voraus, daß mich nichts retten konnte. Jetzt bin ich ſechzig Jahre alt, ich kann im Zuchthaus ſterben, hätt' ich vor zehn Jahren geſagt, wie unendlich unglücklich ich wäre, ſie hätten mich nicht mit dem Zuchthaus verſchont, aber ein Aſyl wäre mir das Zuchthaus nie geworden.""

„Aber Gott und die Religion —"

Er ſchüttelte den Kopf. „„Ich war nicht ſtark genug, um mich allein auf Gott zu verlaſſen, dazu bedurfte es mehr, als ich beſaß. — Fragen Sie nicht weiter, vertheidigen Sie mich aus den Acten und laſſen Sie mich zu Gott beten, er möge die Richter ſtrenge nach dem Geſetze richten laſſen — es iſt mein Troſt, daß ich von der Jurisprudenz keine Milde zu erwarten habe.""

Ich konnte nichts mehr von dem Alten erfahren, das mir Aufſchlüſſe zu geben vermochte und Details der Vertheidigung. Somit theile ich hier nur ſein Leben und ſeinen Tod mit; denn das rechtskräftige Urtheil in dieſer Angelegenheit lautete auf zwanzigjähriges Zuchthaus, das aber Gottes Gnade in dreimonatliches verwandelte.

Herr B..... ererbte von seinem Vater ein bedeutendes Vermögen; man konnte den Nachlaß desselben auf mehre Hunderttausende anschlagen. Ein Rechtsgelehrter von Vermögen und Kenntnissen wird sich bald eine Stellung im Leben verschaffen. So auch jener. Man zog ihn in vielen Dingen zu Rathe, die selbst außer der Jurisprudenz lagen, und er genoß jener Achtung, die, wenn sie Jemanden zu Theil wird, ihm den Titel eines „Mannes von Gewicht" verschafft. Tiefere Beziehungen liegen einer solchen Achtung nicht zum Grunde, sie ist bequem zu erlangen, denn sie wird nur von der Oberfläche des Lebens geschöpft, aber der, welcher sie erreichen will, muß wenigstens ohne Makel sein; mit einem Worte, diese Achtung ist nicht viel mehr, als negativer Art. Herr B..... führte die ihm anvertrauten Processe treu und gewissenhaft, nach der Gerichtsordnung und ohne alle Weitläufigkeiten. Da er mit einem bedeutenden Vermögen in die juristische Laufbahn getreten war, so brauchte er die Jurisprudenz nicht mehr zur Sicherung seiner Zukunft, sondern als Beschäftigung, da er aber sehr reich war, so vertraute man ihm um so lieber

weitausschreitende Rechtsstreitigkeiten an, die mit Geldverhältnissen, mit Depositis und Cautionen verknüpft waren. Errang Herr B....., im Verlauf, oder nach Ablauf des Processes, bedeutende Summen Geldes aus demselben, so überließ der Kläger ihm nicht selten die Anlegung der erstrittenen Summen, der des Geldes nicht augenblicklich benöthigt war. Handelte es sich um gerichtliche Curatelen, um Vormundschaften, Testaments-Vollziehungen und dergleichen Officia, so wurde wieder Herr B..... vorgezogen: er hatte Vermögen, er bot eine reelle Garantie, außer seiner persönlichen.

So kam es denn, daß er nach und nach, inmitten einer Menge fremder Vermögensangelegenheiten gerieth, ein Verhältniß, das auch dann noch fortdauerte, als er seine Praxis bereits niedergelegt hatte. Er hatte die Leute nirgends übervortheilt, nahm sich Aller an, die mit dem Gelde nicht umzugehen wußten, belegte für sie kleine Errungenschaften, zahlte gute Zinsen, und war man des Capitals benöthigt, so bedurfte es natürlich nur eines Worts, um dazu zu gelangen. Unbemittelte Leute drangen ihm ihren Ueberschuß auf, Herr

B..... unterzog ſich den kleinſten Dienſtleiſtungen in dieſer Hinſicht, ohne irgend eine Vergütung anzuſprechen. Das Geld lag ſo feſt und ſicher bei ihm, wie in einer Sparkaſſe.

Es iſt bekannt, wie leicht Jemand ſeinen bürgerlichen Credit verlieren kann, lehnt er ſich nicht an irgend ein Vorurtheil der großen Menge. In dem entgegengeſetzten Falle aber gibt man ſelten einem Verdachte Raum. Herr B..... war reich, der Ruf machte ihn „ſchwerreich," wie man in meiner Vaterſtadt ſagte, was konnte man anders von ihm erwarten, als daß er auch ein ehrlicher Mann ſein würde. In der That hatte ſein ganzer Lebenslauf auch keine Schattenſeite aufzuweiſen, obwohl — wie geſagt — ſeine Lichtſeite nur das Geld und ſein bürgerliches Anſehen war. Solcher Menſchen gibt es unzählige im Staate, mißbrauchen ſie zufällig das ihnen geſchenkte Vertrauen, ſo können ſie große Verwirrungen herbeiführen.

Eine Hauptfrage war natürlich die, wie es B..... angefangen habe, ſein bedeutendes Vermögen zu verthun. Er war nicht Kaufmann, er hatte nie ſpeculirt, er war auch kein Verſchwender,

in ſeinem Haushalt herrſchte die größte Oekonomie. Lange hatte ſich das Gericht bemüht, über dieſen Umſtand Aufklärung zu erhalten, B..... blieb dabei, ſein Vermögen einfach verzehrt zu haben. Auf eine ſolche Behauptung aber konnte man wenig Gewicht legen; denn ein ſo bedeutendes Vermögen konnte bei einem ſo regelmäßigen Leben, das nie über die Zinſen hinausreichte, nicht abſorbirt werden. Je mehr ſich der Alte weigerte, den Grund ſeines Verluſtes anders anzugeben, als in der erwähnten Weiſe, deſto weniger konnte das Gericht die Feſtſtellung der Wahrheit verſäumen, die vielleicht, wenn auch nicht für den Thatbeſtand des Verbrechens, doch für etwaige Milderungsgründe erheblich war. Doch der Alte konnte durch Nichts bewogen werden, ſeine Ausſage zu widerrufen und man würde vielleicht gezwungen geweſen ſein, auf die Ermittelung dieſer Thatſache ganz zu verzichten, hätten ſich nicht bei genauer Durchſicht der Papiere des Inquiſiten ganze Convolute Lotterieloose vorgefunden, die ſich oft auf hundert Nummern zu einer und derſelben Ziehung beliefen. Man lud nun die verſchiedenen Collecteurs, deren Namen

auf den Loosen angegeben waren, vor Gericht, und erfuhr von ihnen, daß der Inquisit seit länger, denn zwanzig Jahren ungeheuere Summen in der Lotterie verspielt habe.

Wie war Herr B..... zu dieser Spielwuth gekommen? Habgier war seine Leidenschaft nicht, sonst lag ihm alles Spiel fern, nie hatte man ihn einen Heller an die Spielbank jenes Bades wagen sehen, welches er jeden Sommer besuchte. Bis zum Augenblicke seiner Verhaftung war B..... überdieß als ein glücklicher und wirthschaftlicher Haushalter bekannt, Eigenschaften, die sich nicht mit dem unordentlichen Charakter eines leidenschaftlichen Spielers vertragen. Auch über diesen Punkt wollte er keine Aufklärung geben, sondern beharrte in hartnäckigem Schweigen; man mußte sich also wieder nach einer neuen Quelle umsehen und hatte nicht lange zu suchen. Es wurde bald bekannt, daß die Lotterie die ursprüngliche Ursache des Verbrechens war, und Doctor L....., mein Mentor, löste den Knoten nunmehr ganz und gar.

Derselbe hatte nämlich vor zwanzig Jahren mit dem Inquisiten eine Wette contrahirt, daß man,

mit hinlänglichen Mitteln verſehen, das Glück im Spiele, wenn nicht berechnen, doch an ſich feſſeln könne. Er wolle, bei einem jährlichen Wagniß von 2400 Thalern an die Lotterie, im ſchlimmſten Falle ohne Verluſt davon kommen, im beſſeren Falle aber müſſe er Vortheil von dieſem Einſatz haben. Man ſetzte, als Preis der Wette, eine höchſt unbedeutende Summe aus; denn Doctor L..... war ſeiner Sache ſehr gewiß und wollte von dem Inquiſiten, der nicht an eine ſolche Demonſtration glauben mochte, nichts gewinnen, ſondern ihn vielmehr nur überzeugen. Doctor L..... gewann in der That während mehrer Jahre die Wette, er ſpielte hundert Looſe jährlich und ging nicht nur ſchadenfrei aus der letzten Klaſſe hervor, ſondern auch noch mit einigen tauſend Thalern Ueberſchuß.

Wer hätt' es denken ſollen, daß dieſes zufällige Ereigniß einem ſonſt bedächtigen und vorurtheilsfreien Manne den Kopf verrücken könnte. Aber Herrn B..... befiel nunmehr eine unwiderſtehliche Spielgier. Er beſchloß, dem Beiſpiele des Doctor L..... zu folgen und ſpielte, wie die meiſten Spieler,

mit einigem Glück. Dieſe Aufmunterung be-
ihn, in verſchiedenen Lotterien bedeutende
der anzulegen, und er verlor. Der Verluſt
ihm kein Niederſchlag ſeiner Hoffnungen, ſon-
nur Stachel und Sporn. Man weiß, wie es
nſchaftliche Spieler zu halten pflegen, und
.... ſtand dem tollſten derſelben nicht nach, unter
ruhigen und kalten Oberfläche des Charakters
nte die heftigſte Spielwuth. Während B.....
einen Geſchäften die beſonnenſte Ueberſicht an
Tag legte, raſte er — ich weiß keine paſſen-
Bezeichnung für ſein Verfahren — in allen
rien umher: er glich einem Krater, deſſen Ein-
ide Feuerſtröme durchfluthen, während ſeine
nſeite einen ſo harmloſen und friedlichen An-
gewährt, daß ſorgloſe Hirten ihre Heerden an
m Abhange weiden. Hunderte dieſer Hirten
en durch die Zahlungs-Unfähigkeit B.....'s
ücklich. Die öffentliche Meinung aber zerriß
Verbrecher in Stücke, und als ſeine Ausſtellung
Schandpfahl erfolgte, mußte man außerge-
nliche polizeiliche Kräfte entwikeln, um ſeine
on gegen Gewaltthätigkeiten zu ſichern.

B..... betrat nach dieſem letzten Gange in die Geſellſchaft ſein Gefängniß mit einem tiefen Seufzer, der wie ein Gottlob! erklang; denn er war nun ſicher gegen die Menſchen. Ich erwartete ihn in ſeiner Zelle. Bei ſeinem Eintritt reichte er mir die Hand, er wollte mir für den geringen Troſt danken, den ich ihm vor dem Urtheile zugeſprochen hatte, aber ſeine Stimme verſagte ihm den Dienſt, lautlos ſank er auf einen hölzernen Stuhl nieder. Welch' eine Wohlthat war das Zuchthaus dieſem Manne! Draußen lag die freie Luft ſo ſchwer auf ſeinem Herzen, hier zwiſchen dumpfen niedrigen Wänden athmete er leicht und getröſtet.

Schon am nächſten Tage bat er um Arbeit, ſeine Hände ſeien nicht eingerichtet für das grobe Handwerk der Gefangenen, man möge ihn aber doch mit gerichtlichen Copialien beſchäftigen, er könne vielleicht auch dieſem oder jenem Advokaten als Amanuenſis dienen. Jetzt war B..... ſo mild und weich, wie ihn Niemand in ſeinen glücklichen Verhältniſſen gekannt hatte, er geſtand es mir, erſt das Gefängniß habe ihn auf ſich zurückführen müſſen, nun habe er ſich wieder.

Die Arbeit, die man ihm zugeſtand, konnte der alte Mann übrigens nicht lange verſehen, ſchon nach den erſten vierzehn Tagen ſeines Strafgefängniſſes trat in ſeinem Weſen eine Abſpannung hervor, die, wenn ſie auch nur phyſiſch war, doch den Geiſt behinderte. Er konnte nicht anhaltend arbeiten, und der Arzt erklärte, daß eine ſitzende Beſchäftigung ihm nicht zuträglich ſei. Somit vermochte man ihn, ſein Vorhaben aufzugeben, für die Armen zu arbeiten; denn dieſen hatte er den Ertrag ſeiner Copialien beſtimmt. Ich muß hier bemerken, daß es B..... unmöglich war, juriſtiſche Arbeiten auszuführen, er hatte einen ſolchen Abſcheu gegen die Jurisprudenz bekommen, daß er ihr in keiner Beziehung mehr dienen mochte. Als ich ihn wegen dieſer ſeltſamen Veränderung befragte, erklärte er mir, er könne nicht mehr kalt und beſonnen mit dem Maßſtabe der Wiſſenſchaft das Glück oder Unglück der Menſchen bemeſſen, es ſei ihm ein Gräuel, da, wo ſein Herz anders ſpreche, die Entſcheidung dem Corpus juris zu entnehmen, dazu müſſe man eben indifferent genug ſein und jetzt ſei er ſolches nicht mehr; er lebe

außerhalb des Staates und möge nicht Andere mit den Gesetzen desselben plagen, gegen deren Uebertretung die Jurisprudenz ihm so wenig Schutz verliehen habe.

Der nunmehrige Züchtling gelangte zu einer Anschauung der Dinge, die dem früheren Rechtsgelehrten, der sich der „Achtung" seiner Mitbürger erfreute, sehr fern gelegen hatte. Die Ideen, welche sich in der Gefängnißzelle seiner bemächtigten, waren so origineller Art, daß ich einige derselben, die er mir im Gespräch mittheilte, sofort zu Papier brachte. Ich schalte sie hier ein.

B....., ein Protestant von Geburt, war der Meinung, daß die Reformation den Menschen nur die Hölle gelassen, ihnen aber den Himmel genommen habe. Als ächter Katholik werde er jetzt die Verzeihung seiner Sünden genießen, als Protestant müsse er sich vielmehr allein auf den lieben Gott verlassen, der übrigens ohne alle sinnliche Vertretung sei. Als ich ihm bemerkte, er werde doch den Ablaß nicht etwa dahin rechnen, erwiderte er: „allerdings; nicht aber den Mißbrauch, den man mit ihm getrieben hat. Mit diesem Ab-

laß, der dem Unglücklichen aus der Hand der Kirche zu Theil wird, wird ihm die ganze gläubige Christenheit die Versöhnung schenken, die Verzeihung, welche mir der Protestantismus gewährt, ist eine isolirte, er verweiset mich, ohne irgend eine Vermittelung, an Gott, und die Menschen wenden sich theilnahmlos von mir. Die katholische Kirche ist eine große Gemeinschaft, die protestantische eine Zersplitterung, die, indem sie Einzelnen die Freiheit des Denkens gewährte, Allen die Freiheit des Lebens entzog. Der Verbrecher, welcher sich zum katholischen Glauben bekennt, wird jedenfalls die Tröstungen des ewigen Lebens schon hienieden empfinden, aber jener, welcher sich zu Luther bekennt, hört mit der Stunde von seinem Verbrechen in der That auf, hinieden zu leben. Der Protestantismus ist ohne Impuls für die Glücklichen, daß sie sich zu den Unglücklichen herablassen; der Protestant kann, wenn er will, verzeihen, der Katholik muß verzeihen; denn die katholiche Kirche gestattet dem Einzelnen keine freie Betrachtung und keine isolirte Ansicht, sie ist ein wahrhaft göttlicher Absolutismus."

„Aber was hat der Katholik von einer Verzehrung, die sich auf blinden Glauben, ohne Erkenntniß des Höheren und ohne Freiheit des Willens stützt?“ bemerkte ich, ihm in die Rede fallend.

„Ist der Glaube nicht die höchste Erkenntniß?“ — erwiederte B..... schnell — „wie sollen wir die Gnade des Himmels anders erkennen, als durch den Glauben? Die katholische Kirche steht unmittelbar unter Gott, und alle Segnungen, die sie uns bietet, sind unabhängig von den Menschen, der Protestantismus aber ist zunächst ein Theil des Staats, und der Protestant wird meistens über die Gesetze des Staats die Gesetze der Kirche vergessen. Vielleicht hätte ich als treuer, gläubiger Katholik meine unglücklichen Verhältnisse dem Priester anvertraut, dem protestantischen Geistlichen kann man sein Herz nicht so rücksichtslos erschließen, er ist nur Mensch und Bürger, der katholische Geistliche spricht im Namen Gottes und der Kirche, nicht die kleinste Willkühr ist ihm gestattet.“

Wie seltsam klingen diese Worte in dem Munde eines sechszigjährigen Advocaten, aber sie überzeugten mich, daß der Mensch überall eines sinnlichen

Anhaltpunktes bedürfen wird, verweiſet man ihn an den Himmel. In der That, war es ja auch nur Luthers Abſicht, die Mißbräuche der katholiſchen Kirche auszurotten, aber ſie waren mit der Grund-Idee der Kirche ſo feſt verwachſen, daß dieſe nothwendigerweiſe unter der Operation leiden mußte. Es war ein Krebsſchaden, bei deſſen Heilung das Leben der Kirche auf dem Spiele ſtand. B..... meinte nun, der faule Theil des Katholicismus würde mit der Zeit von ſelbſt abgefallen ſein, während ſeine himmliſche Grundlage Tauſenden von Gläubigen als Vermittelung gedient haben würde.

Es war intereſſant für mich, zu erfahren, ob die Abſicht, die B..... an den Tag legte, nur ein Ergebniß der Speculation, oder fromme Ueberzeugung ſei. Einen gewöhnlichen Juriſten, der ſich zwei Drittheile ſeines Lebens mit dem Handwerke der Themis beſchäftigt hat, konnte man kaum eine Speculation ſolcher Art zutrauen, aber das Gefängniß hatte ihn auf ſich zurückgeführt, von der Geſellſchaft getrennt, ſuchte er den Troſt der Religion und dieſe Religion befriedigte ihn nicht, er

ſuchte nach dem beſtimmteſten Ausdruck des Höchſten, nach einer ſinnlichen Vermittelung mit dem Himmel und der Proteſtantismus verwies ihn an Gott, ohne ihm den breiten ebenen Pfad zu erſchließen und jene Brücke, über welche der Katholik ſo bequem und gleichſam von Engeln geleitet, von dem Irdiſchen zum Ueberirdiſchen gelangt. Somit mochte er zu jenen Nachforſchungen kommen. Auf ähnliche Weiſe mögen Zacharias Werner und unzählige Andere der katholiſchen Kirche zugeführt ſein. Jedenfalls aber iſt es auffallend, daß der nackte Proteſtantismus gerade der Intelligenz, geräth ſie in Seelenleiden, keinen Troſt gewährt und dagegen der Katholicismus aushelfen muß, während die Nicht-Intelligenz ſich in ſolchen Fällen vollkommen bei dem Proteſtantismus beruhigt.

Auch über Staat und bürgerliche Geſellſchaft vernahm ich von B..... intereſſante Aeußerungen. Der alte Advocat ſchloß ſich ſogar modernen Tendenzen an; er meinte, wenn man den Begriff der Familie bei dem Staate mehr feſtgehalten hätte, als den des Vertrags, es würde um Vieles beſſer ſtehen in der Welt. Die meiſten Verbrechen lägen

an der Zerrissenheit der Gesellschaft und die Gesetzgeber wären eben meistens glückliche Menschen, die sich nicht zu Zuständen herablassen könnten, die ihnen in unerkennbarer Ferne gehalten wären. Ich selbst habe mich bereits über diese Ansicht der Dinge ausgesprochen und theile nur die Bemerkungen mit, die, wenn nicht neu, doch ungewöhnlich waren.

Eine Sicherheit gegen die Zerrissenheit der Gesellschaft erblickte ich absichtlich, B..... gegenüber, in der Religion. Er meinte nun — und zwar mit allem Ausdruck eines Menschen, der es im tiefsten Herzen fühlte, wie wenig er gerade auf eine solche Entschuldigung Anspruch machen konnte — die Religion werde sicherlich gegen die Leiden der Gesellschaft schützen und gegen die aus ihnen herrührenden Vergehungen, wenn sie in dem Sinne Gemeingut würde, daß Alle nach ihr handelten. Er betonte das Wort Alle mit einem tiefen, heißen Schmerze. „Ja, Alle" — fügte er nach einem Augenblick hinzu — „aber wie sollten die Reichen, die Industriellen, die Genußsüchtigen zu Religion kommen! Bei ihnen waltet der schrecklichste Indifferentismus gegen allen Glauben vor, sie haben

hinreichende Beſchäftigung auf Erden, hinlängliche irdiſche Freuden, und die himmliſchen Freuden erfahren ſie noch früh genug. Wenn der Arme, der Unglückliche, der Leidende das ſieht, wie ſoll er ſich allein mit dem Himmel tröſten!“

B....., der vielleicht in ſeinem ganzen Leben, nicht aus Hartherzigkeit, ſondern nur aus Gleichgültigkeit, nicht über das Leid der Welt geweint haben mochte, denn er hatte keine Zeit dazu, B..... trocknete heiße Thränen aus ſeinen Augen. „Sehen Sie, fuhr er fort, die Religion iſt nur für die Maſſe da, die Einzelnen wahren kaum den Schein, wenn ſie zur Religion gelangen, ſo iſt ſie ihnen nur ein Strohhalm gegen das Ertrinken. Bürgerliche Grundſätze leiten uns allein, die Meiſten unter uns ſind rechtſchaffen, weil es Mode iſt.“

Dieſe Mißverhältniſſe leitete B..... einzig und allein aus dem Mangel einer inneren Organiſation unſerer Geſellſchaft her, es löſe ſich Alles in äußere Verhältniſſe auf, und da das Fleiſch ſchwach ſei und der Geiſt keinen Anhaltspunkt habe, ſo verliere er auch häufig noch den guten Willen. Der liebe Gott ſelbſt habe eine ſinnliche Welt ſchaffen

müſſen und man halte nun den Armen nur den geiſtigen Troſt vor und provocire nur auf die Religion, um ſich das Elend vom Leibe zu halten. Während die Civiliſation fortſchreite und ſich jeden Tag neue Entwickelungen herausſtellen, nehme man nicht im Geringſten Bedacht darauf, nicht ſowohl den Armen an die Hand zu geben — nein! man gebe ihnen neben dem himmliſchen Brode ſo viel irdiſches, als man eben entbehren könne — ſondern vielmehr von dem hohen Standpunkte herabzuſteigen, auf welchen man durch tauſend Zufälligkeiten geſtellt worden ſei. Mit einem Worte, man werde ſich einige Aufopferung gefallen laſſen müſſen, um das Gleichgewicht der Geſellſchaft wieder herbeizuführen; die ausdrücklichen und ſtillſchweigenden Privilegien müßten wegfallen, die Bevorzugung von Zufälligkeiten der Geburt und des Geldes ſeien die hauptſächlichſten Verlockungen zur Sünde. Auch der Staat müſſe billiger eingerichtet werden, der Staatshaushalt erfordere ungeheuere Summen, die beſſer zur Cultur und zum Poſitiven angewendet würden. In der Einſamkeit des Gefängniſſes beſchäftigte ſich Herr B..... mit Staatsverbeſſerungen.

Man muß aus der Gesellschaft ausgestoßen sein, um vorurtheilsfreie Betrachtungen über sie anzustellen.

So interessant es für mich auch gewesen wäre, den Verbrecher über seinen Fehltritt gegen die Gesellschaft auszuholen, so wenig gelang es mir, Herr B..... vermied hierüber jede Erklärung, doch schob er sein Leben im Allgemeinen auf seine Erziehung und die Grundsätze, die die sogenannten bürgerlichen Verhältnisse bewegten. Die Schein-Ehre war auch ihm wohl das Hauptmotiv seiner Handlungsweise gewesen.

Während er alle übrigen Verwandten von sich wieß, ließ er seine Kinder oft und gern zu sich. In solchen Augenblicken sprach er — ich möchte sagen, mit Weihe — über die Gefahren der Gesellschaft und wie man sich eigentlich im Herzen ganz von ihr lossagen müsse, um gegen ihre verderblichen und falschen Einflüsse sicher zu sein. Hier beruhe Alles auf Trug und Unverstand und die öffentliche Meinung sei der unzuverlässigste und despotischste Richter. Man thue wohl, sich mit dem reinen, unversetzten Christenthum in die Einsamkeit des Herzens zu flüchten und wenigstens die passive

Seite des Christenthums festzuhalten, da die active von den Verhältnissen beengt sei. Wer sich inmitten der Gesellschaft versetze und hier einen Höhepunkt einnehmen wolle, der werde ihren schiefen Ansichten nur zu bald erliegen, und vom Fehltritt bis zum Verbrechen sei nur ein Schritt, dem höchstens Zufälligkeiten in dem Weg ständen.

So ungern Herr L....., mein Mentor und mein Onkel, die Beide, nach wie vor, innigen Antheil an meiner juristischen Carrière nahmen, auch die Besuche bei dem Verbrecher sahen, der ihnen eine solche Theilnahme, die nicht im Geringsten in juristischen Beziehungen stand, nicht zu verdienen schien, so fühlte ich dennoch einen unwiderstehlichen Drang in mir, dieselben fortzusetzen. Die Reue und die stille Sühnung seines Lebens, welche bei B..... hervortraten, hatten einen zu versöhnenden Eindruck zur Folge, dem ich mich weder entziehen konnte noch wollte. Wie viel milder würde die Gesellschaft über so manchen von ihr Ausgestoßenen urtheilen, fände sie Gelegenheit, die Grenze des Gefängnisses zu überschreiten, oder nähme sie sich

die Mühe, ſich um den Menſchen zu kümmern, wie früher um den Bürger.

Ich ſagte, die Gnade Gottes habe die zwanzigjährige Zuchthausſtrafe des Delinquenten B..... in ein dreimonatliches Gefängniß umgewandelt. Er ſtarb in den Armen ſeiner Kinder, vielleicht die einzigen Menſchen, die ihm von Grunde des Herzens verzeihen haben mochten.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Geſandte macht meinem Onkel und Doctor L..... Eröffnungen. — Mein Onkel willigt in meine Verehelichung mit Luiſe. — Der Geſandte ſtirbt plötzlich. — Traurige Folgen dieſes Todesfalls.

In derſelben Zeit, als jener Vorfall ſich ereignete, hatte ich einen Brief von dem Geſandten erhalten, er forderte mich auf, wenn ich bei meinem Vorſatze, ſeine Tochter zu ehelichen, beharre, ihn jetzt zu realiſiren. Zugleich hatte mich Hr. v. F..... befragt, an wen er ſich wenden ſolle, um meine Familie, d. h. Mutter und Onkel, von ſeinem Verhältniß zu Luiſen in Kenntniß zu ſetzen und derſelben eine Perſpective, in Betreff meiner, die ſich an jene Verheirathung knüpfe, zu eröffnen. Ich hatte ihm zu dieſem Ende den Doctor L..... angewieſen, indem ich überzeugt war, derſelbe werde, die Angelegenheit möge ausfallen, wie ſie wolle,

die juriſtiſche Verſchwiegenheit reſpectiren. In der That konnte ich mich in dieſer Hinſicht auf ihn verlaſſen.

Demnach ſchrieb Herr von F..... an den Doctor L....., und zwar wohlbedächtig, wie in Geſchäften, zuerſt einen Brief, in welchem er ſeine Unterſtützung wegen einer Rechtsangelegenheit in Anſpruch nahm, und dann, als ihm dieſer zugeſagt worden war, einen zweiten, rückſichtlich der Hauptſache.

Doctor L..... kam athemlos zu meinem Onkel gerannt. Er betrachtete dieſe Angelegenheit ganz und gar von einem juriſtiſchen Geſichtspunkte aus. Gegen die Heirath hatte er gar Nichts einzuwenden, er war der Meinung, ſie könnte mich noch zu einem Miniſter-Porteſeuille führen; aber vor allen Dingen müſſe ich mir eine Zukunft von dem Geſandten ſtipuliren laſſen, ſonſt werde mich derſelbe nur als Mittel zum Zweck benutzen, um ein außereheliches Kind, das ihn in ſeinen Verhältniſſen nur geniren könne, unter die Haube zu bringen. Um dieſen Preis wußte Doctor L..... ſelbſt meinem Onkel ſeine Gründe oder ſein Vorurtheil gegen eine Schau-

ſpielerin zu benehmen. Eine Schauſpielerin, die einen Geſandten zum Vater habe, der ſich ihrer mit ſo viel Liebe annehme, könne nicht unter den gewöhnlichen Geſichtspunkt der Hiſtrionen gebracht werden, mit einem Worte, man ſolle dieſe Angelegenheit nicht leichthin von der Hand weiſen. Meine Mutter hatte kaum etwas einzuwenden, aber mein Onkel fand ein zweites Hinderniß in der unehelichen Geburt. Dieſe war nun freilich nicht zu beſeitigen, weder durch nachfolgende Ehe, noch durch eine einfache Anerkennung des Vaters, oder durch ein Reſcript des Landesherrn, denn der Geſandte hatte ſich, in Betreff dieſes Punktes, unverholen ausgeſprochen, ſein Verhältniß zu Luiſen müſſe durchaus ein Geheimniß bleiben. Aber Doctor L..... meinte, auch in Betreff dieſes Punktes, unehelich, oder ehelich ſei in ſolchen Fällen von geringer Bedeutung, Luiſe ſei auf den Namen des Schauſpielers E..... getauft worden, vor der Welt ſei ſie alſo ein eheliches Kind, der Geſandte aber ſei vermögend und von Einfluß, es könne nicht fehlen, daß er mir eine Carrière eröffnen werde; an ſeine Liebe an die außereheliche Tochter müſſe man auch glauben,

um ſo mehr, da die Fama behaupte, ſeine ehelichen Kinder ſeien eben nur außereheliche ſeiner Frau. Man könne alſo allerdings ſchon auf dieſen Umſtand meine Zukunft bauen, aber Lebens und Sterbens halber müſſe man ſich doch außerdem zu ſichern ſuchen; der Geſandte müſſe ſich ſchriftlich zu einer Mitgift verſtehen und außerdem ſich verpflichten, mir eine Anſtellung in Dienſten ſeines Fürſten zu verſchaffen.

Natürlich fand ſich Herr von F..... ſofort zu dem Verſprechen einer nach eingegangener Ehe ſofort auszuzahlenden Mitgift bewogen, allein was die Anſtellung in Dienſten jener Regierung, der er verpflichtet war, betraf, ſo bemerkte Herr von F....., dieſelbe werde nicht unbedingt von ihm abhängen, er wolle ſich für mich auf das kräftigſte verwenden. Doctor L..... meinte zwar, der Geſandte könne in ſeiner Stellung eine Zukunft für mich in B..... Staatsdienſten leicht herbeiführen, aber Herr von F....., ein Mann von ſtrenger Rechtlichkeit und unbeſcholtener Dienſttreue, war in dieſem Punkte unerbittlich: er erklärte kurz und gut, ſein väterliches Glück nie auf Koſten des Staats

erkaufen zu wollen, es läge wohl am Tage, daß er auf geradem, offenen Wege jede meiner Bewerbungen, mit welchen ja auch die Zukunft seines geliebten Kindes zusammenhinge, unterstützen werde.

Demnach fügte man sich in die Grundsätze des Gesandten, und ich reiste vergnügt und voll Hoffnung gen Weimar, um meine Luise heimzuführen. Die Befürchtungen, die ich, in Betreff der Einwilligung meines Onkels, gehegt hatte, waren, unter den stattfindenden Verhältnissen, sämmtlich ohne Grund gewesen. Er, der nur durch die Außenseite des Lebens bestimmt wurde, fand sich ganz und gar in die neue Schwiegertochter.

Luise durfte natürlich von ihrem Verhältniß zum Gesandten Nichts erfahren, Herr von F..... wollte sie nicht in eine Aufklärung einführen, die das harmlose Mädchen nur in eine drückende Lage versetzt haben würde; was konnte es ihr nützen, von einem Vater zu wissen, den sie nicht Vater nennen durfte? Die glückliche Auflösung des Räthsels ihrer Existenz mußte einer späteren Zeit vorbehalten werden.

Wir wurden in Weimar, ohne kirchliches Aufgebot, getraut, Luiſe nach vorhergängiger Beſcheinigung, daß ihre Mutter verſtorben und daß keiner anderen Perſon das Recht der Einwilligung, in Betreff ihrer zuſtehe, auch nach abgelegtem Eide, daß ſie weder anderweitig ehelich verlobt, oder verbunden ſei, ich, unter Beibringung der Einwilligung meiner Mutter, nach Ableiſtung eines gleichen Eides. Herr von F..... hatte dieſe Trauung brevi manu. durch Vermittelung möglich gemacht.

Im Begriff, in die Heimath abzureiſen, erhielt ich von dem Doctor L..... die traurige Nachricht, der Geſandte ſei, vom Schlage getroffen, plötzlich geſtorben, ich ſolle die Trauung verſchieben. Der Brief wäre, ſelbſt im Falle, daß die Grundſätze des Doctors L..... die meinigen geweſen wären, zu ſpät gekommen. Ich reiste demnach mit meiner Frau, in Eile, nach A..... ab.

Natürlich war es nicht Zeit zu Vorwürfen, mein Onkel mußte ſich in das Unvermeidliche fügen, aber der Empfang der Nichte von ſeiner Seite war, unter den ſtattfindenden Verhältniſſen, mehr, als kühl. Wäre meine Mutter nicht geweſen, Luiſe

hätte sich in einer Umgebung sehr unheimlich fühlen müssen, deren Motive ihr so fern lagen. Wenn sie es je erfahren würde, daß sie der Gegenstand einer Speculation gewesen — dieser Gedanke quälte mich sehr. Und doch, mußte ich nicht auf das Schlimmste gefaßt sein, da mein Onkel und Doctor L..... sich nie bei einem Ausgang beruhigen würden, der so wenig in Einklang mit ihren Hoffnungen stand. Ich muß hier bemerken, daß die Auszahlung einer Mitgift von 30000 Gulden, wie sie stipulirt worden war, bis jetzt nicht stattgefunden hatte, und wie sollte man zu dem Gelde gelangen, wenn sich der Gesandte nicht etwa in einer letztwilligen Verfügung über diesen Gegenstand ausgesprochen hatte. Zudem würde auch selbst in diesem Falle nicht mit Gewißheit auf eine Erbschaftsquote zu rechnen gewesen sein, die von den rechtmäßigen Erben hätte angefochten werden können.

Ich befand mich, in der That, in einer entsetzlichen Lage; denn der Mangel an Zartgefühl war bei meinem Onkel so groß, daß ich das Aeußerste befürchten mußte. Er drang schon in mich, Luisen Aufklärungen zu geben und dieselbe vorerst in die

Thatsachen einzuweihen, um sie dann zu einer Intervention zu vermögen. Die Hast meines Onkels in dieser Angelegenheit, an die er nun mehr, oder weniger meine Zukunft geknüpft sah, kannte keine Grenzen und wäre nicht Doctor L..... gewesen, der mit dem bedenklichsten Gesichte die Versicherung ertheilt hätte, daß alle diese Schritte zu keinem Resultate führen würden, so hätte der Zertrümmerung unseres häuslichen Glücks bereits nichts entgegengestanden; denn mit Luisens Grundsätzen über die Stellung des Weibes in der Gesellschaft und über den Beruf desselben, im Verhältniß zum Manne, mußte es unverträglich sein, sich von meinen nächsten Anverwandten als ein Hinderniß meiner Zukunft betrachtet zu wissen.

Ein Testament des Herrn von F..... fand sich nicht vor, der Tod hatte ihn übereilt. Einige Hoffnung konnte man vielleicht noch aus mündlichen Anvertrauungen schöpfen, die er diesem, oder jenem Freund gemacht haben mochte. Wie gesagt, was mich betraf, so lagen mir Hoffnungen, wie Befürchtungen, in Betreff günstiger Aufklärungen über das Versprechen des Verstorbenen fern, ich konnte

zur Noth von meinem Einkommen exiſtiren und mein Onkel konnte mir überdieß die Heirath nicht in das Debit ſeiner Liebe eintragen. Daß ich auch wahrhaft glücklich lebte, mag man mir auf's Wort glauben. Nichtsdeſtoweniger hielt ich es für meine Pflicht, meine Frau über ihren Vater aufzuklären, wie man leicht denken kann, mit Hinweglaſſung aller Nebenbeziehungen, die mein Onkel und Doctor L..... in dieſe Aufklärung eingemiſcht haben wollten. Freilich wußten Beide nicht, zu welchem Ende ſolche Einmiſchungen führen könnten, Luiſe hätte die ſtipulirte Summe doch nicht herbeiſchaffen können, aber ich würde dem Doctor L..... vielleicht einen Gefallen erzeugt haben, wenn ich durch eine Mittheilung, die meine Frau kränken mußte, dieſelbe zum Vorſchlag einer Scheidung bewogen hätte. Er hatte bereits, wenn auch nur obenhin, eine ſolche Scheidung für nicht unrathſam erklärt, indem er bemerkte, ein Mann von Charakter und feſtem Willen, der an ſein Leben andere Reſultate knüpfen wolle, als ein ſogenanntes häusliches Glück, das doch nur dann Beſtand haben werde, wenn keine groben Sorgen ſich in das Haus einſchleichen

könnten, müsse sich nicht durch kleine Motive leiten lassen. Die Liebe sei eben nur ein Egoist, den man bekämpfen und besiegen müsse, gelte es höheren Zwecken.

Ich theile hier nicht jene Unterredungen mit, die ich, in Folge des Ereignisses, mit ihm hatte. Doctor L..... wird den Lesern bekannt genug sein, als daß sie sich nicht mit leichter Mühe eine Vorstellung von seinen Ansichten auch in dieser Sache würden machen können. Mein Onkel übrigens, der den Unterredungen assistirte, ging in seiner großartigen Denkweise sogar einmal so weit, zu behaupten, daß ich mir Napoleon zum Muster nehmen solle. Ich mußte, in der That, laut auflachen. Aber dennoch konnte ich nicht umhin, ihn um nähere Aufklärungen rücksichtlich dieser Meinung zu ersuchen. Mein Onkel entgegnete mir stolz und mit aller Einfalt, die man bei einem Epicier in einem Romane Paul de Kocks vortrefflich finden würde:

„Nun, Napoleon ließ sich von Joserbinen scheiden, um die Hand einer Kaisertochter zu erhalten."

Selbſt Doctor L..... verzog bei dieſen Worten das Geſicht zu einem Lächeln. Ich aber nahm mir die Freiheit zu erwiedern:

„Wenn Sie mir nur die Hand einer Kaiſertochter verſchaffen könnten!“ Aber jetzt war ich natürlich über die etwas gemeine Denkweiſe der beiden Herren im Reinen. Mein Onkel meinte, nur die Verhältniſſe ſeien ungleich.

„Allerdings ſehr ungleich“ — bemerkte ich — „Sie ſind vielleicht der Meinung, daß wir großen Charakteren durch ſchlechte Handlungen nachahmen können. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie mit mir nicht weiter über dieſe Angelegenheit ſprechen dürfen.“ Mit dieſen Worten brach ich die letzte Unterredung ab und beſchloß nunmehr, Luiſe ſofort von der Hauptſache in Kenntniß zu ſetzen. Indeß aufgeregt, wie ich war, erſah ich dazu den folgenden Tag.

Meine Mutter, der ich das Vorgefallene mittheilte, weinte heiße Thränen. Sie erkannte mein gutes Recht, ſie liebte ihre Schwiegertochter von ganzem Herzen. Aber ſie war ein ſchwaches Weib, ſie glaubte wenigſtens einen guten Theil meiner

Zukunft noch immer von meinem Onkel abhängig, ſie bat mich inſtändigſt, wenigſtens nicht ganz mit ihm zu brechen. Und gewiß, meine Ausſichten waren ſehr beſchränkt, vermehrte ſich mein Haushalt, welche Garantie konnte ich bei einem mäßigen und zufälligen Auskommen meiner Familie bieten. Man weiß, wie Mütter in ſolchen Fällen urtheilen, ſie denken an das Kleinſte und ihre Sorgen verlieren ſich ſo gut in die Details der Zukunft, wie in die der Gegenwart. Freilich beſeitigte ich alle mütterlichen Zweifel durch die Hinweiſung auf das Sachverhältniß, wie es vorlag, das mein Onkel mit ſeiner Denkweiſe nur verſchlimmern, aber nicht beſſern könne. Natürlich mußte ſie mir hierin Recht geben, aber mit aller Eindringlichkeit, die ihr zu Gebote ſtand, widerſetzte ſie ſich meinem Vorhaben, dem Onkel zu erklären, er ſolle ſich durchaus nicht im geringſten in meine häuslichen Angelegenheiten einmiſchen und Schritte verſuchen, die den Frieden meines Hauſes ſtören würden, wolle er ſich nicht einer gerichtlichen Klage von meiner Seite ausſetzen. Auf dem Wege der Güte werde ich eben ſo weit kommen, am Ende werde ſich mein Onkel, ſehe

meine Beharrlichkeit, doch in das Unvermeidliche fügen und keinen Eclat veranlassen.

Ich stand demnach von meinem Vorhaben ab und suchte in den Armen meiner Luise wenigstens einen augenblicklichen Schutz gegen die trostlosen Verfolgungen meines Onkels. Sie hatte die trüben Wolken, die sich gleich nach der Heirath um meine Stirn gelagert hatten — so sehr ich mich auch bemühte, zu heiterem Aussehen zu gelangen und wenigstens die Flitterwochen sonnig und klar zu erhalten — bereits wahrgenommen. Als ich heute zu ihr trat und sie mit Inbrunst an mein Herz drückte, ohne die Thränen verbergen zu können, die sich bei dieser Umarmung aus meinen Augen stahlen, fragte sie mich mit einem durchdringenden Blick ihres großen blauen Auges und mit allem jenen Schmelz des Tons, der schon in der Kunst so sehr zum Herzen sprach: „Was ist dir, Lieber, du verbirgst mir vergebens jenen Unmuth, der sich gleich nach unserer Ankunft deines ganzen Wesens bemächtigt hat?“

„„Ach! mir ist sehr wohl in deinen Armen, an deinem treuen Herzen.““

Luiſe konnte in der Seele nur zu gut leſen. „Gewiß, an deiner Liebe zweifle ich nicht, ich glaube an ſie, wie an Gott, aber du leideſt meinetwegen.“ Ich ſchwieg. „Nicht wahr, du leideſt meinetwegen?“ ſprach ſie mit erhöheter Stimme und mit einem Blicke, der ſich bemühete, in meine tiefſte Seele zu dringen.

Ich konnte nicht länger an mich halten. „„Dein Vater““ — „Was iſt mit meinem Vater, ich kannte ihn nicht“ — fiel mir mein Weib in die Rede.

„„Hätteſt du ihn gekannt, wären nicht die unglückſeligen Verhältniſſe zwiſchen Vater- und Kindesliebe getreten, gewiß! es ſtände anders um dich.““

„Mein Vater war ein armer Schauſpieler.“ Luiſe lächelte bei dieſen Worten komiſch. „Wie mir meine Mutter ſagte, iſt er nie über die dummen Jungen hinausgekommen.“ Es mochte ihr auch ſeltſam vorkommen, daß ich mit ſo feierlichem Ernſte über einen Mann ſprach, der den Peter in „Menſchenhaß und Reue“ ſo vortrefflich geſpielt hatte. Ich mußte ſelbſt lächeln. „„Der war dein Vater nicht.““ Mein Weib ſchmollte, ich ſolle unzeitigen Scherz laſſen. Nun faßte ich mir ein Herz und erzählte ihr den Urſprung ihres Daſeins, ihres

Vaters Liebe, seine Absichten und sein plötzliches Ende. Nur sein eheliches Verhältniß verschwieg ich ihr.

Während meinen Worten war Luise, die mit der heftigsten Spannung an der Erzählung hing, von Minute zu Minute nachdenkender geworden. Als ich geendet, standen ihr die Thränen in den Augen. „So lösen sich die Verhältnisse des Lebens," sprach sie mit auf die Erde geheftetem Blick. Sie hatte keine Ahnung von ihrem Vater, nie hatte sie ihn gesehen, sie erinnerte sich nicht, überhaupt nur irgend einen Menschen gesehen zu haben, der ihm gleichen mochte.

„Und er liebte mich?" sprach sie und ihre Augen suchten Gewißheit in den meinen. Trotz meiner Erzählung, die alle Details der Liebe ihres Vaters zu seinem Kinde sorgfältig hervorgehoben hatte, zweifelte Luise doch. „Ach!" — sprach sie, nachdem ich ihr noch einmal die feste Versicherung der Vaterliebe ertheilt hatte — „ich bin ein entsetzlicher Egoist, mein einziger Trost ist der, daß ein liebendes Vaterherz für mich geschlagen hat, konnten mich auch die Arme eines Vaters nicht an

dies liebende Herz drücken. Um die eine Hälfte meines Lebens bin ich durch die Verhältniſſe betrogen worden, ich möchte nicht, daß die zweite Hälfte durch Zweifel getrübt würde; ja, ich will mich ganz und gar in die Erinnerungen der Kindesliebe verſenken und die Zeit einer Jugend, die ſpurlos und unter Entbehrung des ſchönſten Glückes vorüberging, an der Zeit des Weibes und der zweiten Liebe im Leben wieder entzünden."

Ich machte ihr den Vorſchlag, im Frühjahr das Grab des Vaters zu beſuchen. Luiſe wies dieſes Anerbieten zurück, ſie gehörte jenen ſtarken Naturen an, die von einer nervöſen Sentimentalität keinen Troſt erhalten. Wenn ſie ruhiger ſei, wolle ſie zum Grabe des Vaters ziehen, wann ſie ruhiger ſein werde, darüber könne ſie freilich jetzt nicht entſcheiden; aber dem Grabe des Vaters dürfe ſie nur mit Faſſung und verſöhnt mit den Verhältniſſen nahen.

Luiſe verſprach mir, ſich zu zerſtreuen. Am nächſten Abend aber richtete ſie die Frage an mich: „War mein Vater je verehelicht?" Jetzt harrte

meiner eine bei weitem bitterere Entwickelung. Was sollte ich ihr vorenthalten, aber was mußte ich auch nicht von der Wahrheit fürchten. Ich zog die letztere also freilich unbedingt vor, milderte das Herbe derselben jedoch insofern, als ich manche, für die Hauptsache unerhebliche Dinge wegließ, und vor Allem die kalte Stellung des Verstorbenen zu seiner Gemahlin nicht beschrieb. Ich hatte indeß hierin sehr Unrecht; denn Luise fragte mich ängstlich weiter: „Und liebte er seine Gattin?“ Wie seltsam ist das Weib, sie fand einen Trost in dem Gegentheil. Hatte ich früher das Geheimniß des Vaters, in Betreff seines unehelichen Kindes, auf seine Stellung im Staate geschoben, so mochten die Beweggründe des Verstorbenen der Tochter, die die Liebe über äußere Verhältnisse erhaben glaubte, nicht einleuchten, jetzt aber, da ich die Nothwendigkeit jenes Geheimnisses durch die ehelichen Bande darthat, jetzt, da ich darthat, daß Herr von F..... ein Leben voll Entbehrung und Leides gelebt, jetzt, da ich Luisen versicherte, daß des Vaters Liebe ihr allein gegolten habe und nicht jenen ehelichen Kindern, die im Verhältniß zu ihm, unbezweifelten

Gerüchten zu Folge, uneheliche Kinder gewesen seien, jetzt erst fühlte sich mein Weib wahrhaft getröstet.

Meine Mutter trat in diese Entwickelung ein, sie schloß die Tochter mit aller mütterlichen Zärtlichkeit an ihr Herz, sie versprach ihr, nach Kräften die Zeit zu ersetzen, um die sie durch die Zufälligkeiten des Lebens gekommen sei. Eine Schwärmerin, wie Luise war, mußte sie sich im Nu eine Perspective erschließen, die die schönsten Hoffnungen sehen ließ. Solche Augenblicke, Augenblicke, die einer heißen, allmächtigen Liebe, die, dem Untergange nahe, ein neues Leben findet und den Himmel des Vertrauens, wo noch vor Kurzem tödtliche Zweifel obwalteten, solche Augenblicke lassen sich nicht gut niederschreiben. Ich verlege deshalb diesen Auftritt hinter die Scene.

Mein Onkel erhielt durch meine Mutter von der Aufklärung, die seiner Nichte durch mich zu Theil geworden war, Kunde. Er versuchte nun von Neuem mich zu Schritten zu vermögen, um ein Resultat in pecuniärer Hinsicht herbeizuführen. Auf die Scheidung rechnete er nicht mehr, aber Doctor L..... hatte als mögliches Mittel zum Zwecke,

ein Gesuch Luisens an die Gemahlin des Verstorbenen für rathsam erachtet, man werde sich, um Eclat zu vermeiden, wenigstens zu einer Abfindung Luisens entschließen, ich sollte mein Weib zu einem solchen Gesuche vermögen.

Man wird leicht einsehen, daß sich Luise nie zu einem solchen Schritte veranlaßt finden konnte, hätte ich ihr auch die Indelicatesse und die rohen Beweggründe meines Onkels verschwiegen. Ich weigerte mich also standhaft, deshalb irgend einen Versuch bei jener zu wagen. Somit wurde, in der That, Doctor L..... ohne mein Wissen, zu diesem Versuche committirt; mein Onkel mochte glauben, ich würde mich nicht zu einer Verwirklichung meiner Drohung, gerichtlich gegen ihn einzuschreiten, verstehen. Und dann, bei seiner Denkweise, mußte ihm auch ein solcher Schritt sehr gleichgültig sein. Ueber die öffentliche Meinung setzte er sich in solchen Fällen leicht hinweg, dieselbe war überdieß in dieser Angelegenheit gewiß sehr zweifelhaft, am Ende würde die Majorität meiner guten Vaterstadt den Grundsatz meines Onkels, der der Meinung war, man müsse einem jungen Menschen, der die Wirk-

lichkeit ganz hintenan ſetze, mit Gewalt vom Ruine abhalten, oder doch wenigſtens verſuchen, ſeine Lage erträglich einzurichten.

Doctor L..... übrigens, der nach Allem, was er über meine Gattin vernommen hatte, einer perſönlichen Intervention keinen Erfolg zuſchreiben mochte, wandte ſich deshalb ſchriftlich an Luiſe. Als ich aus dem Gerichte nach Hauſe kam, übergab mir dieſelbe mit dem Ausdruck höchſten Schmerzes ſeinen Brief. Ich theile ihn hier mit:

„Werthgeſchätzte Frau!“

„Das Leben iſt eine Realität und die bürgerlichen Verhältniſſe werden von einer guten Gattin gewiß vor allen Dingen berückſichtigt werden. Von der Liebe kann man weder einen Hausſtand halten, noch eine Stellung in der Geſellſchaft durch ſie erlangen.“

„Demnach wende ich mich, im Auftrage des Onkels Ihres Gatten, der, obſchon er ein tüchtiger Juriſt, doch zu ſehr in Arcadien lebt, an Sie. Sie werden gewiß von Ihrem Gatten die nöthigen Aufſchlüſſe über das Verhältniß des verſtorbenen Freiherrn von F..... erhalten haben; erlauben

Sie mir nun, daß ich Ihnen dasjenige mittheile, was Ihr Gatte Ihnen aus unzeitigem Zartgefühle wahrscheinlich verschwiegen hat, eine Verschwiegenheit, derentwegen Sie vielleicht später, wenn Sie das Glück haben sollten, Mutter zu werden und eine Vermehrung Ihrer Familie zu erhalten, bitter mit ihm rechten möchten."

„Ich gebe Ihnen vor allen Dingen zu bedenken, daß die Vermögensverhältnisse Ihres Gatten nicht der Art sind, daß sie Ihnen eine sichere Zukunft bieten. So sehr nun auch der vermögende Onkel desselben geneigt sein wird, seinen Neffen nach Kräften zu soulagiren, so möchte derselbe dennoch Nichts versäumen, Ihnen und Ihren etwaigen Kindern eine Quelle zu erschließen, die Sie in eine selbstständige und unabhängige Position versetzen könnte. Ich muß hier frei und offen sprechen und Ihnen, geehrte Frau, vor allen Dingen eröffnen, daß der Onkel Ihres Gatten, und wahrscheinlich auch dessen Mutter, nicht ihre Einwilligung zu der nunmehr geschlossenen Ehe gegeben haben würden, hätte Ihr verstorbener Herr Vater sich, in Betreff Ihrer Mitgift und der Zukunft seines

Sohnes, nicht zu einer Stipulation bewogen gefunden, die dem Gatten ſeiner Tochter eine Summe von 30,000 Gulden rheiniſch zuſichert. Die Auszahlung derſelben ſollte ſofort, nach eingegangener Ehe ſtattfinden, aber der plötzliche Tod Ihres Herrn Vaters verhinderte eben dieſe Auszahlung, ſie nahm Ihrem Gatten auch die Ausſicht auf eine künftige Anſtellung in Dienſten des Staates, dem Ihr Herr Vater verpflichtet war.

„So wenig ſich nun auch auf gerichtlichem Wege eine günſtige Entſcheidung dieſer Angelegenheit erwarten läßt, da Ihr Herr Vater überall in Betreff eines unehelichen Kindes zu keiner weiteren Verſorgung verpflichtet war, als zu der Alimentation deſſelben bis zur Pubertät, und folglich eben ſo wenig deſſen Erben, ſo ließe ſich dennoch vielleicht ein erträglicher Erfolg in dieſer Angelegenheit erwarten, könnten Sie, verehrte Frau, ſich entſchließen, ſich direct an die Frau von F..... zu wenden. Dieſe Dame, obſchon nicht von unbeſcholtenen Sitten, iſt ziemlich prude und affectirt eine Reinheit, die Ihrem Herrn Vater das Leben ſehr ſauer gemacht hat. Sie würde, ehe ſie ſich

dem Affront ausſetzte, der ihr und ihren Kindern durch eine uneheliche Tochter ihres verſtorbenen Gemahls erwachſen könnte, ſich lieber zu dem Aeußerſten verſtehen. In ſofern halten alſo der Onkel Ihres Gatten und der Unterzeichnete es für ſehr förderſam, wenn Sie auf dem Wege einer liſtigen, aber höchſt billigen Demonſtration das zu erlangen ſuchen, was Sie auf dem Wege Rechtens nie erlangen werden. Sie, verehrte Frau, obwohl nicht im ehelichen Bette erzeugt, beſitzen die Liebe Ihres verſtorbenen Herrn Vaters allein, ſollten Sie es für billig finden, daß andere, denen ſeine Liebe nicht zu Theil wurde, ſein Geld erlangen, was jedenfalls im bürgerlichen Leben ſchwerer wiegt, als Liebe, die nur zu häufig außer Cours geſetzt wird.

„Indem ich Sie nun, verehrte Frau, mit allen Details bekannt gemacht habe, die Ihrer Trauung vorangingen und indem ich Ihnen hier nochmals erkläre, daß dieſe Trauung nur in Erwartung der Verwirklichung jener Hoffnungen, die man rückſichtlich Ihres Gatten auf Herrn von F..... ſtützte, den erforderlichen Conſens erhielt, erſuche ich Sie,

meine Bitte in Erwägung zu ziehen und mir Ihren Entschluß baldigst mitzutheilen. Ich bin des festen Glaubens, daß wir, ziehen Sie mich in dieser Angelegenheit zu Rathe, durch geschickte Operationen baldigst zum Ziele gelangen werden. Im Uebrigen bitte ich Sie, diese meine Zuschrift nur als einen Beweis meiner Theilnahme für Sie zu betrachten. Ihr Gatte lebt leider noch zu sehr in der Jugend und dem Augenblick, als daß er daran denken könnte, sich eine solide Zukunft zu gründen und die Feststellung im bürgerlichen Leben herbeizuführen. Deshalb hält es sein Onkel für seine Pflicht, sich direct an Sie zu wenden, und zwar, da die Mission einer delicaten Behandlung bedarf, durch meine Vermittelung. Noch einmal, ziehen Sie meine Vorschläge in Erwägung, und wenn Sie selbstständig und klug verfahren wollen, so theilen Sie Ihrem Gatten erst dann etwas von diesem Schreiben mit, wenn unsere Operationen begonnen haben.

Genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung von

Ihrem ergebensten Diener

Dr. L....."

Ein vortreffliches Stück Humanität, man hatte Luiſe für ein ſchwaches Weib gehalten und mein Onkel, der mit Gewalt mein Glück machen wollte, war natürlich der Meinung, daß ſie ſeine Anſichten theilen würde.

Wenn man mich aber fragen würde, woher dieſe zudringliche Fürſorge meines Onkels für mich rühre? ſo kann ich ihm nur antworten, in der bürgerlichen Beſchränktheit deſſelben. Er war ein Mann, der alle Lebensmoral auf eine gute bürgerliche Einrichtung und darauf gründete: was die Leute dazu ſagen würden? Somit knüpfte er die Motive ſeines Handels und Wandels an dieſe ſchwankenden und zufälligen Verhältniſſe und ſein Wahlſpruch: „Thue recht und ſcheue Niemand" wollte eben nichts Anderes ſagen, als bekümmere dich um keinen Menſchen, wenn du nur deine Schulden bezahlſt, deine Güter auf erlaubtem, d. h. nicht ſtaatswidrigen, Wege vermehrſt und im Uebrigen Gott einen guten Mann ſein läſſeſt, auch für deine Nächſten — und dieſe Nächſten ſind vorzugsweiſe deine Verwandten — ſo gut ſorgſt, als es dir eben möglich iſt, d. h. zuerſt mit Rath und im äußerſten

Falle, wenn ſie dir in Allem gefolgt ſind, auch mit der That. Alle anderen Lebensanſichten ſchlug mein Onkel mit den drei Worten: „Das hilft Einem nicht durch's Leben;“ und in der That, er ſchöpfte ſeine Weisheit nicht von einem Höhepunkte des Lebens, ſondern mitten aus dem Marktgewühl, in welchem er ſich umhertrieb; deshalb aber eben konnte er ſie in dieſem Marktgewühl auch als courante Münze gebrauchen, was unter anderen Verhältniſſen und bei höheren Rückſichten gewiß nicht der Fall geweſen wäre; denn Philoſophen im wahren Sinne des Worts wiſſen nur mit der Menſchheit umzugehen, nicht aber mit den Menſchen.

Wie geſagt, Luiſe war äußerſt niedergebeugt, als ſie mir den nichtswürdigen Brief des Doctors übergab. Vorwürfe hatte ſie natürlich nicht für mich, um ſo weniger, als ich ihr den wahren Vorgang der Sache erzählte und zugleich die Verſicherung ertheilte, daß ich wohl die Motive, die meinen Onkel geleitet hätten, als er ſeine Einwilligung gegeben habe, gekannt, daß ich aber nie geargwöhnt hätte, er werde dieſelben auf eine ſo unverſchämte Weiſe wieder hervorſuchen, wenn etwa zufällige

Hinderniſſe ſeinen Hoffnungen entgegentreten würden. Im Uebrigen aber war mein Weib ſehr gefaßt, Luiſe erklärte mir, ſie ſelbſt wolle den Brief des Doctor L..... beantworten, und nach einigen Minuten ließ ſie mich Folgendes leſen:

Geehrter Herr, Doctor!

„Welche auch die Motive geweſen ſein mögen, die den Onkel meines Gatten bewogen haben, unſere Verehelichung zu beſchleunigen, ſo bin ich doch überzeugt, daß es nicht in ſeinem Belieben ſteht, mich als Mittel zum Zwecke zu betrachten und meine Liebe zu ſeinem Gatten als eine Speculation. Hat er es gethan, ſo mag er ſich damit tröſten, daß ſelbſt dem beſten Kaufmann Unternehmungen mißlingen und meine Heirath unter dieſelben einregiſtriren. Der Menſch denkt, Gott lenkt. Was aber vorzugsweiſe mich betrifft, ſo ehr' ich den Willen meines geliebten Vaters auch in der Hinſicht, daß ich ein Geheimniß, welches er der Welt ſorgfältig zu entziehen ſuchte, in dem Grade nach ſeinem Tode bewahre, wie er es in ſeinem Leben gethan hat. Nie werde ich meine Zukunft

auf Kosten der Vergangenheit meines Vaters zu gründen suchen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihre ergebenste Dienerin

Luise C....."

Das Schreiben wurde sofort abgesendet. Luise aber sprach zu mir: „Mein Guter, alles Leben liegt in der Entbehrung, die Welt wird nur dann glücklich werden, je weniger Bedürfnisse ihre Bewohner haben."

„„Aber deine Ansichten von der Freiheit des Weibes?""

„Bleiben dieselben, aber ich glaube auch ohne sie ein glückliches Leben leben zu können, wenn ich mich mit der von Gott dem Weibe gegebenen Freiheit bescheide. Ich meine damit jene Freiheit, die das Weib eben mit jedem Manne theilt, und die ihm von Niemanden entzogen werden kann, ich meine die Freiheit, das Aeußerste zu ertragen und zu dulden und nie den Genuß des Genusses wegen zu verlangen. In so fern also hab' ich andere Ansichten bekommen, ich muß bekennen, daß die active Freiheit, die Freiheit des Handelns und Wirkens,

in so fern sie außer dem Willen des Individuums liegt und allgemeiner Concessionen bedarf, nur durch die Ueberzeugung jener erlangt werden kann, die diese Concessionen zu ertheilen haben. Bis diese Ueberzeugung erfolgt, muß sich ein jeder mit der passiven Freiheit, mit der Freiheit zu leiden und zu dulden begnügen."

„„Das ist die Philosophie des Christenthums.""—

„Nenne sie Philosophie des Christenthums, oder Philosophie des Lebens und der Erfahrung, nenne sie, wie du willst, aber sei überzeugt, daß auf ihr allein das Heil der Menschheit beruht und der Menschen. Alles Handeln, jeder Kampf, der nicht die Entsagung vor Augen hat, wird nie zu einem ruhigen Ziele führen. In unserem Falle aber will ich mit dieser Behauptung dir nur das an's Herz legen, daß auch wir auf das Aeußerste gefaßt sein müssen. Die Liebe wird uns um so mehr dieses Aeußerste ertragen helfen."

„„Du fürchtest also für unsere Zukunft?""

„Ich fürchte Nichts, aber ich erwarte Alles."

Das Weib hat die zartesten Fühlfäden, vielleicht empfand bereits Luise die entferntesten Be-

ziehungen, die ſich an das Mißverhältniß, das zwiſchen uns und meinem Onkel ſich entſponnen hatte, knüpfen könnten. Aber Luiſe war in der That durch ihre Liebe, die jene Philoſophie wie im Feuer härtete und ſtählte, zu jeder Entſagung bereit. Nicht ſo ich, der ich noch zu leben verlangte.

Mein Onkel ſchrieb kurz und kalt an mich, er müſſe mich unter dieſen Verhältniſſen unſerm Schickſal überlaſſen. Meine Mutter jammerte. Ich aber ſah mit weniger trüben Augen, als die Frauen, ich war ja rüſtig, kräftig und voll Eifer; meine Praxis hatte Zuwachs erhalten, ſollte es mir nicht gelingen, die zufälligen Hinderniſſe des Lebens zu bekämpfen und durch mich ſelbſt ein Ziel zu erreichen?

Obwohl ich einen ſo ſelbſtſtändigen Charakter, wie ihn Luiſe beſaß, nicht zu tröſten hatte, ſo waren mir dennoch die Diſſonanzen meiner Flitterwochen zu unangenehm, als daß ich nicht Alles hätte anwenden ſollen, eine erträglichere Weiſe herzuſtellen. Ich ſehnte mich nach Zerſtreuungen und ſchlug meiner Frau deshalb eine kleine Reiſe vor. Noch war jener Geſund-Brunnen, welcher kaum eine Tagereiſe von unſerm Wohnorte entfernt war,

von Badegästen besucht, und da der Herbst sich trefflich anließ, so durften wir dort auch für die nächsten Wochen Gesellschaft erwarten. Luise aber erinnerte mich an meine Praxis, daß ich ein junger Anfänger sei und daß ich keine Zeit zu verlieren habe. Bedürfe man Zerstreuungen gegen Unfälle, so beweise man dadurch, wie wenig man gegen dieselben gerüstet sei. Ich erkannte durch diese kleinen Züge, welch' ein treffliches Weib ich besaß, während sie auf der einen Seite die Philosophie zu Hülfe rief, ließ sie auf der anderen selbst nicht die kleinsten Details der Existenz außer Acht. Und sie hatte ein glückliches, ich kann wohl sagen, erfolgreiches Leben in der Kunst gelebt. Welchen Ersatz konnte ich ihr bieten, außer meinem Herzen, in dessen Besitz sie sich freilich von Tage zu Tage mehr befestigte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Glückliche Auflösung dieser Krise.

Es verstrichen mehre Wochen, und so zweifelhaft unsere Lage in Betreff der äußeren Verhältnisse blieb, so wenig belästigte unsere Stimmung Zweifel. „Thue Recht und scheue Niemand" ist ein männlicher, kernhafter Spruch, aber wie wenig hält gerade der Mann an dieses Symbol, er umgeht es hundertmal; während das Weib, hat sie einmal die Ueberzeugung der Wahrheit erlangt, meistens nie auf Irrwege geräth. Der Wille des Weibes ist freier, edler, unabhängiger, als der des Mannes. Hier sind die Saiten der Willenskraft meistens so straff angezogen, daß sie springen, der Mann, kann er nicht handeln, kämpfen, verliert den Anhalt, das Weib hingegen ist im Leiden und Dulden unerreichbar. Deshalb sprechen die Ueberlieferungen vermuthlich auch nur von einer Mutter

Gottes, die den Kreuzestod ihres Sohnes aushielt, und mir fallen hier unwillkürlich Schiller's herrliche Verse aus der „Braut von Messina" von der Göttlichkeit der Mutter ein. Gewiß, der poetische Theil der Menschheit ist dem Weibe anheim gegeben, und ist von einem Gott in der Menschheit die Rede, so werden wir ihn zunächst immer in dem Weibe zu suchen haben. Hat doch selbst die öffentliche Meinung und der Staat ihm diesen Vorzug durch die Beschränkung in sinnlicher Hinsicht längst eingeräumt.

Zartfühlende werden freilich nur die Lage meiner Luise würdigen können, andere werden sich leicht über dieselbe hinwegsetzen. Sie hatte ja wenigstens noch zu leben, sie hatte mich. Aber welcher Eindruck kann einem Weibe schmerzlicher sein, als der, daß man nicht das Weib in ihm achtet. Luise hatte in Betreff meiner Familie ein kaltes trocknes Leben vor sich.

Ich sagte, mehre Wochen verstrichen uns in diesem Zustande, als plötzlich ein Schreiben von jenem Herrn aus Weimar einlief, der uns zu unserer Trauung daselbst behülflich gewesen war. Es zer-

theilte die Zweifel in Betreff unſerer Zukunft, indem es meine Frau in Kenntniß ſetzte, ihr verſtorbener Vater habe zu ihrem Beſten und um ihr eine Zukunft zu gewähren, ſein Leben zu einer hohen Summe verſichert. In den letzten Tagen deſſelben habe Herr von F..... ihm, einem alten Univerſitätsfreunde, die nöthigen, ſein Geheimniß betreffenden Mittheilungen zukommen laſſen und nach ſeinem Dahinſcheiden ſeien ihm auch von unbekannter Hand die betreffenden Documente der Lebens-Verſicherung zugeſtellt worden. Nur Eins habe ſich Herr von F....., der durch die fragliche Lebens-Verſicherung Luiſens Zukunft in jeder Weiſe geſichert hatte, von den Vertrauten ſeines Geheimniſſes ausbedungen, nämlich, daß man ſeine Tochter nie in dieſes Geheimniß einführen ſolle. Herr von F..... wollte lieber ſein Kind in Ungewißheit, oder vielmehr in einem andern Glauben, in Betreff des Vaters halten, als ſich den etwaigen Vorwürfen deſſelben ausſetzen. Und dann auch betrachtete er die Welt immer aus dem diplomatiſchen Geſichtspunkte. Was konnte ſeiner Tochter eine Enthüllung des Geheimniſſes nützen, vielleicht hätte ſie eben dadurch in

Verwickelungen mit seiner Familie gerathen, oder doch zu hochfliegenden Plänen verleitet werden können.

Es versteht sich von selbst, daß die hochadlige Familie des Freiherrn von F..... von der unehelichen Tochter des Herrn von F..... auch nach seinem Tode keine Kunde erhielt, noch weniger von der fraglichen Lebens-Versicherung des Gesandten, der man übrigens, wäre sie bekannt geworden, selbst auf juristischem Wege nicht hätte in den Weg treten können, um so weniger, da die Police bis zum Tode der Mutter Luisens auf den Namen jener, später auf den Namen des alten Haus-Secretairs, und nach dessen Tode auf den jenes Universitätsfreundes lautete, dem Herr von F..... unter allen Verhältnissen unbedingtes Vertrauen schenken konnte.

Also unsere Zukunft hatte sich durch die in gleicher Zeit erfolgte Auszahlung der Lebens-Versicherung gelichtet, und man wird sich nicht wundern dürfen, wenn Doctor L....., nachdem er von diesem Vorfall Kunde erhalten hatte, sofort zu uns eilte und neben seinen Glückwunsch das Anerbieten stellte, dem jungen Ehepaar in Allem behülflich zu sein,

um den unerwarteten Schatz von 40000 Gulden paſſend anzulegen und wo möglich jährlich zu vermehren. Er meinte es allerdings in ſeiner Art gut mit uns und würde wahrſcheinlich auch auf alle Proviſion verzichtet haben, allein ich lehnte ſein Anerbieten freundlich ab. Luiſe aber meinte, wir ſollten ihm doch die Freude laſſen, in ſeiner Weiſe zu unſerem Glücke beizutragen; das Geld ſei ja ohnehin ſein Element mehr, als das unſere, er werde uns wirklich dienlich ſein können. Da auch meine Mutter dieſer Behauptung beiſprang und ich natürlich von ihrer Wahrheit überzeugt war, ſo verſprachen wir natürlich dem Doctor, ihn in allen Dingen, die unſer zeitliches Glück beträfen, zu Rathe zu ziehen.

Nachdem Alles geordnet war und ſelbſt mein Onkel mit den Worten, daß ich mehr Glück, als Verſtand habe, die Verſöhnung beſiegelt hatte, nachdem meine Mutter Freuden- über Freudenthränen vergoſſen und ich ein halbes Dutzend Pläne, die mein Onkel mir, rückſichtlich meiner weiteren Zukunft an die Hand gegeben, weil ſie meinen Grundſätzen und Neigungen nicht zuſagten, beſeitigt hatte, nach-

dem alle alten Basen mir nunmehr erst aus vollem Herzensgrunde zu meiner Vermählung Glück gewünscht hatten, schloß Luise diesen Abschnitt meines Lebens mit der Erklärung, daß sie sich Mutter fühle. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß ich keinen schöneren Schluß des ersten Theils meiner Lebenswirren gewünscht hatte. So wenig Unglück auch zwischen dem Postwagen-Abentheuer und diesem Schlusse liegen mochte, so schwebte es doch dicht wie das Schwert des Damokles über meinem Haupte, ich hatte bereits die Verhältnisse aus dem Grunde kennen lernen, und wenn ich sie, an Luisens Seite, auch nicht als Macht anerkennen durfte, denn diese behauptete, es gäbe nur eine Macht, und diese sei der feste Wille, so mußte ich sie doch als die größte Erschwerniß des Lebens respectiren.

Kurz nach diesen Vorfällen traf auch die junge Gräfin G... in A..... ein. Nachdem ich ihr ausführlichen Bericht über meine Schritte in M..... abgestattet hatte und die sich zu neuen Anknüpfungen in dieser Angelegenheit bereit erklärte — Anknüpfungen, die mich, wie der Leser später erfahren wird, mitten in das große Labyrinth der m.....'-

schen Jurisprudenz versetzten, stellte ich dieser Dame meine junge Gattin vor, die in ihr, während der Wintersaison, die sie in A..... verlebte, eine Gefährtin ihrer Ansichten und Denkweise fand, wie sie sich dieselbe nicht besser wünschen konnte, und eine Freundin für das ganze Leben.

Die nächste Ferienzeit aber wurde nunmehr von Luisen zu einem Ausfluge nach dem Grabe ihres Vaters bestimmt, sie wolle wenigstens die Stelle kennen lernen, wo ein Mann ruhe, den die Verhältnisse sein ganzes Leben hindurch von seiner Liebe geschieden haben, sie wolle in die Blumen, die das Grab ihres Vaters umkränzen, die Thränen des Schmerzes, der Freude und der Hoffnung legen, die sie an dem Herzen des Lebenden nicht habe weinen dürfen.

„Und du erkennst doch nicht die Macht der Verhältnisse an, die auf deiner ganzen Jugend lasten?"

„„Nein! denn ich fühle Kraft in mir, sie zu ertragen"" sprach das seltene Weib, indem ihre Blicke begeistert in meine Augen leuchteten.

Berichtigungen zum erſten Bande.

Seite	X	Zeile	18	von	unten	ſtatt Proſa, Poeſie.
•	38	•	9	•	oben	• humaniſtiſchen, humanen.
•	39	•	8	•	.	• Materialen, Materialien.
•	41	•	9		.	• volterie, lotterie.
•	53	•	2	•	.	• despotischen, despotischsten.
•	102	•	3	•	unten	• meine Mutter, mein Mentor.
•	103	•	10	•	oben	• Fiction, Fictionen.
•	111	in der Ueberſchrift				• humaniſtiſchen, humanen.
•	129	Zeile 10 von oben				• Haß, hoch.
•	168	•	9	•	unten	• hiſtoriſcher, heroiſcher.
•	163	•	11	•	oben	• vertragen, vertrügen.

Gedruckt bei Kohler u. Teller in Offenbach.

Z 265

Mittheilungen

aus dem

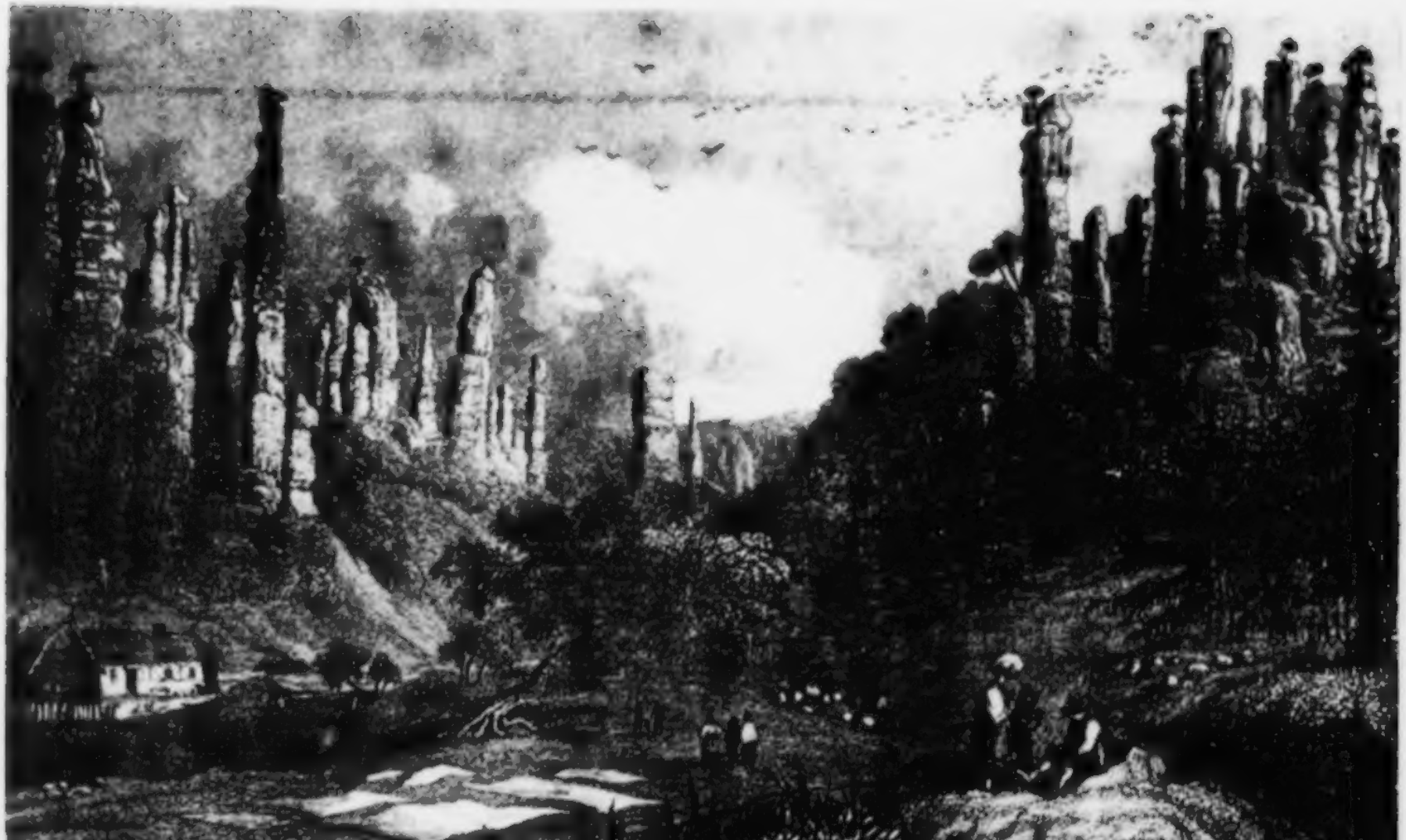
Leben eines Advocaten.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Beurmann.

Erster Band.



Deutschland

und

die Deutschen

von

Eduard Beurmann.

Erster Band.

Mit 1 Stahlstich.

Altona,
Verlag von Joh. Friedr. Hammerich.
1838.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniss.

Erstes Capitel.

Einleitung . . . . . S. 1

Deutschland, das Herz Europas, Frankreich der Kopf, Rußland der Leib. — Andeutungen über das Verhältniß Rußlands zu Europa u. europäischer Civilisation. — Grenzen von Deutschland. — Nationalität und Patriotismus als Grenzen. — Nord und Süd, und der Nord- und Süddeutsche 39

Zweites Capitel.

Gewässer: Meere, Flüsse. — Deutschland hat keine Seehäfen. — England und Rußland in Beziehung zu deutschen Flüssen. — Weshalb nennt man die Nordsee deutsches Meer und das baltische Meer Ostsee? — Die Donau und ihr Charakter. — Die Trave. — Die Oder. — Der Rhein, als deutscher Fluß par excellence, obwohl man nebenbei an seinen Ufern italienisch, französisch und holländisch spricht, und sein Charakter, sowohl im Allgemeinen, als in seinen Abstufungen, als Ober-, Mittel- und Nieder-Rhein. — Unterscheidungs-Merkmale des Rheins und der Donau. — Rheinreise. — Der Main bezeichnet den Concentrationspunkt eines gefragten Materialismus und erinnert an die alten Bischofsländer, aus welchen er kömmt. — Frankfurt a. M. — Erst bei Bingen verlieren sich die Gewässer des Mains in die des Rheins. — Beschreibung der Rhein-Ufer von Mainz bis Cöln. — Unterscheidungs-Merkmale der beiden Hälften des Mittel-Rheins von Mainz bis Coblenz und von Coblenz bis Cöln. — Charakteristisches Gepräge Cölns in katholischer Hinsicht. — Die Elbe. — Der obersächsische Dialekt. — Die Elbe bei Hamburg. —

Die Blankeneſer. — Charakteriſtiſches Gepräge Hamburgs. — Die Weſer. — Die Weſer bei Bremen. — Charakteriſtiſches Gepräge Bremens. — Seen und Canäle. . . . S. 91

Drittes Capitel.

Das politiſche Deutſchland. — Rückblick auf die Vergangenheit. — Die Reformation in Beziehung zu dem politiſchen Leben der Deutſchen. — Der Reichstag nach dem weſtphäliſchen Frieden bis zu den franzöſiſchen Revolutionskriegen . 136

Viertes Capitel.

Die innere Einheit Deutſchlands. — Bemerkungen über den National-Charakter der Deutſchen. — Volk und Pöbel. — Die deutſchen Gelehrten in ihrer Stellung zum Volke. — Haben wir eine ausgebildete öffentliche Meinung? — Die Tugenden der Deutſchen. — Tacitus und Hofrath Thierſch. — Der Befreiungskrieg und das Nationalkleid. — Herr Genz. — Die deutſche Jugend. — Herr Glauren und die deutſche Nation. — Deutſche National-Dichter im Verhältniß zur Nation. — Würde Deutſchland ſeine Cultur und die Reinheit und Einfachheit ſeiner Sitten durch Concentration eingebüßt haben? — Einige Bemerkungen über die Urſachen unſerer Fehler 183

Fünftes Capitel.

Die Stände. — Der Adel. — Hiſtoriſche Rückblicke auf dieſes Inſtitut. — Hoher und niederer Adel. Die Reichsunmittelbarkeit des niederen Adels. Die Ebenbürdigkeit. Der niedere Adel ſeit der Reformation. Junkerthum. — Des Verfaſſers Anſicht über Majorate und deren Folgen für den Staat und die bürgerliche Geſellſchaft. — Wird der Adel eine Zukunft haben? 220

Sechſtes Capitel.

Die Stände. (Fortſetzung. —) Die Einzelnen dem Adel gegenüber. — Auch dieſes Inſtitut wird practiſch dadurch gehalten, daß die öffentliche Meinung ohne Organ iſt. — Seitenblicke auf Frankreich. — Einfluß der öſterreichiſchen Ariſtokratie auf die deutſchen Zuſtände. — Sie iſt der Anhaltspunct des Inſtituts in allen deutſchen Staaten. — Nutzen der öſterreichiſchen Ariſtokratie der Geld-Ariſtokratie

gegenüber. — Ariſtokratiſche Tendenzen in der Diplomatie, die geſetzlich und factiſch beſtehenden Stände in den deutſchen Bundesſtaaten . . . . . S. 254

Siebentes Capitel.

Deutſches Univerſitätsweſen. — Stellung der Univerſitäten zum Volke. — Nützt die Corporation zur Zeit noch den Univerſitäten? Verſchiedene Meinungen in dieſer Hinſicht. — Hiſtoriſche Rückblicke. — Die Wiſſenſchaft muß in ſich ſelbſt die Garantie ihrer Freiheit finden. Die Corporation ſchützt dieſe Freiheit nicht. Beiſpiele dafür. — Ueber den Antrag in der Badiſchen Ständeverſammlung, die Immatriculation aufzuheben. Meinung des Verfaſſers, daß die Emancipation der Univerſitäten von der Corporation allerdings ein größeres Gleichgewicht zwiſchen Leben und Wiſſenſchaft und ſelbſt eine größere Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der Wiſſenſchaft herbeiführen werde. — Die verkehrte Einrichtung der Univerſitäten zu gelehrten Schulen. Nachtheile und komiſche Folgen dieſer Einrichtung. — Ueber den Gemeinſinn deutſcher Profeſſoren, und wie derſelbe zu wecken und zu befeſtigen iſt. — Ueberſicht der Nachtheile der Corporation . 269

Achtes Capitel.

Univerſitätsweſen (Fortſetzung) Burſchenfreiheit. — Der „Comment.“ — Die „Landsmannſchaften“ mit ihrem mittelalterlichen Barbarismus, wieder eine Folge der Corporation. — Das gewöhnliche Leben eines deutſchen Studenten. — Weshalb ergibt man ſich demſelben? — Wie könnte dem Barbarismus abgeholfen werden? — Die Wiſſenſchaft ſteht auf den deutſchen Univerſitäten zu iſolirt und greift nicht in das Leben der Studirenden ein. — Ein tragiſches Ereigniß, wie deren viele auf den deutſchen Univerſitäten vorkommen. — Sind kleine, oder große Univerſitätsſtädte vorzuziehen? 302

Neuntes Capitel.

Schulen und Schulweſen. — Humanismus und Realismus. — Unabhängigkeit der Lehrer. — Servilismus der Schulmeiſter. — Schulzucht. — Wir leiden an der Schule. — Die heutigen Lehrer fußen zum großen Theil mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart. — Johann Jacob Häuberle und ſeine Schuldisciplin. — Wie läßt ſich der Andrang zu den Studien in Deutſchland vermeiden? — Do-

cendo discimus. — Bibliotheken. — Deutſche Kunſt und Kunſtſinn der Gegenwart . . . . . S. 320

Zehntes Capitel.

Die deutſche Bühne. — Entwickelung derſelben bis zu Leſſing. — Gottſched. — Leſſing und die in ſeine Fußtapfen tretenden Dichter. — Göthe, Schiller und die National-Bühne. — Kotzebue. — Raupach. — Bauernfeld. — Töpfer. — Gegenwart und Zukunft der deutſchen Bühne 348

Einleitung.

Deutschland läßt die verschiedenartigsten Auffassungen zu: wir haben ein natürliches, ein nationales, ein historisches und ein politisches Deutschland. Einmal entschied Gott selbst über dieses Land, durch Gestalt und Boden, dann die Völker und Arndt in seinem Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Hierauf entschieden die Völker und die Fürsten durch die Geschichte, und zuletzt die Fürsten allein durch die Wiener Congreß-Acte. Es ist nicht Sache des Verfassers, den Rechtsgrund dieser Entscheidungen weitläuftig aus einander zu setzen, aber andeuten mag man ihn wenigstens. Gott hatte dazu die unzweifelhafteste Befugniß; und wenn die Völker in der Folge die natürlichen Grenzen erweiterten und ihre Sprache und Sitte verbreiteten, gen Ost und West, über Slaven und Wenden, über Elsaß und Lothringen, so mag man darin gleichfalls das Walten eines Gottes erblicken, nach dem alten Satze: vox

populi, vox dei. Das hiſtoriſche Deutſchland aber, der Schauplatz und Inbegriff deutſcher Ereigniſſe, wird ſich auf dieſelbe Quelle zurückführen laſſen; denn die Geſchichte der Völker iſt nur ihre Exiſtenz. Das politiſche Deutſchland endlich, das Deutſchland, welches in der großen Eſchenheimer Gaſſe zu Frankfurt a. M. ſeinen Mittelpunkt gefunden hat, kann, außer vielen menſchlichen Beweggründen, auch den göttlichen zu ſeiner Rechtfertigung anſprechen: die Könige der Erde ſeien die Stellvertreter des Himmels; man habe nur Kraft einer allgemeinen Vollmacht gehandelt, als man Natur, Volk und Geſchichte zu jenem vierten Begriff vereint und reſpective getrennt, d. h. als man von dieſen Stoffen ſo viel zu einer letzten künſtlichen Zuſammenſtellung ausgewählt habe, wie für das europäiſche Gleichgewicht nöthig erachtet wurde, einen Begriff, der bis dahin nie ſo klar und rein, und in ſo weiter Ausdehnung in der Politik hervorgetreten war. Bis zum Sturze Napoleons hatte man nämlich noch den Leidenſchaften einen großen Einfluß auf die Geſchichte der europäiſchen Staaten geſtattet, nachdem aber die heilige Allianz das Chriſtenthum in die Politik verwebt hatte, ſollte die Staatsweisheit die Vermittlerin zwiſchen Gegenwart und Zukunft werden: man erfand das Princip der Legitimität und des Beſtehenden, um den Frieden zu erhalten, und der Thatkraft der Völker, die

nach dem Befreiungskriege gefahrlich zu werden drohte, ſtellte ſich eine negative Tendenz der Regierungen entgegen, die Tendenz zu dulden und zu vermitteln. Somit wurde denn die Politik, die früher von Zufälligkeiten bedingt war, von Meinungen und Menſchen, auf einen Grundſatz geſtützt, und die Diplomatie, die ein Spiel mit dieſen Zufälligkeiten geweſen war, wurde eine Wiſſenſchaft, von der Talleyrand behauptete, „daß er ſie nicht mehr begreife.“ Aus dieſem Allen aber wird ſo viel hervorgehen, daß das politiſche Deutſchland, neben der Clauſel: „Wir, von Gottes Gnaden,“ auch noch die Erhaltung der Ruhe und des Friedens für ſich anſprechen kann; und während die Einen von einer künſtlichen Miſchung in dieſer Hinſicht reden, werden die Anderen nur eine chriſtliche behaupten und eine theilweiſe Erfüllung jener Miſſion, die den Königen übertragen iſt von dem Könige der Könige.

Ich mußte die verſchiedenen Definitionen Deutſchlands voran ſtellen; zu meinem Zwecke, zu einer Schilderung des Landes, zu einer Darſtellung ſeiner geſellſchaftlichen, politiſchen, induſtriellen und literariſchen Zuſtände, zu einer Beſchreibung des Charakters und der Sitten ſeiner Bewohner bedarf es aller jener Beziehungen. Das Deutſchland aber, welches dem Auge des Forſchers erſchloſſen ſein ſoll, wird freilich Gott als Mittelpunkt haben — nach dem alten Ausſpruch: deus

centrum et locus rerum — aber die Perſpective deſſelben kann nur das Volk ſein. Wir werden auch hier ſagen müſſen: Gott, von dem Alles kömmt, und das Volk, zu welchem Alles geht. Neben dieſen beiden Hauptmomenten ſind alsdann die hiſtoriſchen Incidentpunkte zu betrachten, die Ereigniſſe, die den Charakter des Volks nicht beſtimmen, ſondern nur Eindrücke hinterlaſſen, gute und ſchlechte, je nachdem ſie wie Nilüberſchwemmungen über die Häupter der Völker fluthen, oder nur wie Deichbrüche.

Es möchte aber wohl in einer Einleitung eines Werkes, welches Deutſchland aus dem Geſichtspunkte der Gegenwart betrachten ſoll, die rechte Stelle für einige Bemerkungen über jene „Wiſſenſchaft" ſein, deren ich bereits oben erwähnte, und von der man doch zugeben muß, daß ſie, in Betreff deutſcher Zuſtände, wenigſtens in dieſem Augenblick von großer Bedeutung iſt. Ich meine die Diplomatie, nicht die Diplomatik; ſie hat nicht nur Deutſchland eine neue Form gegeben, nein, ſie hat ſich auch mit der inneren Organiſation dieſes Landes beſchäftigt, und zwar von einem Zeitpunkte an, wo man hätte glauben ſollen, die Völker würden fortan ſelbſt über ihr Schickſal entſcheiden. Aber die Diplomatie hat die feinſten Fühlfäden für den Charakter, die Sitten, ja ſelbſt für die Leidenſchaften jener an den Tag gelegt, ſie wurde in der That ein Ereigniß, ſeitdem

sie sich aus den Cabinetten in die Wagschaale der Völker warf, ihre Leidenschaften zügelnd und ihre Entwickelung leitend. Früher mochte man sagen, die Diplomatie habe zwar das Pulver nicht erfunden, aber sie spiele damit; heut zu Tage wird man sagen müssen: die Diplomatie hat das Pulver unschädlich gemacht, und wer die Menschen und die Geschichte einigermaaßen verfolgt hat, wird erkennen, welche Concession in diesem Geständniß liegt. Also, ich halte es für gut, die Stellung der Diplomatie hier wenigstens anzudeuten, sie ist in der That ein deus ex machina der neueren Politik, und als solcher von großem Einfluß auf deutsche Zustände.

Wir machen hier zuvörderst eine auffallende Wahrnehmung: nicht England und Frankreich stehen an der Spitze der europäischen Politik, sondern jene östlichen und absoluten Mächte, deren politische Ausbildung sich noch in einem Zustande der Kindheit befand, als die westlichen Staaten, die im Rathe von Europa sitzen, bereits dem Zenith derselben nahe waren. Mit einem Worte, Rußland, Oesterreich und Preußen geben dem Gange der politischen Ereignisse die Richtung, während England und Frankreich sie höchstens hervorrufen. Woran man bis dahin zweifelte: eine abgeschossene Kugel sei nicht mehr zu lenken, das haben die Diplomaten jener Regierungen widerlegt, am Ende waren sie es doch nur,

die Napoleon ſtürzten; daß ſie aber die Revolution in das ebene Gleis des Alltaglebens zurückführten, wird von Keinem bezweifelt werden. Woher dieſes Uebergewicht der öſtlichen Mächte? Theilweiſe mag es daran liegen, daß die Intelligenz in den abſoluten Staaten an Einzelne geknüpft iſt, daß ſie ſich, unter dieſer Vorausſetzung, leichter geltend machen und auf weſentliche Zwecke gerichtet werden kann; theilweiſe daran, daß die Civiliſation den Leidenſchaften einen größeren Wirkungskreis einräumt, daß die Regierungen in dem Grade paſſiv werden, in welchem die Maſſe activ. Aber dieſe Motive ſind gewiß ſehr oberflächlich, die Stellung der öſtlichen Politik hat tiefere Wurzeln: die Diplomatie hat hier, trotz der leichten Form, in welcher ſie auftritt, Studien im Völkerleben gemacht, und man würde Unrecht thun, ihr Weſen nach den einzelnen Geſandten, Geſchäftsträgern und Legationsräthen, kurz nach ihrem Troſſe zu ermeſſen. Dieſe Leute wollen eben nichts bedeuten, als das äußere Anſehen des Fürſten, den ſie repräſentiren ſollen, aber der Geiſt unſerer Diplomatie hat das Gute, daß er nicht von der Perſon abhängig iſt. Ja, man kann in einzelnen Fällen ſogar unbedeutenden Menſchen von ihm ſo viel einflößen, als man für einen beſtimmten Zweck gebraucht. Dieſer Geiſt beſeelt Maſchinen, und das erhält eben die Ordnung; er beſeelt aber nicht nur Maſchinen, ſondern auch Eſel, und

das ist ein Beweis seiner Unfehlbarkeit. So entsinne ich mich sehr wohl eines gewissen Kammerjunkers, der einer Gesandtschaft als Attaché beigegeben war. Dieser junge Mann hatte sich früher Studirens halber einige Jahre auf deutschen Universitäten umher getrieben, und da er kein Justiz-Examen — was in seinem Vaterlande außergewöhnliche Kenntnisse verlangte — hatte aushalten mögen, so war er, wozu ihn Geburt und Stand qualificirten, in die diplomatische Carrière eingetreten. Womit beschäftigte er sich? Er las während eines ganzen Jahres einige Seiten aus Klübers Staatsrecht, unterschrieb Pässe, machte den Tag über zwei, bis drei Mal, je nach den Umständen, Toilette, kurz, er hielt sich ganz innerhalb der Conduite, die Gutzkow in seinen Zeitgenossen von einem jungen, angehenden Diplomaten beschreibt. Aber wenn es darauf ankam, war unser Kammerjunker doch zu verwenden: Keiner spürte so emsig den Zeitungen nach, um irgend eine verdächtige Wendung, eine Anspielung auf seinen Monarchen, oder eine das europäische Gleichgewicht gefährdende Floskel zu erhaschen; Keiner verstand sich besser auf Repräsentation, wie er, Keiner hatte einen vornehmeren Air und einen wegwerfenderen Blick. Und dann wie kühl und doch wie scharf sprach er nicht über jugendliche Unbesonnenheit, über Verirrungen, über Festigkeit und Kraft der Regierungen in der Zeit der Krise, wie verschwiegen und

verächtlich benahm er sich, als eine Aenderung der Dinge eingetreten war. Gewiß, Herr von T. war ein bornirter Kopf, aber der Geist der deutschen Diplomatie ergriff ihn auf Augenblicke, wie der Galvanismus einen todten Körper anregt, aber in seiner Stellung genügte das hinlänglich; er erhielt auch am Ende den Orden seines Landes, wahrscheinlich nur seiner Verdienste wegen, weil er den Anstand dazu besaß.

Man wird einsehen, daß dieser Vorfall die Würdigung, welche ich der deutschen Diplomatie — denn selbst die russische besteht aus deutschen Elementen — zu Theil werden lasse, nur um so mehr in das rechte Licht stellt. Ich kann daher, ohne einen Einwurf zu besorgen, in meiner Betrachtung fortfahren.

Ich sagte, die Diplomatie der östlichen Mächte habe ihre Studien im Völkerleben gemacht, und gewiß, man wird zugeben müssen, daß sie in unseren Tagen anderer Mittel bedurfte, als früher, wo die Ereignisse mehr, oder weniger von den Cabinetten ausgingen. Diese Richtung, oder Umgestaltung der Diplomatie datirt aber bereits aus der ersten französischen Revolution: *alle diesem Ereigniß gegenüber stehenden Mächte mußten* ihre Völker erforschen und gegen die Contagiosität der Republik sichern. Der derselben folgende Zustand der

Dinge konnte keine Aenderung jener Richtung veranlassen, er befestigte sie im Gegentheil: denn jetzt sah man sich sogar genöthigt, dort eine öffentliche Meinung hervorzurufen, wo es bis dahin noch keine gegeben hatte. Früher hatte man nur die Defensive zu behaupten, jetzt galt es bald der Ergreifung einer Offensive: man organisirte den Tugendbund, und der Befreiungskrieg wurde mitten unter feindlichen Bajonetten von den Cabinetten vorbereitet. Jene Motive aber, die sich in dem Grade nur bei den östlichen theilweise unterjochten, theilweise aber abhängigen Mächten vorfanden, mögen übrigens die Vervollkommnung und den Vorzug der neuen diplomatischen Weise erklären, den sie, Frankreich und England gegenüber, behaupten, freilich hätte Napoleon Grund genug gehabt, denselben Weg in den eroberten Ländern einzuschlagen, um der ziemlich offen agirenden Reaction zu begegnen. Allein er war ein übermüthiger Sieger, und seine Gegner machte das Unglück erfinderisch und ausdauernd. Wie alle Eroberer, verachtete er die Ideen und hielt sich an die Thatsachen. So ließ er einen unglücklichen jungen Mann aus Naumburg im Park von Schönbrunn erschießen, weil dieser auf den Mord ertappt wurde, und einen unwissenden Buchhändler, weil sich in dessen Lager eine sehr oberflächliche den Umsturz predigende Brochure vorfand. Hofer fiel in Mantua, die Schill'schen Officiere in Wesel, von Fink

und Berger aus Oldenburg in Bremen. Aber man wird zugeben müſſen, daß alle dieſe Menſchen, wären ſie am Leben geblieben, den Sturz Napoleons um keine Minute eher herbeigeführt haben würden; ihr Tod hingegen war ein Zündſtoff mehr zu jenem gewaltigen Haſſe, der ſich in der Stille des bürgerlichen Heerdes, inmitten der Familien, täglich weiter ausbreitete. Während nun der Kaiſer alſo gegen die Thatſachen verfuhr, was that er gegen die Ideen? Er wollte nichts wiſſen von den „Ideologen," wie er die Gelehrten, die Schriftſteller, die Dichter, die Profeſſoren nannte; er ließ ſie ungeſtört auf den Kathedern der Univerſitäten und hohen Schulen jene Saat der Drachenzähne ausſtreuen, die über Nacht neue Krieger an Leib und Seele erzeugte. Während ſeine geheime Polizei aus Franzoſen, die kein Deutſch verſtanden, in den Cabinetten und den Salons horchte, ſprach man im Volke ziemlich laut ſeine Hoffnungen in Betreff der Zukunft aus. Die Miniſterien waren hier zu ſuchen; denn die Tendenzen der Cabinette hatten ſich zum Volke herabgelaſſen, ihre Geheimniſſe waren den Kirchen, den Schulen, der Religion, der Literatur, den Werkſtätten und der Induſtrie anvertraut. Aber Napoleon verachtete das Volk, er hatte einigen Grund dazu; die Geſchichte ſeit der Revolution, ſein Genie und die Reſultate, die ſich an ſein Feldherrntalent knüpften.

Nach seinem Sturze freilich lag jenes gewaltige Netz, in welchem die Cabinette den Kriegsgott gefangen hatten, allen Blicken erkennbar ausgebreitet, man sah seine Anfänge, seine Verschlingungen durch die Völker, seinen letzten Knoten, die welche ihn hielten und die welche das Netz zugezogen hatten, Frankreich hätte sich nun ein Beispiel nehmen können. Nichtsdestoweniger ging man auf dem alten Pfade fort, die Restauration bekümmerte sich um auswärtige Zustände gar nicht und um innere so oberflächlich, daß sie an den Ordonnanzen scheiterte, die weder in Wien, noch in Petersburg gut geheißen wurden. Dort war man von der wahren Lage der Dinge sehr gut unterrichtet; denn dort hatte man die frühere Richtung nicht aufgegeben, man hatte sich in fortwährendem Verkehr mit dem Ideen-Gange aller europäischen Völker erhalten, um in vorkommenden Fällen die moralische Kraft, welches die Regierung dieses, oder jenes Landes für, oder gegen sich haben werde, genau ermessen zu können. So hatte denn der Selbstbeherrscher aller Reußen das Ministerium Polignac vor Staatsstreichen gewarnt und den König Carl für die Folgen gewaltsamer Attentate gegen die Charte seines Vorgängers, die so legitim sei, als sein Königthum, verantwortlich gemacht. So hatte Metternich nur eine Heilung jener Grundübel in Frankreich, der Preßfreiheit und des Wahlgesetzes, durch die Macht der Legalität, durch die Mitwir-

lung der Kammern gebilligt*). Gewiß, die Diplomatie der östlichen Mächte beharrte nach wie vor in jener Parallele mit den Ereignissen, weil sie den Völkern, wie ihr Schatten, folgte. Man konnte nun auch in geeigneten Fällen den Schatten an die Stelle des Volks setzen, die Diplomatie an die Stelle der öffentlichen Meinung, wie denn das seit 1830 mehr als ein Mal mit Erfolg geschehen ist.

In Frankreich sind in dieser Hinsicht, selbst nach der Julius-Revolution, kaum Aenderungen eingetreten. Um das Ausland bekümmert man sich hier höchstens nur in sofern, als constitutionelle und parlamentarische Beziehungen dabei eintreten, man vernachlässigt z. B. England nicht ganz. Deutsche Verhältnisse, deutscher Geist aber liegen der französischen Regierung gewiß sehr fern. Besieht man sich nur das Personal des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und das der französischen Gesandtschaften an deutschen Höfen, wie wenige Männer wird man darunter finden, die deutsch verstehen, geschweige denn es sprechen können. Und handelt es sich um eine Beurtheilung deutscher Zustände in den französischen Journalen, oder gar um diplomatische Geheimnisse der östlichen Mächte, um Zusammen-

*) Siehe Oesterreichs Einfluß, von Julius Schneller, Th. II S. 396 und 397.

künfte in Kalisch, Töplitz und Prag, so wird man nicht einmal Conjecturen erfinden können. Damals, als man jene Zusammenkünfte für eine verunglückte Demonstration Rußlands in den französischen Blättern erklärte, damals bewies man in der That, daß man nicht die geringste Ahnung von der Stellung der drei großen Mächte zu einander und zu Deutschland insbesondere hatte.

Wenn aber der Indifferentismus Frankreichs gegen das Ausland bereits seit dem Jahre 1808 vorhanden ist, so muß man ihn von England wenigstens seit 1820 behaupten. So lange es der Verbündete der östlichen Mächte war, bis zum griechischen Aufstande, zog es theilweise aus den Untersuchungen seiner Verbündeten gemeinschaftlichen Nutzen, theilweise erhielt es seine Diplomatie, die besonders unter Napoleon auf dem Continente agiren mußte, in Parallele mit derjenigen der großen Mächte; seit jener Zeit aber kann man so gut von England behaupten, was von Frankreich schon längst als gewiß galt: beide Cabinette verloren beständig in allen diplomatischen Spielen, die Talleyrand in jüngster Zeit selbst als eine Sache der „Wissenschaft" anerkannte. Der alte Diplomat zog sich von dem Schauplatze der Politik zurück, wo die Persönlichkeit höchstens zur Folie dienen konnte, aber keineswegs mehr den Ausschlag gab. Wenn man nun unlängst aus dem Munde Talleyrands in der Academie von Frankreich die Versicherung vernahm,

auch in der Diplomatie beruhe Alles auf der Redlichkeit, so mag man das kaum für eine Falle des Meisters halten, der früher behauptete, man habe die Sprache nicht, um seine Gedanken mittelst derselben auszudrücken, sondern um sie vielmehr dahinter zu verbergen, oder gar für eine Bekehrung; nein, ich halte dafür, daß Talleyrand damit nur seine Ansicht über die neue Aera der Diplomatie aussprechen wollte, die die Wechselwirkung der öffentlichen Meinung eben so gut empfindet, wie diese ihren Einfluß. In der Cabinetspolitik mochte eine gut angelegte Intrigue ihren Zweck nie verfehlen, seitdem aber die Cabinette wenigstens mit einem Fuße im Volke stehen, wird man stets darauf Bedacht nehmen müssen, Entwürfe und Entschlüsse zu rechtfertigen: ja, man wird sich selbst mit den Versprechungen versehen, man wird, mit einem Worte, die Wahrheit als Basis der Politik und Diplomatie betrachten müssen. Ich habe schon bemerkt, daß diesen Charakter der Politik durch die heilige Allianz einen Hintergrund erhielt, der mit lauter christlichen Tugenden geschmückt war, mit Glauben, Liebe, Aufopferung und Frieden, einen Heiligenschein in den Augen der Völker, der wenigstens diesseits des Rheins noch nicht ganz erloschen ist; aber die Elektricität der heutigen Politik und der auf ihr beruhenden Diplomatie strömt doch eben aus dem Volke — so seltsam das auch klingen mag — denn so wenig man

ſich ihm hingeben wird, man beobachtet es, man erforſcht es, man iſt jeden Augenblick bereit, darüber Rechenſchaft zu geben, wie viel man der moraliſchen Kraft des Volks zutrauen kann, und kann man ihr nichts zutrauen, ſo wartet man die Zeit dazu ab, man läßt dem Löwen ſeine Spiele, und führt ihn ſpäter wieder in den alten Käfig der Gewohnheit und des Beſtehenden. Die Zeit, ſie iſt der einzige Verbündete unſerer Staatsmänner, wenn man außerdem Verkehrungen trifft, ſo ſind es höchſtens Präſervative und ſpäter unbedeutende Palliativmittel. Eine Radicalkur aber, ein durchgreifendes Gewaltmittel wird man nie verſuchen, oder doch nur dann, wenn dem Kranken bereits auf andere Weiſe geholfen iſt, als Nachhülfe, zur Stärkung. Von dieſem Verfahren liefert die jüngſte Zeit die augenſcheinlichſten Beweiſe.

Alſo die Diplomatie iſt heut zu Tage wirklich eine Wiſſenſchaft, ſo weit die Erfahrung dazu gemacht werden kann, und wenn man die Nothwendigkeit einer ſolchen Wiſſenſchaft anerkennen muß, ſo bleibt noch übrig, ihre Zweckmäßigkeit darzuthun. Man hat ſolcherweiſe wenigſtens politiſche Mißgriffe verhindert; ſelbſt in dem abſoluteſten Staate iſt das: l'état c'est moi" nur eine relative Wahrheit noch; man iſt — wie geſagt — in den Cabinetten redlicher, freier und offener geworden; man hat den Frieden zunächſt vor Augen und alle

Segnungen, die mit ihm zuſammenhängen. Ob es nun wirklich die chriſtlichen Tendenzen der heiligen Allianz ſind, oder ob es die Furcht iſt, die dieſen Erfolg veranlaßt, kann hier nicht unterſucht werden, genug die Diplomatie unſerer Tage nimmt einen vermittelnden Standpunkt ein, und nicht bloß den Regierungen gilt dieſe Vermittelung, ſondern auch den Völkern. Wo deshalb aber dieſe Diplomatie einen freien Spielraum hat und nicht durch Volksvertretung beſchränkt iſt, wird ſie ſich, freilich ſtets indirect, auch in alle Zuſtände des Landes einmiſchen, ſie hat — wie ſchon geſagt — Deutſchland nicht nur eine neue Form gegeben, nein, ſie hilft auch bei dem inneren Weſen dieſes Landes, ſie influirt auch Sitte, Geſellſchaft, Kirche, Literatur, ja ſogar auch das Recht, mit einem Worte alſo, auch das Leben im Volke, indem ſie daſſelbe bedingt: den höheren Staatszwecken wird die Bildung und ſelbſt der Fortſchritt des Jahrhunderts untergeordnet, man wird beide nicht aufhalten, aber ihre natürliche Entwickelung wird auf eine kluge, oft weiſe Art gemildert und ungefährlich für den Frieden gemacht; der Charakter des Volks kann ſich dabei nur mittelbar geltend machen, die Nationalität iſt unter Oberaufſicht geſtellt. Somit iſt die Diplomatie für Deutſchland mehr, als eine Wiſſenſchaft, ſie iſt eine Macht, von der Einige behaupten, daß ſie, wie das Schwert des Damocles, über dieſem Lande ſchwebe,

Andere aber, zu welchen ich gehöre, nur, daß ſie ſeine Ruhe überwache, daß ſie eine friedliche Entwickelung der Zukunft und einen allmähligen Uebergang aus neuen Ideen zu neuen Thatſachen, mittelſt einer hiſtoriſchen Gewohnheit, beabſichtige und nicht mittelſt eines jähen Ueberſturzes. Man ſoll „Alles prüfen und das Gute behalten.“ Man geſteht jedem Geſchlechte eigenthümliche Bedürfniſſe und Forderungen zu, aber man will die Erfüllung dieſer Bedürfniſſe und Forderungen nur nicht aus dem „Princip“ der neuern Völkerbewegung und deſſen unmittelbaren Conſequenzen herleiten.

Ich habe demnach den Standpunkt der Diplomatie, die den vierten Begriff Deutſchlands, das Deutſchland des deutſchen Bundes, veranlaßte, hier deshalb aus einander geſetzt, weil ſie, bei einer Schilderung der Gegenwart, ein wichtiges Moment abgibt. Wie die Diplomatie in die verſchiedenen inneren Beziehungen Deutſchlands eingreift, das zu erörtern, wird überall in einer Beſchreibung Deutſchlands nicht der Ort ſein, zumal, da es dazu eines Fadens der Ariadne bedürfte, der doch am Ende nur in den Händen der Staatsmänner ſelbſt iſt. Man hat allerdings auch noch bis auf den heutigen Tag künſtliche Mittel nöthig, um durch die Verwirrungen der Völker mit heiler Haut zu dem Minotaurus, und wieder von da zurück in das ſtille Geheimniß der Cabinette zu gelangen, aber dieſe Mittel, mit deren Hülfe man die Leidenſchaften

umgeht, werden jedenfalls als Mittel zu einem guten Zwecke betrachtet, als ſogenannte nothwendige Uebel, die zu nennen, man ſich weniger deshalb ſcheut, weil ſie in dieſem Falle zwecklos ſein würden, ſondern nur aus einem Gefühle der Moral. Wenn ich aber ſchon zugegeben habe, daß die Regierungen die Bedürfniſſe und die Forderungen eines jeden Geſchlechts anerkennen und nur die hiſtoriſchen Thatſachen als eine Norm achten, die man höher, ſtellen müſſe, als jene, ſo wird daraus ſchon erhellen, daß die Vernunft von ihnen nicht abgewieſen wird, ſondern nur die Leidenſchaft, die man allerdings als den Mittelpunkt der Maſſe anſehen kann. Daß die Leidenſchaft nicht, wie früher, die Geſchichte mache, will die Diplomatie verhindern; wollte ſie auch verhindern, daß die Vernunft den Thatſachen derogire, ſie würde dann in der That wieder aus einer Wiſſenſchaft ein Spiel werden, und ein Spiel, bei welchem mehr als je Ruhe und Frieden der Völker eingeſetzt würden; denn wie die Geſchichte auch zum Verſtändniß der Gegenwart und zur Befeſtigung der Zukunft benutzt werden mag, wir werden ſie nur „entſiegeln, wenn wir das Wappen der Vernunft darauf erblicken," und nicht den Roſt vergangener Jahrhunderte.

Von dieſem Geſichtspunkte aus werde ich auch mein Panorama Deutſchlands aufnehmen, ich werde nie die Thatſachen außer Augen verlieren, aber noch weniger

die Perſpective derſelben, den Fortſchritt und die Reform. Ich habe ſchon den Mittelpunkt jenes Deutſchlands angegeben, das uns dabei vorliegen muß: Gott, und die Radien, die von dieſem Mittelpunkt auslaufen: die Völker; die Peripherie, die den Kreis ſchließen ſoll, kann nur die Humanität ſein. Dieſe wird ſich erweitern und nachgeben, wie jene weiten Ringe, die bei der Bewegung des Meeres, auf deſſen Oberfläche ſichtbar werden, um am Ende wieder in den ebenen, klaren Spiegel zu zerfließen, während jede andere Peripherie von Thatſachen und Verhältniſſen, die ſich nur auf den Zufall, nicht auf die innere Nothwendigkeit ſtützen, unbiegſam und ſtarr gegen den Geiſt der Zeit erſcheinen wird; ſie wird ſich nicht erweitern, ſie wird nicht nachgeben, aber man wird ſie zerſprengen, und die eingehegten Völker werden im wilden Chaos durch einander fluthen. Wenn ich aber ſchon zeigte, wie ſelbſt die Politik der jüngſten Zeit einen humanen Beiſatz in Betreff deutſcher Zuſtände angenommen habe, wie viel mehr mag der Schriftſteller, der ohne ſelbſtſüchtige Nebenbeziehungen verfährt, jenen Kreis, der ſich um die Völker ziehen ſoll, feſthalten.

Man wird übrigens aus den obigen Bemerkungen über die Stellung der Politik zu den inneren Verhältniſſen Deutſchlands erſehen, daß eine vorurtheilsfreie, aber doch theilweiſe ſubjective Schilderung deutſcher Zu-

ſtände einigen Schwierigkeiten erliegt. Aber dieſe Schwierigkeiten, die einen öffentlichen Grund haben, ſind unbedeutender, als die, welche aus geſellſchaftlichen, bürgerlichen, kurz aus privativen Rückſichten herrühren. Der Deutſche kann nicht wohl die Kritik ertragen, er erſchrickt in dieſem Falle faſt ſo heftig, wie einer, der ſich ſelbſt ſieht; die Sache iſt ihm geſpenſtiſch, von böſer Vorbedeutung. Er wird nicht daran ſterben, aber was werden die Nachbarn dazu ſagen, man wird mit Fingern auf ihn zeigen, ſein Name, der bis jetzt nur in ehrlicher Leute Munde war, hat in der Zeitung geſtanden, oder gar in einem Buche. Dieſer Abſcheu gegen allen Druck auf dem Papiere mag theilweiſe an dem Mangel von Preßfreiheit liegen, hauptſächlich aber wohl an dem kleinlichen Beiſammenſein, das man noch immer gut genug Familienleben bezeichnet. Ich will hier durchaus keinen Stoff anteciviren, aber ich will nur bemerken, daß dieſes Verhältniß heut zu Tage, wo der Staat nicht mehr auf der Familie beruhet, viel Negatives enthält. Es bildet ſich z. B. meiſt eine vorgefaßte Meinung in der Familie, vor deren Forum man alle Dinge zieht, eine kleinliche Meinung, die aber über die größten Fragen entſcheidet. Und da in den meiſten Städten, ich ſage lieber, in allen, das Wort Familie von Bedeutung iſt und mit dem Zuſatz angeſehene Familie ſogar als Autorität betrachtet wird, ſo kann es häufig vorkommen,

daß die verschiedenen Familien-Meinungen sich als eine öffentliche Meinung gestalten, daß sich das Geklatsch der großen Menge selbst der geistigen Interessen bemächtigt, daß eine ganze Heerde Esel den kranken Löwen mit Fußtritten regalirt. Man will sich nun dieses Verrecht auf keine Weise nehmen lassen, und das würde doch durch die Presse geschehen, wenn sich Einzelne, die nicht einmal mit Haus und Hof angesessen sind, und höchstens Verstand, Laune, Witz und Geist besitzen können, anmaßen möchten, das Wort zu nehmen. Mit einem Worte, der Deutsche glaubt sich durch die Kritik beeinträchtigt, man solle ihn in Ruhe lassen, er lebe für sich, zu Hause, man habe kein Recht, über ihn zu sprechen, jeder möge „vor seiner Thüre fegen," das sind selbst noch heut zu Tage Argumente, die man dem Schriftsteller entgegen hält. Mundt hat wegen seinen harmlosen „Vertrauten Briefe über Hamburg" noch schlimmere anhören müssen; denn wenn die Deutschen noch erträglich sind, so sind die Hamburger, die Bremer, die Berliner, die Frankfurter, die Lübecker u. s. w. wahrhaft unerträglich. Jede deutsche Stadt, bis auf Schöppenstadt, hat ihren speciellen Patriotismus, und den soll jeder Schriftsteller respectiren. Die Hamburger können es Marmier noch nicht verzeihen, daß er, wie ein Franzose immer deutsche Verhältnisse behandeln wird, oberflächlich über sie urtheilte, über dieses tiefe und edle

Volk, und mir warf man noch kürzlich in den „Literarischen Blättern der Börsenhalle" vor, ich hätte eine „Schmähschrift" (sic!) über Hamburg geschrieben, und doch hatte ich Alles vom Hamburger Rauchfleisch an bis zu den Hamburger Schönen gepriesen, und nicht etwa, um das Gegentheil darzuthun, sondern weil mir der Comfort in Hamburg außerordentlich zusagte. Aber mehr dann „Schmähschrift." Ich hatte die Hamburger Nationalgarde nicht anerkannt, die Journalistik nicht, und die Juden hatte ich anerkannt. Das war kein hamburgischer Patriotismus.

Und doch müssen wir zugeben, daß der Fortschritt und die Reform zumeist von der Selbsterkenntniß des Volkes abhängen. Unsere deutschen Stände aber, die sich zunächst immer auf die Preßfreiheit berufen, was würden sie sagen, wenn man diese Preßfreiheit, so weit man kann, auf sie anwendete, wenn man, könnte man das in Deutschland, Studien in Cormenins Weise über die Redner unserer Deputirtenkammer schriebe. Ich weiß wohl, es gibt hier wenig Redner, aber man hält auf die Würde, man kann es nicht ertragen, wenn man eine persona publica vor die öffentliche Meinung zieht, wenn man ein Votum über sie fällt, über sie, die allein ein Votum anspricht. Man wird glauben, man verlöre durch die Kritik an moralischem Ansehen, wie der Kaufmann durch bösen Leumund an Credit verlieren

kann. So werden ſelbſt redliche und ſonſt vorurtheilloſe Männer urtheilen. Auch der deutſche Begriff von Würde ſteht dem Schriftſteller entgegen, der deutſche Zuſtände ſchildern will; nicht einmal öffentliche Perſonen wollen ſich ein öffentliches Urtheil gefallen laſſen, ſelbſt in conſtitutionellen Staaten läßt man nur ein richterliches Urtheil über Beamte zu.

Ich ſagte, der Fortſchritt und die Reform hingen von der Selbſterkenntniß des Volkes ab. Nun aber gibt es in Deutſchland einen Patriotismus, der ſich viel Bitteres gefallen läßt, aber nur die bittere Wahrheit nicht. Man muß die Deutſchen immer brav, bieder, treu, fleißig, aufopferungsvoll, beharrlich, tapfer, ja ſelbſt, weil Arminius einſt Varus ſchlug, freiheitsliebend nennen, will man nicht von vorn herein für unpatriotiſch gelten. In dieſem Falle aber kann man getroſt Mitarbeiter des Berliner politiſchen Wochenblatts ſein und gegen die Abſchaffung der Todesſtrafe ſtimmen, oder gegen die Emancipation der Juden; wir halten dem ächten Deutſchen von altem Schlage viel zu Gute. Das iſt ein Fehler unſerer Unnationalität, wie ſo manches Andere. Wir Deutſche prahlen nicht mit unſeren Vorzügen, mit unſerer Cultur, unſerer Wiſſenſchaft, unſerer Toleranz, unſerer Univerſalität, wir freuen uns dieſer Tugenden in der That im Stillen. Aber wenn wir damit prahlen, wenn wir z. B. ſelbſt da, wo wir unter-

lägen, uns noch Sieger rühmten, wie jene Franzoſen, die im Jahre 1815 in Paris ſangen:

Gardez-vous, d'irriter nos vengeurs à venir;
Peut-être que le ciel, lassé de nous punir,
Seconderait notre courage;
Et qu'un autre Germanicus
Trait demander compte aux Germains d'un autre âge
De la défaite de Varus;

ich ſage, wenn unſere Schriftſteller und Dichter in ſo lächerlich ausſchweifenden Enthuſiasmus verfielen, wie in jenen Verſen Delavigne, es würde nur eine Fehler unſerer Nationalität ſein. Wenn aber die Deutſchen ſehr vorſichtig ſind, wenn ſie nicht eher von Hermann und dem Sieg im Teutoburger Walde ſangen, als bis die Alliirten in Paris ſtanden und man ſeiner Sache gewiß war, ſo möchte ich es doch Keinem rathen, denſelben Deutſchen, die in der Zeit des Ruhmes ſo beſcheiden und genügſam waren, die Franzoſen in irgend einer Weiſe als Vorbild anzuführen. Man wird ſich ſofort an die Occupationszeit erinnern und an die Drangſale derſelben, Dinge, die doch am Ende leichter von dem deutſchen Volke hätten vermieden werden können, als ſie von den Franzoſen herbeigeführt worden; man wird auch von der Cultur und der Wiſſenſchaft in Deutſchland ſprechen und von der Ignoranz in Frankreich; ja man wird ſelbſt von Leipzig, Großgörſchen, Bautzen u. ſ. w.

ſprechen, kurz man wird Gründe gegen Frankreich citiren, die wie die Fauſt aufs Auge paſſen, Alles nur aus blindem Patriotismus, daß man ſich irgend etwas aus einem fremden Lande herüberholen ſoll, daß man alſo doch Schwächen beſitze, die andere Völker nicht. Dieſer nicht nur blinde, ſondern auch falſche Patriotismus ſteht demnach gleichfalls jedem entgegen, der ſich um deutſche Zuſtände bekümmern will: man ſoll nicht tadeln, oder, wie man ſich fein ausdrückt, „gehäſſig werden.“ Franzoſe und Engländer dagegen ertragen Tadel: wenn Friedrich von Raumer wegen ſeiner Anſichten über England bitter angegriffen wurde, ſo geſchah das nur von den Torys, von einer Parthei, nicht von dem Volke und der daſſelbe repräſentirenden öffentlichen Meinung.

Aber ich habe ſchon geſagt, daß der Patriotismus in Deutſchland auch im Plural declinirt wird, und das macht ihn nun gar kleinlich, oder vielmehr kleinſtädtiſch. Wir haben einen nördlichen und ſüdlichen Patriotismus, einen öſterreichiſchen und einen preußiſchen, einen katholiſchen und proteſtantiſchen, ja oft einen lutheriſchen und reformirten. Von dem abſoluten und conſtitutionellen Patriotismus will ich ſchweigen, denn der erſtere exiſtirt in der That nur bei denen, die dafür bezahlt werden; aber des plattdeutſchen Patriotismus muß ich doch auch erwähnen. Was will es nicht im Norden, in Hamburg

und Bremen insonderheit sagen, wenn man plattdeutsch spricht. In der plattdeutschen Sprache liegt ein nationaler Enthusiasmus — wird man dort behaupten — und wie können sich Herzen verstehen, die nicht plattdeutsch reden. Man tadle nur diesen plattdeutschen Dialekt, der zwischen ganzen Classen der Nation — denn viele Norddeutsche sprechen nur plattdeutsch — eine ewige Scheidewand zieht, und man wird „gehässig" gescholten werden. Und doch gibt es nur eine Reform auf dem Wege der Prüfung, der Selbsterkenntniß. Wer sich aber mit Deutschland und den Deutschen deshalb beschäftigen will, der kann es nicht wie Bulwer machen und einen Mittelpunkt in einer Nation festhalten, nein, er muß die verschiedenen Bestandtheile des deutschen Volkes, oberdeutsche und niederdeutsche Stämme, constitutionelle und absolute Staaten, kleine und große in's Auge fassen, und sich mit dem Patriotismus von Schwarzburg-Sondershausen — der übrigens der stolzeste sein kann — so gut abfinden, wie mit dem, der ein Berliner ist: das ist wenigstens lästig, zumal, da wir keine freie Presse haben und nun die kleinsten Geister, die wahren dii minorum gentium, meist den Patriotismus vertreten und über die Grenzpfähle wachen.

In Frankreich und England gibt es freilich auch Vorurtheile, aber sie müssen wenigstens geistreich sein.

In Deutſchland dagegen kann der Dümmſte ſein Vorurtheil in die Wage legen, und auch dem iſt man ausgeſetzt, ſchildert man deutſche Zuſtände. Z. B. man ſpricht von der Thatkraft einer jungen Literatur, ſo wird man ſich nicht wundern dürfen, wenn im Hamburger Correſpondenten ein Freund der alten Literatur von der „Kraftthat" des Befreiungskampfes ſpricht und die junge Literatur an das Schlachtfeld von „Großgörſchen" z. B. verweiſet. Dort habe man Thatkraft und „Kraftthat" zugleich entwickeln können. Alſo man ſoll ſich zuvor todtſchlagen laſſen, und am Ende für nichts anderes, als weil der Deutſche meiſt argumenta ad hominem verlangt. Wenn es nun aber keine Schlachten und Schlachtfelder gibt, wenn man nun nicht in der Weiſe „kraftthätig" ſein kann, wie es in dem Hamburger Correſpondenten verlangt wird? Dann ſoll man ſchweigen und ſo lange warten, bis man ſeine Meinung mit dem Leben beſiegeln kann. Jene Anſicht war von einem Juriſten ausgeſprochen, und man könnte allenfalls behaupten, ſolche Leute begnügten ſich nicht mit der moraliſchen Ueberzeugung und dem guten Willen, ſie müßten Blut fließen ſehen, um an die Tapferkeit zu glauben; aber ich meines Theils halte dafür, daß die meiſten Leſer des Hamburger Correſpondenten dem Herrn mit der „Kraftthat" beiſtimmen werden; denn man ſagt in Deutſchland: „das Papier iſt geduldig, wir wollen

Beweiſe.“ Gewiß iſt das Papier geduldig, und man ſoll gar nicht in verba magistri jurare, aber man ſoll auch bedenken, daß Worte Thaten werden, und daß die Wahrheit des Jahrhunderts, gleich der aufgehenden Sonne, zuerſt die Höhen des Jahrhunderts beleuchtet, die hervorragenden Häupter. Freilich wird man eine junge Literatur nicht für die Höhe des Jahrhunderts halten wollen, und ich will über dieſe Anſicht hier überall noch nicht entſcheiden, aber ich bin überzeugt, daß die junge Literatur dabei der größte Stein des Anſtoßes iſt; denn alte Leute haben jungen gegenüber immer Recht. Das iſt ein entſetzliches Vorurtheil: nun ſtützt man ſich ſogar auf die Pietät, um dumm zu bleiben. Aber wie häufig hört man nicht in Deutſchland die Aeußerung: „Ich mag meinem alten Vater das nicht zuwider thun,“ wenn es ſich nicht um Privatſachen handelt, ſondern um irgend eine öffentliche Angelegenheit. Ich hörte ſie z. B. irgendwo von einem Landſtand, der nicht gegen die Regierung ſtimmen mochte, weil ſein Vater ein alter Diener des Fürſten war. Nach dem Tode deſſelben konnte die Oppoſition auf ihn zählen. „So lange mein Vater lebt, will ich es beim Alten laſſen“ — dieſe Redensart iſt ſtereotyp in dem Munde guter Kinder geworden. Ich will ſie als Gefühl nicht tadeln, bei Leibe nicht, aber als Grundſatz iſt ſie mindeſtens traurig.

Endlich ſteht die Nationalität der Deutſchen nicht ſo felſenfeſt, wie z. B. die der Franzoſen und Engländer. Der Franzoſe iſt, wie Bulwer ſo richtig bemerkt, ſtolz darauf, daß er einem ſo großen Lande angehört, der Engländer, daß ein ſo großes Land ihm angehört; beide werden dieſen Geſichtspunkt durch keinen Tadel verlieren. Der Deutſche hingegen kann nicht wohl ſtolz ſein, daß er einem großen Lande angehört, noch weniger aber, daß das große Land ihm angehört; das Land liegt dem Deutſchen ſehr fern, aber die Familie, die Geſellſchaft, die Sitte, die Erziehung, die Cultur, die Wiſſenſchaft liegen ihm ſehr nahe. Während er alſo in dieſen Dingen zu verletzen iſt, entbehrt er eines Anhalts, wie ihn jene Völker haben, eines unverletzlichen Heiligthums, ich meine die Einheit der Nation und des Landes, die über dem Tadel der Inſtitutionen erhaben ſind, weil ſie alle Kraft in ſich fühlen, dieſelben zu reformiren, und nicht nur die Kraft, ſondern auch das Vermögen. Der Deutſche wird, wenn er in ſeinen Privat-Intereſſen verletzt wird, in ſeinen Lebens-Intereſſen verletzt; denn ſein Leben knüpft ſich an Haus und Hof, an Familie, Unterricht, Erziehung u. ſ. w.

Ich ſprach bereits von den Vorurtheilen der Deutſchen, die ſich einer Schilderung deutſcher Zuſtände entgegen ſtellen. Zu ihnen geſellen ſich noch die Rückſichten. Börne ſagte bereits in Betreff dieſer Rück-

sichten: „Nicht die Censur, die das Drucken verbietet, die andere ist die verderblichste, die uns am Schreiben hindert; und das thut sie im ganzen Lande. Wir werden censirt geboren, unsere Ammenmilch ist censirt. Ein Deutscher könnte funfzig Jahre Groß-Inquisitor sein, und er würde das freie Denken nicht verlernen; aber setzt ihn auf eine menschenleere Insel, wo er sein eigener König ist, und er schreibt nicht frei. Er würde immer fürchten, irgend ein Schwachkopf auf einer der Inseln im stillen Ocean könnte sich an eines seiner harten Worte stoßen, und würde sie darum alle mit weichem Wulste umgeben. Wir sind so sehr gewöhnt, vorsichtig zu sein, daß uns die Vorsicht zu thierischem Instinkt geworden und wir sie gar nicht mehr brauchen. Dem Deutschen ist ganz unbekannt, wie viel der Mensch an Wahrheit, Grobheit und Satyre, ohne zu sterben, ertragen kann. Er weiß noch weniger, daß der Mensch gar nicht daran stirbt, sondern vielmehr stärker und gesünder davon wird. Selbst verwöhnt und verzärtelt, verwöhnt und verzärtelt er auch die Kinder seines Geistes." Man wird mir entgegnen, die Worte Börne's gelten zunächst den deutschen Schriftstellern. Gewiß, diese tragen den größten Theil der Schuld, weil sie sich nicht von den Rücksichten emancipiren können, weil sie meist fragen: was wird man dazu sagen? weil sie selbst den Schwachköpfen ein Urtheil zugestehen; aber die Rücksichten sind

nun einmal bereits Grundſatz geworden, ſie verhindern mich freilich nicht, zu ſchreiben, was ich denke, aber man beurtheilt mich auch aus dem Geſichtspunkte der Rückſichten, man wird mir ſelbſt den Aerger eines Schwachkopfs in Rechnung ſtellen.

Gewiß in dieſen Behauptungen liegen größere Schwierigkeiten in Betreff der Schilderung deutſcher Zuſtände, als in den öffentlichen Verhältniſſen, die nach den Bedingungen des Friedens und des Beſtehenden eingerichtet ſind, die alſo auf einem Princip beruhen, dem zu nahe zu treten, man förmlich verhindert wird, oder das doch, iſt man ihm zu nahe getreten, ſein Anſehen zu behaupten und ſich auch hier geltend zu machen weiß. Ganz anders iſt das aber mit unſerer hin und her ſchwankenden ſogenannten öffentlichen Meinung; und hier muß ich noch eine deutſche Eigenthümlichkeit anführen, die nur zu ſehr in die Augen fällt. Man liebt nämlich den Scandal faſt mehr als die Wahrheit, nicht dieſe hat man zunächſt im Auge, ſondern ihre Wirkungen auf Einzelne und Klaſſen, man freut ſich über eine Züchtigung mehr aus Rache, oder doch aus Schadenfreude, als aus einer Tendenz, nicht die Reform, ſondern die Strafe erblickt man zunächſt in der Wahrheit. Ich will nicht behaupten, daß dieſes Merkmal ſich bei andern Völkern nicht vorfindet, aber in dem Grade gewiß nicht, wie bei uns. Theilweiſe mag man nun eine ſolche Neigung

wieder auf den Mangel einer freien Preſſe und überhaupt ſolcher Inſtitute ſchieben, die die öffentliche Meinung ausbilden, die das Auge des Volkes ſchärfen, die es zu einem Höhepunkt geleiten, es von kleinlichen Motiven ablenken; theilweiſe aber liegt ſie wohl wieder an der Familie, an der Iſolirung, an der Vorliebe für die alltäglichen Intereſſen, an dem kleinlichen Egoismus, an der Ungleichheit der Stände vor dem Geſetz, an dem Drucke in bürgerlicher Hinſicht, an dem ſich aus allen dieſen Beziehungen faſt nothwendig entwickelnden Servilismus der Maſſe. Man hat nun ſelbſt keinen Muth, die Wahrheit auszuſprechen, aber man jubelt wenigſtens in der Stille des Heerdes darüber, wenn ſie ein anderer ausſpricht, wenn er ſie derb ausſpricht, ſatyriſch, wo möglich mit Hinweiſung auf Perſönlichkeiten; aber man jubelt, wie geſagt, nicht ſowohl über die Wahrheit, ſondern über den Scandal den ſie verurſacht. In dieſem Sinne ſind z. B. Börne's „Briefe aus Paris" in Deutſchland von einer Parthei faſt mit Enthuſiasmus begrüßt worden. Diejenigen aber, welche ſich getroffen fühlten, ſchimpften, ſie ſprachen und ſchrieben von „Gehäſſigkeiten," von „Liebloſigkeiten," „Bosheit," „Lüge," „Schmähſchrift." Wer aber erklärte ſich offen, frei und ohne perſönliche Rückſichten über den Verfaſſer und die Sache? Am Ende Niemand; denn wenn ſich Menzel früher Börne's annahm und ſelbſt die allerdings aus-

ſchweifenden Tendenzen eines edlen Charakters unter den rechten Geſichtspunkt brachte, ſo hat er doch ſpäter, als er alles widerrief, bewieſen, wie wenig Ernſt es ihm damit geweſen iſt. Alſo man kann ſelbſt behaupten, die Deutſchen wollen die Wahrheit nicht, aber ſie wollen den Scandal häufig recht gern, und wenn jenes traurig iſt, ſo iſt dieſes nicht ſelten ſchändlich. Jedenfalls aber beeinträchtigt ein ſolcher Zuſtand die Tendenzen der Reform und Vermittelung.

Was nun mich betrifft, ſo glaube ich jetzt hinlänglich alle jene Dinge angedeutet zu haben, die ich nicht berückſichtigen kann. Aber ich werde meiner Ueberzeugung folgen, und wenn ich ſchon früher den Geſichtspunkt mitgetheilt habe, unter den ich die deutſchen Zuſtände bringen werde, ſo werden ſelbſt jene vornehmen, aber befangenen Geiſter, die überall auf die Würde und Nationalität des Volkes provociren, wo es ſich eigentlich am wenigſten um die Würde und Nationalität des Volkes handelt, einſehen, daß ich jene beiden Begriffe nicht in der alten hergebrachten Beziehung zum Auslande vor Augen haben kann, ſondern vielmehr in der neuen zum Inlande; denn ich halte dafür, daß die Würde und Nationalität eines Volkes zunächſt in dem Fortſchritt deſſelben beſteht und in der Art und Weiſe, wie es der Vernunft einen immer größeren Einfluß auf ſich geſtattet, nicht in dem blinden Nationalſtolz, deſſen

nächste Folge stets der Indifferentismus gegen andere Nationen, die entferntere aber der Nationalhaß sein wird. Ich bin kein Kosmopolit in dem Grade, daß ich selbst jene Scheidewände der Völker nicht respectiren mag, die Gott selbst durch Charakter, Sitte, Sprache und physische Beschaffenheit zog, aber ich bin der Meinung, die Nationalität solle keine chinesische Mauer der Völker sein, sondern nur die Strebkraft ihrer Concurrenz zum großen und erhabenen Ziele der Aufklärung und Humanität, zum menschheitlichen Zwecke; mit einem Worte, die Nationalität solle nicht trennen, sondern vermitteln und zur Nachahmung auffordern. Somit werde ich denn oft Seitenblicke auf die Zustände fremder Länder wagen, besonders aber derjenigen, die uns an Civilisation vorangeschritten sind, obwohl unsere Bildung weit über der ihrigen steht; ich werde vergleichen, und jene Wechselwirkung hervorzuheben suchen, die zwar schon seit ewigen Zeiten zwischen den Völkern stattfand, die aber von denen, welche sie regierten, ungern anerkannt wird. Wenn ich nun bei diesem Vergleiche zu einem Urtheil gelange, so bitte ich nur, immer zu bedenken, daß Gott der Mittelpunkt aller Nationen ist. Wie von ihm Alles kömmt, so wird man auch auf ihn Alles zurückführen müssen, oder, was dasselbe sagt, auf die Vernunft. Nur in diesem Sinne kann man die vox populi eine vox dei nennen, und nur an diesen

Sinn läßt sich ein unpartheiisches Urtheil, bei Vergleichen der Völker, lehnen, welche leider durch den Misbrauch, den man mit Nationalität und Patriotismus getrieben hat, nur zu häufig unter den Gesichtspunkt der Partheien, statt unter den der Menschheit, gebracht worden sind.

Deutſchland und die Deutſchen.

Erſtes Capitel.

Deutſchland, das Herz Europas, Frankreich der Kopf, Rußland der Leib. — Andeutungen über das Verhältniß Rußlands zu Europa und europäiſcher Civiliſation. — Grenzen von Deutſchland. — Nationalität und Patriotismus als Grenzen. — Nord und Süd, und der Nord- und Süddeutſche.

Deutſchland iſt bekanntlich ſeit geraumen Zeiten das Herz Europas, und ich wünſche mir Glück, daß ich dieſes Bild wie in geographiſcher, ſo in moraliſcher Beziehung feſthalten kann, da es bereits von der Nation als ein heiliges und unverletzliches Vorrecht betrachtet wird, als ein privilegium exclusivum. Nur erlaube ich mir die Bemerkung, daß wenn Deutſchland das Herz Europas iſt, Frankreich mit Fug und Recht als deſſen Kopf betrachtet werden muß, einmal wegen der geographiſchen Entfernung von dem Herzen, zwiſchen welchem und dem Kopfe nur Elſaß und Lothringen liegen, dieſer

ſchöne, ſchlanke und volle Hals, der ſo leicht zu treffen und abzuſchneiden war; und dann wegen der moraliſchen. In der That iſt Frankreich von Deutſchland ſo weit entfernt, wie die Eigenſchaften des Kopfes von denen des Herzens; beide Länder ſtehen auch ungefähr in derſelben Wechſelwirkung zu einander, wie jene: das Herz hat viel erfunden, was der Kopf benutzt, aber was der Kopf erfunden hat, das behielt er häufig für ſich allein, nicht immer, weil er ein zu großer Egoiſt war, ſondern weil das Herz eben kein Egoiſt war, ſondern ſich mit dem begnügte, was es hatte, mit der Sitte der Väter, der alten Gewohnheit und dem Hergebrachten. So erfand das deutſche Herz die Preſſe und die öffentliche Gerichtsbarkeit, Dinge, die von dem franzöſiſchen Kopfe benutzt wurden; während umgekehrt der franzöſiſche Kopf die freie Preſſe erfand, ein Ereigniß, das ſpurlos an dem deutſchen Herzen vorüberging. So erfand auch das deutſche Herz — freilich nur durch Zufall — das Pulver, was nicht nur von den Franzoſen, ſondern auch von noch gar vielen andern Völkern benutzt wurde, und zwar meiſt gegen den Erfinder; denn Pitt ſagte: „Canada muß am Rhein erobert werden.“ In der That, Deutſchland iſt das Herz Europas, es beſitzt alle Eigenſchaften dazu, alle jene bunte Verwirrung der Gefühle und Leidenſchaften, die ein Menſchenherz und ſelbſt oft ein Weiberherz bewegen und intereſſant machen. Weber

meint ſogar, die Veränderlichkeiten des Climas, der Charaktere, Sprachen, Geſetze, Sitten, Münzen und ſelbſt der Eintracht ſeien eben ſo viel Beweiſe, daß Deutſchland das Herz Europas ſei, und ich halte dafür, daß ſie wenigſtens darthuen, daß Deutſchland nicht der Kopf Europas iſt; es hat ſich noch immer von ſeinen eigenen Gefühlen zerreißen und zerfleiſchen laſſen, wie das Herz. Andere haben von dieſen Gefühlen Nutzen gezogen: man hat damit gefeilſcht, ſie verkuppelt, betrogen und am Ende hat man ſie auch wohl noch verſpottet. Aber in dem Allen liegt eben ein eigenthümlicher Zauber, eine Innigkeit, eine Poeſie, wie in jener Sage von dem Pelikan, der die Jungen mit ſeinem Blute tränkt, oder in jener vom Vogel Phönix, der alljährlich aus ſeiner Aſche zu neuem ſchöneren Leben erſteht, und alljährlich wieder Aſche wird. Wie oft hat Deutſchland nicht nur ſeine Jungen, ſondern auch ſeine Alten mit ſeinem Blute getränkt; wie oft iſt Deutſchland neu erſtanden und wieder Aſche worden. Gewiß Deutſchland iſt das Herz, die Dichtung, die Sage, ja ſelbſt die Lebenskraft von Europa, aber es iſt nicht der Kopf, der Verſtand, die Seele von Europa. Dieſe Vorzüge ſind nur die ſeiner Gelehrten. Deshalb hat Deutſchland auch nicht ſowohl eine Geſchichte, ſondern vielmehr nur eine Zuſammenſetzung von Geſchichten, von Sagen und Legenden, von Wundern und Heldenthaten, ja ſelbſt von

Mährchen und Träumen; mit einem Worte, es ist ein magischer Spiegel, aus welchem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch einander in duftigen Farben glänzen, aus welchem aber nie ein festes zusammenhängendes Bild hervortreten wird, es sei denn das Portrait irgend eines Staatsmanns, der über diesem bunten Chaos schwebt, das freilich nicht der Schöpfung vor dem ersten Tage gleicht, sondern vielmehr dem arabischen Tausend und eine Nacht. Es ist Alles geordnet, süß, harmonisch, spannend, anziehend, fesselnd; aber es scheint fast, die Völker erzählten nur deshalb so schöne Geschichten, um, gleich der Heldin von tausend und eine Nacht, ihre Existenz dadurch zu retten. Man harrt des Tages, aber wenn der Tag kömmt, so schläft man, und nur zur Nachtzeit beginnt man wieder zu handeln und zu erzählen.

Ich bin von der ursprünglichen Richtung etwas abgewichen, und somit hole ich hier noch nach, daß wenn Deutschland das Herz und Frankreich der Kopf von Europa ist, man Rußland wohl als Leib und vorzüglich als den Sitz des Ganglien-Systems betrachten kann. Einmal bitte ich hier, wieder die geographische Lage zu berücksichtigen, und dann hat ein französischer Arzt, Namens Broussais, bekanntlich behauptet, die meisten Krankheiten rührten aus dem Unterleib her. In dieser Hinsicht scheint mir nun Rußland besonders auf Europa zu influiren, die bösen Säfte von dort und

das dicke ſchwarze Blut vertheilen ſich ſelbſt in die höheren Regionen und erzeugen mancherlei Uebel, die freilich erſt mit der Zeit, mit den Jahren gefährlich werden und ſelbſt tödtlich wirken mögen, die aber jetzt ſchon Beſorgniß erregen könnten, wollte man nur klug ſein. Gewiß, Rußland kann noch einmal der Schlagfluß Europas werden, oder wenigſtens der Schlagfluß der europäiſchen Civiliſation; denn Europa wird freilich auf demſelben Flecke ſtehen bleiben, wo es ſchon zur Zeit der Völkerwanderung ſtand. Damals drangen die Hunnen, die Nachkommen jener Hieng-nu, gegen welche die chineſiſche Mauer errichtet wurde, bis inmitten der germaniſchen Völker, und Rom im Weſten und Rom im Oſten erbebten bei dieſem Namen und die Barbarei ſchlug über Nacht ihre Wellen zuſammen über Alles, was Civiliſation hieß. Will man den Geſchichtſchreibern Glauben ſchenken, ſo ſahen jene Hunnen ganz ſo aus, wie die jetzigen Baſchkiren und Kalmücken: von Menſchen hatten ſie kaum die Geſtalt, ihr Antlitz war ein breiter Fleiſchklumpen, ihr Auge tiefliegend, klein und geröthet, ihre Naſe platt, ihr Wuchs niedrig und ohne Ausdruck, dabei waren ſie ſtark, behend, auf dem Roſſe zu Hauſe, und die beſten Schützen. Wenn nun aber jene mongoliſchen und ſcythiſchen Nomadenhorden doch nicht von dem Unterricht und der Bildung, die Kaiſer Nicolaus freilich allenthalben verbreitet, die aber hier doch

nur Waſſertropfen in dem Sand der Wüſte ſind, erreicht würden, wenn ihre Rohheit wiederholt ſich Bahn bräche, wenn ſie zum zweitenmale, ein Heuſchreckenſchwarm, der Civiliſation droheten, die von ihren Vorfahren faſt bis auf den Keim abgefreſſen wurde, würde man dann nicht wenigſtens, wenn auch nicht an die chineſiſche Mauer, die freilich zu überſteigen war, doch an Polen denken, an jene Mauer aus Leibern und Speeren, aus Blut und Leben und aus Enthuſiasmus und Aufopferung, die nur mit einem Ereigniß in der Geſchichte verglichen werden kann, ich meine mit Leonidas und den Dreihundert.

Ich habe auf dieſes zufällige Verhältniß der großen Reiche des europäiſchen Feſtlandes aufmerkſam gemacht, weil allerdings, auch ohne Scherz und Spielerei, ihre gegenſeitigen Beziehungen die Zukunft dieſes Welttheils beſtimmen werden. Es iſt jetzt nicht mehr möglich, Rußland von einem europäiſchen Einfluſſe abzuweiſen, aber wir werden uns in dieſem Falle fragen dürfen, wie es unſchädlich zu machen ſei? Denn abgeſehen davon, daß von dort kein Fortſchritt angeregt werden kann, werden wir auch ſelbſt in Rußland keine Garantie conſervativer Tendenzen erblicken. Oder könnten wir vielleicht glauben, der Regent allein ſei eine ſolche Garantie, wenn nirgends der Beweis geliefert wird, daß ſeine hochherzigen Abſichten und ſeine weiſen Conſequenzen in

inneren Beziehungen zu dem Volke ſtehen. Dieſes begreift nichts, aber es folgt blindlings. Gehorſam ohne Ueberzeugung indeß ſcheint mir unzuverläſſig, und wie ſehr man auch bemüht iſt, dem Volke eine moraliſche Grundlage zu geben, der Fanatismus, der hier, wie allenthalben, wo ſich die Nuancen orientaliſcher Despotie vorfinden, befördert wird, kann leicht über Nacht Alles verwirren. Endlich aber fragt es ſich nur, wenn Rußland wirklich den Frieden bewahrt, ob es nicht einem Andrang nachgeben wird, der z. B. aus den Hochebenen Aſiens käme. Ich glaube es ſchon; denn die ruſſiſchen Völkerſchaften werden keine europäiſchen Sympathieen haben, aber ich tröſte mich in dieſem Falle mit Gutzkow, der einen ſolchen Andrang nicht für ſo gefährlich hält; „denn die frommen und in Sitten ſtrengen Völker, kämen ſie in unſere Städte, würden die fromme Einfalt der Wüſte mit ſich bringen, Worte, die ſo viel als ein Mann ſind, Tugenden der Mäßigung, Zucht im Verkehre der Geſchlechter, eine Sprache mit offenen und ungeſchminkten Ausdrücken.“ Das wäre immer etwas; dabei könnte die Civiliſation beſtehen und ſelbſt die Cultur, in die gleichſam eine ſolche Völkerwanderung, die immer etwas Zufälliges und Tendenzloſes ſein wird, ſich verlaufen würde, wie der Main in den Rheinſtrom: noch einige Zeit verfolgt das Auge den gelben, trüben Lauf jenes in dem hellen, grünen Spie-

gel des Rheins, bald aber verwiſcht ſich die ſtörende Färbung und der urſprüngliche Grundton des Hauptſtuſſes, der nur durch die vermehrten Gewäſſer kräftiger und ſtattlicher einherwogt, tritt wieder unverkümmert hervor. Aber wer möchte widerſprechen, daß das Raffinement des Materialismus, wie es in Europa von Tage zu Tage mehr um ſich greift, in Rußland, trotz aller Gottesfurcht und chriſtlichen Demuth, die man von oben herab auf alle mögliche Weiſe zu verbreiten ſucht, mehr zu Hauſe iſt, als irgendwo. Das Uebermaaß und die Pracht des Wohllebens iſt den ruſſiſchen Großen und allen denen, die über Geld gebieten können, zur anderen Natur geworden; wird dieſer Anblick den ärmeren Klaſſen nicht am Ende den frommen Glauben rauben, und die kindliche Hingebung aufheben? In dieſem Falle aber wird man eine Maſſe gewahren, die, ſo roh ſie im Herzen iſt, doch ein unwiderſtehliches Gelüſte nach verbotenen Früchten hegt. Wenn man ſie nicht mehr zügeln kann, ſo wird ſie, verſtärkt durch jene Horden, die — wie geſagt — nur zum Reiche gehören, aber kaum die entfernteſten Wirkungen der Cultur empfinden, die man in Rußland allerdings zu ordnen ſucht, ſich mit einer Gier auf alle jene Reize werfen, die die verfeinerte Civiliſation ſtets hervorruft. Es iſt allerdings ein Glück, wenn wir uns dann mit den Hochebenen Aſiens tröſten können, mit der Bildung von

China, die das Schießpulver und die Buchdruckerei lange vor Barthold Schwarz und Guttenberg kannte, aber es iſt traurig zugleich, daß eine heidniſche Civiliſation die chriſtliche tröſten muß. Auf dieſen Troſt möchten wir alſo, trotz Gutzkow's Anſicht der Dinge, nicht viel geben können. Am Ende aber werden auch die Chineſen klug genug ſein und mit ihrer Cultur hinter der großen Mauer bleiben, iſolirt, wie ſie ſeit Jahrtauſenden waren, leidenſchaftloſer, als alle Reiche und Staaten, die von Troja bis Griechenland, und von Karthago bis Rom neben ihnen zuſammenſtürzten. Die Chineſen haben ſich gegen die Uebervölkerung durch Inſtitutionen ſicher geſtellt, die nicht nur künſtlich, ſondern auch mörderiſch ſind, ſie tödten, was zu viel. Sollten ſie, die um den Preis aller natürlichen Gefühle, um den Preis des allen orientaliſchen Völkern angeborenen patriarchaliſchen Begriffs, ihre Iſolirung bewahrten und ihre Exiſtenz aus Jahrtauſenden retteten, ſollten ſie ſich verſucht fühlen, die Grenzen zu überſchreiten, die durch die Länge der Zeit gleichſam die Grenzen ihres Lebens geworden ſind, aus natürlichen nationale, hiſtoriſche, politiſche, ja ſelbſt religiöſe und heilige. Gewiß von China haben wir keine Rettung zu erwarten, wenn die Barbarei das europäiſche Gleichgewicht geſtört hat. Die Chineſen werden ſich ſelbſt nicht durch eine Uebervölkerung zum Anſchluß an eine Völkerwanderung bewegen laſſen; denn ſo künſtlich,

wie ihre Staatsform iſt, bedarf es nur eine Ausdehnung jener Inſtitutionen, die die Uebervölkerung verhindern ſollen, in dem Maße, wie dieſe wächſt: man tödtet ſo viel, wie die Geburten mehr in die Welt ſetzen. Haben ſich die Chineſen von den Hiong-nu fortreißen laſſen in den Strudel der Völkerwanderung? Die Hiong-nu erſtiegen die von Tſchi-Hoang-ti, um Hannibals Zeit, vollendete große Mauer, und ganz China fiel in die Gewalt der Feinde; aber die Politik der Chineſen war gewaltiger, als der Waffenruhm und die Kriegsmacht der Feinde, hatte man ſie nicht jenſeits der großen Mauer bezwingen können, ſo bezwang man ſie dieſſeits durch Liſt und Trug. Die Hiong-nu vertheilten ſich rechts und links und erloſchen in die ein Jahrhundert ſpäter anhebende Geſchichte der Hunnen, aber die Chineſen blieben, wo ſie ſeit Fo gewohnt hatten, der Occident hatte keine Reize für ſie. Man wird lächeln, daß ich von Deutſchland ſo ſchnell nach China gekommen bin, aber ich kann bei dem Weſten nicht umhin, an den Oſten zu denken, und ich fürchte Rußland über Alles.

Wenden wir uns jetzt zu Deutſchland zurück. Seine Grenzen, nämlich die Grenzen des deutſchen Bundes, ſind im Oſten Preußen, Polen, Galicien, Ungarn und Croatien; im Süden das adriatiſche Meer, Italien, die Schweiz; im Weſten Frankreich und die Niederlande;

im Norden die Nordsee, das Herzogthum Schleswig und die Ostsee. Der äußerste Süden dieses Deutschlands ist Istrien; der äußerste Norden Rügen in der Ostsee; der äußerste Westen Luxemburg; der äußerste Osten Ober-Schlesien. Der Mittelpunkt dieses Deutschlands ist das alte Frankenland und, genau genommen, der Theil desselben, wo sich Oesterreich, Baiern und Sachsen die Hände reichen. Der Höhepunkt aber ist der Ortelес in Tyrol. Es kann mir hier nicht um eine geographische Auseinandersetzung des Landes zu thun sein, aber ich wollte nur beweisen, daß Deutschland somit in der Mitte des gemäßigten Erdstrichs liegt, weder von der Hitze noch von der Kälte belästigt wird, und sich, dem Clima gemäß, auch historisch entwickelt hat, gewissermaßen in einem Pflanzenleben, nach und nach, aber indem es die verschiedenen Phasen stets zu rechter Zeit erreichte und vollendete. Man wird es noch immer versuchen, die Früchte des einen Jahrhunderts aufzutrocknen und dem Volke als Speise vorzusetzen; aber diese Speise wird nur so lange gegessen werden, als es nicht neue grüne Früchte des neuen Jahrhunderts gibt. Dann wird man sich freilich stets noch einige Zeit damit begnügen und die goldenen Aepfel der jungen Zeit nur aus der Ferne betrachten, auch wohl selbst den Mund verschließen, wenn sich die üppig beladenen Zweige herniedersenken, aber verloren wird die neue Erndte für Deutsch-

land nimmermehr ſein. Man füllt hier nur in dem Herbſte die Scheuern, und die Qualen, die Tantalus, Siſyphus, Irion und die Danaiden erduldeten, ſind eigentlich für einen Deutſchen keine Qualen, die Geduld und Ausdauer haben von Tacitus bis auf die neueſte Zeit noch immer zu ſeiner Natur gehört, er wird mit ihnen am Ende doch ſelbſt die Götter bezwingen.

Das natürliche Deutſchland ſenkt ſich theilweiſe zur Oſtſee und dem ſchwarzen Meere, theilweiſe zur Nordſee, nur die ſüdlichſten Spitzen neigen ſich zur Adria. Dieſe Meere ſind die einzigen Natur-Grenzen, die auch das jetzige politiſche Deutſchland beibehalten hat; denn die Alpen, der Jura und die Vogeſen, die von Gott ſelbſt gegen den Süden und Weſten errichtet wurden, ſind abgeriſſen vom deutſchen Reiche: die Niederlande und die Schweiz trennten ſich von Deutſchland allerdings naturwidrig, aber nur, um das Ziel der Menſchheit, die Freiheit deſto eher und ungehindert zu erreichen. In wiefern es ihnen gelang kann hier nicht unterſucht werden, aber man wird doch noch zu dem Schluſſe gelangen, daß nicht die Natur die Völker trennt oder verbindet, ſondern vielmehr die Idee. Dann wären wir freilich gegen die Ruſſen ſicher, und die Rheingrenze würde uns ſo wenig von Frankreich ſcheiden, wie der Canal den uralten Feind davon ſchied, ich meine Alt-England; denn beide Völker haben ſich bereits ſo

fest die Hände gereicht, daß sie ihre Fürsten kaum noch werden von einander reißen können. Was sind auch Berge, Ströme, Meere gegen den Gott in der Menschheit! Nur gegen die Barbarei konnte Rom die Alpen als ein Bollwerk betrachten, wo die Civilisation der Civilisation gegenüber steht, da wird man sich zunächst an die moralische Kraft lehnen müssen, und am Ende wird hier auch kein Kampf mehr stattfinden können, sondern nur eine Vermittelung. Betrachten wir selbst nur jene ideellen Grenzen, die Nationalität und den Patriotismus, wie sind sie nicht vor Zeiten gemißbraucht worden, welchen Kampf, welches Blutvergießen haben sie nicht hervorgerufen, wo keine Berge, keine Ströme, keine Meere die Völker schieden, da waren sie eine festere Grenze, als diese jemals werden konnten, man brauchte nur die bloßen Worte anzuwenden, um die Völker ergrimmt gegen einander zu treiben. Heut zu Tage, wo man sich über Alles aufzuklären sucht, hat man sich auch nach einem Begriff der Nationalität und des Patriotismus umgesehen, und da ist man denn theilweise zu der Einsicht gelangt, daß sie meistens nur in negativer Hinsicht gebraucht worden sind und daß der National-Charakter vorzugsweise in der Isolirung der Völker von einander gesucht worden ist und die Vaterlandsliebe im blinden Hasse gegen andere Länder, oder wenigstens im Vorurtheile. Wird man nicht auch

noch dahin gelangen, einzusehen, daß die Nationalität eigentlich nur in den Tugenden eines Volks besteht, und daß die größte Tugend die ist, die Vorzüge anderer anzuerkennen und zu würdigen? Wird man nicht dahin gelangen, die Vaterlandsliebe als eine Species der Nächstenliebe zu betrachten, und zu begreifen, wie es mit ihrem Wesen unverträglich ist, sie auf Kosten anderer zu nähren? Mit einem Worte, wird man nicht dahin gelangen, einzusehen, daß ein Volk nur auf seine Tugenden stolz sein kann und daß die Liebe zum Vaterlande, diese in Wahrheit heilige Begeisterung, durchaus kein Surrogat verträgt, am wenigstens das, was man häufig an ihre Stelle gesetzt hat, den Egoismus Einzelner? In diesem Sinne werden wir unser Vaterland lieben können, ohne ein Urtheil über seine Fehler zu verkennen; in diesem Sinne werden wir unser Vaterland lieben können, ohne blindlings es mit allen seinen Fehlern zu vertheidigen, in diesem Sinne werden Nationalität und Patriotismus jenen Grenzscheiden gleichen, die z. B. Ströme und Meere bilden: sie werden trennen, aber auch vereinen, trennen und schützen werden sie uns gegen den Uebermuth der Nachbaren, vereinen und vermitteln werden sie uns mit ihren Tugenden. In diesem Sinne sind Nationalität und Patriotismus die besten Grenzen eines Volks, in Zeiten der Gefahr stärker und fester, als Alpen und Vogesen, und in Zeiten des Frie-

dens und des Fortschritts nachgiebiger und versöhnlicher.

Die Alpen, die höchste Gebirgsmasse, nehmen den Süden Deutschlands, von der Schweizer-Grenze bis zur Donau, ein. Ihr Ursprung ist in Spanien zu suchen, im östlichen Frankreich erheben sie sich merklich, in der Schweiz erreichen sie ihren Höhepunkt, um dann immer mehr gegen Osten herab zu fallen und am Kahlenberge bei Wien gleichsam bescheiden zu enden, aber nur in einem Zweige, während der zweite auf dem linken Ufer der Drau bis nach Ungarn fortläuft, der dritte zwischen der Drau und Sau endet, und der größte der Türkei zueilt und sich in dem Balkan-Gebürge verliert. Von diesen Alpen an erhebt sich in drei Abstufungen der deutsche Boden, dergestalt daß die Mitte Deutschlands das fruchtbare und weinreiche Hügelland bildet, theilweise mit einem blauen italienischen Himmel und selbst mit Südfrüchten, und der Norden das haidebewachsene, moordurchzogene und tannenumgürtete Plattland, mit dem grauen und nebeligen Horizont, der noch jetzt daran erinnert, daß an derselben Stelle, wo heut zu Tage die Menschen den festesten Fuß gefaßt haben, einst die Meereswogen spielten, die seitdem übrigens schon wieder manches Trockene hinwegrissen in den Strudel und manches Menschenleben in die Tiefen der Gewässer zogen. Der Dollart zwischen Ostfriesland und Gröningen,

in welchen die Ems mündet, wurde aus Küstenland ein Meerbusen, wo seine Wellen schlagen war noch zur Römerzeit fester Boden: terra Reidensium, der von der Ems bis zu ihrer Mündung umflossen wurde. Vom Jahre 1277—1539 aber machte das Meer immer größere Fortschritte, und man will behaupten, daß eine Stadt: Torum, und funfzig Märkte, Dörfer und Klöster, zum Theil die schönsten und reichsten in Friesland, unter den Fluthen des Dollarts, der an ihre Stelle trat, verborgen liegen. Die Ufer des Festlandes wurden um nicht weniger, als dreizehntausend Schritt verrückt und zwei Flüsse, die den untergegangenen Erdstrich durchzogen, vermischten ihre Wellen mit denen des Meeres: die Tiam und die Eche findet man nicht mehr unter den Flüssen von Friesland. Wie von der Nordsee dergleichen Abschwemmungen erzählt werden, so behauptet man sie auch von der Ostsee, oder dem baltischen Meere. Wer hat nicht von Vineta und Julin gehört? Die Schiffer wollen noch bis auf den heutigen Tag den Klang der Kirchenglocken aus der Tiefe vernehmen, und bei klarem Meeresspiegel soll man die goldenen Zinnen der Häuser, die mit dem Sonnenglanze über ihrem feuchten Grabe wetteifern, deutlich erschauen können; denn die Schiffer zwischen Usedom und Wollin sind poetischer, als die in Friesland, und die Sage von den untergegangenen Städten verliert sich

in die graueſte Vorzeit, wo Geſchichte und Mährchen ſich noch nicht geſchieden haben.

Uebrigens wird man mir gern glauben, daß die Abſtufungen der Natur auch den Menſchen dieſer verſchiedenen Abſtufungen ein eigenthümliches Gepräge gegeben haben. Auf den Alpen träumt man ſich wenigſtens, wenn auch nicht der Allmacht, doch der Pracht Gottes um einige tauſend Fuß näher, dem Menſchen ſteht hier nichts entgegen, daß er ſo groß und erhaben fühlt und empfindet, wie die Natur ihn anblickt, er mag ſelbſt da, wo er mit ihren Schrecken zu kämpfen hat, mit Lawinen und Gletſchern, ſich als Held fühlen; im Norden aber iſt das Gefühl faſt ſo, wie der Sand und die Haide und das Meer und die Tannen: klein, dürftig, ängſtlich. Wenn die Natur hier Schrecken bereitet, Ueberſchwemmungen, Deichbrüche und Moorbrände, ſo ſchleicht ſie, wie ein Dieb in der Nacht, heran, und man iſt auf ſeiner Huth gegen ſie, man errichtet, um ſein Leben und ſeinen Unterhalt zu friſten, Deiche gegen die Fluthen, und wenn man ihre Schrecken bezwungen hat, was bietet ſie für einen Erſatz, der des liſtigen Kampfes würdig wäre? Höchſtens einigen Schiffern und Fiſchern den Sonnen-Aufgang und Untergang auf offener See. Aber was iſt die Sonne, die aus dem Meere taucht und in die Fluthen verſinkt, gegen jene, die von dem Eiſe der Gletſcher ſtrahlt, und über die grünen Matten der

Berge einher zieht? Hier begrüßt die Sonne Menschen, dort Fische, oder Menschen mit Fischblut. Nein, ich ziehe es vor, die Sonne auf festem Boden zu empfangen, auf dem Meere ist sie jedenfalls sehr einförmig, und wenn auch immer Königin, doch keine so reizende, wie dort, wo sie nicht schweigsam und verlassen in den Tag tritt, sondern begrüßt von dem Alphorn und dem lustigen Jubel der Senner, von Menschen, die leben und sich nicht den ganzen Tag über damit beschäftigen, den Tod zu überlisten. Und haben die hohen Alpen ihre Schrecknisse und Schattenseiten, was gleicht jenem glücklichen Leben in dem mittleren Deutschland, wo die Berge nicht so hoch sind, daß der Frühling ihnen nicht an dem Bart von Tannen und Eichen spielen könnte und hinauf klettern zum Gipfel, um den Winterreif von Eis und Schnee aus ihren Locken zu schütteln; wo der Weinbau die Kartoffel verdrängt, wo die Fluren grün, und der Himmel blau, wo die Luft erquicklich und gemischt aus italischer Milde und strahlender deutscher Reinheit ist. Gewiß Boden und Clima üben einen großen Einfluß auf die Menschen aus, und der nord- und süddeutsche Charakter sind um so mehr verschieden, als das äußere Band der Nationalität: die Einheit des Reichs fehlt. Im Norden walte der Verstand vor, im Süden die Phantasie, ist eine allbekannte Behauptung; sie läßt sich auch leicht aus der Lage der Dinge rechtfertigen,

denn im Norden muß die Natur gezwungen werden von dem Menschen, daß sie ihm diene, oder vielmehr gebeten; im Süden gießt sie ihr vollstes Füllhorn über ihn aus; dort ist sie geizig, hier ist sie eine Verschwenderin; dort ist sie höchstens nachgiebig, wenn der Mensch ihr zuspricht, hier ist sie zuvorkommend; dort kann die Natur sogar ohne Hülfe des Menschen nicht einmal das tägliche Brod gebären, hier schafft sie Alles aus innerer, schwellender Lebensfülle. Betrachten wir nun den Menschen dort und hier, und werden wir uns noch fragen dürfen, weshalb der Norddeutsche so klug, fein und abgemessen ist? weshalb man das beste Deutsch in der Nähe der Lüneburger Haide spricht, zu Celle, im Königreich Hannover? weshalb Kant in Königsberg geboren wurde? weshalb die Göttinger Bibliothek die größte in Deutschland ist? weshalb die Reformation vom Norden ausging? weshalb die Doctoren der Rechte in Bremen wenigstens nach dem Leben „seelig" wurden, aber dann auch ausschließlich, indem man alle anderen ehrlichen Leute nur mit „weiland" erwähnte? weshalb in Hamburg die Senatoren unbesehen „hoch-" und „wohlweise" sind? Ich meine, das liegt Alles daran, daß die Menschen sich nur im Norden zunächst mit sich und den Beziehungen zu beschäftigen haben, in welchen die Welt zu ihnen steht; daß sie dabei häufig Philosophen werden, wie Kant, und häufig Narren, wie jene, die

die „Hoch- und Wohlweisheit" der hamburger Senatoren erfanden, ist eben so natürlich, als es natürlich ist, daß sich bei einer bevorzugten Richtung Anomalien bemerkbar machen. Der Norddeutsche ist auf den Verstand, auf die Klugheit, auf die Erfindung und List angewiesen, aber Alles in der Welt erfordert einen Gegensatz, und somit wird man sich nicht wundern dürfen, daß im Norden, den man als den Sitz der Intelligenz und des Fortschrittes preist, Dinge vorkommen, die im Süden zu den Schwabenstreichen gerechnet werden würden. Stolz und Eitelkeit in ihren lächerlichen Uebertreibungen wird man im Norden immer häufiger finden, als im Süden, und zwar wieder, weil der Mensch sich hier nur mit sich selbst beschäftigt. Die Natur läßt ihn theilnahmlos, was Wunder, daß er sich oft über sie stellt, über sie, die er überlisten muß.

Wie aber im Norden der Mensch zunächst auf sich, seinen Verstand und dessen Schärfung und auch auf seinen oft kleinlichen Egoismus angewiesen ist; so ist er im Süden an die Natur angewiesen, sie schenkt ihm begeisternden Genuß und süßen Taumel aus ihrem schäumenden Becher; er braucht sich nicht den Kopf zu zerbrechen, wie er sich die Natur geneigt machen will, sie beschüttet ihn mit Blumen und Reben, er wird nicht so gut denken, wie der Norddeutsche, denn er hat dazu keine Zeit; aber er wird richtiger fühlen, als jener, und

dichten und leben; denn die Zeit hienieden iſt dem Menſchen kurz gemeſſen und der Genuß lacht ihm von allen Seiten entgegen. Schiller und Göthe konnten ſchwerlich im Norden geboren werden, und eine ſchwäbiſche Dichterſchule wird nichts von einer pommerſchen zu fürchten haben, aber wie ſollte der Süden zu Philoſophen und Narren kommen, wie ſie der Norden hat. Nein, dort gibt es nur Dichter und Schwaben, und in den Schwabenſtreichen ſelbſt iſt Lyrik. Gewiß, wir können Gedichte auf die Haſenjagd machen und Bilder dazu, was ließe ſich aber auf die „Seligkeit" der Bremer Doctoren dichten? Hier komm' ich zu einer anderen Verſchiedenheit. Wenn ein Süddeutſcher einen dummen Streich macht, ſo wird er ihn immer nur mit dem Gefühle machen, ein Norddeutſcher aber fehlt mit dem Verſtande, und deshalb haben ſeine dummen Streiche, außer daß ſie nicht poetiſch ſind, einen ekelerregenden Beiſatz, er hat nämlich ſtets eine Abſicht dabei, oder er iſt doch wenigſtens zurechnungsfähig, indem er die Thorheit erkennt, und ſie dennoch begeht. Aus Naivität und Unſchuld wird ein Norddeutſcher nie dumm ſein. Betrachten wir nur noch einmal die bekannten Schwabenſtreiche; ſie ſind natürlich erfunden, aber man muß dieſe Erfindung doch auf den Charakter der Schwaben zurückführen. Die Haſenjagd z. B., wo man mit Speeren, Schwerdtern und Haufenweiſe

gegen den Hasen zu Felde zieht, was hat sie, daß nicht ergötzlich, unschuldig und selbst poetisch wäre? Wir werden uns über diese Dummheit freuen. Betrachten wir aber dagegen einen nordischen Schwabenstreich, den ich nicht erfinden werde, der vielmehr noch in diesem Augenblick eine Thatsache ist, und ärgern wir uns nicht. In Bremen — man werfe mir nicht vor, ich citire Bremen nur in Betreff des Nordens; denn ich könnte auch Lübeck, Hamburg, Mecklenburg, Holstein selbst, trotz aller Aufklärung, die hier hervorbricht, gerade in dieser Hinsicht als Belege anführen, wiewohl mir vielleicht alle zusammen nicht eine so schlagende Thatsache an die Hand geben möchten — in Bremen also muß eine Supplik an den hohen Senat noch bis auf diesen Augenblick mit folgender Adresse versehen sein:

Den Magnificis
Hochwohlgeborenen, Wohlgeborenen
Vesten, Großachtbaren, Hochgelehrten
Hoch- und Wohlweisen Herren,
Herren Bürgermeistern und Rath dieser freien Hansestadt,
meinen insonders Hochgeehrten und
Hochgebietenden
Herren und Oberen.

Nun wird es aber Jedem bekannt sein, daß Bremen eine freie Hansestadt ist, und man mag mit Recht fragen, woher sich diese entsetzliche Anomalie schreibe,

die einer republicaniſchen Behörde ungefähr ſo viel Titel beilegt, wie dem türkiſchen Kaiſer, oder dem von China, oder dem Schach von Perſien, lauter Herrſcher, die bekanntlich ſchon wegen ihrer despotiſchen Maxime niemals Sitz und Stimme im Bremer Senat einnehmen könnten? Ich aber will damit nur darthun, was es heißt, eine Dummheit mit dem Verſtande begehen. Gewiß, jene Leute, die die erwähnte Anrede erfanden, waren vollſtändig ausgebildete, ſcharfſinnige Juriſten, ſie waren ſo klug, daß ſie ſich im Leben nicht vor einem Haſen gefürchtet haben würden, aber ſie verlangten, die freien Bremer Bürger ſollten ſich, freilich vor keinem Haſen, aber doch vor dem Bremer Senat fürchten, und deßhalb garnirten ſie dieſen Bremer Senat mit einem vollſtändigen Titel-Ragout, und die freien Bremer Bürger, die jeden Schwaben verhöhnen werden, der den Haſen für einen Löwen anſieht, ſuppliciren noch einen Tag, wie alle, an die Magnifici u. ſ. w.

Wie aber der Süddeutſche ſeine Fehler nur in ſeiner Naivität und Gefühlsweiſe zu ſuchen hat, ſo iſt er auch oftmals mit dem Herzen ſehr klug. Was gibt man nicht im Norden noch auf Titel und Orden; im Süden, und ſchon in Kurheſſen, hört man häufig: Orden ſind nicht immer ein Ehrenzeichen. Man wird mir übrigens glauben, daß ich hier nicht von den Einzelnen, ſondern von der öffentlichen Meinung ſpreche.

Und wo iſt der Unterſchied der Stände ſchärfer gezeichnet, im Norden, oder im Süden? In Wien, München, Nürnberg und Stuttgart findet man höhere und höchſte Beamte unter ſchlichten Bürgern an öffentlichen Orten, in Frankfurt a. M. ſelbſt, wo ſich doch noch alte reichsſtädtiſche Schattirungen bemerkbar machen, ſind die Stände weit mehr verſchmolzen, als in Hamburg, das ſelbſt im Weltgewühl eine oft kleinſtädtiſche Sonderung feſtgehalten hat. Als Ludolf Wienbarg hier gegen die plattdeutſche Sprache zu Felde zog, wollte man ihm hauptſächlich mit dem Grunde widerlegen: er ſei doch ſelbſt in einem holſteiniſchen Dorfe geboren worden. Zufällig iſt nun Wienbarg ein Altonaer, aber ſein Gegner, der das nicht wußte, raiſonnirte alſo: wie kann ein Bauer gegen die Gewohnheit einer ſo großen Stadt, wie Hamburg iſt, auftreten. Der Stand galt dieſem Herrn mehr, als die Bildung dieſes Standes. Im Süden würde eine ſolche Logik verlacht worden ſein.

Hier komme ich zu einer allgemeineren Behauptung. Die Cultur iſt Sache des Denkens und Wiſſens Einzelner; die Civiliſation in höherer Bedeutung aber iſt Sache des Gefühls und der Humanität Aller. Wenn dieſe im Norden ſelbſt in der neueſten Zeit weniger hervorgetreten iſt, als in einem großen Theile von Süddeutſchland, jene aber im Norden — ich führe nur Preußen

an — den festesten Fuß gefaßt hat, so müssen wir dieses Resultat eben nur in den verschiedenen Motiven beider suchen. Man vernahm auch im Norden die Vibrationen des Jahres **1830**, und zwar eben so deutlich, wie in Würtemberg, Rheinbaiern, Baden, Hessen-Darmstadt, und als man sie vernahm, war man dort nicht weniger begeistert, als hier, man machte dort, wie hier kleine Emeuten und veranstaltete Ehrenbecher in Meklenburg so gut, wie in Schwaben. Aber ein Volk, welches von dem Gedanken abhängt, wird vor der Gefahr zurückbeben und sich wieder herauswinden, ist es zufällig hineingerathen; ein Volk hingegen, dessen Moment das Gefühl ist, ein Volk, das im Herzen lebt und nicht im Kopfe, wird die Gefahren verachten. Im vergrößerten Maaßstabe wird man einen Beweis dieser Ansicht den jetzigen spanischen Zuständen entnehmen können: der Spanier kämpft für die Freiheit aus Gefühl und Leidenschaft, ohne sie vielleicht nur im entferntesten zu begreifen, er handelt, ohne nachzudenken; zu Resultaten kann er nicht gelangen, weil die Vernunft der Leidenschaft nicht den Zügel hält. In unserem deutschen Norden aber wird man denken, ohne zu handeln, man wird vielleicht einen großen Folianten über die Freiheit schreiben, aber das Schwert wird man nicht dafür ziehen; zu Resultaten wird man nicht gelangen, weil das Gefühl schwächer ist, als der Gedanke. Wenn ich nun meine ehrlichen

ſüddeutſchen Landsleute auch im Leben nicht mit den Spaniern vergleichen will, ſo wird man mir doch nicht widerſprechen können, daß die Bewegung in Süddeutſchland nicht bei dem Gedanken ſtehen blieb, ſondern zu Früchten gelangte, denen, daß man ſie unverkümmert in die Scheuern brachte, nur auswärtige Hemmniſſe entgegentraten; daß aber die Reaction gegen den Fortſchritt von der Cultur des deutſchen Nordens ausgeht. Uebrigens will ich dieſe Gegenwirkung durchaus nicht verdammen, nein! ich glaube ſogar, ſie hat ihr ſehr Gutes, und ſie würde noch mehr Gutes haben, wenn Deutſchland ein Reich wäre und man ſich im Süden nicht ſtets bewogen fände, die conſervative Richtung des Nordens für unpatriotiſch, wie im Norden, die Bewegung des Südens für revolutionair zu halten. Daß übrigens ſelbſt da, wo ſich aus der Cultur des deutſchen Nordens ein gewaltiger Fortſchritt zu entwickeln drohte, ein Fortſchritt, deſſen Folgen hinter der Zukunft lagen, daß, ſage ich, in einem ſolchen Falle der Gedanke ſchnell vor das Herz trat, die Intelligenz vor die Humanität und das Syſtem vor die Bewegung, um jede Gefahr zu vermeiden, erhellt am beſten aus der Reformation. Wie leicht hätten hier Gegenwart und Zukunft um ein paar Jahrhunderte näher an einander gerückt werden können, aber Luther wollte nur eine Aufklärung durch die Wiſſenſchaft, nicht durch die Humanität, die aller-

dings über die Theologie hinausgegangen sein würde, zu materiellen Interessen.

Wir werden nun aber auch zugeben müssen, daß im Norden die Grundsätze und Systeme zu Hause sind, im Süden dagegen mehr die Sitten. So sehr man jene an dem Norddeutschen ehren muß, so muß man aber doch häufig gewahren, daß Vorurtheile dort für Grundsätze, und Intoleranz für ein System ausgegeben wird. Grundsätze und ein System wird man durch den Beweis widerlegen können; man beweise aber dem Norddeutschen, daß plattdeutsch nur in dem Grade deutsch sei, wie holländisch und flämisch, und er wird uns fast wie jener Holländer antworten, der da behauptete, die deutsche Sprache sei nur ein „verdorbenes Holländisch." Ich führe nur diese unerhebliche Thatsache an, aber man wird in fast allen Fällen bei dem Norddeutschen kein Gehör mit Beweisen finden, wenn sie seinen vorgefaßten Meinungen nicht zusagen. Und könnte man nicht sogar behaupten, selbst die Philosophen erfänden dort Systeme, den Vorurtheilen zu Liebe? Die Theorie des Bestehenden, wie sie Hegel aufstellt, ist in der That eine norddeutsche Philosophie par excellence.

Natürlich findet das Recht im Norden in dem Charakter einen festen Anhalt, aber selbst eine Entwickelung und Vervollkommnung des Rechtszustandes durch Ge-

wohnheit unterliegt, eben jenes Charakters wegen, großen Schwierigkeiten. Trotz dem, daß im Norden der lichte Tag des Protestantismus lange leuchtete und mittelalterliche Schattirungen am wenigsten den klaren Horizont der öffentlichen Meinung färben, muß man doch zugeben, daß selbst die Leibeigenschaft hier erst spät nachließ und selbst dann nur in mildere Formen überging, statt gänzlich zu erlöschen. Im Norden hat die wissenschaftliche Themis den festesten Fuß gefaßt. Im Norden steht noch immer das römische Recht in voller Blüthe. Im Norden ist die Advocatur eine Autorität und sehr bevorzugt. Was gelten nicht in Mecklenburg und Holstein die Advocaten, der Hansestädte gar nicht zu gedenken, die, mit Ausnahme Bremens, den Doctores utriusque juris noch jetzt große Vorzüge gestatten, Vorzüge, die immer nur theilweise in reichsstädtischen Motiven zu suchen sind; denn aus diesen könnte man höchstens die beibehaltene Form herleiten, aber nicht das Ansehen der öffentlichen Meinung gegenüber. Dieses Verhältniß klar zu machen, genügt z. B. eine Hinweisung auf den Zustand der Dinge in Frankfurt a. M. und in Bremen. Dort hat man die alte reichsstädtische Form beibehalten, man gibt den Doctoren der Rechte noch heut zu Tage das Prädicat Herr auch in amtlichen Beziehungen, man sagt sogar S. T. Herr Doctor N. N.; in Bremen dagegen werden die Doctoren

der Rechte von Amtswegen, wie alle anderen Leute behandelt; aber nun betrachte man die Frankfurter Doctoren der öffentlichen Meinung gegenüber, und die Bremer gleichfalls: jene werden hier, als Stand, auf keine Auszeichnung Anspruch machen können, diese aber imponiren durch den bloßen Titel. Will man den Fortschritt Preußens, hinsichtlich des positiven Rechts, und das preußische Landrecht gegen meine Behauptung anführen, so muß ich entgegnen, daß die Reform daselbst von Friedrich dem Großen ausging, den man, wie jeden seine Zeit und sein Volk überragenden Geist, weder mit dem Maßstabe des Nordens, noch dem des Südens messen kann. Jetzt aber bemüht man sich sogar, einer weiteren Entwickelung des Rechtszustandes durch Wiedereinsetzung der alten germanischen Rechtsprincipien entgegen zu arbeiten.

Ich sagte, die Gewohnheit übe im Norden keinen bedeutenden Einfluß auf den Rechtszustand aus; aber in der Jurisprudenz ist die Gewohnheit so viel, wie Fortschritt, sie ist das Verhältniß der öffentlichen Meinung zu dem Rechte, die vox populi auf der sella curulis, das Leben, welches den todten Buchstaben verdrängt. Dieser Gewohnheit ist der Norddeutsche schwer zugänglich, und höchstens nur in so fern, als sie reine Gerichtspraxis ist. Aber die Liebe zur Regelmäßigkeit, der Geist der Ordnung, der den Norddeutschen

charakteriſirt, ruft in anderer Hinſicht Gewohnheiten hervor, die ihm in der That zur andern Natur werden. Die Sitten beſtehen im Norden zunächſt aus Gewohnheiten, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe beſtehen aus Gewohnheiten, das ganze Leben iſt aus Gewohnheiten zuſammengeſetzt. Ja, man könnte behaupten, daß nur im Norden jene Leute nach der Uhr zu finden ſind, die freilich nicht wiſſen, wann ſie ſterben werden, die aber jedenfalls genau wiſſen, bei welcher Beſchäftigung ſie der Tod finden wird, wenn er ſie Morgens, Mittags, oder Abends überraſcht. Viele Menſchen mögen ſich unter dem dichten breiten Blätterdach der Gewohnheiten ein zuverläſſiges Geſchick erbauen können, aus deſſen Hinterfenſter ſie ſogar noch einen Fernblick in die Nebel der Zukunft haben, aber die große Maſſe wird unter ihrer Obhuth den breiten, ebenen Alltagspfad der Gegenwart, die Tretmühle der Einförmigkeit und Monotonie einen Tag wie alle gehen, ohne ein anderes Geſchick anſprechen zu können, als das, ſich durch's Leben zu ſchleppen. Nur gewaltige unerwartete Ereigniſſe können dieſen Gang der Dinge ändern, wie z. B. Erderſchütterungen das Bett eines Fluſſes. Solche Gewohnheiten wird man im Süden nicht finden, hier iſt die Maſſe nie ohne Selbſtbewußtſein, der geringſte Taglöhner wird wenigſtens fühlen wollen, daß er lebt. Im Norden aber findet man große Handelsherren, die ſich ſo beneh-

men, als ſei das Leben ihnen nur zu dem Ende gegeben, daß ſie Sorge trügen, nicht zu verhungern. Gewiß, dieſe raſtloſe Thätigkeit, die den Norddeutſchen auszeichnet, verdient alle Achtung, aber man wird nach dem Vorhergeſagten ſchon einſehen, daß ſie faſt nie auf edlere Zwecke gerichtet iſt, man will erwerben, und oft nimmt man es nicht einmal mit der Art und Weiſe dieſes Erwerbes genau. Wenn uns im Norden irgend etwas Genuß verſchaffen kann, ſo iſt es das Geld, aber die Mühen und Beſchwerden es zu erringen, machen uns am Ende das Mittel werther, als den Zweck, den wir damit erreichen wollen. Geiz, Habſucht, kurz Alles, was das Gepräge der Leidenſchaft an ſich trägt, mag man im Süden ſo gut finden, wie im Norden, allein jenen lautloſen Mercantilismus mit dem Gelde, der nur darauf Bedacht nimmt, ſeine Capitalien paſſend unterzubringen und in Zinſen zu rechnen, dabei Morgens im Schlafrock und Nachtmütze aus dem Fenſter ſieht, die Pfeife im Munde; Nachmittags zur Verdauung einen Spaziergang macht; Abends den Klub beſucht, jenen Mercantilismus, der das Geld zum Mittelpunkt alles Lebens macht, trifft man im Norden weit mehr, als im Süden. Ueberhaupt leben hier ſehr wenige Leute von ihren Zinſen, was allerdings theilweiſe an den Mitteln liegen mag, die nicht in dem Maße vorhanden ſind, wie im Norden, theilweiſe aber jedenfalls an dem Wider-

willen, den man hier gegen eine Thätigkeit empfindet, die nur im Rechnen beſteht, ohne Perſpective eines Genuſſes. Im Süden wird man das Geld ſtets nur als Mittel zum Zweck betrachten.

Für öffentliches Leben hat der Norddeutſche kein Talent; ſelbſt ſeine Beluſtigungen und Vergnügen beſchränken ſich auf das Haus und die Familie; daraus erklärt ſich denn meine Behauptung, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe beſtänden im Norden aus Gewohnheiten, um ſo mehr. Welche Abwechſelungen können ſich in kleinen Kreiſen geſtalten, die ſtets von denſelben Gliedern der Familie gebildet werden? Daß die Anhänglichkeit an Haus und Familie dem Charakter des Norddeutſchen eine feſte, ſolide Grundlage gibt, möchte niemand beſtreiten können; aber das Iſolirungsſyſtem, welches dadurch veranlaßt wird, hat wiederum ſeine großen Nachtheile. Wenn ich in der Einleitung auf den Mangel einer öffentlichen Meinung in Deutſchland hindeutete, ſo wird man denſelben im Norden am lebhafteſten empfinden. Hier drängt ſich die Familien-Meinung, die natürlich ſehr beſchränkt und aus Rückſichten aller Art zuſammengeſetzt iſt, vor.

Uebrigens will ich gern zugeben, daß die Gewohnheit eine große Wohlthat des Himmels iſt, eine eben ſo große, wie die Hoffnung. Aber in der Hoffnung liegt das Leben, das Streben und die Zukunft; in der Ge-

wohnheit liegt der Tod, die Gleichgültigkeit, die Apathie und die Gegenwart. Die Gewohnheit wird uns das Sterben erleichtern; aber die Hoffnung wird es uns süß und erhebend machen. Die Gewohnheit tröstet; die Hoffnung ermuthigt. Die Gewohnheit ist die Prosa des Lebens; die Hoffnung die Poesie. Die Gewohnheit ist für die Erde, die Hoffnung für den Himmel. Mag der Mensch also immerhin ein Gewohnheitsthier sein, so ist es doch schlimm, wenn das Volk aus Gewohnheitsthieren besteht.

Ich sagte, im Süden seien die Sitten zu Hause. Die Sitten entstehen aus dem Gefühl des Volks, sie sind die Aeußerungen der Masse, und zwar die unmittelbaren. Allerdings sind sie der Veränderung ausgesetzt, ja, sie können in Moden ausarten, deren Wesen in der Veränderung besteht; aber man wird dem Süddeutschen diesen Vorwurf nicht machen können, denn in ihm findet sich jene glückliche Mischung von Vernunft und Gefühl, die die zuverlässigste Garantie des Volkscharakters ist. Dieser wird sogar hauptsächlich durch die Sitten dargethan, sie beweisen, je nachdem sie rein, oder vermischt erscheinen, die Reinheit, oder den fremden Beisatz desselben. Wo ist aber im Norden ein Volkscharakter solchergestalt zu erkennen? Allenfalls bei einigen slavischen Stämmen, auf Rügen und in Ostpreußen. Will man den Volkscharakter in der plattdeutschen Sprache

ſuchen, ſo bin ich wiederholt der Meinung, daß dieſe nur ein Vorurtheil des Nordens iſt. Zudem kann eine Mundart höchſtens als eine Form des Volkscharakters angeſehen werden; dieſer muß vorhanden ſein, und, wie geſagt, ſein Vorhandenſein beweiſen nur die Sitten. In Schwaben hängt das Leben des Volks mit dem Dialekt zuſammen, im Norden ſpricht man in den Familien plattdeutſch, und wo es ſich um Oeffentlichkeit handelt, wird ſelbſt der Schulmeiſter mit den Bauern hochdeutſch reden.

Daß aber der deutſche Norden, bis auf einige Stämme, die ſich durch ſorgfältige Iſolirung gegen Ausartung ſicherten, ohne Sitten und Volkscharakter iſt, liegt wie an dem Verſtande, der hier vorwaltet, ſo auch an zufälligen und äußeren Verhältniſſen. Der deutſche Norden hat ſlaviſche und wendiſche Schattirungen angenommen, und die bedeutendſten deutſchen Flüſſe, deren Mündung überhaupt nicht im Auslande zu ſuchen iſt, münden hier. Sie führen den Norddeutſchen in's Ausland. Luther und Chriſtoph Columbus haben überdieß gleicherweiſe dazu beigetragen, dem Norddeutſchen eine Richtung zu geben, die nicht deutſch iſt. Luther kettete ihn an Schweden, das in Norddeutſchland ſogar feſten Fuß faßte und eine Herrſchaft zu gründen drohte, und wenn dieſes Verhältniß auch nicht von Dauer war, ſo hat es doch Spuren hinterlaſſen und den Proteſtantis-

mus im Norden ſchroffer hingeſtellt, als im Süden, wo er immer deutſch blieb. Columbus aber eröffnete dem Norddeutſchen den Weg über den transatlantiſchen Ocean, und wir finden Norddeutſche, die Oſt- und Weſtindien geſehen haben und von Deutſchland weiter nichts, als ihre Vaterſtadt. Vor Columbus aber hatte ſchon die Hanſa Norddeutſchland mit Italien, England, Frankreich, Spanien, Portugal, Schweden, Dänemark, Rußland, kurz mit der ganzen bekannten Welt vermittelt, Deutſchland ausgenommen. Die deutſchen Oſtſeeländer haben dieſe Richtung, mit Ausnahme des italieniſchen Handels bis auf den heutigen Tag beibehalten, von Lübeck, Greifswalde, Wismar, Roſtock, Stettin und ſo weiter unternimmt man Reiſen nach Spanien, England, Frankreich und Rußland, aber den Süden Deutſchlands beſuchen nur die Commiſſionsreiſenden und Agenten der dortigen Handelshäuſer. Und aus jenen Ländern haben ſich Gebräuche und Sitten in den Norden Deutſchlands eingeſchlichen, denen der Egoismus und die Handelsintereſſen der Nordländer die einheimiſchen Sitten aufopferten Während aber das Alles im Norden geſchah und geſchieht, blieben Baiern und Allemannen im Lande und nährten ſich redlich. Ja ſelbſt in dieſem Augenblick haben wir dort höchſtens Auswanderungen zu befürchten, und keine Einwanderungen.

Wenn ich aber bemerkte, der Süddeutſche beſitze eine

glückliche Miſchung von Gefühl und Vernunft, ſo wird weiter aus dieſer Behauptung hervorgehen, daß man ihm nicht nur das, was man will, beweiſen, ſondern daß man es ihn auch fühlen laſſen muß. Das Raiſonnement wird ihn ſo wenig überliſten, wie das Gefühl ihn hinreißen wird; Vernunft und Gefühl werden ſich ſtets ergänzen. Will man einen Beweis dieſer Anſicht, ſo führe ich zunächſt Schiller an, deſſen Marquis Poſa wie Kant denkt und wie ein Schwabe fühlt und leider auch handelt; dann aber Uhland, von dem Göthe meinte, ſeine lyriſche Richtung werde in der Ständeverſammlung verſiegen. Aber Uhland beſitzt jene glückliche Miſchung von Vernunft und Gefühl, die ſtets Hand in Hand gehen werden: die würtembergiſchen Stände werden ſeine Lyrik nicht vernichten, und in ihrer Mitte wird Uhland nie lyriſche Gedichte machen, aber als Landſtand wird Uhland unter jenen Vorausſetzungen die Frage des politiſchen und ſocialen Fortſchrittes löſen helfen, die in dieſem Augenblick jeder Ständeverſammlung, und folglich auch der würtembergiſchen, vorliegen muß. Wie kann man nämlich das beſſer, als vom Standpunkte der Vernunft und des Gefühls aus? In dieſem Sinne auch ſprach ich oben dem Süden die Miſſion der deutſchen Civiliſation zu, verbindet man mit dem Worte den höheren Begriff und nicht etwa den, welchen z. B. die ruſſiſchen Großen daran knüpfen, oder gar das Berliner

politiſche Wochenblatt. Und wurde nicht bereits durch die Stände die Guillotine in Würtemberg eingeführt? Welch' ein Fortſchritt der Civiliſation! wird der Nordländer ausrufen. Die Guillotine iſt durchaus nicht ſo gleichgültig, betrachtet man die Scharfrichterei vom Geſichtspunkte der Humanität aus, aber ſie ſoll gleichgültig ſein, ſo ſind es doch nicht jene Debatten, die bei Gelegenheit dieſer Discuſſion die würtembergiſchen Stände bewegten, ſo iſt es doch nicht jenes Hinderniß, das im nördlichen Deutſchland von der öffentlichen Meinung der Guillotine entgegen geſtellt wird. Hier hört man nämlich nur zu häufig die Behauptung, ſie ſei ein Werkzeug der Revolution geweſen und ſomit, außer aus politiſchen, ſelbſt aus chriſtlichen Rückſichten nicht anzuwenden*), die Discuſſion aber anlangend, welche in der würtembergiſchen Ständeverſammlung über die Einführung der Guillotine ſtattfand, ſo meinte dort irgend jemand, es ſei gar nicht der Mühe werth, ſich mit milden Todesarten zu beſchäftigen, da ein Verbrecher, der ohnehin einen andern oft auf die grauſamſte und qualvollſte Weiſe getödtet habe, ſchon einigen Schmerz erdulden könne. Dieſe Anſicht wurde hier ſo wenig getheilt, daß

*) Ueberhaupt iſt man im Norden gegen alles Franzöſiſche eingenommen, was zum Theil wohl mit aus engliſchen und holländiſchen Sympathien herrührt.

ſie allgemeines Entſetzen erregte. Und würde ſie etwa von norddeutſchen Ständen getheilt worden ſein? wird man mich fragen. Gewiß nicht, aber nur aus Verſtand nicht, keineswegs aber aus Gefühl. Es meinte aber auch jemand in der würtembergiſchen Ständeverſammlung, die Guillotine ſei als Werkzeug der franzöſiſchen Revolution in deutſchen Landen zu verwerfen; aber ein anderer antwortete, weshalb man ſtets ſo ſehr auf die franzöſiſche Revolution ſchimpfe, ohne die es doch am Ende auch keine würtembergiſchen Stände geben würde. Dieſe Antwort würde in Norddeutſchland nicht zu erwarten geweſen ſein, man malt hier den Teufel nicht einmal an die Wand; aber ſie liefert einen Beweis von dem, was es heißen will, wenn ſich Vernunft und Gefühl ergänzen. Jener Landſtand erkannte und fühlte, trotz aller Schreckniſſe der franzöſiſchen Revolution, ihre Vorzüge und großen Folgen. Das Berliner politiſche Wochenblatt, welches alle Fragen der Zeit lediglich aus dem Geſichtspunkte des Verſtandes betrachtet, hob ſeine Aeußerung ſorgfältig hervor und eiferte gewaltig gegen dieſelbe; aber die Aeußerung des anderen Deputirten, der der Meinung war, man ſolle ſich nicht bemühen, Verbrechern eine mildere Todesart zu bereiten, wurde klüglich von demſelben Blatte unbeachtet gelaſſen; denn ſie lag ganz und gar in den Tendenzen des politiſchen Wochenblatts, das ſich bekanntlich nicht geſcheut

hat, ſelbſt die Leibeigenſchaft, als im Rechte begründet, zu vertheidigen. Aber, wird man mir entgegnen, repräſentirt denn das Berliner politiſche Wochenblatt den Charakter des nördlichen Deutſchlands? Gewiß nicht; indeß es fürchtet ihn nicht, ja es findet hier Sympathien. Im Süden würde das politiſche Wochenblatt ohne Exiſtenz geweſen ſein; das ſervile Raiſonnement würde hier keine Leſer gefunden haben, ſelbſt nicht einmal aus Neugier, indem das geſunde Gefühl ſich mit Verachtung von einer Dialektik abwendet, die nur aus Sophismen verfertigt iſt. Das empfand man ſo ſehr, daß ſelbſt die ſüddeutſchen Choragen des politiſchen Wochenblatts Berlin für das paſſendſte Hauptquartier jener Zeitung hielten und erſt nothgedrungen nach dem Süden überſiedelten. Wenn aber hier das analoge Organ einen Wirkungskreis findet, ſo liegt das wohl zunächſt an den katholiſchen Sympathien und an der religiöſen Färbung der neuen Zeitſchrift in München, die übrigens außerdem ihr Entſtehen an eine Rechtsfrage knüpft. Im katholiſchen Süden betrachtet man nämlich die Wegführung des Erzbiſchofs von Cöln noch immer als eine bloße Maßregel der Cabinets-Juſtiz, und die Gerechtigkeit iſt eben ſo ſehr eine Sache des Gefühls, wie der Vernunft.

Würde man meinen Behauptungen über den Süden Oeſterreich entgegen ſetzen, ſo bitte ich, zu bemerken,

daß die Abſperrung Oeſterreichs äußere Gründe hat. Der Boden für ſociale Reformen iſt in Oeſterreich ſo gut vorhanden, wie irgendwo, und wenn hier der Materialismus im Vorgrunde ſteht, ſo liegt das lediglich daran, weil die Intelligenz an der Grenze der ſtrengſten Mauth ausgeſetzt iſt, und weil man verbotene Schriften — und die meiſten ſind verboten — nicht am lichten Tage und auf öffentlichem Markte leſen darf. In der Stille der Nacht und zu Hauſe wird in Oeſterreich eben ſo viel geleſen, wie gegeſſen. Man könnte dieſe Leſeluſt aus dem Verbote herleiten, aber das würde ein ſehr oberflächlicher Schluß ſein; ſie iſt hauptſächlich in einem — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — geiſtigen Inſtinkt des Oeſterreichers zu ſuchen. Wahrlich! Oeſterreich inclinirt zum Fortſchritt und zur Aufklärung; wo haben ſich, unter ſolchen Hemmniſſen, ſolche geiſtigen Kräfte entwickelt wie dort? Die öſterreichiſchen Lyriker ſangen zum Herzen des deutſchen Volks, als Uhland ſchwieg; und dieſe Richtung ſtumpft ſich nicht ab, nein, ſie wird immer ſchärfer und beſtimmter, ſogar in einer Zeit, wo Alles die Flügel hängen läßt, erhebt ſich der junge Aar, Karl Beck, weit hinaus über die Schranken und die Berge, die Oeſterreich — denn auch Ungarn fühlt Oeſterreich — von der Zeit trennen. Es haben in neueſter Zeit viele in Berlin und anderwärts im Norden Lieder gemacht, aber aus welchem dieſer Lieder ſpricht

eine Zukunft des Dichters und ſeiner Zeit? Kleine, oft gemachte Gefühle treten uns hier entgegen, doch was Anaſtaſius Grün und Karl Beck auszeichnet, iſt eben das, daß ſie uns Gedanken fühlen laſſen.

Ich habe die Verſchiedenheiten des Nord- und Süddeutſchen in allgemeinen Umriſſen hervor gehoben, Details läßt der mir geſetzte Raum nicht zu, mehr oder weniger werden ſich dieſelben jedoch auf jene allgemeinen Motive zurückführen laſſen. Zu bedauern aber iſt es, daß dieſe Verſchiedenheiten häufig zu Scheidungen werden. Ich ſprach ſchon in der Einleitung von einem nord- und ſüddeutſchen Patriotismus, und der rührt denn lediglich daraus her, daß man die gegenſeitigen Vorzüge nicht anerkennt, ſondern meiſtens nur die Fehler. Aber Fehler und Vorzüge werden dabei häufig aus ganz unrichtigen Prämiſſen hergeleitet, wie z. B. ſelbſt ſüddeutſche Gelehrte, Schriftſteller, Dichter die kritiſche Richtung des literariſchen Nordens meiſt in Theilnahmloſigkeit und ſogar in Scheelſucht und Kleinigkeitsgeiſt ſuchen, ohne zu bedenken, daß die nordiſche Kritik im ſchlimmſten Falle nur die Lichtſcheere der deutſchen Aufklärung war, ſie putzte das Licht, um es heller leuchten zu laſſen. Aber oft war ſie weit mehr, als Lichtſcheere, oft war ſie das Licht ſelbſt, wie denn aus Luthers Kritik des Pabſtthums die Reformation hervorging. Und was war die Tendenz Kants, die Tendenz Leſſings? Gewiß

die kritiſche Richtung des literariſchen Nordens iſt nur Mittel zum Frieden, der Norden wird überall die Miſſion haben, zu unterſuchen, zu ſcheiden, zu läutern, zu befeſtigen und practiſch zu machen; aber die Abneigung oder doch Gleichgültigkeit zwiſchen Norden und Süden, rückſichtlich literariſcher Beſtrebungen, macht ſich ſelbſt in der Journaliſtik bemerkbar: Kaſſel iſt ungefähr der Wendepunkt nord- und ſüddeutſcher Journaliſtik, in Frankfurt aber gehört der Hamburger Correſpondent ſchon zu den Ausnahmen, wie in Hamburg das Frankfurter Journal, und in demſelben Verhältniſſe ſtehen von da an alle ſüd- und norddeutſchen Zeitungen.

Aus demſelben Grunde iſt auch die Cultur des Styls, die ſeit Leſſing bis auf die neueſte Zeit in Norddeutſchland betrieben und vervollkommnet wurde, ſpurlos an Süddeutſchland vorüber gegangen; man iſt hier bis auf den heutigen Tag nicht geneigt, den Glanz und die Einfachheit anzuerkennen, die unſere Proſa Heine und Anderen verdankt, welche alle eine originelle Weiſe geltend machen können. Das kritiſche Element, welches durch dieſen klaren und durchſichtigen Styl ſchimmert, ſagt dem Süddeutſchen nicht zu, man hält ſich deshalb lieber an Druckfehler in Heine's Schriften, als an den Geiſt, dieſen allerdings unſtäten, aber ſtets liebenswürdigen Geiſt, und ſtöbert in ihnen Widerſprüche auf, die

dem Dichter, der hier nun doch, trotz aller Verſtandesſchärfe, vorhanden iſt, nie in Rechnung geſtellt werden ſollten. Umgekehrt aber iſt der Norddeutſche gegen die einfache lyriſche Richtung der ſüddeutſchen Dichter ſehr indifferent, er ſucht allenthalben Beziehungen zu der Geſellſchaft, oder doch zu der Zeit, da ihn die Natur nicht anregt; ein Baum, eine Blume, ja ein Sonnen-Aufgang und Untergang kann ihn nicht in dem Grade intereſſiren, daß er ſich ganz dieſen Gefühlen überließe. Mit einem Worte, der Norddeutſche muß die Welt und Natur in Beziehungen zu dem Leben in ihr gebracht ſehen, ſoll ſie ihn begeiſtern, er iſt nicht ſelbſtlos genug für Gefühle, die von außen kommen, und gleicht ſomit, in Betreff der Anerkennung der ſchwäbiſchen Dichter z. B., den norddeutſchen Schäfern: dieſelben ſtricken bekanntlich Strümpfe, oder wollene Leibbinden hinter ihren Heerden, und nicht bloß auf der Lüneburger Haide, ſondern ſelbſt in den ſchönſten Parthieen des Nordens, auf Rügen und an den holſteiniſchen Seen ſtricken ſie. Die ſüddeutſchen Schäfer werden freilich nicht immer an Arcadien erinnern, ſie träumen und faullenzen häufig in den Tag hinein, aber Gottes freie Natur hält ſie doch zunächſt von Beſchäftigungen ab, die hinter dem Ofen und an Winterabenden allenfalls vorgenommen werden könnten. Werden die Norddeutſchen aber nicht eine Lyrik, die lediglich aus

Gefühlen beſteht, welche die Natur darbietet, häufig für eine dolce far niente des Geiſtes halten? Werden ſie nicht verlangen, die Lyriker ſollen Strümpfe ſtricken, ſtatt in Gefühlen zu ſchwelgen?

Ich führe dieſe ſcheidenden Gegenſätze im Norden und Süden nicht weiter aus, aber man ſollte bedenken, daß Gegenſätze im Volke die Spannkraft heben und ſomit ganz dazu geeignet ſind, die eigentliche geiſtige Blüthe zur Frucht zu reifen, wollte man ſich nur nach einer Vermittelung umſehen.

Der Thüringer-Wald mag als die Grenzſcheide des deutſchen Südens und Nordens betrachtet werden, wenn man nämlich, wie ich das überhaupt bei den vorſtehenden Unterſcheidungs-Merkmalen gethan habe, Mittel-Deutſchland dem Süden zuzählt. In climatiſcher Hinſicht ſcheint hier die Atmoſphäre des Nordens und Südens zuſammen zu treffen: die Schärfe der Seeluft dringt bereits durch die milden, duftigen Schattirungen eines blauen Aethers und graue Wölkchen vertreten die Stelle der Nebel; die Berge zeichnen ſich in ſcharfen und beſtimmten Umriſſen, bräunliche Farben ſchimmern durch das Grün derſelben, während im Süden ihr Colorit faſt in den blauen, dunklen Horizont überfließt und den Anblick bietet, als einen ſich hier Erde und Himmel. Unter den Menſchen aber gewahren wir von hieran lange, hagere, muskulöſe Geſtalten, die blonden Haare

und blauen Augen werden häufiger, die Zurückgezogenheit, die Derbheit, die Indifferenz machen sich bemerkbar, und nehmen zu, je mehr sich die Berge und Meere senken. Man fängt an, Branntwein zu trinken, Branntwein aus großen Gläsern, mit welchen die Wirthe kleiner Schenken an den Heerstraßen schon den Postillons entgegentreten und welche auf einen Zug geleert werden. Man trifft auch rothe Haare und in den Sandebenen und Moorgegenden triefige Augen, die sich leicht durch den Kartoffel-Fusel und die Nebel erklären und durch den die Sommer beengenden Höhenrauch. Die Männer im Norden sind, wegen ihres kräftigen, oft athletischen Aeußeren, schöner, als die Weiber, die nicht selten dadurch vollends entstellt werden, daß man hier die alte germanische Sitte beibehalten hat, ich meine die Sitte, sie als die Lastthiere des täglichen Lebens zu betrachten und zu behandeln. Hier tritt auch der plattdeutsche Dialekt in seinen verschiedenen Abstufungen ein; wie die Berge sich in die Fläche und Breite senken, so auch er. In Niederhessen setzt er zuerst an, kömmt man aus Frankfurt a. M., doch sind es nur einzelne Wörter und Redensarten, die hier die hochdeutsche Sprache entstellen; mit dem Beginn von Hannover tritt die hochdeutsche Sprache bereits ganz zurück unter dem gemeinen Volke, und weiter hinab ist Alles plattdeutsch, bis auf die Schriftsprache. Selbst die Prediger auf dem platten Lande

ſprechen hier unter ſich plattdeutſch, und in den Städten ſelbſt die Angeſehenen und Gebildeten. Seltſam genug wird die hochdeutſche Sprache dabei weicher, milder und ſanfter, man liſpelt in Holſtein, aber in Mecklenburg ſpricht man mit gedehntem Wohllaut, in der Mark iſt man ſo weich, daß man Jans, ſtatt Gans ſpricht, was freilich nicht wohllautend iſt. In dem nördlichen Hannover, in Braunſchweig und Bremen aber ſpricht man Stein, nicht Schtein, was freilich nicht weich und milde iſt, aber richtig, wie behauptet wird. Auch wird behauptet, daß in Celle, im nördlichen Hannover das beſte Deutſch geſprochen werde. Ich glaube es gern, aber es klingt ſo vornehm und ſteif, wie der hannöverſche Adel, und ſo ſaftlos und trocken, wie die Lüneburger Haide ausſieht, die bei Celle beginnt. In Weſtphalen ſpricht man freilich weich, aber ſehr bequem, man ſagt Sginken, ſtatt Schinken.

Vergleichen wir aber den plattdeutſchen Dialekt mit dem ſchwäbiſchen z.B., oder mit dem Wiener, und betrachten wir den Charakter derjenigen Deutſchen, welche plattdeutſch, ſchwäbiſch, oder wieneriſch ſprechen. Werden wir hier nicht wenigſtens theilweiſe den Charakter im Dialekte finden? Gewiß; denn ſo derb, breit, ſchwerfällig und gemüthlos das Plattdeutſche klingt, ſo derb, breit, ſchwerfällig und gemüthlos iſt das Volk im Norden. So leicht, launig, ſchalkhaft und innig, wie Schwäbiſch und Wieneriſch

klingt, ſo leicht, launig, ſchalkhaft und innig ſind Schwaben und Oeſterreicher. Aber der plattdeutſche Dialekt hat das Uebele, daß er nur die Schattenſeiten des Nordländers aufdeckt, nicht ſeine Vorzüge: ſeine Aufrichtigkeit, ſeine Feſtigkeit, ſeine Tiefe, ſeine Kraft; denn man wird nie behaupten können, Grobheit ſei Kraft. Die ſüddeutſchen Dialekte dagegen verſtecken die Schattenſeiten des Südländers. Welche Schelme trifft man nicht unter jenen hauſirenden Tyrolern, aber ihre einfache herzliche Weiſe betrügt uns immer, wir bezahlen ihnen ihre Waaren um dieſen Preis ganz unverhältnißmäßig.

In der Umgangsweiſe wird man mit jener Abdachung der Alpen in das Thüringer Gebürge auch bald einen Unterſchied ſpüren. Der Deutſche vereint von hier an nach beiden Richtungen hin zwei ganz verſchiedene Gegenſätze in ſeinem Weſen, die allenthalben, zunächſt aber im geſellſchaftlichen Leben hervortreten. Bei dem Süddeutſchen treffen wir durchgehends Höflichkeit an, oft ſogar in übertriebenem Maße, aber nie Kriecherei. Bei dem Norddeutſchen ſtoßen wir nur zu häufig auf Grobheit und hochfahrende Manier, mit der aber Demuth und Unterwerfung in geeigneten Fällen paſſend abwechſeln. Weber will das Motiv davon in den ſlaviſchen Beſtandtheilen finden, mit denen Norddeutſchland geſchwängert iſt; ich aber meine, ſolches iſt ein

bischen geſucht. Induſtrie, Handel und Wandel mit ihren Auswüchſen, die im Norden feſten Fuß gefaßt haben, begünſtigen gewiß hauptſächlich dieſe Weiſe: am ausgebildetſten iſt ſie jedenfalls in den Handelsſtädten, ſelbſt wenn ſie freie Hanſeſtädte ſind. Man denkt hier nur an den Gewinn, und moraliſche Rückſichten weichen dem kleinlichſten Egoismus. Zudem iſt man heute dürftig und ohne Anſehen, morgen aber reich und begütert durch eine glückliche Speculation: heute muß man gehorchen, morgen kann man gebieten, und Emporkömmlinge, die von den Händen des Gottes der Kaufleute und Diebe in die Höhe getragen werden, werden nie vergeſſen, wie ſchmerzhaft die Unterwürfigkeit unter die Launen eines Andern iſt, aber nur in dem Maße, daß ſie die Wonne des Herrſchens per argumentum a contrario daraus folgern, und höchſtens ſo klug ſind, gegen Höherſtehende die alte Weiſe zu beobachten. Daher dieſe Widerſprüche in einem und demſelben Charakter. Wenn Weber aber behauptet, der Norddeutſche im Allgemeinen ſei dabei auch großſprecheriſch, abentheuerlich und unzuverläſſig, ſo möchte der Beweis dieſer Behauptung ſchwer zu liefern ſein. Handel und Gewerbe, die im Norden blühen, vertragen ſich nicht mit ſolchen Beiſätzen: denn Anpreiſungen von Handels-Artikeln und Waaren in den Tag hinein kann man doch nicht dazu rechnen, und ſelbſt auch dieſe kommen ſelten vor. Abentheuerlichkeit erfordert

zudem einen gewiſſen poetiſchen Beiſatz, den der Norddeutſche gar nicht hat, er kann ſich nicht einmal zum Beſten der Kunſt verſtellen, geſchweige denn auf Koſten der Wahrheit. Aber Weber ſcheint, wenn er von dem Norddeutſchen ſpricht, hauptſächlich den Preußen vor Augen zu haben, und nicht ſowohl den Preußen, als vielmehr den Berliner. Ich gebe zu, daß der Letztere dann und wann mehr ſpricht, als er verantworten kann, aber ihn darum großſprecheriſch, unzuverläſſig und abentheuerlich zu nennen, wäre zum mindeſten vorlaut. Preußen — ich meine Volk und Staat — iſt doch nicht aus Großſprecherei hervorgegangen. Und nun gar Abentheuerlichkeit: dazu bedarf es eines gewiſſen Kosmopolitismus und des Grundſatzes: ubi bene, ibi patria. Wenn aber der Preuße, oder gar der Berliner — ich rede hier natürlich nicht von den höheren und civiliſirten Ständen, ſondern von dem Volke — zufällig einmal außer Landes reiſet, ſo wird er doch die Mark Brandenburg ſchöner und comfortabler finden, und der Thiergarten und die Linden und Berlin, ſo etwas gibt es nirgends. Die Reiſe des alten Nicolai nach Wien beweiſet mehr, als meine Behauptung, rückſichtlich der früheren Zeit; rückſichtlich der jüngſten Zeit hat ein zweiter Nicolai ein Pendant dazu geliefert. Was iſt Wien gegen Italien, aber der Auditeur Nicolai fand Berlin und den Kreuzberg doch reizender, wie man in

Celle ſagt. Gewiß, die preußiſche Großſprecherei iſt immer rührend, denn der Preuße weiß wohl, daß er nicht auf den Sand und die Teltower Rüben ſtolz ſein kann, aber ſein Patriotismus gleicht jenem alten Diener, der ſeinen Herrn reicher log, um anderen nicht die Schadenfreude über die Armuth deſſelben zu bereiten. So etwas kann man nicht Großſprecherei nennen, ſo etwas iſt in der That rühmlich, wenn nur der Preuße nicht ſo erſchrecklich Preuße wäre; denn von ihm heißt es in der That mit Recht: zum erſten Mal komme ich, zum zweiten Male komme ich auch, und zum dritten Male komme ich nochmal.

Daß man im Eſſen und Trinken mit den Thüringer Bergen und da, wo Sachſen und Nieder-Heſſen beginnen, eine Aenderung wahrnimmt, wird jeder Reiſende bezeugen können. Je mehr man ſich dem flachen Norden nähert, deſto derbere Speiſen wird man verdauen müſſen, denn die kleinen und vielen nach franzöſiſcher Manier eingerichteten Schüſſeln machen den großen und einfachen Platz, unter welchen beſonders das Rindfleiſch, das in den fetten und kraftigen Marſchländern an der Elbe und Weſer und beſonders in Holſtein, ſeinen Höhepunkt erreicht, den Mittelpunkt bildet. Mehlſpeiſen aller Art charakteriſiren die Tafel des Südländers dagegen. Branntwein gehört hier zu den Seltenheiten, je näher man aber der See kömmt, deſto mehr wird er

Bedürfniß. Kaltes Waſſer wird uns im Süden vortrefflich bekommen, an den Küſten des baltiſchen Meeres aber und Frieslands wird es uns nur zu leicht gaſtriſche Fieber bereiten; hier möchte ein Zuguß von Branntwein am rechten Orte ſein. Aber leider hat man aus dieſem Präſervativ gegen die Seenebel eine Hauptſache gemacht, und ſelbſt ſchon in weiter Entfernung von der See, weil man keinen Wein bezahlen kann und die Kartoffel die Weintraube vertreten muß.

Die eigentliche ſandige, oder lehmige Fläche des deutſchen Nordens beginnt mit Minden an der Weſer, und an der Elbe einige Meilen unterhalb Meißen, von wo ſie ſich weſtlich, öſtlich und nördlich ausdehnt und die Grenzen Deutſchlands überſchreitet, in das Innere von Rußland hinein. Lehm-, oder Marſchboden findet ſich nur hie und da an den Flüſſen, Sand und Tannen gibt es nach allen Seiten hin; Haiden beſonders in Hannover, in Holſtein und ſogar zwiſchen Wittenberg und Leipzig in Sachſen; Moorboden der Nordſee zu in Oldenburg, Weſtphalen und Oſtfriesland. Holſtein aber lächelt lüſternen Auges den Reiſenden an, es gleicht einer vollbuſigen, üppigen Bauerndirne, die man nur mit Mühe in einer Idylle unterbringen kann, die aber für jede andere Poeſie zu ſaftig und kernig iſt. Wollt Ihr einmal Dichtung im Norden, ſo wandert nach der alten Rugia, die ſeit Jahrhunderten in der Umarmung

des baltiſchen Meeres ruht, das ſie in heißer Liebesgluth dem Feſtlande entriß. Rügen iſt das deutſche Island an Sagen, Heldenthaten und Wundern, aber man gelangt ſehr bequem von dem Feſtlande dahin, da die Meerenge Gallen, die es von Stralſund trennt, hier kaum eine kleine halbe Stunde breit iſt.

Mit welcher Vorſicht der Norddeutſche ſich gegen die Natur zu wappnen hat, erkennt man unterhalb Minden an der Weſer und unterhalb Magdeburg an der Elbe ſehr bald. Hier treten uns nämlich die Anfänge jener großen Dämme, oder Deiche entgegen, die ſich nun fortwährend längs der Ufer hinziehen, ſo weit hier Menſchen wohnen. Sie dienen zum Schutz gegen den Andrang der Fluthen, die beſonders im Frühjahr eine kaum denkbare Höhe erreichen und nicht ſelten aller Behutſamkeit und Menſchenkraft ſpotten. Deichbrüche ſind hier ſo häufig, wie Lawinen in den Alpen.

Zweites Capitel.

Gewässer: Meere, Flüsse. — Deutschland hat keine Seehäfen. — England und Rußland in Beziehung zu deutschen Flüssen. — Weshalb nennt man die Nordsee deutsches Meer und das baltische Meer Ostsee? — Die Donau und ihr Charakter. — Die Trave. — Die Oder. — Der Rhein, als deutscher Fluß par excellence, obwohl man nebenbei an seinen Ufern italienisch, französisch und holländisch spricht, und sein Charakter, sowohl im Allgemeinen, als in seinen Abstufungen, als Ober-, Mittel- und Nieder-Rhein. — Unterscheidungs-Merkmale des Rheins und der Donau. — Rheinreise. — Der Main bezeichnet den Concentrationspunkt eines gesegneten Materialismus und erinnert an die alten Bischofsländer, aus welchen er kömmt. — Frankfurt a. M. — Erst bei Bingen verlieren sich die Gewässer des Mains in die des Rheins. — Beschreibung der Rhein-Ufer von Mainz bis Cöln. — Unterscheidungs-Merkmale der beiden Hälften des Mittel-Rheins von Mainz bis Coblenz und von Coblenz bis Cöln. — Charakteristisches Gepräge Cölns in katholischer Hinsicht. — Die Elbe. — Der obersächsische Dialekt. — Die Elbe bei Hamburg. — Die Blankeneser. — Charakteristisches Gepräge Hamburgs. — Die Weser. — Die Weser bei Bremen. — Charakteristisches Gepräge Bremens. — Seen und Canäle. —

Das adriatische Meer spielt nur an dem äußersten südlichen Zipfel Deutschlands, ich meine, an der österreichischen Provinz Istrien. Der Hauptfluß, welchen Deutsch-

land diesem Meere zusendet, ist die Etsch, die in der großen das Ober-Innthal in Osten begrenzenden Bergkette entspringt und schon ohnweit ihrer Quelle durch bedeutende Zuflüsse verstärkt wird. Außer ihr fallen nur der Isonzo und die Brenta in die Adria, da natürlich die Abdachung des deutschen Bodens gen Süden unbedeutend ist. Am bedeutendsten ist sie gegen die Nordsee, wohin denn auch drei Hauptströmungen gerichtet sind: Rhein, Elbe und Weser, von welchen die erste leider nicht einmal in Deutschland, sondern auf fremden Boden in dem Sand versiegt, oder doch wenigstens hier ihre Hauptkräfte sitzen läßt, während die anderen beiden zwischen dem Dollart und der Eider, also innerhalb Deutschland, aber doch immer Englands Seemacht zu nahe, der alten Stiefmutter in die Arme sinken. Die Abdachung gegen die Ostsee, die wir Deutsche übrigens besser Nordsee hießen, zieht nur einen Hauptfluß nach sich: die Oder. Und doch sollte man die Trave nicht vergessen, jenen kleinen stämmigen und untersetzten Fluß, der einst Lübeck mit der Welt vermittelte, das auf seinen ruhigen und harmlosen Wellen zur Hansa schwamm und hier an die alte Fabel von Goliath und David erinnerte. Damals, als Lübeck an der Spitze der Hansa stand, waren Rhein und Donau nicht größer und mächtiger, als die kleine Trave, die nur weniger Meilen bedarf, um ihre Wiege in Holstein mit ihrem Grabe in der

Ostsee, oder genauer, im Pecknitzer Wyk zu vermitteln, die aber einst Flotten auf ihrem Rücken schaukelte, und zwar Flotten, die Schweden und Dänemark zittern machten. Wäre Amerika nicht entdeckt worden, wer weiß, ob jetzt nicht die Lübecker die erste europäische Seemacht wären, statt der Engländer. So aber, wie die Dinge nun stehen, muß man sich freilich wundern, wie sie einst so tapfer sein konnten; denn jetzt sind die Lübecker sehr friedlich, und die Lüneburger mögen den Schinken jener Sau, die die Salzquellen entdeckte, mit größerem Enthusiasmus betrachten, als jene den Koller Gustav Wasa's, den man zum Andenken an jenes Ereigniß, als ein Lübecker Bürgermeister einem vertriebenen König wieder zu Recht und Thron verhalf, in der Katharinen-Bibliothek aufbewahrt. — Die Donau, der mächtigste und bis zu seiner Mündung wildeste und störrigste Fluß Deutschlands, der aber leider nur halb deutsch ist und da, wo er uns dienen könnte, türkisch, oder besser russisch, senkt sich, oder stürzt vielmehr dem schwarzen Meere zu. Die Quellen dieses Flusses sind die am östlichen Abhange des mittleren Schwarzwaldes entspringenden Bäche: Brand, Schullach, Linach, Brege, Kirnach, die sich unfern der Quellen des Neckars bei Donaueschingen vereinen, und hier bei ihrem Zusammenflusse den Namen Donau erhalten, wie Fulda und Werra bei Münden den Namen Weser.

Schiffbar wird die Donau bei Ulm; bei Heimburg verläßt sie Deutschland. Daß sie bereits innerhalb der deutschen Grenzen türkische Manieren hat, beweisen die mancherlei Unglücksfälle bei der Donaufahrt von Regensburg nach Wien, oder auch stromauf. Wer erinnert sich nicht des neuerlichen Vorfalls des Wiener Passagierschiffs an der Regensburger Brücke, der vielen Reisenden das Leben kostete? Und bei Pesth hat sich die Donau in diesem Jahre nicht besser benommen, als Sultan Soliman der Große, da er hier die türkische Herrschaft gründete und Buda der Christenheit entriß. Freilich soll Kaiser Joseph II., der wegen der Türken freilich keine Besorgniß mehr hegen mochte, die Donau bei Pesth bereits mit mistrauischen Augen betrachtet haben. Man solle einen Canal um die Stadt ziehen, war seine Meinung, um den Andrang des Wassers abzuleiten; aber der ungarische Adel wollte kein Geld hergeben, und die Donau hat so viel Unheil angestiftet, wie nur irgend ein Fluß herbeiführen kann.

Somit wäre eigentlich nur die Oder, die zwischen Usedom und Wollin, zwischen Wollin und Camin und zwischen Usedom und Swinemünde mit vielem Spektakel und Aufwande aller Kräfte in drei großen Strömungen in die Ostsee fällt, der einzige bedeutendere Fluß Deutschlands, dessen Mündung deutsch zu nennen wäre. Aber welche Flußmündung an der Ostsee wird deutsch zu nen-

nen ſein, wenn erſt Rußland ſeine Marine ausgebildet hat. Wir haben keine Seemacht, keine Seehäfen, und ſo leicht die Engländer an die Mündungen der Elbe und Weſer gelangen können, ſo leicht werden die Ruſſen die Oſtſeehäfen blokiren. In der That, es ſcheint, als ſollten die Deutſchen keine Seekriege führen, die wenigſtens am unſchädlichſten ſind und ſelbſt nicht einmal Spuren hinterlaſſen; denn die Fluthen ſpülen Alles hinweg, Leichen und Blut, Jammer und Elend, und einige Stunden darauf ruhet der Friede wieder auf der ſpiegelglatten Fläche des Oceans. Aber die deutſchen Landkriege, die ſo häufig waren, ſeit der Völkerwanderung bis zu Napoleon, haben nicht nur tiefe Spuren hinterlaſſen, ſondern auch ihre Grenzſteine — wie z. B. der weſtphäliſche Friede — bezeichnen nicht einmal das Ende der Schrecken, und vielmehr eine Fortſetzung derſelben. Wie hätte Deutſchland auch Seehäfen erhalten können, da es ſtets zu Hauſe vollauf zu thun hatte.

Die Oder entſpringt im nördlichen Theile von Mähren, drei Meilen öſtlich von Ollmütz, aber erſt bei Mähriſch-Oſtrau, wo die Oſtrawicza in den bis dahin dürftigen Fluß fällt, mag man von der Oder reden. Viele ſetzen daher auch an dieſe Stelle ihren Urſprung. Die hervortretende Richtung der Oder bis zum Friedrich Wilhelms Canal, der dieſelbe mit der Spree in einer Entfernung von drei Meilen verbindet, iſt nordweſtlich, von hier an

macht ſie eine Biegung gen Oſten und eilt, Stettin vorbei, dem kuriſchen Haff zu.

Der Rhein, dieſer deutſche Fluß par excellence, an deſſen Ufern aber nebenbei italieniſch, franzöſiſch und holländiſch geſprochen wird, ſchweizeriſch nicht zu gedenken, ſoll von ſeiner Quelle an bis zum Meere — die Krümmungen mit eingerechnet — einen Raum von nicht weniger, als einhundert neunzig bis zweihundert Meilen umfaſſen. Seine Breite an den Quellen iſt ſo beſcheiden, wie nur möglich, ſie beträgt nicht mehr, als an einigen Stellen 3, an anderen 15 Fuß, die im Flachlande, bei Cöln zu 1500 Fuß anwachſen*). Er entſpringt in zwei Abtheilungen, als Hinter- und Vorder-Rhein, und zwar die erſtere: der Hinter-Rhein, an der Nordſeite des Adula-Gebürges; die zweite: der Vorder-Rhein, am öſtlichen Ende des Gotthard-Gebürges. Bei Reichenau, in Graubünden, vereinigen ſich beide Abtheilungen. Erſt bei Baſel wird der Rhein ſchiffbar für Laſtfahrzeuge, von Köln an trägt er Seeſchiffe. Der Rhein iſt in der That der ſtattlichſte Fluß Deutſchlands. Er iſt ſo kräftig, wie die Donau, aber civiliſirter, was nicht nur von dem Waſſer gilt, ſondern auch von den Menſchen, die daran wohnen. Die Donau ſchäumt

*) Ausnahmsweiſe iſt jedoch der Rhein bei dem Dorfe Geiſenheim, im Rheingau, ſchon 2000 Fuß breit.

gelbe Wogen durch ſchwarze, unheimliche mit wildem und verworrenen Grün bedeckte Felſenthore, und wo ſie die Flächen erreicht, ſind die Menſchen nicht vor ihr ſicher, ſie gleicht dem wildeſten Roſſe aus Ungarns Wäldern und Steppen, dem nie gezähmten, das ſich nicht ſelten aus der Bahn wirft und in hohen gewaltigen Sätzen über die Häupter der Menſchen raſt. Der Rhein flutbet grüne durchſichtige Wellen unter einem blauen, klaren Himmel durch Felſenthore, die mit Weinreben ausgelegt ſind, duftigen, grünen Ufern vorüber und prangenden Städten. Wie der Schwan die Wogen durchzieht, ruhig und feierlich, ſo ruhig und feierlich durchzieht er die Ebenen. Und die Berge durchzieht er im Süden frei und kühn, wie die Freiheit, die hier an ſeinen Ufern wächſt und gedeihet, in deutſchen Landen aber rüſtig und thatkräftig, wie das deutſche Mittelalter die Geſchichte durchzieht, das deutſche Mittelalter, das hier ſeine ſchönſten Sagen und Thaten feierte, das hier Kaiſer krönte und Kaiſer begrub und Burgen erbaute und Paläſte und Dome deutſcher Majeſtät. Nur im äußerſten Norden wird der Rhein phlegmatiſch und nüchtern wie ein Holländer. Will man die drei Abſtufungen des Rheins mit kurzen Worten, ſo ſage ich, in ſeinem Süden gibt es Wunder, wie den Rheinfall, am Mittelrhein gibt es Wein, und in ſeinem Norden gibt es Butter und Käſe. Die Cultur und Civiliſation aber

bieten ſich hier in der Schweiz, in Preußen und Frankreich die Hände, und die deutſchen Rheinlande ſind die von Gott, wie von der Natur geſegnetſten Theile Deutſchlands. Daß der Rhein nur in Gedichten und Sagen ein deutſcher Fluß iſt, daß Elſaß nicht deutſch iſt, daß die Holländer ſich für eine Nation halten, daß die Schweizer ſich frei und unabhängig machten, das Alles, denk' ich, liegt nicht an dem Rhein, aber daß der Rhein noch immer Wein aus Reben gibt, Freudenwein, und nicht Wein aus Thränen, Schmerzenswein, deshalb, daß das Alles ſo kommen mußte, das iſt ein Wunder. Billigerweiſe ſollte man nur an ſeinen entfernteſten Quellen ein klein wenig Italieniſch ſprechen, dann aber, wenigſtens von Graubünden an bis zur Nordſee, die man auch deutſches Meer heißt, obwohl ſie eben ſo gut holländiſches, oder engliſches heißen könnte, reines, vernehmliches Deutſch, und nicht bloß, was die Sprache betrifft, ſondern auch, was die Geſinnung. Aber wir können ſchon Gott danken, daß wir nur noch ſchweizeriſch, franzöſiſch, badenſiſch, baieriſch, heſſiſch, naſſauiſch, preußiſch und holländiſch an dem Rhein geſinnt ſind, oder auch katholiſch und proteſtantiſch; denn in früheren Zeiten gab es hier alle hundert Schritt eine andere Geſinnung, und über alle dieſe Geſinnungen wurden ſo viele Kriege geführt am Rhein, daß man hätte fürchten können das Waſſer dieſes Fluſſes werde nicht Raum haben in

ſeinem Bette vor dem Blute, das hinein gegoſſen wurde von den Menſchen. Aber wir Deutſchen, ſo practiſch wir auch in allen anderen Dingen ſein mögen, ſind in politiſchen Verhältniſſen nur Dichter und Träumer; wir wären im Stande, ſelbſt wenn Frankreich von Neuem ſeine Hand nach der Rheingrenze ausſtreckte, noch immer von einem deutſchen Fluß zu dichten und zu ſingen. Iſt es nicht Schade, daß hier die poetiſche Fiction die juriſtiſche und moraliſche Wahrheit erſetzen muß?

Der größte Nebenfluß des Rheins iſt der Main. Wenn die Franzoſen von jenem verlangen, er ſolle die Grenze zwiſchen Frankreich und Deutſchland ſein, ſo mag man von dem Main behaupten, er ſei der Gürtel um die etwas breite Taille des deutſchen Rieſenweibes von Böhmen bis zu dem Rhein: wenigſtens umfaßt er den Leib deſſelben und fürwahr einen geſegneten: Franken und Baiern. Der Main endet bei Mainz, oder vielmehr bei dem Mainz ſchräg gegenüber liegenden Dorfe Koſtheim in dem Rhein, wo ſeine gelben Wellen noch lange Zeit — man ſagt bis nach Bingen — in dem grünen Spiegel ihre Rechte behaupten und an die alten Biſchofsländer erinnern, aus denen er herniederzieht. Nur mit Widerſtreben ließen ſich Klöſter und Abteien in eine lichte freie Zeit verwandeln, in die grüne Klarheit der Hoffnung und des Fortſchritts, und der Main ſcheint noch allen Unrath einer feiſten, wohllebigen

und behabigen Mönchszeit in ſeinen Fluthen fortzuwälzen, die langſam und träge zum Rheine ſchleichen, mit dem ſie ſich nicht vereinen wollen. Dieſer Fluß hat, wie der Rhein, zwei Quellen, die Quellen des weißen und rothen Main. Vermuthlich heißen ſie ſo der Farbe wegen, aber weiß und roth vermiſcht wird braungelb, und ich habe den Main nie anders geſehen, als in dieſer Farbe. Die Quelle des weißen Mains, des eigentlichen Stammvaters, entſpringt im Fichtelgebürge aus einem zwiſchen dem Schneeberge, der Farrnleite und dem Dächſenkopf hochgelegenen ſumpfigen Thale, die Fichtelſee genannt. Eine halbe Meile unter Culmbach nimmt dieſer weiße Fluß den rothen Main auf, der bei Linhard an der Oſtſeite des ſo genannten Bamberger Gebürges entſpringt. Man kann die Gegenden Deutſchlands, welche der Main durchzieht, noch immer als den Mittelpunkt von Eſſen und Trinken betrachten und jenes geſunden, aber faulen Materialismus, der, trotz aller Vermittelungen der Zeit und der Regierungen, ſo ziemlich in der alten Weiſe verharrt. Nur da, wo der Main ſich dem Rheine nähert, treten andere Intereſſen hervor, und wenn man auch noch bis zu Frankfurt am Main den Grundſatz feſthält, man lebe auch, um zu eſſen, ſo wird man doch zugeben müſſen, daß hier bereits eine tüchtige geiſtige Beweglichkeit angetroffen wird und jene comfortable Miſchung von Geiſt und Fleiſch und

Blut, die selbst Göthe nicht verläugnen kann, die ihn aber zu unserem größten deutschen Dichter machte, indem sie ihn nie über den Himmel die Erde und über die Erde den Himmel vergessen ließ. Diese Mischung macht auch Frankfurt am Main vorzüglich geeignet zum Sitze der hohen deutschen Bundesversammlung, abgesehen davon, daß diese Stadt im Mittelpunkt Deutschlands liegt und ein Schatten der alten deutschen uneinigen Einigkeit ist, indem hier die Kaiser gewählt, gekrönt und auch dann und wann vergiftet wurden, wie solches von dem Kaiser Günther von Schwarzburg wenigstens erwiesen ist. Daß in Frankfurt auch in diesem Augenblick der Mittelpunkt des deutschen nicht nur, sondern auch des europäischen Gleichgewichts sich befindet, ich meine das Haus Rothschild, wird ohnedieß jedem bekannt sein.

Von Mainz bis Cöln bieten sich die schönsten Parthien des Rheins dar: hier sind die Ufer bis zum Flachlande ein buntes Panorama aus Gärten, Felsen, Ruinen und im Rheingau — worunter die Strecke von Nieder-Walluf bis Lorchhausen verstanden wird — aus Weinreben; im Flachlande aber, der kleinsten Strecke, aus grünen Wiesen und Getreidefeldern bis zur alten Colonia Agrippina. Das Dampfboot des Mittelrheins führt uns binnen zwölf Stunden von Mainz nach Cöln, aus dem Süden zum Norden, aus dem leichten, duftigen

Weinlande zu den etwas massiven und schwerfälligen niederländischen Anfängen, die übrigens durch die katholische Färbung einige Mannigfaltigkeit erhalten und durch sie hauptsächlich gegen monotone Weise holländischer Natur geschützt werden. Die Cölner Mundart thut am besten dar, wie sich die holländische Sprache — will man sie anders so nennen — aus der deutschen entwickelt hat, sie ist bereits ein Uebergang zu der Breite der holländischen Zunge, die von der deutschen gerade so verschieden ist, wie der holländische Rhein von dem deutschen.

Eine Rheinfahrt auf dem Dampfboote bergab hat allerdings das Unangenehme, daß man Schönheiten der Natur, Erinnerungen der Geschichte, Traditionen und Dichtungen, die alle genossen sein wollen, wie im Fluge durchstreift; die Ufer, diese von Reichthum und Fülle, von üppiger Gegenwart und lebendiger Vergangenheit strotzenden Ufer, jagen den Blicken vorüber, die Gegenstände drängen sich im bunten, wirbelnden Chaos, wenn wir in Cöln an's Land steigen, so sind wir fast ermüdet von der pittoresken und romantischen Abwechselung, aber ohne Total-Eindruck. Nichts desto weniger hat diese Fahrt ihr Angenehmes, wenn man sich nämlich isoliren kann und wenigstens einige Studien gemacht hat in Oelkelskamps Panorama des Rheins, das uns den Mittelrhein mit seinen Bergen, Felsen, Schlössern,

Ruinen und Denkmälern beschreibt und bis auf die Details ausmalt. Wir glauben in diesem Fall ein Gedicht zu durchschiffen, und keine anschauliche Thatsache; denn die störenden prosaischen Eindrücke am Ufer erreichen uns nicht, wir fühlen mit den Augen, und wenn wir auch ermüdet und angegriffen landen, es wird eine recht erquickliche Ermattung sein, gleich jenen, die uns dann und wann in Feenmährchen geschildert werden, wo man von Blüthen und Blumen fast zu Tode gequält wird, oder von Liebe und Lust. Aber, wie gesagt, man muß sich in diesem Falle auf den Genuß verstehen und auch nicht einmal in der Kajüte zu Mittag essen, sondern bei schmalem Inbiß das Verdeck behaupten.

Engländer auf dem Rhein sind heut zu Tage etwas Hergebrachtes, und da man nirgends billiger reiset, als auf dem Dampfboote, so haben sie hier vorzugsweise Posto gefaßt. Von ihnen können Deutsche Enthaltsamkeit lernen, sie weichen und wanken nicht von dem Verdecke und blicken über die Tasse Thee in die Rheinkarte; aber wie man den Rhein genießen soll, das kann man von ihnen höchstens per argumentum a contrario erfahren; denn die schönsten Punkte suchen sie auf der Karte und sehen sie deshalb im Leben nicht. Ein Engländer irrte noch auf derselben bei Bingen umher, als wir schon Asmannshausen vorüber waren, während ein Franzose, ohne Karte und nur bedauernd, daß

er nicht einen Januskopf auf ſeinem Rumpfe trüge, fortwährend nach den Ufern ſtierte und ein diable! auf das andere ſtürzte.

Von Mainz bis Bingen iſt das linke Rheinufer heſſiſch; mit Bingen tritt die preußiſche Landeshoheit ein, die bis zur holländiſchen Grenze reicht, aber am rechten Rheinufer erſt von der Lahn an beginnt, bis wo Naſſau regiert. Die ſchönſten und feurigſten Weine ſind im naſſauiſchen Landestheile bis Rüdesheim, Bingen gegenüber, zu ſuchen, wo der Rhein den Lauf von Oſten nach Weſten ändert und die Reben nicht mehr die Kraft der Sonne empfinden: der Erbacher, Ingelheimer, Hattenheimer, Markebronner, Johannisberger, Geiſenheimer, Rüdesheimer wachſen hier, und der Hochheimer, der Stahl in das Blut gießt, gedeihet ſogar am Main, wird aber doch, ſeiner vortrefflichen Elemente wegen, ſchon den Rheinweinen beigezählt. Dafür nennt ſich auch Mainz, wiewohl es am Rheine liegt, nach dem Main.

Bieberich, die Sommer-Reſidenz des Herzogs von Naſſau, iſt auf der Fahrt von Mainz der erſte Haltpunkt für das Auge. Es liegt unmittelbar am Ufer; den Hintergrund dieſes Fleckens bildet das im alten Style erbaute Schloß. Stromaufwärts erblickt man Mainz mit ſeiner rothen byzanthiniſch-gothiſchen Kathedrale, ſtromabwärts Eltville, oder Ellfeld (alta villa),

den Hauptort im Rheingau. Der Rhein ſtrömt hier in feierlicher Majeſtät, gleich als ſei er ſich der reichen Krone bewußt, die ſeine Ufer und Höhen von jetzt an ſchmückt. In der Nähe von Eltville liegt die Ruine Scharfenſtein und ohnweit des Fleckens das Kloſter Eberbach, im Walde verſteckt, mit dem feurigen Steinwein; am entgegengeſetzten Ufer aber Nieder-Ingelheim, mit Erinnerungen an Karl den Großen, der hier geboren ſein ſoll und mildem Rothwein, der neben dem von Aßmannshauſen der einzige iſt am Rhein. Man ſchifft fortwährend unter grünen Inſeln, deren Ton kaum von dem grünen Farbenſpiel der Rheinwellen verſchieden iſt, und die bis Rüdesheim aus dem Bette des Fluſſes emporſteigen, nach Hattenheim, Oeſtrich und Winkel, alle am rechten Rhein-Ufer gelegen, alle naſſauiſch, alle duftend von Wein und Gärten. Wer kennt nicht den Markebrenner, der in Winkel gezogen wird, aber ſeinen Namen von einem Brunnen entlehnt. Winkel heißt nichts anders, als vini cella, oder Weinkeller. Nach Winkel kömmt Johannisberg, eine hervorſpringende Höhe des Taunus, der den Hintergrund des Rheinſtroms bildet. Auf ihrem Gipfel erhebt ſich ein prachtvolles Schloß, früher ein Benedictiner-Kloſter, jetzt der Sitz weltlicher Freuden und Leiden. Fürſt Metternich iſt der Herr des Johannisbergs und der trefflichſten Weine des Rheingaus. Aber Diplomaten dürfen weder

ſpielen, noch Wein trinken; jedenfalls hat ſich Kaiſer Franz den Zehnten dieſes Weins vorbehalten. Wenn es wahr iſt, daß man im Durchſchnitt aus dem Johannisberg funfzig Stück-Faß zieht, und das Stückfaß in der Regel mit 3—4000 Gulden honorirt wird, ſo wird man einſehen, daß die Diplomatie, wenn ſie auch keinen Wein trinken darf, ſich doch entſchädigen kann. Uebrigens beſteht der Werth des Johannisbergs nicht allein in Wein. Die Poeſie ganz abgerechnet, die der Fürſt übrigens ſo ſehr verehrt, wie ſie nur ein Diplomat verehren kann, gibt es hier auch Aecker, Wieſen, Waldungen und ein Dorf gleiches Namens, was alles Eigenthum des Fürſten iſt. Wahrſcheinlich werden wir noch in dieſem Jahre, wie 1824 und 1836, einen Johannisberger Congreß erleben; dürfen Diplomaten auch keinen Wein trinken, ſo iſt es ihnen doch unbenommen, andere ihn trinken zu laſſen. Unweit Johannisberg liegt Geiſenheim. Hier beſitzen der Graf von Ingelheim, der Graf von Degenfeld und Herr Gontard, aus Frankfurt, Landhäuſer. Von Geiſenheim, oder vielmehr von dem Tempel des Niederwaldes, unweit Geiſenheim, hat man die entzückendſte Rhein-Anſicht: Ehrenfels, der Rochus-Berg und Kapelle, Rüdesheim und Bingen ſind die Ruhepunkte für das Auge, wenn es über den breiten Strom zu den laubdichten Höhen blickt, hinein in das hier hart an den Rhein gedrängte Panorama von

Burgen, Dörfern und Schlöſſern, das die Nahe wie ein Silberſtreifen durchſchneidet. Von den Höhen herniederſteigend, gelangt man nach Rüdesheim. Rüdesheim beſitzt vier alte Ruinen, deren eine, die am Rhein gelegene alte Burg, wahrſcheinlich aus Römerzeiten herrührt*). Sie wird auch die Niederburg genannt, oder Schloß Ingelheim, und gehört dem Grafen von Ingelheim, der ſie, im Styl des Mittelalters, wieder herſtellen ließ. Außerdem findet man in Rüdesheim noch drei Burgen: die Ober-, oder Bpoſenburg, die Brömſerburg, oder den Hof (in dem oberen Theile des Fleckens), wo der Ritterſaal, die Kapelle, mit den Ketten, die Ritter Brömſer von Rüdesheim in Paläſtina trug, und die Brautkammer mit einer faſt dreiſchläfrigen Bettſponde, wie auf dem Schloſſe Gleichen, in Thüringen, bemerkenswerth ſind, und die Vorderburg, unweit des Markts. Da wir nur dem Rheine und nicht den Curioſitäten ſeiner Burgen zu folgen haben, ſo übergehe ich die Sagen der Burg Rüdesheim, die Rochus-Wunder, die Viſionen der heiligen Hildegard, die als Jungfrau im zwei und achtzigſten Jahre geſtorben ſein ſoll, und deren Ring mit der Inſchrift: ich leide, noch in Wiesbaden aufbewahrt wird, welches

*) Sie ſoll dem Druſus-Caſtell bei Bingen als Brückenkopf gedient haben.

„ich leide" denn auch bei der wundervollen Schönheit und Keuschheit dieser Dame sehr erklärlich ist, und eile Bingen und dem Mäusethurm, wo der Bischof Hatto bei lebendigem Leibe von Mäusen gefressen wurde, vorüber, der melancholischen Parthie des Rheins zu, oder vielmehr der elegischen, die hier beginnt, wo schwarze Felsen die klaren Fluthen einrahmen, die nun erst den Main überwältigen, der bis dahin noch mit seinem gelben Angesichte, wie ein Handpferd neben dem Reiter, an der Seite des Rheins einhergetrabt war. Hat das Bingerloch, die Scylla des Rheins, das Schiff nicht in seinen Strudel gezogen, wovor man im Dampfboote übrigens, zumal seit die Preußen die Felsen durch Sprengung civilisirter machten, sehr sicher ist, so wird uns doch jenseits desselben einigermaaßen schauerlich zu Muthe werden. Die Ruine von Ehrenfels, die an den Felsen des rechten Rheinufers hängt, gleicht, ohne Menschen, ja ohne Schwalben, einem Sarge in der Luft, nach Art desjenigen, der des großen Mahomet Gebeine umschließt. Man sieht nicht ein, wie Menschen dorthin gelangten; die Felsen steigen jäh aus den Fluthen empor; das Bett des Rheins ist der Thalgrund; das Schiff fliegt schweigsam durch die spritzenden Wogen; nur dann und wann unterbrechen krächzende Krähen die Stille, denn der einförmige Takt der Räder des Dampfbootes wird hier überhört, wo die Blicke nach einem freien

Punkte ſpähen und alle Sinne ſich gleichſam in den Augen concentriren, die die Felſen durchdringen möchten, die aber nur ihre Hoffnung auf den Himmel über uns und auf den Schiffer ſetzen müſſen. Lichten ſich die Ufer einigermaßen, erblicken wir Dörfer und Häuſer, ſo ſind doch die ſchiefer gedeckten, ſchwarzen Dächer ohne heitere Schattirungen; und die Ruinen der Burgen, die hier ſchärfer in die Augen ſpringen, die grauen Mauern faſt verfallener Städte, die Klöſter, die von der Zeit durchbrochenen gothiſchen Kirchen, die Capellen, die Sagen und Mährchen, die an den Felſen hängen und ſelbſt aus den Fluthen des Rheinſtroms wiſpern, alle dieſe Eindrücke ſchleudern uns der Vergangenheit in die Arme, die Gegenwart ſtört uns hier nirgends. Asmannshauſen gegenüber liegt Rheinfels, die moderne Burg des Prinzen Friedrich, früher Bauſtberg oder Vogtsberg genannt und unter dieſem Namen ohne alle Geſchichte. Wenn auch die Burgen jetzt nicht mehr in dem Grade für die Geſchichte geeignet ſind, als daß man glauben könnte, Rheinfels werde nach einigen Jahrhunderten in Urkunden geſucht werden, ſo verdient es doch in architektoniſcher Hinſicht Berückſichtigung und in ſofern wird auch die Kunſtgeſchichte einſt davon reden. Wilhelm Kuhn hat die Burg in der Weiſe wieder hergeſtellt, die ſie zur Zeit ihres Verfalls haben mußte, und die innere Einrichtung bis auf das Geräthe

der Hallen und Zimmer iſt ganz analog gehalten. Im Uebrigen aber mag man ſich freuen, daß Rheinfels, wie alle alten und neuen Burgen am Rhein nicht mehr über die Poeſie und die Unterhaltung hinaus benutzt werden können und daß ſelbſt jene Inſtitute, die hier geboren wurden, gleich den Sagen und Mährchen in die Vergangenheit verſinken. Nur die Geſchlechter, die aus ihnen hervorgingen, behaupten noch Rechte, aber die Geſchlechter beſtehen aus Menſchen, und die Menſchen ſtreifen, gleich den Schlangen, die alte Haut ab, und ſtreifen ſie ſie nicht ab, ſo wird ſie ihnen von der Zeit über die Ohren gezogen werden.

Wenn man bei Lorch vorüber iſt, ſo öffnen ſich die Berge und werden ebener und ſanfter. Hier wirft ſich die Wisper in den Rhein, der bald darauf bei Lorchhauſen eine Biegung macht. Noch einige ſolche Biegungen, und wir gelangen nach Bacharach, das ſchwarz und finſter von dem Rhein bis zur Burg Stahleck hinaufragt, von einer zwölfthürmigen Mauer umgeben, die jetzt nur wenige Häuſer und viele Weinreben umſchließt. Der Felſen im Rhein, zwiſchen Bacharach und der Rheininſel ſoll dem Orte den Namen gegeben, denn Bacharach ſoll nichts anders ſein, als eine Entſtellung des lateiniſchen ara Bacchi, eine Bezeichnung, welche die Römer jenem Felſen ertheilt haben ſollen. Aber damals gab es noch keinen Wein am Rhein und Tacitus

ſpricht nur von den langen und heftigen Wintern in Deutſchland. Wer konnte hier an Bacchus erinnert werden? Unterhalb Bacharach befindet ſich die Charybdis des Rheins, ein Strudel, der durch die über die Waſſerfläche hervorragenden Felſen erklärt wird, und dem Orte ſchräg gegenüber liegt Caub, das jedoch erſt nach der Biegung des Stroms hervortritt und einen lichten, freundlichen Eindruck gewährt, der ſeltſam mit dem finſtern Tone Bacharachs contraſtirt. Hier befindet ſich die alte Pfalz mitten im Rhein und über der Stadt die Burg Gutenfels, die erſt im Jahre 1807 zur Ruine gemacht wurde. Sie ſoll ihren Namen der ſchönen Jutta von Falkenſtein, der Geliebten des engliſch-deutſchen Königs Richard Cornwalls, verdanken. Die Pfalz war wahrſcheinlich nur ein Mauthgebäude für den Rheinzoll, der noch in Caub erhoben wird, aber die Volksſage hat ſie zum Stammhaus der Pfalzgrafen gemacht und zum Wochenbett der Pfalzgräfinnen. Oberweſel liegt hart am Rhein, wie Bacharach, an beiden Seiten von Mauer-Thürmen, oder Warten flankirt, und über demſelben die Ruine Schönberg. Abgeſchieden vom Orte ſteht die Liebfrauenkirche, im gothiſchen Styl, und mit Gemälden der byzanthiniſchen Schule geſchmückt. Unter Oberweſel wird der Rhein von Neuem durch die Felſen eingeengt, man ſieht an denen, die über die Fluthen hervorragen, daß das Waſſer unwiderſtehlich

iſt. Tropfen können Steine aushölen, hier hat der Rhein die Felſenparthien durchbrochen, die ſeinem Lauf in dem Wege ſtanden, und die jetzt finſteren Antlitzes, aber als ohnmächtige Feinde an ſeinen Seiten grollen; denn die Hand des Menſchen, die ſelbſt Steinen Leben gibt und Freude, iſt ihnen fern geblieben. Zwiſchen Oberweſel und St. Goar blühet der Lachsfang, und Enghoell und Boppart, bis wo die ernſte Miene des Rheins anhält, zeichnet ſich durch rothe Weine aus, die aber nur einen localen Charakter behaupten: wenn wir nämlich von rothem Rheinwein reden, ſo denken wir dabei an Asmannshauſen und Ingelheim. St. Goar iſt faſt ein Seitenſtück zu Bingen; aber es liegt inmitten der Felſen und nicht, wie dieſes, am Eingange. Bevor man nach St. Goar gelangt, muß man den Lurleifelſen umſchiffen, der ſteil und keck in den Rhein vorſpringt, während dieſer ohnmächtig ſeiner nachdrücklichen Stellung in weiter Krümmung nachgibt. Unterhalb des Felſens ſcheint der Fluß, nach der Einklemmung, aus freier Bruſt zu athmen, er dehnt ſich breit und ſtill, wie ein See. Das Echo am Lurlei iſt bekannt. Die Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft unterhält in dieſer Gegend einen zweiten St. Goar, der übrigens nicht Heiden bekehren ſoll, ſondern nur zur Unterhaltung der auf dem Dampfboote Reiſenden eine Piſtole abfeuert, oder in's Horn ſtößt. Fünfmal wiederholen die Felſen den Ton,

und wenn man in Caſſel auf der Mitte des Königsplatzes zu dem platten Steine daſelbſt ſpricht, ſo wiederholen die Häuſer und Straßen, die von dort nach ſechs Seiten auslaufen, die Worte wenigſtens eben ſo viel. Am Lurleifelſen muß man demnach keine Spielerei hören, ſondern ein Gewitter, ich hörte dort den Donner und glaubte der Himmel ſtürze ein. Hätt' ich nicht ſchon den „wilden Gefährt," bei Bacharach, die Charybdis des Rheins genannt, ſo würd' ich die Bank von St. Goar nun als Seitenſtück der Scylla des Bingerlochs bezeichnen können. Iſt man glücklich dem Strudel entgangen, was übrigens immer der Fall iſt, ſo gelangt man nach St. Goar und vis à vis nach St. Goarshauſen. Daß ein Heiliger in dieſer wilden, aber ſtillen Gegend leben konnte, iſt mir ſehr erklärbar, ſie bietet in den Reizen der Natur die Reize einer Kirche: die ſchwarzen Felſen gleichen gothiſchen Pfeilern, das Laubwerk dient zu Arabesken, Roſetten und den andern Schnörkeleien, den Kirchenhimmel bildet der blaue unſeres Herrgotts, hier kann ascetiſche Abhärtung und Glaube, Liebe und Hoffnung weilen, aber — Menſchen. Hier können Dichter aus dem Becher ſüßer Schwermuth trinken, aber Menſchen, die nicht heilig ſind und die nicht dichten, die nur leben in Arbeit und reellen Genüſſen, wie kommen die hieher? Ohne Zweifel legte der heilige St. Goar den Grund zu beiden Orten, die

hier am Rhein eingekeſſelt liegen, die Menſchen zogen damals noch gern den Heiligen nach; aber daß ſie dort aushielten, das lag wahrſcheinlich nur an dem Lachsfang. Fiſcher und Schiffer betrachten die Wogen als ihre Heimath und das Schiff als ihr Haus, St. Goar und St. Goarshauſen, Felſen und Wälder ſind ihnen Nebenſache, und der Rhein iſt hier ſo reich für ſie, wie nirgends. Wir ſchiffen Welmich und Salzig, wo Kirſchen, ſtatt Weinreben, wachſen, vorüber, und gelangen nach Boppart, mit grauen leeren Mauern und ſchwarzen Häuſern. Hoch auf den Bergen liegt Liebeneck, ſo heiter, wie jenes finſter, in Obſtgärten verſteckt, wie jenes in Weinreben. Unterhalb Boppart macht der Rhein plötzlich eine ſüdöſtliche Wendung. Die alte Veſte Marxburg, ein naſſauiſches Staatsgefängniß, liegt dicht am Fluſſe, zu ihren Füßen aber Braubach. Die Berge treten hier wieder zurück und der Rhein erſcheint von Gärten und Fluren umkränzt. An ſeinem linken Ufer ſtand einſt der Königsſtuhl bei Rhenſe, mit dem Reichsadler, wo Kaiſer und Kurfürſten das Wohl des Reichs beriethen, unter freiem Himmel, im Angeſichte des Rheinſtroms. Damals muß die Diplomatie noch ziemlich unausgebildet geweſen ſein; denn wenn auch die Berathung auf dem Königsſtuhl bei Rhenſe nur eine Form und man ſchon im Voraus im Reinen war, ſo würde doch unſere heutige Diplo-

matie ſchon gegen dieſe Form ſein, ſie verlangt ſelbſt bei den gleichgültigſten Dingen wenigſtens ein geheimnißvolles Geſicht. Der Königsſtuhl war ein Achteck mit Bogen, eine Treppe führte zwiſchen dem mittleren Bogen der Hinterſeite hinauf, eine Bruſtwehr nur umzog die Sitze des deutſchen Kaiſers und der Kurfürſten, die ſämmtlich, acht an Zahl, von Stein waren, kein Dach über ihnen, ſondern nur Gott, ein Umſtand, der aber den Nachtheil haben mochte, daß man ſich nur bei ſchönem Wetter über Deutſchlands Wohl berathen konnte, während jetzt im Thurn und Tariſchen Palais zu Frankfurt ſolche Berathungen vor allem Einfluß der Witterung geſichert ſind. Man behauptet ziemlich allgemein, die Franzoſen hätten den Königsſtuhl zerſtört, aber Weber will wiſſen, daß ſchon im Jahre 1790 nur noch Steine die Stelle bezeichnet hätten, wo einſt Deutſchlands Kaiſer zu Rechte ſaß. Den Königsſtuhl umſtanden Wallnußbäume. Wenn ſie Früchte trugen, ſo mögen dieſe die einzigen Nüſſe ſein, welche hier geknackt wurden, denn es läßt ſich nicht läugnen, daß der theatraliſche Pomp ein weſentlicher Beſtandtheil des deutſchen Kaiſerreichs war, am Ende wurde er ſogar Hauptſache, die deutſchen Kaiſer wurden nur noch zum Schein gewählt, gekrönt und im Römerſaale zu Frankfurt a. M. an die Wand gemalt; als hier kein Platz mehr war für das Bruſtbild eines deutſchen Kaiſers, ging auch das Kaiſer-

reich ein, Franz II. war der letzte Kaiser, der im Kaisersaale Unterkommen fand, und nannte sich deshalb Franz I. von Oesterreich. Horchheim ist das erste preußische Dorf am rechten Rhein-Ufer; jetzt gibt es hier noch viele Schönheiten, aber der schönste Wein bleibt immer nassauisch und hat an der preußischen Grenze sein Ende erreicht. Dafür jedoch bieten uns Coblenz, die Mosel und Ehrenbreitenstein einen Ersatz, der, obwohl mit preußisch-militairischer Einfassung, den schönsten Parthien des Rheins gleichkömmt.

Coblenz bezeichnet die Mitte des Mittelrheins. Will man die beiden Hälften unterscheiden, so mag man die Strecke von Mainz bis Coblenz ein romantisches Epos nennen; die von Coblenz bis Bonn ist eine Ode; der Rhein fließt hier eben so erhaben, aber milder, ohne Strudel und Gefahren, seitdem die Franzosen den großen Unkelstein gesprengt haben und die kleinen den Fahrkundigen bekannt sind, und an den Ufern gedeihen, trotz des starren in das Mittelalter zurückblickenden Katholicismus, auch moderne Tendenzen, ja sogar Bier, statt Weins, in Neuwied, und Brüdergemeinden und Fabriken. Schon die Industrie macht die Ufer hier lichter und freundlicher, aber auch etwas prosaischer. Naturschönheiten findet man von Coblenz abwärts so gut, wie aufwärts, indeß sieht z. B. Ehrenbreitstein preußisch, statt romantisch aus: die knappen modernen

Militair-Uniformen entreißen uns wenigſtens den Illuſionen einer vergangenen Zeit, denen wir uns am Rhein ſo gern hingeben.

Vollendar, wo ſehr gutes Steingut verfertigt werden ſoll und Tuch- und Leder-Fabriken blühen, Bendorf, Engers, mit Schloß und Park, fliegen an uns vorüber. Hinter Bendorf winken die Burgruinen von Sayn, von Eiſenhütten umgeben. Am rechten Rhein-Ufer liegt Neuwied, eine funkel-nagelneue Stadt, und Andernach ihr gegenüber, Andernach, das älter ſein ſoll als das Chriſtenthum; denn Trier wurde bekanntlich 1300 Jahre vor Chriſtus erbaut, wie eine Inſchrift daſelbſt behauptet und jeder patriotiſche Trierer, ſonſt aber kein vernünftiger Menſch, Andernach aber gleich darnach, denn anders läßt ſich dieſer Name nicht erklären. Wenigſtens iſt Andernach uralt. Hier wächſt der blaſſe, verſchämte Rothwein, Bleichert genannt, der im zweiten Jahre mit dem beſten Rheingauer wetteifern ſoll, im dritten Jahre aber bereits altert, und zwar nicht wie die übrigen Rheinweine, die erſt im Spätalter feurig und kräftig werden, ſondern in ganz gewöhnlicher Weiſe. Zwiſchen Andernach und Rheinbröl hat der Rhein es von Neuem mit den Felſen zu thun gehabt, die ſich an beiden Ufern ſchweigſam und melancholiſch erheben. Man fährt Leudesdorf, Namedy, Burg Hammerſtein, Burg Schweppen-

burg und der alten Kirche Tempelhof vorüber, und Rheineck, Häningen, Argenfels, Lenzdorf, Sinzig, Remagen und dem Kloſter Apollinarisberg. Unkel am Rhein iſt von Baſaltſäulen umkränzt, die ſich bis in das Bett des Rheins ausdehnen und von der Niederlage, die hier die Felſen vom Rhein erlitten Zeugniß geben. Hinter Unkel liegt Oberwinter, den Hintergrund aber bildet das Siebengebürge, ſo genannt wegen ſeiner ſieben Kronen: Drachenburg, Wolkenburg, Petersberg, Breiberich, Löwenberg, Oelberg und Hemmerich. Einſt ſtanden auf dieſen Höhen Burgen, die übrigens, bis auf den Drachenfels und die Löwenburg, keine anderen Spuren hinterließen, als Sagen und Mährchen, die im Mund der Schiffer leben und mich noch mehr entzücken würden, hätt' ich ſie nicht in Adelheid von Stelterſoht's Sagenkreis des Rheins geleſen. Gewiß, die Maſſe iſt in Deutſchland häufig poetiſcher, als diejenigen, welche die Dichtung repräſentiren wollen. Wir gelangen, die Ruine Godesberg vorüber, nach Bonn, den castra Bonnensia des Druſus, und ſo ziemlich dem Ende der Rheinherrlichkeiten, denn die romantiſchen Schattirungen verlieren ſich hier in niederländiſche Tinten, wo Titian malte, malt jetzt Rembrandt. Von Bonn bis Cöln ſind die Rhein-Ufer glatt, eben, aber ergiebig; hier bilden bereits die Windmühlen die einzigen Ruhepunkte

hier hat der crasseste Spiritualismus der katholischen Lehre, der weiter aufwärts durch die Reize der Natur und durch die aus ihnen erklärliche Freude am Leben vermittelt wurde, den festesten Fuß gefaßt; hier ist Alles eingefroren in die Formen der Kirche und in die Wunder der Heiligen. In der That, Cöln ist ein plattdeutsches Rom, die Poesie des Katholicismus findet hier nirgends Vermittelungen im Leben, sie ist deshalb vertrocknet und eingeschrumpft und gleicht jenen alten Reliquien, die von Jahrhundert zu Jahrhundert wenigstens restaurirt werden, die aber ohne alle Inspiration sind: man zeigt sie nur dem dummen gläubigen Volke. So wie die Passionsgeschichte zu Reliquien wurde, so ist auch die katholische Lehre in Cöln zu einer Reliquie geworden, und weil ihr das Leben und die Begeisterung fehlen, so ist sie deshalb reicher an Fanatismus.

Ich habe die Rheinreise an den Rhein geknüpft; denn es gibt außer ihm keinen Fluß in Deutschland, bei welchem man so vorzugsweise an eine Reise längs seiner Ufer denkt, der Rhein ist einmal ganz und gar eine deutsche Sympathie geworden, man kann sich ihn nicht wohl denken ohne Rhein-Panoramen, Rhein-Karten, Rhein-Reisebücher u. s. w.; mit einem Worte, ich mußte hier verweilen.

Die Elbe entspringt auf dem höchsten Punkte des Riesengebürges, am westlichen Abhange der Schneekoppe.

Mehr als dreißig Quellen bilden ihren Urſprung, unter denen das Weißwaſſer und der Elbebrunnen die bedeutendſten ſind. Der erſte größere Nebenfluß iſt die Iſer, der zweite die Moldau. Erſt von Wittenberg an erhält die Elbe eine Autorität unter den Flüſſen Deutſchlands, freilich nur eine proſaiſche, ſie rüſtet ſich hier zur Schifffahrt. Bis Meißen aber iſt ſie poetiſch, und in der ſächſiſchen Schweiz dichtet ſie ſogar im erhabenen, zum Himmel reichenden, ewigen Style, der nur den dünnen, ſächſelnden Dialekt um ſo unangenehmer erſcheinen läßt. Hier, wo die Felſen ſo kräftig und entſchloſſen ſind, ſprechen die Männer ſo fein und durchſichtig, wie Weiber, und man muß ſich wiederholt fragen, weshalb Oberſachſen in dem Rufe des beſten Deutſch ſteht? In Brüſſel z. B. muß jeder deutſche Sprachlehrer ſich für einen Sachſen ausgeben, will er eine Kundſchaft erhalten, eine Regel, der auch ein Iſraelit folgte, ein Iſraelit mit dem beſten jüdiſchen Dialekt, der übrigens kaum an Wohllaut dem beſten ſächſiſchen nachſtand. Man fragte mich, ob der Mann reines Sächſiſch ſpreche, und ich antwortete, es gäbe gar keine Ausnahme von der Regel, ein Sachſe ſpreche ſo rein, wie der andere, obwohl man hie und da den Discant etwas mehr marquire. In der That, wer ſpricht auch unreines Sächſiſch in Sachſen; denn nach unreinem Deutſch fragte man mich nicht, und da ich

durch eine ausweichende Antwort den Juden in seinem Broderwerb erhalten konnte, so half ich mir solchergestalt, und zwar um so mehr, als man eben nicht behaupten kann, die jüdisch-deutsche Mundart sei mislautender, als die sächsisch-deutsche. Da ich aber einmal von einem jüdischen Dialekt spreche, so muß ich noch bemerken, daß am Rhein, und zwar schon von Frankfurt an durchweg gejüdelt wird. Woher das kommt, ist mir unerklärbar; denn könnte man auch in Frankfurt jüdische Elemente selbst unter christlichen Handelsleuten nachweisen, so findet sich Aehnliches doch nicht am Rheine selbst vor.

Nachdem die Elbe einige Meilen unterhalb Meißen bereits in flachen Boden und bald darauf auch in die Sandwüste getreten ist, die, mit einigen Ausnahmen bis Hamburg fortdauert, schmückt sie sich hier noch einmal festlich, man könnte sagen, bräutlich. Und die Elbe ist eine schöne, hehre Braut, mit vollen, üppigen, blonden Locken, die mit den Schätzen der alten und neuen Welt durchflochten sind, mit einem Diadem aus Schiffen aller Zonen und aus Flaggen aller Völker. Bei Hamburg steht sie am Vorabend ihrer Hochzeit mit dem Meere, dem sie sich bald in stiller verschämter Feier, bei Sonnenschein und heiterem Wetter, in die Arme wirft, bald in wilder, jähentbrannter Leidenschaft, bei Sturmesbrausen und Ungewitter. Aber ob die langen,

vollen Haare ſich zu leichten Wellen kräuſeln, ob ſie der Sturm in wilden Wogen um das Antlitz des Fluſſes flattern macht, ſchön und gewaltig ſieht die Elbe bei Hamburg immer aus, heute iſt ſie eine Canzone, morgen eine Ode, übermorgen eine Tragödie ſelbſt, in deren Wogen ſich das über Götter und Menſchen erhabene Fatum ſpiegelt. Wer die vielen trauernden Weiber in Blankeneſe geſehen hat, der wird auch dieſe antike Grundlage der Elbe anerkennen. Jene Weiber beklagen einen Tag, wie alle, ihre Männer, die mit dem Fluß zum Meere hinabzogen und niemals wieder kehrten, Thränen aber gewahrte ich nie in ihren Augen; denn jene verfielen nur dem alten Geſetz des Fluſſes und des Meeres, die Pfarrer haben in den Kirchen vergeblich für ihre Rückkehr gebetet, was ſollen die Weiber vergeblich jammern ob des nicht erhörten Gebetes. In Blankeneſe gibt es viele Wittwen, die oft ſchön genug ſind, um von Neuem zu lieben und zu freien, aber die Männer fehlen ihnen zum Lieben und zum Freien. Iſt das nicht ächt tragiſch? Iſt es nicht ächt tragiſch, daß die Blankeneſer immer von Neuem hinausziehen zum Meere? Wer zwingt ſie dazu, wenn nicht das unbeugſame Fatum, daß ſie Fiſche fangen müſſen und den Schiffen, die in die Elbe einlaufen wollen, als Lootſen dienen? Die Elb-Ufer bei Hamburg ſind grün und lachend, wie die Ufer der Themſe, und ſo ſaftig, mild und ſanft,

wie die Fluthen gewaltig und hinreißend. Dieſe Gegenſätze ſind entzückend, aber der Geiſt der Menſchen an den Ufern iſt klein, dürftig und ausgedörrt, und, trotz aller kosmopolitiſchen Einflüſſe, nur auf Hamburg beſchränkt, meiſt aber intolerant gegen alles Fremde und Neuere. Ich ſpreche hier nur von der Maſſe, nicht von den Einzelnen, die ſich über die Verhältniſſe erheben. Hauptſächlich aber mag man dieſen Zuſtand in reichsſtädtiſchen Motiven ſuchen, und noch mehr in den todten Erinnerungen an die ſeelige Hanſa. Hamburg nahm einſt als freie Reichs- und Hanſe-Stadt eine impoſante Stellung zum Auslande ein, aber die Ereigniſſe führten es in politiſcher Hinſicht auf einen beſcheidenen Standpunkt zurück und der Patriotismus, der früher eine europäiſche Perſpective gehabt hatte, mußte ſich in enge bürgerliche Grenzen flüchten. Die nächſte Folge dieſer Veränderung war eine kleinſtädtiſche Geſinnung, die ſelten über die Stadt-Thore hinausreicht, es ſei denn in mercantiler Hinſicht. Aber der Handel, mag er ſich auf einem noch ſo hohen Standpunkte befinden, wird doch ohne großartige nationale Anlehnungen, niemals ein inneres Leben begünſtigen, ſondern vielmehr nur ausſchließlich die kleinen Intereſſen des Privat-Egoismus beſchäftigen. Ich will nicht behaupten, daß in dem Liede: „Auf Hamburg's Wohlergeh'n" der höchſte Enthuſiasmus ausgeſprochen iſt, deſſen die Hamburger

fähig sind, aber wo sind so viele schlechte Brochuren erschienen, wie in Hamburg, wenn irgend ein Fremder sich über die Schattenseiten der freien Hansestadt nicht mit der unbedingten Hingebung äußerte, die man hier nun einmal, in Betreff aller Gewohnheiten und Institute, anspricht. Den Charakter der Masse in dieser Hinsicht kann man sehr genau in der gegen Mundt's „Vertraute Briefe über Hamburg" gerichteten Streitschrift, von einem Hamburger „Sancho Pansa" lesen; denn man ist auch der Meinung, ganz Deutschland interessire eine Polemik, die eigentlich nur innerhalb des Weichbildes geführt wird, und der Hamburger ist in dieser Hinsicht gerade das Gegentheil von dem Vogel Strauß, der sich ungesehen und sicher gegen die Verfolgungen des Jägers wähnt, wenn er nur seinen Kopf in ein Gebüsch gesteckt hat. Der Hamburger nämlich wähnt sich von aller Welt gesehen und beachtet, wenn er nur seinen Hintern aus den Hamburger Stadtthoren herausstreckt. Dabei repräsentirt Hamburg das starre Lutherthum, und dieser Zustand erklärt seine Intoleranz und Abgeschlossenheit um so mehr.

Die Weser wird durch den Zusammenfluß der Werra und Fulda, bei Münden, im Königreiche Hannover gebildet. Jene entspringt im östlichen Thüringerwalde aus mehreren Quellen, deren höchste zwischen Masserbergen und Friedrichshöhe die trockene

und naſſe Werra veranlaſſen, die ſich bei Schwarzenbrunn vereinigen; dieſe aber entſpringt im Rhöngebürge, zwiſchen dem Pferdskopf und Schwabenhimmelberg. Trotz aller Zuflüſſe erheben ſich beide bis zu ihrer Vereinigung doch nicht über den Charakter von Gebürgsſtrömen, und ſind veränderlich, wie Wind und Wetter: heute ſeicht und träge, morgen jäh und wild, oft ſogar reißend und vernichtend. Die Fulda wird erſt kurz vor Caſſel, nachdem ſie durch die mit der Oh vereinigte Efze die letzte Verſtärkung erhalten hat, ſchiffbar, die Werra aber erſt bei Wanfried, beide natürlich nur für leichte Fahrzeuge.

Wenn ſich im Rhein die deutſche Geſchichte im Ganzen und Großen ſpiegelt, während in der Elbe nur einzelne große Fragmente derſelben, wie z. B. die Reformation nebſt ihren Vorgängen und Folgen, Preußen, Friedrich der Große und der Befreiungskrieg, der in dieſen Gegenden zunächſt entbrannte und geſchlagen wurde, ſo glänzt aus den Fluthen der Weſer ein ſtrahlendes, nun freilich faſt zur Sage gewordenes, aber deshalb um ſo poetiſcheres Moment der deutſchen Geſchichte, ich meine die Niederlage der Römer unter Varus, und ein anderes faſt analoges, die Niederlage des heidniſchen Sachſenthums unter Wittekind. Einmal nahm Rom den Deutſchen die Freiheit, und die römiſchen Legionen mußten dieſen Raub mit dem Leben zahlen

und mit dem alten Ruhm; denn man hatte den Deutschen ihre Götter gelassen, oder man hatte wenigstens kein Oelblatt des Christenthums den Adlern der Legionen in den Schnabel zu stecken, sondern nur einen kunstgeregelteren Cultus an die Stelle der rohen germanischen Gottesverehrung zu setzen. Zum zweiten Male aber kam Rom mit dem Schwerdte Karls des Großen und mit Christi Lehre über die Freiheit der deutschen Heiden, und sie wurden nachgiebig und duldsam, und von deutscher Freiheit hat man seitdem wenig mehr vernommen in deutschen Landen. Hätte Rom das Christenthum zu rechter Zeit adoptirt, wer weiß, ob seine Weltherrschaft jemals würde unterbrochen worden sein. Und wie ganz anders würden sich die Dinge gestaltet haben, wenn Petri Himmelsschlüssel in dieselbe Hand gegeben sein würde, die den Scepter irdischer Hoheit getragen hätte, wenn Papst und Kaiser eins gewesen wäre, statt uneins. Christus meinte, der Staat und die weltliche Herrschaft sei etwas, in das man sich schicken müsse, aber die römischen Cäsaren übersahen diese große Concession ganz, und als man ihre Vortrefflichkeit erkannte, war es zu spät, man mußte nun zugeben, daß das Christenthum die Welt regierte, statt daß man mit dem Christenthum die Welt hätte regieren können.

Die Weser besitzt in sofern, als sie gewissermaßen die letzten Ueberreste deutscher Freiheit bespühlte, eine

eigenthümliche Inspiration. Man hatte den Befreier Deutschlands zu einem Cultus erhoben, man betete ihn an in der Irmensäule, man hatte die Freiheit als eine Gottheit begriffen, und die Weser ist somit in meinen Augen ein heiliger Fluß, der deutsche Ganges; denn an seinen Ufern wurde dieser Gottesdienst gefeiert, aber dieser Gottesdienst ging nicht von einer Priesterkaste aus, nicht von Privilegirten, nein! er war ein großes nationales Moment, eine Begeisterung, wie sie seitdem die Geschichte gar nicht wieder bietet; denn man wird mir ohnedieß glauben, daß ich weit entfernt bin, in dem Freiheit-Cultus der französischen Republik diese tiefen, ergreifenden religiösen Elemente zu finden, die in jenem lagen. Hier war nur moderne Uebersättigung verhanden und aller Ekel, der mit einer solchen verbunden ist. Weshalb man aber den alten Arminius, der von seinen Zeitgenossen bereits zu einem Gotte erhoben wurde, wieder durch ein Denkmal auf der Grotenburg zum Menschen machen will, solches ist mir unerklärlich. Man sollte doch bedenken, daß man durch dergleichen Schritte den Heroen von Neuem unter den Gesichtspunkt der Geschichte, der Kritik und sogar der Politik bringt, und da darf man sich nicht wundern, wenn Gegner, wie z. B. Börne, auftreten, die da behaupten, die Schlacht im Teutoburger Walde beweise nur, daß auch die alten Deutschen nicht eher für ihre Freiheit gekämpft hätten,

als bis ihnen dazu die Erlaubniß von ihren Fürſten gegeben worden wäre.

Bis preußiſch Minden erſtrecken ſich die pittoresken Ufer der Weſer, die bei ihrem Entſtehen, an dem Zuſammenfluß der Werra und Fulda, noch thüringiſche Schattirungen bietet, ich meine jene Geſtaltung und jenen Farbenduft, die nun einmal den Thüringerwald auszeichnen, und die in bunter Abwechſelung von Fels, Wald, Wieſengrün, engem Thal und kleinen jähen Strömen beſteht, ein Panorama, in welchem Dörfer, Flecken, Städte verſteckt liegen, wie Vögelneſter im dichten Laube, und ein wohnlicher, zutraulicher, innig ſüßer Anblick, wo man Rückert nachſprechen möchte: „die Erd' iſt ſchön genug, den Himmel zu erwarten.“ Bei Münden in Hannover ſcheint dieſe thüringiſche Weiſe in die Weſer zu münden, welche hier ſchon zu breit und gedehnt wird, als daß ſie noch für einen thüringiſchen Fluß gelten könnte, die alle nur wie Streifen zwiſchen den Bergen hinziehen. Die Ufer nehmen für ſcharfe Augen hier andere mildere Umriſſe an, während ſie dort ſcharf und beſtimmt hervortreten, Hügel verdrängen die Berge immer mehr: ohne die Schönheiten des Gebürges einzubüßen, wird man doch daran erinnert, daß man der Grenze des Flachlandes zueile, die Schifffahrt nimmt eine einflußreichere Stellung an, nicht nur der Fluß, ſondern auch ſeine Bewohner blicken nordweſtlich in die

andebene, durch welche der Verkehr zum Meere ſtrömt.
on preußiſch Minden an aber tritt dieſe Ebene breit
d gewaltig hervor, und traurig zugleich. Bremen
gt in dem Sande, ſtarr und kahl, wie die Kirche in
m réformirten Glauben. Hier iſt jegliche Poeſie der
atur zu Ende, aber die Kunſt hat die alten Wälle der
tadt zu den ſchönſten Promenaden umgeſchaffen, zu
romenaden, wie man ſie unter dem blauen Himmel
ankfurts nicht ausgebildeter findet und abwechſelnder.
ber was ſind Promenaden, denen Gott keine Unter-
ge gab? Im beſten Falle ſchöne Formen, ohne Geiſt
d Leben. Die Gartenkunſt muß nothwendig von der
atur aſſiſtirt werden, ſoll ſie ſich über die kleine Weiſe
heben; denn des Menſchen Geiſt und Phantaſie kön-
n Gott erreichen, aber ſeine Hände können es nicht
lein, und dieſe geben denn doch hier den Ausſchlag.
Wenn aber Cöln am Rhein den in die Formen einge-
orenen Katholicismus repräſentirt, wenn Hamburg an
r Elbe das ſchwarze abgeſchloſſene Lutherthum, ſo
präſentirt Bremen an der Weſer den kahlen, platten
alvinismus, der die letzten Formen, die eine ſinnliche
Welt mit der überſinnlichen vermitteln konnten, von ſich
ies, der ſelbſt im ſtillen Fanatismus des Verſtandes
e Kirchenwände raſirte, und am Ende, aus Mangel
n Gefühl und Lebenswärme, zu dem Raffinement des
ietismus griff, der ſich bei Reformirten in weit größerem

Maße vorfindet, als bei Lutheranern. Da der Calvinismus von Holland über Bremen kam, so ist es kein Wunder, daß er auch insonderheit noch das nüchterne und ideenlose Gepräge, das dort überall die Anhänger dieser Lehre auszeichnet, angenommen hat, und daß sich selbst im socialen Leben Bremens holländische Schattirungen bemerkbar machen, und zwar nicht bloß in Betreff der Reinlichkeit, die hier in Deutschland ihren Gipfel erreicht, sondern auch in dem starren Phlegma und der Unnachgiebigkeit gegen Formen so gut, wie gegen Ideen. Da, wo sich die junge Zeit Bahn bricht und man in Opposition mit der alten Gewohnheit geräth, sind es hauptsächlich Lutheraner, die den Impuls geben, und der Grund davon ist leicht in der Unterdrückung der lutherischen Kirche zu suchen, die von dem reformirten Glauben nach und nach aus dem Regimente verdrängt, unterjocht und in Fesseln gelegt wurde; denn der letztere ist gewissermaßen nur eine fremde Usurpation, die von den holländischen Universitäten ausging und den Bremer Gelehrten, die dort studirten, oft auch von dort einwanderten. Ich möchte aus diesem Grunde aber in Bremen eher eine Vermittelung mit modernen Tendenzen und dem Fortschritt erwarten, als z. B. in Hamburg; denn dort wird solchergestalt die Bewegung unterhalten, da die Anzahl der lutherischen Einwohner bedeutend genug ist, um nicht übersehen werden zu können, während hier Alles

lutherisch und einig ist. Wenn deshalb in Bremen alle Versuche zu einer Union an der lutherischen Starrköpfigkeit scheiterten, so mag man sich höchstens über die Motive, aber nicht über das Resultat ärgern; denn der Calvinismus ist dort eine Macht, die durch Beseitigung der lutherischen Opposition die bürgerliche Freiheit und Gleichheit nur noch mehr in Banden schlagen würde.

Außer mit Flüssen, die sich beiläufig auf fünfhundert belaufen mögen, ist Deutschland mit Seen überflüssig versehen. Die norddeutschen verhalten sich hier zu den süddeutschen, wie Sand und Fels, Moor und Matten, Flachland und Gebürge. In Pommern und Mecklenburg und weiter nördlich sind sie braun, trübe und schlammig, in Baiern, Oesterreich und den Alpen sind sie klar und grün und heiter, wie der Himmel über ihnen. Holstein aber macht, wie im Boden, so auch in den Seen, eine Ausnahme von der nordischen Prosa, es ist wenigstens in den holstein'schen Seen eben so viel Poesie, wie in Voß, der an dem Eutiner See die kastalische Quelle zu Idyllen und homerischen Uebertragungen fand, die alle so klar und harmonisch sind, wie das Wasser jenes, das freilich nicht an die Majestät des Bodensees reicht, aber doch sinnige, lächelnde Ufer bespühlt. Der schönste unter den holstein'schen Seen ist der Plöner See; und nach allen Seiten hin funkeln andere, wie große Perlen, in grüner smaragdener Ein-

faſſung der Wieſen und Wälder. Leute, welche die Holſtein'ſchen Seen gezählt haben, behaupten, es gäbe deren nicht weniger, als drei und funfzig. Unter den Mecklenburger Seen zeichnet ſich der Schweriner, wenigſtens bei Schwerin, aus. Man hat hier die Kunſt zu Hülfe genommen, um denſelben zu einer Zierde der Reſidenz zu erheben — wie man in Schwerin ſagt — und dieſe Abſicht iſt vollkommen gelungen. Mecklenburg ſoll zweihundert Seen umfaſſen, gewiß eine tüchtige Waſſermaſſe für ein ſo kleines Land, das ſeines Bodens ſo bedürftig iſt, da hier Ackerbau, Viehzucht und Oekonomie blühen wie in Holſtein, und die mecklenburgiſchen Seen doch nicht hinreichen, um das üppig wuchernde Unkraut, die Advocaten, die hier im Rechte ſchwelgen, darin zu erſäufen. Uebrigens bieten die Seen im Norden dem Auge immer einige Abwechſelung, wenn es ermüdet auf der gelben ſandigen Fläche umherirrt, und der Berliner wird ſogar den Potsdamer See zu den Schönheiten der Mark zählen, was freilich wenig ſagen will. Seen ſind Waſſerſtockungen, alſo werden ſie die Eigenthümlichkeiten des Bodens annehmen, und daraus kann man den ſüßen und ſalzigen Mannsfelder See erklären, die dicht neben einander liegen, zwei Brüder, man könnte ſagen, ein Symbol des Mannes, der in ihrer Nähe geboren wurde, und ein Symbol ſeiner Lehre, ich meine des Lutherthums, das fürwahr ſüße und ſalzige Elemente

Fülle beſitzt und die größte Waſſerſtockung wurde der
uthen des Glaubens, die bis dahin ungehemmt die
nze Chriſtenheit fortgeriſſen hatten zu St. Peter und
n Himmel. Von da an aber blieb man hübſch auf
r Erde und trank von dem ſüßen und ſalzigen Waſſer
r Wahrheit, aus dem abgeſchloſſenen, einſamen See
s Lutherthums. Man wird jetzt zwar nicht mehr bei
ßzeiten in den Himmel kommen, aber ſicher nach
n Tode.

Wer hat nicht von den baieriſchen Seen gehört, von
n öſterreichiſchen, die alleſammt vom Tegern- bis zum
undel-See die ſchönſte Miſchung bieten in ſonſt
ſſerarmen, aber erhabenen Gegenden, das Licht zwi-
en dunklen Matten und ſtolzen, emporſtrebenden Fel-
. So wenig man Waſſer in der Poeſie gebrauchen
n, es ſei denn als Stoff, ſo iſt es doch in der Natur
Geiſt und das Leben, das durch nichts Anderes er-
t wird, ſelbſt nicht durch die Menſchen, die in dem
roßen und Ganzen zu winzigen Details zuſammen-
rumpfen, die Harmonie aber nicht herſtellen.

An Canälen iſt Deutſchland nicht ſo reich, wie man
nſchen möchte. Die Einigkeit dazu fehlt noch immer,
wohl man doch in der neueſten Zeit weiter kömmt, als
her, wo ſelbſt die Kunſtſtraßen erſt von Napoleon
beigeführt werden mußten; denn was galt bis dahin
der Wagſchaale der Entſcheidung, wenn nicht die

Fürſten, die freilich ohne Chauſſeen und Canäle zu einander kommen konnten. Wenn man aber noch immer nicht zum Ziele gelangt, ſo mag das auch theilweiſe mit auf politiſchen Motiven beruhen. Man bewacht den Frieden ſo ängſtlich, daß man dem Krieg auch nicht einmal den entfernteſten Vorſchub durch eine ſchnellere Communication, wenigſtens nicht mit dem Auslande, gewähren will. Bedeutende Canäle kann ſomit Deutſchland bis jetzt nicht geltend machen, die hauptſächlichſten befinden ſich im Norden, im Süden, wo ſie Handel und Induſtrie heben und den Verkehr um ſo mehr unterſtützen würden, als dort die Weglichkeiten die größten Erſchwerniſſe verurſachen, findet man höchſtens ſolche, die auf Territorial-Bequemlichkeiten berechnet ſind. Aber was Karl der Große beabſichtigte, das wird nun nach mehr, als tauſend Jahren König Ludwig von Baiern ausführen, ich meine die Verbindung des Mains und der Donau und folglich auch der Nordſee und des ſchwarzen Meeres, mittelſt eines die Altmühl mit der Rezat und Regnitz vereinigenden Canals. Wenigſtens ſind nach den Vorſchlägen und unter der Leitung des Architekten Puchmann bereits im Jahre 1836 die erſten Anfänge mit dieſem großartigſten Werke des königlichen Dichters gemacht, und man mag nur wünſchen, daß ſie zu gedeihlichem Ende geführt und daß das Beiſpiel auch zur Nachahmung an anderen Orten und unter ähnlichen

großartigen Perſpectiven auffordern möge. Wir haben in Deutſchland in früheren Zeiten ſchöne Summen für Klöſter und andere todte Stiftungen verausgabt, mögen wir jetzt wenigſtens nicht in dieſen alten Fehler zurückfallen, auch nicht in Baiern, ſondern lieber Canäle, Eiſenbahnen und andere Bahnen zum Fortſchritt und zur Entwickelung menſchlicher Kräfte bauen.

Drittes Capitel.

Das politische Deutschland. — Rückblick auf die Vergangenheit. — Die Reformation in Beziehung zu dem politischen Leben der Deutschen. — Der Reichstag nach dem westphälischen Frieden bis zu den französischen Revolutionskriegen.

Was Ludwig der Eilfte in Frankreich glücklich überwand: die Zerstückelung des Reichs und die Vielregierung, daran hat Deutschland bis zur französischen Revolution zu tragen gehabt. Wirft man einen Blick auf die politisch-deutschen Zustände bis zum westphälischen Frieden, wo sie sich wenigstens, einige kleine Veränderungen abgerechnet, festzustellen schienen, so muß man sich in der That wundern, daß dieses Regierungs-Chaos, gegen welches ein polnischer Reichstag ein Muster von Einheit und Ordnung war, so lange selbst in der Form anhielt. Man schien die Ruhe in Deutschland und den Bestand der Dinge nämlich nur durch wechselseitige Eifersucht aufrecht erhalten zu wollen, ein Fortschritt war unter solchen Verhältnissen unmöglich. Deutschland

hatte nicht weniger, als zweihundert sechs und neunzig Regenten, und zwar in folgender Ordnung:

I. Oben an stand der Kaiser noch immer, da er aber einem an einen Windmühlenflügel gefesselten Prometheus glich, so konnte er auch bei jedem Luftzuge unten an zu stehen kommen.

II. Ihm sollten die Reichsstände assistiren. Diese Reichsstände waren:

1) das kurfürstliche Collegium, aus acht Kurfürsten zusammengesetzt;
2) der Reichsfürsten-Rath, aus hundert geistlichen und weltlichen Fürsten zusammengesetzt;
3) die schwäbischen Prälaturen, aus drei und zwanzig fetten schwäbischen Prälaten bestehend;
4) die rheinischen Prälaturen, aus siebenzehn fetteren rheinischen;
5) die wetterauischen Grafen, vier und zwanzig an Zahl;
6) die schwäbischen, drei und zwanzig;
7) die fränkischen, siebenzehn.
8) die westphälischen, drei und dreißig; (Alle diese Herren waren in vorkommenden Fällen so widerspenstig, wie die Ritter der Tafelrunde, und in Westphalen wird man gewiß noch neuerlich, als man in erzbischöflichen Angelegenheiten eine Deputation nach Berlin sandte, die Stellung

der Vorfahren zum Reiche vor Augen gehabt haben;)

9) die schwäbischen Reichsstädte, sieben und dreißig an Zahl;

10) die rheinischen, vierzehn. (Diese letzteren repräsentirten von Regensburg bis Buchau am Federnsee, und von Cöln bis Friedberg auf dem Reichstag nichts anderes, als jene Elemente, die Kotzebue so ergötzlich in seinen deutschen Kleinstädtern geschildert hat, aber man wird einsehen, daß das Vaterland auf diesen Patriotismus in Zeiten der Gefahr nicht zählen konnte. Auch entsinne ich mich noch sehr wohl, daß die Bremer National-Miliz jener Zeit, für deren Aufrechthaltung man bekanntlich bis zu Napoleons Intervention bemüht war, jedesmal beim Exerciren nach einer langen Steinreihe, die in Intervallen vor der Fronte hinlief, gerichtet wurde.)

Die Totalsumme dieser Elementar-Geister des deutschen Reichs, die aber auf kein Gebot weder des Kaisers, noch selbst Gottes, oder des Teufels hörten, sondern unaufhörlich in dem alten Schlendrian fortpflügten, betrug — wie man nun selbst zusammen rechnen kann — also zweihundert sechs und neunzig. Diese regierten. Aber so groß die Lust zum Regieren war, so gering war diejenige, regiert zu werden; denn es gab unter anderem

vierzehn- bis funfzehnhundert Rittergüter einer freien Reichs-Ritterschaft, die nur durch den Reichs-Verband mit Deutschland zusammenhingen, und sonst keinen Herrn über sich anerkannten, wie Gott und den Kaiser — eine Formel des Feudalismus, die aber eigentlich nur so viel sagt, als weder Gott, noch den Kaiser.

In der That war der Kaiser unter solchen Verhältnissen, wie sie seit den westphälischen Frieden stattfanden, sehr übel daran; denn die Sympathien der Nation und die Glorie der kaiserlichen Majestät waren in der Reformation, diesem großem Lichte der Völker, vor welches man aber noch bei Zeiten, schwacher Augen wegen, einen Lichtschirm setzte, untergegangen, und der Kaisermantel galt nicht mehr für eine Löwenhaut. Demnach kam nun die Persönlichkeit kaiserlicher Majestat in Betracht, und wo früher die Idee im Volke selbst den stärkeren Gegner bezwungen hatte, da mußte jetzt der Kaiser, ohne Idee im Volke, Mann gegen Mann kämpfen, er konnte nur den schwächeren besiegen.

Man könnte also allerdings die Frage aufstellen, ob die Reformation demnach in politischer und nationaler Hinsicht nicht Nachtheiliges gewirkt hätte? und die verneinende Antwort möchte nicht so leicht durch den Beweis der intellectuellen Folgen dieses Welt-Actus unterstützt werden, denn wie allgewaltig auch dieselben waren, es steht selbst noch dahin, ob sie das Volk in der That

nur glücklicher machten, nationaler aber haben sie es gewiß nicht gemacht, will man anders nicht die Nation der Gelehrten, die über Nacht aus der Reformation emporwuchs, zu dem Ende anführen. Ich werde auf diese zurückkommen, und behalte hier die politischen Resultate der Reformation im Auge. Sie zerriß die äußeren Bande der Deutschen, ich meine Kaiser und Reich, aber sie zerriß auch die moralischen Bande, die Religion und die Kirche, der Mittelpunkt des Staates und der Mittelpunkt des Herzens wurde durch die Reformation — was die Nation betrifft — vernichtet: hier fielen die Fürsten von dem Kaiser ab, dort die Priester von der Kirche, der liebe Gott wurde zuerst getheilt, und dann von Calvin und Zwingli sogar gedrittheilt. Nun aber mag man fragen, worin liegt die Garantie der Nationalität, wenn nicht in dem Staate und der Kirche? Mit Hülfe der letzteren haben noch die Juden bis auf den heutigen Tag, trotz dem, daß sie in alle Winde zersprengt wurden, ihre Nationalität erhalten, der Gott ihrer Väter hielt sie auch getrennt vereint. Freilich wohl wollte Luther nur eine Reformation der bestehenden Kirche und keine neue, aber er, der die Lüge zertreten hatte, gab der Schmeichelei der Fürsten Gehör, die freilich nur in einem neuen Glauben die Anfänge einer neuen Gewalt erblicken konnten und zugleich die Garantie derselben.

In politischer Hinsicht hätte allerdings die Refor-

mation auf der Stelle anderweitige und der Kirche analoge Verhältniſſe herbeiführen können, hätte man ſie gewähren laſſen und wäre man nicht der Meinung geweſen, geiſtige und materielle Intereſſen berühren ſich nirgends. Aber auch hier trifft Luther der Vorwurf, er habe der Schmeichelei nachgegeben; er, der es in Worms mit dem Teufel aufnahm, konnte es nicht über's Herz bringen, den Völkern eine neue weltliche Perſpective neben der kirchlichen zu zeigen, ja er begriff nicht einmal den Bauernkrieg. Gewiß würden politiſche Conſequenzen der Reformation noch größere Verwirrungen herbeigeführt haben, als dieſe ſelbſt, aber es fragt ſich, ob nicht die Folgen verſöhnender geweſen wären, als z. B. der weſtphäliſche Friede, der mit ſeinen Rechnungen, Ausgaben und fremden Einflüſſen lange Zeit ſchwer genug auf dem Herzen Deutſchlands laſtete? Luther indeß ſo wenig, wie die meiſten deutſchen Gelehrten nach ihm, konnte ſich, wie geſagt, in die Vermengung materieller und geiſtiger Intereſſen finden, man bedachte nicht, daß Gott ſelbſt eine ſinnliche Welt erſchaffen mußte und den Menſchen, und ſomit wurde und blieb die Reformation vorerſt nur eine Sache des Wiſſens, ſtatt des Gewiſſens, wie Börne ſagt.

Alſo die Reformation förderte den politiſchen und ſocialen Fortſchritt höchſtens nur in ſofern, als ſie der Grundpfeiler einer Brücke wurde, die einſt die deutſchen

Völker aus der Vergangenheit in die Zukunft überführen kann, über die bis jetzt aber nur die Gelehrten spazieren gingen. Den Völkern war diese Brücke nur ein Regenbogen, eine Hoffnung für spätere Zeiten keine thatsächliche, practische Wahrheit, man durfte nur glauben, aber nicht handeln, man sah nur den Himmel offen, ohne daß St. Peter den Schlüssel dazu herzugeben brauchte, aber auf Erden blieben die alten Grenzpfähle und Absperrungen.

Und würde nicht Rom ohne Luther gefallen sein? Die damalige Zeit inclinirte zur Aufklärung. Wenn man aber behauptet, die jetzige Zeit inclinire zum Rückschritt und der Protestantismus sei das Präservativ dagegen, so glaube ich nicht, daß die hierarchischen Umtriebe so vielen Nachdruck besitzen würden, könnte man nicht immer auf das Schreck-Gespenst der alleinseligmachenden Kirche, den Protestantismus, verweisen. Im Gegentheil, ich bin der Meinung, daß die Aufklärung, wäre sie im Schooße der katholischen Kirche geblieben, dauerhafter und allgemeiner geworden sei. Nur der Umstand, daß sie von außen kömmt, daß sie in diesem Falle aufgedrungen erscheint, macht den Katholicismus so störrig, man verharrt weniger in der Dummheit aus Ueberzeugung, als aus Hartnäckigkeit.

Das große, weltumfassende Ereigniß der Reformation mit seiner zum Himmel reichenden Perspective kann

durch dieſe Ausſtellungen nicht geſchmälert werden; die Reformation iſt eine einmal abgeſchoſſene Kugel des Fortſchritts, und als ſolche nicht mehr zu lenken; aber ich ſpreche hier von den nächſten und bisherigen Folgen dieſes Ereigniſſes, und da wird man denn allerdings zugeben müſſen, daß die Cultur des Volks durch daſſelbe zunächſt an die Gelehrten geknüpft wurde. Dieſe benutzten die Wiſſenſchaft häufig und meiſtens als melkende Kuh und wandten ſie ſo ſelten unabhängig und rückſichtslos auf das Leben an, daß Gervinus noch heut zu Tage erſtaunt ausrufen mußte, wenn die bekannte Proteſtation der Göttinger Profeſſoren ſo viel Lärm mache, ſo müſſe es in der That mit der Geſinnung in Deutſchland mißlich ſtehen. Wenn man aber weiter ging und einmal ohne Rückſichten verfuhr, ſo warf man doch dem Teufel höchſtens nur das Dintenfaß an den Kopf, und von Thatkraft war ſeit der Reformation nur in einzelnen Fällen die Rede, wenn ein Genie ſich der Maſſe bemächtigte, oder der Druck unerträglich wurde. Freilich hat der neuerliche Vorfall in Göttingen, wo ſieben deutſche Profeſſoren ihrem Eide treu blieben, faſt unverhofft eine Ausnahme dieſer Behauptung herbeigeführt, aber am Ende ſtehen die Schattenſeiten, die dabei hervortraten, kaum im Verhältniß zu dem Lichte, welches dieſes Ereigniß über die deutſchen Gauen warf: nur ſieben Göttinger Profeſſoren proteſtirten. Wenn aber

ſonſt deutſche Gelehrte zu einem Widerſtande geneigt ſein werden, ſo ſind ſie es gewiß zunächſt nur dann, wenn ihre Eitelkeit gekränkt wird. In dieſem Sinne hat ſelbſt der Geheime Juſtizrath Hugo in Göttingen, der die Sclaverei aus römiſchen Rechtsprincipien gut heißt, ſeine Entrüſtung über die Entlaſſung der ſieben Profeſſoren zu erkennen gegeben. Die Würde der Univerſität wär dadurch verletzt worden.

Aus eben dieſer Stellung der Cultur zu den Gelehrten läßt ſich auch jenes Inſtitut erklären, das, trotz aller Reformation und obwohl es durchaus nicht proteſtantiſch, ſondern gut hierarchiſch iſt, noch bis auf den heutigen Tag fortbeſteht. Kann die Cenſur eine moraliſchere Grundlage anſprechen, als der Ablaß? Hat die proteſtantiſche Wiſſenſchaft ſich jemals dagegen in Maſſe und wie ein einziger Mann aufgelehnt? Nein, die Cenſur ſicherte die abgeſchloſſene Wiſſenſchaft gegen die Wechſelwirkung des Lebens im Volke und gegen die öffentliche Meinung, ſie befeſtigte die gelehrte Ariſtokratie, indem ſie alle demokratiſchen Elemente von derſelben entfernte, und ſomit ließ man ſie gewähren. Jetzt konnte man die Sache der Humanität ungeſtört aus dem Geſichtspunkte der Wiſſenſchaft betrachten, jetzt war der entgegengeſetzten Parthei der Weg zur Discuſſion abgeſchnitten, jetzt kam es ſo weit, daß die Juriſten die Menſchheit nur als ein Mittel für die Jurisprudenz betrachteten, und die

Theologen den lieben Gott als ein Mittel für ihre Dogmatiken; jetzt hatte die Gelehrsamkeit nur noch ein System an der Stelle, wo das Herz sitzen sollte, und niemand durfte mit der silbernen und gefeiten Kugel der Wahrheit durch den Koller von Elendsfell schießen. Die todte Wissenschaft konnte bei der Censur bestehen, was kümmerte sie die Menschheit?

Kehren wir zu dem deutschen Reiche zurück. Man hatte nur bei jener Anordnung und Eintheilung, die ich oben bezeichnet habe, die inneren Zerwürfnisse, den inneren Feind vor Augen, den durch die Reformation gestörten Organismus des Reichs, nicht aber den äußeren Feind. Man wollte Deutschland gegen sich selbst schützen, man stellte es unter die Obhuth von zweihundert sechs und neunzig Wächtern. Daß diese nicht an einander kamen, lag in der Nothwendigkeit, keiner war so mächtig, wie der andere ohnmächtig, Oesterreich und Preußen bewachten sich gegenseitig. Jenes Verhältniß aber glich einer künstlichen Krankheit, um das Leben des Reichs zu retten; so benutzt man dann und wann die Hungerkur, um böse Säfte abzuleiten; oder es war ein homöopathisches Heilmittel; man wollte die Uneinigkeit durch die Uneinheit heilen. So lange nun kein Feind von außen kam, hielt sich das Kartenhaus des westphälischen Friedens, und zwar um so mehr, als Frankreich durch den siebenjährigen Krieg von nachtheiligen Einflüssen

auf Deutſchland abgewieſen war, und England ein Intereſſe empfand, die Ruhe auf dem deutſchen Continente zu begünſtigen. Aber einfältig, wie man war, miſchte man ſich in die Händel der franzöſiſchen Republik, eine Einmiſchung, die Deutſchland nur den ariſtokratiſchen Verhältniſſen des deutſchen Reichs verdankt, die den ausgewanderten Prinzen und Adeligen ein ergiebiges Feld zu Reactions-Plänen boten. Das deutſche Volk hat dieſe ariſtokratiſchen Umtriebe mit ſeinem guten Blute und mit einigen Jahren ſeines Lebens bezahlen müſſen. Der Krieg von 1792 wurde zwar nur von Oeſterreich und Preußen begonnen, aber ſpäter ſchloſſen ſich alle Duodezfürſten und alle, die ſich nicht in die Freiheit und Gleichheit finden, alle, die die Morgenröthe des jungen Tages nicht ertragen konnten, dem thörichten Unternehmen an. Der Frieden von Luneville und die Abtretung des linken Rheinufers war die nächſte Folge dieſes heiligen Krieges, der höchſtens das Gute herbeiführte, daß mehre reichsſtändiſche Fürſtenthümer und Gebiete verloren gingen und daß man, ungeachtet man den alten Zuſtand des Reichs fortbeſtehen ließ, ſich zu einer nothgedrungenen Concentration verſtehen mußte: man glaubte verbunden zu ſein, die durch den Friedensſchluß herbeigeführten Verlüſte zu tragen und diejenigen Fürſten, die ihre überrheiniſchen Beſitzungen durch denſelben eingebüßt hatten, aus dem Reiche ſelbſt zu entſchädigen. Somit wurde

beſchloſſen, alle deutſchen unmittelbaren Stifter zu ſäculariſiren und das Hochmeiſterthum des deutſchen Ordens und des Johanniterordens zu dieſen Entſchädigungen zu verwenden; weiter aber beſchränkte man das reichsſtädtiſche Collegium auf Augsburg, Lübeck, Nürnberg, Franfurt a. M., Bremen und Hamburg. Dadurch kamen wenigſtens Reichthümer von Orden, die ohne practiſchen Nutzen waren und nur noch mit alten Traditionen zuſammenhingen, in das Leben und der kleinſtädtiſche Geiſt, die Quinteſſenz deutſcher Krähwinkelei wurde von dem Reichstage ausgeſchieden. Nichtsdeſtoweniger aber behielt die Reichsverfaſſung ihre alte Geſtalt, man ſchob nur hie und da neue Stützen unter und vermehrte z. B. das kurfürſtliche Collegium um Salzburg, Würtemberg, Baden und Heſſen-Kaſſel, obwohl es ſchon ganz den Anſchein hatte, die Kurfürſten würden noch weniger zu thun bekommen, als früher, da fremde Einflüſſe das deutſche Reich immer mehr und mehr bedrohe..n.

Die neuen Veränderungen im Reiche hielten nicht lange an; denn Napoleon, unter deſſen Einfluß das ſüdliche Deutſchland unbedingt geſtellt war, erkannte ſehr bald den Vortheil, den das Ausland aus der Vielherrſchaft ziehen könne, wenn man den Schwächeren neue Intereſſen anheim gebe. Somit geſtaltete ſich der Rheinbund unter ſeinem Prorectorat, und Deutſchland

wurde wenigſtens im Süden ganz in franzöſiſche Intereſſen verſtrickt; denn jeder kleine Regent, der nicht etwa von beſchränktem Patriotismus geleitet wurde, wie z. B. der Kurfürſt von Heſſen, ſchloß ſich jener Union an, die ihm und ſeinem Lande jedenfalls beſſere Reſultate verſprach, als der Nicht-Anſchluß. Freilich mußte der Rheinbund, der ſich am Ende ſelbſt bis zur Oſtſee ausdehnte, dem Despotismus die erſten deutſchen Hülfstruppen zu Gebote ſtellen, allein das neue Königreich Weſtphalen, das auf den Trümmern des Kurfürſtenthums Heſſen, des Herzogthums Braunſchweig, eines Theils der preußiſchen Monarchie und des hannöverſchen Kurfürſtenthums gegründet wurde, kam in dieſer Hinſicht ſo wenig beſſer weg, wie irgend ein anderes deutſches Land. Das beſte Reſultat dieſes Rheinbundes aber war das, daß alle unmittelbaren Reichsſtände, deren Beſitzungen zwiſchen den Ländern der neuen Bundesfürſten lagen, die Souverainität derſelben anerkennen mußten und demnach wenigſtens wieder einige Duodezköpfe der deutſchen Vielherrſchaft erdrückt wurden.

Napoleon war gewiſſermaßen die Geißel Gottes geweſen, wegen aller Dummheiten, die die Deutſchen von Karl dem Großen bis zum Rheinbund begangen hatten, und man gelangte auch nach ſeinem Sturze dahin, einzuſehen, daß ein deutſches Reich in dem alten Sinne des Worts nicht mehr förderſam ſei. Die Bundesacte

vom 8. Junius und die Schlußacte vom 9. Julius 1815 bestimmten die Verhältnisse des deutschen Bundes, der sich wenigstens zu dem königlich-kaiserlichen Deutschland so verhielt, wie das neue Testament zum alten.

Ich habe schon in der Einleitung dieses Werks nachgewiesen, wie die Staatsweisheit fortan als die Aegide deutscher Verhältnisse zu betrachten sei, man habe die Leidenschaften so viel als möglich von der Geschichte abgewiesen. Aber die Leidenschaften sind nicht durchaus durch Systeme zu überwältigen, sie knüpfen sich an die Individuen und nicht an die Masse, der sie nur durch einen künstlichen Mechanismus eingehaucht werden können. Somit hielt man es denn auch für gut, nur die allgemeinen Umrisse des deutschen Bundes zu entwerfen, im Uebrigen aber die Wohlfahrt des Reichs in dem Schooße der Götter ruhen zu lassen und über Nacht mit neuen Entschlüssen und Resultaten hervorzutreten, auch im Stillen zu erforschen und zu beobachten und sich immer mit der Zeit in Parallele zu halten, die schneller segelt, als jemals. Man kann den Frieden nur retten, wenn man dem Kriege und den Leidenschaften der Einzelnen Gruben gräbt; diese Wolfsgruben der Revolution aber dürfen nicht aller Welt bekannt sein, weil man sie sonst umgehen würde. Somit mag man in der betreffenden Bundesacte und Schlußacte nur die obersten Grundgesetze des deutschen Bundes erblicken, die Grundgesetze,

welche ihn vor der Welt rechtfertigen ſollen; die Grundgeſetze aber, welche ihn vor Gott rechtfertigen ſollen, ſind die Erhaltung der Ruhe und des Friedens, die Vervollkommnung aller materiellen und intellectuellen Kräfte, ſo weit dieſelbe mit dem Beſtehenden harmonirt. Wenn nun alſo auch die eigentlichen Lebens-Principien des deutſchen Bundes zwar dem Auge des Forſchers verborgen ſind, wenn man auch nicht ſieht, wie er lebt und wo der Sitz ſeines Lebens, ſo weiß man doch, daß er lebt, daß er geſund iſt; denn man nimmt täglich die kräftigſten Lebenszeichen dieſes Inſtitutes wahr.

Die Mitglieder des deutſchen Bundes, der ein Staatenbund von freien Gliedern völlig gleicher Rechte ohne Oberhaupt iſt, ſind: Oeſterreich, Preußen, Baiern, Sachſen, Hannover, Würtemberg, Baden, Kurfürſtenthum Heſſen, Großherzogthum Heſſen, Holſtein, Luxemburg, Sachſen-Weimar, Sachſen-Coburg-Gotha, Sachſen-Meiningen, Sachſen-Altenburg, Braunſchweig, Naſſau, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Holſtein-Oldenburg, Anhalt-Deſſau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, Schwarzburg-Sondershauſen, Schwarzburg-Rudolſtadt, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Liechtenſtein, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Waldeck, Heſſen-Homburg, Lübeck, Frankfurt, Bremen, Hamburg. Demnach zählt Deutſchland

jetzt nur acht und dreißig Köpfe — denn ich behalte die Bezeichnung des Tacitus bei: principes sunt capita gentium, obwohl die Geſchichte Beweiſe genug bietet, daß die Fürſten häufig einen andern Platz behauptet haben. Dieſe acht und dreißig Köpfe haben in der vollen Verſammlung des Bundes zuſammen neun und ſechszig Stimmen, und zwar bis zum Königreich Würtemberg herab ein jeder vier, und von da bis zu Luxemburg ein jeder drei, die übrigen aber — bis auf Mecklenburg-Schwerin, Naſſau und Braunſchweig, die zwei Stimmen geltend machen können — nur ein jeder eine Stimme; in der engern Verſammlung zählen die großen Mächte bis zu Luxemburg einſchließlich eine jede nur eine Stimme; die Herzogthümer Sachſen zuſammen eine Stimme; Braunſchweig und Naſſau zuſammen eine Stimme; Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz zuſammen eine Stimme; Holſtein-Oldenburg, Anhalt-Deſſau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, Schwarzburg-Sondershauſen und Schwarzburg-Rudolſtadt zuſammen eine Stimme; Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Liechtenſtein, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Waldeck zuſammen eine Stimme; Lübeck, Frankfurt, Bremen, Hamburg zuſammen eine Stimme: woraus ſich denn in der engeren Verſammlung eine Totalſumme von nur ſiebenzehn Stimmen ergibt. In

der engſten und geheimſten Verſammlung, wo die Berathungen nur durch vertrauliche diplomatiſche Beſprechungen und Noten ſtattfinden, exiſtirt indeß noch ein ganz eigenthümliches Verhältniß der Stimmen zu einander; denn wenn auch Deutſchland ein Staatenbund von freien Gliedern völlig gleicher Rechte iſt, ſo dient dieſe Beſtimmung doch hauptſächlich zur Feſtſtellung der formellen Rechte und ſchützt gegen Gewaltthätigkeiten, ſo daß z. B. Oeſterreich Bremen nicht den Krieg erklären darf in Colliſionsfällen, ſondern ſich einer Austrägal-Inſtanz, oder dem Bunde, behufs einer Entſcheidung, unterwerfen muß, auch Lübeck ſeine Senatoren ohne fremden Einfluß wählen kann; aber in weiteren Beziehungen wird man allenthalben dem votum consultativum der großen Mächte freundſchaftliches Gehör geben und daſſelbe ſogar aus freien Stücken und aus Ueberzeugung, daß man nur das Beſte wolle, als ein votum decisivum betrachten. Somit iſt die engſte Verſammlung des Bundes, der in der Bundesacte keine Erwähnung geſchieht, immer bedeutend genug, um nicht überſehen zu werden, ſie iſt die eigentliche heilige Vehme, die die Intereſſen der Einzelnen ſo gut, wie des Ganzen ſchirmt, und den inneren Zuſammenhang feſthält.

Die Tendenz des deutſchen Bundes iſt natürlich einmal gegen das Ausland gerichtet, man hat ſich dagegen

efeſtigt, geſchützt, zur Defenſive und Offenſive einge-
ichtet, dann aber hat man ſich auch, in Betreff des
Inlandes, vorgeſehen, man hat ſich gegenſeitig verpflich-
et, das allgemeine Wohl nicht precären territorialen
Intereſſen zu opfern und die inneren Angelegenheiten
ines jedes Staats durchaus nicht den Einwirkungen des
Bundes zu entziehen, ihm dieſelben vielmehr alle Zeit
ffen und ohne Vorbehalt vorzulegen und aus einander
u ſetzen. Somit hat man denn auch, in Betreff vieler
Verfaſſungen, die Garantie des Bundes nachgeſucht,
nd dieſe iſt nicht verweigert worden, wenn die allge-
meinen Intereſſen nicht durch territoriale Conceſſionen
erletzt wurden. Unter den allgemeinen Intereſſen aber
erſteht man eben nichts anderes, als den conſervativen
Zuſtand und Entwickelungen innerhalb deſſelben.

Der deutſche Bund iſt ein Staatenbund, eine Weiſe,
die den Deutſchen von jeher zuſagte. Bedenkt man,
daß die deutſchen Verhältniſſe ſich aus der Familie ent-
wickelten, ſo wird man die Sympathien für Föderativ-
Verfaſſung und nicht für Einherrſchaft erklärbar finden.
Republicaniſche Sympathien aber ſind in Deutſchland
nie zu erwarten, ſo wenig, daß man in dem erſten Au-
genblick des Enthuſiasmus den deutſchen Bund mit den
vereinigten Staaten von Nord-Amerika verglich, was
denn allerdings zum Beweis dienen kann, wie ſehr
mäßige Anſprüche wir Deutſche an die Freiheit machen.

Hie und da verlangte man freilich von dem Bunde eine Volksvertretung, aber man überzeugte ſich bald, daß eine ſolche ſchon deshalb nicht thunlich ſei, weil ſie am Ende gar wohl in eine Republik ausarten könne und man doch überzeugt ſein müſſe, daß die Fürſten nicht ihretwegen in Frankfurt zu Rathe ſäßen, ſondern nur wegen ihrer Völker. Dabei konnte man ja auch unter Bedingungen in jedem Lande eine Volksvertretung organiſiren, ja der Bund trug noch unlängſt Sorge dafür, ſolche Volksvertretungen durch ein Schiedsgericht, bei obwaltenden Differenzen, mit dem Landesherrn zu vermitteln. Man will nun freilich behaupten, ein ſolches Schiedsgericht begünſtige eben die Repräſentativ-Verfaſſungen nicht, da man nur, wenn beide Theile einwilligen, zu demſelben gelangen könne, es aber nicht anzunehmen ſei, daß gerade der Fürſt, der die Macht doch am Ende in Händen habe, ſich in zweifelhaften Fällen zu einem ſolchen Schritte entſchließen werde; allein dieſer Einwurf, ſo begründet er ſcheint, ſcheitert doch an dem Grundſatze des Bundes: man will ſich nämlich nur nothgedrungen in die inneren und abgeſchloſſenen Zuſtände eines deutſchen Bundesſtaats einmiſchen, man will ſo lange neutral bleiben, als es das Wohl Deutſchlands zuläßt, oder als bis man einſtimmig in die Discuſſion gerufen wird. So nämlich befürchtet man auf keine Weiſe in die zwiſchen Volk und Regenten

obwaltenden Sympathien einzugreifen und jeder Gehäſſigkeit vorzubeugen.

Man mochte einſehen, daß die verſchiedenen territorialen Verhältniſſe ſich bereits im Laufe der Zeit zu feſt geſtaltet hatten, als daß man es wagen dürfe, dieſelben zu ſtören. Deshalb wohl ließ man auch das Oberhaupt aus dem deutſchen Staatenbund weg, wenigſtens das äußere, das früher viele aus alter Verliebe wieder herbeiwünſchten, ohne zu bedenken, daß die Idee der kaiſerlichen Majeſtät nicht wieder herzuſtellen ſei, daß aber die bloße Würde zu Conflicten Veranlaſſung geben könne. Man beſchloß alſo, einem jeden Landesherrn ſeine Autorität und die Liebe ſeiner Unterthanen ungeſchmälert zu erhalten, indem man überzeugt war, der Regent würde die Intereſſen der Einzelnen am beſten mit den Intereſſen des Ganzen vermitteln. Nichtsdeſtoweniger aber gibt es ein unſichtbares Oberhaupt des deutſchen Bundes, deſſen Wirkungen man ſelbſt im Auslande begreift und das ich ſchon früher geſchildert habe, ich meine die Staatsweisheit. Dieſe iſt, wie der heilige Geiſt, allenthalben gegenwärtig; in Frankreich aber verſteht man unter Deutſchland La Prusse und l'Autruche, oder Berlin und Vienne, und von Caſſel ſagte man im Journal du Commerce: „Cassel au grand duché de Bade,“ was allerdings nicht für die geographiſchen Kenntniſſe der Franzoſen ſpricht, aber

wenigſtens einigermaßen für ihre politiſchen Fühlfäden; denn man hat eingeſehen, es ſei ſehr gleichgültig, zu wiſſen, wo Caſſel liegt und wie groß das Herzogthum Baden ſei.

Wenn man aber früher gar einen Staat begehrte und Bamberg zum Mittelpunkt des deutſchen Reichs machen wollte, ſo gab man dadurch doch nur zu verſtehen, wie wenig man Deutſchland und die Zeit begriffen habe. Man wollte alte Formen auf neue Ideen ſtellen, und zwar über Nacht, man bedachte nicht, daß ſich eine Verfaſſung am beſten nach und nach aus dem Leben des Volks entwickele und daß die Morgenröthe der jungen Zeit am wenigſten das Dämmerlicht der alten ertrage. Die Poeſie und der Enthuſiasmus der Herzen verwirrten die Köpfe, die allein in der Politik zählen, oder doch wenigſtens mit in Rechnung geſtellt werden müſſen. Erſt in England hat ſich eine freie Verfaſſung mit monarchiſchen Elementen durch die Feuerprobe der Jahrhunderte zur Wahrheit erhoben, in Frankreich iſt ſie noch immer eine Lüge, weil die modernen Tendenzen nicht wie ein Sonnenſtrahl, erwärmend und reifend, die Erde trafen, ſondern wie ein Blitz aus heiterem Himmel, erhellend zwar, doch auch vernichtend. In dieſer Hinſicht aber mag man den deutſchen Bund gerade als die conſequenteſte und ſachgemäßeſte Verfaſſung Deutſchlands betrachten, die weder in alten ſtören-

den Formen fußt, noch alle früheren Beziehungen des Reichs aufgegeben hat, und die ſich wahrſcheinlich ſchon zeitgemäßer entwickelt haben würde, wären nicht ſtets neue und in der That ernſtliche Beſorgniſſe erſtanden. Mit einem Worte, die Bundes-Acte tritt den Territorial-Intereſſen und dem Territorial-Patriotismus nicht zu nahe und gewährt dennoch eine Central-Kraft, ſie erhält formell die Scheidungen, die nun einmal zu den Schwächen der Deutſchen gehören, aber ſie beſtrebt ſich, die inneren Zuſtände zu vermitteln und, ſo weit das angeht, einen organiſchen Zuſammenhang hervorzurufen. Möchte man fragen, ob dazu allein die Fürſten genügen, die doch vorzugsweiſe den deutſchen Bund repräſentiren? ſo muß ich wiederholt auf die in der Einleitung ausgeſprochene Anſicht hinweiſen, daß die Cabinette jetzt mit einem Fuße im Volke ſtehen und daß man nie einſeitig und gewaltſam verfahren wird, ſondern nur beobachtend, leitend und zügelnd; man iſt nur der Wärter des Löwen, ein Verhältniß, daß dieſen nie verhindern wird, ſeine Mähnen zu ſchütteln und ſeine Stimme zu erheben. Freilich wohl gilt in der Politik die Stimme des Löwen wenig und ſeine Mähnen können zu Ketten geflochten werden, aber wer könnte die Garantie für ihn übernehmen, ließe man ihn frei und ungehindert ſeinen Gang gehen. Die franzöſiſche Republik war ein ſolcher Löwe, und es iſt bekannt, wie viel Blut dieſer Löwe

ertragen konnte; wenn ich deshalb kürzlich las, Volksvertretung am deutschen Bunde hätte zu einer Republik führen können, so will ich freilich die Wahrheit dieser Behauptung nicht unbedingt unterschreiben — denn wir Deutsche empfinden kein republikanisches Interesse und werden auch in der Weise Löwen sein, daß wir beim Hahngeschrei die Flucht ergreifen — aber schon das bloße Gespenst einer Republik rechtfertigt unsere Fürsten, daß sie die Zügel allein ergriffen. Wie hätte auch am Ende Volksvertretung beim Bunde eingerichtet sein sollen? Und wenn keine vorhanden ist, glaubt man etwa, es könnten Cabinets-Kriege entstehen, es könnten Deutsche nach Spanien verkauft werden, um dort gegen die Freiheit zu kämpfen? Hat man nicht auch die Sympathien der Deutschen für Polen respectirt? Haben Franzosen und Engländer solche Sympathien thatkräftiger ausgesprochen? Wir müssen nur bedenken, daß das Jahrhundert über denen steht, die in ihm leben, daß der Geist sich nicht gebieten und daß die Intelligenz sich nie als Mittel zu jedem beliebigen Zwecke gebrauchen läßt. Man wird durch jene Einrichtung, die wir den deutschen Bund nennen, höchstens die Leidenschaft verhindern können, im Leben aber nicht die Entwickelung und den Fortschritt. Man wird sich auch nicht mittelst jener Einrichtung Eigenmächtigkeiten erlauben dürfen; denn die Völker, die bis zu der französischen Revolution sehr

maschinenmäßig organisirt waren, leben heut zu Tage. Also, der deutsche Bund wird dem deutschen Volke nie größere Lasten auferlegen, als es auf seinen Rücken zu nehmen gesonnen ist, und man thut Unrecht, wenn man behauptet, er diene dazu, die Fürsten zu einigen und die Völker zu trennen. Diese werden ohne äußere Formen zu einander kommen und sich begreifen, während die Fürsten, als Menschen und theilweise mit getheilten Interessen, durch ein äußeres Band nicht fester verbunden werden. Man sieht das am besten aus den neuerlichen Zerwürfnissen in Betreff der Cölner Frage. Das Volk hat keine Spaltungen durch jenes Ereigniß erfahren, während die Regierungen, trotz der versöhnlichen Perspective, die man sich seit dem Befreiungskriege gesteckt hat, und trotz des Concentrationspunktes in Frankfurt a. M., in allerlei Conflicte gerathen sind. Jenes Ereigniß aber hat noch mehr den Beweis geliefert, daß die Regierungen selbst auf Augenblicke nicht einen anderen Weg einschlagen dürfen, als denjenigen, welcher mit dem Geiste des Jahrhunderts parallel läuft und auf welchem das Volk einhergeht. Man wird schon einsehen, daß ich von Preußen spreche, eine Macht, die immer berufen sein wird, den Fortschritt zu repräsentiren und nur den Fortschritt, aus dem sie hervorgegangen ist, nämlich die Aufklärung. Nun aber wird man nicht bestreiten können, daß die preußische Regierung, so viel

Kraft man auch auf die Cultur anwendete, doch in der Wirklichkeit sich Tendenzen anschloß, die nicht mit den Principien Friedrichs des Großen, auf welchen die preußische Monarchie unzweifelhaft beruhet, in Einklang zu bringen waren; man kämpfte freilich nicht für die Hierarchie auf der pyrenäischen Halbinsel, aber man sympathisirte auch nicht mit der entgegengesetzten Richtung, ja man bewies sogar in dem Berliner politischen Wochenblatt die Rechtsgültigkeit der Thron-Ansprüche des spanischen Prätendenten, von dem man doch zugeben muß, daß er nur einer katholisch-hierarchischen Propaganda als Mittel zum Zweck dient. Mit einem Worte, man übersah wenigstens auf einen Augenblick seine protestantische Mission, obwohl nur aus lauter conservativen Rücksichten, man übersah, daß wenn irgendwie in Zukunft von einem deutschen Principat die Rede sein könne, Preußen allein darauf Ansprüche machen dürfe, und wie seltsam hat sich dieses Verhältniß unwillkührlich, aber durchaus nothwendig umgestaltet. Die preußische Regierung wurde durch eben jene hierarchischen Elemente, deren sie sich in Spanien und in Berlin annahm, überführt, wie wenig sie in das Leben der preußischen Monarchie hineinpaßten, der Geist des Jahrhunderts und die öffentliche Meinung aber führten über Nacht die preußische Regierung auf eine Stellung zurück, die mit den Grundsätzen dieses Staats, wie mit seiner Mission

durchaus übereinstimmt, und von allen Seiten erheben ſich Stimmen, die dieſe Stellung nicht nur anerkennen, ſondern auch noch ſchärfer und beſtimmter abzeichnen und ſelbſt eine politiſche Perſpective, ein conſtitutionelles Norddeutſchland daran knüpfen. Wird man noch behaupten können, die Fürſten dürften ihren Weg allein gehen durch die Jahrhunderte? Nein, fortan werden ſie dieſelben nur an der Hand der Völker durchwandern können, oder wieder umkehren müſſen.

Ich habe ſchon geſagt, der deutſche Bund hätte unter anderem die Aufgabe, die inneren Unterſcheidungen der deutſchen Völkerſchaften, alſo z. B. auch die, welche ſich aus Glauben und Religion ergeben haben, zu vermitteln, und zwar auf dem Wege nationaler Tendenzen und indem man die Formen nicht als Hauptſache anſieht. Dieſe letztere Aufgabe iſt vorzüglich durch eben jenes Ereigniß in Cöln klar geworden; denn was ſollte bei dem deutſchen Bunde herauskommen, wenn z. B. ſolche Verſchiedenheiten die Einheit Deutſchlands, die doch der nächſte Zweck des Bundes iſt, untergraben würden? Freilich aber wird ſich dieſe Vermittelung eben nur durch nationale Tendenzen und Einrichtungen herbeiführen laſſen und durch nichts Anderes, am wenigſten aber durch einſeitige diplomatiſche Verhandlungen und Geſuche, man ſolle der katholiſchen und proteſtantiſchen Preſſe nicht ſo viel nachſehen. Würden z. B.

die preußiſchen Rheinprovinzen noch dem Herrn Görres Gehör geben, wenn der Erzbiſchof von Cöln plötzlich vor Gericht geſtellt würde, und vielleicht gar vor die Aſſiſen — da doch der Hochverrath, der ihn dieſen entziehen würde, ſolcherweiſe am beſten darzuthun iſt? Würden die preußiſchen Rheinprovinzen nicht überhaupt preußiſcher ſein, wenn Preußen ein organiſcher Zuſammenhang durch eine Conſtitution wäre! Sobald der deutſche Bund ſolche Tendenzen nicht nur begünſtigt, ſondern ſelbſt anregt, wird er die feſteſte Garantie der Wohlfahrt und Zukunft Deutſchlands werden, an die Stelle künſtlicher Hülfsmittel werden dann die Elemente der Nationen treten, und man wird ſich ſicher nicht mehr durch die Formen beirren laſſen, wenn man das Leben hat, wenn Alles in natürlicher Entwickelung, gleichſam unter den Augen des Volks, ans Licht tritt. Oder hält man wirklich dafür, es könnte ſich in unſerer Zeit noch ein Streit über die Kirche erheben? Hält man dafür, die Aeußerlichkeiten könnten noch einmal den Geiſt und die Wahrheit beeinträchtigen? Ich glaube das nicht, aber es knüpfen ſich an die Formen materielle und geiſtige Intereſſen, die nur durch jene nationalen Inſtitutionen, wie ich ſie eben angegeben habe, ausgeglichen werden könnten, die aber, da dieſe zur Zeit noch nicht vorhanden ſind, von den Partheien — wie z. B. in der Cölner Angelegenheit — geſchickt benutzt werden

und dazu dienen, daß man die Formen, von denen sie abhängen, zur Hauptsache macht. Aber ich bin fest überzeugt, daß der deutsche Bund auch in dieser Hinsicht eine einflußreichere Stellung einnehmen, daß er nicht nur die Verfassungen toleriren und begünstigen, sondern sie auch anregen wird. In seiner ganzen Einrichtung ist nichts enthalten, was dem widersprechen kann, wenn er aber sein Augenmerk auf den Frieden und die Ruhe richtet, wie er es denn gewiß thut, so wird er kaum umhin können, dafür zu sorgen, daß die deutschen Regierungen zuverlässige und unzweideutige Aeußerungen ihrer Unterthanen erhalten, damit die Partheien abgewiesen und ihre Intriguen vernichtet werden. Wie ginge das anders, als auf verfassungsmäßigem Wege.

Auf die militairische Organisation Deutschlands ist in der Bundes-Matrikel ganz besonders Rücksicht genommen; sie bestimmt die Beiträge zu der Gesammt-Militair-Verfassung, wie die einzelnen Contingente, die nach der Einwohnerzahl ermittelt werden. Oesterreich hat in Folge dessen von 11,194,200 Einwohnern 94,882 Mann zu stellen, und Liechtenstein von 5880 Einwohnern 55 Mann. Die Buntscheckigkeit der alten Reichs-Armee ist in Oesterreich und Preußen, die den Mittelpunkt der neuen Militair-Verfassung bilden, untergegangen, ob aber im Felde und bei einem Kriege gegen das Ausland alle 302,088 Mann Bundestruppen

von einer Idee beseelt sein werden und von einem Enthusiasmus hingerissen, das wird zunächst wohl von der Stellung der Cabinette zu dem Volke abhängen. Mit dem bloßen Mechanismus wird man nämlich fortan keine Schlachten mehr schlagen können und die Vervollkommnung der Kriegskunst wird immer nur ein Hülfsmittel, aber nicht mehr die Hauptsache sein, seitdem die Soldaten neben dem Exercitium auch Denken lernen. Uebrigens muß man doch zugeben, daß deutsche Militairs noch auf den alten Principien von unbedingtem Gehorsam und jenem point d'honneur fußen, der sie von den übrigem Leben scheidet, während französische z. B. sich allenthalben und in allen Beziehungen mit dem Volke amalgamiren. Der Grund davon ist nur in der öffentlichen Meinung zu suchen, die sich hier nach allen Richtungen hin äußern darf. Somit hütet man sich sehr mit Heldenthaten, die nicht die letztere für sich haben; man wird den Ruhm, der sich an die Unterdrückung einer Emeute knüpft, stets sehr wohl von dem zu unterscheiden wissen, der von der Besiegung auswärtiger Feinde abhängt, oder solcher, die nicht nur die Polizei gegen sich haben und die Regierung, sondern auch die Stimme des Volks. Ich will nicht behaupten, daß ein solcher Zustand eine bedeutende Garantie für den gewöhnlichen Staats-Mechanismus biete, aber in Zeiten der Gefahr, in Zeiten, wo sich das Volk erheben soll,

wie ein einziger Mann, in solchen gewaltigen, himmelstürmenden Zeiten sind Soldaten, die ihre Ehre nicht durchaus an das Porte-épée knüpfen, sondern an das Jahrhundert, immer zuverlässiger, als andere, die den Gamaschendienst aus dem Grunde verstehen, wenn sie auch außerdem Mathematik, Vauban und Montecuculi studirt haben. Und doch ist schon der Letztere der Meinung gewesen: „Wenn man das Ueberflüssige wegläßt, lernt man das Nothwendige desto besser.“ Die Franzosen lernen jetzt das Nothwendige in Afrika und nicht auf dem Paradeplatz, und man will behaupten, daß sich der Nachwuchs so tapfer schlage, wie sich einst jene Sansculottes schlugen, die Deutschland lehrten, wie man, ohne alle Gamaschen-Disciplin, aber von einer großen Idee zusammen gehalten, die Welt erobern könne. Ich will damit nicht sagen, daß die Kriegskunst nicht weiter vervollkommnet werden soll, allein ich bin der Meinung, die mörderische Civilisation der Strategie werde in Zukunft noch weniger den Ausschlag geben, und wenn ich Militairs mit so stolzem Bewußtsein über die neue Erfindung in Betreff der Bomben sprechen höre, wie einst die französischen Grenadiere über Marengo, Arcole und Austerlitz sprachen, so halte ich dafür, daß die Ideen des Jahrhunderts doch weiter reichen, als die Bomben, und sicherer treffen, vielleicht auch mörderischer, als congrevesche Raketen.

und wundere mich sehr, wie man noch immer an solche Mittel die Zukunft der Staaten knüpfen mag, da man doch gesehen hat, daß das Schießpulver denen, die mit dem Jahrhundert im Bunde waren, nie Leides zugefügt hat. Selbst jene Männer aus der Saat der Drachenzähne, die sich gegenseitig befehdeten und vertilgten, wie die Kriegskunst alter und neuer Zeit, mußten am Ende Fünfe der Geharnischten am Leben lassen, und mit diesen Fünfen erbaute Kadmus Theben, sie wurden aus rauhen Kriegern friedliche Bauleute. Dieser Vorfall hat sich seit Kadmus unzählige Male wiederholt, aber die Menschen werden nicht klüger und den Soldaten wird nur gelehrt, wie sie sich zu schlagen haben, nicht daß sie auch mit an der Erbauung Thebens helfen sollen. Am Ende wird es sich doch zunächst fragen, ob man sich auch schlagen will? und so sehr man auch in dieser Hinsicht auf die Leidenschaften zählen kann, die dem Ruhme stets nachgeben wird, so muß man doch bedenken, daß der Ruhm mit der Zeit anders definirt werden kann, daß man ihn vielleicht wohl gar noch auf die Vernunft zurückführen kann, statt daß er bis jetzt lediglich von dem Gefühl abhängig war. Und dann wie unzuverlässig ist nicht gerade der militairische Ruhm, der sich nur an die Disciplin knüpft, die hier Gefühl und Vernunft vertritt. Diese Disciplin, unnachgiebig gegen den Geist der Jahrhunderte, wie sie ist, wird in keinem

Falle auf die Länge der Zeit von diesem Geiste getragen werden, wohl aber kann es geschehen, daß sie von diesem Geiste gebrochen wird. Betrachten wir nur den polnischen Freiheitskampf. Die Russen waren so tapfer aus Disciplin, wie die Polen aus Gefühl und Leidenschaft, aber ihre Tapferkeit steht nur in den Armee-Berichten verzeichnet, das Jahrhundert hat sie theilnahmlos gelassen. Noch mehr aber wird der militairische Ruhm von der Idee im Volke abhängig werden, wenn, wie das immer wahrscheinlicher wird, die Aussicht zu Eroberungskriegen und Heldenthaten im alten Sinne des Worts wegfällt, eine Tendenz, woran die Fürsten so gut arbeiten, wie die Völker, jene aus Rücksichten für das Bestehende, diese aus Civilisation. Wie hoch man auch noch in Frankreich das Kaiserreich und die hehren Thaten der modernen Tafelrunde als nationale Tradition anschlagen mag, so würde es doch, selbst bei aller Nationaleitelkeit des Franzosen, unmöglich sein, frische Interessen für eine Zeit zu erregen, die über Nacht Antiquität wurde, und zwar so sehr Antiquität, daß man sie bereits aus der Geschichte in die Poesie versetzte: Frankreich spürt von Napoleon keinerlei politischen Einfluß mehr, der Kaiser liegt demselben so fern, daß man ihn nur noch als mystische Heldenfigur im kleinen Hut, im grünen Oberrock und inmitten der „Granitcolonne," mit welcher er den Himmel stürmen wollte, besingt und

feiert und lobpreiſet. Ja die église catholique française des Abbé Chatel hat ihn bereits, wenn auch nicht zu einem Heiligen, doch zu einem Symbol der „gloire et patrie“ gemacht, die als Inſchrift den Altar jener Kirche ſchmücken, und das Eingangsgebet ihrer Gemeinde, welches man in dem „Nouvel Encologe à l'usage de l'église catholique française“ und nach demſelben in Mundt's Spaziergängen und Weltfahrten, Band II., Seite 80, leſen kann, beginnt: „Père de tous les hommes! protecteur des nations, par ton pouvoir, au siècle dernier, un grand homme apparut parmi nous!“ etc. Während aber die Abſichten Napoleons bereits in der franzöſiſchen Geſchichte ſeiner Zeitgenoſſen geſtrichen ſind, liegt jener Abſchnitt, der dem Kaiſerreich voranging, aufgeſchlagen auf den Kathedern der Lehranſtalten und den Tribunen der Volksvertreter, und die Fäden der franzöſiſchen Revolution ſpinnen ſich fort durch alle neueren und neueſten Zuſtände Frankreichs. Sollte man nicht dafür halten, das Ende der rohen Gewalt ſei in der That gekommen und fortan werden die Soldaten ſo wenig die Schlachten ſchlagen, wie den Frieden erhalten? Sollte man nicht dafür halten, daß fortan nur die Idee des Jahrhunderts und nicht das Genie Einzelner über Krieg und Frieden entſcheiden müſſe? Es waren Napoleons Soldaten, die dem Marſchall Marmont auf den Pariſer Boulevards

den Gehorsam versagten, die der Meinung waren, der Geist der Zeit sei schuß- und hiebfest und man werde nicht mit dem Schwerte des Menschen den Gott in der Menschheit bezwingen können.

Freilich hat man in deutschen Heeren sich eben nicht über Ueberfluß von Ideen zu beklagen, der militairische point d'honneur, der rothe Faden der Disciplin, ist hier — wie ich schon oben bemerkte — noch sehr wohl erhalten und so fest, daß er den ganzen Mechanismus des Soldatenwesens tragen kann. Wenn deshalb ein alter invalider Hauptmann jener Fremden-Legion, die in dem amerikanischen Befreiungskriege ein eben so wichtiges Moment bildete, wie in dem früheren deutschen Verhältniß zwischen Regent und Unterthanen, inmitten der neuen kurhessischen Stände mit einer Petition wegen Pensionirung, oder Pensions-Zulage erschien, indem er dieselbe mit den Worten unterstützte: „Meine Herren auch ich habe in Amerika gegen die Freiheit gefochten," so darf uns das kaum Wunder nehmen. Diese Worte sind nur ein Maßstab für unsere militairischen Zustände; denn wenn man anderwärts auch nicht mit der Thür in's Haus fällt, so wird man doch eingestehen, daß der Befehl und der blinde Gehorsam die Seele und das Leben unserer Soldateska sind. Diese Ansicht wurde übrigens früher, außer direct von den respectiven Kriegsministerien, auch durch viele kleine Zufälligkeiten unter-

ſtützt. Die Deutſchen waren ſeit Georg Frundsberg geborene Soldaten und zwar in der engſten Bedeutung des Worts, aus Sympathien für den Sold. Montecuculi ſagte: „Für Geld dient der Deutſche dem Teufel" und deutſche Regimenter gaben ſich einſt um dieſen Preis zu Allem her, hauptſächlich wohl, weil der deutſche Soldat ohne nationale Inſpiration war, zum Theil aber auch, weil man von oben herab Alles anwandte, das Gefühl menſchlicher Würde zu vernichten, weil man nach Seelen rechnete. Wenn man aber fragt: wie konnten deutſche Soldaten unter ſolchen Verhältniſſen gute Soldaten ſein? ſo mag darauf geantwortet werden, nur deshalb, weil die Fürſten ihre Flügelmänner waren, weil man in früherer Zeit nur in Uniform auf dem Throne ſaß, weil man die Unterthanen nach ihrem Wuchs, ihrer Größe, ihrem Barte in vortreffliche und minder vortreffliche und ſchlechte Unterthanen eintheilte, und in Folge dieſer Eigenſchaften in Regimenter, in Leibgarde, Grenadiere, Musketire, Jäger u. ſ. w.; mit einem Worte, weil der Höhepunkt des Staats, wie noch heut zu Tage in Rußland, das Militair war, und weil dem Mechanismus der Soldateska nirgends eine Idee, nirgends eine Spur von Civiliſation entgegenſtand. Unter dieſen Verhältniſſen konnten allerdings Söldner Schlachten gewinnen; heut zu Tage aber würde man ſolche Krieger nur zum Polizeidienſt

verwenden können, nicht aber zur Rettung des Vaterlandes.

Wenn diese kleinen Zufälligkeiten nun auch vor der Civilisation und dem Fortschritt des Jahrhunderts über den Haufen fielen, so hat sich dennoch das Haupt-Resultat derselben bis jetzt erhalten, und zwar — wie gesagt — nur aus dem Grunde, weil sich die öffentliche Meinung nicht bestimmt und ausdrücklich aussprechen kann und weil man bemühet ist, das Militair, trotz aller nationalen Grundlage, noch immer der Nation fern zu halten. In einzelnen deutschen Staaten darf der Soldat nicht einmal in Civil-Kleidung erscheinen, ja er wird verhindert, andere Gesellschaften zu besuchen, als solche, in welchen das Porte-épée den Ton und die Principien bestimmt. Wenn ich aber bereits meine Ansicht über die Zukunft aller Militair-Zustände ausgesprochen habe, so halte ich auch hier dafür, daß solche Absperrungen und künstliche Mittel, den alten Geist zu erhalten, nicht lange ausreichen werden. Die Nothwendigkeit hat einmal nationale Elemente in dieses Institut getragen, man würde sie nur um den Preis des Lebens neuerer Strategie wieder daraus entfernen können. Kurz, alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die militairischen Verhältnisse Deutschlands nicht nur in der Form, sondern auch im Geiste und in der Wahrheit auf nationale Motive zurückgeführt werden dürften, nicht

ſowohl abſichtlich, als allmählig und zufällig. Damit will ich aber freilich keineswegs behaupten, das Militair ſolle ſich allen Eindrücken im Völkerleben, wie weiches Wachs, hingeben, nein! es ſoll nur, wie alle anderen Inſtitute, nachgiebig ſein gegen die Vernunft und den Gott in der Menſchheit, es ſoll ſich nicht der Entwickelung entgegenſtellen, ſondern dazu helfen, ſie in den geſetzlichen Grenzen zu erhalten, auf daß ſie im Frieden zum Ziele gelange, mit einem Worte, es ſoll nicht mehr eine Maſchine ſein, ſondern in inneren Beziehungen zum Völkerleben ſtehen. So ſind bereits aus den deutſchen Soldaten in der engſten Bedeutung des Worts nationale Heere geworden, und ſo werden ſich die militairiſchen Beſtandtheile immer mehr gegen volksthümliche ausſcheiden.

Das Bundes-Contingent iſt in zehn Diviſionen getheilt. Oeſterreich ſtellt drei Diviſionen, Preußen drei Diviſionen, Baiern eine Diviſion, Würtemberg, Baden und das Großherzogthum Heſſen zuſammen ſtellen eine Diviſion, das Königreich Sachſen, Braunſchweig, Naſſau und Luxemburg zuſammen eine Diviſion, Hannover, Holſtein, die Großherzogthümer Mecklenburg, Holſtein-Oldenburg, Heſſen-Homburg, die freien Hanſeeſtädte zuſammen eine Diviſion; Anhalt-Deſſau aber, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, Schwarzburg-Sondershauſen, Schwarzburg-Rudolſtadt, Sachſen-Weimar,

Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Liechtenstein, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Waldeck, Frankfurt a. M. stellen zusammen eine Reserve-Division, die also im Nothfalle die eilfte ist.

Man wird aus dieser Eintheilung bald ersehen, daß die formelle Einheit der Bundes-Armee so sorgsam, wie nur möglich, festgestellt ist. Man hat der Zusammenstellung der einzelnen Divisionen die geographischen Berührungen zum Grunde gelegt, die zugleich moralische Berührungen sind; denn ich habe schon nachgewiesen, daß die deutsche Nationalität und der Patriotismus, sich auch nach Clima, Boden und Himmelsgegenden richten. Nicht weniger aber ist man bemühet gewesen, die einzelnen Divisionen aus so wenigen Elementen, wie möglich zusammenzusetzen und bunte Uniformen zu vermeiden; wo der Bestandtheile zu viele wurden und die Bundesstaaten im Diminutiv auftraten, da hat man sie sammt und sonders in eine Masse gedrängt und in den Hintergrund geschoben: die Reserve-Division wird zwar nicht sowohl als die Hoffnung des Vaterlandes zu betrachten sein, wenn Alles verloren ist, aber sie wird demungeachtet ihren Zweck erfüllen, wenn sie dem Siege den gehörigen Nachdruck zu geben, in's Feld beordert wird.

Somit iſt auch für die Concentration der Bundes-Armee möglichſt geſorgt, und zwar in der Weiſe, daß Oeſterreich und Preußen den Mittelpunkt dieſer Militair-Verfaſſung bilden, die ſchwerlich jemals von fremden Bajonnetten geſtürzt werden kann, um ſo weniger, wenn ſie immer mehr im Volke feſten Fuß faſſen, und die Verſchmelzung militairiſcher Tendenzen mit nationalen feſthalten wird. Die Reihefolge der verſchiedenen Diviſionen findet in der Weiſe ſtatt, wie ſie oben angeführt ſind; nächſt Oeſterreich und Preußen bildet alſo Baiern den Kern der Bundes-Armee, und wenn man die ganze Zuſammenſtellung überſieht, ſo wird man bald gewahren, daß die katholiſchen Elemente dieſes Heers die proteſtantiſchen überwiegen, um ſo mehr, wenn man ſelbſt auf Preußen eine verhältnißmäßige Anzahl Katholiken rechnet. Ich führe dieſes Verhältniß nur aus dem Grunde an, weil neuerlich Religionsfragen in den Vorgrund der Discuſſion getreten ſind. Wenn hier, wo doch theilweiſe die Intereſſen der einzelnen Staaten ſich an die Entſcheidung ſolcher Fragen in dieſem, oder jenem Sinne knüpfen, die Majorität der Katholiken auch in der Bundes-Armee nicht einmal Befürchtungen erregen mag, ſo kann man daraus wiederholt den feſten Standpunkt der Politik des deutſchen Bundes erklären, der, trotz aller Wirren der Partheien, den Völkern die Friedenspalme vorhält und auch hier

beweiſt, wie ſehr ihm daran liegt, in ruhiger Entwickelung die Höhe des Jahrhunderts zu erreichen und die Entſcheidung über alle Lebensfragen auch dem Leben zu überlaſſen, d. h. der Zeit und der Vernunft. Somit würde man auch gewiß ſehr Unrecht thun, die diesjährige Reiſe des Kaiſers Nicolaus nach Berlin und nach Töplitz in dem Sinne zu erklären, als wolle man dadurch dem Proteſtantismus einen beſonderen Nachdruck geben. Der deutſche Proteſtantismus iſt mit Aufklärung gleichbedeutend, und in dieſer Hinſicht wird er an dem Jahrhundert, woran ſich die Völker nicht nur, ſondern auch die Fürſten lehnen, die beſte Stütze finden, eine weit zuverläſſigere, als an Rußland? Wenn man aber meint, die Fürſten könnten die Cölner Frage aus einem beſonderen und von den Völkern iſolirten Geſichtspunkt, als bloße Regierungsangelegenheit, betrachten, ſo beweiſet man eben dadurch, wie wenig man die Beziehung der europäiſchen Mächte zu den Völkern begriffen hat. Sie ſtehen nämlich inmitten derſelben, ſie werden die Ereigniſſe, die ſich hier entwickeln, mit Weisheit entweder beſeitigen, oder zum Ziele leiten dürfen, aber ſie werden im Leben nicht aus den Fragen der Zeit Cabinets-Fragen machen wollen. Uebrigens haben die Diplomaten Preußens und Oeſterreichs neueſter Zeit Friedrichs Worte, die er 1769 zu Neiſſe an Joſeph richtete: „Nos maisons ont été trop longtemps ennemies, l'interet

national est de s'entre séconder, au lieu de s'entre détruire" gewiß im richtigen Sinne aufgefaßt; denn welche Absicht auch Friedrich mit dieſen Worten verbinden mochte, und ich glaube, er verband zunächſt keine nationale damit, ſo muß man doch dahin gekommen ſein, ſie wörtlich zu verſtehen. Cabinetspolitik ſoll nicht durch ſie ausgeſprochen, oder kann vielmehr jetzt nicht in ihnen geſucht werden, und was Deutſchland betrifft, ſo ſind ſie — wie die Sachen nun ſtehen — die einzige Garantie ſeiner Zukunft. Nur muß man ſich verſtehen und Dinge, die am Ende bloß formelle Scheidungen ſind, durch Voreiligkeit nicht zu weſentlichen machen. Die öſterreichiſche Politik in Betreff des deutſchen Bundes wird ſich ſchwerlich durch hierarchiſche Tendenzen verleiten laſſen, von der feſtgeſetzten Richtung abzuweichen, aber die preußiſche wird auch nicht durchweg in den Grundſätzen der katholiſchen Kirche hierarchiſche Tendenzen erblicken dürfen. Wenn aber, trotz dem, Spaltungen in den Völkern durch Katholicismus und Proteſtantismus ſich ereigneten — was freilich nimmermehr geſchehen wird — ſo würde Rußland nie eine Brücke darüber bauen können; denn Rußland wird ſich nie zu den nationalen Sympathien deutſcher Völker herablaſſen können, ſelbſt wenn es ſie auch begreift; es wird den Proteſtantismus ſtets nur als die Stütze Preußens betrachten, nicht aber als die Stütze deutſcher Cultur

und deutscher Entwickelung. Dazu aber hat der neue Glaube uns doch zu viel Blut gekostet, als daß er nun zu einer bloßen Regierungssache gemacht werden könnte. Ich muß es hier wiederholen, die Weisheit der Politik des deutschen Bundes, die den Frieden Deutschlands als die Grundlage von Deutschlands Zukunft betrachtet, macht die Majorität des Katholicismus auch unter den Waffen gefahrlos; aber gesetzt, es könnte hier von keiner Weisheit die Rede sein, so würde doch schon die Klugheit, erkennen, daß man den Protestantismus nie und nimmermehr in die Schranken fordern dürfe; er möchte sonst leichtlich über Nacht das, was die Reformation versäumte, nachholen. Wie gesagt, solche Motive werden die Regierungen, auch ohne eine russische Intervention, bestimmen, auf dem bisherigen Pfade fortzuwandeln.

Wie nun der deutsche Bund in mannichfacher Hinsicht nicht nur die Interessen des Gesammt-Vaterlandes vor Augen gehabt hat, sondern auch die der einzelnen Vaterländer, so hat er diesen Gesichtspunkt auch in Betreff der Militair-Verfassung festgehalten. Es ist bekannt, daß in den alten Reichszuständen jeder Duodez-Regent ein Contingent zu seinem Vergnügen auf den Beinen hielt, dessen größter Vorzug und Heldenkraft aber eben in den Beinen zu suchen war und das dem Lande Hunderte und Tausende kostete, wenn es dan Vaterlande, dem eigentlichen

Vaterlande, nicht einen Groſchen einbrachte, will man nicht Schimpf und Schande mit in Rechnung ſtellen. Dieſe Contingente, die aus Obriſten, Officieren und nebenbei auch aus Gemeinen beſtanden und gewiſſermaßen Bediente von Bedienten waren — denn Sereniſſimus diente meiſtentheils einer Großmacht und mußte deshalb, um die Wonne des Herrſchers zu empfinden, die in jener Zeit hauptſächlich in dem Militair und den Uniformen geſucht wurde, eine Kleinmacht unterhalten — ich ſage, dieſe Contingente ſind nun alleſammt, zum Heile aller guten Unterthanen, Antiquität geworden, und noch mehr, als Antiquität, eine Lächerlichkeit, die man, bloß aus geſundem Menſchenverſtand, ſelbſt in nicht conſtitutionellen Staaten nicht wieder hervorſuchen wird. In conſtitutionellen Staaten aber wird man dem Kriegs-Miniſterium nur die für das geſetzliche Contingent nothwendigen Koſten bewilligen. Mit einem Worte, wir befinden uns eben durch die Bundes-Matrikel in der Lage, daß wir gegen alles Soldatenſpiel ſicher ſind, obwohl man ſelbſt im Schooße des Bundes darauf angetragen hat, die Bundes-Armee in Friedenszeiten auf die Hälfte herabzuſetzen und ſich auf ein Landwehr-Syſtem zu verlaſſen. Allein dieſer Antrag ging von einem kleineren Staate aus, und zwar wurde er vor den neueſten Ereigniſſen ſeit 1830 geſtellt, wo man an eine ruhige Entwickelung in Europa eher glauben mochte.

Nun aber werden jene den Bund eine neue Stellung gelehrt haben, und im Uebrigen kann derselbe ein Landwehr-System, das jedem einzelnen Staate überlassen sein muß, nicht wohl controliren, ohne sich mehr in die inneren Verhältnisse einzumischen, als für rathsam erachtet wird. Somit nimmt man an, das stehende Heer solle der Kern sein, um welchen sich die Landwehr als Fleisch ansetzt. In den Jahren dreizehn und vierzehn war freilich die Landwehr der Geist der Schlachten, wenn schon die Franzosen fühlten, daß dieser Geist auch von tüchtigem Fleisch und Bein war. „Et flutscht better!" riefen die pommer'schen Regimenter an der Katzbach und ihre Kolbenschläge waren der beste Ausdruck deutscher Nationalität, ihnen lag kein Exercitium und keine Kriegskunst zum Grunde, sondern nur der Enthusiasmus eines Volkes, den ich, was zukünftige Schlachten betrifft, für den einzigen Kriegsgott halten werde. Daß wenigstens die Strategie, ein deus ex machina, ein Gott aus Scharfsinn und Raffinement, und kein lebendiger Gott, sich zu jenem, wie Heidenthum zu Christenthum verhält, glaube ich nunmehr mit Bestimmtheit annehmen zu können. Man sollte deshalb — wie gesagt — vor allen Dingen bemühet sein, auch in den stehenden Heeren nationale Sympathien zu nähren, und Ideen zu wecken, die über den Paradeplatz hinaus liegen, auf daß im Falle der Noth die Landwehr und

National-Miliz hier in der That einen Kern und keine Flügelmänner vorfinde. Freilich gehört dazu nicht nur Einverständniß zwischen Regierenden und Regierten, sondern auch der Ausdruck eines solchen Einverständnisses durch Verfassung.

Der Oberfeldherr der Bundes-Armee wird von dem Bunde ernannt werden, wenn er Noth thut, wozu übrigens jetzt noch keine Aussicht ist, da man den Frieden über Alles achtet.

Bundes-Festungen sind Mainz, Luxemburg und Landau. Mainz wird von Oesterreichern und Preußen vertheidigt, Luxemburg von Preußen, und Landau von Baiern. Man hatte bei Errichtung dieser Festungen nur eine Schutzwehr gegen Frankreich vor Augen und mochte sich sonst gegen alle Welt sicher wähnen. Dazu kam auch noch der Umstand, daß die Grenzen des deutschen Bundes gegen Osten und Norden denselben nur von den Bestandtheilen Preußens und Oesterreichs scheiden, die selbstständige Staaten bilden, und gegen die man nicht wohl Bundes-Festungen errichten konnte. Nach dieser Seite hin muß man sich also ganz und gar auf jene Mächte verlassen, die jetzt allein zwar nicht dem alten Erbfeinde der Christenheit, aber doch Rußland gegenüberstehen. Aber selbst im Westen und Süden ist unsere Festungslinie noch dünn und zerbrechlich; der Ober-Rhein ist, bis auf Landau, ein offenes Thor, und

wenn man früher noch von anderen zuverläſſigeren Befeſtigungen ſprach, ſo ſind dieſelben vorerſt alle ad acta gelegt worden, mit Ausnahme jener Vertheidigungslinie, die Preußen auf eigene Hand von Jülich bis Ehrenbreitenſtein am Nieder- und Mittel-Rhein etablirte. Mittlerweile haben ſich freilich die Verhältniſſe ſehr geändert, die alten nationalen Antipathien zwiſchen Deutſchland und Frankreich ſind, wie Nebel an der Sonne, vor den Strahlen des jungen Tages zerfloſſen; aber wenn wir einmal von einem Vertheidigungsſyſtem reden, ſo dürfen wir, ſelbſt ohne Strategen zu ſein, die Feſtungen als das weſentlichſte Moment deſſelben anſprechen, vorausgeſetzt nämlich, daß ſie beſſer vertheidigt werden, als in jener Zeit glorreichen Andenkens, wo man über Nacht und, wie es ſcheint, nur aus Bequemlichkeit ein Bollwerk nach dem andern übergab, denn Feſtungen thuen es freilich nicht, ſondern der Geiſt in ihnen. Aber damals ſtand der Geiſt vor ihnen und von ihm hieß es von Neuem: veni vidi vici; ja, ich glaube, er würde, ſelbſt wenn die allerneueſte Bomben-Erfindung, deren Geheimniß in der preußiſchen Armee enthalten ſein ſoll, damals ſchon bekannt geweſen wäre, dennoch das alte Symbol geltend gemacht, und den Sieg mit den Augen errungen haben, ſintemal die Begeiſterung durch keine Bomben erſetzt und die Demoraliſation durch keine Bomben gut gemacht werden kann. Wenn ich deshalb heut

zu Tage feuerfeſte Caſamatten erbauen ſehe, ſo denke ich zunächſt daran: werden ſie einſt von herzensfeſten Männern vertheidigt werden? eine Frage, für deren Bejahung freilich viele Anzeichen ſprechen, deren zuverläſſige Entſcheidung aber doch nur von dem Moment abhängen wird, wie damals, als ganz Deutſchland über Nacht in die Uniform gerieth, als die Reveille der neuen Zeit nicht auf Trommelfellen geſchlagen wurde, ſondern gleichſam auf liebeeinigen und thatentflammten Herzen, als Gott ſelbſt das Commandowort ſprach und die Idee des Bundes die Form des Bundes und der Geiſt des Militairs die Militär-Verfaſſung erſetzte.

Viertes Capitel.

Die innere Einheit Deutschlands. — Bemerkungen über den National-Charakter der Deutschen. — Volk und Pöbel. — Die deutschen Gelehrten in ihrer Stellung zum Volke. — Haben wir eine ausgebildete öffentliche Meinung? — Die Tugenden der Deutschen. — Tacitus und Hofrath Thiersch. — Der Befreiungskrieg und das Nationalkleid. — Herr Genz. — Die deutsche Jugend. — Herr Clauren und die deutsche Nation. — Deutsche National-Dichter im Verhältniß zur Nation. — Würde Deutschland seine Cultur und die Reinheit und Einfachheit seiner Sitten durch Concentration eingebüßt haben? — Einige Bemerkungen über die Ursachen unserer Fehler. —

Ich konnte die äußeren Merkmale der Einheit Deutschlands, so bekannt sie auch sein mögen, des Zusammenhanges wegen nicht wohl übergehen; untersuchen wir jetzt die inneren. Freilich habe ich schon die Spaltungen in dieser Hinsicht angedeutet; ich habe die Unterscheidungen des Nord- und Süddeutschen hervorgehoben, auf die kirchlichen Trennungen hingewiesen, den Local- und Territorial-Patriotismus, die liberalen und conservativen Abzeichen; allein nichtsdestoweniger kann sich doch eine

feſte Grundlage, ſelbſt ein National-Charakter ermitteln laſſen, von welchem jene Dinge Ausnahmen ſind, Zufälligkeiten, acute Krankheiten. Der Organismus der Nation kann in der That geſund ſein.

Hier muß ich nun leider gleich anfangs bemerken, daß die Deutſchen das Wort Volk ſelten in höherer und höchſter Bedeutung verſtanden haben. Haben wir nicht aus dem franzöſiſchen peuple Pöbel gemacht? Gibt es eine Sprache von Griechenland und Rom*) bis auf die neueſte Zeit, die dieſen Begriff aufzuweiſen hätte? Wenn man mir allenfalls entgegnen möchte, die franzöſiſche Revolution wäre die Urſache des deutſchen „Pöbels," ſo bewieſe das doch nur, daß man in Deutſchland ſich im Ganzen und Großen nie zu den tieferen Beziehungen dieſes Ereigniſſes, das in der That nur einer Nil-Ueberſchwemmung glich, herabgelaſſen hat. Aber das Wort Pöbel iſt weit älter, als die franzöſiſche Revolution; und wir können uns auch nicht damit entſchuldigen, daß wir es urſprünglich nur in einer beſſeren Bedeutung angewandt haben, etwa wie jene Gueuſen, die ſich mit Stolz alſo nannten, und den Bettelſack als ein heiliges Symbol betrachteten, als ein Symbol der Freiheit

*) Man wird nämlich zugeben müſſen, daß das römiſche plebs eine politiſche Bedeutung hat und keineswegs aus Verachtung zuſammengeſetzt iſt.

und Unabhängigkeit, als die Standarte im Kriege der Niederlande gegen Spanien. Aber gesetzt auch, das Wort Pöbel sei moralisch, wie ethymologisch zu rechtfertigen, welchen Begriff verbinden wir denn mit dem Worte Volk, im Gegensatze zu dem Pöbel, kurz was ist Volk, was Pöbel in Deutschland? Wir werden uns nicht lange zu besinnen haben in Betreff einer Antwort auf den einen Theil der Frage, wir können sagen: ein deutsches Volk war vorhanden, als es dem Kampf gegen den „Usurpator" galt, in den „verhängnißvollen" Jahren dreizehn und vierzehn, wie es vorhanden war einst, als Arminius den Varus schlug; sprach nicht Friedrich Wilhelm von Preußen in seinem Aufruf Preußens: „An mein Volk," und wurde dieses „An mein Volk" nicht in der ausgedehntesten Beziehung, man könnte sagen, in einer nationalen verstanden? Gewiß das deutsche Volk wird allenthalben vorhanden sein, wo es sich um große und edle Tendenzen handelt und die Fürsten seiner zur Erreichung derselben bedürfen. Aber ich fragte auch: was ist Pöbel in Deutschland? und die Antwort hierauf ist schon nicht so leicht; denn wer dem Gange der neuesten Ereignisse einigermaßen gefolgt ist, wird erfahren haben, daß man hier je, nach den Erfolgen, manches dem Volke zuschrieb, was dort dem Pöbel zur Last gelegt wurde, daß in Zeitungs-Berichten von Excessen des Pöbels die Rede war und von der

Freude eines treuen Volks am Tage der Verfassung, und doch standen jene Excesse, wenn auch in nothwendigen, doch in zufälligen Beziehungen zu diesem Tage. Wäre Frankreich Deutschland gewesen, oder hätte man in der französischen Sprache einen Begriff, wie Pöbel, so hätte es schon geschehen können, daß, wenn auch nicht im ersten Augenblicke des Enthusiasmus, doch später dem Pöbel die Barricaden und die Gefechte am Louvre und auf den Boulevards zugeschrieben worden wären, dem Volke aber die Charte und der Bürgerkönig, jetzt aber kann man solche Unterscheidungen nicht anwenden, man muß die Gräber einiger Pariser Gamins in der Nähe des königlichen Pallastes noch immer dulden und ihre Namen auf jenen Tafeln im Pantheon, das die Inschrift trägt: den großen Männern das dankbare Vaterland; ja man darf selbst in Betreff jener weniger erfolgreichen Kämpfe in der rue Transnonain und im Cloître St. Merry nur von Republicanern reden, aber nicht von Pöbel, denn über allen jenen Vorfällen schwebt der feste und heilige Begriff des Volks, der keine willkürlichen Deutungen und Unterscheidungen zuläßt, in keinem Falle aber eine Verachtung.

Ich wollte mit dem Vorstehenden nur beweisen, daß die Begriffe Volk und Pöbel nicht sowohl durch die öffentliche Meinung festgestellt werden, als durch Zufälligkeiten, daß es keinen sicheren Maßstab für sie gibt,

ja daß heute Ergebnisse auf die Rechnung des Pöbels kommen, die vor einem Jahre vielleicht dem Volke vindicirt worden wären. Schlimm aber bleiben solche schwankende Begriffe immer, soll man über einen National-Charakter entscheiden, der doch zunächst der reinen und unentstellten Unterlage des Volks bedarf.

Man wird also schon zugeben müssen, daß man es in Deutschland mit dem heiligsten und unveräußerlichsten Rechte des Volks, ich meine mit dem Rechte der Entscheidung: was ist Volk und was ist nicht Volk? sehr oberflächlich genommen hat. Wenn der Begriff nicht einmal feststeht, wie soll sich das Wesen ausbilden, der Charakter!

Seltsam genug stoßen wir auch in der deutschen Geschichte fast gar nicht auf großartige Momente des Volks, die sofort und ohne gelehrte Erklärung, als solche in die Augen treten. Zur Zeit des Freiheitkampfes im Teutoburger Walde und zu der der Reformation kannte man zwar noch nicht jene feine Unterscheidung zwischen Pöbel und Volk, aber sieht es nicht fast aus, als hätte man sie gekannt. Nur um sich vor dem Pöbel auszuzeichnen, warteten sicherlich die Cherusker so lange mit der Befreiung Deutschlands, bis Arminius und die verbündeten Fürsten das Volk zu den Waffen riefen, sie, die bis dahin selbst in den Armeen der Sieger

gedient, ihren freien ariſtokratiſchen Nacken dem Joche des römiſchen Despotismus gebeugt hatten. Und warum warteten die Cherusker ſo lange? Vermuthlich nur, weil es ſchon damals für pöbelhaft galt, ein fremdes Joch, ohne Conſens der Erſten des Volks, abzuſchütteln. Daß Luther aber bereits den deutſchen Pöbel von dem deutſchen Volke zu unterſcheiden wußte, geht unzweifelhaft aus ſeiner Anſicht über den Bauernkrieg hervor, die der Nachwelt vorliegt. Man könnte ſomit faſt behaupten, das Volk ſelbſt entſcheide nicht nur nicht über Volk und Pöbel, ſondern es hätte auch der Ariſtokratie und den Gelehrten die Entſcheidung darüber in die Hände gegeben.

Wer ſind denn dieſe Ariſtokraten und Gelehrten im Verhältniß zur Nation? Die Beziehungen jener liegen ziemlich auf der Oberfläche unſerer Geſchichte und es würde überflüſſig ſein, ſie weitläuftig nachzuweiſen; die Beziehungen dieſer aber ſind verſteckt hinter einer Aegide, die noch bis auf Börne, und da dieſer leider in ſeinem witzig-humanen Fieber-Patriotismus die Göttinger Bibliothek verbrennen wollte, welche jetzt auf eine weit harmloſere Weiſe unſchädlich gemacht wird, auch noch nach ihm, bis auf dieſe Stunde die Augen des Volks blendete, ich meine die Reformation. Unſere deutſchen Gelehrten haben nämlich das deutſche Volk verhindert, daß es ſich je klar geworden iſt, und ſie haben es nur

dadurch verhindert, daß sie fortwährend behaupteten, wir sind von der Aufklärung geboren, wir allein müssen die Aufklärung fortpflanzen, und mischt Ihr Euch hinein, so wird es nur Bastarde geben, aber keine natürliche Descendenz Luthers, kein reines Blut der Reformation. Bis auf die neueste Zeit hat man diesen Grundsatz festgehalten, man hat sogar den Enthusiasmus des Volks für die Bewegung neuester Zeit einen „beschränkten Liberalismus" genannt, und durchaus nicht deshalb, weil in der That hier Esel neben dem Löwen das Wort führten, sondern nur weil man ohne „jus belli ac pacis," ohne „deutsches Privatrecht," ohne „Völkerrecht," ohne Justinian und Papinian, ohne Institutionen, Pandecten, Codex und Novellen, ohne Hegel und Philosophie einer Schule eine ganz natürliche, aber häufig unwiderstehliche Logik entwickelte. Das Wort populär ist dergestalt in schriftstellerischer Beziehung fast Schimpfwort geworden, und jene Gelehrten, die sich der Bewegung anschlossen, dankten Gott gewiß aus innerster Seele, als ihnen Frankreich das Wort doctrinair zur Unterscheidung von der liberalen Unwissenheit neuester Zeit an die Hand gab, man konnte sich nun wenigstens bei der Facultät entschuldigen, wenn man sich mit der Menschheit befaßte; denn der wissenschaftliche Gesichtspunkt wurde festgehalten und man mochte überzeugt sein, daß mit der Zeit alle Interessen des Jahrhunderts

wieder in das ebene Gleis gelehrter Unverständlichkeit zurückgeführt werden würden.

Außer in jener Weise wurde die Gelehrsamkeit auch durch ausdrückliche Bestimmungen in Beziehungen zu dem Volke gebracht. Jeder, der eine Anstellung im Staate beabsichtigt, muß durch ihre Hände gehen, sie wurde somit der Mittelpunkt des Staatslebens, wie sie bereits mit dem Eintritt der Reformation der Mittelpunkt des Volkslebens und bald darauf sogar das Surrogat desselben geworden war. Ich werde die Stellung der deutschen Gelehrsamkeit zum Staate bei den Universitäten ausführen, hier frage ich nur: weshalb muß jeder Untergerichts-Secretarius das Universitäts-Triennium bescheinigt haben? Würde er nicht das Anstellungs-Examen nach mäßigem Studium einiger juristischen Compendien eben so sicher und zuverlässig überwinden, als wenn er Jahre lang vor dem Katheder dieses, oder jenes gelehrten Professors gesessen und dessen Worte nachgeschrieben hat, ohne jemals dessen Geist zu begreifen? Daß die Universitäten darunter gelitten haben, daß sie aus dem Gesichtspunkt freier Lehranstalten unter den von Schulen, deren Perspective künftiger Broderwerb ist, gebracht worden sind, wird kaum zu widerlegen sein; ob aber der Staat durch den Mechanismus der Facultäten, die in diesem Falle wenigstens zunächst an das Ministerium des Unterrichts verwiesen

sind, und nicht an die Jovisentzugte Göttin befördert wird, möchte auch noch zu bezweifeln sein. Oder hält man etwa dafür, daß sich der Beruf eines Candidaten für den Staatsdienst durch ein juristisches Examen erweisen lasse? Nein! man sollte auch ohne Universitäts-Triennium zu Staatsämtern gelangen können; eine politische Bildung, eine umfassende politische Bildung kann der Jurist z. B. unmöglich binnen drei Jahren auf Universitäten erlangen, und doch bedarf er ihrer zu höheren Staatsämtern. Oder will man nur auf die Form halten? Mir scheint es vielmehr, daß man den Werth der Gelehrsamkeit, dem Volke gegenüber, nur zu gut begriffen hat, sie soll nicht bloß cultiviren, sondern auch alle bösen Säfte ableiten und unschädlich machen, mit einem Worte die Theorie stets vor die Praxis stellen. Natürlich hat die Gelehrsamkeit noch mehr durch die Stellung, die ihr von Amtswegen eingeräumt ist, der Masse imponirt, als durch die natürliche, welche ihr durch die Reformation zu Theil geworden war. Sie maßte sich, neben der Bildung des Volks, die ihr zukam, die sie aber nur einseitig und unter Bedingungen bewerkstelligen durfte, die Bevormundung des Volks an, indem sie die öffentliche Meinung von sich abhängig zu machen suchte.

Oeffentliche Meinung! Ich habe bereits in der Einleitung behauptet, es sähe mit unserer öffentlichen

Meinung sehr bedenklich aus: wir sind zum mindesten nicht zu einem klaren Begriff der öffentlichen Meinung gelangt, eine ausgebildete öffentliche Meinung aber existirt gar nicht in Deutschland, ich meine nämlich eine Norm, die man auf eine bestimmte Zeit als den Ausdruck der Volksstimmung ansehen könnte. Zu einer solchen Stimmung bedürfte es vor allen Dingen einer Stimme, und gesetzt auch man — ich meine das Volk — hätte, trotz aller intellectuellen Bevormundung, eine solche, so würde man sie doch nicht gebrauchen dürfen. In Deutschland liegt nämlich in dem Worte Gedankenfreiheit nichts Anderes als das Sprüchwort: „Gedanken sind zollfrei," wir dürfen es nur in dem beschränktesten Sinne deuten. Eine öffentliche Meinung aber in diesem Sinne, eine öffentliche Meinung ohne Ausdruck, ohne Mittelpunkt, wie ihn z. B. England und Frankreich in der freien Presse besitzen, ist beinahe so gut, wie keine öffentliche Meinung. Wie soll sie sich mit dem Leben — und darauf kömmt es ja doch nur an — vermitteln, wenn nicht durch die Discussion. Die Journalistik, dieser Nerv der öffentlichen Meinung, ist in Deutschland nur geduldet, einmal von Staatswegen und dann wieder von den Gelehrten, die mit ihrer Weisheit nie in den Vorgrund der Ereignisse treten mögen, in die Verhandlung der Tagesfragen, sondern es vorziehen, während des Platzregens, große Wasserbehälter auszusetzen, in

welche sie die Geschichte tropfenweise auffangen, um dieselbe späterhin, wenn die Sonne wieder scheint, zu sich ins Zimmer zu holen, sie zu destilliren, zu reinigen und nach Belieben aufkochen zu lassen, zumeist aber in der Art, daß sie dem Volke nur lauwarm vorgesetzt wird. Mit einem Worte, unsere deutsche Gelehrsamkeit hält es für unanständig, sich in die Journalistik zu mischen, vielleicht auch für gefahrbringend, indem man den Menschen, die bei der Gegenwart hauptsächlich in Betracht kommen und bekanntlich von Fleisch und Blut sind, nie ungestraft mit dem anatomischen Messer der Wissenschaft zu nahe treten darf, wohl aber der Menschheit, die als Idee schon das Prokrustesbett der Philosophie und Geschichte verträgt und sich an Vergangenheit und Zukunft verweisen läßt, da sie keine Gefahr beim Verzuge läuft. Die Menschen würden freilich in diesem Falle fragen: „was haben wir von allen diesen Speculationen? gebt uns panem et circenses, gebt uns zu leben und Wohlfahrt. Um die Autorität nicht zu verlieren, beschäftigt sich deshalb unsere deutsche Gelehrsamkeit nie mit den Details der Gegenwart, nie mit den Fragen des Jahrhunderts, in welchem man lebt, sondern nur mit den Details der Vergangenheit, mit den Fragen jener Jahrhunderte, die bereits ad acta gelegt sind. Gewiß die deutschen Gelehrten haben die Nationalität des deutschen Volks, die das Leben und nicht den Ka-

theder als Basis bedurfte, nicht gefördert. Aber sie selbst bedauern, daß die Bildung der Deutschen sich nicht als „Blüthe eines gesunden Organismus des Volks" geltend machen könne und rechtfertigen somit die bisherige Weise. Liegt denn der Grund davon am Volke? Herr Ottfried Müller meinte es freilich in seinem Programm zur Säcularfeier, er behauptete, die Deutschen seien in dieser Hinsicht noch „Barbaren;" aber man wird bald einsehen, daß ein solcher Vorwurf ein Vorurtheil ist, denn einmal hat der Deutsche — wenn der Ausdruck erlaubt ist — einen Instinkt zur Cultur an und für sich, und dann ist es ihm nicht gestattet, die Bildung auf den „gesunden Organismus des Volks" zu pfropfen. Staatszwecke verhindern eine freie Bildung, wie sie z. B. Griechenland aufzuweisen hatte; denn ich habe schon an einem anderen Orte bewiesen, daß Socrates, wenn er auch den Giftbecher leeren mußte, ihn doch inmitten seiner Freunde und Schüler leeren durfte. Wenn man es nun auch der deutschen Wissenschaft Dank wissen muß, daß sie dem Volke ein Surrogat für die demselben entzogene freie Entwickelung der Bildung an die Hand gibt, so sollte sie sich doch hüten, demselben Volke deshalb einen Vorwurf zu machen. Vor allen Dingen aber sollte sie aus diesem durchaus ungegründeten Vorwurf keine Rechtfertigung ihrer gänzlich isolirten Stellung ableiten, denn sie hat

nie zu befürchten, daß die Wissenschaft, wenn sie sich unter das Volk begibt, in Deutschland zu Grunde gehen wird. Freilich hat Börne einmal gerathen, die Göttinger Bibliothek zu verbrennen und wenn man in diesem Rathe einen Ausdruck der öffentlichen Meinung finden könnte, so möchte man mit dem „Barbarismus" des deutschen Volks Recht haben, indeß auch dann nur in dem Falle, wenn man erweisen könnte, daß die deutschen Gelehrten zu solchem Fanatismus der Satyre nie die geringste Veranlassung dazu gegeben hätten. Börne schrieb seine Pariser Briefe auf dem Schlachtfelde; hinter einem deutschen Ofen würde er freilich bedächtiger geurtheilt haben. Ich muß hier wiederholt bemerken, daß die neueste Politik nur die Leidenschaften von der Geschichte abweisen will, nicht die Vernunft; die deutschen Gelehrten könnten also deshalb ungestört mit an dem Jahrhundert bauen helfen, wenn sie nicht gar zu viele Rücksichten nähmen.

Ich suche nach dem Volks-Charakter der Deutschen, und ich habe schon zugegeben, daß sie beharrlich, ausdauernd, zuverlässig und gemüthlich sind. Aber diese Tugenden und noch viele andere zersplittern sich in die Details des Privatlebens ohne Höhepunkt und nationale Anlehnung. Sie werden das deutsche Volk vor den Untergang bewahren, aber sie können es, unter Voraussetzungen, eben so klein machen, wie sie es, unter ande-

ren, groß machen könnten. Tacitus ſagte „nullos mortalium *armis* aut *fide* ante Germanos," und unſere kräftige, beharrliche und hoffnungsvolle Jugend wurde lange Zeit und faſt noch bis auf den heutigen Tag in dieſem lateiniſchen „Deutſchland" des alten Römers lateiniſch ſpazieren geführt, man ſchöpfte die claſſiſche Sprache davon ab, lernte große Redensarten und konnte gelegentlich das Maul voll nehmen, aber den Lehrern lagen nur humaniſtiſche Principien bei der Lecture des Tacitus vor, keine humanen, keine nationalen. Tacitus wollte das ſtolzeſte Volk der Erde an Deutſchland wieder zum Selbſtbewußtſein erheben; die Deutſchen ſelbſt aber verloren an eben dieſem „Deutſchland" des Tacitus ihr Selbſtbewußtſein, ſie lernten Latein daraus, bewunderten den gedrängten und ſchlagenden Styl in den Worten: „nullos mortalium *armis* aut *fide* ante Germanos," und wenn man irgend einen Fortſchritt verlangte, ſo ſprach irgend ein Schulmeiſter: „nullos mortalium armis aut fide ante Germanos" und man begnügte ſich mit dem, was man hatte; und dachte nicht mehr an das, was man mit dieſem, was man hatte, noch mehr erringen könnte. Freilich gab es zu Tacitus Zeiten noch keine lateiniſchen Schulen in Deutſchland und der Römer würde ſich gewaltig wundern, wenn er, aus dem Grabe zurückkehrend, vernähme, daß ihn ein Deutſcher, Hofrath Thierſch, jetzt gegen

dieſelben Deutſchen anwende, für die er einſt ſo trefflich geſchrieben hat, daß auch er als Beweis gegen die Realſchulen benutzt werde, er, der in ſeinem Deutſchland nur auf die Sache einging. Oder ſollte Tacitus wirklich nur deshalb „de situ, moribus et populis Germaniae“ geſchrieben haben, um den Römern eine Satyre auf ihren Verfall und ein Vorbild zu bieten, den Deutſchen aber nur lateiniſche Sprachſtudien zu hinterlaſſen? Sollte er uns ſchon als ein Muſter und ein Modell alles Guten und Edlen betrachtet haben, aber in Beziehung zu uns ſelbſt auf ewige Zeiten als Barbaren? Ich halte nämlich auch den Vorzug, den man einer todten Sprache vor lebendigen Reformen der Bildung gibt, für einen Barbarismus; denn man will uns doch nicht glauben machen, der heutige Humanismus vermittele uns mit dem lebendigen Geiſt der Alten, mit dem Enthuſiasmus ihrer Kunſt und Geſchichte? Als wenn es unſere Schulmeiſter dazu kommen ließen!

Der Befreiungskrieg war ein Höhepunkt und eine Anlehnung für alle jene Tugenden der Deutſchen, ſie konnten ſich an einen hiſtoriſchen Hintergrund reihen, ſie wurden von zwei gewaltigen Momenten getragen, von der Freiheit und der Nationalität. Aber worin ſprach ſich der Volks-Charakter aus, als die Waffen ſchwiegen? Man ließ ſich Nationalkleider machen; alle Philiſter trugen Barette mit den verſchiedenen Cocarden ihres

Landes, und ſelbſt die freien Hanſeſtädte, die ſich anfangs durch eine gemeinſchaftliche rothweiße auszeichneten, hielten es bald für angemeſſener den „Bremerſchlüſſel" an die Mütze zu heften, oder die „drei Thürme", oder den Adler, aber nicht den Reichs-Adler, ſondern jenen, welchen Karl IV. Lübeck verlieh. Die Gelehrten dagegen, wie z. B. Herr Gentz, benutzten die Richtung der Zeit, die nationale Richtung der Zeit zu ſelbſüchtigen Zwecken, zu einer Vermittelung mit einer guten Stelle, ſie ſchrieben, dem Auslande gegenüber, fortwährend von Freiheit und Nationalität, wie ſie dem Inlande gegenüber ſchrieben, iſt ſattſam bekannt. Nur die Jugend bewies ſich beharrlich, einig und enthuſiaſtiſch in der allgemeinen Nüchternheit, indeß war ihr Geſichtskreis beſchränkt, man hielt ſich an Formen, ſogar an alte Formen, und Leidenſchaft und Schwärmerei ſtörten das Gleichgewicht des Fortſchritts. Wer aber ſchrieb nach dem Befreiungskriege, nachdem die Fluth der nationalen Begeiſterung wieder in die localen und territorialen mit guten Ufern und Dämmen verſehenen Flußbette zurückgeleitet war, für das Volk, oder für die Gebildeten und für die Nätherinnen? Carl Heun unter dem wohlbekannten Namen Clauren. Und was ſchrieb er? Kartoffeln in der Schaale, Vorpoſten, Bräutigams aus Merico. Und welche Anerkennung fand er? Man wird ſie aus dem Vergißmein-

nicht und den Auflagen der Clauren'schen Muse so lange ersehen können, als es Leihbibliotheken geben wird. Neben Clauren gab es einen Tag, wie alle, Theater, Sängerinnen und Schauspieler und die Comoedie wurde den Deutschen so ganz und gar zur anderen Natur, daß Börne in zwei Bänden Theater-Recensionen eine Philosophie der Ereignisse schreiben mußte. Wer würde dieselbe sonst gelesen haben? Diejenigen, für welche sie nicht geschrieben war, aber im Leben nicht das Volk.

Würde man behaupten, dieser Zustand sei nur eine natürliche Erschlaffung gewesen, so möchte das am wenigsten für unseren National-Charakter sprechen; denn der Charakter soll nicht ermüden. Nun aber wird man sogar eingestehen müssen, daß die Anstrengung des Sieges im Leben nicht ein Volk erschlaffen kann. Wo soll man Thatkraft holen, wenn nicht in der That. Also weshalb wurde man so lässig und gleichgültig? Die Antwort liegt nahe: die Deutschen haben keinen politischen Charakter. Wer wird aber einen National-Charakter, ohne einen politischen Charakter definiren wollen? Daß wir von Norden bis Süden und von Osten bis Westen gewisse Tugenden und gute Eigenschaften aufzuweisen haben, wird den letzteren nicht erweisen, solches kann nur die Art und Weise, wie wir dieselben im Ganzen und Großen und zum Besten des Volkes geltend machen. Wie sollten wir das aber ohne

politiſche Neigungen und Tendenzen? Und doch, wir haben ja National-Dichter, wir haben Schiller, wollen wir Göthe nicht dafür gelten laſſen. Aber ich meine, Schiller iſt ſehr gut daran geweſen, daß er zu einer Zeit dichtete, wo man ſehr wenig an Nationalität der Deutſchen glaubte, und nichts dagegen hatte, wenn der Teufel an die Wand gemalt wurde. Das Volk würde Schiller nie gehalten haben, hätte die Polizei ſeinen Poſa verboten, ſeinen Verrina. Und wurde Schiller an der Nationalität der Deutſchen zum Dichter der Nation? Ich glaube, daß nur die Phraſen ſeiner Tragoedien von dort ſind, die Thaten holte er von den Göttern, wie einſt Prometheus das Feuer, und die Götter ſahen ein, daß dieſes Feuer nur eine Theaterſonne werden würde, und ſchmiedeten ihn nicht an den Felſen, ſondern machten ihn zum deutſchen Hofrath. Ich wollte nur ſagen, daß ich mir ſehr wohl einen National-Dichter ohne Nation denken kann, daß ſolches aber zweimal traurig iſt, einmal für die Nation und dann für den Dichter.

Herder hat uns eine „ungewordene Nation" genannt, andere aber haben erwieſen, daß wir gar nicht zu einer Nation beſtimmt ſeien, wir ſeien Markomannen, Ubier, Tungern, Thüringer, Katten, Hermunduren, Sachſen, Sueven, Vandalen, Longobarden, Cimbern, Teutonen, Franken, Wenden, Allemannen u. ſ. w.

gewesen, und wir müßten Oesterreicher, Preußen, Baiern, Hessen, Hannoveraner, Sachsen, Würtemberger, Braunschweiger, Oldenburger, Holsteiner, Mecklenburger, Bremer, Lübecker, Hamburger, Frankfurter u. s. w. nicht nur in der Form, sondern auch im Geiste und in der Wahrheit bleiben. Man sei sogar so weit gegangen, die deutsche Cultur an diese verschiedenen Bestandtheile zu knüpfen, man hat behauptet, die Einfachheit unserer Sitten rühre aus ihnen her, mit einem Worte, man hat die Tugenden der Deutschen ihrer Uneinheit zugeschrieben. Freilich hat die Verbreitung der Wissenschaft über alle Theile des gemeinschaftlichen Vaterlandes die Cultur hauptsächlich festgestellt, aber würde diese Verbreitung, selbst wenn wir formell eine Nation gewesen wären, unterblieben sein, würden Deutsche, die von Natur zur Cultur incliniren, diese der Concentration geopfert haben? Einen politischen Mittelpunkt hätten wir vielleicht in einer Hauptstadt gefunden, weniger einen revolutionairen, vielleicht auch einen geistigen; aber dieser geistige Mittelpunkt würde schwerlich je eine fruchtbare Insel im großen Ocean der Ignoranz geworden sein, wie z. B. Paris, sondern nur eine Herzader, die das Leben nach allen Theilen ausströmt und von allen Theilen Leben empfängt. Die Deutschen würden nie einem Despotismus in jener Weise von Paris gehuldigt haben, den wir übrigens, wollen wir unpartheiisch sein,

nicht als von der französischen Nation ausgehend betrachten müssen, sondern nur als ein Werk der Könige von Frankreich, die die Neigung des Franzosen zum Ruhm und zum Pomp für die Concentration benutzten. Man wollte die Leidenschaften fesseln und den Geist der Nation an den Triumphwagen der Monarchie spannen, und der Hercules der Aufklärung mistete nicht nur den Augias-Stall aus, sondern befreiete auch den Prometheus. Wenn wir aber die Reinheit und Einfachheit unserer Sitten nur in der Zersplitterung zu suchen hätten, so würde uns das wenig zum Lobe gereichen. Sie liegen auch in der That tiefer, man hat die alten Urwälder, die sich einst über sie wölbten, gelichtet, und die Sitten der Deutschen sind nicht verblichen an der Sonne der Civilisation, sie sind auf dem Divan dieselben geblieben, wie einst auf der Bärenhaut; man hat auch französische Leichtfertigkeit mit deutscher Schwerfälligkeit zu paaren versucht, und wir waren nach dem Befreiungskriege fast moralischer, als vor der französischen Revolution. Im Herzen sind wir seit Arminius dieselben geblieben, nur im Kopfe sind wir im Laufe der Begebenheiten klüger geworden, und wenn wir noch nicht klug genug sind, so liegt das nur daran, daß wir unbesehen Dinge glauben, wie die Vortrefflichkeit der deutschen Uneinheit. Die Form derselben ist — wie gesagt — politisch rathsam, aber diese Form sollte nie

dazu beitragen, den Geist zu bestimmen. Haben wir eine Nationalität dem Auslande gegenüber, so müssen wir auch eine Nationalität im Inlande behaupten. Und hier muß ich freilich zugestehen, daß die hannover'sche Frage eine allgemeine, eine nationale Theilnahme gefunden hat, obwohl man nicht läugnen kann, daß die Gelehrten und Professoren, an der Spitze jenes Ereignisses, dem Volke den ersten Impuls geben mochten.

Man mag es mir erlassen, die Vorzüge der Deutschen nach der Reihe aufzuzählen; sie sind zur Genüge bekannt und selten in einem Abriß der deutschen Geschichte, von Becker bis Kohlrausch, übergangen worden; jeder Schulmeister lehrt sie seine Zöglinge, obschon es besser sein würde, man lehrte sie gar nicht, sondern sie ständen offen und frei verzeichnet im großen Buch der Nation, im Leben des Volks, jedem erkennbar, auch ohne Commentar. Aber wenn ich somit die Vorzüge der Deutschen füglich übergehen kann, so will ich doch wenigstens versuchen, die Ursachen ihrer Fehler zu ermitteln; und da wird man denn bald zugeben müssen, daß eben die Zersplitterung in der früheren Weise, die beinahe nach des alten Juristen Bartholus Meinung zehn Menschen als ein Volk betrachtete, die Haupt-Ursache unserer Fehler ist. Woher z. B. kömmt unsere Ausländerei, wenn nicht von der Zersplitterung? Wir fanden nirgends in Deutschland einen Concentrations-

punkt und gaben uns eben deshalb allen Impulſen von außen hin. Woher kömmt jenes Sprüchwort: der Prophet gilt in ſeinem Vaterlande wenig, wenn nicht von der Zerſplitterung? Weil die deutſchen Propheten zunächſt Vaterländer zu erobern hatten, ſo konnten ſie nur mit Mühe und oft nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten, wie ſolches von Schiller gewiß iſt, zum Vaterlande gelangen. Dort maß man die großen Geiſter häufig nach der Elle und wunderte ſich, daß ſie Dichter werden wollten, oder Schriftſteller, da ihr Wuchs doch ganz und gar geeignet ſei zu einer Unterofficierſtelle in einem Garde-Regimente; hier lernte man ſie nur kennen, wenn ſie bereits oben auf dem Berge ſtanden. Wie viele aber gingen auf dem Wege zu den Sternen zu Grunde, wie wenige konnten in Deutſchland ausrufen: per aspera ad astra. Ich muß übrigens bemerken, daß ich nur deshalb im Imperfektum ſpreche, weil wenigſtens die Gegenwart nach einem Höheblick ſucht und ein deutſcher Fürſt, wie einſt der Kurfürſt von Heſſen, ſich z. B. nicht mehr wundern wird, daß ein Trommelſchläger im erſten Garde-Regimente Schauſpieler werden will; aber emancipirt haben wir uns von localen Rückſichten bei Beurtheilung unſerer großen, oder doch braven Männer noch nicht; denn ich hörte noch kürzlich auf meine Frage, weshalb man einen freiſinnigen Profeſſor an der Univerſität nicht in die

Stände berufe? die Antwort, der Mann sei ein armer Teufel, was so viel sagen will, als unbemittelt, eine Bezeichnung, die auch nur deutsch ist; denn in anderen Ländern versteht man unter „Mittel" etwas Anderes, als par excellence Geld. Der Franzose kann z. B. unbemittelt nur durch sans fortune oder sans biens übersetzen, er würde sich schämen, das Geld zu einem Begriff zu machen. Da ich aber einmal von dem Geldbegriff rede, so frage ich, wie hat er sich in Deutschland so vollständig ausbilden können, wenn nicht durch die Zersplitterung? Was hatten wir für höhere Interessen, als Handel und Industrie? Gewiß, sie sind vortrefflich, aber wir drückten uns bis zu dem allgemeinen Mauthverbande gegenseitig damit nieder, und vor Handel, Industrie und Gewinn gelangten wir nie zu nationalen Sympathien, wie wir vor localen und territorialen Sympathien nie zu einer Feststellung deutschen Handels und deutscher Industrie gelangten. Man könnte mir erwiedern, die Franzosen seien die gewinnsüchtigste Nation der Welt und die Engländer opferten ihren Handels-Interessen selbst den Himmel, geschweige denn die Erde; aber man wird zugeben müssen, daß die Franzosen sich selbst nie dem Gewinn unterordneten, und daß ein großer Bankier und ein größerer Patriot in diesem Sinne sprechen konnte: „Wir wollen doch sehen, ob das Haus Laffitte, oder das Haus Bourbon siegt," daß die

Engländer aber ihre Freiheit nie ihren Handels-Interessen opferten. Deutschen Handels-Interessen dagegen ist nicht nur die Gegenwart, sondern auch ein gutes Stück Zukunft Preis gegeben worden, und zwar nicht nur ein gutes Stück deutscher Zukunft, sondern auch europäischer. Wie ganz anders würde die Weltgeschichte stehen, wenn das Haus Rothschild, wie das Haus Lafitte gesprochen hätte. Aber die Rothschild sind Juden. Ich meine, sie sind es nicht mehr; sie mögen es in der Synagoge sein, in der Handelswelt sind sie es nicht mehr, sie sind dort so gute Christen, wie die andern, sie haben auch auf das neue Dogma hin, sie allein unter allen Juden, Zutritt in das Frankfurter Casino erhalten; denn die Nationalität wird in Deutschland stets den Geld-Interessen nachgeben müssen, die nur von der Unnationalität angeregt und unterhalten werden. Dieser Zustand macht es auch erklärlich, daß die Juden, trotz aller Unterdrückung und Verfolgung in deutschen Landen, so viel Vorliebe für Deutschland an den Tag legen, daß sie nicht auswandern dorthin, wo die Emancipation ihnen Heimath und Bürgerrecht gibt. Die Juden haben nämlich in der That noch immer nationale Sympathien, ihr Gemeingeist ist kein Partheigeist, und so wenig diese nationalen Sympathien, da sie keine politische Perspective verlangen, bei der Emancipationsfrage in Betracht kommen können, so bedeutsam sind

sie doch für meine Behauptung. Die Juden erkennen nämlich, daß Handels- und Geld-Interessen noch auf lange Zeit und ohne höhere Tendenzen der Wendepunkt der Deutschen sein werden und sie ziehen es vor, mit diesem Haupt-Momente ihrer Nationalität, die ja jetzt auf diese einzige Aeußerung beschränkt ist, in die Emancipation in Deutschland und in ein Volk einzutreten, das am Ende keine größeren politisch-nationalen Merkmale aufzuweisen hat, denn sie, als in einem anderen Lande in ein anderes Volk, dessen Politik durchaus auf nationalen Basen beruht. Hier werden sie als Juden nur in eine untergeordnete Stellung gerathen, während sie dort sich geltend machen und ihrem Nationalgefühle wenigstens die Genugthung der Ueberzeugung verschaffen dürfen, sie seien eben so reich und politisch angesehen, wie die Christen, in deren bürgerliche Gemeinschaft sie nun eingetreten sind, und — wie gesagt — das Alle, ohne daß sie aufhören müssen, Juden zu sein, wie z. B. in Frankreich, wo bereits jegliche Unterscheidung weggefallen ist.

Ich frage weiter, woher rührt unsere Rang-, Titel- und Ordenssucht, wenn nicht aus den Spaltungen der Deutschen? Man konnte sich an keine große Idee lehnen und man lehnte sich an kleine Dinge. Die kleinen Höfe bedurften eines Ansehens, und sie konnten es nicht wohlfeiler gründen, als durch Titel und Orden, die von

ihnen eben deshalb in das Herzblut der Nation übergingen, dasselbe schwächten und am Ende die gesunde Entwickelung des Bluts zu einer Wassersucht persönlicher Eitelkeit herabbrachten, weil dem öffentlichen und dem Volksleben jede kräftige, stärkende Nahrung entzogen war. Statt eines Nationalstolzes gab es seitdem Adels-, Rang-, Ordens-, Titelstolz, und welche Lächerlichkeiten! Man konnte nicht genug Prädicate auftreiben, um dieser Wuth zu genügen; sie erstreckte sich bis in die untersten Verhältnisse. Und wenn man jetzt klüger geworden ist, ist man auch besser geworden? Wird man sich nie von der alten Neigung verleiten lassen? Ich meine, wir werden erst dann diese Erbärmlichkeiten verachten, wenn wir den Maßstab dafür in dem Volke suchen müssen, in der ganzen Nation und nicht in der Bürgerschaft dieser, oder jener Residenz, oder Landstadt, wo jeder Einzelne sich lustig macht über Titel und Orden, die er nicht erhält. So lange die Eitelkeit der Einzelnen der Nation nicht untergeordnet wird, so lange wird sie immer den Ausschlag geben. Oder glaubte man etwa die französischen Minister hätten die „Excellenz" nicht angenommen, wenn die Nation nicht über Ludwig Philipp stände? Glaubt man etwa Herr Thiers, der in der That Baron sein soll, würde sich nicht Baron schreiben, wenn es die Nation gut hieße? Somit werden wir Deutsche wohl noch geraume Zeit an diesen

Schwächen zu leiden haben; denn wenn z. B. Herr Thiers sich nach der französischen Nation richten muß, was geht z. B. die deutsche diesen, oder jenen Geheimen-Ober-Finanz-Rath in irgend einem größeren oder kleineren Bundesstaate an, wird er doch in Groß- und Klein-Flachselfingen, in der Residenz und auf dem platten Lande als solcher anerkannt. Und wenn er reis't, hat dieser Titel in allen deutschen Städten und an der Table d'hôte mindestens Zuvorkommenheit zur Folge. Wir haben keinen National-Charakter, aber in den Fremdenbüchern ist die Bezeichnung: Name und Charakter von der größten Bedeutung sowohl für den Gastwirth, als für die Neugierigen, als für das Publikum, als für die Polizei. Je kleiner und charakterloser Staat und Stadt sind, desto mehr gibt man auf diesen „Charakter" der Fremden und Einheimischen. Und man sollte in der That über solchen Firlefanz hinweg sein, oder auch nur unter den bestehenden Verhältnissen hinweg kommen können! Ich habe übrigens bereits bemerkt, daß im Süden Deutschlands Titel und Orden weniger zu Scheidungen dienen und daß die Rangverhältnisse mehr im Staats-Calender und in amtlicher Hinsicht, als in der Gesellschaft gespürt werden. Ganz und gar aber kann man diese Dinge so wenig hier wie dort entbehren. Es fragt sich nur, wie sie mit dem soliden Charakter des Deutschen, der im übrigen durchaus kein theatralisches

Relief erträgt, in Einklang zu bringen ſind, und ich weiß dafür wieder keinen anderen Grund anzuführen, als die Hingebung an die Bevorzugten in der Geſellſchaft, die bis jetzt noch immer in allen unſeren Verhältniſſen den Ausſchlag gegeben haben. Ohne daß die Eitelkeit der Einzelnen in dieſen Bevorzugten eine Anlehnung fände, würde ſie, wenn nicht in dem Volke, doch in der Majorität der Einſichtsvollen zu Grunde gegangen ſein, ſo aber erhielt ſie gewiſſermaßen eine Unverletzbarkeit und eine Glorie der Majeſtät. Fürſten, Diplomaten, Gelehrte, Militär- und Civil-Beamte, mit einem Worte die Höhepunkte der deutſchen Nation gefallen ſich in Orden, und ſo viel Ehrenzeichen auch ſeit 1830 in Kurheſſen z. B. ertheilt wurden, ſo entſinne ich mich, trotz aller Gleichgültigkeit gegen ſolche Auszeichnungen, die in dieſem Staate in der That anzutreffen iſt, doch nur eines Mannes, der den Löwenorden mit Dank angenommen und ad acta gelegt hat. Es iſt der O. A. Gerichts-Rath Pfeifer, und nicht unwahrſcheinlich hat er auf die öffentliche Meinung Kurheſſens einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, ein Beweis, daß der Sache abzuhelfen geweſen wäre, wenn unſere großen Geiſter nur Hand anlegen wollten; aber ich behaupte, man könnte ſich eben ſo gut darüber verſtändigen, die Welt ausſterben zu laſſen, als Titeln, Rang und Orden

zu entsagen. In Göttingen z. B. sind die Professoren meist sehr unglücklich, wenn sie nicht wenigstens nach einem Prorectorate Guelfen-Ritter werden, und der berühmte Heeren legte das blaue Band desselben nur dann ab, wenn er in seinen geschichtlichen Vorlesungen über die Stiftung dieses Ordens sprach. Will man aber heut zu Tage die Opposition umstimmen, so ladet man sie an den Hof. Man könnte mir entgegnen, solches geschähe in Frankreich nicht weniger, indeß hier ist zu bemerken, daß solche Auszeichnungen dort nie die Masse bestechen, sondern nur die Einzelnen, die zu ähnlichen Resultaten angespornt werden mögen, während in Deutschland eben jene Masse davon ergriffen wird, ohne daß die Einzelnen besser sind, als in Frankreich.

Woher rührt unser Paß- und Bürger-Unwesen, wenn nicht aus den Spaltungen der Deutschen? Man kann häufig und wenn es irgendwie für nöthig gehalten wird, nicht ein paar Stunden reisen, ohne sich zu legitimiren, und will sich ein Bockenheimer *) längere Zeit hindurch in Frankfurt a. M. aufhalten, so wird er einen Heimathsschein beibringen und eine Fremdenkarte lösen müssen, während reiche Russen sich Jahre lang durch ihren einfachen Paß legitimiren, um im Mittelpunkte Deutsch-

*) Ein Kurhessisches Städtchen, eine Viertelstunde von Frankfurt a. M.

lands Studien im deutſchen Volksleben zu machen. Freilich iſt es bekannt, daß Päſſe nur eine Reiſeerſchwerniß für ehrliche Staatsbürger ſind, während ſie Spitzbuben und gefährlichen Leuten die Flucht bequem machen, aber man iſt demungeachtet bis auf den heutigen Tag nicht klüger geworden. Das Paß-Unweſen gibt unſerer Polizei den Anſchein, als ſeien die Reiſenden ihretwegen da, ſie viſirt, wenn Alles im Paſſe in Ordnung iſt in Gottes Namen ſo lange darauf los, als bis ſie durch Requiſitionsſchreiben aufmerkſam gemacht wird, ob aber das Signalement im Paſſe mit dem Fremden außer dem Paſſe übereinſtimmt, kümmert ſie nie. Man braucht nur einmal in einem Paß-Bureau gegenwärtig geweſen zu ſein, um die Unmöglichkeit einer ſorgfältigen Controle zu erkennen. Der Beamte, der mit dem Viſa beauftragt iſt, iſt von Handelsreiſenden, Handwerksburſchen und Lohnbedienten, die den ſogenannten angeſehenen Reiſenden den Weg erſparen, belagert, wie ſoll er vergleichen und unterſuchen. Freilich ſind dieſe Schwierigkeiten nur äußere, wir verlieren aber dadurch alle Theilnahme für fremde Zuſtände, wenn wir ſie ſo theuer erkaufen müſſen, und die Nationalität hat ſomit auch dieſe Scheidewand zu überſpringen, ſie wird hier in der That von der Polizei, und zwar von der unterſten, abhängig gemacht. Nun will ich zwar zugeben, daß ein allgemeines deutſches Bürgerrecht nicht möglich

iſt, aber für ein gegenſeitiges Fremdenrecht könnte doch in der Weiſe geſorgt werden, daß Deutſchland als die gemeinſame Heimath aller Deutſchen angeſehen würde und man zu einem temporären Aufenthalt außerhalb der Grenzen des kleinſten Staates nicht einer ſo ſpeciellen Legitimation bedürfte, wie ſolches jetzt wirklich der Fall iſt, oder gar Gefahr liefe, von Willkühr und zufälliger Laune abhängig zu werden. Fürchtete man Colliſionen mit den Fremden, zum Nachtheile der Einheimiſchen, oder des Staats ſelbſt, fürchtete man, daß wenn der fremde Deutſche etwa krank würde, oder ſtürbe, ſein Nachlaß nicht zu den Koſten der letzten Krankheit und zu dem Begräbniß hinreichen möchte, ſo könnte man dieſe Laſten ein für alle Mal dem Geburtsorte auferlegen, falls der Fremde nirgends angeſeſſen wäre, oder wäre er es, dem Orte, wo er Bürger war. Oder endlich, würden ſich dergleichen Fälle nicht compenſiren? Nützen alſo Heimathsſcheine mehr, als ſolche Beſtimmungen, die freilich nicht von den einzelnen Staaten, ſondern von dem deutſchen Bunde ausgehen müßten? Gewiß ein deutſches Fremdenrecht (sit venia verbo!) für deutſche Landeskinder könnte dieſer hohen Verſammlung noch größere Theilnahme zuwenden, als ſie ſich deren bereits erfreut. Möchte man es mit den Ausländern, ich meine mit den nicht deutſchen Ausländern, immerhin ſtrenger halten, aber den Inländern könnte man gewiß an die

Hand gehen, wenn sie sich über Volk und Vaterland unterrichten wollen, zumal da sie ja doch keinen Zuwuchs oder eine Uebervölkerung für Deutschland herbeiführen können, wenn ihnen freier Umzug von dem einen in den andern Staat gestattet ist und ein Aufenthalt, auf welchen sie als Deutsche Anspruch machen dürfen. Es hat mich tief ergriffen, wenn man russischen Titular-Staatsräthen, die sich nur zum Vergnügen im südlichen Deutschland umhertreiben, oder die Stimmung des Volks exploitirten, nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg legte wegen ihres Aufenthalts, während deutsche Schriftsteller, aus dem Norden, im Süden rücksichtslos von Ort zu Ort gehetzt wurden bis zur Heimath — wie man im Deutschen die Geburtsscholle heißt. — Und warum? Man braucht in solchen Fällen nie Gründe anzugeben; denn der Fremde aus dem einen Bundesstaate kann in dem anderen nur bittweise leben, man duldet ihn nur, er ist gegen Räuber, Diebe und Betrüger gesichert, aber nicht gegen die Polizei, die in Deutschland selten an Grundsätze gehalten ist. Wie gesagt, vom staatsrechtlichen Standpunkte aus und unter Berücksichtigung der Tendenzen, die die hohe deutsche Bundesversammlung wiederholt als die ihrigen bekannt hat, möchten gegen einen freieren Verkehr in Deutschland keine Einwendungen zu machen sein, und politische Motive, die ganz außerhalb der Nation liegen und sich nur

auf einen Argwohn gegen die Zeit und das Jahrhundert ſtützen, werden doch nicht als Entſcheidung benutzt werden können. Wir dürfen demnach auch hierin gewißnicht mit der Zeit, ſondern baldigſt eine Aenderung erwarten; denn die Conceſſionen in den „beſonderen" Beſtimmungen der Bundes-Acte, die ſogar den Anfang eines deutſchen Bürgerrechts bilden ſollten, beziehen ſich auf die Beſitzenden, und auf die Nichtbeſitzenden nur in ſo fern, daß ſie auswandern dürfen. Fürwahr man kann leichter von Deutſchland nach Amerika gelangen, als von Hamburg nach Altona, und doch wollen wir eine Nation ſein.

Woher rührt der verſchiedene Münzfuß, wenn nicht aus den Spaltungen der Deutſchen? War es nicht traurig, daß man im „Schwäbiſchen Merkur" leſen mußte: „Ich nehme die Coburger Sechskreuzerſtücke für voll an, in Zahlungen für meine Schwefelhölzer;" denn man hatte bekanntlich nur eine Friſt von vier und zwanzig Stunden zur Ablieferung des herabgeſetzten Geldes an die Coburgiſche Staatskaſſe geſtattet, eine Friſt die für Coburg ausreichte, die aber für die Staaten des vier und zwanzig Guldenfußes — ſelbſt unter Vorausſetzung von Eiſenbahnen — zu kurz war. Aber war man auch dieſen Staaten verpflichtet? Was ging es im Grunde Coburg an, daß man in Würtemberg, Baiern, Baden, Heſſen und Frankfurt a. M. den coburgiſchen Münzfuß

respectirte? Dieser Vorfall bewies die deutsche Nationalität in negativer Hinsicht.

Mit einem Worte, die inneren und äußeren Gebrechen Deutschlands knüpfen sich zunächst an die Grenzsteine. Wenn man nun auch überzeugt sein kann, daß die äußeren Gebrechen von der Bundesversammlung, die sich ja vor Allem die Einheit als Ziel gesteckt hat, beseitigt werden mögen, so muß man die Heilung der inneren freilich zumeist von dem Volke selbst erwarten, durch die geistige Vermittelung. Geistig wenigstens wird man sich von territorialen und localen Rücksichten emancipiren können; man wird sich solcherweise allmählig nähern, sich vereinen und am Ende in einem Mittelpunkte zusammentreffen, wie die Flüsse aus unbedeutenden Quellen und oft unmerklich durch verschiedene Länder und nach einzelnen Zusammenflüssen unaufhaltsam zum Meere strömen. Die politische Vermittelung der deutschen Völker kann freilich dagegen nur eine künstliche sein, sie wird sich zu ihnen kaum anders verhalten, wie die Canäle zu den Flüssen, dieselben müssen sorgfältig angelegt und sorgfältiger erhalten werden. Der geistigen Vermittelung liegt nicht nur Gott zum Grunde, durch Nationalität und Natur, sondern er leitet sie auch durch die Vernunft. Der politischen kann Gott zum Grunde liegen, er kann sie leiten, aber sie ist gegen menschliche Einflüsse nicht gesichert. Kurz wer die Canäle gräbt

kann sie auch vernichten, wer aber wird den Lauf der Donau zu hemmen wagen? Solches konnte nur jener Oesterreicher, der Steine in ihre Quelle warf und sich über die Verwunderung der Wiener freute, wenn nun die Donau bei Wien ausbleiben würde. Freilich strömt die geistige Vermittelung der Deutschen nicht nur durch die Jahre und Jahrhunderte, sondern auch durch die Irrthümer und Leidenschaften der Menschen, und wie die Flüsse auf ihrem Laufe zum Meere mag auch sie aus den Ufern treten und eintägige Verirrungen anrichten, aber sie wird auch befruchten und düngen und reifen, und das kann uns wegen ihrer augenblicklich verderblichen Aeußerungen, wie wegen ihres langen Laufes zum Ziele trösten.

Daß indeß die geistige Vermittelung der Deutschen in neuester Zeit vorzugsweise rascher dahinströmt, dem möchte sicherlich nicht leicht zu widersprechen sein, nicht weniger, daß sie in neuester Zeit nicht verheerend aus den Ufern trat, sondern nur alte Vorurtheile und Satzungen in ihren Strudel zog, neue Erscheinungen an's Ufer warf, und den alten Boden, den trocknen, dürren Boden historischer Thatsachen mit neuem Leben tränkte, ihn mild machte und weich für die weitere Erndte und für die Früchte, die eine spätere Generation als Bedürfniß ansprechen wird. Wenn wir nun schon solcherweise im Geiste immer näher

kommen und die äußeren Unterſcheidungen ſich immer mehr zum Formenweſen verflachen, ſo ſcheinen die Götter, die die Deutſchen ſehr wohl kennen, und die da wiſſen, daß dieſes Volk ein freiwilliger Tantalus iſt, wenn ihm nicht das junge Gemüſe des Frühlings gekocht und mit Saucen zubereitet auf den Tiſch geſetzt wird, ich ſage, ſo ſcheinen Götter, dem Deutſchen zu Liebe und zur Vermittelung der Theorie mit dem Leben, die Eiſenbahnen den Sterblichen geſchenkt zu haben. Sie werden ſelbſt die Gelehrten in's Volk geleiten, ſie werden dazu dienen, daß man alle Zuſtände an der Quelle erforſchen und aus eigener Wahrnehmung urtheilen kann; zumeiſt aber werden ſie dem Deutſchen behülflich ſein, ſich ſelbſt kennen zu lernen, indem ſie ihn im Fluge über die Grenzen geleiten und bequem und — was hier immer die Hauptſache iſt — wohlfeil, ſo wohlfeil, daß ſelbſt unſere Handwerksburſchen und Privatgelehrten die Locomotive werden benutzen können. Aber nicht nur über das Inland werden uns die Eiſenbahnen belehren, ſondern auch über das Ausland, das unſere Eitelkeit bis jetzt nur in ſeinen Schwächen copirte, daß unſer Geiſt nicht in ſeinem Geiſte erfaßte; wir werden dann einſehen, daß wir aus Frankreich und England manche Luxusartikel und Moden entbehren können, aber die Civiliſationsartikel werden wir begreifen und würdigen lernen. Mit einem Worte, die Völker werden zu einander kom-

nien, sie, die immer arm und betrogen sind, aber brav und guten Willens voll; und die Einzelnen, die Reichen, die ordentlichen Professoren, die von Amtswegen Reisenden, die alle eitel, schwach, einseitig und bestechlich sind, werden fürderhin nicht mehr den Ausschlag geben. Mögen wir Deutsche dann weniger erfinden, so werden wir doch das, was wir erfunden haben benutzen, mögen wir dann weniger studieren, so werden wir doch um so mehr leben. Wenn ich übrigens bemerkte, die Eisenbahnen seien ein Geschenk Gottes, so will ich, ohne den Engländern zu nahe zu treten, solches durch die Eigenschaft dieser Erfindung darthun. Sie ist nämlich unwiderstehlich, sie läßt sich nicht einmal von der österreichischen Grenze abweisen, wo sonst alles der Mauth unterworfen ist, ja der Gegensatz einer Eisenbahn im Auslande kann nur eine Eisenbahn im Inlande sein; Eisenbahnen lassen sich durch nichts Anderes widerlegen und bekämpfen, als durch Eisenbahnen. Könnte man hier ein Mittel erfinden, wie einst die Censur gegen die Presse, man würde vielleicht auch erst nach einigen Jahrhunderten zur vollständigen Entwickelung dieses Ereignisses gelangen, so aber, wie die Dinge nun stehen, muß die nächste Zeit schon die entferntesten Folgen desselben erkennen lassen.

Fünftes Capitel.

Die Stände. — Der Adel. — Hiſtoriſche Rückblicke auf dieſes Inſtitut. — Hoher und niederer Adel. Die Reichsunmittelbarkeit des niederen Adels. Die Ebenbürtigkeit. Der niedere Adel ſeit der Reformation. Junkerthum. — Des Verfaſſers Anſicht über Majorate und deren Folgen für den Staat und die bürgerliche Geſellſchaft. — Wird der Adel eine Zukunft haben?

Auffallen mag es immerhin, daß gerade in Deutſchland, wo doch in dieſer Hinſicht keine hiſtoriſchen Anknüpfungen vorhanden waren, ſich ein Inſtitut in der öffentlichen Meinung ſo ganz und gar feſtſtellen und faſt zu einer, mehr als ſpaniſchen Vollkommenheit ausbilden konnte, das mehr, als irgend ein anderes der geſchichtlichen Grundlage bedarf, da es die Vernunft als ſolche nicht anſprechen kann. Ich meine den Erbadel, der bei den germaniſchen Stämmen höchſtens in ſchwachen Umriſſen vorkam; denn hier gab es nur regierende Geſchlechter auf der einen Seite und Unfreie auf der anderen, zwiſchen ihnen aber keine Standesverſchiedenheiten, die von der Geburt abhängig geweſen wären.

Der Unfreie konnte frei werden und als ſolcher durch Verdienſt und vielleicht auch durch Gunſt zu den erſten Aemtern des Staats und Hofes gelangen, aber die Antruſtionen und Leude der Franken, die Degene der Sachſen, die Hirdmänner und Dingmannen der Dänen und Normänner gehörten nur dem Gefolge an und boten durchaus keine Analogien des heutigen Adels, obwohl ſie ihn durch die Lehnverhältniſſe vorbereiteten. Wollte man aber die Aethelinge der Sachſen als eine ſolche betrachten, ſo iſt es erwieſen, daß ſie zum regierenden Geſchlechte gehörten, ja daß häufig nur die Thronfolger dieſen Titel führten, wie die Kronprinzen von Frankreich den Titel Dauphin. Da es keinen niedern Adel gab, ſo kann man dieſe regierenden Geſchlechter auch nicht wohl den hohen Adel der alten germaniſchen Stämme nennen, mag hatte Walthen, Amalen, Agilolfinger, das Geſchlecht Odins, die Aſen u. ſ. w., die von den Göttern abſtammten, d. h. die ſich ſolche Verdienſte um ihr Volk erworben hatten, daß man ſie aus einem nationalen Impulſe in göttliche Beziehungen brachte, während ſie ihre irdiſche Miſſion mit Fug und Recht auf jene ihnen von dem Volke eingeräumte göttliche zurückführen durften; aber man hatte keine zwergartigen Auswüchſe dieſes Verdienſtes, keine menſchlichen Zuſätze zu dem göttlichen Urſprung, keine Modificationen des Ranges und der Würde; nur

die Helden herrſchten und die Sterblichen gehorchten, ſelbſt einen hohen Adel kannte man nicht.

Dieſes Verhältniß wurde mit in das Chriſtenthum der fränkiſchen Monarchie hinübergenommen. Karl der Große konnte keinen Erbadel gebrauchen, der ſeinen weit ausſchreitenden Abſichten einer Kirche und eines Reichs nur hinderlich geweſen ſein würde; er machte ſogar die unterjochten Fürſten zu Staatsbeamten, er war Kaiſer und regierte durch Herzöge, Grafen und andere Staatschargen. Aber die übrigen Karolinger ließen das Schwert ihres Ahnherrn ruhig in der Kirchengruft zu Achen liegen und mit dem Evangelienbuch allein ließ ſich noch zu jener Zeit keine Einheit erhalten. Somit geſchah es denn, daß die Herzöge von Sachſen, Baiern, Franken, Schwaben, Lothringen und die Markgrafen im Oſten und Norden des Reichs alleſammt ihre Hand nach dem Scepter ausſtreckten, daß die Grafenämter ſelbſt erblich, oder ein Zubehör geiſtlicher Stifte wurden, mit einem Worte, daß aus Staatsämtern Fürſten und Herren hervorgingen. Die Kaiſer traten freilich nachdrücklich gegen dieſe Ausdehnung auf, aber wenn man Herzogthümer und Markgrafſchaften zerſtückelte, ſo wurden die einzelnen Theile nicht minder gefährlich, die Vielherrſchaft wurde durch die Kriege der Wenigherrſchaft herbeigeführt, aus einer Schlange, der man den Kopf zertreten hatte, entſtanden zehn andere und mit ihnen

zunächſt der hohe Adel, bald darauf aber auch der niedere, der ſeit dem Erlöſchen der karolingiſchen Dynaſtie in Deutſchland hervortrat, zu derſelben Zeit, als der hohe Adel nicht nur die Vererbung des perſönlichen Standes ſondern auch die Vererbung des Länderbeſitzes als ein gemeinſchaftliches Recht der Familie in Anſpruch nahm und dadurch gewiſſermaßen die Völker in ein ſachliches Verhältniß brachte. Sie wurden wie Güter hinterlaſſen und getheilt.

Man wird nun ſchon einſehen, was wir Deutſche inſonderheit dem Adel zu verdanken haben, aber wenn wir deſſen Entſtehung auch in natürlicher Weiſe erklären können, da ſelbſt der niedere Adel eine Folge des Chriſtenthums war, das die Cultur an die Stelle des Schwertes ſetzte und deshalb jene, die nur dieſes zu führen verſtanden, immer mehr und mehr zu Abſonderungen und Scheidungen veranlaßte, zugleich aber auch ſie begünſtigte, indem es ihrer und des Schwertes in ihrer Hand nach allen Seiten hin bedurfte, ſo muß man doch über die Vervollkommnung des Inſtituts, trotz Buchdruckerkunſt und Reformation, in einiges Erſtaunen gerathen, und zwar um ſo mehr, als erſt im funfzehnten Jahrhunderte der niedere Adel als Stand auftrat, indem man die Gelehrten von den Domcapiteln ausſchloß. Unterſuchen wir die Motive dieſer Ausbildung hernach, forſchen wir nach, ob ſie in dem Charakter der Deutſchen

lag, in zufälligen Verhältniſſen, oder in beiden vereint, und betrachten wir jetzt vorerſt das Factum ſelbſt.

Nachdem auch der niedere Adel durch das Interregnum zu reichsunmittelbaren Vorrechten gelangt war, nahm das ganze Inſtitut durch den Begriff des reinen Bluts eine ganz eigenthümliche Stellung ein. Man erfand nämlich den Grundſatz, der in keinem anderen europäiſchen Staate geltend wurde, daß, um den Kindern den vollen Stand des Vaters zu verſchaffen, die Mutter ebenbürtig ſein müſſe, und geſtand den Kindern des hohen Adels nur unter dieſer Vorausſetzung Succeſſionsfähigkeit zu; bei dem niederen Adel aber machte man die Stifts-, Turnier- und Hoffähigkeit, wie die Ahnenprobe von der Ebenbürtigkeit der Mutter abhängig. Wer wird nicht einſehen, daß dieſe Weiſe ſelbſt den niederen Adel ſehr von dem gemeinen Freien ſchied, daß die Baſis: das Kind folgt der ärgeren Hand ein künſtliches Lebensprincip einer Claſſe wurde, die keine innere Nothwendigkeit geltend machen konnte, und ſich eben ſo wenig ſtets an zeitliche Güter lehnte. Ich ſage, ein künſtliches Lebensprincip, aber ein unfehlbares. Man pfropfte nämlich den Adel auf die Natur; ſomit war die Prärogative ſehr leicht denen zu erhalten, die ſie hatten, und wieder konnte man alle, die ſie nicht hatten, ſie mochten ſonſt noch ſo vortreffliche Eigenſchaften dazu beſitzen, abweiſen. Jetzt gab nicht Tugend, Geld

und Gut, jetzt gab nur der Saame den Ausschlag, dessen Ansehen auch dadurch nicht beeinträchtigt wurde, daß zuweilen eine bürgerliche Intervention in das adelige Ehebett stattfand, denn wenn die Dame auch nicht verschwiegen war und in dieser Hinsicht ihre bürgerlichen Neigungen schlecht verhehlte, ja sich häufig dem ersten besten Kutscher, oder Kammerdiener in die Arme warf, so war es doch in den meisten Fällen der Eheherr; mit einem Worte das Institut lief selbst bei keinem Ehebruch Gefahr, und die Ahnenpforte hatte stets die Präsumtion der Tugend sämmtlicher Ehefrauen in aufsteigender Linie für sich, an die man um so mehr glauben mußte, weil die Kraft der Eheherren nicht immer für eine ritterliche Persönlichkeit ausreichte und deshalb sogar einige Hausstatuten den Weibern die Pflicht auferlegten, wenigstens für einen tüchtigen und körperlich tadelfreien Nachkommen zu sorgen, der neben dem Wappenschild auch Schwert und Lanze führen könne. Die Ebenbürtigkeit war übrigens mit der Zeit so verworrener Art geworden, daß man sich vergebens bemühete, sie reichsgesetzlich festzustellen. Kaiser und Reich konnten, weil bereits der hohe Adel ohne reale Grundlage, persönliche Reichsunmittelbarkeit und Besitz reichsunmittelbarer Güter ertheilt worden war, kein rechtes und untrügliches Kennzeichen für dieselbe auffinden, aber der gelehrte Pütter, der Wien über den Reichshofrath daselbst

vergaß, ſchrieb zwei ganze Bände „Ueber den Unterſchied der Stände," in denen er, ohne zu einem beſſeren Reſultate zu gelangen, als der Reichstag, nur einen neuen Beweis der alten Erfahrung lieferte, daß unſere Gelehrten von jeher bereit waren, über alle Ungereimtheiten Bücher zu ſchreiben. Konnte man indeß die Ebenbürtigkeit auch nicht auf eine juriſtiſche Grundlage zurückführen, ſo wurde ſie doch als Princip in den meiſten Fällen feſtgehalten. Ja ſelbſt der niedere Adel vernachläſſigte ſie erſt in ſpäterer Zeit, als die Turnierfähigkeit nicht mehr in Betracht kam und es auch mit der ebenbürtigen Hoffähigkeit nicht mehr ſo genau genommen wurde, ſondern die Geldintereſſen in den Vorgrund traten. Nichts deſto weniger konnte doch noch Kotzebue ſeinen **Don Ranudo de Colibrados** in Beziehung auf deutſche Verhältniſſe ſchreiben, und wenn der Herr „von" nicht gar zu dürftig war, hielt er ſich nach wie vor gern an das reine Blut. „Er hat eine Bürgerliche geheirathet" — dieſe Worte, die uns in Romanen und Comödien häufig begegnen, dienten auch im Leben zur Erklärung jeglicher Zurückſetzung von Seiten der Familie, oder auch des Landesherren; kurz die Ebenbürtigkeit war, wenn nicht vollſtändig in das Recht, deſſen Vertreter ſich vergebens nach hiſtoriſchen Anknüpfungen umſahen, doch in Fleiſch und Blut des Adels

und selbst des Volks übergegangen, das eine so übermüthige Behandlung in Geduld ertrug.

Dazu kam noch, daß der niedere Adel kurz vor der Reformation als Stand hervortrat, indem er sich bis dahin nach den Reichsgesetzen keinerlei bedeutender Rechte erfreut hatte, so daß man ihm bis zur Ausschließung der Gelehrten von den Domcapiteln kaum eine abgeschlossene Stellung im Staate einräumen konnte. Diese erfolgte bekanntlich im funfzehnten Jahrhunderte, aber sie war nur der Anfang einer verbesserten Lage des niederen Adels der erst nach der Reformation im sechszehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte; denn jetzt verdrängte man den Bürgerstand auch aus den Staatsämtern und den höheren und niedrigen Militairstellen, die insgesammt, wenn nicht als eine Sinecure, doch als eine Prärogative des niederen Adels betrachtet wurden. Und so blieb es bis auf die neuere Zeit, so blieb es; trotz Friedrich dem Großen, der selbst an Voltairs Hand nicht die Vorurtheile, welche sich an den Adel knüpften, übersteigen konnte, so blieb es, trotz Joseph II., der sie übersteigen wollte, aber zu kleine Schritte machte, um nicht über sie zu straucheln, so blieb es selbst, trotz der französische Revolution, die spurlos an dem deutschen Adel vorüber ging. Ja, wer weiß, wie wir jetzt mit ihm daran wären, hätte nicht Napoleon zu einer nationalen Richtung gedrängt. Die

deutschen adeligen Officiere und Generäle des Jahres 1806 boten so wenig eine Garantie der Zukunft, wie die französischen sie, der Revolution gegenüber, geboten hatten; sie verloren eine Schlacht nach der andern und lieferten nur den Beweis, daß es, wenn auch weniger ehrenvoll, doch bequemer sei, eine Festung zu übergeben, als sie zu vertheidigen; mit einem Worte man sah ein, daß der deutsche Adel das Vaterland nimmermehr retten könne, und der Kurfürst von Hessen, der so fest an ihn glaubte, daß er am Tage der Schlacht bei Jena gegen den französischen Gesandten in Kassel behauptete, die Preußen würden siegen, weil alle Offiziere im Heere von Adel seien, mußte diesen Glauben mit dem Verluste von Krone und Scepter zahlen.

Wie die Dinge sich in der Folge gestalteten und wie Bürger und Bauern bewiesen, daß sie auch Schwert und Lanze und im schlimmsten Falle den Gewehrkolben handhaben könnten, ist bekannt. Kommen wir nun auf unsere frühere Frage zurück: woher kam diese Ausbildung des niederen Adels? warum wurde sie nicht von der Reformation beseitigt, sondern vielmehr begünstigt? weshalb gelangte sie, trotz der Entdeckung von Amerika und des dadurch steigenden Bürgerstandes zum Ziele? weshalb endlich widerstrebte ihr die öffentliche Meinung nicht? Ich glaube diese Fragen im Allgemeinen beantworten zu können.

So lange die Nation noch in Betracht kam, wenn auch nur aus der Ferne und in so fern als sie zum Reiche gehörte, konnte sich der niedere Adel nicht wohl als ein eigener Stand feststellen. Wer nicht mit Gütern angesessen war und durch die Reichsunmittelbarkeit derselben eine öffentliche Stellung erhielt, konnte als simpler Adeliger nicht in Betracht kommen. Turniere, Hoffähigkeit und Ahnenprobe gehörten mehr zur Poesie des Mittelalters, als daß sie materielle und politische Vortheile gewährten, und den Fehden des niederen Adels, die solche zu erwerben dienten, wurde durch Maximilians Landfrieden ein Ziel gesetzt. Als dem Adel das Schwert genommen wurde, mit welchem er der öffentlichen Meinung so lange imponirt hatte, fiel wenigstens der wesentlichste Nachdruck desselben weg, man hätte glauben sollen, er selbst würde wegfallen müssen. Mittlerweile trat die Reformation ein und die Wissenschaft, die sie herbeiführte, erreichte durch sie eine freie und unabhängige Stellung, ein Grund mehr zur Verkürzung des Adels, wenn nicht in seinen Rechten, doch in der öffentlichen Meinung, die über den Stand zu entscheiden hatte. Nichts desto weniger ergaben sich aus diesem Ereigniß die umgekehrten Resultate; denn die Fürsten benutzten die Reformation, die die Wissenschaft herbeigeführt hatte. Man war ihr an die Hand gegangen und hatte sie ungestört die Kastanien aus dem Feuer holen lassen, aber Theologie und Juris-

prudenz mußten ſich nun dem Staatszweck unterordnen, jene durfte nicht über die Dogmatik hinausgehen, dieſe nicht über das römiſche Recht, die germaniſchen Gewohnheiten und die longobardiſchen Rechte, denn beide ſollten nur einen gegebenen Stoff durchdringen, und die Lehr- und Cenſurfreiheit der deutſchen Univerſitäten wurde ſtets in einem ſolchen Sinne erklärt. Wie ſich die deutſchen Gelehrten in dieſe Stellung hinein fanden, iſt bekannt; im Wiſſen hatten ſie Freiheit, und Thaten waren nie ihre Sache. Widerſtanden ſie einmal, ſo hatte man dieſen Widerſtand faſt nie in ihrer Humanität zu ſuchen, vielmehr nur in ihrer gekränkten Eitelkeit. Nun aber hatten die proteſtantiſchen Fürſten aus politiſchen Rückſichten ſowohl, wie aus angeerbten Sympathien den Adel lieb; man hielt ihn für die Stütze der Monarchie und für die Zierde der Höfe, und die Wiſſenſchaft, die ihn hätte ſtürzen können, diente ihm als eine gehorſame Magd, um ſo mehr, da der Adel ſelbſt es nicht für unter ſeiner Würde hielt, ſich mit ihr zu beſchäftigen. So erhob inſonderheit die Juriſprudenz den niederen Adel zu einem Stand und beſchäftigte ſich damit, ſeine Gewohnheiten und Uſurpationen in die Form des Rechts zu zwängen, ja man ging ſogar ſo weit, die „Unehrlichkeit" als Verluſt dieſes Standes anzuerkennen, ohne zu bedenken, daß durch ſolche Grundſätze die Menſchenwürde und die Moral verletzt werde,

Der adelige Spitzbube büßte nämlich in einzelnen Fällen der Infamie den Adel ein, was kaum etwas anders ſagte, als daß er in den Bürgerſtand trat; jetzt, wo die Unfreiheit in den Hintergrund verſchwand, erklärte man die ehrlichen gemeinen freien in Parallele mit den unehrlichen ungemeinen Freien; die adelige Ehrloſigkeit ſtand nicht tiefer, als die Ehre des Bürgers, ein Grundſatz, der noch bis auf den heutigen Tag in den meiſten Staaten feſtgehalten wird, und der noch neuerlich auch in den preußiſchen Rheinprovinzen, die nichts davon wußten, zu Rechte erhoben wurde. Da die Fürſten ſich nicht zu nationalen Ideen herablaſſen konnten, indem ſie ihre Souverainität gerade der entgegengeſetzten Richtung verdankten, ſo erblickte man in dem Adel auch die Stütze der bewaffneten Macht; denn daß angeworbene Heer war natürlich ſehr unzuverläſſig, und die Grundſätze von Waffenehre begriffen Bürger und Bauer nicht, die meiſten auf die niederträchtigſte Weiſe von den Werbern zum Militärdienſte verlockt wurden. Im Militairdienſte ſtand dem Adel alſo unter den obſchwebenden Verhältniſſen kaum der zweite Stand entgegen, im Civildienſte aber nur ſo lange, als jener nicht die Univerſitäten beſuchte, was freilich binnen Kurzem geſchah. Seitdem der Adel auch gelehrt wurde, bedurfte man der bürgerlichen Gelehrſamkeit für den Staatsdienſt nicht mehr, man beſchränkte ſie vielmehr auf die Lehrſtühle der Uni-

versitäten, wo sie, troh aller Lehrfreiheit, nur eine untergeordnete Stellung behauptete, und solches nur aus dem Grunde, weil sie zur Zeit der Reformation nicht ihre göttliche Mission vor Augen behalten und über die Wissenschaft die Menschheit versäumt, weil sie sich nicht von der alten Bedienten-Natur hatte emancipiren können. Theologie und Jurisprudenz wetteiferten nämlich während und nach dem Bauernkriege mit einander, die Rechte des fränkischen, schwäbischen, sächsischen und thüringischen Adels zu vertheidigen, und die Gewalt desselben wurde durch das Blut von nicht mehr, als funfzig tausend erschlagenen Bauern gewissermaßen erst recht zur Reife gebracht. Johann Böhme und Thomas Münzer dachten gewiß sehr edel, aber sie handelten so dumm, wie die deutschen Liberalen der neuesten Zeit, dümmer aber, als die deutschen Gelehrten handelten sie nicht; denn diese, die sich an die Stelle der Geburtsaristokratie hätten setzen können, begnügten sich mit dem persönlichen Adel des juristischen Doctortitels, und damit, daß die nicht adeligen promovirten Assessoren des Reichskammergerichts den adeligen nicht promovirten im Range vorgingen, und brachten im Uebrigen alle historischen Vorurtheile und Ungerechtigkeiten in das Prokrustesbett der Wissenschaft. Was ging es sie an, daß die Unterdrückung der Bauern zum Himmel schrie, schien sie doch auf Erden plötzlich gerechtfertigt durch den Grundsatz

von der Obrigkeit und menſchlich durch die Gewohnheit. Mit einem Worte, der Adel hätte nur durch die Wiſſenſchaft, die den Maßſtab der öffentlichen Meinung bildete, vernichtet werden können. Da ſie aber ihre Zeit verſäumte, ſo darf man ſich nicht wundern, daß er ſich immer mehr und mehr feſtſtellte und unter der neuen durch Cultur und Intelligenz begründeten Staatsform Deutſchlands, trotz Schulen und Univerſitäten, eine Stellung erlangte, die faſt an die mittelalterliche Weiſe erinnerte. Die Zeiten des Junkerthums traten ein, das nur die Rohheit mit dem Ritterthum gemein hatte, ohne ſeine poetiſche Färbung aufweiſen zu können. Nachdem die Regierenden die Intelligenz nach allen Richtungen hin zu ihren Zwecken ausgebeutet hatten, ſchoben ſie dieſelbe bei Seite und in dem weſtphäliſchen Frieden wurde höchſtens die Ausſchließung der Gelehrten von den Domcapiteln für eine Ungerechtigkeit erklärt, ohne daß man dieſer Einrichtung abhalf. Waren aber die Gelehrten ohne Stolz geweſen, ſo gab ihre Eitelkeit zu den lächerlichſten Uebertreibungen Veranlaſſung und während der Adel ſich immer mehr in den Verhältniſſen abſchloß und arrendirte, wurde die Bezeichnung „gelehrte Perrücken" der Maßſtab, den das Volk an die Wiſſenſchaft legte, die ſich von ihm geſchieden hatte, um den Mächtigen zu dienen. Man benutzte ſie immer mehr, und der Reichstag, der die Für-

ſten genirte, wurde mit Publiciſten beſchickt, die ſich wochenlang über den Vorrang ſtritten und den Vortheil gewährten, daß man nie zu Ende kam, während die reſpectiven Mandanten ihren eigenen Weg gehen konnten.

Indem nun der Adel nicht durch ſeine Klugheit, ſondern eben durch die Einfalt derer, die die Intelligenz repräſentiren ſollten, ſich zu einem Stand abrundete, hatte dieſe Abrundung freilich das Gute, daß ſie ſeine Zukunft nicht nur nicht ſicherte, ſondern ſogar verſperrte. Die an das Majorat und die Perſönlichkeit geknüpfte engliſche Ariſtokratie ging nämlich in das Blut des engliſchen Volks und in alle geſellſchaftlichen Beziehungen dadurch über, daß die jüngeren Söhne eines alten Geſchlechts zu einem Gewerbe greifen und Kaufleute, Bankiers, Advocaten, zu Bier-Brauer werden mußten, daß ſie im Hauſe der Gemeinen an der Geſetzgebung Theil nahmen, während ihr älteſter Bruder in dem Hauſe der Lords die Intereſſen des Staats, oder ſeine eigenen verfocht. Wirkungen und Gegenwirkungen fehlen nicht, aber das hauptſächlichſte Moment dieſes Verhältniſſes war immer der Einfluß der Ariſtokratie auf das Volk, nicht nur in geſellſchaftlicher, ſondern auch in politiſcher Hinſicht. Einen ſolchen Einfluß hat freilich unſer Adel nicht erlangt, und da er die hohe Meinung, die man in Betreff ſeiner gehegt hatte, nicht nur nicht rechtfertigte, ſondern ihr auch ſogar widerſprach, ſo iſt man wenig-

ſtens auf eine Zeit lang dahin gekommen, ihm ſeine angemaßten Vorrechte zu entziehen. Nichtsdeſtoweniger gab die deutſche Ariſtokratie ſelbſt nach dem Befreiungskrieg nicht die alte Richtung auf, ja nachdem die Nation Deutſchland aus dem Abgrunde gezogen hatte, in welchen es unter anderm auch mit Hülfe des Adels geſtürzt worden war, hielt man es ſogar für gut, auf dem Wiener Congreß eine „Adelskette" zu ſtiften, die freilich nur von dem höheren Adel und den Mediatiſirten ausging, die aber den Adel überhaupt durchbilden und mit ſeiner allgemeinen wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Ausbildung den alterthümlichen ritterlichen Sinn vereinen wollte; denn „die Beſtimmung des Adels ſei, der erſte und gebildetſte Stand in Deutſchland zu ſein." Allerdings eine edele Beſtimmung, allein die Bildung läßt ſich nicht wohl einem einzelnen Stande vindiciren, wie Officierſtellen und Staats-Aemter, und die „Adelskette" knüpfte ſich nicht an die Zeitkette. Ob ſie zu Reſultaten gelangt iſt, weiß ich nicht, aber man wird mir einräumen, daß eine ſolche Vereinigung nur ariſtokratiſche Tendenzen verfolgen konnte, wie man denn auch ſeitdem nicht vernommen hat, daß Wiſſenſchaft und Cultur vorzugsweiſe von dem Adel in Deutſchland begünſtigt worden wären. Jene ariſtokratiſchen Tendenzen, als Gegenſatz zu der nationalen Bewegung der neueren und neueſten Zeit ſind aber von den Regierungen nicht ungern geſehen

worden, und wenn auch der Adel als ſolcher, eben weil er zu ſpät einſah, daß es ſeine „Beſtimmung“ ſei, nicht nur der erſte, ſondern auch der gebildetſte Stand Deutſchlands zu ſein, ſich im Ganzen und Großen in der politiſchen und ſocialen Bedeutung, kurz als europäiſches Inſtitut, nicht halten konnte, ſo möchte man ihn doch gern von Neuem in Beziehungen zu dem Staate bringen. Man hält nämlich dafür, wie ich ſchon früher bemerkte, der Adel ſei die Stütze der Monarchie, und raiſonnirt mit Montesquieu: „Point de monarque, point de noblesse, point de noblesse, point de monarque, obwohl es ſich erweiſen ließe, daß die Monarchie meiſt an dem Widerſpruch oder der Schwäche der Ariſtokratie zu Grunde gegangen iſt, daß ſie ſich aber nie durch dieſelbe gehalten hat, es ſei denn als Mittel für die Zwecke eben dieſer Ariſtokratie. Abgeſehen von früheren Ereigniſſen möchte man dieſe Wahrnehmung ſelbſt bei den neueſten Vorfällen machen, die z. B. den Herzog Carl von Braunſchweig trafen und in Kurheſſen eine Aenderung der Dinge hervorriefen. Was würde inſonderheit in Kurheſſen aus jenen unbewaffneten Bürgern geworden ſein, die in dichten Haufen gen Wilhelmshöhe zogen, wenn nicht die zur Vertheidigung dieſes Luſtſchloſſes beſtimmte Artillerie und Garde du corps an deren Spitze adelige Anführer ſtanden, nachſichtig geweſen wäre und kein „Bürgerblut vergießen wollte“!

ſo wurde die Gräfin Reichenbach freilich nicht durch die Kanonen, mit welchen Wilhelmshöhe im eigentlichen Sinne des Worts geſpickt worden war, gerettet, ſondern mußte ihr Heil in ſchleuniger Flucht ſuchen; aber dieſer Ausgang lag doch nicht zunächſt im Intereſſe der Bürger, ſondern vielmehr in dem der Ariſtokratie, die durch die Conſtitution nicht vor etwaigen Chicanen der Gräfin im Hofleben und in den ſich auf dieſes beziehenden Verhältniſſen geſchützt wurde. Wenigſtens bedauert man es Seitens der Bürger noch bis auf den heutigen Tag, einen ſolchen Riporismus der Tugend geübt und ſich aus moraliſchen Beweggründen in die häuslichen Verhältniſſe eines Fürſten gemiſcht zu haben, die dem Lande kaum Nachtheil bereiten konnten, die aber der Reſidenz und ganz Kurheſſen pecuniäre Vortheile gewährten, zu denen den Heſſen jetzt jede Ausſicht verſchloſſen iſt, indem es den Anſchein gewonnen hat, der Kurfürſt, der größtentheils im Auslande lebt, werde nimmermehr die äußerſte Grenze ſeines Landes weit überſchreiten und in der „Mitte ſeiner getreuen Unterthanen“ ſeine Reſidenz nehmen. Nicht weniger wird man zugeben müſſen, daß die Ariſtokratie in Braunſchweig ſich in dieſem Augenblick weit beſſer befindet, als früher, wo ſie von den Launen des Fürſten allerdings im höchſten Grade abhängig war. Wenn ſich ſolche Dinge aber in Staaten ereigneten, wo die Ariſtokratie nicht der Nerv des Staatslebens iſt, ſon-

dern immer nur eine wenn nicht untergeordnete, doch beigeordnete Stellung einnimmt, so möchte man in jenen Staaten, wo die Monarchie auf dem Adel beruhet, kaum eine größere Garantie in diesem von Stolz und Leidenschaft getragenen Institute erblicken. Polen, Schweden, Rußland, ja selbst Oesterreich — als Joseph II. von den aristokratischen Tendenzen abwich — haben auch die Erfahrung der Unzuverläßigkeit der Aristokratie zu verschiedenen Zeiten gemacht; sie zumeist von allen historischen Entwickelungen wurde durch die rohe Gewalt herbeigeführt, sie am wenigsten von jenen konnte Vernunftgründe für ihre Rechtmäßigkeit geltend machen, denn sie spaltete die Kräfte, welche die Monarchie in einem Punkte concentrirte. Und doch begünstigt man sie neuerdings; denn der Geburts-Adel ist ein historisches Institut und zuverläßiger als der Geldadel, der die speculative Richtung der Zeit nicht von sich weiset, der sich Eisenbahnen anschließt, ja sie hervorruft, der der Bewegung stets an die Hand gehen wird, wenn sie ihn nur an die schwache Seite faßt. Allerdings ist die Geldaristokratie nur in Betreff ihres Geldbeutels conservativ während der Geburtsadel es aus Grundsatz ist, aus dem aristokratischen Absonderungs-Princip, aus Anhänglichkeit an dem Feudal-System, weil man einsieht, daß es doch gut sei, wenn man, ohne äußere und innere Mittel, lediglich durch Geburt und Namen zu einer Stellung im Staate

gelangen könne. Aber werden solche Ansichten und Tendenzen in die Philosophie der neuesten Ereignisse hineinpassen? wird man nicht erkennen, daß Bestimmungen, die an den Adel selbst einen höheren moralischen Werth knüpfen, als an den Bürger, die da wenigstens mittelbar zu verstehen geben, man habe die Würde des Volks noch immer nicht begriffen und sei jeden Augenblick bereit, dieselbe kleinlichen Motiven unterzuordnen, sich nicht für unsere Zeit eignen? Gewiß man tastet und sucht auch nur, in einer Zeit des Uebergangs, nach alten Dingen, und wird sich schon überzeugen, daß sie nimmermehr die scharfe, klare Atmosphäre der jungen Zeit ertragen können. Betrachtet man aber die Geburts-Aristokratie mit Montesquieu als eine unerläßliche Bedingung der Monarchie, will man weder die Geschichte, noch Kant, noch Boileau, noch Franklin, noch Voltaire als Autoritäten gelten lassen, so wird man doch zugeben müssen, daß in diesem Falle eine wohlorganisirte Aristokratie nothwendig ist, die sich auf Grundbesitz stützt und einen Gegensatz durch Volksvertretung erhält, nicht aber auf bloße Stammbäume, die nur einen dichten und wild verwachsenen Wald bilden können, durch welchen man mit Mühe zu dem königlichen Baum gelangt, zu der urkräftigen Eiche, deren Zweige sich über die Völker ausbreiten sollen, während sie überall vom Gestrüppe und Schlingpflanzen beschränkt und selbst an den Wurzeln vom Unkraut

benagt wird. Eine ſolche durchgreifende Ariſtokratie mit bedeutendem Grundbeſitz möchte aber in Deutſchland, mit Ausnahme der öſterreichiſchen Beſtandtheile, ſchwer aufzufinden ſein. Und wie ihr dieſen Grundbeſitz ſichern, daß ſie der Geld-Ariſtokratie die Wage halte! eine Bedingung, die faſt unerläßlich iſt, ſoll der Adel ein Intereſſe an der Monarchie nehmen und auf der anderen Seite nicht Mitleid einflößen. Ein Ariſtokrat, ein Mitglied des hohen Adels, ein Schriftſteller, der bedeutend genug iſt, um berückſichtigt zu werden, und eitel und adelsſtolz genug, um einſehen zu laſſen, daß, wenn er weniger Verſtand beſäße, er ſich nie um Reformen des Adels bekümmert haben würde, ein Mann, der ſogar die Ariſtokratie für eine conditio sine qua non der Monarchie erklärt und dem neuen Frankreich die traurigſte Perſpective ſtellt, weil es ohne erbliche Pairskammer ſei, dieſer Mann, ich meine Fürſt Pückler Muskau, erklärt die deutſchen Adels-Verhältniſſe für die größte Miſère unſerer Staatseinrichtung. Aber wie ſoll dem Adel geholfen werden? Der Fürſt hat ſich die Mühe genommen, zwei Stammbäume zu entwerfen, die ein Schema ſeiner Adels-Reform bilden, und deren einer die bisherige Weiſe, der andere den „vernunftgemäßen Adel" nachweiſt. Aber wahrlich! die Vernunft iſt hier auf eine eben ſo willkürliche Weiſe auf den Adel angewendet, wie dieſer vor Zeiten auf das Volk angewendet

werden ist. Fürst Pückler hält nämlich dafür, daß man in Deutschland die englische Adelseinrichtung einführen müsse, er verlangt nichts weniger, als Majorate für unsere deutschen Barone. Aber mich dünkt, solches heißt die schlechtesten Mittel zu einem sehr zweideutigen Zwecke empfehlen. Was kann ein Majorat anders sagen, als man will seine Schulden nicht bezahlen. Nun würden wir vielleicht keinen armen verschuldeten Adel haben, den man bemitleiden könnte, aber wir würden häufig einen wohlhabenden verschuldeten Adel haben, den man verachten müßte. Sind nicht Majorate stets eine Last des Bürgers? Die kleinste Minorität wird auf Kosten einer ganz unverhältnißmäßigen Majorität begünstigt. Und wer möchte den Beweis übernehmen, Englands Verfassung und Englands Ruhe würden nur durch die Adels-Einrichtung Englands gesichert. Durch die ungeheueren Reichthümer in den Händen Einzelner ist jene eben so ungeheuere Armuth der Masse hervorgerufen, die der Zukunft dieses Landes nicht die tröstlichste Perspective eröffnet. Nichtsdestoweniger theile ich hier die beiden Schemata des alten und „vernunftgemäßen Adels" mit, wie sie der Fürst Pückler seiner Adels-Reform zu Grunde legt, da die Majorats-Idee selbst in Preußen Anklang gefunden hat. Ich füge nur hinzu, daß hier von einer Adelsfamilie die Rede ist, wovon der Verfasser bemerkt, daß sie allerdings sehr fruchtbarer Natur sei, denn der

Stammvater zählt nicht weniger, als zehn Söhne, deren jeder wiederum zwei leben bleibende männliche Descendenten hinterläßt. Auf den Zeitraum von dreißig Jahren aber ist immer eine Generation gerechnet worden.

„Nro. 1.
Unser Adel

Jahreszahl.	Barone.	Thaler Einkünfte.	Nützliche Gemeine.
1830	1	6000	0
1860	10	600	0
1890	20	300	0
1920	40	150	0
1950	80	75	0
1980	160	$37\frac{1}{2}$	0
2010	320	$18\frac{3}{4}$	0 —“

Wir finden hier nach zweihundert Jahren drei hundert und zwanzig Barone von gutem altem Adel, deren jeder ein jährliches Einkommen von achtzehn Thalern achtzehn Groschen genießt, also gerade so viel, als zu einem unanständigen Lebens-Unterhalt hinreicht.

„Nro. 2.
Vernunftgemäßer Adel.

Jahreszahl.	Barone.	Thaler Einkünfte.	Nützliche Gemeine.
1830	1	6000	0
1860	1	6000	9
1890	1	6000	19
1920	1	6000	39
1950	1	6000	79
1980	1	6000	159
2010	1	6000	319 "

Dieser „vernunftgemäße Adel" wird nun auf zweihundert Jahre nur acht Barone zur Folge haben, und dreihundert neunzehn Herren „von", die sich ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts verdienen müßten. Der Herr Fürst nennt diese letzteren schlechtweg „Nützliche Gemeine"; allein ich bin der Meinung, sie werden nur sehr relativ nützlich sein, insofern sie nämlich nicht die ursprünglichen sechstausend Thaler verzehren helfen. Ob sie aber mit deutschen Adels-Ideen im Kopfe und unter deutschen Staatsverhältnissen, wo die Regierung meist allein über die Besetzung der Aemter entscheidet, „nützliche Gemeine" in Beziehung zum Staate und der bürgerlichen Gesellschaft sein werden, das ist eine andere Frage, die schwerlich so vernunftgemäß zu beseitigen sein wird, wie die

Zersplitterung des adeligen Vermögens. Wird man vor allen Dingen nicht darauf Bedacht nehmen müssen, oder wenn auch nicht müssen, doch können, die dreihundert neunzehn Barone, die jetzt nicht einmal achtzehn Thaler achtzehn Groschen jährlicher Einkünfte genießen, zu entschädigen? Wird man nicht mehr, als je diese armen Adeligen zu Civil- und Militär-Aemtern vorziehen? Und wenn man es nicht thut wird man nicht nach zweihundert Jahren für den einen Baron von sechstausend Thalern dreihundert neunzehn Barone haben, die dem Staate zur Last fallen können, für einen, der sein Auskommen hat und zufrieden ist, dreihundert neunzehn, die es nicht haben und mißvergnügt sind, für einen, der allenfalls der Monarchie Leib und Blut zum Opfer bringen kann, dreihundert neunzehn, die ihrem Leib und Blut die Monarchie zum Opfer bringen werden? Ich wollte nur beweisen, daß eine wohlorganisirte Aristokratie eigentlich eine schlechtorganisirte Aristokratie ist, einmal in Betreff ihrer selbst, und dann in Betreff des Staats, aber gesetzt jene Einrichtung wäre annehmbar und noch heut zu Tage, wo man ihr selbst in England zu Leibe geht, in Deutschland ausführbar, so würde sie Beides doch nur in dem Falle sein, wenn ihr eine Verfassung, wie eben die englische, an die Seite gesetzt würde, wenn Deutschland die Wohlthat jenes birth-right des brittischen Volks erhielte und alle Gesetze von der

magna charta an bis zur Bill of rights Wilhelm III., mit einem Worte, wenn es der Nation bei der größtmöglichsten persönlichen Freiheit und der der Presse, vergönnt würde, in der ausgedehntesten Weise an den Regierungsgeschäften Theil zu nehmen, wie solches in Betreff der englischen Nation der Fall ist. Ich weiß es wohl, man wird dazu lächeln, wenn ich in dieser Hinsicht Friedensrichter, Geschworene, eine grand jury, eine Municipalverfassung, das Recht zu Volksversammlungen dem Volke vindiciren will, doch wenn man dazu lächeln wird, sollen ich und andere nicht dazu lächeln, wenn man auf unseren dürftigen Adel die englischen Majorate übertragen will? Aber selbst in England sah man ein, daß die hohe Aristokratie ohne das Haus der Gemeinen auch der Monarchie nicht dienlich sei. Als Johann ohne Land der englischen Nation den großen Freiheitsbrief gegeben hatte, brach er ihn noch in demselben Jahre, und die Barone setzten sich zu Wächtern der Charte ein, bis die späteren Herrscher die Gemeinen in's Parlament zogen, um ein Gegengewicht gegen die Aristokratie zu erhalten. Eine Aristokratie, die nicht durch eine Volksvertretung gezügelt wird, erschien also auch den englischen Königen nicht rathsam.

Wenn nun die Aristokratie in Deutschland durchaus nicht zu organisiren ist, wird sie sich halten? wird sie, selbst mit der Unterstützung der Mo-

narchie, da, wo sie noch eine Stellung hat, dieselbe behaupten? wird sie da, wo sie dieselbe bereits verloren hat, sie wieder erobern? Ich glaube in der That, daß die Aristokratie nicht allein in Deutschland, sondern überhaupt in Europa ihrem Ende entgegen geht. Wir werden nämlich zugeben müssen, daß sich die Intelligenz immer mehr der Masse bemächtigt, daß die Einzelnen von dem Allgemeinen absorbirt werden, daß „der Mensch in der Menschheit aufgeht." Wenn dieses Resultat als das Endziel aller Civilisation betrachtet werden kann, die unter den irdischen Verhältnissen keine größere Vervollkommnung erreichen mag, so wird man auch einsehen, daß es gleichsam eine Garantie gegen die Leidenschaften der Einzelnen sowohl, wie gegen die der Masse sein wird. Was nämlich das Genie betrifft, so wird es ihm einestheils schon wegen des St. Simonismus der Intelligenz, wegen der geistigen Gütergemeinschaft, unmöglich sein, eine isolirte und hervorragende Stellung zu behaupten, anderntheils aber wird man demselben stets die Aegide der Menschheit entgegenhalten und verlangen, daß es seine Kräfte diesem Begriffe unterordne. Was aber die Leidenschaften der Masse betrifft, so werden sie sich an eben diesem Begriffe abschleifen, in welchem zugleich eine friedliche Entwickelung und behaglicher Genuß liegt. Wir werden freilich somit nicht Völker aus Philosophen erhalten, aber wohl Völker, die ruhig, friedlich und be-

quem das Leben durchziehen wollen. Iſt nicht Leben am Ende der Zweck des Lebens? Dieſe Richtung der Civiliſation werden auch die Regierungen begünſtigen müſſen, wollen ſie die Aufgabe, die Leidenſchaften von der Geſchichte abzuweiſen, vollſtändig löſen. Wenn ſie es gern ſehen werden, daß das Volk die Einzelnen überfluthet und ſie keinen feſten Boden zu ſelbſtſüchtigen Zwekken gewinnen läßt, ſo werden ſie es nicht ungern ſehen dürfen, wenn es auch jene Inſtitute überfluthet, die den Einzelnen als Anlehnungen dienen konnten. Mit einem Worte, die Regierungen werden daran helfen müſſen, alle Sandbänke und Felſenriffe im Strome des Völkerlebens zu ebnen, wollen ſie nicht ſelbſt daran ſcheitern. Ja, ich halte dafür, daß wenn Chateaubriand das Ende der europäiſchen Monarchie verkündete, er nur jene Monarchie mit ariſtokratiſchen Elementen vor Augen haben konnte, nicht aber die, welche das Bürgerthum als Grundlage gewählt hat. Man wird nämlich — um von einer allgemeinen Vorausſetzung auf ſpecielle bereits vorhandene Thatſachen zu blicken — unſerer Zeit die Conceſſion einer friedlichen Zeit machen müſſen; ohne dieſe Hinneigung würde alles Diplomatiſiren und alle Klugheit der Cabinette erfolglos geweſen ſein, denn man hatte in der That das Schwert in Händen, während die conſervative Parthei nur mit Gründen und mit der Friedenspalme bewaffnet war. Hätten dieſe Gründe nicht in dem Herzen

der Völker Anklang gefunden, was würde sie abgehalten haben, den Feuerbrand der Revolution nach allen Richtungen hin zu schleudern? So aber kehrte selbst Frankreich diesen Feuerbrand zum Erlöschen um, Frankreich, das noch vor einigen Decennien sogar den lieben Gott mit der Republik bedrohte. Also die Monarchie widerstrebt der neuen Zeit und selbst der Civilisation, die nur auf „behaglichen Lebensgenuß" gerichtet ist, durchaus nicht, und es wird nur darauf ankommen, daß die Fürsten ihre Mission begreifen, die sich freilich nach dem Gott im Volke richten muß, denn sie regieren ja selbst im strengsten Style der Legitimität nur nach seiner Gnade. Oder glaubt man etwa, die romantischen Elemente, die dem Ritterthume zum Grunde lagen, im Volke wieder beleben zu können? Als wenn nicht die Ordensfeste, die in neuester Zeit hie und da mit dem alten Pomp begangen wurden, im besten Falle nur die Neugierigen ergötzten, sonst aber von aller Welt verlacht wurden. Die alten Ritter in Harnischen und mit güldenen Ketten können von unserer Aristokratie nicht dargestellt werden, schon die Persönlichkeit fehlt, und man wird Vergleichungen mit den Hofschauspielern anstellen, die sich weit chevaleresker benehmen, als z. B. die Ritter des goldenen Vließes. Also man wird nicht einmal auf Augenblicke durch solche Acte getäuscht; sollten sie aber einen Impuls geben, so würde man doch Empfänglichkeit dafür im Charakter des Volks suchen müssen; aber

ſo viel man auch aus den Deutſchen machen kann, zur Romantik ſind ſie in dieſem Augenblick am wenigſten aufgelegt, ſie ſind wirklich zu klug geworden, als daß ſie ſich jemals von der Poeſie an der Naſe führen laſſen ſollten. Wo es ſich um den Staat handelt, um die Geſellſchaft und die Zukunft der Nation, da wird man, trotz aller poetiſchen Tiefe im Volke, jetzt wenigſtens fragen: iſt es nützlich, gut, wohlthätig? Ja, ich glaube, man könnte ſich ſoweit vergeſſen, daß man bei Hellern und Pfennigen berechnete, was ſolche Ordensfeſte koſten. Mit einem Worte, wenn in dem Volke heut zu Tage weder die antike oder moderne Freiheitsliebe, noch der romantiſche Knechtſinn enthalten iſt, ſo wird die Staatsform für dieſes Volk ſicherlich am beſten eine Monarchie mit bürgerlichen Elementen ſein, und ich zweifle gar nicht, daß man in der kürzeſten Zeit zu dieſem Standpunkt gelangen wird, der in der neueſten franzöſiſchen Geſchichte einige Gewähr findet; denn ich habe bemerkt, daß es nur an den Franzoſen lag, die diplomatiſchen Verhandlungen des Generals Belliard in Wien zu vernichten und Lafayette, der freilich nur zur Vermittelung mit der Republick gedient haben würde, nicht aufzugeben. Sie thaten jenes nicht und ſie gaben Lafayette auf, aber ſie gaben noch mehr auf, ſie gaben jene alte Cokette auf, die ſeit Jahrhunderten Frankreich zum Siege, oder zu Niederlagen, zum Triumphe der Freiheit und zum Dienſte des

Uſurpators hingeriſſen hatte, ich meine die Gloire, und ſie thaten das Alles des Friedens wegen, weil man nur leben wollte. Man thut demnach gewiß Unrecht, die verderbliche Gleichheitsſucht" als die Urſache der Bewegungen neueſter Zeit anzuklagen, nein! es iſt nur der Inſtinkt der Menſchen zu einem behaglichen Genuß, dem die Intelligenz an die Hand geht, der dieſe Bewegung unterſtützte. So wenig wie man ſich der Leidenſchaft der Maſſe hingab, wird man ſich der Leidenſchaft der Einzelnen hingeben, die noch fortwährend in einer iſolirten Abſicht verfahren mögen; aber die Regierung würde kurzſichtig handeln, wenn ſie die Neigung der Zeit verkennend, die Völker zwänge, ſich in die Arme jener zu werfen, die ihnen bis jetzt vergeblich Rettung vorſpiegelten.

Unter dieſer Vorausſetzung könnte ſich vielleicht in Deutſchland, wo die Elemente dazu, wie nirgends wo vorhanden ſind — eine natürliche Ariſtokratie entwickeln, im Gegenſatze der juriſtiſchen, eine Ariſtokratie, die ſich auf den etymologiſchen Begriff des griechiſchen Worts, nicht auf den politiſchen ſtützte, eine Ariſtokratie der Befähigten, der Beſten, und Edlen. Wenn ich die Richtung unſerer Zeit in dem behaglichen Lebensgenuſſe erblickte, ſo wird eine ſolche Ariſtokratie verhindern, daß dieſer behagliche Lebensgenuß nicht ausſchließliches Begehr wird, ſie wird ihn vielmehr nur als eine Anlehnung betrachten, als eine Garantie gegen die Leidenſchaften der Maſſe, aber ſie wird den

Einzelnen zugleich einen weiten, ausgedehnten Wirkungskreis des Geiſtes bieten; ſie wird auch die ſogenannte Geldariſtokratie, die ganz in der Richtung unſerer Zeit enthalten iſt, compenſiren helfen, kurz, ſie wird, ohne daß ſie die materielle Grundlage der Geſellſchaft, die nun einmal in dieſer irdiſchen Welt nicht zu entbehren iſt, beeinträchtigt, dieſer Geſellſchaft eine weitere Perſpective eröffnen und die ſinnliche Richtung durch die geiſtige mildern, den Materialismus an dem Idealismus, an Kunſt und Wiſſenſchaft abſchleifen. Daß eine ſolche Umgeſtaltung gerade in Deutſchland ſich am erſten entwickeln mag, erhellt aus den augenblicklichen Zuſtänden. Man hält nämlich überall an das Beſtehende, an die materielle Entwickelung, an Induſtrie, Handel und Wandel, aber man vernachläſſigt dabei keinen Augenblick die geiſtigen und moraliſchen Tendenzen, von allen Seiten und aus allen Ständen überſchüttet man diejenigen, die in dieſem Sinne handeln, mit Acclamationen, und gewährte der König von Hannover auch ſeinem Lande die höchſte materielle Wohlfahrt, ich bin überzeugt, Hannover würde dieſe höchſte materielle Wohlfahrt der Sympathie für die Göttinger Profeſſoren hinten anſetzen und beharrlich bleiben.

Eine Ariſtokratie der Befähigten iſt übrigens auch in der That die beſte Schutzwehr des Staats und der geſellſchaftlichen Ordnung, ſie weiſet die Despotie, die ari-

ſtokratiſche Oligarchie und die Maſſe als ſolche ab. Daß ſie aber ſelbſt nicht Despotie werde, daß ſie aus einer Regierung der Guten und Verſtändigen nicht in eine Bureaukratie ausarte, dazu bedarf es ſowohl der Verantwortlichkeit der Beamten vom Miniſter bis zum Canzeleipedell herab, dem Volke gegenüber als einer vernunftgemäß geordneten Geſetzgebung, die die Beamten gegen die Willkür des Monarchen und das Volk gegen die Willkür der Beamten ſichert. Ich ſtehe hier wieder an der Schwelle einer Frage, deren Beantwortung nicht lange mehr wird verſchoben werden können. Wenn Oeſterreich vermöge ſeiner örtlichen Verhältniſſe, die rechtliche, oder juriſtiſche Ariſtokratie begünſtigen mußte, ſo hat Preußen die natürliche und moraliſche wenigſtens als höchſte Norm ſeiner Staatseinrichtung anſehen müſſen, und es fragt ſich nur, wie lange man der weiteſten und unbeſchränkteſten Ausdehnung und Vervollkommnung dieſes Inſtituts noch widerſtehen kann. Denn nach meinem Dafürhalten kann die wahre und vernunftgemäße Ariſtokratie nur durch eine Verfaſſung gegen Abwege geſchützt und auf dem rechten und geraden Wege ſtark und feſten Fußes erhalten werden. Preußen aber wird in dieſem Falle, wo es ein Beiſpiel gibt, noch mehr die Norm von Deutſchland werden, als in jenem wo es verhinderte. Wenn man nun endlich wiſſen möchte, wem die Entſcheidung über die Guten und Beſten im Volke obliegen ſoll, ſo

wird man einestheils die Prüfung ihres Wissens und dann die öffentliche Meinung als entscheidend ansehen müssen. Die letztere wird nämlich die moralische Befähigung ermessen. Deshalb müßte freilich auch dem Volke wie in England, ein Antheil an der Regierung selbst zugestanden werden *), was in Deutschland, wo jede Uebertreibung von Volksrechten dem Volkscharakter widerstrebt, noch weniger mit einer Gefahr verbunden sein würde. Genug, die constitutionelle Monarchie mit bürgerlichen Elementen wird über kurz ihre Lösung in Deutschland finden, das sich, trotz aller Schwächen der Einzelnen und trotz seiner Passivität, gleichsam in einem gesunden politischen Winterschlafe, wo Gott mehr für den Schlafenden sorgte, als dieser selbst recht tüchtige solide Anlagen dafür geworben hat. Ich erinnere schließlich wiederholt daran, welchen Verationen würde nicht Preußen entgangen sein, wenn es bei der Cölner Frage eine freie Aeußerung der öffentlichen Meinung, statt hierarchischer und aristokratischer Umtriebe, hätte ansprechen können, und bemerke nur, daß wenn Preußen jemals im Wege des Friedens zu einem deutschen Principat gelangen könnte, dieser Weg nur eine Verfassung sein würde.

*) Dieses Princip liegt bereits der preußischen Städteordnung zum Grunde.

Sechstes Capitel.

Die Stände. (Fortsetzung. —) Die Einzelnen dem Adel gegenüber. — Auch dieses Institut wird practisch dadurch gehalten, daß die öffentliche Meinung ohne Organ ist. — Seitenblicke auf Frankreich. — Einfluß der österreichischen Aristokratie auf die deutschen Zustände. — Sie ist der Anhaltspunct des Instituts in allen deutschen Staaten. — Nutzen der österreichischen Aristokratie der Geld-Aristokratie gegenüber. — Aristokratische Tendenzen in der Diplomatie, die gesetzlich und factisch bestehenden Stände in den deutschen Bundesstaaten.

Wenn ich am Schlusse des vorigen Capitels von den Schwächen der Einzelnen sprach, so will ich dieselben hier in Betreff des Adels nachweisen. Im Allgemeinen ist man nämlich ganz darüber einig, daß derselbe einer verflossenen Zeit angehört, im Kleinen aber wird man ihm noch immer eine Hochachtung erweisen, die sich wieder nur daraus erklären läßt, daß die Stimme des Volks nur eine Stimme Gottes ist, der die Men-

ſchen, die Einzelnen, höchſtens nur dann Gehör geben, wenn ſie in Donnern redet. Das kann ſie in Deutſchland nicht. Somit darf man ſich nicht wundern, wenn der Adelige im geſellſchaftlichen Leben und von den Krämern, Schneidern und Schuſtern der Reſidenz noch immer mit einiger Unterwürfigkeit angeſehen wird. Wird er es aber nicht, ſo iſt gewiß nicht die Vernunft daran Schuld, ſondern nur ſeine Armuth, man wird dem Herrn Baron mit der demüthigſten Miene den Credit verweigern und hinter ſeinem Rücken von einem „armen Teufel" reden und daß der „Adel Keinen ſatt mache," man wird ein Vorurtheil mit einer platten Geſinnung widerlegen, aber man wird ſich nicht über dieſes Vorurtheil hinwegſetzen. Dieſes Verhältniß iſt faſt allenthalben Regel; wo der Adel im geſellſchaftlichen Leben zurücktritt, da wird er nur durch den Materialismus verdrängt, nie durch edlere Motive. Wenn man früher fragte; „iſt der Menſch von guter Familie?" ſo bezog ſich dies auf ſeine Geburt; wenn man heut zu Tage fragt; „wie viel iſt der Menſch werth?" ſo bezieht ſich das auf ſeinen Geldbeutel. Ich muß es wiederholen, dieſes Verhältniß liegt einzig und allein an dem Mangel einer öffentlichen Meinung in Deutſchland: wir würden auf dem Forum ganz anders urtheilen und reden, als zu Hauſe, unter uns; wir würden uns nämlich ſchämen, in puris naturalibus in einer anſtändigen Geſellſchaft

zu erſcheinen, wir würden aus Stolz vernünftig werden, wo wir jetzt aus Eitelkeit, trotz aller Aufklärung und Cultur ſehr unvernünftig und gegen den „pauvren Adel" brutal ſind.

Ich habe ſchon bemerkt, daß Herr Thiers nicht aus Selbſtloſigkeit auf das Baronat in der Geſellſchaft verzichtet hat, ſondern nur weil jede Griſette in Paris über dieſe Eitelkeit hinweg iſt und der Miniſter die öffentliche Meinung fürchten muß; man würde aber Unrecht thun, dieſen Zuſtand auf die Rechnung des Materialismus zu ſetzen, der alle anderen Intereſſen abſorbirt habe. Freilich wird der Franzoſe einſehen, daß man mit dem Gelde heut zu Tage mehr erringen kann, als mit der Geburt, aber die Ariſtokratie iſt in der öffentlichen Meinung vorzugsweiſe durch die Civiliſation und das Menſchenrecht geſtürzt worden, die ſich der Maſſe ſo gut, wie der Einzelnen bemächtigt haben. In Deutſchland dagegen iſt alle Civiliſation nur noch theoretiſch, nicht practiſch, ſie ſteht dort in den Büchern und Köpfen verzeichnet, aber ſie wird nicht im Leben und im Herzen befolgt. Wie könnten wir bei unſerer freien und univerſellen Cultur-Richtung ohne Civiliſation ſein, aber wie könnten wir auch bei der ausſchließlichen Cultur — die doch zunächſt nur im Wiſſen und nicht im Thun beſteht — zu einer unbeſchränkten und die Maſſen, wie die Einzelnen durchdringenden Civiliſation gelangen. Aus dem

Allen aber wird ſich ergeben, daß wir — wie geſagt — ſolide Anlagen beſitzen zur Emancipation von dem Adel, aber daß die Beſten unter uns ihn nur in Büchern verwerfen und lächerlich machen, ſonſt aber nie einen Adelsbrief ablehnen werden. In dieſem Sinne bemühet ſich z. B. Heinrich Laube, der Sohn eines ſchleſiſchen Handwerkers, ſeinen Adel nachzuweiſen, in dieſem Sinne hat Göthe in ſeinem „Aus meinem Leben" es mit vielem Selbſtbewußtſein zu verſtehen gegeben! er könne doch wohl von einem hochadeligen Vater abſtammen. Und mit welcher Hingebung iſt nicht unſere moderne Literatur dem fürſtlichen Schriftſteller entgegen gekommen, ſie konnte ihre Freude über den landesherrlichen Collegen, der ſie übrigens de haut en bas betrachtete und nie über ſeine Schwelle ließ, weder verbergen, noch war ſie klug genug, aus dieſer Herablaſſung eines hohen Adels den Vortheil zu ziehen, welcher der Lage der Sache nach daraus zu ziehen war, man betrachtete ſich nämlich ſo wenig ebenbürtig, daß man dem Fürſten Pückler-Muskau nur die Honneurs machte. So handeln Leute von Geiſt, was ſoll man nun von denen erwarten, mit welchen die Götter ſelbſt vergebens kämpfen. Als der Adel bemerkte, daß die Literatur ſchamlos genug war, in den „Briefen des Verſtorbenen" und dem ganzen modernen Reiſe-Waſchwaſch zunächſt den Fürſten zu reſpectiren, war es ihm nicht zu verdenken, den Schriftſteller

in diesem Fürsten zu ignoriren. Das ganze Resu
dieses Ereignisses war, daß einmal ein Standesherr
cher schrieb, die von der Kritik eine Anerkennung fand
welche einem Nicht-Standesherrn im Leben nicht zu T
geworden sein würde. Die hochadelige Suffisance,
Unverschämtheit mit der höchsteigenen Person, die Erken
niß der Vorurtheile aller Art und dennoch der ein
fleischte Aristokratismus, der aus allen Zeilen des Bu
spricht und es fühlen läßt, daß die Menschen nie zu b
sern sind, sondern höchstens die Zustände — alle di
Momente, an die sich die zeitgemäßesten Tendenzen k
pfen ließen, wurden selbst von der jungen Litera
unberücksichtigt gelassen; man ahmte sogar dem Fürs
nach, ohne jenes Relief aufweisen zu können, das w
nigstens seine Schriften interessant machte, indem es
mit den höchsten Personen der Gegenwart vermittelte,
Betreff deren er sich freilich nur auf Klatschereien
schränkt.

Ich wollte hiemit nur darthun, daß, so lange
Einzelnen zu stimmen haben, die Geburts-Aristokra
trotz aller Aufklärung, practisch noch immer beach
werden wird; je kleiner der Staat; desto mehr Gew
wird der Adel als solcher haben, eine Wahrnehmu
die man am besten in den kleinen sächsischen Herzogth
mern und Städten machen kann, wo das Wörtch
von" ein Freibrief im gesellschaftlichen Leben sowo

wie in bürgerlicher Hinsicht ist. Man macht jeden Herrn „von" hier sogar mir nichts, dir nichts zum Baron, und kann man nur diese Caution bei einem Domicil stellen, so wird die Polizei schon deshalb die Frage: „wo von leben wir?" unterlassen, weil der Adel einem kleinen Hofe, der sein Ansehen nur durch solche Außendinge begründen kann, zur Zierde gereicht. Wenn aber der Adel als *solcher* in den kleineren Staaten geschützt wird, so wird er in den großen, sich freilich nur durch Güterbesitz geltend machen können, und in dieser Hinsicht hat er in der österreichischen Monarchie den festesten Fuß gefaßt. Weil die Zukunft dieses Staats auf dem Adel beruhet — denn auch die Geistlichkeit g hört diesem Adel an — so hat man hier hauptsächlich die Stütze aller deutschen Aristokratie zu suchen. Nicht nur ist die österreichische Aristokratie so ganz und gar in Leben und Blut des Volks übergegangen, daß sich ein jeder Mensch zu „von" und „Ew. Gnaden" machen lassen muß, will er nur auf bürgerliche Achtung Anspruch machen, sondern eben diese österreichische Aristokratie bemühet sich auch, ihre Tendenzen in allen anderen Staaten des deutschen Bundes durchzusetzen, so daß selbst Preußen, das doch gewiß nur auf moderne Elemente und nicht auf historische Vorurtheile angewiesen ist, von dem Adelsgeiste angesteckt wurde, und nachdem es im Jahre 1819 die freie Entwickelung der Universitäten, die an demagogi-

ſchen Auswüchſen litten, auf Oeſterreichs Betrieb gehemmt hatte, ſpäter an der Entwickelung des Adels durch Majorate und andere Stützpunkte arbeitete. Mag nun auch die Geſandtſchaft der gut katholiſch geſinnten Ariſtokratie der Provinz Weſtphalen, in Bezug auf die Cölner Wirren, dazu beitragen, dieſe Richtung Preußens gänzlich zu beſeitigen, ſo wird man doch den Einfluß der öſterreichiſchen Ariſtokratie zum Beſten des Inſtituts nicht beſtreiten können. Ein Glück nur, daß dieſe Leute immer der Meinung ſind, ſie kämpften mit den Perſonen, ſtatt mit den Ideen und Sachen. Mit jenen würden ſie leicht genug fertig werden; denn ſie brauchten ſie nicht einmal in die Gefängniſſe zu werfen, ſondern nur in den Adelsſtand zu erheben, eine Ehre, um deren Preis die meiſten deutſchen Schriftſteller die Vorzüglichkeit dieſes Inſtituts anerkennen würden. Aber die Ideen und Sachen ſind freilich unverwundbar; ſie ſind gewiſſermaßen die Lebensluft der Geſchichte, die man durch keine Hiebe tödten mag. Und gelänge es auch, den Raum der Zeit ideenlos und luftleer zu machen, ſo werden wir doch mit Börne einräumen müſſen, daß die Gegenſtände in luftleeren Räumen nur um ſo eher fallen. Die Ideen und Sachen werden übrigens demnach auch ſo wenig, wie ſie von den Einzelnen geſtützt werden, von den Einzelnen gehemmt werden können, und wenn man auch in ganz Oeſterreich keinen Menſchen antreffen würde, der

auf das Prädicat „von" und „Ew. Gnaden" nicht Anspruch machte, so bin ich doch überzeugt, daß sich schon jetzt in ganz Oesterreich die Ansicht festgestellt hat, der Adel sei der Menschheit sehr entbehrlich, wenn er auch „halt einmal zum System gehört." Das ist die vox populi, die vox dei, von der ich oben sprach, und die nur deshalb nicht gehört wird, weil der Geist willig und das Fleisch schwach ist, die aber im Leben nicht in den Wind reden wird, sondern zu dem Ohre der Menschheit, einem Begriff, von dem ich schon behauptet habe, daß er die Einzelnen verschlingen wird.

Uebrigens wird es sich kaum bestreiten lassen, daß die imposante Stellung der Geburts-Aristokratie in Oesterreich mit zur Geschichte der Civilisation gehört, wie ich denn überzeugt bin, daß im Völkerleben, wie in der Natur, Alles, was geschieht, zum Besten des Ganzen geschieht. Alle Institute und Ereignisse der Geschichte werden helfen müssen, den Zweck der Menschheit zu erfüllen, und das Thörichtste ist, einige von ihnen für überflüssig zu halten. Als die französische Republik sich an die französische Geschichte wagte, als sie in der Zerstörung der Gräber von St. Denis einen ganzen Abschnitt derselben vernichten wollte, damals bewies sie, daß sie auf keine Zukunft Anspruch machen konnte, denn es gibt keine Zukunft ohne Vergangenheit. Und als die Bourbonen später in dieselbe Stellung zur Revolution traten und

alle alten Erinnerungen wieder hervorſuchten, die Republik aber bis auf den Namen auslöſchen wollten, damals verzichteten auch ſie auf ihre Zukunft. Trotz der ſorgfältigen und detaillirten Zerſtörung von St. Denis werden doch von Neuem die Könige der Franzoſen ihre Ruheſtätte finden, wo ſie ſeit Jahrhunderten war, und trotz der ſorgfältigen Reſtauration von St. Denis werden die Könige von Frankreich außer Landes ihre Gebeine begraben müſſen. Laſſen wir alſo auch der öſterreichiſchen Ariſtokratie ihre Zeit; denn was dieſelbe betrifft, ſo halte ich ſie in einem Augenblick des Ueberganges für den mildernden, hemmenden Gegenſatz jener anderen Ariſtokratie, die eben in der Richtung unſerer Zeit liegt, ich meine die Geld-Ariſtokratie, die ſich freilich nicht zu einem Stande abrunden kann, weil ſie auf einem trüglichen und ſchwankenden Boden ſteht, die aber eben deshalb leicht die geſundeſten Säfte der Civiliſation verderben kann. Wie mächtig und einflußreich ſich dieſe Geld-Ariſtokratie geſtaltet hat, erſieht man aus dem Ueberfluß von Staatspapieren und daraus, daß ſelbſt das feudale und katholiſche Syſtem der öſterreichiſchen Regierung den jüdiſchen Repräſentanten derſelben die Conceſſion des Adels machte. Wenn nun aber, trotz aller Baroniſirung, die Geld-Ariſtokratie in Oeſterreich von dem Erb-Adel, der hier freilich den nöthigen Nachdruck durch Güterbeſitz an den Tag legen kann, de haut en bas

betrachtet wird, wenn derselbe dort die „Großhändler“ immer nur in geschichtlicher Hinsicht beachtet, nie aber in gesellschaftlicher und politischer, so wird dieses Verhältniß nur dazu beitragen können, die Sympathien der Geld-Aristokratie dem Volke zuzuwenden, dem sie ohnehin durch den Verkehr, durch Industrie, Handel, Fabrikwesen und Gewerbe am nächsten steht und von dem sie, wegen der friedlichen Neigung, die jetzt überall in Europa vorhanden ist, und wegen der Richtung des Zeitgeistes auch nichts in Betreff des Besitzes zu fürchten haben wird. Die Geld-Aristokratie wird sich nothgedrungen den liberalen Interessen anschließen müssen, weil die aristokratischen Interessen keine Notiz von ihr nehmen, oder doch nur in sofern, als sie ihnen Vorschuß auf die Früchte am Halme, oder auf die Wolle am Schaafe geben muß. Genug, wir gewahren hier zwei gewaltige Kräfte, die mit einander ringen, aber die eine wurzelt in dem Boden der Vergangenheit, der täglich mehr unter ihren Füßen wankt, die andere in dem der Gegenwart; wenn jene erliegen wird, so wird diese sich ihren Giftzahn im Kampfe ausbeißen, um späterhin einer dritten Kraft, der Intelligenz nachzugeben, die alles ordnen und darthun wird, wie das Geld auch als Mittel zum Fortschritt dienen könne. Wir werden dann einsehen, daß die Gelehrten dem Adel nur das Dintenfaß an den Kopf geworfen haben, daß aber die Geldmänner ihn

mit jenen ſilbernen Kugeln, die ſelbſt durch einen Koller von Elendsfell dringen, in's Herz trafen.

Wenn ich mich aber bemühet habe, der Stellung und wahrſcheinlichen Zukunft der deutſchen Ariſtokratie nachzuſpüren, ſo geſchah dies in der That nur aus dem Grunde, weil ſie allerdings bis jetzt noch das Schwert des Damocles iſt, das dem Fortſchritt Deutſchlands ſowohl, wie, durch die Verbreitung der hohen Ariſtokratie Deutſchlands über alle europäiſchen Throne, auch dem des übrigen Europa droht. Indeß man wird es nun einſehen, das Schwert iſt roſtig an der Zeit geworden, weshalb es auch nicht an ein Haar, ſondern an einen Strick von Haaren befeſtigt wird damit es, herabfallend, nicht beweiſe, wie ſtumpf es ſei, ſondern, hängend, nur die Völker ſchrecke. Alſo ſchwebend, miſcht ſich freilich die Ariſtokratie zur Zeit noch in alle Zuſtände der Regierungen und Völker ein, beſonders aber kleidet ſie die Hofhaltung und die Diplomatie in ihre Livrée. Was nun jene betrifft, ſo mag man ſie dem Adel überlaſſen, es iſt nur ein glänzendes Elend, den Launen großer Herren zu dienen, was aber dieſe betrifft, ſo wird die Monarchie, ſobald ſie einſieht, daß die Ohnmacht der Ariſtokratie der Zeit nicht widerſtehen kann, höchſtens nur noch ariſtokratiſche Namen an der Spitze derſelben dulden, aber die Einmiſchung ariſtokratiſcher Tendenzen überall verhindern. Nur dieſe ariſtokratiſchen Tendenzen ha-

ben der neueſten Politik, von der ich bereits in der Einleitung bemerkte, daß ſie die Ruhe, den Frieden und die Wohlfahrt der Völker als Stützpunkt haben, ein ſchiefes Anſehen gegeben. Man iſt nämlich häufig der Meinung, die Politik beſchränke ſich nur auf den Vortheil einer beſtimmten Klaſſe der Geſellſchaft und nehme ſelbſt die Beſitzenden nur im Intereſſe dieſer Claſſe in Schutz, es können jedoch das Beſtehende und der Beſitz ſehr wohl ohne die Feſthaltung einer Ariſtokratie feſtgehalten werden; denn durch die Aufhebung der Ariſtokratie und ihrer Vorrechte nehme man den Einzelnen Nichts, ſondern ertheile vielmehr allen gleiche Rechte, der Beſitz ſeiner Güter werde dem Adel immerhin bleiben, aber zugleich würde auch den Anderen die Möglichkeit gegeben werden, ſolche Güter zu erwerben.

Bundes-, verfaſſungsmäßig und factiſch aber beſtehen in dieſem Augenblick in Deutſchland vier Stände, nämlich:

1) Der hohe Adel. Zu ihm gehören
   a) die ſouverainen Fürſten und regierenden Häupter.
   b) die Standesherren, eine Bezeichnung für alle ſeit 1806 aus der Reichsunmittelbarkeit in das Unterthanenverhältniß, oder vorerſt in den Rheinbund, und erſt 1810 durch die Erweiterung des franzöſiſchen Kaiſerreichs,

oder 1815 durch die Wiener Congreß-Acte in das Unterthanenverhältniß eingetretenen Fürsten, Grafen und Herren. Das wesentlichste Vorrecht was diesen „Mediatisirten" erhalten wurde, ist die Ebenbürtigkeit, wonach eheliche Verbindungen der souveränen Häuser mit denen der standesherrlichen Familien als standesmäßig anerkannt werden, und somit also auch der hohe Adel Deutschlands als eine tüchtige Pflanzschule aller europäischen Throne eingerichtet erscheint.

2) Der niedere Adel, Geschlechtsadel, wie Briefadel mit seinen Unterscheidungen in Grafen, Freiherren, Rittern, Edlen und einfachen Adeligen. Ohne daß dieser niedere Adel besonderer Vorrechte genießt, hat man ihm doch in den meisten Staaten gegen eine Verschmelzung mit dem Bürger- und Bauernstande durch bestimmte Begrenzungen bei der Ausübung von Gewerben und dergleichen zu schützen gesucht. Er ist auch, als solcher, hoffähig.

3) Der Bürgerstand. Da derselbe seine mittelalterliche Basis und in dem Adel, der sich zu den Städten herabließ, seinen Gegensatz verloren hat, so bietet er nur noch in den vier freien Städten Deutschlands ein hervorragendes Moment. Hier mußte man das städtische Bürgerrecht, das zugleich

Saatsbürgerrecht wurde, natürlich in enge Grenzen einschließen, um jeden Andrang zu vermeiden. Seltsam aber ist die Vorrichtung der bremischen Verfassung, die dem Adel ein für alle Mal keinen Zutritt zu der Republik gestattet indem sie ausdrücklich verfügt, kein bremischer Bürger solle fremde Titel, Würden und Standesvorrechte annehmen dürfen, wahrscheinlich um die Republik keiner Gefahr auszusetzen. Diese Bestimmung wird dann auch mit solcher Strenge befolgt, daß selbst ein Bremischer Bürgermeister, Herr von Gröning, ohne diese Bezeichnung im Staatscalender und in amtlichen Beziehungen aufgeführt wird. Schade nur, daß Bremen solchergestalt der einzige Fleck in Deutschland ist, wo der Adel abgeschafft ist, und daß hier kein Nutzen vorliegt, sondern nur eine Kleinstädterei. Oder könnte man in der That unter den Verhältnissen, wie sie sind, mittelalterliche Unruhen, oder gar den Verlust der Freiheit, mittelst aristokratischer Einflüsse befürchten? Ich muß nämlich bemerken, daß diese Verordnung nicht etwa aus dem Mittelalter, sondern aus der neuesten Zeit datirt.

4) Der Bauernstand. Er ist durch die Gleichstellung des platten Landes mit den Städten, durch die Beschränkung des Zunftwesens, durch die Auf-

hebung der Leibeigenſchaft, durch die wenigſtens größtentheils verfügte Abſchaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit, durch die freie und ſelbſtſtändige Einrichtung der Dorfgemeinden, durch die Ausdehnung der Gewerbe auch auf das platte Land und in conſtitutionellen Staaten durch die Vertretung der Dorfgemeinden durch ſelbſtgewählte Deputirte, mit dem Bürgerſtande in ſeinen Rechten ziemlich paralleliſirt.

Man wird übrigens aus dieſer Einrichtung ſehen, daß das bürgerliche Moment, im Gegenſatz zu dem ariſtokratiſchen in der Verfaſſung des deutſchen Bundes, wie der einzelnen Staaten verwaltet und daß ihm nichts weiter als die rechtliche Anlehnung im Ganzen und Großen fehlt, damit es ſich befeſtige und gegen die ariſtokratiſche Minorität, die immer nur als eine Uſurpation zu betrachten iſt, auch in politiſcher Hinſicht behaupte. Die kurheſſiſche Conſtitution mit einer Kammer erſcheint in dieſer Hinſicht nicht nur als die Zeitgemäßeſte, ſondern auch als die den Zuſtänden angemeſſenſte.

Siebentes Capitel.

Deutsches Universitätswesen. — Stellung der Universitäten zum Volke. — Nützt die Corporation zur Zeit noch den Universitäten? Verschiedene Meinungen in dieser Hinsicht. — Historische Rückblicke. — Die Wissenschaft muß in sich selbst die Garantie ihrer Freiheit finden. Die Corporation schützt diese Freiheit nicht. Beispiele dafür. — Ueber den Antrag in der Badischen Ständeversammlung, die Immatriculation aufzuheben. Meinung des Verfassers, daß die Emancipation der Universitäten von der Corporation allerdings ein größeres Gleichgewicht zwischen Leben und Wissenschaft und selbst eine größere Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Wissenschaft herbeiführen werde. — Die verkehrte Einrichtung der Universitäten zu gelehrten Schulen. Nachtheile und komische Folgen dieser Einrichtung. — Ueber den Gemeinsinn deutscher Professoren, und wie derselbe zu wecken und zu befestigen ist. — Uebersicht der Nachtheile der Corporation.

Die deutschen Universitäten sind die Kirchthürme unserer Cultur. Im Mittelalter erbaut, wurden sie durch die Reformation einem anderen Dienste geweiht; die mittelalterliche Form aber blieb dieselbe; sie glichen von dieser Zeit an alten gothischen Kirchen, in denen der Pro-

teſtantismus das Licht anſteckte für die weltliche Macht. Bis dahin hatte nämlich die Hierarchie über dem myſtiſchen Helldunkel der Wiſſenſchaft geſchwebt, der Glaube hatte die Intelligenz beherrſcht, jetzt ſollte die Intelligenz den Glauben regieren. Aber Zweck wurden die Univerſitäten nur ſcheinbar, ſie wurden vielmehr Mittel zum Zweck; denn ich habe ſchon geſagt, das Licht, welches der Proteſtantismus in ihnen anſteckte, leuchtete freilich Allen, aber es diente nur den Fürſten, daß ſie die Reformation auch zu einem politiſchen Höhepunkt geleiten und nicht über die Vorurtheile und Sympathien der Völker für die alte politiſche Weiſe im Dunkeln ſtolpern möchten. Somit geriethen denn die Univerſitäten, dem Volke gegenüber, in jene Stellung, die ich eben angab, ſie wurden von Allen geſehen, angeſtaunt und bewundert, aber nur von der Minorität begriffen, ſie cultivirten, aber ſie civiliſirten nicht, indem ſie nur direct auf diejenigen einwirkten, die das Volk bevormunden ſollten, auf das Volk ſelbſt aber höchſt indirect. Das Letztere erhielt nämlich die äußerſten, die von allen gefährlichen Beiſätzen gereinigten und alſo auch die geſchwächteſten Einwirkungen der Univerſitäten. Wie iſolirt die deutſchen Univerſitäten ſtanden, erhellt am beſten daraus, daß die Bewohner jener kleinen Städte, wo ſie ihren Sitz haben, noch vor einigen Jahrzehnten meiſt die uncultivirteſten aller deutſchen Stadtbevölkerungen

waren. Wenn sie heut zu Tage vorgeschritten erscheinen, so liegt das gewiß nicht an den Universitäten, sondern an jener durchdringenden Bewegung, die durch die neueste Geschichte lief und über Nacht mehr bewirkte, als die Cultur von Jahrhunderten, indem sie überall practische Beziehungen hinterließ.

Ich sagte, die Universitäten hätten die mittelalterliche Form beibehalten und in dem alten Gebäude nur einen helleren Geist entfaltet. Man hat nun in Betreff jener Form in der neuesten Zeit Veränderungen vorgeschlagen, die Einen aus absoluten Principien, die Anderen aus liberalen. Jene, die sonst so gern das Mittelalter als Autorität anführen, sahen in den deutschen Universitäten, mit ihrer vom Staate abgeschlossenen Verfassung, eine Pflanzschule aller das Bestehende gefährdenden Ideen und Tendenzen, diese erblickten in dem Corporationswesen eine der Zeit widerstrebende Richtung. Unter gewissen Voraussetzungen hatten wenigstens die Letzteren Recht. Aber man hat behauptet, die deutschen Liberalen hätten stets bewiesen, daß ihnen politische Intriguen fern liegen, denn man würde sonst kaum in der Badischen Ständeversammlung auf eine Emancipation der Universitäten von der mittelalterlichen Form angetragen haben, weil diese Tendenz auch in dem absoluten Systeme ausgesprochen sei und man doch nur dahin gelangen könnte, wohin jenes gerichtet ist, nämlich nur zur Aufhebung der Cor-

porationen, nicht aber zu einer weiteren Ausdehnung der Wissenschaft über das Volk, die freilich in der Badischen Ständeversammlung dadurch ausgesprochen wurde, daß man auf die Abschaffung der Immatriculation antrug, jeder, der Verlangen nach wissenschaftlicher Bildung hätte, solle nämlich den Vorlesungen der Professoren beiwohnen können. Die also Raisonnirenden hielten demnach dafür, daß, wenn mit Hülfe des Liberalismus die Verschmelzung der Universitäten mit dem Staate bewirkt worden wäre, die Studienfreiheit doch nicht allen Staatsbürgern zugestanden werden würde; man würde die Zulassung zu den Vorlesungen nach wie vor, der Controle der Wissenschaft wegen, an Voraussetzungen knüpfen, im übrigen aber durch die Beseitigung des Corporationswesens die Universitäten noch mehr in die Maschinerie des Staats drängen; kurz man würde so viel von den Tendenzen des Liberalismus benutzen, als für das System dienlich erachtet würde. Ich lasse diese Hypothese unentschieden, aber ich bin der Meinung, man solle einem solchen Argwohn nicht zu sehr nachhängen und mit klaren Augen sehen.

Die ältesten Universitäten entstanden in einer freien Entwickelung. Es traten Lehrer außer den Dom- und Klosterschulen mit neuen Wissenschaften auf, sie predigten dem Volke in der Wüste. Später vereinte man sich zu einer universitas und wählte einen gemeinsamen Rec-

ter. Noch später, aber immer nicht spät genug, mischten sich die Regierungen, freilich ursprünglich nur zum Schutz der Universitaten, aber nach und nach doch auch zur Beaufsichtigung, in das reine und bis dahin wenigstens nicht durch politische Absichten gestörte wissenschaftliche Verhältniß ein. Seit der Reformation endlich geriethen die Universitäten ganz und gar in eine vom Staate abhängige Stellung. Die Fürsten stifteten sie, statt daß sie sie früher höchstens bestätigt hatten. Es fragt sich nur: ob die alte Form neben dem neuen Wesen, das sich im Laufe der Zeit, und besonders seit 1819, vollständig ausgebildet hat, noch Nutzen bringt? Die Anhänger der deutschen Universitäten wollen in der Corporation und in der Scheidung von dem Staate zunächst die größere Unabhängigkeit der Wissenschaft erblicken, sie halte alle Eingriffe wenigstens auf, wenn nicht ab. Mich dünkt aber, die größere Unabhängigkeit der Wissenschaft findet jetzt in der Form durchaus keinen Schutz, auch nicht einmal einen interimistischen, sie findet ihn aber in dem Charakter derer, die sie repräsentiren sollen, falls diese in der That die Verheißung der Lehr- und Censurfreiheit in dem reinen und unverfälschten Sinne verstehen und vertreten. Verstehen und vertreten sie diese Verheißung, die einst eine Wahrheit war, nicht, so wird man bei jeder Gelegenheit auch über die mittelalterlichen Schranken hinüberreichen und eben so unum-

ſchränkt verfahren, als ſei der Kreis offen. Was könnte man aber erzielen, wenn ſtatt der mittelalterlichen Form, der Phalanx einer rein wiſſenſchaftlichen und edlen Geſinnung aller Profeſſoren die Univerſitäten deckte? Höchſtens unterhandeln und Mißverſtändniſſe ausgleichen. Gewiß, das Corporationsweſen mag der Eitelkeit der Profeſſoren mehr ſchmeicheln, als der Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit eine Garantie gewähren. Oder hätte man etwa keine Beiſpiele, daß wenn die Regierung ſich über den academiſchen Senat ſtellte, dieſer ſehr nachgiebig geweſen wäre? Nein, unſere deutſchen Gelehrten ſind nur zum kleinſten Theile ſtolz; wir haben in den Zeitungen geleſen, daß die Göttinger Deputation an den König von Hannover nur unter der Bedingung vorgelaſſen würde, daß ſie mit einer Adreſſe erſchiene. Und man entwarf auf der Stelle eine ſolche, natürlich aus Herzens-Antrieb, aber doch auf allerhöchſten Befehl. Man iſt mit der Zeit, trotz aller Corporation und formellen Unabhängigkeit, von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag nachgiebiger geworden, man hat ſogar nicht nur keinen Stolz der Wiſſenſchaft mehr, ſondern man hat auch den perſönlichen Stolz verloren, den der Gelehrte doch noch in früheren Zeiten an den Tag zu legen wußte. Wenn man in Raupachs „Vor hundert Jahren" ſieht, wie der alte Grammatiker Joachim Lange, als Prorector der Univerſität Halle, mit Krone und Scepter ge-

schmückt, einen von dem alten Dessauer angeworbenen studiosum theologiae auf der Wachtparade, vor dem ganzen Stabe, aus Reihe und Glied holt und das Privilegium der Universität also rettet, so wird man sich vergeblich nach einem Seitenstück neuester Zeit zu diesem Actus, der doch wohl auf geschichtlicher Autorität beruhet, umsehen. Freilich sind die Werber ein veraltetes Institut, aber gesetzt, sie wären es nicht, würden nicht viele unserer Professoren die Unabhängigkeit und die Privilegien der Universität einem Leopold von Dessau gegenüber vergessen; Wenn man liest, in neuester Zeit sei in Betreff der deutschen Gelehrsamkeit in höheren und höchsten Cirkeln das Wort „Federvieh" gebräuchlich geworden, dann wahrlich! kann man einsehen, daß die Elite der Nation, die neben der Cultur auch für die Ruhe und den Frieden Deutschlands seit Jahrhunderten mehr gewirkt hat, als die Polizei seit einigen Jahren, nicht durch die Universitäts-Privilegien gesichert werden wird; sie ist nicht einmal durch die Dankbarkeit gesichert worden. Kurz, die Wissenschaft der Universitäten kann sich nur durch die Erinnerung ihrer göttlichen Mission schützen und durch sich selbst; kann sie auch nicht mehr von einem Orte zum andern ziehen, wie einst von Prag nach Leipzig, wenn man sie „Federvieh" heißt, so kann sie doch ihrer Ehre eingedenk sein und daß sie, wenn auch nicht von altem Adel, doch unmittelbar aus Jupi-

ters Haupte abſtammt. Iſt ſie nicht der Ehre eingedenk, erinnert ſie ſich nicht der göttlichen Abſtammung, der göttlichen Miſſion, ſo glaube ich, daß es höchſt überflüſſig ſein wird, ob man viel hin und her ſchreibt über die Vorzüglichkeit des deutſchen Univerſitätsweſens, wie es iſt, oder vielmehr, wie es war, ob man den Liberalen vorwirft, ſie arbeiteten nur einem abſoluten Syſteme in die Hände, wenn ſie die Univerſitäten in das ebene Gleis der bürgerlichen Geſellſchaft verſetzen und die ſpaniſche Wand, die dieſelben vom Staate trennt, aufheben wollten, oder ob man die ganze Sache dem Zufall überläßt. Man wird nämlich eingeſtehen müſſen, daß es ſich in dieſem Falle nur um eine Form handelt und um weiter nichts, als eine Form. Aber wir Deutſche ſind ohne allen practiſchen Seitenblick, wenn unſere Gelehrten ſprechen, wir haben alle Univerſitäts-Profeſſoren die Beibehaltung der bisherigen Einrichtung predigen und viele Andere ihnen dieſe Anſicht nachſprechen hören, aus Pietät für ihre Studienzeit, tiefer hat man der Sache nicht nachgeſpürt, nach Beweiſen hat man nicht gefragt. Jetzt haben wir einen Beweis in den Göttinger Vorfällen. Wer wird ihn für ſeine Behauptung benutzen können? Die Vertheidiger des formellen Corporationsweſens werden wenigſtens einſehen, daß man ſolcherweiſe nicht ſicher iſt gegen Eingriffe. Aber, man iſt ſogar ſoweit gegangen, Couſin für dieſe Anſicht zu citiren, Couſin der al-

les mit französischen Augen und, bei aller Vorliebe für Deutschland, auch mit französischem Herzen betrachtet hat. Was empfiehlt Cousin Frankreich? Die Einrichtung deutscher Universitäten. Und gewiß, Cousin hat Recht, der französischen Regierung ein Institut zu empfehlen, das, wegen seiner Abgeschlossenheit von dem durch alle Zustände Frankreichs verbreiteten politischen Geiste, eine Garantie der Wissenschaft sein wird, die insonderheit in Paris an hundert gesellschaftlichen und politischen Klippen Gefahr läuft. In Frankreich würden deutsche Universitäten aus diesem Grunde an ihrem Orte sein, aber noch mehr aus dem, weil in Frankreich Censur- und Lehrfreiheit in anderer Bedeutung verstanden werden würde, als in Deutschland. Also man thut Unrecht, den Ausspruch des Herrn Cousin für Deutschland zu citiren. Aber man meint auch, die Abgeschlossenheit der Universitäten würde die Wissenschaft gegen die Zerstreuungen des Alltags-Lebens sichern, sie würde mehr mit sich verkehren. Sollte dies nur durch eine äußere Absperrung zu erreichen sein und nicht vielmehr durch eine innere Gemeinschaft? Ich habe in Göttingen studirt, und zwar in den Jahren 1823 — 1827, und ich kann versichern, daß, trotz der reichen Mannigfaltigkeit der Studirenden, trotz der vielen Theedansants der Professoren und trotz der Universitäts-Privilegien — die Studenten-Verbindungen ausgenommen — keine andere

Gemeinschaft unter den Studirenden mit einander, wie mit den Professoren bestand, als solche, welche sich auch unter allen anderen Verhältnissen, aus wissenschaftlichen Motiven würde gemacht haben. Wie viele unter den deutschen Professoren eignen sich zu Gemeinschaften? Wenn sie, außer dem Katheder, noch in Berührungen mit den Studenten kommen, so gehört das stets zu den Ausnahmen, für ein reges wissenschaftliches Leben sind die Wenigsten unter ihnen besorgt.

Man wird mir glauben, — selbst wenn ich es nicht schon ausdrücklich erklärt hätte — daß ich, wenn ich von dem Corporationswesen der deutschen Universitäten rede, dabei nur das heutige Verhältniß vor Augen habe, daß ich also gar nicht der inneren Gemeinschaft entgegen bin, daß ich nicht wünsche, die Universitäten möchten nie zu zu der alten wahren Freiheit zurückkehren. Nein, die Scheinfreiheit, die in der formellen Abgeschlossenheit vom Staate gesucht wird, während die Regierung sonst überall durch Studien-Pläne, durch Regierungs-Commissarien, durch Universitäts-Verbote selbst der zum Bunde gehörigen Hochschulen den freien Verkehr der Wissenschaft hindert und dabei kaum einen schwachen Widerstand von Seiten der Professoren findet, diese Scheinfreiheit will ich nur in das rechte Licht stellen. Man wird mir zugeben müssen, daß die Lehr- und Censur-Freiheit nicht darunter leiden würden, wenn z. B.

das privilegirte Forum der Universität aufgehoben würde, wenn die Studenten in disciplinarischer Hinsicht den übrigen Bürgern gleichgestellt würden. Man wird auch zugeben müssen, daß die Universität nicht darunter leiden kann, wenn jeder, der nach Bildung nnd Wissenschaft verlangt, zu den Vorlesungen zugelassen wird. Diese letztere Einrichtung war ja die ursprüngliche der Universitäten, sie würde wenigstens einen Schluß ziehen lassen auf einen wissenschaftlichen Trieb, auf einen göttlichen animus. Gewinnen denn die Universitäten dadurch, oder werden sie auch nur dadurch auf der Höhe des Jahrhunderts erhalten, daß man nur mit einem testimonium maturitatis zu ihnen zugelassen wird? Was ist ein testimonium maturitatis? Ein Zeugniß von diesem, oder jenem Director dieser, oder jener gelehrten Schule, oder von diesem, oder jenem Magistrat dieser, oder jener Landstadt, daß man einen Schulcursus zur Zufriedenheit der Lehrer durchgemacht hat, daß man einige Jahre auf den Schulbänken von Secunda, einige auf denen von Prima gesessen und im übrigen sich in dem für die Universität erforderlichen Alter befindet, dann aber, daß man Theologie, Jurisprudenz, oder Medicin studiren und die Grundlage zu einem Broderwerb durch das gesetzliche Triennium auf Universitäten legen will. Also wird für die Recrutirung der Universität von einem Semester zum anderen Sorge getragen; aber man wird

einsehen, daß in dem testimonium maturitatis keine Garantie der Wissenschaft liegt. Es wird nicht einmal dadurch bewiesen, daß die so Ausgerüsteten in der That hinlänglich für die Wissenschaft vorbereitet sind, indem jedes Gymnasium halbjährlich eine bestimmte Anzahl Schüler zur Universität abliefert und hier ein großer, dort ein kleiner Maßstab, dort gar kein Maßstab angelegt wird, auf keinen Fall aber wird dadurch bewiesen, daß die so Ausgerüsteten auch zur Wissenschaft befähigt sind und daß sie noch aus einem anderen Grunde zur Universität gehen, als aus dem, daß sie gesetzlich hingehen müssen. Würde nicht die Universität beinahe gewinnen, wenn man annehmen könnte, daß Alle, die vor dem Katheder säßen, aus dem inneren, reinen Drange der Wissenschaft dorthin kämen, als wenn man nur so viel weiß, daß sie den Schul-Cursus von Cornelius Nepos bis Tacitus und von Xenophon bis Thucydides durchgemacht haben und hier nun das Weitere durchmachen wollen, was als Schwelle zum täglichen Brode angesehen wird? Eine andere Zusicherung werden wir doch dem testimonium maturitatis nicht entnehmen können?

Ich wiederhole hier das bereits in einer anderen Schrift *) von mir in dieser Hinsicht Gesagte: „die ur-

*) Die drei Septembertage der Georgia Augusta im Jahre 1837, von Eduard Beurmann. Frankfurt a. M. bei Karl Körner 1838.

sprüngliche Tendenz der Universitäten war freie Cultur der Wissenschaft, ohne Rücksicht auf specielle Staatszwecke. Wer einen Drang nach Bildung fühlte, der konnte sie dort in vollstem Maße erlangen. Wenn nun die Universitäten später in Beziehungen zu dem Staate gebracht wurden, so braucht man sich freilich nicht zu wundern, daß sie, wie alle Lehr-Anstalten, dem Staatszweck untergeordnet wurden, aber eine Nothwendigkeit für eine Anstellung im Staate hätte man nie aus ihnen machen sollen. Dadurch sanken sie offenbar in die Kategorie gewöhnlicher Schulen herab, zu denen man im besten Falle keinen anderen animus mitzubringen brauchte, als den der künftigen Existenz. So wurde die Götterspeise der Wissenschaft zu hausbackenem Brode herabgewürdigt. Ich weiß es wohl, daß die Absicht der Regierungen dabei allgemeine Verbreitung und Befestigung der Wissenschaft im Staate war; allein die Wissenschaft läßt sich keinem Handwerkszwange unterordnen. Am Ende genügte sogar eine Bescheinigung des triennii und daß man diese, oder jene Collegia belegt und besucht habe, zur Zulassung zum Staats-Examen. Wie man sie gehört und nach Resultaten fragte Niemand; denn um das Examen zu überwinden bedurfte es im schlimmsten Falle des mäßigsten Studiums der Compendien und Hefte, selbst nach Ablauf der Universitätszeit. Es war also gewiß, daß man eben so gut ein

Staats-Examen überwinden konnte, wenn man gar keine Universität besucht hatte. Ja es traf sich sogar häufig, daß Leute, die ihre Studien absolvirt und sogar das Doctor-Diplom errungen hatten, mit diesem Documente in Händen durch das Staats-Examen fielen und ohne zweites Triennium, nachdem sie später in ihrem Geburts- oder Wohn-Orte die Wissenschaft, die ihnen zu Brod verhelfen sollte, dürftig erlernt hatten, zu einer Anstellung gelangten. *) Freilich lagen solche Fälle

*) Diese Weise mag folgender Vorfall darthun. Das O.-A.-Gericht zu Lübeck prüft die Rechts-Candidaten, welche in Bremen zur Advocatur zugelassen werden wollen. Demselben stellte sich demnach ein von einer ersten deutschen Universität (die bei Ertheilung des Doctor-Diploms zwei verschiedene Formeln, nämlich „examen cum laude superavit," oder bloß „examen superavit," natürlich gegen dieselben Examinations- und Decanats-Gebüren, anwendet) mit dem juristischen Doctor-Diplom zweiten Grades versehener Rechts-Cadidat zur Prüfung vor. Man fragte ihn: „wie viel beträgt ein großer Diebstahl?" Er wußte es nicht. Man wollte ihm auf den Betrag helfen, man sagte: „fünf" — und der Candidat der „fünf" für eine sehr kleine Summe hielt, setzte hinzu: 500,000 solidi. Er fiel natürlich durch's Examen, um es nach einem Jahre Studiums seiner Hefte zu überwinden. Seitdem nimmt das O.-A.-Gericht in Lübeck von keinem Doctor der Rechte mehr Notiz, sondern behandelt jeden Examinanden — er mag Doctor utriusque juris sein, oder nicht — nur als einfachen Rechts-Candidaten, und der Bremer Senat verlangt sogar von dem Doctor, welcher, außer seinem Doctor-Examen, auch das Staats-Examen cum laude überwunden hat, daß er förmlich und bittweise bei dem Senate einkommen müsse, daß ihm die Führung des Doctortitels in amtlicher Hinsicht gestattet werde; widrigenfalls er sich desselben in jeder amtlichen Beziehung zu enthalten habe.

mehr an dem Leichtsinne und der Habgier dieſes, oder jenes Profeſſors, der ſich die Decanats-Gebühren nicht durch die Verweigerung des Doctor-Diploms entziehen laſſen wollte, als an der Univerſität, aber man ſieht doch, bis zu welchen Uebertreibungen und lächerlichen Extremen jene Einrichtung führen konnte, die die Anſtellung im Staate von dem Trienniuum abhängig machte."

Alſo, es würde der Stellung der Univerſitäten keinen Eintrag thun, wenn man den Begriff der „Brodwiſſenſchaft" fürderhin nicht auf ſie anwendete, wenn man es zuließe, daß Staatsämter überall ohne Beſcheinigung, daß man drei Jahre lang gewiſſe Collegia belegt habe, ertheilt würden, falls die Bewerber nur Fähigkeiten dazu nachweiſen könnten. Aber wie die Lehrer entſchädigen, die leider theilweiſe und trotz aller Beaufſichtigung und Abhängigkeit von der Regierung auf die Honorare der Studenten angewieſen ſind, wenn der Beſuch der Univerſitäten ſolcherweiſe aus einer Nothwendigkeit eine Sache der freien Wahl würde. Freilich möchten die Miniſterien des Unterrichts in dieſem Falle am wenigſten die Univerſitäten ſichern, die nun außer dem Staatszwecke im engeren und engſten Sinne lägen. Aber das Volk, der Sinn für Cultur, den man den Deutſchen ja auch von oben herab nachrühmt, beide würden die Träger der Univerſitäten werden, wollte man nur die Bureaukratie, die zwiſchen ihnen und dieſen

ſteht, entfernen, wollte man auch nur den Univerſitäten eine conſtitutionelle Baſis verleihen. In dieſem Falle aber möchte es gar nicht ungerathen ſein, die Immatriculation abzuſchaffen und das Volk unmittelbar an die Quelle der Cultur zu laſſen. Ich glaube gerade nicht, daß die Handwerke unter dieſer Zulaſſung leiden und daß die „Halbbildung," oder „Halbaufklärung" ſolcherweiſe begünſtigt werden würde. Uebrigens muß ich bemerken, daß die beiden letzteren Begriffe auch wieder aus der Pedanterie unſerer Gelehrten herrühren, die ſie der Bureaukratie und Ariſtokratie gegen den Fortſchritt in die Hände gaben. Wo ſoll denn die volle Bildung, die volle Aufklärung herkommen, wenn die Wiſſenſchaft ſich ſo ängſtlich vom Leben abſperrt, wenn ſie die Wahrheit immer in Sammethandſchuhe kleidet und ſogar in delphiſche Orakelſprüche hüllt, wenn ſie ſich nie mit der Wiſſenſchaft zu den Intereſſen der Menſchheit herabläßt, ſondern ſtets verlangt, daß die Intereſſen der Menſchheit nur der Wiſſenſchaft als Staffage dienen ſollen. Was iſt denn ſchlechter, die „Halbaufklärung" dieſes, oder jenes Bauern, der die Sclaverei, oder die Leibeigenſchaft verwirft, weil alle Menſchen gleich geboren ſeien, oder die volle Aufklärung eines Profeſſors, der die Sclaverei, oder die Leibeigenſchaft vertheidigt, weil jene im römiſchen Rechte, und dieſe im deutſchen begründet ſind? Was iſt denn vernünftiger die „Halbbildung" dieſes, oder jenes Bauern,

der bei Servituten die Bäume nach deutſchem Brauche beſchneidet, oder die volle Bildung eines Profeſſors, der ſie nach römiſchem Rechte nur von oben beſchnitten wiſſen will? Gewiß, man kann unſere Gelehrſamkeit ſchon aus der Perſpective des todten Worts in die Nähe des Lebens verſetzen, uud ſie wird nichts dabei verlieren, und die Menſchheit noch weniger. Würde ein Geheimer Juſtizrath es wagen, das Katheder mit den Worten zu betreten: „Meine Herren, es gibt nur drei große Juriſten in Deutſchland, der erſte iſt der Profeſſor Hans in A., der zweite iſt der Profeſſor Peter in B., und den dritten zu nennen, verbietet mir die Beſcheidenheit", wenn, ſtatt Studenten, die ſolche Einleitungen wenigſtens während ihrer Univerſitätsjahre für originell halten, eine nationale Vertretung vor dem Katheder ſäße, eine öffentliche Meinung? Alle dieſe Eitelkeit und Pedanterie unſerer Profeſſoren würde durch die Berührung mit dem Volke *) wegfallen, und der Berichterſtatter in der Badiſchen Ständeverſammlung, der in dieſem Sinne auf die Emancipation der Univerſitäten von dem Corporationszwange antrug, der einige mittelalterliche Privilegien, die die Univerſitäten nur von der bürgerlichen Geſellſchaft, aber nicht von der Regierung ſcheiden, aufheben, der

*) Man wird ſchon einſehen, daß hier nicht die Maſſe verſtanden wird, ſondern die allgemeine Bildung.

aber das Lebensprincip aller Wiſſenſchaft: Cenſur- und Lehrfreiheit nicht nur erhalten, ſondern demſelben auch durch Aufhebung der Immatriculation und durch die Zulaſſung aller Gebildeten zu den Vorleſungen neue Lebenskraft gewähren wollte, ich ſage, der Berichterſtatter in der Badiſchen Ständeverſammlung, der in dieſem Sinne eine Reformation der Univerſitäten Heidelberg und Freiburg beabſichtigte, kennte in der That keine Befürchtungen wegen der Zukunft des deutſchen Univerſitätsweſens erregen. *) Oder ſollte man nie eine Reform aus dem Grunde anregen, weil dieſe Reform möglicherweiſe ſchlechten Abſichten dienen kann? Der Antrag, von dem ich ſpreche, wurde auch von der zweiten Kammer der badiſchen Ständeverſammlung, in welcher bekanntlich Univerſitäts-Profeſſoren Sitz und Stimme haben, die ſo wenig von gelehrtem Vorurtheile, wie von liberalen befangen ſind, ſondern vielmehr nur die Perſpective der Humanität vor Augen haben, der Regierung empfohlen. Dieſe gab ihm natürlicherweiſe kein Gehör, weil man ſich ſchwerlich von Seiten einer Regierung dazu verſtehen wird, das Leben in die Hände der Wiſſen-

*) Der Antrag ging inſonderheit auf die Abſchaffung der Immatriculation, auf die Zulaſſung aller Gebildeten und nach Bildung Verlangenden zu den Vorleſungen, auf Abſchaffung des privilegirten Univerſitäts-Forums und auf ſtrenge Beaufſichtigung in Betreff der Duelle.

schaft zu geben und die Cultur auf die Höhe des Jahrhunderts zu stellen; denn Herr Professor Ottfried Müller sagt: „Wir müssen uns gestehen, daß wir insofern noch immer Barbaren sind, daß unsere geistige Bildung sich nicht, wie die Blüthe eines gesunden Organismus, aus den sich selbst überlassenen Trieben und Neigungen der gesammten Bevölkerungen entwickelt, sondern einer beständigen Fürsorge von den Leitern des öffentlichen Wesens bedarf." Warum sie dieser Fürsorge bedarf, habe ich bereits in jener oben bezeichneten Schrift ausführlich nachgewiesen; hier bemerke ich nur, daß die Regierungen den Gelehrten in der Ansicht beistimmen, daß die Wissenschaft, träte sie in's Leben, Gefahr laufen werde, obwohl ich der Meinung bin, daß die Wissenschaft auch hier ihren göttlichen Ursprung und ihre unsterbliche Kraft bewähren wird. Daß wenigstens die Vertreter und Verwalter deutscher Cultur dem Volke theuer sind, auch wenn sie nicht nach dem Beifall des großen Haufens ringen, sondern nur ihres heiligen Amtes eingedenk sind, daß sie also ihre göttliche Mission auch inmitten des Volks nicht den Launen und der Veränderlichkeit des letzteren zum Opfer zu bringen brauchen — das — denk' ich — wird zur Genüge durch die nationale Theilnahme erwiesen, die den Göttinger Professoren, welche der Masse nie gehuldigt haben — an den Tag gelegt wird. In Frankreich mag die Wissenschaft

an den Tagesfragen ſcheitern können, für Frankreich möchte ſich der Vorſchlag des Herrn Couſin eignen, in Deutſchland aber wäre ſchon der Verſuch zu wagen mit der Emancipation der Univerſitäten. Doch ſetze ich voraus, daß dieſe Emancipation von der corporativen Einrichtung nicht in eine Unterwerfung unter die Bureaukratie überſetzt wird.

Ich habe bereits die Frage aufgeſtellt: Wie viele Profeſſoren eignen ſich für eine Gemeinſchaft? denn als die Stütze derſelben wird die Corporation betrachtet, und ich habe bereits auf dieſe Frage die Antwort ertheilt: Sehr wenige. Ich habe auch nachgewieſen, daß der Gemeinſinn der Profeſſoren eine zuverläſſigere Stütze der deutſchen Univerſitäten ſei, als eine Corporation, die ohne jene Seele zur bloßen Form herabſinkt. Weshalb aber trifft man unter den Profeſſoren deutſcher Univerſitäten ſo wenig Gemeinſinn? Sie ſind einmal Gelehrte, und dann Menſchen. Als jene haben ſie wiſſenſchaftliche Parthei-Intereſſen, als dieſe haben ſie menſchliche Parthei-Intereſſen, Frauen, Kinder, Lebensſorgen und Lebensrückſichten. Der materielle Schwerpunkt beläſtigt auch die Wiſſenſchaft. Sollte nicht auch der Gemeinſinn gerade dadurch wieder geweckt und befeſtigt werden, wenn die Univerſitäten in nähere Beziehungen zu dem Volke gebracht würden? Würde man ſich nicht ſchämen müſſen, die theoretiſchen Intereſſen,

die sich an dieses, oder jenes System knüpfen, der Wissenschaft im Großen hintenanzusetzen, würde nicht ein esprit de corps in die Mitglieder der Facultäten kommen, der jetzt, wie die letzten Göttinger Vorfälle erwiesen haben, kaum noch durch außerordentliche Mittel hervorgerufen werden kann, wenn die Universität ihre nächste Existenz unmittelbar aus dem Volke herleitete. Man kann durch die kleinlichen Lebens-Interessen, die ganz und gar in der Hand der Regierung ruhen, zu keinem festen und freien Willen kommen; und was die Systeme betrifft, so wird man an den meisten deutschen Universitäten — besonders unter den Juristen — die feindlichsten Reibungen Hinsichts derselben antreffen. Wenn Du bei A. Encyklopädie gehört hast, oder Institutionen, so wirst Du bei B. einen schweren Stand im Examen haben; denn er examinirt Dich nun absichtlich in diesen Abtheilungen und thut dabei, als habe er nie etwas von der Ansicht des A. vernommen, der seinerseits übrigens wie ein Löwe vor seinem Systeme Wache hält und stets für Dich das Wort nimmt, um Dir aus Dankbarkeit, daß Du ihm den Vorzug gegeben hast, B. zum Trotz durch das Examen zu helfen, und zu beweisen, daß Du nichts von den Rechtsprincipien des Letzteren zu wissen brauchest, um doch ein tüchtiger Jurist zu sein. Wie gesagt, die Studenten lachen über eine solche Weise, die den Originalitäten der Professoren beigezählt wird, das Volk

würde sie richten. Und die ökonomische Stellung der Universitätslehrer würde sie nicht besser und unabhängiger werden, wenn den Gebildeten — und nicht bloß dem größeren Theile derer, die nach einem Broderwerb trachten, und dem kleineren Derer, die die Wissenschaft als ausschließlichen Lebensberuf gewählt haben und meistentheils nicht im Besitze von Reichthümern sind — im Ganzen und Großen Zutritt zu den Vorlesungen gestattet würde. Man übersehe nur das Personal der meisten Universitäten, und den langen Schweif der außerordentlichen Professoren und Privatdocenten, die sich Jahre lang kümmerlich abmühen müssen, ehe sie von der Regierung berücksichtigt werden, und man wird sich die nächstliegende Antwort auf den geringen Gemeinsinn der Professoren selbst ertheilen können. Es kann nicht auf sie zu zählen sein, wenn die Wissenschaft Gefahr läuft an dem einseitigen Systeme der Regierung. Wie in allen Lebensverhältnissen wird auch hier in neun und neunzig Fällen der Egoismus entscheiden, wenn vielleicht im hundertsten die Ueberzeugung den Ausschlag gibt — was sage ich, den Ausschlag gibt, wenn sie als eine ohnmächtige Gegenwirkung der Redlichen gegen die „Verständigen" auftritt und kein anderes Resultat herbeiführt, als eine Aufopferung derer, die hier repräsentiren.

Ich habe meine Hoffnungslosigkeit, in Betreff des Nutzens der Corporation, unter den Verhältnissen, wie

sie sind, ausgesprochen. Ich bitte nochmals, das Gesagte nicht auf die Freiheit der Wissenschaft anzuwenden. Ich verlange Studien-Freiheit, Lese-Freiheit, Censur-Freiheit, in Betreff der Wissenschaft, ich sehe in der Herabwürdigung der Universitäten zu Lehrschulen für den Staatszweck ihren Untergang so gut, wie andere, aber ich meine, die Wissenschaft muß sich selbst helfen und Gott wird ihr helfen. In jener Zeit, wo die Wissenschaft von den Fürsten mehr geachtet wurde, und wo die Masse zu roh war, um unmittelbar zur Cultur zugelassen zu werden, mochten die Corporationen dienlich sein; in unserer Zeit aber, wo die Fürsten theilweise sehr indifferent gegen die Wissenschaft sind, theilweise aber sie sogar als einen Stein des Anstoßes betrachten, und wo die Cultur der rothe Faden ist, der sich durch die Masse zieht, in unserer Zeit hat die Wissenschaft — um es noch einmal zu sagen — von der Festhaltung der Corporation, zu welcher die Regierungen den Schlüssel besitzen, nichts zu hoffen, und von der Aufhebung derselben nichts zu fürchten. Der Mantel des Löwen will hier nichts bedeuten, es liegt vielmehr Alles an dem Muthe des Löwen. Wenn aber die Corporation von keinem Nutzen ist, ist sie nicht vielleicht von Schaden?

Man wird zuerst zugeben müssen, daß sich auf den deutschen Universitäten gleich vom Anfange her eine ziemliche Rohheit feststellte und sogar ausbildete. Man hatte

ſie, um der Corporation die möglichſte Abrundung zu geben in kleinen Landſtädten etablirt, die ohne Bildung und ohne ſociale Vorzüge waren. Man mochte erkennen, daß die Wiſſenſchaft, als ſich ſelbſt genügend, ſolcher Anlehnungen nicht bedürfe. Aber wo war hier die Wiſſenſchaft zu ſuchen? Einmal in den Profeſſoren, und dann in jenen wenigen, die wirklich der Wiſſenſchaft wegen die Univerſität beſuchen. Aber die Majorität der Studenten konnte unmöglich durch die Wiſſenſchaft vermittelt werden. Sie war alſo auf ſich angewieſen; ſie war ſelbſt in der Form vom Staate und der Geſellſchaft getrennt, und ſtatt der poſitiven Richtung, die man durch die Corporation der Univerſität befördern wollte, ſtellte ſich eine negative heraus, man erfaßte die Privilegien der Univerſitäten in der oberflächlichſten Bedeutung und nicht als eine Begünſtigung der Wiſſenſchaft, ſondern als eine Begünſtigung der Studenten. Die nächſte Folge war, daß man Alle und Jede, die nicht immatriculirt waren, Philiſter nannte, und nicht nur nicht mit Achtung — ſie mochten dieſelbe noch ſo ſehr verdienen — ſondern ſogar mit Verachtung behandelte. Da es einmal gegen Sitte und — man kann das wohl behaupten — auch gegen Ehre war, mit „Philiſtern" zu verkehren, ſo wurde man immer mehr und mehr auf ſich beſchränkt. Die Wiſſenſchaft wurde in dieſer Abgeſchloſſenheit weder Mittelpunkt, noch ſtand

sie überhaupt in Beziehung zu derselben; ja man nannte diejenigen, welche sich ausnahmsweise einen solchen Zweck gesetzt hatten, Kameele." Mit einem Worte, der Barbarismus des „Burschenwesens" entwickelte sich ganz und gar, und absorbirte nach und nach alle wissenschaftlichen Interessen der Masse der Studirenden, er befestigte sich aber durch die getrennte Jurisdiction der Universitäten, durch das privilegirte Forum der Studenten, die nun in keiner Weise von den Gesetzen des Staats erreicht werden konnten. Ich will damit nicht behaupten, daß eine väterliche Beaufsichtigung von Seiten des academischen Senats und der Universitätsgerichte in Disciplinarsachen durchaus nicht an ihrem Orte gewesen sei; um so weniger bin ich dieser Meinung, als die Landesgesetze zur Zeit der Stiftung der meisten Universitäten, noch ohne alle versöhnende Milde der Praxis waren, aber wenn jene väterliche Beaufsichtigung sich überall erst nach dem Vergehen äußerte und sonst in keiner Weise, weder durch Rath, noch That, so muß man doch zugeben, daß sie in der Hauptsache von sehr geringem Einfluß war. Mit einem Worte, die Studirenden waren sich selbst überlassen, bis auf eine Einladung zu den Professoren, die sich übrigens meistentheils auf specielle und gewichtige Empfehlungen stützen mußten; denn die Professoren fürchteten sich eben so sehr vor dem gesellschaftlichen Verkehr mit den Studenten, wie die „Philister."

Warum bestrebte man sich aber nicht auf den Kathedern, eine andere, humanere Richtung hervorzurufen? Warum ließ man sich die Fenster einwerfen und Pereats! bringen, statt die deutsche Jugend zu lehren, daß nicht die rohe Gassenbuben-Kraft, sondern die römische virtus das Ziel der Studenten, wie der Wissenschaft sein müsse? Ich meine, das lag nur an der Bedienten-Natur der deutschen Gelehrsamkeit, die sich selbst dem burschikosen Barbarismus unterordnete, von dem man theilweise lebte und den man sogar theilweise mit Hochachtung betrachtete, weil er aus gutem alten Adel bestand. Die reichen Ungarn, die, gleich nach der Stiftung der Georgia Augusta, dieser Universität ein so glänzendes Relief gaben, stellten hier jenen Barbarismus beinahe auf ein Jahrhundert fest. Sie „hielten sich nur Studirens halber in Göttingen auf" — weil die Staatswissenschaften hier am besten gelehrt wurden und weil es Mode wurde, dieserwegen einige Jahre in Göttingen zuzubringen — aber mit welcher Zuvorkommenheit wurden nicht diese innerlich rohen und äußerlich abgeschliffenen Herren von der Gelehrsamkeit der Georgia Augusta aufgenommen! Man erfand sogar die „Grafentische," ein Institut, welches den hohen und höchsten Adel von den Bürgerlichen im Colleg schied und welches zugleich den Professoren den Vortheil gewährte, daß man hier doppeltes Honorar ansprach. Bis zu der bekannten

Göttinger Emeute gab es noch „Grafentische" in Göttingen, wenn sie seitdem abgeschafft worden sind, so liegt das gewiß weniger an der Antipathie der Professoren gegen eine solche Auszeichnung, als daran, daß die Grafen ausblieben. Dieselben mußten sogar, wenn sie in jugendlichem Gleichheitsgefühle das Honorar zu hoch fanden, für diese Auszeichnung, die ihnen, wenn es denn einmal „Grafentische" geben sollte, von Gott und Rechtswegen umsonst gebürt hätte, mir nichts, dir nichts dem conventionellen Ungestüm der Professoren nachgeben, die es um keinen Preis gelitten hätten, daß der Grafentisch unbesetzt geblieben wäre, und die doppelten Honorare unerlegt. Und doch hat man behauptet, die Burschenfreiheit sei auch eine moralische, eine Garantie gegen alle Kratzbuckelei. Ich aber kann versichern, daß sich diese Freiheit nie über das Burschenwesen hinaus erstreckte und daß, wo die Studirenden in gesellschaftliche Beziehungen traten, alle Freiheit und Gleichheit vor der Thür gelassen wurde. Woher sollte auch die devote Manier unserer Beamten kommen, wenn die Burschenfreiheit in der That in Herz und Geist der Jugend überginge und Wurzeln schlüge für das Leben? Nein, diese Freiheit, die nur auf rohen Motiven beruhete und äußerlich war, gestaltete sich späterhin eben deshalb so bequem in den der Bureaukratie so nothwendigen Servilismus um, man wurde über Nacht aus dem

„flotteſten Burſchen" der ehrbarſte „Philiſter." Blickt man nur auf die neueſten Begebniſſe in Göttingen zurück, ſo wird man jene Behauptung, daß die Freiheit und Gleichheit vor dem „Comment" — wie man das burſchikoſe Gewohnheitsrecht heißt — durchaus ohne höhere Beziehungen iſt, um ſo mehr erwieſen finden. Dort entblödete ſich nämlich jene adelige Clique, die man auch ſpottweiſe die „Longobarden" nannte, nicht, eine förmliche Oppoſition gegen die übrigen Studirenden, die ihre Theilnahme für die entſetzten Profeſſoren nur in geſetzlicher Weiſe ausſprachen, zu veranlaſſen und nur, um ihre Tendenz zu bekunden und wie wenig man die wiſſenſchaftliche Bildung an und für ſich reſpectire, ihr Honorar von eben jenen Profeſſoren zurück zu verlangen. Nicht einmal die jugendliche Begeiſterung, ja nicht einmal die conventionelle Ehre konnten hier die einfältigſten Standes-Vorurtheile compenſiren. Und doch ſoll die Burſchenfreiheit — ſo behaupten die Vertheidiger des Corporationsweſens — nicht nur edlere Motive haben, ſondern auch edlere Reſultate für das Leben veranlaſſen.

Freilich kann man der urſprünglichen Burſchenſchaft — im Gegenſatz zu den Landsmannſchaften — ſolche Vorzüge nicht abſprechen. Aber wenn dieſelbe von den Regierungen verfolgt wurde, weil ſie ſich allerdings

voreilig und unbedacht in politische Fragen einmischte, haben die Professoren, der Senat, die Universität sich jemals ihrer angenommen, ist man nur bemühet gewesen, die Grundlage der Burschenschaft, nach Ausscheidung der den Staat und den Frieden gefährdenden Bestandtheile, zu erhalten? Nein! auf den meisten Universitäten hat man lieber von Amtswegen den barbarischen Terrorismus der Landsmannschaften begünstigt, um die Burschenschaft sicher und zuverlässig auszurotten, weil man um diesen Preis die Universitäten, wenn nicht ganz, doch theilweise retten zu können glaubte. Die Burschenschaft kam nicht durch die Regierungen um, die ihr höchstens die politische Färbung hätten entziehen können, nein! sie wurde von den respectiven Senaten und Universitäts-Behörden allmählig und systematisch durch Gifte getödtet. Und was war die Burschenschaft? In politischer Hinsicht allerdings eine Fortsetzung jenes Jugendbundes, den die Regierungen selbst hervorgerufen und auf jede Weise unterstützt hatten, als man den Enthusiasmus, die Nationalität und den Patriotismus der Jugend gegen das Ausland und die Usurpation benutzen wollte, dessen längere Wirksamkeit aber in der Zeit des Friedens, wo es nicht der Concentration, sondern der Zerstreuung der Leidenschaften galt, sehr überflüssig und sogar gefährlich erschien. Wer möchte über diese Maßregel rechten, wenn man zugeben muß,

daß die Zukunft Deutschlands auf bewährtere Voraussetzungen zu stützen war, als auf die gutgemeinte, aber schlechtbegründete Absicht einer Jugend, die selbst nur theilweise in dem letzten abgeschlossenen Act jenes Dramas, das mit der Vernichtung der Usurpation endete, mitgewirkt hatte. Aber die Burschenschaft hatte auch eine andere, nicht politische Richtung, und ich, der ich leider nur meine Universitätsjahre in einer Landsmannschaft zubrachte, darf sie, ohne den Verdacht einer Sympathie für die arg verpönte politische Tendenz jenes Instituts zu erregen, wohl vortrefflich nennen. Die Burschenschaft war ursprünglich, statt von dem „Comment," den man bis dahin als den Mittelpunkt des Studententhums betrachten konnte, von heiligem Ernste beseelt, ihre Grundlage war, statt äußerer Ehre, die sehr gut mit innerer Unehre bestehen konnte, die moralische Größe der Nation, die sich noch vor Kurzem so unzweideutig durch die That bewährt hatte. Ja, man ging im frommen Eifer so weit, Einfachheit, Mäßigkeit, Geradheit, Keuschheit, Dinge, die sich freilich im Morgenroth des neuen Tages als Ordensregel komisch genug ausnahmen, zur Norm des Instituts zu machen. Diese Burschenschaft, wenn sie auch in eine übertriebene Manier ausarten mochte, hätte nie dem Vaterlande und noch weniger der Wissenschaft schaden können. Sie nützte auch in sofern sofort, als sie den Barbarismus der Landsmannschaften

austrieb, als sie durch die Ehrengerichte die Duelle*) verminderte, als sie das rechte Maaß des Genusses, nach Vernunft, Gesundheit und Sitte beobachtete. Aber man hat sich um alle diese guten Eigenschaften wenig bekümmert, man hat sich kaum zu einer allergehorsamsten Vorstellung von Seiten der Universitätsbehörden herabgelassen, auf daß das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werde: ja man hat, wie gesagt, den alten Barbarismus des Burschenwesens, der aus den die früheren „Nationen" der ersten Universitäten vertretenden Landsmannschaften herrührte, nicht nur von Neuem geduldet, sondern auch begünstigt; man hielt dafür, daß die Majorität auf den Universitäten, die nur der Brodwissenschaft wegen hier verweilte, eines Spielwerks bedürfe, um nicht auf gefährliche Abwege zu gerathen, und die Landsmannschaften durften ihre Farben, ihre Zusammenkünfte, ihre „Commerse" ungestört zur Schau tragen, während die Burschenschaft in dieser Hinsicht

*) Das Duell durch die Abschreckungstheorie auszurotten, wird stets eine vergebliche Maßregel sein. Wenn ich mein Leben im Nothfalle an die Ehre setze, so werde ich auch die Strafe daran setzen. Selbst entehrende Strafen haben nichts gegen die Duellanten gefruchtet, da die Ehre nicht von den Gerichten, sondern von der öffentlichen Meinung abhängt.

ſelbſt der äußerſten Verfolgung ausgeſetzt war. So brachte man es bald dahin, daß auch die letztere ganz und gar in die Weiſe der Landsmannſchaften zurückfiel und kaum eine Spur von der urſprünglichen Grundlage dieſes Inſtituts übrig blieb. Wer aber möchte widerſtreiten, daß, hätten die Profeſſoren den Geiſt deſſelben bei Zeiten begriffen, man die ſpecielle politiſche Richtung vermieden haben würde. Dieſe entſtand hauptſächlich dadurch, daß die Regierungen ſich früher in dieſes Verhältniß einmiſchten, als die Univerſitäts-Behörden, die es theilweiſe wenigſtens mit ſehr gleichgültigen Augen betrachtet hatten. Erſt dadurch, daß man die freie Bewegung der Burſchenſchaft hinderte und niemand auftrat, der auf die Grundlage des Inſtituts hindeutete, erzeugten ſich Verirrungen, denen man freilich mit allem Nachdruck der Geſetze begegnen mußte. Kurz, ich bin der Meinung, daß wenn die Burſchenſchaft ſich außerhalb des Corporationsweſens entwickelt hätte, dieſelbe kaum auf jene Abwege gerathen und jedenfalls in der Nation eine beſſere Stütze gefunden haben würde, als in jenem Corporationsweſen, das ihr mit allen ſeinen mittelalterlichen Formen und ſeinem Kaſtengeiſte nur verderblich entgegentrat. Emancipirt von dieſem Zwange würde man ſich weit mehr der öffentlichen Meinung und den Bedürfniſſen der Nation angeſchloſſen haben, ſtatt daß man ſich nun ſelbſt in Formen und kleinliche De-

teils zersplitterte, die der Richtung der Zeit fern lagen. In keinem Falle aber würde man von dem Barbarismus — wie ich ihn oben geschildert habe — bedrohet worden sein; denn dieser stützt sich nur auf die Abgeschlossenheit der Universitäten von dem Leben.

Achtes Capitel.

Universitätswesen (Fortsetzung) Burschenfreiheit. — Der „Comment." — Die „Landsmannschaften" mit ihrem mittelalterlichen Barbarismus, wieder eine Folge der Corporation. — Das gewöhnliche Leben eines deutschen Studenten. — Weshalb ergibt man sich demselben? — Wie könnte dem Barbarismus abgeholfen werden? — Die Wissenschaft steht auf den deutschen Universitäten zu isolirt und greift nicht in das Leben der Studirenden ein. — Ein tragisches Ereigniß, wie deren viele auf den deutschen Universitäten vorkommen. — Sind kleine, oder große Universitätsstädte vorzuziehen?

Wenn man das Göttinger „Commers-Buch" einsieht, so wird man ungefähr den Höhepunkt der deutschen Burschenfreiheit, der allerdings nicht die bestehenden Verhältnisse überragt und gefährdet, begreifen. Man findet dort viele vortreffliche Lieder und Gesänge, aber auch den Inbegriff der sentina, und keiner dieser sehr platt-lasciven Dichtungen wurde das imprimatur der hannöverschen Censur verweigert. Wenn sich „In dem Grobschmied" und „Was kömmt dort von der Höh'?" nur noch ein Uebermaaß roher Kraft ausspräche, wenn aus diesen Liedern nur

noch cynischer Witz, wie bei Göthe in Auerbachs Keller, klänge, aber es ist Alles wie in den letzten Stadien eines Bierrausches geschrieben, oder wie im Katzenjammer. Nichtsdestoweniger könnte man diese Weise gelten lassen, wäre sie nur Form, wäre das „Commers-Buch" nur eine Erholung, aber diese Weise ist Wesenheit, das Göttinger „Commers-Buch" war wenigstens noch bis zur Julius-Revolution ein Spiegel des Göttinger Studentenlebens. Hier sah man bald ein, daß die Wissenschaft und Alles, was in Beziehungen zu ihr stand, von der Majorität nur als eine dira necessitas betrachtet wurde, die Hauptsache war der Genuß des Trienniums, wie es der „Comment" vorschrieb. Ich habe den Begriff des letzteren schon angedeutet, er ist das Corpus juris fideler Burschen, denn wenn wir auch nicht wissen, wie viel ein großer Diebstahl beträgt, so müssen wir doch Kenntniß haben, was eine Beleidigung ist, wenn man „fordern" muß, „coramiren," „stürzen," „nachstürzen," „depreciren," wie die Wunde beschaffen seyn muß, die für einen „Anschiß" gelten kann, was ein „Nachhieb" ist, was ein „Sauhieb" — kurz man muß von dem ganzen Formenwesen der sogenannten Burschenfreiheit unterrichtet sein, das so streng und mit einem so heiligem Ernste gehandhabt wird, wie nur irgend eine Ordenssatzung. Was sind „Pflastertreter," was „Kümmeltürken?" Auch Menschen und Burschen, aber jene

sind aus dem Universitätsorte selbst, diese aus der nächsten Umgebung; beide haben, als solche, keine Ansprüche auf die höchste Standesehre, in den Bezeichnungen, die man für sie erfand, liegt schon eine Verachtung. Und doch soll die Burschenfreiheit wenigstens auf Universitäten gleiche Rechte verleihen? Ich behaupte, es gibt kein Standesverhältniß, wo so viele und scharfe Abstufungen hervortreten, als in den „Landsmannschaften," denen jene Professoren, die dem Corporationswesen so sehr das Wort redeten, nie mit einer Andeutung nur zu nahe traten. Was hätte nicht hier ein freies, kräftiges Wort, eine Mahnung an die wahre Ehre, eine Hinweisung auf das Jahrhundert nützen können, aber man ließ es gern beim Alten, um sich nicht die Behaglichkeit zu verderben. Die Professoren glaubten von jeher, ihre Pflicht zu erfüllen, wenn sie die im Catalog angekündigten Collegia lasen, im Uebrigen aber ließ man es gehen, wie es Gott gefiel. Während die Welt fortging, blieben die Universitäten stehen.

Ich sprach von der Rangordnung der „Landsmannschaften," die, nach der Vernichtung der Burschenschaft, wieder als das wesentlichste Moment des Studententhums hervortraten; und hier gab es dann „Füchse," „Brander," „junge Burschen," „alte Burschen," „bemooste Häupter." Etymologisch will ich diesen Bezeichnungen nicht nachforschen, ich überlasse das den Philo-

logen späterer Jahrhunderte, die wenigstens, wenn sie sich mit der deutschen Sprache beschäftigen werden, wie die jetzigen Philologen mit der römischen und griechischen, dabei keinen Geist, keine Geschichte zu versäumen haben — aber moralisch sind alle diese Bezeichnungen so weit von Freiheit entfernt, wie das Mittelalter von der französischen Revolution, sie bilden nur eine Stufenleiter des Servilismus und der Hörigkeit, sie sind eine Uebersetzung alter Ordensstatuten aus einer chevalereskeu Form in die roheste Manier. In der That, es gibt keine bessere Bildungsschule für die niederträchtigste Unterwürfigkeit, als diese „Landsmannschaften," wo der „Fuchs" — im eigentlichen Sinne des Worts — dem „bemoosten Haupte" den Steigbügel halten muß, steigen Hochderselbe zu Pferde; aber Bildungsschulen für das Leben, das Jahrhundert, für die Zukunft der Nation sind diese Landsmannschaften so wenig, daß ihnen um diesen Preis sogar von vielen Ministerien des Unterrichts ihre durch und durch verderbte Natur nachgesehen wurde. Man verbot sie nur in den Universitätsgesetzen.

Betrachten wir nun das Leben im Ganzen und Großen auf den meisten Universitäten genauer, und beantworten wir uns dann die Frage, ob das Corporationswesen dieser Anstalten nicht große Nachtheile gewährt, definitiv.

Ich treffe in der Universitätsstadt ein, wo meine

Landsleute mich bereits an dem Thore empfangen. Sie sind sämmtlich Mitglieder einer Verbindung, die durch tüchtige Schläger, tüchtige Trinker, tüchtige Schuldenmacher und noch durch andere tüchtige Talente eine Stellung behauptet. Der Empfang ist herzlich und wir trinken nicht, nein wir „saufen" gleich am ersten Tage so nachdrücklich, daß der Katzenjammer des zweiten Tages uns kaum noch Zeit übrig läßt, die Immatriculation zu besorgen und jene Collegia zu belegen, die wir nun nicht mehr nach elterlicher Vorschrift, oder nach dem guten Rath Berufener wählen, sondern nach der Anleitung unserer Universitätsfreunde, die uns sofort die Weisung ertheilen, ein „Fuchs" müsse im ersten Semester nur die nothwendigsten Collegia belegen, um nicht pigritiae causam citirt zu werden, sie zu hören sei keineswegs erforderlich; nur Kameele seien gleich von vorne herein fleißig, wer ein flotter Bursch werden wolle, benutze das erste Semester zu Kneipereien." Diese Anleitung, die wir aus esprit de corps befolgen, legt den Grund zu unserem ganzen Universitätsleben, wir haben keine höhere Absicht, als ein „flotter Bursch" zu werden, und wahrlich! nichts ist leichter als das, denn der Fechtboden und die „Kneipe" sind der Wendepunkt eines solchen Lebens, man würde es allenthalben führen können, wäre es nicht gerade an die Universität gebunden, würde es sonst irgendwo von der Polizei geduldet wer-

en. Wohin gelangen wir nun ſolcherweiſe? Man wird s leicht begreifen, daß wenn eine „allgemeine Beſoffenheit“ und „Paukereien“ der Zweck des Staats und der Geſellſchaft wären, wir unſeren Platz ſehr wohl ausüllen würden. Aber werden wir dieſe Thorheiten nicht n der Schwelle der bürgerlichen Geſellſchaft ablegen? Gewiß, wir werden es; aber was bringen wir von den Universitäten in ſie mit hinüber, das einen bleibenden Werth hätte? Wenn wir uns noch im letzten Semeſter uſammengenommen, wenn wir noch einige Repetitoria ineingefreſſen haben, ſo werden wir wenigſtens nicht in em Staats-Examen ſtecken bleiben; haben wir uns icht zuſammengenommen, ſo ſtudiren wir nun zu Hauſe, as wir auf Univerſitäten hätten ſtudiren ſollen. Aber ie Wiſſenſchaft, die Cultur — ſollten wir nicht ein urchgreifendes Gepräge mit nach Hauſe bringen, ſollen wir, wenn auch kein Wiſſen, doch nicht eine Weihe on jener Bildung — von der man behauptet, ſie ſtehe uf der Höhe des Jahrhunderts — empfangen haben? Man wird es nicht ſpüren, daß wir irgendwie geiſtig etroffen ſind von der Elektricität der Wiſſenſchaft, die ch hier nie entladet, ſondern ſtets in derſelben Gewitterchwüle auf der Univerſität ruhet. Wir hätten allerdings u Hauſe bleiben können und würden eben ſo gute dvocaten, Candida'en, Schullehrer und Paſtoren geworden ſein. Aber die Anſtalt n ſind doch vorhanden,

uns eine andere Richtung zu geben. Warum benutzen wir sie nicht? Ich habe so eben gezeigt, daß das Burschenwesen der Wissenschaft an den Thoren zuvorkömmt, und es hat leichtes Spiel bei uns, da wir jung sind und neunzig unter hundert nur des Brodes wegen die Universität besuchen. Nichtsdestoweniger bin ich der Meinung, die Professoren würden diese Eindrücke compensiren können, wenn sie die Corporation ein bischen mehr im Geiste und in der Wahrheit begriffen und für die inneren Beziehungen der Universität sorgten. In wiefern ist nun dafür gesorgt? Was ist für das wissenschaftliche Leben der Studirenden, wenn sie die Collegia hinter sich haben, gethan? Da gibt es Bibliotheken, gelehrte Anstalten, Preisaufgaben, kurz eine Menge Einrichtungen, die einem jeden, der mit einiger Begeisterung in die Reihe academischer Bürger eintritt, einen tüchtigen Wirkungskreis bieten, aber Anregungen gibt es nirgends. Die Einrichtungen der deutschen Universitäten sind nur passiv, eine fortwährende wissenschaftliche Regsamkeit, die die Studirenden hinrisse, ist nirgends vorhanden. Wie wäre es sonst möglich, daß die Rohheit hier auf dem Zenith ihrer Größe angetroffen würde? Ist das Institut, woraus Deutschland seine Cultur herleitet, nur in der Entfernung so erwärmend und belebend? In der That, die deutschen Universitäten scheinen der Sonne zu gleichen, die, ein finsterer Körper, in der Ferne ein

Feuerball wird und erſt in ihren Strahlen Wärme und Leben verbreitet. Unſere Profeſſoren denken und urtheilen, wie Gott, aber ſie ſprechen wenigſtens zu zwei Dritttheilen wie Magiſter, ja ſie ſprechen nicht einmal, ſie leſen. Und wie leſen ſie! man kann es allenfalls nachſchreiben, wenn man nicht dabei einſchläft, aber gekräftigt und geſtählt wird man ſelten durch dieſen Vortrag. Das Wort muß etwas angeborenes ſein, ein Wiegenmitgift der Nation; der ouvrier in Frankreich ſpricht hinreißender, als unſere Profeſſoren der Beredſamkeit. Ein berühmter Göttinger Profeſſor der Geſchichte begeiſterte mich, als ich ihn las, aber ſein Vortrag war ſo dünn und ſchwach, daß alle Kraft ſeiner Ideen ein kaſtratenmäßiges Anſehen erhielt. Wenn nun das Wort gewiſſermaßen Blitz und Donner iſt, in welchen ſich die Electricität der Wiſſenſchaft auf die Häupter der Zuhörer entladet und zündet, ſo wird man meinen früheren Vergleich, die Wiſſenſchaft ruhe in Gewitterſchwüle auf der Univerſität, ſchon in dieſer Hinſicht gerechtfertigt finden. Aber das Wort iſt doch immer nur eine Nebenſache, ich knüpfe die Reſultate der Wiſſenſchaft nicht an die Rede, ſondern an den Gedanken; aber ich knüpfe ſie auch nicht an die Collegia. Das Leben auf Univerſitäten und alle geſellſchaftlichen Zuſtände müßten die Einwirkungen der Wiſſenſchaft empfinden, und das würde freilich am beſten durchzuführen ſein, wenn die Univerſitäten wieder

zu der alten Freiheit zurückkehrten und nicht länger als Unterrichts-Anſtalten für den künftigen Broderwerb benutzt würden. Da ſolches aber vorerſt und unter den jetzigen Staatsverhältniſſen kaum möglich iſt, ſo müßte man, ſo lange das Corporationsweſen fortdauert, neben der formellen, auch die intenſive Corporation begreifen, man müßte aus den Studirſtuben und aus den gelehrten Vereinen, aus den Bibliotheken und den Academien der Wiſſenſchaften inmitten einer Jugend treten, die ſich niemals zu den Intereſſen der abgeſchloſſenen Gelehrſamkeit wird erheben können. Feurig und thatkräftig, wie junge Leute ſind, müſſen ſie ſich beinahe nothwendig in Verirrungen verlieren, wenn ihnen nirgends lebendige Vermittelungen mit der Wiſſenſchaft an die Hand gegeben werden. Wie hier einzugreifen iſt, das wird man freilich den einzelnen Profeſſoren überlaſſen müſſen, aber es iſt gewiß, daß wenn ſie ſich unter die Jugend miſchen ihr Wirkungskreis nicht nur ausgebreiteter werden, ſondern auch ſichtbare Früchte tragen wird. Wird man es beſtreiten können, daß Profeſſor Gans in Berlin durch die Art und Weiſe ſeines Unterrichts die lebhafteſten Sympathieen bei ſeinen Zuhörern hervorgerufen hat? Nur auf dieſe Weiſe kann die mittelalterliche Wüſte der deutſchen Univerſitäten urbar gemacht werden, und nicht durch hohle Redensarten über den Werth des Corporationsweſens, das allerdings unter entgegengeſetzten Ver-

hältniſſen zu bloßem Kaſtengeiſt herabſinkt. Auf der einen Seite ſteht die ſtrenge Wiſſenſchaft, auf der anderen die burſchikoſe Rohheit; auf der einen Seite die Blüthe der Cultur, auf der anderen die Heſe des Barbarismus.

Daß man aber die Corporation bloß in formeller Hinſicht begriffen hat, das eben hat dieſen Zuſtand der Dinge hervorgerufen. Die Studirenden waren ſolcherweiſe von allen geſellſchaftlichen Beziehungen gleichſam abgeſperrt und in der Corporation fanden ſie für dieſe Abſperrung keinen Erſatz. Wie viele ſind nicht an dem mittelalterlichen Terrorismus des Burſchenweſens zu Grunde gegangen, während faſt gar keine Nutzen von jener Einrichtung zogen, die ihn begünſtigte. Ich führe hier unter hundert Fällen nur einen an, der auch darthun mag, wie ſelbſt das Duell, das eigentlich nur ein accessorium der Ehre ſein ſoll, auf unſeren Univerſitäten zur Hauptſache gemacht wird. Man ſchlägt ſich aus Kurzweil, aus Spielerei, man ſchlägt ſich, um ſich zu ſchlagen. Wenn ich übrigens nachſtehenden Vorfall bereits anderwärts erzählt habe, ſo wird man mir die Wiederholung deſſelben ſchon aus dem Grunde zu Gute halten, weil ſie zur Sache gehört.

Vielleicht erinnert man ſich eines Steckbriefes, der im Jahre 1826, von Prorector und Senat der Univerſität Göttingen gegen den studiosus juris K..... erlaſſen wurde.

Er muß ſich in einer Nummer des Hamburger unpartheiiſchen Correſpondenten von 1826 vorfinden. K..... hatte den Lieutenant von M..... im Piſtolenduell auf den Tod verwundet. Secundant und Zeuge waren die Studioſen Graf D..., aus Stuttgart, und P....., aus Mecklenburg. Den Officier ſecundirte ein Camerad, der in demſelben Uhlanen-Regiment ſtand, in welchem jener diente. Ich, nebſt mehren anderen Göttinger Studenten war Zuſchauer des blutigen Ereigniſſes; denn man pflegt den Zweikampf auf Univerſitäten als gladiatoriſche Feierlichkeit zu begehen. Im Duell auf den Hieb ſchlägt man ſich ſogar unter Vorſitz eines Kampfrichters, der mit dem Zollmaaß zur Seite ſteht. Die Wunde, aus welcher die blutige Satisfaction fließt, muß wenigſtens einen Zoll lang ſein und klaffen.

Die Officiere hatten die Piſtolen mit Trauerflor umwunden; von Seiten der Studenten ſpöttelte man über dieſen melancholiſchen Pomp, der ſobald in Ernſt verkehrt wurde.

Was war die Urſache dieſes Zweikampfs? Man hatte ſich auf der Straße gerannt. Herr von M..... wollte die gewöhnliche Waffe, den Schläger, mittelſt welcher in Göttingen Satisfaction ertheilt wird, nicht annehmen, er beſtand auf Piſtolen. K..... hielt es für Feigheit, ſich auf den „Comment" zu berufen; zudem war er ein guter Schütze.

Man ſchoß ſich acht Schritte barrière; man wechſelte zwei Kugeln. K..... wollte nicht blutigen Ernſt, er ſchoß ſofort nach dem Commando-Wort: „Marſch!“ und — vorbei. Der Officier avancirte einige Schritte und — fehlte. Man wollte bemerkt haben, er habe nicht abſichtlich gefehlt. Der zweite Gang wurde gemacht; K..... wollte ſich ſicher ſtellen, er ſchoß, wie beim erſten Gange, bevor der Officier zum Schuß kam; aber er fehlte nicht, er wollte nicht fehlen, ſeine Kugel traf faſt das Herz des Gegners. Dieſer avancirte taumelnd einige Schritte, ſeine Beine verſagten ihm den Dienſt, ſeine Kniee knickten, er ſank zuſammen. Die Wunde wurde ſofort für tödtlich erklärt, da die Kugel die edelſten Theile verletzt haben mochte.

K..... ſchickte ſich raſch zur Flucht an, und es erfolgte, was bekannt iſt. Der Verwundete wurde jedoch, nachdem ſein Zuſtand lange zweifelhaft blieb, ſpäter durch die Kunſt der Aerzte gerettet.

Was geſchah mit K.....? Er eilte nach Hamburg. Hier verbarg er ſich einige Zeit. Ich traf ihn daſelbſt kurz nach Pfingſten 1826 im Alſter-Pavillon. Er ſagte mir, er wolle nach Griechenland; denn M....'s Geneſung war damals noch nicht entſchieden. Ich meinerſeits warnte ihn, ſich vorzuſehen; die hannöver'ſche Geſandtſchaft in Hamburg wußte um ſeinen Aufenthalt, und ſein Gegner gehörte einer angeſehenen hannöver'ſchen

Familie an; man war nahe daran, ihn aufzuheben. Er verließ Hamburg noch an demſelben Tage.

Was iſt aus ihm geworden? Man fand ſeine Leiche auf der Inſel Rügen, in der Nähe von Stubbenkammen, ohne Verletzung, ohne Spur eines gewaltſamen Todes. Und doch ſoll er eines ſolchen geſtorben ſein. Näher Unterrichtete wollen wiſſen, der studiosus juris K..... ſei Hungers geſtorben. Ich meinestheils unternehme es nicht, dieſe etwas gewagte Hypotheſe für zuverläſſig zu erklären; ich glaube, er ſtarb am Elend, am moraliſchen mehr, als am phyſiſchen.

Wie wurde das Alles herbeigeführt? K..... kam, ohne eine Idee von der Geſellſchaft zu haben, für die er herangebildet werden ſollte, nach Göttingen; aber er hatte auch eben ſo wenig eine Idee von der Wiſſenſchaft. Er wollte, oder ſollte die Rechte ſtudiren, ſein Vater war Advocat geweſen. Demnach hörte er trockene Profeſſoren über trockene Brodwiſſenſchaften leſen, er wandte ſich von der Proſa zur Poeſie; denn allerdings hat die abentheuerliche, mittelalterliche Färbung des Burſchenlebens einen poetiſchen Ton, man hat hier ſogar romantiſche Elemente gefunden*), und Laube hat nicht Unrecht, die Studenten die letzten deutſchen Ritter zu nennen.

*) Wenn unſere Profeſſoren nur einen lebenskundigen Ueberblick hätten, um das Edele dieſer Elemente zu benutzen.

Daß sie nur „Paukereien," „Commerse" und „fidele Suiten" vor Augen haben, statt höherer Tendenzen, ist nicht ihre Schuld. Da es sich aber in Göttingen eben so gut lebte, wie in den Spieß'schen Ritter-Romanen, so wurden K..... alle diese Dinge nachgerade Bedürfniß und Gewohnheit, später Krankheit, auf Rügen endlich Tod; denn die Gesellschaft, in die er nun eintreten sollte, war himmelweit von der Corporation verschieden, die er verlassen hatte, er konnte nicht einmal den nothwendigen Bedarf zum Examen herbeischaffen, er fand sich in eine neue Welt versetzt, er starb an dem Heimweh nach der alten. Uebrigens hatte K..... alle Anlagen für eine bessere Bestimmung, als den Hungertod. Treue, Muth und Begeisterung für das Edle und Schöne waren sein Charakter. Er verfiel mit allen Vorzügen seines Geistes und Herzens der kleinen erbärmlichen Weise des Universitätslebens, der eine nüchternere Sinnesart auf der anderen Seite vielleicht würde widerstanden haben, da sie nicht den poetischen Illusionen, die sich jener machen mochte, würde ausgesetzt gewesen sein.

Der also an der Misère des Universitätslebens Verschiedene hinterließ eine alte, trostlose Mutter, die ihn voll inniger Hoffnung zur Universität entlassen hatte, die ihn nicht wiedersah, der nichts übrig blieb, als das Andenken an jenen fürchterlichen Tod des Sohnes.

Man sieht aus diesem Vorfall, welche tragische

Kataſtrophe aus der ſehr proſaiſchen Corporation unſerer Gelehrſamkeit hervorgehen kann; denn ich bin überzeugt, K..... würde unter allen anderen Verhältniſſen nicht verhungert ſein. Hätte er nur eine Anlehnung in der Geſellſchaft gefunden, er würde ſich im Leben nicht ſo ausſchließlich in die Studentenwirthſchaft vertieft haben.

Ich kann hier den Vorzug, den man kleinen Univerſitätsſtädten vor großen gegeben hat, nicht übergehen. Jene ſollen die Wiſſenſchaft gegen Zerſtreuungen ſichern, dieſe werden eben in dieſer Hinſicht als nachtheilig bezeichnet. Man ſcheint aber bei dieſem Urtheil nicht die Univerſitäten, wie ſie ſind, ſondern die alten freien Univerſitäten zu berückſichtigen. Wer zu dieſen zog, bei dem konnte man vorausſetzen, daß er nur aus wiſſenſchaftlichem Drange kam, daß ihm alſo alle Zerſtreuung ſelbſt unangenehm ſein mochte; zu jenen aber, zu den Univerſitäten in moderner Bedeutung zieht man, wie geſagt, häufig aus ganz anderen, als aus wiſſenſchaftlichen Motiven. Wenn man hier keine heilſamen Zerſtreuungen findet, ſo wird man ſich gern unheilſamen hingeben. Würde die Schattenſeite des Burſchenweſens in großen Städten ſo ſehr hervorgetreten ſein, wie in kleinen? Welche ſociale Anlehnungen bieten kleine Univerſitätsſtädte? Höchſtens die Profeſſoren, die Beamten und einige, die von der Cultur der Univerſität wenigſtens auf der Oberfläche getroffen worden ſind; die

Majorität ist verderbt, roh und servil, weil sie nur auf den Verdienst von den Studenten angewiesen ist, und ihr Leben also nach der Bequemlichkeit dieser einrichtet. Mit einem Worte, sociale Elemente findet man selten in den kleineren Universitätsstädten, da die Professoren selbst die sorgfältigste Auswahl treffen müssen. Indeß die Pedanterie unserer Gelehrten hat sich, trotz der veränderten Richtung der Universitäten, stets gegen die größeren Universitätsstädte gesträubt. Man könne, hieß es, in den kleineren die Universität besser übersehen, man sei gegen unmittelbare Eingriffe mehr gesichert, das Verhältniß zwischen Lehrern und Studirenden bleibe hier fester und enger, und was dergleichen Gründe mehr waren, die, bei Licht besehen, von geringer Erheblichkeit sind; denn es hat sich erwiesen, daß unmittelbare Eingriffe so gut kleine, wie große Universitätsstädte trafen, daß das Verhältniß zwischen Lehrern und Studirenden in kleinen Universitätsstädten larer war, als in großen, daß die Uebersicht über die Universität und deren Interessen in kleinen Universitätsstädten so gut wegfiel, wie in großen, wenn diejenigen, die den Mittelpunkt des Organismus bildeten, den Kopf verloren, wenn der academische Senat sich, ohne einen Versuch des Widerstandes, allen Anforderungen unterordnete, die außer allen Universitäts-Interessen lagen. Heut zu Tage gewähren kleine, wie große Universitätsstädte keine Garantie für

die Einheit der Univerſität, heut zu Tage, wo alle Tendenzen auf verſchiedene Ziele gerichtet ſind, wo der Kampf das hervorragende Moment des Lebens bildet, heut zu Tage kann nur der Geiſt, und nicht die äußeren Verhältniſſe, auch die Univerſitäten in kleinen Städten retten. Ich meinestheils glaube übrigens, daß die Univerſitäten in kleinen Landſtädten, die von den Studirenden im eigentlichen Sinne des Worts abhängig ſind, am wenigſten in eine Parallele mit der Zeit und dem Fortſchritt zu bringen ſind. Sie ſtammen auch aus der Reformation her, die überhaupt das öffentliche Leben hinter die Wiſſenſchaft zurückdrängte. Bis dahin hatte man nämlich die Univerſität an die Wiſſenſchaft geknüpft, die ſich niederließ, wo ſie den ihren Beſtrebungen am meiſten zuſagenden Boden fand. Jetzt knüpfte man die Wiſſenſchaft an die Univerſität. Sollten nun aber große Städte, mit ihren mannichfachen Anſtalten, die zur Vermittelung der Wiſſenſchaft mit dem Leben dienen, nicht den kleinen vorzuziehen ſein, wo lediglich die todte Gelehrſamkeit den Mittelpunkt bildet? Böhmer ſann einmal im Hoftheater zu Hannover, bei der Vorſtellung der „Zauberflöte," einen ganzen Abend über eine Controverſe des römiſchen Rechts nach, und als man den großen Juriſten fragte, wie ihm die Muſik gefallen habe? hatte er keinen Ton gehört, alle ſeine Sinne ſelbſt waren in jener Pandecten-Stelle concentrirt ge-

wesen. Wird man heut zu Tage noch eine solche Gedankenvertieftheit als den Höhepunkt der Wissenschaft bezeichnen? Freilich wohl würden in diesem Falle große Städte Zerstreuungen bieten, denn die Studenten werden nicht so theilnahmlos gegen Mozart sein, wie Böhmer; aber man ist längst von solchem Vorurtheil zurückgekommen, man ist der Meinung, deutsche Cultur werde nicht über deutsches Leben straucheln. Was daran zu Grunde geht, das kann lediglich jene Pedanterie sein, die am Ende von jeher nur das Blei an dem Adlerflug deutscher Wissenschaft war.

Neuntes Capitel.

Schulen und Schulwesen. — Humanismus und Realismus. — Unabhängigkeit der Lehrer. — Servilismus der Schulmeister. — Schulzucht. — Wir leiden an der Schule. — Die heutigen Lehrer fußen zum großen Theil mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart. — Johann Jacob Häuberle und seine Schuldisciplin. — Wie läßt sich der Andrang zu den Studien in Deutschland vermeiden? — Docendo discimus. — Bibliotheken. — Deutsche Kunst und Kunstsinn der Gegenwart. —

An Schulen ist Deutschland noch reichhaltiger, als an Universitäten. Sie kommen unter den verschiedenartigsten Namen vor, ein Beweis, daß sie alle Richtungen der Cultur repräsentiren, und nicht nur die Richtungen, sondern auch die Classificationen; denn die deutsche Cultur ist nach den Ständen eingerichtet und nach den Bedürfnissen derselben, ihr Höhepunkt ist immer der Staatszweck, weshalb ich denn auch überzeugt bin, daß der Humanismus schon aus diesem Grunde nur bedingungsweise in Deutschland auftreten kann, selbst wenn unsere Schulmeister im Geiste und in der Wahrheit da-

zu befähigt wären und unter Humaniora nicht gar zu häufig nur die Mittel verständen, statt des Zweckes. Der Geist, der milde, vielseitige Geist der Alten soll die Perspective des Humanismus sein, die harmonische Bildung des Menschengeschlechts zur Menschheit soll hier befördert werden und nicht lateinisch und griechisch. Aber unsere Schullehrer müßten dazu doch andere und natürlichere Anlagen besitzen, als die, welche sich im Examen darthun lassen, ja sie müßten auch weniger kleinlichen Rücksichten unterworfen sein. Oder hält man dafür, daß Herders Briefe über Humanität, wie man den Humanismus, zur Unterscheidung von dem Misbrauch, den man mit ihm getrieben hat, wohl passender ausdrückt, hier dem Ministerium des Unterrichts vorgreifen dürfen? Wer möchte es unternehmen, den Geist der Alten vorurtheilsfrei und nur im Hinblick auf jenen großartigen Zweck aus den Büchern der Neueren abzuziehen? Wie viele Schulen gibt es nicht, wo man Ciceros Reden nur auswendig lernt, um dereinst, wenn der Cursus beendigt ist, nach diesem Muster die Schulreden der Abiturienten zu verfassen? Und man ist doch dreist genug, diese Weise als die ewige Bestimmung des Menschengeschlechts anzugeben, im Gegensatze zu der irdischen des Philanthropismus und der zu diesem in Beziehung stehenden Realschulen. Gewiß, ein großer Theil der heutigen Schullehrer definirt das Wort Pädagoge nur in dem

alten Sinne des Sclaven, welcher die Kinder ſeines Herrn in die Schule geleitete. Sie leiten die Kinder ihres Herrn als Sclaven in der Schule und ihr Höhepunkt iſt der, daß ſie aus Hülfslehrern ordentliche werden, aus der dritten in die zweite Lehrer-Claſſe gelangen u. ſ. w. Hätten ſie aber auch einen anderen, ſie würden ihn doch aufgeben müſſen; denn bei aller vortrefflichen Einrichtung, die man deutſchen Schulen verliehen hat, iſt die Humanität hier doch immer ein ſehr untergeordneter Begriff, ihr weiter, erhabener Horizont wird durch jene kleinen Inſtitute verdeckt, die die Verhältniſſe hervorriefen. Und was iſt die Humanität ohne practiſche Beziehungen? Was iſt der milde vielſeitige Geiſt der Alten den ſtarren Formen moderner Staatseinrichtungen gegenüber? Man wird ſchon einſehen, daß der Streit über Humanismus und Realismus nichts weiter iſt, als ein Streit über Unweſentlichkeiten, der mehr die Schullehrer, als das Volk intereſſirt. Deutſche Bildung wird ſich nämlich nie in die einſeitige Werkeltags-Manier der Realiſten verflachen, aber ſie wird den Humaniſten auch die Frage vorlegen dürfen, welche Garantie ſie mit ihrer excentriſchen Manier dem Jahrhunderte gewähren? ob ſie ſelbſt eine Garantie für ihre Tendenzen haben? Denn die Abſicht, die von den Regierungen ausgeſprochen wird, genügt hier allein nicht, ſondern vielmehr diejenige, welche von den Regierungen in der That verfolgt wird.

So bin ich der Meinung, daß z. B. in diesem Augenblick der Humanismus in den hannöver'schen Schulen der strengsten Controle unterworfen wird, damit die im Königreich eingeschlagene Richtung keinen Schaden nähme. Wenn der Schullehrer ein Diener des Königs wird, wird er der Menschheit nicht dienen können. Was übrigens den erwähnten Streit betrifft, so würden sich unsere Gelehrten bald helfen, verständen sie sich nur zu Vermittelungen, denn während sich Humanisten und Realisten in Gottes Namen, ohne dem Jahrhundert irgend einen Nachtheil zu bereiten, die Hände bieten könnten, sieht es fast aus, als wäre das Volk nur der Schulen wegen da: man bekriegt sich heftig und wird doch zugeben müssen, daß unser friedliches Zeitalter so wenig von dem Geiste der Alten leben kann — gäbe man ihm denselben — wie unser gebildetes Zeitalter sich an dem Materialismus der Neuen erheben kann. Lächerlich aber ist es, wenn die Humanisten ausschließlich die virtus der Alten einer Jugend lehren wollen, die dazu bestimmt ist, dereinst auf Comptoiren und in Policei- oder sonstigen Stuben ihre Zukunft zu suchen. Helden und Heldengröße erzieht man überhaupt nicht in den Schulen, sie muß durch das Leben begünstigt werden; Patriotismus erzieht man auch nicht, er muß angeboren werden. Oder hält man etwa dafür, die antike Vaterlandsliebe werde unseren Beamten, die von Regulus, von Horatius Cocles, von

Mucius Scävola in der Schule gehört haben, noch einmal zu Gute kommen? Als Deutſchland Frankreich wurde, wurden alle dieſe Beamten Maires, Präfecten, Municipalräthe, Policeiräthe, es verbrannte ſich keiner für das Vaterland auch nur den kleinen Finger. Als aber Deutſchland wieder Deutſchland wurde, das alte Deutſchland, welches nichts von Horatius Cocles, von Mucius Scävola und von Regulus und Hofrath Thierſch vernommen hatte und welches doch den Varus und die Römer ſchlug, da erhob ſich das Volk wie ein einziger Mann zu einer einzigen großen That. Ich wollte nur darthun, daß die ewige Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, die der Humanismus ſich vorgeſetzt hat, wenigſtens auf Erden ſchon Früchte tragen müſſe, oder wir müßten denn droben vor allen Dingen in claſſiſchen Studien examinirt werden. Solche Früchte aber kann der Humanismus nur tragen, wenn er vernünftig iſt und bedenkt, daß, wenn bei den Alten Geiſt und Leben in Wechſelwirkung ſtanden und jener eben ſo ſehr ein Ergebniß dieſes war, wie dieſes ein Ergebniß jenes, man doch den Geiſt der Alten nicht über das Leben der Neuen ſetzen dürfe, und nun gar nicht einmal immer den Geiſt, ſondern vielmehr die Bücher, die dieſer Geiſt hinterlaſſen hat.

Wir haben — wie geſagt — allerhand Schulen, wir haben Gymnaſien und gelehrte Schulen in jeder Weiſe,

wir haben Academien, Ritter-Academien und bürgerliche, Militairschulen, Gewerbeschulen, Forstschulen, Cameralschulen, Kunstschulen, Zeichnenschulen, Thierarzneischulen, landwirthschaftliche Schulen, Bergschulen, polytechnische Schulen, Handelsschulen, kurz, wir haben Schulen die Hülle und Fülle. Wer möchte bestreiten, daß diese Schulen die Grundlage deutscher Cultur und Intelligenz sind, aber wer möchte auch bestreiten, daß der Deutsche eben an der Schule leidet? Hier kann uns nur die Gewißheit trösten, daß die Intelligenz sich nicht immer als Mittel zum Zweck benutzen lassen wird und daß unsere Schulen doch noch einmal in unmittelbare Beziehungen zu dem Leben gerathen werden. Freilich werden die Schulmeister am wenigsten dazu beitragen. Diese Leute habe ich schon oben wenn nicht geschildert, doch angedeutet, und will man sich einen genauen Begriff von ihnen machen, so werfe man nur zur Zeit der Geburts- und Namensfeste des Landesherrn einen Blick in die respectiven Landeszeitungen. Man wird in diesem Falle nicht das kleinste Gymnasium ohne den pflichtschuldigsten und herzzerschmelzendsten Enthusiasmus finden, zu welchem jeder Lehrer sein Scherflein in Programmen, Gedichten und Compositionen beigetragen hat. Bemerkenswerth aber ist es, daß hier die Realschulen weit nüchterner auftreten, als die Gymnasien mit dem milden und vielseitigen Geist des Alterthums: die

ganze Classicität wird zum Lobe Serenissimi ausgebeutet.

Wenn Preußen, in der Ueberzeugung, daß es sich nur auf den Fortschritt und die Entwickelung des Jahrhunderts zu stützen habe, die zunächst in der Mittelclasse des Volks enthalten sind, den Realschulen an die Hand ging und, durch Beuth und Kloeden getrieben, die Berliner Gewerbschule mit vier Klassen und andere etablirte, so hat man auch auf der andern Seite in den Gymnasien der classischen und humanistischen Bildung den Vorzug gegeben. Auch das Königreich Sachsen, das lange Zeit an der pedantischen Gymnasialbildung, den philologischen Studien und dem Magisterwesen litt, hat in dieser Hinsicht eine Aenderung vorgenommen und den Geist vorgezogen. Nicht weniger wird man eine aufgeklärtere Weise in den würtembergischen Schulen finden, die sich überdieß in Parallele mit dem Geist der Zeit und der liberalen Richtung dieses Staats halten. Wenn man aber von Baiern Schulreformen in Gemäßheit der seit 1806 eingeschlagenen Richtung erwarten durfte, hätte der Fürst Oettingen-Wallerstein einen ununterbrochenen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten dieses Staats ausüben können, so muß man jetzt, da mittelalterliche und katholische Sympathien die Regierung ganz und gar erfüllen, mehr als je an der Verwirklichung solcher Hoffnungen zweifeln; denn man

wird zugeben müssen, daß das baierische Volk keineswegs eine Garantie für die Resultate bietet, die man aus dem 1806 verordneten Schulplan, bei einiger Reife der Nation, hätte ziehen können, die aber, wie die Dinge jetzt stehen, eine Bevormundung des Schulwesens im aufgeklärten und antijesuitischen Sinne voraussehen. Was die kleineren Staaten betrifft, so zeichnen sich Anhalt-Dessau, Lippe-Detmold, Nassau und die sächsischen Herzogthümer, die freilich seit der Reformation in dieser Hinsicht ein Beispiel gaben, durch zeitgemäße Schuleinrichtungen aus. Neuerlich hat auch Kurhessen, unter der Ministerial-Verwaltung Hassenpflugs, Schulreformen vorgenommen. Aber gerade bei dieser Gelegenheit wurde die Beziehung, die man hie und da den deutschen Schulen zum Staate weniger, als zum Fürsten geben möchte, klar. Hassenpflugs Absicht ging nämlich, trotz aller Verbesserung, nur dahin, das kurhessische Schulwesen, ganz im Widerspruch mit der constitutionellen Basis des Staats, den absoluten Tendenzen, die sein Ministerium auszeichneten, anzupassen und dasselbe durch Lehrer sowohl, wie durch das Lehrprincip von dem Geiste loszureißen, der unzweifelhaft Hessen beseelt und der, neben der Treue gegen den Fürsten, auch die Anhänglichkeit an die Verfassung, die von dem Fürsten ertheilt wurde, bekundet. Mit einem Worte, die Schulen in ihrer Ursprünglichkeit wurden schon aus Bildungsan-

ſtalten der Menſchheit Anſtalten ſelbſtſüchtiger Zwecke, wie man denn unter jenen Völkern, wo Prieſter und Despoten herrſchten, die Schulen als Geheimbehälter des Wiſſens erblickt, das den Regierenden zum Schaden der Regierten zu Gute kam, und das von ihnen ſorgfältig vor dem profanum vulgus gewahrt wurde; wenn wir uns in Deutſchland nun auch nicht ſolchen Befürchtungen hinzugeben haben, ſo kann es doch nicht ſchaden, dann und wann auf die Unzuverläſſigkeit der „Lehrer und Erzieher," dem Staate und der Geſellſchaft gegenüber, hinzuweiſen und einen vernünftigen Maßſtab, ſtatt des Herkommens, anzulegen. Nicht die Reform der Schulen allein wird die Bildung des Jahrhunderts ſichern, ſondern auch die vollkommene Unabhängigkeit der Lehrer, oder wenigſtens die Sicherſtellung derſelben gegen die unmittelbare Einwirkung der Regierung. Jene Männer, die ein weſentliches Moment in der Pädagogik veranlaßten, waren meiſtentheils Demokraten, wie z. B. Peſtalozzi. Mochte dieſer an der Einſeitigkeit der Methode leiden, ſo litt er doch nicht an der Einſeitigkeit des Gewiſſens, das über dem Staatszweck die Menſchheit außer Augen verliert. Wahrlich es iſt nichts troſtloſer, als die theilweiſe hündiſche Ergebenheit vieler Schulmänner, die der Jugend ſchon das muſterhafteſte Vorbild des Serviliſmus gibt. Freilich wird man behaupten, in unſerer Staatseinrichtung müſſe der Unterricht

unmittelbar unter der Regierung ſtehen; allein in conſtitutionellen Staaten könnte es doch anders ſein, und wäre es anders, gewiß, es wäre beſſer, beſonders in Fällen, wo die Regierung, wie unter Haſſenpflugs Einfluß in Kurheſſen, die conſtitutionelle Richtung ſtets zu hindern ſucht. Würde man mir entgegnen, die Schulen hätten nichts mit der Politik zu thun, ſo muß ich darauf erwiedern, daß ſie doch mit dem Vaterlande zu thun haben und daß es keineswegs gleichgültig ſein kann, wenn man dieſe heilige Idee zu einem leeren knechtiſchen Formweſen herabwürdigt, wo nur der Zunft den Mittelpunkt bildet. Aber vielleicht wird man die Communal-Schulen in Preußen, im Gegenſatze zu den königlichen, hinſichts der unmittelbaren Einwirkung der Regierung citiren, da jene bekanntlich von den Städten und Dörfern unterhalten werden, während dieſe in der Regierung eine Stütze finden. Indeß hier muß man nur an den Fond denken und die geringen Mittel, die den Communal-Schulen zu Gebote ſtehen und die hauptſächlich die Urſache des kläglichen Zuſtandes dieſer Schulen ſind. Mit gleichen Mitteln würde die Concurrenz wenigſtens in den Städten ſchon auszuhalten ſein; denn die Magiſtrate der preußiſchen Städte mit ihren meiſtens vortrefflichen Oberbürgermeiſtern ſind intelligent und cultivirt genug, um den Unterricht zu leiten. Auch wüßte ich z. B. in dem kurheſſiſchen Miniſterium in dieſer

Hinsicht keine Vorzüge aufzufinden, die nicht auch die städtischen Magistrate zur Zeit bieten könnten. Kurz, man würde Unrecht thun, den alten städtischen Kleinkram, der auch den Schulen hinderlich sein mochte, noch heut zu Tage, wo der Fortschritt durchaus allgemein wird, als den Maßstab städtischer Schulanstalten, die nur mittelbar unter der Regierung stehen, zu betrachten. Aber dem Geiste würde durch eine unabhängigere Schuleinrichtung sehr gedient werden. Man glaube jedoch nicht, daß diese dadurch erreicht wird, daß die Schullehrer nur Urtheil und Recht unterliegen. Dadurch sind sie gesichert, aber nicht die Erziehung, die unter der Controle der öffentlichen Meinung am besten aufgehoben ist.

Wenn ich oben behauptete, wir litten auch an den Schulen, trotz deutscher Cultur, so möchte ich das nicht nur in moralischer und nationaler Hinsicht, sondern selbst in physischer verstanden wissen. Von ziemlich zarter Jugend an wird nämlich der Deutsche in die Schule geschickt, und wie unsere Schulen eingerichtet sind, kann man wohl behaupten, daß von zwölf Tagesstunden wenigstens acht, häufig auch zehn der Schule und den Schularbeiten geopfert werden. Ich sage, geopfert; denn ich bin der Meinung, daß die Ueberhäufung der Arbeit in keinem Verhältniß zu dem Körper und zu der gewöhnlichen intellectuellen Fähigkeit der Kinder steht.

Während jener durch die frühzeitige sitzende Lebensweise in seinen ersten Lebensfunctionen, die gewiß durch die Bewegung unterstützt werden würden, gehemmt wird, wird dieser wenig mit den täglichen Lectionen gedient; ja Körper und Seele kommen solcher Weise von Anfang an in eine Tretmühle des Mechanismus, die häufig über Nacht ihre besten Anlagen verzehrt. Der Franzose, der nicht lesen kann, denkt besser, als der Deutsche, der bei Zeiten, außer seiner Muttersprache, noch viele lebende und todte redet, oder doch mindestens auswendig weiß. Bedenkt man denn gar nicht, daß ein Monat in jenem Alter, wo man die Zukunft, ich meine nur seine eigene Zukunft begreift, mehr geeignet ist zum Erwerb von Kenntnissen und Bildung, als ein ganzes Jahr in jenem, wo man den Unterricht und die Bildung nur als eine Zwangsmaßregel ansieht. Der Zwang unseres Unterrichts ist überhaupt seine Schattenseite. Früherhin strafte man physisch, heute straft man psychisch. Beides ist ziemlich gleich, wenn auch jenes nur barbarisch gescholten wird; denn die psychischen Strafen der neueren Schuldisciplin hängen nicht nur ziemlich von der Laune und der Willkür des Lehrers ab, der hier allein entscheidet, sondern sie haben auch meistentheils eine physische Grundlage, wozu ich denn insonderheit die Strafarbeiten, das „Sitzenbleiben," die Entziehung der Freiheit, der Speise u. s. w. rechne. Daß man keine Prügel mehr

ertheilt, iſt eine ſehr geringe Verbeſſerung; denn ſie ſind ſelbſt in den Zuchthäuſern abgeſchafft worden. Obwohl ich anerkenne, daß die Schule nicht ohne Schulzucht beſtehen kann, ſo halte ich doch dafür, daß die beſte Schulzucht diejenige iſt, die den Zweck der Schule ohne Strafe und Belohnung und um ſeiner ſelbſt willen erreicht. Dazu eignen ſich aber meiſtentheils die Lehrer nicht; ja, man findet häufig, daß die unterwürfige Stellung, die dieſelben der Regierung gegenüber einzunehmen nicht ſelten gezwungen ſind, jenen unpaſſenden Rigorismus hervorruft, der freilich von der Civiliſation des Jahrhunderts abgehalten wird, ſich öffentlich und pädagogiſch breit zu machen, der aber doch insgeheim immer noch mächtig genug iſt, um einer hoffnungsvollen, muthigen, thatkräftigen Jugend die Flügel zu lähmen und ſie in das Joch einer Alltags-Erziehung zu ſchieren, die ihrer geiſtigen Zukunft wenig förderſam iſt. Größere Oeffentlichkeit in unſerem Schulweſen wäre in dieſer Hinſicht gewiß wünſchenswerth, wie es wünſchenswerth wäre, daß man die Denkkraft in gleichmäßige Ausbildung mit der Gedächtnißkraft zu bringen ſuchte. Dadurch würde ſicher eine freiere und für die Jugend, die jeden Zwang haßt, weniger empfindliche Schulweiſe herbeigeführt werden; aber es wäre auch nothwendig, daß die Lehrer in einem ſolchen Falle ſich mehr um das Leben, um die Gegenwart und um die Zukunft bekümmerten,

ſtatt daß ſie meiſtens nur in der Vergangenheit fußen und aus dieſer, theilnahmlos gegen den Fortſchritt und die Bedürfniſſe des Jahrhunderts, allen Stoff zur Bildung ihrer Zöglinge ſchöpfen wollen. Haben z. B. unſere Dichter in ihrer Entwickelung und ſo lange ſie noch nicht in dem Volke feſtſtanden, jemals eine Berückſichtigung in den deutſchen Schulen gefunden? Unſere Gymnaſiallehrer verſtehen ſich noch bis auf den heutigen Tag beſſer auf die claſſiſche Literatur der Alten, als auf die claſſiſche Literatur der Neuen, die ſie höchſtens ihre Schüler auswendig lernen laſſen. Wie ſoll man hier einen Enthuſiasmus für die Größe der Nation, die in ihrer Literatur enthalten iſt, erregen, wenn man ihn ſelbſt nicht empfindet! Gegen die Lebenden iſt man nun gar aus Schulpedantismus nicht ſelten eingenommen, man verwirft z. B. den Styl der modernen Literatur, der doch zweifelsohne lebenskräftig und hoffnungsvoll einherſchreitet, ſchon aus dem Grunde, weil die langen, ſchwerathmigen Perioden alten Styls beſſer zu dem Mechanismus der Schuldisciplin paſſen. Die Schüler würden — ſo fürchtet man — binnen Kurzem leichtfüßiger und glänzender ſchreiben, als die Lehrer; denn während jene ſich in der Gegenwart bewegen und Alles mit Luſt ergreifen und begreifen, was mit dieſer Bewegung übereinſtimmt, ruhen dieſe in der Vergangenheit und haben eine Antipathie gegen Alles, was dieſe Ruhe

ſtören könnte. So kommt es denn dahin, daß heut zu Tage in der That die Schüler häufig wie Profeſſoren ſchreiben und wie Schüler urtheilen. Sie würden ſich damit hüten, fühlten ſie nicht die Schwäche ihrer Lehrer, die es ihnen im Style nie nachthun kann, weil ſie es ihnen nicht nachthun will, weil ſie ihnen nicht in die junge Zeit und das Morgenroth eines neuen Tages folgen will, nicht einmal zur Beaufſichtigung. Und ſie eilen allein hinaus und ſchreiben, wie geſagt, Schülerſchwänke in einem Style, der einem Profeſſor nicht übel ſtehen würde.

Welche Phaſen aber unſere deutſche Pädagogik — berühmte Namen und Methoden derſelben ganz abgerechnet — durchlaufen mußte, ehe ſie einigermaßen gereinigt erſchien, mag folgender Ueberſicht der Schulzucht eines deutſchen Pädagogen entnommen werden. *) Johann Jacob Häuberle war collega jubilaeus einer kleinen ſchwäbiſchen Stadt, und hatte während ſeiner 51jährigen Amtsführung nach mäßiger Berechnung an die ihm anvertraute Schuljugend ausgetheilt: „911,517 Stockſchläge, 24,010 Ruthenhiebe, 20,989 Pfötchen und Klapſe mit dem Lineale, 136,715 Handſchmiſſe, 10,235 Maulſchellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,800 Kopf-

*) „Pädagogiſche Unterhaltungen", herausgegeben von dem deſſauiſchen Erziehungsinſtitute.

nüsse und 12,763 Notabenes mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik; 777 Mal hat er Knaben auf Erbsen knieen lassen, 613 Mal aber auf ein dreieckiges Stück Holz; 5001 Schüler mußten den Esel tragen und 1707 die Ruthe hochhalten. Unter den Stockschlägen waren 800,000 für nicht erlernte lateinische Vocabeln, und unter den Ruthenhieben 76,000 für nicht erlernte Bibelsprüche und Liederverse. Nicht weniger als 3000 Schimpfwörter bildeten die Zuspeise seiner Pädagogik, und der größere Theil derselben war eigene Erfindung des genialen Mannes. Wie viele Häuberles aber mag es in Deutschland gegeben haben, bis Basedow, Campe, Pestalozzi, Niemeier, Dinter und andere eine Bewegung im Schulwesen hervorriefen. Wie viele gibt es noch, die nur mit Ueberwindung den Charakter des Schulmonarchen einer humaneren Richtung opfern. Noch einmal, größtmöglichste Oeffentlichkeit des Unterrichts und Controle der öffentlichen Meinung über denselben würde hier sehr förderſam sein. Die Ministerien des Unterrichts sichern nur die Doctrin, die ihnen convenirt, die vox populi aber würde die Humanität des Schulwesens sichern.

Den Andrang zu den Studien und der Brod-Wissenschaft hat man in dem Ueberfluß deutscher Schulen erblickt, und vorgeschlagen, Gymnasien aus den großen Städten in die kleineren zu verlegen, wohin ih-

nen nur die Vermögenden folgen können, ſtatt daß in den größeren Städten eine Menge Schüler von den unteren Ständen, die in der Wiſſenſchaft eine Verbeſſerung ihrer Lage erblicken, den Gymnaſien übergeben werden. Aber kleine Städte würden Schulen, Lehrer und Schüler noch mehr von der öffentlichen Meinung und dem Leben abſperren, und dann iſt es nicht ungerecht, den Vermögenden auch noch ein Monopol auf geiſtige Güter zu ertheilen? Ich meine, es könnten allerdings viele Gymnaſien in Gewerbeſchulen umgewandelt werden, ohne daß die Bildung des Jahrhunderts darunter leiden könnte. Der Mittelſtand, der doch, mit Ausnahme von Oeſterreich, in faſt allen deutſchen Staaten den Kern der Bevölkerung bildet, würde ſolcherweiſe ein größeres Anſehen erhalten, er würde, wenn Induſtrie und Gewerbe auch in wiſſenſchaftlicher und intellectueller Hinſicht vertreten würden, dieſelben mit anderen Augen anſehen. Was wird in Preußen den Andrang zu den Gymnaſien und Univerſitäten mehr befördern, als die Bureaukratie, die offenbar vor der Mittelclaſſe bevorzugt erſcheint, indem nicht nur der Staat in ihren Händen liegt, ſondern auch die öffentliche Meinung ihr große Conceſſionen im geſellſchaftlichen Leben macht. So lange nun hier nicht der Mittelſtand durch ein Moment im Staatsleben, ich meine durch eine Conſtitution, aus ſeiner ziemlich untergeordneten Stellung hervorgezogen wird, könnte

es nicht schaden, ihn durch die wissenschaftliche Richtung, die man dem Gewerbe zu geben sucht, für dasselbe zu interessiren.

Wenn ich von den Schattenseiten des deutschen Schulwesens redete, so muß ich hinzufügen, daß dieselben allerdings mehr zufällig, als wesentlich sind, und daß man der Hoffnung leben kann, die Civilisation werde die Cultur ergänzen. Würden einmal Schulen und Universitäten von dem Zwange der Verhältnisse emancipirt werden, was könnten sie nicht mehr veranlassen, als die Bildung Einzelner und jene häufig todte, wenigstens unpractische Intelligenz, die über ganz Deutschland verbreitet ist und die wir stets gegen das Ausland citiren, hält uns dieses seinen politischen und socialen Fortschritt vor. Man sage noch, daß wir nicht an der Schule leiden, da wir jene Güter, welche andere Völker ohne Schule errungen haben, trotz aller Cultur bis jetzt nicht besitzen. Wir bleiben nämlich bis an unser Lebensende in der Schule, wir lernen bis zum Grabe, aber das Erlernte anzuwenden, uns mit demselben eine Zukunft zu verdienen, das verstehen wir nicht. Ja selbst unsere großen Geister sagen nur: docendo discimus, eine Ansicht, die, wohin wir unsere Augen wenden mögen, als Realität hervortritt; wollte aber einer mehr, als lernen durch lehren, er würde die längste Zeit gelehrt haben.

Die größten Bibliotheken (ich führe sie an, weil sie

zum Leben der Nation gehören) sind in Göttingen, München, Cassel, Wien, Stuttgart, Gotha, Weimar, Jena, Wolfenbüttel, Dresden und Berlin. Daß aber Bücher allein nicht den Zenith der Aufklärung bilden, werden die Wiener Bibliotheken am besten darthun. Hier gibt es nicht nur eine kaiserliche Hofbibliothek aus der Zeit Maximilians I. und von ihm gegründet, mit vielen tausend Handschriften und Incunabeln und beinahe 300,000 Werken, sondern auch eine Universitätsbibliothek mit 80,000 Bänden, und kaiserliche und erzherzögliche Bibliotheken daneben, und doch steht die Wissenschaft außer den Bibliothekſälen durchaus in keiner Parallele mit der handschriftlichen und gedruckten. Aber Bibliotheken sind von jeher die Leidenschaft der Deutschen gewesen; wie viele Studenten zog nicht Göttingen durch seine Bibliothek an, d. h. wie viele wurden nicht von den Eltern dorthin geschickt, weil die Göttinger Bibliothek für die größte in Deutschland galt. Besucht und benutzt wurde dieselbe natürlich nur von sehr wenigen.

In der bildenden Kunst hat Deutschland eben keinen Höhepunkt erklimmt, aber doch eine mittelmäßige Stellung; Einzelne haben sogar Vortreffliches geleistet, was nicht nur von der Malerei, sondern auch von der Bildhauerei und Baukunst gilt. Dem Volke dagegen fehlt der Kunstsinn, der allerdings nur durch ein Moment im Volksleben entzündet werden kann, und nicht durch Ge-

mäldeausſtellungen. Hat nicht der Katholicismus, oder der Spiritualismus des Chriſtenthums die Malerei in Italien zu jenem himmliſchen Glanze verklärt, wo die Mutter am Kreuze und die himmliſchen Heerſchaaren über demſelben immer das Hauptmoment bilden, wo die Thränen des Schmerzes nur geweint ſcheinen über die Sünde der Welt, nicht über den Sohn, der binnen Kurzem ſitzen wird zur Rechten des Vaters, wo das Fleiſch und die Leidenſchaften des Fleiſches verfließen in himmliſche Sehnſucht und Menſchenliebe, wo die Farben nicht Farben, ſondern Hauch und Duft und Geiſt zu ſein ſcheinen, wo die Sterblichkeit in die Unſterblichkeit überragt, wo die irdiſchen Züge ſtrahlen im himmliſchen Lichte. So in Italien, wo die Poeſie des Katholicismus durch keine äußeren Störungen gehemmt wurde. Ganz anders aber geſtaltete ſich die Malerei in den Niederlanden, wo ein geſegneter Materialismus und flandriſche Eigenthümlichkeit ſich in die Kunſt einmiſchten. Hier geſtaltete ſich Alles derber, natürlicher, handgreiflicher: die niederländiſchen Maler malten auch das Chriſtenthum in niederländiſcher Manier, mit ſchönem Faltenwurf, ſchönem Colorit, ſtolzen Manieren, groben Zügen. Der himmliſche Abglanz von Rubens iſt immer nur gemacht, aber nicht gefühlt; Rubens glaubte an den Himmel, aber er lebte nicht in ihm, er malte nicht für ihn. Und alle dieſe Niederländer — Quintin Meſſis

mit eingerechnet — haben mehr, oder weniger in demſelben Style geſchaffen, an die Verklärung ragt keiner heran, ſondern nur an das Grab. Nur die Unmittelbarkeit des Schmerzes ſpricht aus dieſen „Kreuzesabnahmen" und bei den „Himmelfahrten" denken wir nicht einmal mittelbar an den Himmel. Aber — wie geſagt — als Rubens und die Andern malten, war dem Spiritualismus des Chriſtenthums in den Niederlanden von dem Materialismus der Hanſa und des Handels eine recht grobe, ſinnliche Parallele gezogen, die nach und nach eine ſchiefe Richtung nahm und eine Vereinigung bewirkte, die der niederländiſchen Kunſt nicht förderſam war. Doch wie dieſe Kunſt ſich auch äußerte, ſie war ein nationales Moment. Somit braucht man durchaus nicht auf die Alten zu verweiſen, will man darthun, daß Kunſtſinn und Kunſt im Ganzen und Großen nicht ohne nationale Beziehungen beſtehen können. Lag die Kunſt bei jenen in dem Staatsleben, ſo lag ſie bei den Italienern und Niederländern in der Religion. Bei den Deutſchen aber wo ſoll ſie da in dieſem Augenblick liegen? Ich brauche wohl nicht nachzuweiſen, daß der klare, nüchterne und bürgerliche Proteſtantismus der bildenden Kunſt nicht zuträglich geweſen iſt. Was wir in der Art aufzuweiſen hatten, ging an der Reformation, die das Wiſſen über den Glauben ſtellte und die Nationalität zerriß, zu Grunde. Bis da-

hin hatte der Spiritualismus der katholischen Kirche den Stein sogar durchgeistigt und jene himmelanragenden, symbolischen und behenden Kathedralen hervorgerufen, die der deutschen Baukunst Glanzpunkt bezeugten. Die Religion war hier der Mittelpunkt, aber die deutsche Baukunst des Münsters in Strasburg, des Cölner Doms, der St. Sebaldus-Kirche in Nürnberg, der Elisabethkirche in Marburg, der Stephanskirche in Wien, des Doms in Erfurt, der Marienkirche in Lübeck u. s. w. hat außer diesem religiösen auch einen nationalen Charakter. Aus den Hainen zogen die alten Deutschen in die Kirchen, aus dem natürlichen Laubgewölbe in das steinerne. So wie die Bäume des Waldes hochaufstreben zu grünen Bogen, so streben die schlanken Säulenbüschel unserer Kirchen zu steinernen empor, sich aneinander schmiegend, sich in einander verlierend. Die Freiheit des alten Gottesdienstes vermählt sich hier mit den neuen kirchlichen Formen. Was aber das religiöse, gläubige Gepräge der deutschkatholischen Kirchen betrifft, so sind sie eine getreue Versinnlichung des Christenthums. In der mystischen Beleuchtung des Doms werden sich die irdischen Neigungen in die himmlische Dämmerung verlieren, in den milden zwischen Himmel und Erde schwebenden Glauben der katholischen Kirche, in die Hoffnung, in die Liebe; wie der Dom seine Säulen zur Kuppel trägt, so wird der Gläubige seine Sehnsucht zum

Himmel tragen. Und alle Verzierungen, die hier das Auge erblickt, alle jene feinen durchsichtigen Ciselirungen, die in den Stein gewebt scheinen, alle jene Rosetten und Arabesken und Laubgewinde bezeichnen nur die Poesie der Religion, die den rohesten Stoff durchdringt, die den Felsen weich und mild und empfänglich macht. Sie sind nur eine Bildersprache von der Allmacht der Religion. Mit dem Protestantismus schwand dieser Nimbus so gut, wie der nationale. Die Michaeliskirche in Hamburg ist hoch genug, aber nicht erhaben, hier denken wir nur an die steinerne Pracht, nicht an die Majestät der Religion, hier ist kein Helldunkel der katholischen Kirche, sondern klarer, bürgerlicher Mittag, hier wird nicht Gott reden im Chorgesang und in der heiligen Messe, hier ist Alles geordnet, daß der Priester jedem vernehmlich reden könne.

Und die größten deutschen Maler lebten gleichfalls im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert. Auch hier war die Religion der Mittelpunkt, um diese reihten sich deutsches Gemüthsleben, Sagen, Legenden, Wunder und deutsche Zustände. Die deutsche Malerei konnte sich wegen der letzteren nicht zu der Unmittelbarkeit der italienischen erheben, Albrecht Dürer wird auf seinen Gemälden gern im Vorgrunde fromme, betende patricische Gesichter der Reichsstadt Nürnberg anbringen. Aber gerade diese Weise gab auch der deutschen Malerei einen innigen, treuherzigen Ton, das nationale Gepräge.

Auch die Bildhauerkunſt, ſo weit wir Deutſche auf eine ſolche Anſpruch machen können, verlor ſich mit der Reformation. War das Chriſtenthum auch der plaſtiſchen Schönheit und Grazie nicht dienlich geweſen, ſo hatte der Spiritualismus doch eine andere der deutſchen Baukunſt analoge Richtung begünſtigt. Nicht die Formen waren hier das Vorzüglichſte, ſondern der Geiſt, der in ſie hineingemeißelt und geſchnitten wurde. Vortreffliche Schmerzensgeſtalten, über deren Antlitz jene ſtille Ergebung gehaucht iſt, die das Wahrzeichen des Chriſtenthums iſt, finden ſich aus jener Zeit in Holz und Stein, auf Gräbern, an Altären, Kanzeln, Beichtſtühlen in unſeren Kirchen.

Mit einem Worte, wir wurden durch die Reformation auf den Gedanken und das Wort hingewieſen, auf die Betrachtung der Dinge und auf die That, auf die Vernunft. Die Kunſt fand keinen Anhalt in ihr, und der Kunſtſinn verlor ſich aus dem Volke und ging in Induſtrie und Gewerbe über. Seitdem hatten wir große deutſche Meiſter in allen Zweigen der Kunſt, aber keinen nationalen Ausdruck derſelben. Wir werden es in dieſem Augenblick mit ihr im beſten Falle nur zu Schulen bringen, nicht aber zu einem deutſchen Charakter im Gegenſatze zu Frankreich und Belgien, wo z. B. die Malerei wenn auch nicht die Religion, doch die Geſchichte benutzen kann. Wir Deutſche haben freilich auch

eine Geſchichte, aber dieſelbe iſt, wie ich ſchon früher bemerkte, durch die Zerriſſenheit des Volks und Landes ein Aggregat von Geſchichten geworden, das nicht von allen Seiten mit gleichem Enthuſiasmus betrachtet wird. Unſere deutſchen Hiſtorienmaler im engern Sinne entbehren alſo jene natürliche Grundlage, ich meine den Enthuſiasmus deutſcher Nationalität, die durch Zufälligkeiten geſpalten iſt, und werden ſich nur an den Enthuſiasmus der Kunſt halten können, die in dieſem Falle mehr den Kunſtverſtändigen, als dem Volke zugänglich ſein wird, das z. B. eine Schlacht bei Lützen und einen Tod Guſtav Adolphs unter einen ganz verſchiedenen Geſichtspunkt bringt, während die Franzoſen in der Schlacht bei Eylau und die Belgier in der bataille des éperons d'or von einem Gefühle bewegt werden.

Wenn man, in Betreff der Malerei, die Gemäldeausſtellungen als einen Impuls für das Publikum und als ein Mittel, den Kunſtſinn zu wecken und zu befeſtigen, angeſehen hat, ſo glaube ich — wie geſagt — an einen ſolchen Erfolg wenig. Ohne inneres Moment der Kunſt, wird das Publikum, bis auf Neugier und guten Ton, die Gemäldeausſtellungen zu beſuchen, hier immer ſehr indifferent bleiben. Nichts deſtoweniger haben die Gemäldeausſtellungen in Betreff der Maler den Vortheil, daß ſie Gelegenheit finden, ihre Kunſt an den Mann zu bringen. Wenn das Sprüchwort: „die Kunſt

geht nach Brod" ächt deutſch iſt, ſo war es auch lange Zeit Sitte, neben dieſem Sprüchwort, das ungefähr deutſchen Kunſtſinn charakteriſirt, auch noch den Grundſatz zu behaupten, das Genie werde an dem Glanze des Lebens zu Grunde gehen, und ſomit gewiſſermaßen ex officio und kraft der öffentlichen Meinung für die Armuth unſerer Künſtler Sorge zu tragen. Ich aber bin der Meinung, in Hinblick auf die Kunſt früherer Zeit, die in Italien und den Niederlanden keineswegs über Mangel zu klagen hatte, und auf die Kunſt neuerer Zeit, die in Frankreich von allem Glanz des Lebens umgeben iſt, daß der Reichthum nicht ein ſo ganz und gar dem Genie widerſtrebendes Element iſt, wie man in Deutſchland glaubt. Ja, derſelbe wird ſogar dazu beitragen, die Kunſt von den äußeren Beſchränkungen zu emancipiren und ihr die Freiheit zu geben, der ſie zum Aufſchwung nothwendigerweiſe bedarf. Freilich wird man ſich in einem ſolchen Falle vor dem Verfall in den Materialismus zu hüten haben; aber was hat der Materialismus an und für ſich mit dem Reichthum zu ſchaffen? Wo der letztere die Kunſt überwältigt, wird man doch annehmen müſſen, daß die geſellſchaftliche Richtung daran Schuld iſt, die z. B. in Frankreich in dieſem Augenblick vorzugsweiſe auf den Genuß ausläuft, und die einſt die römiſche Kunſt in ihre Strömung riß und zu Grunde richtete. Aber eine ſolche geſellſchaftliche Richtung ent-

ſpringt nicht aus dem Reichthum und dem Glanze des Lebens der Einzelnen, ſondern aus der Nation, wenn dieſelbe ohne Fond und inneren Anhalt iſt. Würde z. B. die Richtung der franzöſiſchen Romantiker eingetreten ſein, wenn ſich hier nicht Sympathien im Volke kundgegeben hätten? Wird man dieſe Richtung ausſchließlich dem Wohlleben der franzöſiſchen Dichter zuſchreiben dürfen? Mit einem Worte, die Ausartung der Kunſt hat tiefere Motive, als den Reichthum der Künſtler, und wenn dieſer die Kunſt frei und den Künſtler unabhängig machen kann, ſo wird es ſehr ungerecht ſein, ihn für alle möglichen nachtheiligen Reſultate verantwortlich zu machen, die zufällig durch ihn begünſtigt werden können. Göthe iſt durch die Fülle des Lebens, in welche die Verhältniſſe ihn verſetzten, wenn nicht der große Dichter geworden, doch als ſolcher erhalten. Alſo wir werden die Gemäldeausſtellungen und alle Inſtitute, die die Kunſt mit dem Leben vermitteln ſollen, wenigſtens als eine Garantie der Künſtler zu betrachten haben und ſomit auch indirect als eine Garantie der Kunſt, die in ihren Händen ruht. Aber man hat auch behauptet, die Kunſt werde ſolcherweiſe ſich dem Geſchmacke der Menge accommodiren und den höheren Geſichtspunkt über den Verdienſt aus den Augen verlieren. Wenn ſie es thut, ſo wird es nur in Betreff jener kleinen und unbedeutenden Talente der Fall ſein, die in der That allein

den Broderwerb an den Pinſel geknüpft haben; denn ich habe zu denen, die aus unmittelbarer Inſpiration malen, ein zu großes Vertrauen, als daß ich glauben ſollte, ſie würden ſich in eine untergeordnete Stellung zu einem Publikum bringen laſſen, das ihnen gar keine Bürgſchaft bietet, ſo wenig für eine Unſterblichkeit bei Lebzeiten — denn es hat dazu nicht genug Enthuſiasmus — als für pecuniäre Vortheile — denn die Menge iſt ohne Mittel.

Zehntes Capitel.

Die deutsche Bühne. — Entwickelung derselben bis zu Lessing. — Gottsched. — Lessing und die in seine Fußtapfen tretenden Dichter. — Göthe, Schiller und die National-Bühne. — Kotzebue. — Raupach. — Bauernfeld. — Töpfer. — Gegenwart und Zukunft der deutschen Bühne. —

Wenn die bildende Kunst in Deutschland seit der Reformation in eine fast vornehme Entfernung von dem Volke trat, so ist die dramatische Kunst dagegen, sie, die gleichsam die höchste Potenz der bildenden Kunst und der Poesie ist, mitten unter den großen Haufen getreten. Die deutsche Bühne ging aus den sogenannten Mysterien des Mittelalters hervor, und ihre zweite Periode war der Pickelhäring und Hanswurst. Beides war national; denn wenn ich auch nicht behaupten will, der Hanswurst habe in den literarischen und künstlerischen Beziehungen Deutschlands stets eine Hauptrolle gespielt, so haben sich doch die Deutschen von jeher gern an ihn gehalten, besonders wenn sie einige Zeit zu ernsthaft ge-

weſen waren. Der Hanswurſt tröſtete die Deutſchen wegen des weſtphäliſchen Friedens, während Kaspar Larifari und Staberl ihnen nach dem Befreiungskriege Freude ſpendeten. Gewiß! der Hanswurſt war national; aber Gottſched verbannte ihn, ohne der deutſchen Bühne dafür ein Surrogat zu geben; der „ſterbende Cato", mit welchem Gottſched die dritte Periode der deutſchen Bühne einzuleiten ſuchte, war in der That ein ſchreckliches Machwerk und nur in ſoweit von nationaler Bedeutung, als er darthat, wie Magiſterei und Schulpedantismus von jeher Kunſt und Poeſie Deutſchlands bedroht haben. Mit dem Hanswurſt ging auch die Stegereifscomödie zu Ende, die freilich nicht den Vorzug der Correctheit, aber doch den der Freiheit und auch oft der Poeſie hatte, die aber vor allen Dingen in Beziehung zu dem Volke ſtand, aus welchem die Schauſpieler Stoff und Behandlungsweiſe entlehnten. Die Bühne kam nun in die Hände einer Schule, eine Aenderung, die ſie gänzlich von dem Volke losriß. Die Neuber ſpielte Gottſched's und ſeiner Freunde franzöſiſche Ueberſetzungen, die Niemand goutirte und die Leute von hellem, freiem Geiſte ſogar bewogen, den alten nationalen Hanswurſt aus dem Grabe zu erwecken. Indeſſen die Gelehrſamkeit widerſetzte ſich hartnäckig ſeiner Wiedereinſetzung in den vorigen Stand, Hanswurſt wurde von ihr genug auf der Bühne geſpielt, aber der

alte nationale Hanswurſt ſollte ſeine Auferſtehung nur zum Scheine feiern.

Bis Leſſing dauerte die von Gottſched hervorgerufene franzöſiſche Richtung fort. Leſſing brachte Menſchen auf die Bühne und ſchuf große Schauſpieler, die allenthalben nur von dem Dichter erzeugt werden können. Von den ſogenannten „Staatsactionen" ſagte Iffland hinſichts der Darſteller: „Sie nahmen den Mund ſo voll, daß kein Wort heraus kommen konnte, wie bei anderen Menſchen, und ihre Blicke ſchwebten ſtets in den Wolken;" jetzt aber erſchien Eckhoff und ſpielte den Odoardo in Leſſing's „Emilia Galotti," Reinecke, Witthöft, Döbbelin, Brandes machten ſich neben ihm geltend, es entſtand eine dramatiſche Kunſt in Deutſchland, eine deutſche Bühne. Leſſing war ihr Schöpfer; ſtatt des Schwulſtes einer Schule, ſah man Leben auf den Brettern und fühlte ſeinen Herzſchlag im Parterre. Aber die Bühne war einmal von dem Volke losgeriſſen und die Localität und Verhältniſſe begünſtigten eine Vereinigung nicht: der Impuls Leſſings fand nur ein Publikum, der Stoff ſeiner Dramen war eng und abgeſteckt, ſie bewegten ſich in kleinen Kreiſen und die römiſche Virginia wurde in eine lumpige Hofintrigue überſetzt. Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe Deutſchlands waren damals zu erbärmlich und nichtswürdig, als daß ſie einem Geiſt, der um ein ganzes Jahrhun-

dert zu früh erſchien, den Höheflug hätten geſtatten können: Leſſing war ein Adler im Käfig der Geſellſchaft, ſein Nathan, der ſich weit über ſeine Zeit erhob, konnte deshalb auch kein Drama werden, ſondern nur ein didaktiſches Gedicht in Dialogform. Wie mochte er Thatſachen bieten und Handlung, die man nicht begreifen konnte! Das bürgerliche Familiengemälde und das rührende Schauſpiel kamen mit Leſſing an die Tagesordnung. Engel, Jünger, Schröder, Großmann, Arreſto, Iffland und Andere bearbeiteten dieſes Feld, deſſen Mittelpunkt Haus, Hof- und Alltagsſitten bildeten, um welchen ſich dann Grafen, Barone und Geheime-Hofräthe, Hofräthe, Advokaten, Generäle, Obriſten, Majore, Sergeanten, Feldwebels-Wittwen, Juden, Spieler, Spitzbuben, mit einem Worte, lauter Perſonen von der Straße, aus den Bureaus, aus dem erſten Stockwerk und aus der Dachſtube verſammelten. Es handelte ſich hier um Liebe, Ehrlichkeit, Tugend, Leichtſinn, Ehrſucht, Kaſſendiebſtahl, Betrügerei, Schulden, Verzweiflung, Entführung. Alle dieſe Dichter ſtanden inmitten der Geſellſchaft, keiner über ihr, wie z. B. Molière; deshalb konnten ſie auch derſelben keinen Impuls gewähren, ſondern nur eine Unterhaltung, und kein anderes Reſultat, als Lachen und Thränen. Trotz der tugendhaften Zimmerleute Ifflands wurde dieſes Handwerk nicht humaner und edler; man hat nie ein

ähnliches Beispiel gefunden, wie das des bekannten Zimmermeisters Klarenbach, der seinem Sohn so lange die Vorzüge seiner Zimmerstätte auseinandersetzt, bis dieser sich entschließt, vom geheimen Hofrath wieder Advocat zu werden; denn daß er nicht am Ende Zimmermann wie sein Vater wird, dazu hat er bereits auf Universitäten zu viel Geld ausgegeben. Mit einem Worte, diese Richtung der dramatischen Poesie enthielt Oberflächliches aus dem gesellschaftlichen Leben und Charaktere aus der bürgerlichen Welt, die aber, insonderheit von Iffland, alle einen theatralischen Zuschnitt und an Tugend und Laster eine so große Dosis erhielten, als für den Effect nöthig war. Damit mußten sie sich vom ersten bis zum fünften Act in der Misère des Lebens umhertreiben, wo dann meistens noch den Nichtsnutzigsten unter ihnen in dem Grade Rettung wurde, daß sie eine Anstellung und Auskommen erhielten, ohne irgend eine andere moralische Garantie zu gewähren, als die, daß sie über Nacht tugendhaft geworden waren, oder durch einen coup de main, wie der bekannte Spieler, der dadurch gebessert wird, daß ein alter General das Kind desselben, das ihn nichts angeht, auf den grünen Tisch setzt. Nichts destoweniger soll dieses Stück sein Gutes gehabt haben; ich glaube zwar nicht, daß es einen Spieler gebessert hat, aber es flößte wenigstens den privilegirten Spitzbuben, den Bankhaltern an den Bä-

dern Besorgnisse ein, ihnen, die sonst nichts beben machte; sie baten die Regierungen, die Aufführung des Iffland-schen Spielers während der Saison zu untersagen. Iffland versöhnte somit den Philisterismus, der in seinen Stücken die Abschreckungstheorie finden wollte, mit der von der Geistlichkeit verketzerten und von dem freien Leben der Schauspieler verdächtigten Bühne. Der größte Vorzug aber aller dieser Bühnendichter bestand darin, daß sie gute Schauspieler erzeugten, Schauspieler mit Natur und Wahrheit, mit Anstand und savoir faire, Charakterdarsteller. Die deutsche Bühne jedoch konnte durch sie nicht gesichert werden, diese bedurfte Poesie und einer nationalen Grundlage, die bei keinem dieser Herren anzutreffen waren.

Es ist bekannt, daß Göthe durch seinen „Götz von Berlichingen" zuerst ein national-historisches Moment auf die Bühne brachte; aber wenn Schiller auch nur in seinem Wallenstein einen nationalen Stoff behandelte, so werden wir ihm doch als Nationaldichter den Vorzug vor jenem einräumen müssen. Betrachten wir nur nicht den Stoff, sondern den Geist, der ihn durchdrang, und Wienbarg hat gewiß Recht, wenn er behauptet, Schiller habe die sogenannten Elemente, woraus die Nation gegenwärtig besteht, am besten befriedigt. Er spricht von Schiller: „das Herz, das ihm im Leibe schlug, gehörte dem Volk. Glühend, leidenschaftlich,

athmend für das Große und Ungeheure in Schickſalen, Tugenden und Verbrechen blieb er der Mann des Volks in den fulminanteſten Augenblicken ſeines Genies, wie er zuerſt als Jüngling, und zwar voll und ganz, in den „Räubern" aufgetreten war. Sentimental, verſtändig, gutmüthig, redneriſch entſprach er der Menge der ſehr achtbaren Zuhörerſchaft, die ſich ungern den tragiſchen Dolch geradezu auf die Bruſt ſetzen läßt, wenn ſie ihn nicht durch die Kunſt ſchöner Phraſen und Redensarten unſchädlich gemacht ſieht." In dieſen Worten liegt Schillers Größe und Schwäche; leider beſaß auch er das Nationelle der Unnationalität, wie die Deutſchen überhaupt, die zu Hauſe handeln und auf dem Forum ſprechen. Das Wort Hausrecht findet man in deutſch-franzöſiſchen Wörterbüchern mit droit-domestique bezeichnet, und dieſes droit-domestique iſt ein Germanism, wie pourboire, es hat höchſtens in Frankreich eine juriſtiſche Bedeutung, es wird den Wechſelarreſt beſchränken, aber der Begriff, den wir mit dem Worte Hausrecht verbinden, iſt den Franzoſen Nebenſache; denn ſein Vaterland iſt ihm Haus und Hof, ſeine Penaten ſtehen auf dem Capitol. Der Franzoſe wird zu Hauſe eſſen, trinken, ſchlafen, aber er wird Niemanden aus der Thür werfen, weil er das gar nicht nöthig hat, denn er braucht ihn nicht hereinzulaſſen, er kann ihm auf der Straße die Wahrheit ſagen, in der Deputirten-Kam-

mer, in der freien Presse. Ich wollte damit nur sagen, daß ein nationales Drama die größten Schwierigkeiten zu überwinden haben wird. Schiller hat sie nicht überwunden, sie überwanden vielmehr ihn; den alten Musikus Miller in „Kabale und Liebe“ macht er zum Helden, dem Präsidenten gegenüber, denn er fühlt sich in seinem Hause, Wilhelm Tell aber kann nicht eher ruhig schlafen gehen, als bis Johannes Parricida die Motive erklärt hat, die die Armbrust des freien Schweizers lenkten. Gewiß! Schiller unterlag „jener achtbaren Zuhörerschaft, die sich ungern den tragischen Dolch geradezu auf die Brust setzen läßt, wenn sie ihn nicht durch den Knauf schöner Redensarten unschädlich gemacht sieht.“ Daß er „jener achtbaren Zuhörerschaft“ sich nicht freiwillig unterwarf, beweisen seine Erstlingsstücke „die Räuber“ und „Fiesko“; aber der Philisterismus ist ansteckend, unsere Dichter müssen so gut von ihm leben, wie die französischen von dem Enthusiasmus der Nation. Schillers Leben, das nun im Druck erschienen ist, wird uns die Wendung seiner Muse erklären; er schrieb mit starren Fingern, für ein dürftiges Honorar, abhängig von Theater-Intendanten, sein Lohn aus den Händen seiner Zeitgenossen war der, daß man seine Räuber „berüchtigt“ nannte, und ihn selbst bat, wieder Mediciner zu werden. Und doch war man damals noch sehr wenig besorgt wegen derlei Tendenzen,

ein Dichter war ein ſo harmloſes Geſchöpf, daß ihn die Polizei ruhig gewähren ließ, man fürchtete ſo wenig von den Göttern Griechenlands für die chriſtliche Religion, wie von Verrina für den Staat, nur vorſichtige Eltern verboten ihren Kindern den Beſuch des Theaters, wenn die Räuber gegeben wurden. Und doch iſt Schillers Einfluß auf die deutſche Bühne ein ſo hervorragender, daß er noch den ſpäteſten Zeiten erkennbar ſein wird; denn ſein Herz gehörte dem Volke an, er wird der Mann des Volkes bleiben. Die Bühne, die bis dahin iſolirt und vom Volke getrennt ſtand, wurde durch Schiller demſelben näher gerückt; daß ſie nicht eine durchaus nationale Stellung erhielt, lag meiſt an zufälligen Verhältniſſen, an dem Mangel eines Concentrationspunktes, an der Zerſplitterung Deutſchlands, und daran, daß wir Deutſche — wie geſagt — mehr Geſchichten, als Geſchichte haben, daß wir ſelten einer ächten, nationalen Begeiſterung fähig ſind, wenigſtens nicht aus freien Stücken, ſondern nur einer territorialen und provinciellen, daß wir uns leicht abkühlen, und nach einer tüchtigen Bewegung gern wieder zu der Bärenhaut zurückkehren.

Nach Schiller wurde die deutſche Bühne nicht weniger mit unzähligen Ritterſtücken überſchwemmt, als ſolches ſchon vor ihm geſchehen war, mit Ritterſtücken, an denen nichts Ritterliches war, als Schwert, Helm,

Harnisch, Sporen, Knappen, Humpen, Turniere, Vehmgerichte. Das Geheimniß dieser Stücke lag zunächst in der Garderobe und in der Kehle der Schauspieler, von Charakteristik konnte hier keine Rede sein: die Ritter sprachen wie Herren vom Mühlendamm, und die Burgfräuleins waren so tugendhaft wie Berliner Wäscherinnen. Wie konnte man das nach einer großen Periode der deutschen Bühne ertragen, wie konnte man Kotzebue in der Rüstung von Pappe neben Götz von Berlichingen, Schiller, Shakspeare zusehen; denn daß man seiner Schwäche nachsah, verdiente schon sein Lustspiel. Gewiß! die Ursache davon lag nur in dem Indifferentismus des Volks gegen höhere Tendenzen der deutschen Bühne. Hof-, Provinzial- und Stadt-Theater waren das Resultat eines solchen Indifferentismus, man wollte unterhalten sein und gab sich dem Ersten, Besten hin, der dafür sorgen wollte. So entstand nach und nach dieses Gewirre des deutschen Theaters, dem sich selbst jene Directoren, die es mit der dramatischen Kunst gut meinten, nicht entziehen konnten. Die Bühne, da sie sich nicht auf bestimmte Principien zurückführen läßt, wie jede andere Kunst, muß dem Publikum überlassen werden; man kann leicht einsehen, daß sich hier kein scharfes bestimmtes Urtheil herausstellen kann, in Sachen des Geschmacks und der Kunst haben nur die Einzelnen Recht, nie die große Menge. Also,

da die dramatiſche Kunſt in der letzteren keinen Anhalt fand, mußte man darauf bedacht ſein, der Bühne in der Nationalität einen ſolchen Anhalt bei der Menge zu geben. Das hat man nicht gethan; ſeit Schiller erſchien keine Tragödie, die die Maſſen elektriſirte und erwärmte. Wollte man ſolches etwa von der Schuld behaupten, ſo muß darauf erwiedert werden, daß dieſelbe immer nur auf ein Theaterpublikum einwirkte, daß ſie nicht wie ein Blitz aus freiem Himmel die Herzen traf, ſondern der Elektriſirmaſchine glich: es war ein mederner Mechanismus jener uralten Schickſalsidee, der uns die Haare zu Berge trieb; endlich erwärmt hat die Schuld die Maſſen nie.

Was von dem deutſchen Drama und der Tragödie gilt, das bemerken wir mehr, oder weniger auch bei dem Luſtſpiel. Die Periode Kotzebue war inſofern wahr und natürlich, als ſie die groben Umriſſe der Geſellſchaft ſchilderte: Krähwinkelei, Bocksbeutelei, plumpes Vorurtheil des Adels, Geckenhaftigkeit, Scheinheiligkeit, Einfalt, mit einem Worte, alle Schattenſeiten, die ſehr in die Augen ſprangen, und das war ſchon gut; denn Deutſchland litt an dieſer Miſere noch beinahe bis 1830 außerordentlich. Wo es ſich aber um Rechtſchaffenheit und Tugend handelte, da wurde Kotzebue, charakterlos, wie er war, ſofort ſehr ſentimental und theatraliſch, und wollte er gar eine Unſchuld ſchildern, ſo war es zum

Davonlaufen: „Kriegt Gurly denn auch Kinder?“ Aber außerdem vermochte Kotzebue auch in negativer Hinsicht nicht die feineren Beziehungen der Gesellschaft zu erfassen; den Schwächen nachzuspüren, war seine Sache nicht, er schöpfte durchaus von der Oberfläche, was er sah, das schilderte er mit grobem Pinsel. Kotzebue verhielt sich zu Molière, wie Paul de Kock zu Balzac, oder Georges Sand; nur war er weit einseitiger, als jener: Kotzebue traf, wie gesagt, die Epiciers nur in ihren Lächerlichkeiten, ihre gute Seite war stets von ihm erfunden. Nichts desto weniger war Alles Leben in seinen Lustspielen, wenn auch oft nur Coulissenleben. Raupach dagegen, der moderne Zustände erfaßte, opferte die Intensität dem Witze, die Personen seiner Lustspiele machen sich über sich selbst lustig, statt daß sie diese Freude dem Publikum überlassen sollen. Dem Witze ist hier der Charakter untergeordnet, dem Commentar die Handlung: Alle diese Figuren müssen etwas thun, damit Till seine Glossen darüber machen kann, und von Selbstständigkeit und Leben kann somit gar keine Rede sein. Kotzebue hielt sich mit seinem Lustspiel so lange auf der Bühne, als jene Zustände, die er zur Anschauung brachte, in dem gesellschaftlichen Leben hervorragten, jetzt freilich wird man seine deutschen Kleinstädter kaum noch in Bremen charakteristisch finden; Raupach dagegen wird sich nur so lange halten, oder hat

ſich vielmehr nur ſo lange gehalten, als ſeine Luſtſpiele Mode waren, denn dieſelben ſtanden durchaus in keinen inneren Beziehungen zu der Geſellſchaft.

Von Bauernfeld haben wir nicht viel mehr, als einen ſchönen Dialog erhalten, obſchon auch er moderne Zuſtände auf die Bühne zu bringen ſich beſtrebte, ich ſage, ſich beſtrebte, weil man einſehen wird, daß es ihm ſchlecht gelungen iſt. Oder kann man etwa die Oberfläche der modernen Zerriſſenheit, ohne ihre tieferen Beziehungen und ohne verſöhnende Perſpective, wie ſie doch der Dichter allezeit wenigſtens andeuten ſoll, für ein modernes Luſtſpiel gelten laſſen?

Von Töpfer dagegen erhielten wir Reminiscenzen aus früheren Stücken, oder gar Umarbeitungen derſelben, die nur dem Zeitgeſchmacke angepaßt wurden und der Theater-Routine und Perſönlichkeit der Schauſpieler ein ergiebiges Feld boten. Soll ich das deutſche Luſtſpiel noch weiter verfolgen? Haben wir noch ein deutſches Luſtſpiel? Nein, wir haben nur Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen.

Somit kann man im Ganzen wohl behaupten, daß der Indifferentismus gegen eine deutſche Bühne jetzt ſeinen Gipfel erreicht hat. Noch vor einiger Zeit gewährten die Couliſſen, und was daran hing, eine Anziehung; die kleinen Details der Bühne beſchäftigten ſelbſt große Städte wochenlang: der erbärmlichſte Jour-

naliſt erhielt durch ſeine Beziehungen zum Theater Anſehen, ja ſelbſt Börne mußte eingeſtehen, daß ohne Theater kein Journal zu gründen ſei. Dieſe Periode war kein Enthuſiasmus, ſondern Apathie und Langeweile, aber ſie erloſch ſeit 1830, das Theater wurde jetzt ſehr Nebenſache, die Fluth von Ignoranz, Eitelkeit, Unverſchämtheit, Scandal und einigem Mutterwitz, die die deutſchen Theater umlagert hatte, verlief ſich über Nacht, vielen Bühnen wurden ihre Subſidien entzogen, die Journaliſtik wurde langweilig in ewigem Theater-Geſchwätz, mit einem Worte, der nackte, kahle Fels der deutſchen Bühne ſtieg jäh und allen Augen erkennbar aus der Ebbe empor. Jetzt gilt es, ihn urbar zu machen; denn was auch die Local-Recenſenten über die Bühne hin und her ſchreiben mögen, die Kritik wird nicht befriedigt werden, es ſei denn einem jener wenigen großen Schauſpieler gegenüber, welche die Verhältniſſe, in denen ſie ſich bewegen müſſen, durch ihr Spiel vergeſſen machen.

Ich ſagte, der Indifferentismus gegen die Bühne habe den Gipfel erreicht, ich verſtehe nur die Bühne, wie ſie iſt, darunter. Gewiß iſt der Drang nach einer anderen Bühne allgemein, ſo weit man nämlich die Auserwählten jeder Generation, das „Volk des Genies", wie ſie Victor Hugo nennt, für die allgemeine Stimme erkennen will. Dieſe Stimme verlangt von dem Drama

eine nationale, ſociale und humane Miſſion, ſie verlangt von ihm eine moraliſche Grundlage, eine literariſche Form und eine Popularität durch Beide. Man wird mir zugeben, daß dieſe Popularität eine andere iſt, als die des Feſtes der Handwerker und der Holtei'ſchen Lenore. Shakſpeare iſt noch bis auf den heutigen Tag in jenem Sinne der Britten populärſter Dichter, weil er ſich weder die Freiheit von dem Haufen nehmen ließ, noch von der Regierung, weil er ſeine Dramen zwiſchen Gott und Menſchheit ſtellte und keinen anderen Maßſtab zuließ, als die Wahrheit. Aus demſelben Grunde iſt Molière noch bis auf den heutigen Tag der Franzoſen populärſter Dichter; wie jener auf dem Gipfel der Menſchheit ſtand, ſo ſtand dieſer auf dem Gipfel der Geſellſchaft. Der dramatiſche Dichter ſoll ſich an die Jahrhunderte wenden, nicht an die Maſſen, und er wird ſicher national und populär, er wird nicht Phraſen ſchreiben, ſondern Thaten, nicht künſtliche Leidenſchaften zuſammenſetzen, ſondern natürliche abſpiegeln, er wird, indem er Alles auf die Ereigniſſe des Lebens zurückführt, die die menſchliche Freiheit beſchränken, erſt Menſchen ſchaffen. Gewiß wird das deutſche Schauſpiel in dieſem Falle an Tugend und Heldenmuth ärmer werden, aber die Perſpective wird die Wahrheit ſein. Betrachten wir nur inſonderheit unſere deutſchen Helden von Kotzebue und Körner, ja ſelbſt von Schiller, und läug-

nen wir noch, daß ſie alle geborene Helden ſind, ſie gehen in den Tod, als gäbe es nichts Schöneres, denn zu ſterben, ſie ſterben mit wahrer Wolluſt, und dieſe Sterbeſucht war unſerem Publikum ſo zur anderen Natur geworden, daß es, als Kleiſt ſeinen Prinzen von Homburg einen Verſuch zur Rettung machen und ihn um ſein Leben bitten ließ, den Helden beeinträchtigt ſah. Schauſpiel, nichts als Schauſpiel! Selbſt unſere Geſchichte iſt am Ende ſo weit gekommen, daß das deutſche Volk in zwei Hälften getheilt iſt: die eine Hälfte ſoll der anderen eine Tragödie vorſpielen, während dieſe ruhig im Parterre den Zuſchauer abgibt. Oder verlangte etwa der ärgſte Philiſter in jener Zeit der liberalen Verwirrung nicht, daß ein Jeder, der für die Freiheit das Wort ergriffen, ihr auch ſeinen Kopf überlaſſen ſollte? Wenn Einer ſich vorſah, ſo nannte ihn gewiß zuerſt der Philiſterismus einen Abtrünnigen; der erbärmlichſte Egoismus, der keinen Heller für die Verfolgten übrig hatte, entblödete ſich nicht, zu ſeiner Unterhaltung Leib und Leben von ihnen anzuſprechen.

Aber, wird man fragen, wie ſoll ſich, bei unſeren Verhältniſſen, ein Drama in der angegebenen Weiſe auf der deutſchen Bühne herausſtellen? Gewiß iſt jene Cenſur, die, wie Börne ſo treffend ſagt, uns am Schreiben verhindert, jene, mit der wir geboren werden, die in unſerer Ammenmilch liegt, hier ein weit größerer

Stein des Anſtoßes, als jene, die den Druck, oder die Aufführung eines Stückes verbietet. Börne ſagt: „Ein Deutſcher könnte funfzig Jahre Groß-Inquiſitor ſein, und er würde das freie Denken nicht verlernen; aber ſetzt ihn auf eine menſchenleere Inſel, wo er ſein eigener König iſt, und er ſchreibt nicht frei. Er würde immer fürchten, irgend ein Schwachkopf auf einer der Inſeln im ſtillen Ocean könne ſich an eines ſeiner harten Worte ſtoßen, und würde ſie darum alle mit weichem Wulſte umgeben.“ Gewiß, in dieſer Urſache hauptſächlich liegt das Unheimliche, Zerriſſene, Unmenſchliche unſerer Dramen, über dieſe unnatürliche, feige Vorſicht ſtolpert ſelbſt das Genie eines Schillers. Und dieſe Vorſicht hat nicht ab-, ſondern zugenommen, das könnte Anſtoß erregen iſt das Schwert des Damocles, das über dem Dichter, dem Theater-Director und dem Schauſpieler ſchwebt; ehe man zum Volke mit ſeinen Gedanken gelangt, oder auch nur zum Publikum, hat man ſich daran zu Tode getragen, bis zum Theaterdiener herab hat jeder ſeine Meinung geſagt, man iſt ſo matt und hinfällig, ſo kurzathmig, daß man nur noch um Entſchuldigung bitten und eine Umarbeitung vornehmen kann. Und nimmt man ſie nicht vor, erholt man ſich wieder, will man noch einmal tapfer ſein, ſo kann das Stück nicht angenommen werden; denn der Director kann nicht gegen den Strom ſchwimmen.

Alſo, es wird noch Zeit haben, bis der Meſſias der deutſchen Bühne erſcheint; denn ich knüpfe die Zukunft der deutſchen Bühne nur an die Zukunft des deutſchen Dramas. Große Schauſpieler ſind eine Folge großer Dichter: Garrick ſtammte von Shakſpeare ab, Talma von Corneille und Racine, Devrient, die Schröder, die Lindner, Seydelmann, die Crelinger, die Neumann, ſie alle werden ihre Namen an dieſes, oder jenes hervorragende Moment deutſcher Poeſie knüpfen. Was riß ſie hinfort, was trug ſie hinauf zum Gipfel der Kunſt, wenn nicht die Strömung der Poeſie? Ich ſagte, es würde noch Zeit haben, bis der Meſſias der deutſchen Bühne erſchiene; aber vorgearbeitet iſt ihm bereits, und zwar durch die neueſte Richtung der Literatur. Ja, man wird lächeln, wenn ich der jungen Literatur einen Antheil an der Zukunft der deutſchen Bühne einräume, ihr, die der Bühne höchſtens nur mittelbar näher getreten iſt, durch die Kritik; aber die Zukunft der Bühne wird zum großen Theil dem Styl angehören. Der Ausdruck des Gedankens iſt ſein Leben. Was würde Schiller ohne die Form ſein? Was Shakſpeare, was Molière? Was Göthe, was Corneille, was Racine? Was ſelbſt Theodor Körner, deſſen ganzer Styl nach Kampf für Gott, König und Vaterland ſchmeckt und durchaus jener Zeit angehört, wo jeder Nürnberger Bilderbogen das Motto trug: „Gott mit uns und unſeren

braven Kriegern?" In der That, der Styl iſt weit mehr Hauptſache, als Raupach geglaubt hat, ſonſt würde er die Perſonen ſeiner Luſtſpiele ganz anders haben ſprechen laſſen, als im Style des Berliner Mittwochenclubs, wo die Literatur Weißbier trank, und die Perſonen ſeiner Dramen ganz anders, als wie Schulmeiſter, die den Schiller tüchtig geleſen haben. Im Style, ich meine im Style der jungen Literatur, liegt die Bewegung der Zeit und ihr Charakter. Dieſer Styl wird auch auf die Bühne influiren: freilich vorerſt nur negativ und kritiſch, indem er erkennen läßt, daß der breite und geiſtloſe Dialog unerträglich iſt, und daß der Ausdruck des Stücks — der denn doch eigentlich im Dialog liegt — etwas mehr Intenſität haben müſſe, als ſolches bisher der Fall war, wo man ſprach, wie einem der Schnabel gewachſen, und von geiſtreichen Beziehungen eigentlich keine Rede ſein konnte. So hat auch Leſſing mehr durch ſeinen Styl für die deutſche Bühne gewirkt, als durch ſeine Poeſie.

Ich ſagte, die junge Literatur würde vorerſt nur kritiſch auf die Bühne einwirken, aber die poſitive Richtung kann hier ſo wenig ausbleiben, wie in Frankreich. Dem Jahrhunderte der Speculation folgte dort bereits das Jahrhundert der Productivität; man mag behaupten, daß die Anfänge von Victor Hugo, Dumas und ſelbſt Delavigne, von Balzac und Georges Sand in

Voltaire, Diderot und den Encyklopädiſten liegen, aber die philoſophiſche Sprache des achtzehnten Jahrhunderts ſchwand vor der poetiſchen des neunzehnten. Dieſe Poeſie wird ſich überſtürzen; denn ſie gleicht keinem Pegaſus mehr, ſondern einem in der Rennbahn thieriſcher Leidenſchaften umhergejagten Miethgaul, aber dafür kann ſie nicht, ſondern die, die ſie reiten, und der gräuliche Materialismus, der in Frankreich weniger von der Philoſophie des vorigen Jahrhunderts, als von der Polizei des jetzigen begünſtigt wird. Unſere literariſche Richtung wird aber nicht ein Jahrhundert gebrauchen, um aus den Stürmen der Speculation in den friedlichen Hafen der Poeſie einzulaufen: ſie hat ſchon jetzt ihre Segel dorthin gerichtet, wir dürfen populäre Romane erwarten, wenigſtens nicht ausſchließlich doctrinäre, nachdem Gutzkow bereits ſeinen „Blaſedow" und Kühne ſeine „Kloſternovellen" edirt hat. Beide Produktionen, in ihren Eigenthümlichkeiten ſo verſchieden, ſind nicht bloß ein Uebergang mehr, ſondern bereits eine feſte Anknüpfung mit der Poeſie. Ich kann denſelben hier keine weitere Betrachtung ſchenken, aber ich bin überzeugt, daß hier auch die Anfänge einer neuen Bühne liegen; denn die Vermittelung, welche das anſtrebende Genie mit dem Volke bedarf, liegt gerade und hauptſächlich nur in der Bühne. Oder wird man behaupten, daß z. B. Göthe durch ſeine Romane allein inmitten der

Nation getreten wäre, der er durch ſeine Perſönlichkeit und ſeine Anſchauungsweiſe ſo fern ſtand? Wendet Euch denn der Bühne zu, ſtellt ſie mit der Zeit in Parallele, mit dem Fortſchritt, mit dem Jahrhundert, mit einem Worte, mit dem Leben. Den Styl dafür beſitzt Ihr, und dieſer Styl — ich behaupte es nochmals — iſt „der Schlüſſel der Zukunft.“ Ohne dieſen Styl mag es fortan noch einige Lorbeerkränze und wilde Acclamationen von der Gallerie und aus dem Parterre geben, aber keinen Sieg.

Doch wollen wir auch der jungen Literatur nur die untergeordnetſte Stellung zu der Zukunft der deutſchen Bühne einräumen, wir werden zugeben müſſen, daß ſie bereits die ſogenannte Theaterkritik reformirt hat. Welches Gewicht legt man jetzt noch dem alltäglichen Gebräu des Schreibepöbels bei, ſeitdem es die Elite der Kritik nicht für unter ihrer Würde hielt, ſich in die Bühnenverhältniſſe einzumiſchen. Selbſt Heine hat, freilich etwas verworren und ohne Abſicht, über dieſen Gegenſtand geſchrieben; aber Mundt, Marggraf, Gutzkow und Andere äußerten ſich in einer beſtimmten Richtung, während Lewald's vortreffliche Theater-Revue, ohne die practiſche Richtung und die nächſte Gegenwart zu verſäumen, ſich wenigſtens die weiteſte Perſpective einer Reform ſteckte. Die Schauſpieler werden, wenn dieſe Bewegung unterhalten wird, gleichſam gezwun-

gen werden, die Sudeleien jener Bühnen-Marktblätter zu verachten, die ſo lange Zeit den Wendepunkt der dramatiſchen Kunſt bildeten und keinen anderen Maßſtab zuließen, als den der Ignoranz und Feilheit. Dieſe Kritik ſteht ferner inmitten der Zeit- und des Lebens, gleichſam auf dem Zenith Beider, ſie wird mehr nützen, als Tieck, der inmitten der Vorurtheile einer Schule ſteht; denn die Schule lehrt nur, das Leben erzeugt. Am beſten werden wir dieſe Unterſcheidung hinſichts der Declamation wahrnehmen. Betrachten wir z. B. die deutſche Sprache; ſie iſt eine Schriftſprache, eine Sprache der Gebildeten, der Dichter, der Profeſſoren, der Prediger, aber ſie iſt keine Sprache des Volks. Der Ouvrier in Paris mag nicht leſen, nicht ſchreiben können, aber ſein Vortrag iſt ſo geläufig, wie der des Gebildeten, das Wort gehört in Frankreich dem Volke an. Somit entſpringt die Declamation der franzöſiſchen Bühne in dem Leben des franzöſiſchen Volks, der Pathos der franzöſiſchen Tragödie iſt ein Ausdruck der Paſſion im Volke, eine ganz nationale Muſik. Wie geſagt, unſere Bühne hat dem nichts an die Seite zu ſetzen; aber unſere Schauſpieler würden kaum gut thun, ſprächen ſie, wie Herr Tieck lieſt; in den deutſchen Ständeverſammlungen werden ſie eben ſo wenig Vortrag lernen, und wie viele unter ihnen auch einſt an dem Befreiungskriege Theil nehmen mochten, große

Worte haben sie dort nicht erlernt. Also wenn unsere Schauspieler keinen angebornen Vortrag haben, wie die Franzosen, wenn das Wort nicht lebendig ist im Volke, so ist es gut, wenn die Kritik sich bemühet, dieses Leben zu ersetzen, indem sie das Volk repräsentirt und seinen Enthusiasmus, jenes Volk, das so gern deutsch sprechen würde, würde ihm dazu nur Gelegenheit gegeben durch die Oeffentlichkeit, durch jene nationalen Institute, die, ursprünglich deutsch, nur durch Zufälligkeiten französisches Eigenthum wurden. Man wird mich vielleicht nicht verstehen, wenn ich sage, die Kritik solle das Volk repräsentiren; ich meine aber damit, die Kritik solle den Schauspielern stets einen großen Horizont enthüllen, eine Perspective, so weit wie die Zeit und der Fortschritt derselben, nicht aber ausschließlich dramaturgische Aphorismen, Schauspieler-Portraits und alle jene kleinen Details, die das Bühnen-Handwerk ausmachen. Ich weiß wohl, sie gehören zur Sache, und in einer Theater-Revue, die die Gegenwart nie über die Zukunft vergessen soll, dürfen sie nicht übergangen werden, aber Leben erzeugen sie so wenig, wie jeder Mechanismus. Nehmen wir aber eine geistreiche und begeisterte Kritik, wird sie nicht das Herz der Kunst erheben? wird sie nicht den Schauspieler auf den Standpunkt des Lebens führen? wird sie ihn nicht gegen jene kleinen Coulissen-Schwächen und Coulissen-Unarten, die das Wesen der

Kunſt nur zu ſehr gefährden, unempfänglich machen? Gewiß, ſie wird ihm das Wort und den Geiſt verleihen und das Leben; denn dieſes Leben, da es ſich an keinem nationalen Moment entzünden kann, wird nur durch jene geiſtige Quinteſſenz der Nation erregt werden, die ſelbſt an den kleinlichen Verhältniſſen nicht zu Grunde gehen konnte und von der man hoffen muß, daß ſie auch das nationale Drama wieder in ſeine Rechte einſetzen werde. Ich habe ſchon oben geſagt, welche Miſſion die deutſche Bühne, dem Jahrhundert gegenüber, habe, und bemerke hier nur, daß wenn derſelben vor Allem eine nationale Färbung zu wünſchen iſt, hiebei weniger der Stoff, als der Geiſt in Betracht kommen kann, und nicht ſowohl der alte Geiſt der Phraſen, als der neue heilige Geiſt der That. Was helfen uns Raupachs Hohenſtaufen, ohne innere Nothwendigkeit und ohne ein Hinausgehen über die Unmittelbarkeit? Das iſt die Oberfläche der Geſchichte, das ſind Thatſachen, denen Raupach Worte unterlegte, um deren urſprüngliche Motive er ſich aber nicht kümmerte. So wird die Bühne ein Katheder und der Dichter ein Profeſſor, der allerdings Lehr- und Cenſurfreiheit hat, von dem man aber vorausſetzt, daß er ſtets die nothwendigen Rückſichten nehmen wird. Eine Handlung im höheren Sinne des Worts liegt hier nicht vor, die Schauſpieler ſind vielmehr Marionetten, angeputzt mit Geſchichte und von

dem Dichter hin und her bewegt, aber keine selbstständigen, inspirirten Charaktere. Hier finden wir nur Phrasen in Schiller'scher Manier, aber nicht mit Schiller'schem Geist, statt daß wir hier ein glorreiches Zeitalter aufgerollt erblicken sollten, bewegt von einem Geschlechte von Titanen, die wenigstens den Himmel erschütterten, an dessen Pforten St. Peter Wache hielt, wenn sie ihn auch nicht erstürmten.

Was aber gerade die nationalen Beziehungen der Bühne wirken, ersieht man am besten aus Corneille und Racine, die wahrlich! keinen kleinen Antheil an den Großthaten und dem Ruhme des französischen Volks haben, ja man vergaß über ihre Richtung sogar den Stoff und die eigenthümliche Behandlung desselben. Diese Dichter waren nämlich inmitten griechischer und römischer Elemente vor allen Dingen erst französisch, sie behandelten dieselben im Geiste ihrer Nation, und man hat sie nie gefragt, ob die französisch-klassische Perrücke, die allenfalls auf dem Haupte eines Condé und Turenne ganz an ihrem Platze gewesen wäre, den Cothurn ersetzen könne. Corneille und Racine zu lesen, ist sehr langweilig, aber Corneille und Racine auf dem théâtre français werden den Deutschen nicht weniger, als den Franzosen enthusiasmiren, weil beide Dichter aus dem Herzblut einer Nation schöpften, das nie eine Antiquität wird, oder gar Eis, sondern nur langsamer

oder raſcher pulſirt, je nachdem Frühling, Sommer, Herbſt, oder Winter darüber hinſchreiten; denn die Völker haben ihre Jahreszeiten ſo gut, wie die Natur. Alſo dem franzöſiſchen Drama kann ſogar der Kunſtwerth mangeln und es wird nicht verloren ſein; denn es wird in ſteten Beziehungen zu dem Leben der Nation ſtehen und zu der Zeit.

Sehr Unrecht aber thut man gewiß, wenn man die Zukunft der deutſchen Bühne in den Schauſpielern erblickt, wie Lewald, der ſie vor einigen Jahren an Seydelmann knüpfen wollte. Die Schauſpieler ſind, unter den heutigen Bühnenverhältniſſen, gerade in dieſer Hinſicht am unzuverläſſigſten, ſie ſind ſo trefflich geſtellt, daß ſie über eine lebenslängliche Anſtellung bei einer Hofbühne ſicher nicht einen Augenblick hinwegſehen, und das müßten ſie doch, ſollte es ſich um eine Vertretung der Kunſtintereſſen handeln, die gerade hier zuletzt berückſichtigt werden. Soll indeß die deutſche Bühne von dem deutſchen Drama auf einen anderen Standpunkt getragen werden, von der Poeſie, an deren Unſterblichkeit ſich allein die Unſterblichkeit des Schauſpielers knüpft, ſo müßte der Literatur freilich die Bühne mehr zugänglich gemacht, und die letztere auch in ihren äußeren Verhältniſſen beſſer arrondirt und unter einen höheren Geſichtspunkt gebracht werden.

Es gilt, hier einige Fingerzeige zu geben, die der

Bühne an und für ſich eine beſſere Perſpective eröffnen. Vor allen Dingen würde es gut ſein, wenn die Regierungen dafür ſorgten, daß auch die belletriſtiſche Journaliſtik in die Hände Befähigter gelegt würde. Ein nothdürftiges Kriterium könnte hier der Univerſitäts-Curſus ſein, ein beſſeres wäre der Beweis philoſophiſcher und äſthetiſcher Bildung. Wenn ein Staat in dieſer Hinſicht vorzugsweiſe einſchreiten kann, ſo wird man Preußen die Ehre der Initiative zugeſtehen müſſen. Weiter möcht' es gut ſein, wenn inſonderheit die Höfe ſich bei den Hoftheatern nicht allein durch hoffähige Intendanten, ſondern auch durch kunſtfähige Directoren repräſentiren ließen, durch Dramaturgen vom Fach. Man glaubt gar nicht, wie ſehr Männer von Geiſt und Herz ſelbſt auf Schauſpieler ohne Geiſt und Herz einwirken können, wenn ihnen eine abſolute Gewalt anheim gegeben wird und ſie ſich nicht um die Launen und Liebhaber der Primadonna und um die Lorbeerkränze, die Hans oder Peter von der Gallerie auf die Bühne wirft, zu kümmern haben. Klingemanns Einfluß auf die Braunſchweiger National-Bühne verdient hier hervorgehoben zu werden; er erhob ſie, ohne Zuſchuß des Hofes und obwohl ſeine Frau, eine mittelmäßige Darſtellerin, auf das Repertoire influirte, durch ein treffliches Enſemble zu dem Rang einer erſten Bühne. Gut wäre es ferner, man brächte die Dichter der Bühne

näher, man gäbe ihnen die franzöſiſche Tantième und nicht ein dürftiges Honorar. Was ſoll aus der deutſchen Bühne werden, ſo lange man die Poeſie als die partie honteuse derſelben betrachtet, als eine verſchämte Arme, die den täglichen Hausbedarf herbeiſchleppt und das — Waſſer? Es wäre gut, wenn die Oper — zurückgeſetzt würde? Nein! die Oper ſoll aus ihren Rechten nicht durch einen Gewaltſtreich vertrieben werden, aber es wäre gut, wenn das Schauſpiel nicht zurückgeſetzt würde. In Scene ſetzen! Shakſpeare ſcheiterte nicht an der Technik der Bühne, aber Grabbe ſcheiterte daran, Immermann ſcheiterte daran, und wie manches Genie wird noch daran ſcheitern! Shakſpeare ſcheiterte nicht an der Technik der Bühne, weil es damals keine Technik der Bühne gab, weil eine Decoration genügte. Grabbe und Immermann hatten es mit einem andern Publikum zu thun, mit einem Publikum, das über den kindlichen Glauben an die Poeſie längſt hinweg war. Fragt denn den Theater-Maſchiniſten, ob er das, was er im „Adlers Horſt," oder im „Alpenkönig" möglich machen kann, für unmöglich hält in Grabbe's „Fauſt", und „Don Juan," oder in Immermanns Trilogie Peter des Großen. Gewiß! er hält es nicht für unmöglich, aber es iſt nicht an der Zeit, daß man große Koſten an das Schauſpiel wendet. Mit ſolchen Redensarten ſpeiſt man die Dichter unſerer Zeit ab, und

das iſt erbärmlich. — Es wäre gut, ich ſage das aus innerſter Ueberzeugung, wenn, wenigſtens bei den Hoftheatern, der Beifall unter polizeiliche Controle geſtellt würde. Was iſt der Beifall heut zu Tage? Ihr ſchickt zwanzig Freibillets auf die Gallerie, zwanzig tüchtige Kehlen, zwanzig breite Hände, man ruft Euch hervor, und Ihr weint vor Rührung und ſeid große Künſtler. Wenn man die Bühne nicht dem Volke freigeben kann, ſo ſoll man ſie auch nicht dem Pöbel überlaſſen, man ſollte wenigſtens in den Hoftheatern das Hervorrufen verbieten, es lähmt nichts mehr den Eifer des Künſtlers, als wenn er die feilen Motive erfährt, die dieſem, oder jenem Lorbeerkranze zum Grunde liegen; denn was das getäuſchte Publikum im Parterre für Enthuſiasmus hält, erſcheint meiſtens den Schauſpielern hinter den Couliſſen in dem rechten Lichte. Es wäre gut, wenn dramatiſche Bildungsanſtalten — doch was wäre nicht Alles gut, hätte man nur Zeit und Luſt, ſtets von Neuem in das Faß der Danaiden zu ſchöpfen. Die weitere Ausführung deſſen, was gut wäre, iſt der Intelligenz ſo leicht, und mit der Dummheit der Bühne kämpfen Götter ſelbſt vergebens. Ich ſetze noch einiges Vertrauen auf die Namen unter den Schauſpielern und auf unſere Zeit, die unwiderſtehlich zum Fortſchritt treibt und die auch von der Bühne nicht wird umgangen werden können. Man wird ſich nicht länger hinter

den Coulissen und in den Garderoben isoliren dürfen; denn das Licht dringt in die entlegensten Winkel. Alles wird in den Vorgrund des Tages gestellt, Alles wird zur Lebensfrage gemacht, selbst die hölzernen Schwerdter und die vergoldeten Pappe-Harnische der deutschen Comödianten. Gewiß! wenn sich jetzt nicht einige Beziehungen der Bühne zu der Literatur herausstellen, wenn jene von neuem dem Rade der Zeit entschlüpft, dann ist alle und jede Hoffnung auf sie aufzugeben. — Wenn ich aber so ausführlich von der deutschen Bühne sprach, so geschah das, weil die Bühne noch immer in den nächsten Beziehungen zu dem Volke steht und weil sie von allen Instituten am meisten zu einer Parallele mit der Zeit angehalten ist.

Druck von Berny. Tauchnitz jun.

Durch Entfernung des Verfaſſers vom Druckort ſind folgende Fehler entſtanden:

Nothwendige Berichtigungen.

Seite 24 Zeile 7 ſtatt „trait“ irait,
— 195 — 10 fällt das Wörtchen „dazu“ weg.
— 201 — 6 ſt. „ſei“ iſt.
— 207 — 16 ſt. „Alle“ Alles.
— 218 — 7 ergänze vor „Götter“ die.
— 225 — 10 ſt. „Ahnenpforte“ Ahnenprobe.
— 231 — 17 ſt. „meiſten“ meiſtens.
— 234 — 14 ſt. „zu“ ja.
— 237 — 11 ſt. „Riporismus“ Rigorismus.
— 265 — 13 ſt. „würde“ werde.
— 268 — 8 ſt. „verwaltet“ vorwaltet.
— 274 — 15 ſt. „würde“ wurde.
— 290 — 3 v. u. ſt. „hier“ ſie.

Deutschland

und

die Deutschen

von

Eduard Beurmann.

Zweiter Band.

Mit 1 Stahlstich.

Altona,

Verlag von Joh. Friedr. Hammerich.

1839.

Inhaltsverzeichniss.

Eilftes Capitel.

Mecklenburg. — Uebergang pommer'scher Weise zu mecklenburg'scher. — Abstammung und Alter des fürstlichen Hauses. — Frühere Bewohner Mecklenburgs. — Das Dorf Mecklinberg und die Herren von Mecklenburg. — Adel, Advocaten und Leibeigenschaft. — Aufhebung der letzteren und jetzige Zustände. — Landstände. — Regierung. — Justiz. — Einkünfte. — Landesschuld. — Herrschende Religion. — Juden. — . . . . . S. 5

Zwölftes Capitel.

Mecklenburg (Fortsetzung. —) Territorialbeschreibung. — Die Mecklenburger. — Die plattdeutsche Sprache. — Rostock. Verfassung und Verwaltung der Stadt. Die Universität daselbst. Celebritäten Rostocks. Reichsstädtische Ueberbleibsel. Sociale Beziehungen. Der Handel und die Bedeutsamkeit dieser Stadt in mercantilischer Hinsicht. Alter der Stadt. Merkwürdigkeiten. — 26

Dreizehntes Capitel.

Mecklenburg. — (Schluß.) Dobberan. — Wismar. — Schwerin. — Ludwigslust. — Möllenhin. — Güstrow. — Malchin. — Sternberg. — Grabow. — Parchim. — Boitzenburg. — Dömitz. — Remplin. — Ratzeburg. — Neustrelitz. — Altstrelitz. — Neubrandenburg. — Mirow. — Hohenzieritz — Schlußbemerkungen 46

Vierzehntes Capitel.

Pommern. — Territorialbeschaffenheit. — Zustand der Bildung. — Güterverhältnisse. — Aufklärung auf dem platten

Lande und Beziehungen des preußischen Unterrichts zu den pommer'schen Schulen. — Provinzialstände. — Einwohnerzahl. — Feudalismus und Adel. — Christenthum in Pommern. — Pommersches Bier. — Vineta . . . . . S. 84

Funfzehntes Capitel.

Pommern (Fortsetzung.) Bewohner. Slavische Elemente. — Deutsche Bevölkerung auf dem platten Lande. — Territorialbeschaffenheit von Pommern. — Usedom. Einwohner und örtliche Zustände. — Die Ruinen von Vineta und Beschiffung derselben. — Swinemünde. Die Plantage und ihre Entstehung. Seebad und neuer Hafen. — Wollin. Das alte Julin auf dieser Insel. — Wolgast und die Ruinen des alten Schlosses. — Greifswalde. — Stralsund. — Ueberfahrt nach Rügen 115

Sechzehntes Capitel.

Pommern (Fortsetzung). — Die Insel Rügen. Altefähre. — Die Hünengräber bei dem Dorfe Ramkin. — Bergen und der Rugard. — Die Prora. — Die Stubnitz auf Jasmund und der Herthasee. — Stubbenkammen. — Quoltitz und das Hünengrab 147

Siebenzehntes Capitel.

Pommern (Fortsetzung.) Rügen (Schluß.) Die Halbinsel Wittow. — Das große Hünengrab auf der Feldmark von Nobbin. — Arcona. — Svantevit. — Die Insel Hiddensee. — Die Insel Ummanz. — Gingst. — Mönchgut. — Garz. — Putbus. — Berühmte Namen auf Rügen. — Schlußbemerkung 172

Achtzehntes Capitel.

Pommern (Schluß) Stettin. Inneres und Aeußeres. Umgebungen. Handel. Schiffahrt. Charakter der Stettiner. — Natur und Menschen nord- und ostwärts von Stettin. — Stargard. — Cöslin. — Colberg. — Lauenburg an der Leba das letzte deutsche Dorf. — Seitenblicke auf die russischen Ostseeprovinzen. — Das Reisen in Pommern. Plattdeutsch in Pommern und Schlußbemerkung 200

Neunzehntes Capitel.

Holstein. Ueber das Verhältniß dieses Herzogthums zu Dänemark. Deutscher Geist in Holstein. Schleswig diente lange Zeit zur Vermittelung dänischer Interessen mit Holstein. Veränderung seit 1830. — Der Canzleirath Lornsen. — Finanzverhältnisse Holsteins und Dänemarks. — Die materiellen Interessen Holsteins begünstigen die neue Richtung und die Ausbildung deutscher Sympathien in Holstein immer mehr. — Hoffnungen hinsichts der Zukunft. — Der jetzige Regent und der präsumtive Thronerbe. — Seitenblicke auf Dänemark . . . . . S. 222

Zwanzigstes Capitel.

Holstein. (Fortsetzung. —) Territorialbeschaffenheit. — Bewohner. — Grund und Boden. — Mangel an Industrie. — Handel. — Adel. — Einwohnerzahl und ihre Vertheilung auf Städte und plattes Land. — Die verschiedenen Stämme, die der jetzigen Bevölkerung Holsteins zum Grunde liegen. — Die „Propsteier." — Die Dörfer Hickendorf und Barsbeck. — Naturerzeugnisse. — „Hippologische Blätter" und „Kieler Correspondenzblatt." — Provinzialstände und Oberappellationsgericht in Kiel. — Vergleich des holsteinschen Adels mit dem mecklenburgschen. — Verwaltung und Justiz. 241

Ein und zwanzigstes Capitel.

Holstein. (Schluß.) Wegeeinrichtungen und Chausseen. — Altona. — Kiel. — Die übrigen Städte Holsteins im Allgemeinen. — Preetz. — Eutin. — das Dorf Rüchel. — Segeberg und Oldesloe. — Glückstadt. — Bysum. — Itzehoe. — Bramstädt. — Die adeligen Fräuleinstifter zu Itzehoe und Uetersen. — Das Herzogthum Lauenburg. — Verfassung und adelige Zustände. — Die Städte Mölln und Ratzeburg. — 261

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Die freien Hansestädte. — Allgemeines. — Lübeck. — Lage. — Gebäude: die Marienkirche, der Dom, das Rathhaus. — Der Senat. — Die bürgerlichen Collegien. — Umgebungen. — Gesellschaftliche Zustände. — Handel. — Travemünde . 293

Drei und zwanzigstes Capitel.

Bremen. — Charakter der Stadt und der Masse. — Die Bremer im Einzelnen. — Aeußeres der Stadt und Umgebungen. — Handel. — Verfassung. — Der Senat. — Justiz. — Die Aeltermänner. — Gesellschaftliche und geistige Verhältnisse. — Adel und Juden in Bremen. — Aeußere Veränderungen der Stadt. — Umfang der Stadt und des Gebiets. — Einwohnerzahl. — Kirchliche Verhältnisse. — Vegesack. — Bremerhafen . . . . . S. 328

Vier und zwanzigstes Capitel.

Hamburg. — Allgemeines. — Lage und Einrichtung für den Handel. — Anblick Hamburgs von Harburg und Schiffbeck. — Verfassung. Der Senat. Die bürgerlichen Collegien. Der Bürgerconvent. — Die Justiz. Niedergericht. Handelsgericht. Obergericht. OAGericht. — Résumé der Verfassung. — Einige Bemerkungen über die Stellung der Presse. — Kirche. — Schulwesen. 369

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Hamburg (Fortsetzung). — Inneres der Stadt. — Das allgemeine Krankenhaus. — Der Jungfernstieg. — Der Wall. — Der Hamburgerberg. — Die Thorsperre. — Juden und Adel in Hamburg. — Die Geldaristokratie und die Gelehrten. — Ueber die Handelsverhältnisse. — Die „Commerz- und Maklerdeputation". — Die Bank. — Die Bankrotte. — Die Börse. — Die Börsenhalle. — 392

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Hamburg (Schluß). Einwohnerzahl. — Das Gebiet. Ritzebüttel und Cuxhafen. Das Amt Bergedorf und die Vierlande. Wandsbeck. Die Elbufer. Die Alster. Eppendorf. Harvestehude. Winterhude. Blankenese. — Die Vierländerinnen im Vergleich mit den Hamburgerinnen. — Literatur und gesellschaftliche Bildung. Der gemeine Hamburger. Der Kaufmann. — Die hamburger Bühne. Schmidt. Töpfer. Lebrun. — Die Michaeliskirche. — Militair und Nachtwächter. — Die Polizei 413

Eilftes Capitel.

Mecklenburg. — Uebergang pommer'scher Weise zu mecklenburg'scher. — Abstammung und Alter des fürstlichen Hauses. — Frühere Bewohner Mecklenburgs. — Das Dorf Mecklinborg und die Herren von Mecklenburg. — Adel, Advocaten und Leibeigenschaft. — Aufhebung der letzteren und jetzige Zustände. — Landstände. — Regierung. — Justiz. — Einkünfte. — Landesschuld. — Herrschende Religion. — Juden. —

Man muß Deutschland in der Richtung von Norden nach dem Süden besprechen. Wenn ich aber hier nicht mit Rügen beginne, mit der äußersten nördlichen Spitze, mit dem bunten, fabelhaften Eiland aus Felsen, Eichen- und Buchwäldern, aus Sagen und Hünengräbern, aus einer Mischung von christlicher Religion und patriarchalischen Elementen heidnischer Vorzeit, mit Rügen, das von Poesie duftet und das selbst von der dicken prosaischen Atmosphäre, die auf Pommern lagert, nicht um jenen fabelhaften Farbenton gebracht werden konnte, der Auge und Herz des Reisenden besticht, wenn er aus jenem Küstenlande kömmt, wo Kartoffeln und Brannt-

wein und pommersche Gänsebrüste die Quinteſſenz des Lebens bilden und wo die ganze Natur an einer Gänsebruſt groß geſäugt zu ſein ſcheint — ich ſage, wenn ich nicht mit Rügen beginne, ſo liegt das nur daran, daß Rügen im Verhältniß zu Pommern nicht moutarde, aber doch potage après le diner iſt. Man beginnt nämlich in dem ehemaligen ſchwediſchen Pommern noch das Diner mit dem Nachtiſch, d. h. man trinkt Branntwein, ißt Käſe und dergleichen, was bei der ſcharfen Seeluft ſehr zuträglich ſein mag, und das Beſte kömmt am Ende. So mag ich auch nicht mit der Romantik Rügens beginnen und mit den dunklen, heiligen Hainen, um ſpäter in die ſandigen Flächen des ehrlichen Pommerns hinabzuſteigen, das vielleicht einſt mit Rügen zuſammenhing, dem aber Gott im Zorn dieſes Stück Dichtung entriß und es zum deutſchen Island erhob.

Ich beginne mit Mecklenburg. Mecklenburg iſt nicht ſo traurig, daß man durch dieſes Ländchen zum Widerwillen gegen Deutſchland bewogen werden könnte, und nicht ſo luſtig und anziehend, daß man nicht von hier aus nach allen Seiten hin überſetzen möchte. Zudem iſt Mecklenburg der Uebergang von pommerſcher Sitte zur Civiliſation; wenn ſich in Pommern der Adel mit den Bauern beſchäftigt und die Freifräuleins mit den Gänſen, wenn Kotzebues „Landjunker zum Erſtenmale in der Reſidenz" hier noch immer als ein würdiger

Repräsentant von Kopf und Herz eines pommerschen Edelmanns betrachtet werden kann, so beschäftigt sich der mecklenburgische Adel vorzugsweise mit Pferden, mit Veredelung der Pferde, mit Bildung der Pferde. Auch beweisen die vielen Advocaten in Mecklenburg zur Genüge, daß hier die Vermittelung mit der Civilisation statt findet, denn durch was anders ist je die deutsche rohe Gegenwart mit der Zukunft vermittelt worden, als durch die Entscheidung „was Rechtens." Ich spreche hier gar nicht von dem Landfrieden Maximilians und der Einführung des römischen Rechts in Deutschland — wodurch gewissermaßen die erste Periode unserer unverständlichen Civilisation bezeichnet wurde — ich spreche hier nur von allen späteren Ereignissen, in denen der Grundsatz: fiat justitia et pereat mundus den Ausschlag gab, diese Grundlage aller deutschen Civilisation, welche letztere stets mit dem juristischen Rechte zufrieden war. Da nun in Mecklenburg auf jede Quadratmeile wenigstens ein Dutzend Advocaten bei einer Bevölkerung von 513,000 E. zu zählen ist, so kann man leicht einsehen, daß hier alles Mögliche gethan ist, um die rohe Gewalt abzuweisen. Doch könnte es immer nicht schaden, man veredelte in Mecklenburg die Advocatenzucht, gleich der Viehzucht, weil viele dieser Herren in der That in der Rennbahn des Rechts durchaus keinen Vergleich aushalten können mit dem Wettrennen in

Güſtrow, wo die mecklenburgiſchen Pferde von Jahre zu Jahre neue Vorzüge entfalten, während der Gang Rechtens bei den Juſtizcanzeleien in Güſtrow, Schwerin, Roſtock und Neuſtrelitz noch immer ſo ziemlich derſelbe iſt, d. h. „kömmſt du heute nicht, ſo kömmſt du morgen.“

Die Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, der beiden regierenden Branchen, ſind die einzigen deutſchen Fürſten ſlaviſcher Abſtammung und das mecklenburgiſche Fürſtenhaus iſt — wie bei der Vermählung der Prinzeſſin Helene von Mecklenburg-Schwerin mit dem franzöſiſchen Thronfolger weitläufig erwieſen wurde — das älteſte in Europa, eine Behauptung, für welche Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz einen unumſtößlichen Beweis lieferte; denn er hielt bis zu ſeinem letzten Athemzuge an die älteſten Grundſätze in Betreff des fürſtlichen Blutes, obſchon er im Uebrigen ſo fein und gewandt raiſonnirte, daß man ihn für in der jüngſten Schule des Berliner politiſchen Wochenblatts gebildet halten konnte. Herzog Karl ruhet nun in der Strelitz'ſchen Familiengruft zu Mirow; und die Mecklenburger glaubten ihren Fürſten und Advocaten von jeher. Somit wird man ſich auch nirgends weniger nach einer gegentheiligen Anſicht umgeſehen haben, als in Mecklenburg.

Vor der Völkerwanderung bewohnten die Küſten der Oſtſee im heutigen Mecklenburg Heruler und Vanda-

len, weshalb sich zu meiner Zeit in Göttingen alle adeligen Mecklenburger auch Vandalen nannten und wie Vandalen benahmen. Diese, ich meine die alten Vandalen, zogen von Osten nach Süden und an ihre Stelle traten slavische Stämme, unter denen die Obotriten und Wilzen um die Oberherrschaft in Mecklenburg stritten. Jene siegten und obotritische Fürsten regierten in Mecklenburg. Einer derselben, Pribislaus, wurde im Jahre 1170 zum deutschen Reichsfürsten erklärt. Er ist der Stammvater des jetzigen Fürstenhauses und residirte noch in dem alten fabelhaften Mecklinborg, einst Hauptort der Obotriten, jetzt ein Dorf zwischen Wismar und Brüel, das dem ganzen Lande den Namen gab. Hört man aber jetzt von Herren von Mecklenburg in Mecklenburg, so sind es Söhne des letztverstorbenen Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Wie das Dorf Mecklinborg dem Großherzogthum den Namen gab, so mußte das Großherzogthum jener außerehelichen Descendenz Gevatter stehen.

Die mecklenburgischen Fürsten theilten sich in der Folge in Land und Leute, so daß nach dem Tode Heinrich Burewins II. die vier Linien von Mecklenburg, Güstrew, Rostock und Parchim entstanden, deren letztere beide bald erloschen und von anderen ersetzt wurden, bis endlich im Jahre 1701 die zwei noch blühenden Linien von Schwerin und Strelitz über Mecklenburg herrschten.

Mecklenburg-Schwerin beſitzt den größten Antheil des Landes, es hat auf 228 Q. M. 442,000 E. Mecklenburg-Strelitz dagegen hat nur 36 Q. M. mit 79,800 E.

Wer wird nicht zugeben müſſen, daß Mecklenburg bevölkerter ſein könnte, aber der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin beſitzt an Domainen 93 Q. M., mit 930 Ortſchaften; die Ritterſchaft, welche aus 316 Gutseigenthümern beſteht, beſitzt 102 Q. M. mit 1269 Ortſchaften, unter welchen nur 180 Allodial- und 795 Lehngüter; drei Jungfrauenklöſter beſitzen 6⅔ Q. M. mit 61 Ortſchaften; die Städte und ihre Beſitzungen nehmen 24 Q. M. ein. In Mecklenburg-Strelitz iſt das Verhältniß nicht anders. Was bleibt nun den Bauern übrig, nachdem 1820 die Leibeigenſchaft und Gutsunterthänigkeit aufgehoben worden iſt? In der That nicht viel mehr, als der Leib, der freie Leib, der aber eſſen und trinken will. Man hätte allerdings dafür ſorgen ſollen, daß, als die Bauern aus glebae adscriptis freie Leute wurden, ihnen doch wenigſtens eine Scholle zugeſchrieben worden wäre. Eine andere Freiheit ſieht wie die Freiheit jenes Gefangenen aus, der, aus dem Gefängniſſe entlaſſen, nichts zu leben hatte, und den Wärter bat, ihn wieder einzulaſſen in die Zelle, wo es ihm heimiſch und bequem ſei und wo er, wenn auch Prügel, doch Brod und Waſſer erhalte, ſie zu ertragen. Freilich dürfen in Mecklenburg auch Bürgerliche und Ausländer

Rittergüter erwerben, aber der Masse ist damit nicht geholfen, sondern zunächst nur den Advocaten, die, wenn über ein Gut Concurs entsteht, die Gläubiger abfinden und sich Alles cediren lassen.

Seltsam aber ist es, daß in einigen Staaten des nördlichen Deutschlands, wo doch seit der Reformation der Fortschritt und die Cultur nach allen Seiten hin ausschritten, ein Stillstand der Civilisation bemerkbar ist, wie er kaum in anderen Staaten angetroffen wird, die fortwährend unter dem Einfluß der Hierarchie blieben. Wenn wir in Mecklenburg irgend eine Bewegung in moderner Richtung wahrnahmen, so waren es einige verworrene Versuche in dem emeutenreichen Jahre 1830, die auch dem Großherzogthum einen Impuls geben sollten, ja man schloß sich sogar den Ehrenbecher-Tendenzen an. Aber außer diesem Strohfeuer der Begeisterung, das die Justizcanzelei in Güstrow zeitig genug löschte, hat man in Mecklenburg keinerlei Fortschritt bemerkt. Woran liegt das? Hauptsächlich wohl daran, daß die Reformation keine Angelegenheit der Humanität war; dann aber wird man auch nicht bestreiten können, daß der mecklenburgische Adel der Klotz am Beine mecklenburgischer Cultur und Civilisation ist. Denn Grabschriften, wie folgende:

„Wick, Düvel! Wick wiet van my,
ik scher mir nieg een Hoor um di.

ik bin een Meklenburger Edelmann
Wat gift di Düvel myn Supen an!
ik sup mit myn Heer Jesu Christ
wenn du Düvel ewig dörsten müst,
un drink mit ihm swet Kohle Schal
wenn du sitzst in de Hollenqual,
drum rat ik, wick, loop, renn un go
eft by den Düvel ik to schlah.“

welche in der Doberaner Kirche das Grab eines tüchtigen Edelmanns schmückt, sind höchstens Antiquität geworden, aber im Leben verfährt man noch ganz und gar in diesem Style, und man kann sich nur wundern, daß bei solchen obotritischen Grundsätzen, wonach der christliche Himmel ungefähr wie ein Walhalla betrachtet wird, wo der beste Säufer der größte Held ist, noch so viel Politur über den mecklenburgischen Adel gekommen ist. Derselbe weiß sich nämlich in Gesellschaften wirklich so zu benehmen, als hätte er Geist und nicht bloß Güter, ein savoir faire, welches ich mir nur dadurch erkläre, daß fast alle Adelige Mecklenburgs einige Jahre Studirens halber auf deutschen Universitäten zubringen, und jetzt vorzugsweise in Berlin, wo man auch Formen erlernen kann. Uebrigens will ich durchaus nicht behaupten, daß der mecklenburgische Adel vorzugsweise dem Trunk ergeben ist, der gewissermaßen die Quintessenz jener Grabschrift bildet, nein! er ist mit der Zeit fortgeschritten, er bekümmert sich heut zu Tage um die Dinge, die einem Edelmanne im neunzehnten Jahrhun-

dert wohl anstehen, um Pferde, Hunde, Jagd und gesellschaftliches Leben ohne tiefere Beziehungen, aber er wird noch alle Anlagen haben „mit seinem Herrn Jesus Christus zu saufen," wenigstens wird er hier immer besser an seinem Platze sein, als sonst irgendwo, wo die Cultur und Civilisation ein Wort mitzureden haben. Und der Adel ist die Basis des Großherzogthums, die Ritterschaft ist das Lebensprincip des Staats. Freilich ist diese Ritterschaft nicht ausschließlich vom Adel, aber ich habe schon bemerkt, daß die Mecklenburger Advocaten, Parvenus, die oft nicht einen Platz hatten, auf welchen sie ihr Haupt niederlegen konnten, bevor nicht dieser, oder jener Concurs ausbrach, nicht einmal so ehrlich sind, wie die adelige Ritterschaft, die doch nur auf der Bärenhaut alter Gewohnheit ruht.

In der That aber könnte man Mecklenburg, weil Adel und Advocaten hier gewissermaßen die bewegende Kraft bilden, jener vermöge alten Herkommens, diese vermöge des neuen der Rabulisterei — die in Mecklenburg durch Gesetze und Gerichtsbrauch und durch den Ueberfluß von Leuten, die in der Vertheidigung des Rechts nur einen Broderwerb erblicken, einen eben so ausgedehnten Wirkungskreis wie in Ungarn fand — ich sage, man könnte Mecklenburg aus diesen Gründen in der That das deutsche Ungarn heißen; denn wenn auch die Leibeigenschaft aufgehoben worden ist, so hat man

doch nichts gethan, die Seelen zu emancipiren, weder die Seelen der Bauern, deren Schulſtuben noch immer den Pferdeſtällen nachſtehen, noch die Seelen der Anderen, die nicht im Verhältniß der Leibeigenſchaft ſtanden, ſondern nur in dem des Herkommens, wonach ſie thaten, was ihre Vorfahren gethan, d. h. von dem Mangel ihrer Nebenmenſchen ſchwelgten. Eben dieſer Schlendrian des Materialismus, der ſich auch auf die unterſten Klaſſen der Bevölkerung des platten Landes erſtreckte, rief jene Verwirrung hervor, in die ſich die Advocaten einmiſchten, nicht um die Ordnung wiederherzuſtellen, ſondern um aus dem Schiffbruch eine Zukunft zu fiſchen. Wer kein Vermögen beſaß, um Güter zu erkaufen, der ſtudirte die Rechte, um ſie ſich zu erſtreiten. Solcherweiſe iſt ein angeſehener mecklenburgiſcher Edelmann, ein Graf, ein Mann, der vielleicht ein Viertel von dem Adel des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin mit dem Gewichte ſeines Goldes aufwog, in Concurs gerathen. Er hatte allerdings verſchwendet, aber der Untergang des Vermögens hätte abgewendet werden können, wenn man eine Hölzung gefällt haben würde. Man that es nicht, ſondern überließ ihn Advocaten in Roſtock und Güſtrow, die ſich noch bis auf den heutigen Tag auf offener Straße rühmen, daß ſie einen großen Theil ihres Vermögens dem Concurſe des Grafen H. verdanken. Wie verfuhr man denn bei die-

ser Angelegenheit? werden mich die ungläubigen Leser fragen. Durchaus im Wege Rechtens, man hatte keine Forderung an die Masse, aber man kaufte einige, die sicher genug waren, um einen verhältnißmäßigen Preis daran zu wagen. Als man nun solcherweise Gläubiger des Grafen H. geworden war, schloß man einen Abfindungs-Vergleich mit den andern Gläubigern und ließ sich von diesen, unter Bestätigung des Gerichts, die ganze Masse cediren.

Hätte der mecklenburgische Adel sich etwas mehr nach dem umgesehen, quid juris? so könnten freilich solche Fälle nicht eintreten. Noch weniger könnten sie eintreten, wenn man auch neben der Cultur der Güter die Cultur des Jahrhunderts einigermaßen verstände; aber man wird nicht behaupten können, daß der Edelmann in Mecklenburg nicht den Stammbaum über alle Bäume schätze. Der ist freilich unfruchtbar, wenigstens trägt er nur zehrende Früchte. Haben wir nicht in ganz Deutschland fast Namen mecklenburgischer Edelleute an Höfen? Wie kamen sie dahin? Als sie ihre Güter, trotz Thaers rationeller Landwirthschaft, verwirthschaftet hatten, weil eben die rationelle Bewirthschaftung nicht so viel einbrachte, als die irrationelle verbrachte, konnten sie dem Adel in Mecklenburg kein Relief mehr geben und zogen nunmehr in die Welt, um einen neuen Platz für den alten Stammbaum zu finden.

mecklenburgiſcher Adel iſt, wie Iſrael über die Welt, über ganz Deutſchland verbreitet; wo ein „Herr von" ſeinen Stammnamen mit „ow" ſchließt, da iſt auch ein oweh! obotritiſcher Nobleſſe zu vermuthen, die hier ein Aſyl fand.

Und Mecklenburg gehört zu den fruchtbarſten norddeutſchen Staaten, es braucht nicht die Parallele mit Holſtein und den Marſchgegenden Oldenburgs und Oſtfrieslands zu ſcheuen. Wäre es nur unfruchtbarer an jenen Elementen, die ich eben geſchildert habe, es könnte auch bevölkerter ſein, trotz der 115 Landſeen, die den Boden beſchränken und die Ausdehnung, denn dieſe Landſeen würden durch Kanäle aus einem Hinderniß zu einem Fortſchritt umgeſtaltet werden können. Aber der Adel und überhaupt die Ritterſchaft hat an ihren Gütern genug, wie die Advocaten an den Proceſſen über dieſe Güter. Was ſollen ſich beide um Grund und Boden bekümmern, der ihnen nicht gehört. Und die freigelaſſenen Bauern empfinden noch alle Nachwehen der Hörigkeit zu ſehr, als daß ſie an eine Verbeſſerung ihrer Lage denken ſollten. Früher gab ihnen der Gutsherr Alles, zu leben ſowohl, wie Prügel, jetzt ſind ſie freilich der letzteren überhoben, aber leben müſſen ſie durch ſich ſelbſt, und das verurſacht ihnen am Ende mehr Mühe, als die alte Zeit. So ſchrecklich demoraliſirt die Sclaverei, ſie demoraliſirt die Natur, ſie macht die Menſchen in dem

Grade unnatürlich, daß sie das thierische Verhältniß dem menschlichen vorziehen, denn man füttert sie dort, während sie hier sich selbst ernähren müssen. Wenn solche Menschen emancipirt werden, so bedarf es Jahrhunderte, um sie zur Selbstständigkeit zu erheben, und die Leibeigenschaft und Gutsunterthänigkeit wurde 1820 in Mecklenburg nur „unbeschadet anderweitigen wechselseitigen Uebereinkommens" aufgehoben, also nicht absolut. Wie die Dinge nun stehen, kann nämlich jeder Bauer, Kossate und Tagelöhner nach vorhergegangener halbjähriger Kündigung, die natürlich auch dem Gutsherrn zusteht, den Dienst verlassen; aber doch nur, um in einen anderen wieder einzutreten. So scheint mir eigentlich nur die Form der Leibeigenschaft abgeschafft zu sein, das Wesen wird so lange fortdauern, bis die Emancipirten ohne eine Gutsherrschaft werden zu leben haben. Dabei genießt nun noch der Gutsherr den Vortheil, daß er ihm nicht convenirende Arbeiter leicht entfernen kann, ohne daß er zu befürchten braucht, keine für die Entlassenen wieder zu erhalten; denn derer, die leben wollen, werden immer genug sein. Kurz und gut, diese Humanitätsäußerung ist mehr auf die Bequemlichkeit der Gutsherren eingerichtet, als auf eine Verbesserung der früheren Leibeigenen, obschon man zugeben muß, daß die Aufhebung jenes Instituts kaum in anderer Weise herbeigeführt werden konnte. Keinem Zweifel

aber unterliegt es, daß die Gutsherren zunächſt und augenblicklich dem Uebelſtand am beſten abhelfen können, wenn ſie menſchlich mit ihren Untergebenen umgehen und auf die Veredlung der Menſchen eben ſo ſehr Bedacht nehmen, wie auf die der Pferde, die von Jahr zu Jahr an europäiſchem Anſehen gewinnen. Es wird nicht genügen, nichtsnutzige und faule Arbeiter aus dem Dienſt zu entfernen, nein, man wird auch auf Mittel ſinnen müſſen, dem Uebel vorzubeugen. Das iſt Pflicht der Gutsherren, heilige Pflicht, weil man an und für ſich an Leibeigene keinen moraliſchen Maßſtab legen kann und weil es grauſam ſein würde, Leute, die früher, trotz Faulheit und Nichtsnutzigkeit, an das Gut fixirt waren, binnen kurzer Friſt davon entfernen zu können, wenn man ihnen auf der anderen Seite durchaus keine höhere und menſchlichere Perſpective eröffnet, als die urſprüngliche des Tagelohns und des Schweißes. Man kann in dieſer Hinſicht gewiß den Gutsbeſitzern die großherzoglichen Domainen als Beiſpiel empfehlen. So iſt auch hier bereits die bisherige Gemeinſchaft der Feldmarken aufgehoben worden, die Bauerhöfe werden durch Separation regulirt, und von dem Ueberſchuſſe an Ackerland, das bisher nur als Weide benutzt wurde, bilden ſich immer mehr kleine Grundbeſitzer, an denen es bisher zum Nachtheil des innerern Verkehrs faſt ganz fehlte.

Wenn die Regierung nun ſolcherweiſe bereits die Bahn lichtet, ſo würde dieſe Richtung freilich noch mehr durch Begünſtigung des Fabrikweſens und der Induſtrie gefördert werden können. Das ſind die Hebel einer neuen Zukunft für Mecklenburg und zugleich die Anziehung für das Ausland. Mecklenburg könnte leicht eine Million Einwohner zählen, hätte man ſie früher angewendet. Bis jetzt hat Mecklenburg-Strelitz, das wenige Fabriken zählt, hierin noch den Vorzug vor Mecklenburg-Schwerin. Tuch- und Wollmanufacturen mögen in Mecklenburg leicht an dreihundert vorhanden ſein, auch die Leinweberei iſt beträchtlich; außerdem gibt es Glashütten, Ziegelhütten, Kattun- und Tabaksfabriken, Ledergerbereien, Papiermühlen, aber die Branntweinbrennereien bilden leider noch immer den Zenith mecklenburgiſcher Induſtrie. Nun kann man ſich den Radir mecklenburgiſcher Civiliſation noch deutlicher veranſchaulichen. Adel, Advocaten, Leibeigenſchaft — die nur aufgehoben, aber noch nicht vertilgt iſt — und Branntweinbrennereien compenſiren die Univerſität und die neun gelehrten Schulen zu Schwerin, Roſtock, Güſtrow, Parchim, Wismar, Neuſtrelitz, Neubrandenburg, Friedland und Ratzeburg nicht nur, ja ſie tragen auch noch einen anſehnlichen Poſten in das Debet der Uncultur.

Die Landſtände beider Großherzogthümer bilden ganz

in der Weiſe der alten ſtändiſchen Verfaſſungen einen Körper, eine Eigenſchaft, die leider den modernen Ständen abgeht. Haben jene freilich keine Seele, ſo entläßt man dieſe meiſtens, wenn ſie allzuviel Seele an den Tag legen, oder man beſtreitet ihnen auch das Recht der Seelenäußerung, weil ſie eben keinen Körper hätten, man betrachtete ſie wie Geſpenſter, die nur vorſpuken können; aber die Aufklärung unſerer Tage ſetzt ſich über ſolchen Vorſpuk hinweg und geht doch ihren Weg. Jene Vereinigung der mecklenburgiſchen Stände heißt man die alte Landesunion und theilt ſie in Ritterſchaft und Landſchaft. Zu der Ritterſchaft gehören die landtagsfähigen Beſitzer der mecklenburgiſchen Güter, mit Ausſchluß der Domainen. Die Landſchaft bilden die Deputirten der drei und vierzig außer Roſtock zu den Landtagen berufenen Städte. Ritter- und Landſchaft vertreten zugleich die ſeit der Reformation eingegangenen Pröpſte und Prälaten von den drei noch übrigen Landesklöſtern zu Dobbertin, Malchow und Ribnitz, die zum Unterhalte ſtiftsfähiger adeliger Fräuleins und nebenbei auch einiger bürgerlicher beſtimmt ſind *). Die Zahl aller auf dem Landtage — der abwechſelnd

*) Weshalb läßt man hier nicht gleiche Rechte eintreten, da jene Klöſter der Ritter- und Landſchaft des geſammten Landes gehören, zumal da ja auch die Rittergüter bürgerlichen Erwerbern offen ſtehen.

zu Sternberg und Malchin abgehalten wird — zu erscheinen Berechtigten, beläuft sich auf 6—700. Eine hinlängliche Quantität läge demnach dem mecklenburgischen Landtage zum Grunde, aber man wird schon einsehen, daß die Mannigfaltigkeit der ständischen Elemente nicht weit her ist und Alle an einem Strange ziehen werden; in Betreff der Qualität des Landtags darf man nur die Steuerbewilligung als das nachdrücklichste Recht desselben bezeichnen, im Uebrigen können nur Einwendungen gemacht, Beschwerden vorgelegt werden; verhindern können die Stände nichts. Ueberdieß hat Neu-Strelitz nicht das Recht, die Landtage zu beschicken und überhaupt keine selbstständige ständische Verfassung.

Die Häuser Schwerin und Strelitz regieren in ihren besonderen Landestheilen zwar unabhängig von einander durch Landescollegien, erhalten aber gemeinschaftliche Beziehungen durch die Landesstände, das Steuerwesen und das Oberappellationsgericht zu Parchim, welches seit 1818 die höchste Instanz für beide mecklenburgische Länder ist. Dasselbe besteht aus einem Präsidenten, einem Vice-Präsidenten und fünf Räthen, die von den beiden Großherzögen, der Ritterschaft und Landschaft in bestimmter Weise ernannt werden. Außerdem wird die Rechtspflege durch Justizcanzeleien zu Schwerin, Rostock, Güstrow und Neustrelitz, durch Stadtge-

richte und Aemter und leider auch noch durch — Patrimonialgerichte vertreten, die man gleichfalls als eine Urſache der übermäßigen Handwerks-Jurisprudenz betrachten kann.

Das höchſte Landes-Collegium in beiden Großherzogthümern iſt das Miniſterium. In Mecklenburg-Schwerin heißt man es geheimes Miniſterium, und es beſteht aus zwei Miniſtern, deren erſter zugleich Präſident des geheimen Raths iſt. Die Regierung daſelbſt iſt aus dem erwähnten Präſidenten, einem geheimen Rath, drei Regierungsräthen, einem Aſſeſſor und einem Regierungs-Fiscal zuſammengeſetzt. Außer dieſen geheimen Inſtituten kann übrigens jeder, dem daran gelegen iſt, den geraden Weg zu dem Landesfürſten einſchlagen, eine Einrichtung, die freilich ſchon früher beſtand, die aber in neueſter Zeit nach dem Regierungsantritt des jetzigen Großherzogs, ausdrücklich beſtätigt und den Unterthanen bemerkbar gemacht wurde. Unter dem Kammercollegium des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin ſtehen die Domainenbeamten von zwei und vierzig Aemtern — die aber neuerdings zu ein und dreißig zuſammengezogen worden ſind. In Strelitz iſt das Miniſterium wenigſtens dem Namen nach nicht geheim, aber die Canzelei und das Archiv, die demſelben untergeordnet ſind, werden ausdrücklich geheime Canzelei und geheimes Archiv benannt. Die

Landesregierung zu Neu-Strelitz hat, im Gegensatz zu dem Ministerium, das sich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu beschäftigen hat, die innere Landesverwaltung unter sich. Für das Fürstenthum Ratzeburg ist die Landvogtei zu Schönberg Ober-Behörde, und zwar Justiz- Polizei- und Verwaltungs-Behörde.

Ueber die Einkünfte der beiden Großherzogthümer fehlt es natürlich an bestimmten Nachrichten. Hier kann man höchstens nur jene außerordentlichen Beiträge berechnen, welche die Stände alljährlich bewilligen, die ordentlichen werden ohne Controle des Landes den Domainen, Regalien, Posten, Zöllen und der Contribution und Accise entnommen. Zur Bezahlung der auf sieben Millionen geschätzten Staatsschuld existirt bereits seit 1809 eine Schuldentilgungscommission, der nicht ganz die Zinsen der erwähnten Staatsschuld aus Domainalämtern und gewissen indirecten und außerordentlichen Steuern angewiesen sind und deren Lösung der Hauptfrage also noch dahin steht.

Die herrschende Religion, wie man zu sagen pflegt, in beiden Großherzogthümern ist die lutherische; allein die Religion herrscht nirgends weniger, als in Mecklenburg, wo man in dieser Hinsicht gewiß am tolerantesten ist. Ich will damit durchaus nicht behaupten, die Mecklenburger seien irreligiös, aber man wird mir Recht

geben, daß die oben erwähnte Grabschrift eines mecklenburgischen Edelmanns unter keinerlei Einfluß eines Dogmas verfaßt worden ist, und in diesem ehrlichen treuen Sinn lebt und stirbt man noch heut zu Tage. Selbst Herzogs Magnus Gebeine modern unter der Inschrift:

Auf dieser Welt hab' ich meine Lüst
Allein mit kalter Schaale büßt,
Hilf Herr mir in den Freudensaal
Und gib mir die ewige kalte Schaal.

Ist das katholisch, lutherisch, oder reformirt? Und der letztverstorbene Großherzog, dem die Mecklenburger mit einer Hingebung anhingen, die schwerlich irgendwo in der neueren Geschichte ein Pendant finden wird, war nicht zufriedener und heiterer, als am grünen Tische zu Doberan, wo er unter allen christlichen Confessionen den ersten Platz behauptete und den ganzen mecklenburgischen Adel durch seine Bonhemmie und Herablassung beschämte. Eben seine menschliche Toleranz hat ihn den Mecklenburgern unvergeßlich gemacht. Thaten verlangen sie nicht von ihren Fürsten, sie sind schon damit zufrieden, wenn die Fürsten ohne Unthaten sind und freundliche Augen und ein freundliches Herz haben. Das ist in der That die ächte Religion in Mecklenburg.

Im Jahre 1813, im ersten Freiheitstaumel, erhielten die Juden in Mecklenburg-Schwerin mit den Christen gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten; aber im

Jahre 1817 decretirte die Regierung, die Entschließung vom Februar 1813 solle bis zur Entscheidung des Bundestags über die allgemeine und gleichförmige Gesetzgebung hinsichts der Juden suspendirt bleiben, kein fremder Jude solle bis dahin privilegirt und den einheimischen sollen nur nach der vom Großherzog zu ermessenden Nothdurft Handelsprivilegien ertheilt werden. Wenn aber bereits 1812 verordnet wurde, Kinder aus den von Christen und Juden geschlossenen Ehen sollten in der christlichen Religion erzogen werden, so existiren demnach auch in Mecklenburg gemischte Ehen zwischen christlichen und entgegengesetzten Confessionen. Daraus könnte man wiederholt die Toleranz in Religionssachen ersehen.

Zwölftes Capitel.

Mecklenburg (Fortsetzung. —) Territorialbeschreibung. — Die Mecklenburger. — Die plattdeutsche Sprache. — Rostock. Verfassung und Verwaltung der Stadt. Die Universität daselbst. Gelehrsamkeit Rostocks. Reichsstädtische Ueberbleibsel. Sociale Beziehungen. Der Handel und die Bedeutsamkeit dieser Stadt in mercantilischer Hinsicht. Alter der Stadt. Merkwürdigkeiten. —

Mecklenburg bietet, man mag aus der Mark, Pommern, oder dem nördlichen Theile von Hannover dorthin kommen, stets eine erfreuliche Abwechselung. An und für sich würde freilich die Schönheit der mecklenburgischen Natur nicht in Betracht kommen können, aber wenn man Haiden, wie die Lüneburger, und Sand und Staub, wie er zum Charakter der Mark gehört, hinter sich hat, dann mögen die fetten und frischgrünen Wiesen Mecklenburgs, die Gehölze, die Seen, die Hügel mit dem Fernblick in die kurzathmige Ostsee, deren Wellenschlag der majestätischen Erhabenheit des übrigen Oceans ermangelt, aber desto kräftiger und erquicklicher

den Körper berührt, die üppigen Saaten, dann mögen alle diese Eigenschaften — Oasen in der norddeutschen Natur-Monotonie — von Bedeutung erscheinen. Selbst die weiten Dünen der Ostsee, die öden, nur von Möven und Sturm belebten, erhalten durch den einfachen grünen Hintergrund, der das Ende jenes Bereichs bezeichnet, auf welchem der Mensch festen Fuß fassen kann, eine erhabene Färbung. Das Meer an diesen Dünen erscheint wie ein Siegel des Lebens unter einer alten vertrockneten Urkunde, von Gott selbst aufgeprägt, ein Zeichen, daß seine Herrlichkeit nie ein Ende nehme, sondern nur eine Pause mache, um in desto größerer Majestät hervorzutreten. Ich möchte behaupten, daß die Weite des Meeres stets die kleine und begrenzte Abwechselung der Erde hinter sich läßt. Stellt eine ewige Jungfrau an die flachen Ufer der Ostsee, wie bald wird sie in die grauen Nebel der Ferne verschwimmen. Somit hat das feste Land da den besten Theil erwählt, wo es sich nicht in Vorgebürgen und anstrebenden Felsen mit dem Meere messen will. Beide Gegensätze verhalten sich nur wie das irdische Leben zu der Ewigkeit. Allmählig soll jenes in diese verfließen, wie die gelben Dünen der Ostsee in die Fluthen, die in stetem Verkehr mit ihnen stehen, die heute zu ihren Füßen spielen und morgen über ihre Häupter einherbrechen.

Mecklenburg bildet übrigens eine ununterbrochene

Ebene, mit ſanfter Abdachung nach der Oſtſee und Elbe. Daher die vielen Seen: die Gewäſſer haben keinen hinlänglichen Abfluß und es entſtehen Waſſerſtockungen. Durch Mecklenburg und Holſtein zieht ſich jener Höhenzug, der das Oſtſeegebiet von dem der Nordſee trennt. Die höchſten Hügel, die hier Berge genannt werden, liegen zerſtreut in Nebenzweigen: Ruhnberg unweit Perleberg, die hohe Burg unweit Lützow, der Berg bei Diederichshagen, der Berg bei Pohnsdorf. Hart an der Oſtſee liegt der heilige Damm, jenes breitgeſchliffene Schwert aus loſen, glatten Steinen, welches Gott ſelbſt zwiſchen Erde und Meer legte, ein Zeichen, daß hier nur eine Vermählung durch Procura ſtatt finden ſolle. Gott hat überhaupt mehr für Mecklenburg gethan, als die Menſchen, die die Seen, welche den Boden zerreißen, ohne daß ſie bedeutenden Nutzen gewähren, längſt durch Canäle hätten trocken legen können, die auch längſt für beſſere Landſtraßen und beſſere Poſteinrichtungen nach allen Seiten hin hätten Sorge tragen können. Aber auf den Landtagen werden nur die Städte und Güter vertreten, nicht eigentlich Mecklenburg.

Die Mecklenburger ſind ein kräftiger Menſchenſchlag, aber ſie verhalten ſich demohngeachtet ungefähr zu den Holſteinern, wie ihre Pferde zu den holſteiniſchen. Die Holſteiner ſind gedrungener, aber kräftiger, als die Mecklenburger, ſie ſind unter dem Wellenſchlag der Oſt- und Nordſee

aufgewachsen, und rauh und fest, wie die Fluthen beider Meere, ragen sie in das Leben hinein. Die Mecklenburger bilden den Uebergang von der Mark zur Ostsee, von dem trocknen, sandigen, vornehmen Menschenschlag Brandenburgs zu dem feuchten, ehrlichen, treuherzigen Pommerns. Man wird selbst in dem Mecklenburger Dialekt eine Vermischung des Weichen, Milden mit dem scharfen Charakter, der den preußischen Jargon auszeichnet, finden, eine Behauptung, die zumeist von Mecklenburg-Strelitz gilt.

Uebrigens ist der Mecklenburger sehr einförmig und phlegmatisch, eine natürliche Folge der Leibeigenschaft. Wer hat je von einer mecklenburgischen Begeisterung gehört, kam der Impuls dazu nicht von oben! In dem Volke konnte sich kein Leben zeigen. Treue, Ausdauer, Hingebung an den angestammten Fürsten, alle diese Eigenschaften wurden durch das Verhältniß der Leibeigenschaft nicht beeinträchtigt, sie wurden gleichsam dem Mecklenburger Gewohnheit, da er nicht unmittelbaren Druck erlitt und die Persönlichkeit der regierenden Fürsten stets liebenswürdig war. Somit werden auch die Mecklenburger in der Zeit der blinden That stets einen ersten Platz behaupten. Auf Universitäten schlägt sich Niemand ruhiger und tapferer, als ein künftiger mecklenburgischer Advocat und Rittergutsbesitzer. Sie haben die größten Hunde, die besten Pferde und bleiben

die beſten Menſchen, bis ſie in das Gedränge der Lebensverhältniſſe gerathen. Aber auch hier muß ich den Adeligen perſönliche Rechtſchaffenheit einräumen; denn der Adel und alle Standesvorurtheile, die aus ihm entſpringen, ſind nur ein Naturübel. Juriſten dagegen werden in Mecklenburg häufig ſchlechte Chriſten, wie man zu ſagen pflegt.

Was die Mecklenburger Schönen betrifft, ſo ſind ſie theilweiſe von gutem mecklenburgiſchen Adel. Tiefere Beziehungen muß man bei ihnen nicht ſuchen. Die Gräfin Hahn-Hahn wurde durch außergewöhnliche hochadelige Einwirkungen zu einer ruhigen Betrachtung der Dinge geleitet und zu einer Höhe des Lebens, die über den Ruhnberg hinausliegt, und Fanny Tarnow, die betagte, aber jugendlich friſche Schriftſtellerin ſiedelte bei Zeiten aus dem einfachen Mecklenburg in die Wirren des Lebens über. Schönheit darf man auch in Mecklenburg unter den Weibern nicht ſuchen; denn die Seenebel wirken hier nachtheilig auf den Teint, die Lebensweiſe dehnt die Formen über die Anmuth hinaus aus, und der Boden, der für den Ackerbau eingerichtet iſt, verlangt einen kräftigen breiten Fuß. Blonde Haare und blaue Augen ſind die einzigen beaux restes deutſcher oder vielmehr ſlaviſcher Schönheit in Mecklenburg; und wenn der üppige Buſen auch keinem Praxiteles dienen könnte, er iſt ein Symbol der Fruchtbarkeit des

mecklenburgiſchen Bodens. Hier gedeihet nur Ceres, keine Venus. Aber was iſt alle göttliche Form, ohne jenen Timbre, den nur der göttliche Geiſt verleiht. Wenn eine Mecklenburgerin den höchſten Enthuſiasmus für Schönheit an den Tag legen will, ſo ſpricht ſie von Berlin. Berlin iſt für Mecklenburg, was Paris für die Provinz iſt; den eigentlichen Maßſtab dieſes Enthuſiasmus hat man jedoch nur in den Moden zu ſuchen. Selbſt wenn das Hoftheater in Berlin nach Dobberan Gäſte ſendet, ſo ſind es doch nur die Herren Rüthling und Gern. Der Eckenſteher Nante hat in Mecklenburg Furore gemacht. Die Taglioni wurde hier ſicherlich nicht des vergeiſtigten Tanzes, oder der „ciceroniani-ſchen Beredſamkeit ihrer Beine" wegen bewundert, ſondern der Contouren wegen. Schöne Schauſpielerinnen werden durch dieſe Eigenſchaft allein in Mecklenburg reuſſiren und vielleicht ſogar einen Mann erhalten, einen Mann vom Adel ſelbſt, wenn ſie ſich auf ihren Vortheil verſtehen. Bis zur Einrichtung des neuen Hoftheaters in Schwerin, deſſen Decorationen von Gropius in Berlin verfertigt wurden, war die Kunſt eigentlich ganz und gar Nebenſache; aber die kleinen, manierlichen Soubretten, die Herr Krampe dem allerhöchſten Adel hinter den Couliſſen vorführte, haben ihn zum reichen Mann gemacht.

Die ſchwerfällige, platte Weiſe der Mecklenburger,

die in Clima, Verhältniſſen und Lebensmitteln liegt, (denn auch die letzteren: derbe Mehlſpeiſen, Kartoffelbrei, Dünnbier, Branntwein, geräuchertes Fleiſch und geſalzenes ſind ein unverhältnißmäßiger Schwerpunkt) wird durch die plattdeutſche Sprache noch gehoben. Ich will gar nicht beſtreiten, daß in derſelben eine eigenthümliche Geradheit, ja Biederheit enthalten iſt, aber die Bildung Deutſchlands wurzelt nicht in ihr; und am Ende hat jeder Volks-Dialekt, vom allemanniſchen bis zum plattdeutſchen, die Gemüthlichkeit und das Herzblut des Volks für ſich. Dieſer Vorzüge wegen ihn über Gebür zu preiſen und zu begünſtigen, heißt nichts Anderes, als kleiner häuslichen und Familien-Details wegen die Größe der deutſchen Nation, die heut zu Tage von der Bildung allein getragen wird, brechen, oder doch den Einfluß dieſer Bildung auf die geſammte Nation vermindern. Weshalb findet man gerade in jenen Gegenden, wo die plattdeutſche Sprache häufig als ein nationales Moment betrachtet wird, von Oſtpreußen bis nach Weſtphalen herab, einen Stillſtand der Ideen ſelbſt in einer Zeit, die die ganze übrige Welt in die Bewegung gezogen hat? Dieſe Frage möchte auch aus dem Geſichtspunkte der plattdeutſchen Sprache zu beantworten ſein. Der Fortſchritt findet an ihr eine Mauer, die ſo hoch iſt, wie die Ideenkraft jenes Volks, das ſie ſchützt. Alle neuen Ideen fliegen über das Volk

hinweg, es zerstößt sich den Kopf an jener Mauer. Die hochdeutsche Sprache wurde seit Luther die Sprache der Reformen, der Ausdruck des Gedankens, die plattdeutsche wurde seit ihm die Sprache des Stillstandes, der Ausdruck der Gedankenlosigkeit. Jetzt dürfen wir nicht mehr untersuchen, ob es nicht besser gewesen wäre, man hätte die alte sassische Ursprache bestehen lassen, und sie nur veredelt, jetzt ist diese Sprache aus den geistigen Beziehungen der Nation verdrängt, sie lebt höchstens noch in dem Munde einiger Volksstämme, aber nicht im Herzen derselben, denn man würde Unrecht thun, die Gewohnheit derjenigen, welche dem Aufschwung der Nation stets fern blieben, für einen herzlichen Ausdruck zu nehmen. Das Herz der Nation hat sich in der Literatur der Nation, von Luther bis auf die neueste Zeit, ausgesprochen. Die hochdeutsche Sprache, ausgebildet, wie sie jetzt ist, ist der Ausdruck der Lebenskraft Deutschlands, in ihr liegt auch die Verschmelzung des nieder- und oberdeutschen Charakters, ja der nieder- und oberdeutschen Natur. Hier paaren sich Kraft und Leichtigkeit, hier erheben sich die weichen, ebenen Flächen Norddeutschlands zu den waldumkränzten Bergen und zu den behenden, himmelanstrebenden Gletschern des Südens, hier ist Einfachheit und Erhabenheit. Die plattdeutsche Sprache deutet uns eben nur die platte Fläche der Nation, nicht ihre

Höhe. Wäre sie je Schriftsprache in der höheren Bedeutung des Worts gewesen, (die wenigen in platter Sprache vorhandenen Bücher und Volksdichter, unter welchen Reinike de Fos obenansteht, sind nicht als Schriftsprache anzusehen) sie würde nicht so plötzlich erloschen sein; aber sie konnte nicht Schriftsprache werden, weil jene Stämme, die sie redeten, auch der Bildung vor der Reformation fern standen, weil hier nur Einzelne in dieser Hinsicht hervortraten, während der Süden durch die Nähe Frankreichs und Englands eine allgemeine geistige Anregung erhielt, die die schwäbischen Kaiser von Staatswegen unterstützten und zu Resultaten führten. Wenn aber bereits alle Versuche von Leibnitz, der nur darauf drang, und mit Recht, die hochdeutsche Sprache aus der plattdeutschen, oder besser niederdeutschen zu ergänzen, bis auf Voß, der sie sogar wieder zur Schriftsprache erheben wollte, schon an der Richtung der deutschen Cultur scheiterten, so sollte man doch jetzt die Vergeblichkeit ähnlicher Schritte einsehen und sich mit der Ergänzung des Hochdeutschen aus dem Niederdeutschen allenfalls begnügen. Diese Sprache hat, was man auch für ihre Vortrefflichkeit anführen mag, nun einmal die Thatsache gegen sich, daß sie hinter dem Geist und der allgemeinen Bildung der Nation zurückgeblieben ist. Zudem verstehen hochdeutsch Alle, plattdeutsch nur Einige. Dagegen bemüht man sich

m Norden, wie ich schon in der Einleitung angedeu-
et habe, trotz Schulen und Unterrichts, die ganz und
gar hochdeutsch eingerichtet sind, den plattdeutschen Jar-
gon als Volkssprache festzuhalten, eine Absicht, die zu-
nächst die Folge hatte, daß der gemeine Mann, oder bes-
er die Masse der Oeffentlichkeit und der aus ihr wenig-
stens mittelbar hervorgehenden Civilisation sehr fern
blieb.

Ich sagte, die plattdeutsche Sprache mache die platte und schwerfällige Weise der Mecklenburger noch mehr bemerkbar, will aber damit durchaus nicht behaupten, daß dieser Dialekt an und für sich auch nur unschön sei. Nein, er ist weich und mild und voll und reichhaltig, wie der Busen einer Säugamme, aber er hat an Reiz verloren, weil er eben hinter dem Fortschritt der Nation zurückblieb, weil das, was die deutsche Nation für alle Zeiten als eine große Nation bezeichnen wird, zu der plattdeutschen Mundart in gar keinen Beziehungen steht. Und die Einbildung macht allerdings viel. Wenn ein Mecklenburger Bauer mir mit plattdeutschem Gruße begegnet, so kann ich ihm wohl herzlich die Hand drücken, aber begeistern wird mich die plattdeutsche Sprache nie, weil ihr jedes große Moment fehlt, weil in dieser Sprache keine erhabene That gefeiert worden ist, weil sie überhaupt heut zu Tage nur noch zur Komik geeignet ist. Bärmanns „Buurenspille" nehmen sich sehr gut aus.

aber der Cothurn würde plattdeutsch zum Holzschuh jener Bauern werden, die in den Mooren und Marschgegenden von Holstein, Oldenburg und Westphalen zu Hause sind. Mit einem Worte, die niederdeutsche Sprache ist gefallen, weil jene Zeit, die sie hätte vertreten können, dazu zu indolent war, die jetzige Zeit nennt sie nicht mehr niederdeutsch, sondern verächtlich — aber gewiß mit Unrecht — plattdeutsch, und so wenig wie die Belgier den flämischen Dialekt wieder in sein altes Recht werden einsetzen können, so wenig werden jene Enthusiasten in Niedersachsen, die über die Sprache das Jahrhundert und den Geist übersehen, ähnliche Resultate hinsichts der niedersächsischen Mundart bewirken. Daß diese Mundart eben nur ihre bestimmte Zeit hatte, wird zum Theil auch schon daraus erhellen, daß sie uns nicht einmal eine Grammatik hinterlassen hat. Man gebe uns diese und nehme dafür ein ganzes Dutzend unverständlicher hochdeutscher zurück. Aber wenn man jetzt keinen Beruf mehr dazu fühlt, so benutzt man die plattdeutsche Sprache wenigstens zur Ergänzung der hochdeutschen. Das wird gerade in unserer Zeit des Styls eine gute nützliche Beschäftigung sein, und zwar um so mehr, da sie die Vergangenheit zur Vervollständigung des Lebens der Gegenwart anwendet. Die plattdeutsche Sprache als Schriftsprache ausrufen, heißt nur eine Leiche aufputzen.

Rostock ist das Lübeck Mecklenburgs, nicht nur seines gothischen Gesichts wegen, sondern auch hinsichts der Freiheiten, die keine andere einem souverainen Fürsten untergebene Stadt genießt. Friedrich Franz war ein gnädiger Herr, er genehmigte den Erbvergleich von 1788, wonach Rostock eine beinahe republicanisch geordnete Verfassung erhielt. Die ganze Administration wurde, in Folge desselben, in die Hände der Bürgerschaft gelegt, eine Einrichtung, die wohl deshalb für rathsam erachtet wurde, weil eine bedeutende Prärogative des Raths weit eher jene Streitigkeiten mit dem Landesherren erneuern konnte, die durch den erwähnten Erbvergleich ein für alle Mal geschlichtet sein sollten. Rostock besitzt demnach eine durchaus von der Regierung unabhängige Gerichtsbarkeit, die aus einem Nieder- und Obergerichte besteht und nur der höchsten Justizinstanz, dem OAGerichte zu Parchim unterthan ist; eine ziemlich ausgedehnte Gesetzgebungs-Gewalt; eine selbstständige Polizei. Ich habe schon bemerkt, daß die innere Verwaltung in die Hände der Bürgerschaft gelegt ist. Diese wird hinsichts derselben in keiner Weise von der Regierung beschränkt werden können, selbst in dem Falle nicht, wenn sie Auflagen für die städtischen Bedürfnisse veranstaltet. Endlich hat Rostock das Münzrecht und das Recht einer besonderen Flagge. Diese Gerechtsame haben freilich unter der Regierung

des letztverstorbenen Großherzogs nie eine unpatriotische Scheidung Rostocks von dem übrigen Mecklenburg bewirkt, da der bloße Name des Regierenden schon Aller Herzen begeisterte und vereinte, aber im Uebrigen steht Rostock denn doch durch dieselben ziemlich isolirt. Man nennt es nebst Wismar, das ähnliche Vorrechte genießt, auch eine freie Stadt, eine Eigenschaft, die übrigens wohl hauptsächlich aus dem Grunde von der Regierung zugegeben wurde, weil eine Concurrenz mit Lübeck unter anderen Bedingungen kaum einigermaßen festgehalten worden sein würde.

Aber nicht nur in städtischer Hinsicht, sondern auch in landständischer, erfreut sich diese Stadt bedeutender Vorzüge. Sie bildet einen Stand für sich und gehört nur in gewissen Beziehungen der Gesammtheit der Stände an.

Die Rostocker Universität ist im Jahre 1419 von den Herzögen Johann III. und Albrecht V. unter Mitwirkung der Stadt gestiftet und vom Papste Martin V. bestätigt worden. Nicht aus Ueberfluß wissenschaftlicher Bildung in Mecklenburg, sondern in Folge von Streitigkeiten zwischen dem regierenden Herrn und dem Rathe von Rostock entstanden im Jahre 1760 auf einige Zeit zwei Universitäten in Mecklenburg. Die von der Stadt Rostock angestellten Professoren lehrten in Rostock, die von dem Fürsten creirten in Bützow. Aber man erkannte

bald, daß eine Universität für Mecklenburg genüge und kehrte nach Rostock zurück, das seinerseits im Jahre 1827 durch einen Vergleich mit der Regierung auf das Compatronat der Universität verzichtete. Wenn man auf 130 Studenten, die noch dazu alle Landeskinder sind, drei und zwanzig ordentliche Professoren rechnet, so wird man einsehen, daß der Drang nach wissenschaftlicher Bildung unmöglich so bedeutend in Mecklenburg sein kann, wie der Drang jener Professoren sein muß, diese wissenschaftliche Bildung zu ertheilen. 23, sage drei und zwanzig ordentliche Professoren an einer Universität von 130 Studenten sind weit übler daran, als ein Bataillon Officiere bei einer Compagnie Gemeiner. Die Letzteren fallen doch nur dem Lande zur Last, jene aber fallen sich selbst zur Last; denn der Gehalt wird auch nur ein ordentlicher sein. Gewiß, es ist traurig, daß unsere Gelehrsamkeit einen so beschränkten Wirkungskreis hat; auch unter den Rostocker Professoren sind Leute, die ein besseres Loos verdient hätten, als mecklenburgische Landpastoren zu bilden, die hier den Grund zu einer Pfarre legen, während der Adel draußen den Charakter der alten Vandalen nach dem Leben studirt. Aber es ist einmal nicht anders, und die Rostocker Universität gehört auch mit zur Cultur Deutschlands, obwohl Professor Amadäus Huber seine „Mecklenburgischen Blätter" zum Besten der mecklen-

burgiſchen Armen redigiren mußte. Das heiße ich doch die Wiſſenſchaft zu einer pauvre honteuse machen, ein Ereigniß, das nicht dem Herrn Huber, aber wohl der mecklenburgiſchen Bildung zur Laſt gelegt werden kann.

Roſtock iſt die Vaterſtadt Laurenbergs, des plattdeutſchen und nationalen Satyrikers, der zweifelsohne auch berühmter geworden ſein würde, wenn die Dichtkunſt und die Satyre inſonderheit an den deutſchen Univerſitäten ſo beliebt geweſen wäre, wie die Mathematik, die Laurenberg neben jener lehrte. Auch in Göttingen hütete man ſich nach Käſtners Tode vor Satyrikern, ja ſelbſt vor Dichtern; denn Schlözer hielt von Bürgers Poeſie ſo wenig, daß er nicht umhin konnte, zu fragen, „und auf das Zeug hin will er Profeſſor werden?“ Nichts deſto weniger preiſen wir unſere Gelehrſamkeit immer in den Tag hinein, obſchon ſich erweiſen ließe, daß wenn wir keine National-Literatur beſitzen, ſie hauptſächlich daran Schuld iſt. Laurenbergs „Veer Schertzgedichte, gedrücket in dieſem itzigen Jahr“ beweiſen ſchon durch dieſe Jahrbezeichnung, daß ihr Verfaſſer einſah, ſie würden noch lange nach ſeinem Tode anzuwenden ſein. Laurenberg wurde ein beſſeres Loos zu Theil, denn als Profeſſor in Roſtock zu ſterben; er ſtarb 1659 als Profeſſor an der Ritteracademie von Sorve.

Den Zenith des Ruhms erreichte die Roſtocker Uni-

versität durch Olaf Gerhard Tychsen, den Weber den „eitelsten und undenkendsten Gelehrten" nennt, wogegen wenig einzuwenden ist. Nur muß man Olaf Gerhard Tychsen wegen dieser Eitelkeit in sofern entschuldigen, als sie doch nicht größer war, als der blinde Glaube der Nation an die Gelehrsamkeit. Wer recht viel wußte, brauchte durchaus nicht zu denken; unsere Gelehrten wurden von jeher nur wegen ihrer Geheimnisse geehrt, nie wegen der Wahrheit der Resultate, die sie aus diesen Geheimnissen zogen. Philosophie des Lebens galt bei uns wenig, Philosophie des Wissens Alles. Tychsen, der als professor orientalium so berühmt war, daß sogar der Sultan von Oude durch das Geschenk eines persischen Wörterbuchs an die Universität zu Rostock sein Andenken ehrte, debutirte als Schriftsteller mit einem englischen Dialog zur Bekehrung der Juden, und schloß seine wissenschaftliche Laufbahn mit der Behauptung: die Zigeuner seien ursprünglich Juden gewesen. Zwischen jener Bekehrung, die übrigens ohne Resultat für das Leben blieb, weshalb wahrscheinlich auch bis auf den heutigen Tag kein Jude zum Domicil in Rostock zugelassen wird, und dieser sehr gewagten Hypothese liegt eine Gelehrsamkeit, die von Christen, Juden, Persern, Türken und Päpsten gefeiert wurde, die aber zu der Cultur Mecklenburgs in gar keinen Beziehungen, zu der Deutschlands nur in den mittelbarsten jenes todten Wis-

sens steht, zu welchem erst spätere Jahrhunderte einen untrüglichen Faden der Ariadne bieten werden, spätere Jahrhunderte, die die Freiheit des Gedankens in Parallele mit der Freiheit des Wissens stellen; denn wir Deutsche wissen noch bis auf den heutigen Tag nicht Gelehrsamkeit und Wissenschaft zu unterscheiden, die Materie und den Geist, den sterblichen Leib und die unsterbliche Seele.

Rostock ist Handelsstadt und hat das Gute, daß man hier fast gar keinen mecklenburgischen Adel antrifft, (ausgenommen am Pfingst- oder Pferdemarkt), sondern nur Kaufleute und viele Hofräthe. Wer in Mecklenburg zu gar Nichts nutz ist, kann sich den Titel Hofrath kaufen, eine Charge, die auch mit zu den großherzoglichen Domainen gehört. Der Universität wegen gibt es in Rostock sehr viele Hofräthe; denn die verschiedenen Titel der drei und zwanzig ordentlichen Professoren veranlassen eine Rivalität anderer Gelehrten, die keine Universitätsprofessoren sind, namentlich der Advocaten, die in Mecklenburg deshalb für gelehrt gelten, weil sie „schwarz zu weiß" machen können und „weiß zu schwarz." Auch hat sich die Titelsucht hier aus alter reichsstädtischer Bocksbeutelei erhalten; denn wenn auch Rostock nie Reichsstadt war, so hatte es doch alles Zeug dazu: Bürgermeister und Rath, Doctoren der Universität, Jurisprudenz zum Ueberfluß und stete

Streitigkeiten mit der mecklenburgiſchen Landeshoheit. Außerdem nahm dieſe Stadt eine bedeutende Stellung in der Hanſa ein, die freilich längſt Antiquität geworden iſt, aber doch Erinnerungen und Selbſtbewußtſein hinterlaſſen hat. Endlich iſt der Handel, und zwar der Seehandel, die bewegende Kraft Roſtocks, und der Gegenſatz der Geldariſtokratie zur mecklenburgiſchen Geburtsariſtokratie, auch ein reichsſtädtiſches Moment, macht ſich hier geltend. Es iſt aber bekannt, daß die freien Reichsſtädte von jeher am meiſten dem Titelweſen anhingen, deſſen die kleinen Tyrannen am Ende doch bedurften, um ſich in Reſpect zu halten.

Roſtock's Handel iſt, wenn nicht gerade in Stocken gerathen, doch auch nicht auf der früheren Höhe geblieben. Die Entdeckung von Amerika entzog den Oſtſeehäfen den größten Theil ihrer Bedeutſamkeit; waren ſie früher Mittelpunkt des Seehandels geweſen, ſo wurden ſie jetzt ſehr Nebenſache. Inſonderheit hat aber Roſtock durch die Unbequemlichkeit ſeiner Rhede gelitten; Warnemünde iſt Seehafen, doch können hier nur Schiffe von 8—10 Fuß Tiefe einlaufen, größere müſſen auf offenem Waſſer, auf einer durchaus unbeſchützten Rhede Anker werfen, und ſelbſt dieſe geringere Hafentiefe ſoll der Stadt jährlich bedeutende Koſten verurſachen. Man kann ſie als eine Handelsſtadt zweiten Ranges am baltiſchen Meere betrachten, ein Rang, der in dem Welt-

handel kaum von Beachtung erscheint, wenn man bedenkt, daß Lübeck eine Handelsstadt ersten Ranges am baltischen Meere ist, Lübeck, das im Verhältniß zu andern Seestädten des Continents eine sehr untergeordnete Stellung einnimmt, und das einmal gar in dem „Schweriner freimüthigen Abendblatt" das „kümmerliche" Lübeck genannt wurde, ein Epitheton, das übrigens nur in Localneid begründet war.

Der gothische Air mit Thürmen und Wällen, mit seinen der Straße zugewendeten Giebeln, seinen gewölbten Eingängen, seinen weiten geräumigen Hausdielen, erinnert den Beschauer an das hohe Alter der Stadt, die wenigstens mit ihrem Namen in die uralte slavische, an den Ufern der Ostsee blühende und von der Sage und den Chroniken so glänzend und prachtvoll ausgestattete Periode überragte. Allenthalben in diesen Städten gab es berühmte Götzenbilder, Grunds genug für christliche Herrscher, sich der Reichthümer derselben zu bemächtigen und den Feuerbrand der Vernichtung in friedliche Hütten und Paläste zu schleudern. Wenn nur dabei noch die Geschichte respectirt worden wäre, aber die christliche Aufklärung wollte die Barbarei bis auf den letzten Stein verderben und wurde dadurch selbst die größte Barbarei. Hat es ein Vineta — das übrigens von Gottes Hand getroffen wurde — gegeben, oder nicht? Ist diese Pracht und diese Herrlichkeit, die noch

im Schooße des Meeres auf den Zinnen dieſer Stadt ruhen ſoll, eine Entſtellung der Chronik, ein Mißverſtändniß, eine poetiſche Fiction, oder iſt ſie Wahrheit? Wir wiſſen es nicht, verdanken aber zumeiſt dieſe Unkunde dem Chriſtenthum, das ſich im beſten Falle nicht die Mühe nahm, der heidniſchen Vorzeit nachzuforſchen.

Roſtock, das von Waldemar I. chriſtlich verbrannte heidniſche Roſtock, wurde im Jahre 1170 durch den nunmehr chriſtlichen Obotritenfürſten Pribislav II. wiederhergeſtellt, und als Fürſt Heinrich Borovin I. dem Orte Stadtgerechtigkeit verlieh, ſoll er bereits eine rendeutſche Bevölkerung ohne alle ſlaviſche Beimiſchung gezählt haben.

Der Roſtock'ſchen Merkwürdigkeiten ſind ſehr wenige. Hugo Grotius, der in der Marienkirche begraben iſt, kam auch nur durch einen Sturm hierher, der ihn auf der Reiſe von Schweden nach Holland befiel; und daß Roſtock ſieben Thore hat, ſieben Straßen vom Markte aus, ſieben Thüren an der Marienkirche, ſieben Glocken, ſieben Brücken, ſieben Thüren am Rathhauſe und ſieben alte Linden im Roſengarten, intereſſirt höchſtens die Handwerksburſchen; denn die Zahl ſieben iſt das Wahrzeichen der Stadt, weshalb auch der Advocaten und Hofräthe weit mehr ſind, als ſieben.

Dreizehntes Capitel.

Mecklenburg. — (Schluß.) Doberan. — Wismar. — Schwerin. — Ludwigsluſt. — Wöbbelin. — Güſtrow. — Malchin. — Sternberg. — Grabow. — Parchim. — Boitzenburg. — Dömitz. — Remplin. — Ratzeburg. — Neuſtrelitz. — Altſtrelitz. — Neubrandenburg. — Mirow. — Hohenzieritz. — Schlußbemerkungen.

Doberan hat Mecklenburg eine hiſtoriſche Bedeutſamkeit verliehen, Mecklenburg, dem ſonſt die Geſchichte, bis auf Körners Tod, der bei Gadebuſch fiel, ſo fern liegt. Aber in unſerer Zeit des Genuſſes ſind Bäder weit mehr, als Bäder. Aus Heilungsanſtalten ſind ſie ein Mittelpunkt moderner Zuſtände geworden, ſie haben zuerſt geſellſchaftliche Beziehungen erhalten, da es Mode wurde, in's Bad zu reiſen, und nicht nur geſellſchaftliche Beziehungen für das Inland, ſondern auch für das Ausland im weiteſten Sinne des Worts, das dieſer Wohlthat entbehrt und ſich deshalb, mit wenigen Ausnahmen, in der Saiſon nach Deutſchland begibt. Ich ſagte, die Bäder hätten zuerſt geſellſchaftliche Be-

ziehungen hinsichts der neuesten Zeit erhalten, obwohl diese Eigenschaft nur ihre partie honteuse ist, denn der Luxus, der in dem Farao seinen Höhepunkt erreicht, knüpft sich vorzüglich an die deutschen Bäder; aber sie erhielten auch durch geheime und öffentliche diplomatische Conferenzen eine politische Bedeutung. Durch den Zusammenfluß aus allen Ländern und Welttheilen dienten sie zur Vermittelung der verschiedenartigsten Interessen. Mit einem Worte, die deutschen Bäder sind ein Moment der Gegenwart geworden, ihr eigentlicher Zweck erscheint als ein ganz und gar untergeordneter; denn so wohlthätig man auch in Deutschland in Betreff der unteren Klassen verfährt, so dienen die Bäder doch nur den Reichen. Und die meisten unter diesen baden nur aus Langweile, oder gegen Krankheiten, hinsichts deren Armuth und Maßigkeit vielleicht zweckdienlicher sein würden.

Dobberan ist von Rostock vier Stunden entfernt und von der See eine Stunde, ein Fehler, der jetzt durch ein bequem eingerichtetes Logirhaus an dem Ufer der Ostsee so viel als möglich verbessert worden ist. Die Gesunden werden übrigens demungeachtet ein Quartier in Dobberan vorziehen, das alle Abwechselungen bietet, die man nur in einer wenig erhabenen Natur-Umgebung verlangen kann, bis auf die Monotonie des mecklenburgischen Adels, der auch der großartigsten Natur

eine steife Haltung verleihen würde, eine Prosa, „mit der die Götter selbst vergebens kämpfen;“ denn die Menschen geben nun einmal in den irdischen Beziehungen den Ausschlag, und man muß sehr philosophisch gestimmt sein, will man sich über sie hinwegsetzen. Philosophen aber werden selten Bäder besuchen und mich ennuyirte nichts mehr, als die geraden nur in einer Richtung schauenden Laternenpfahl-Physiognomien der obotritischen Noblesse, die von nichts anderem spricht, als von sich selbst, nämlich der H***-Remplin *) erzählt eine langweilige Geschichte von dem H***-Basedow und der H***-Basedow erzählt eine langweilige Geschichte von dem H***-Remplin, worin aber meistens ein Pferd, oder ein Jagdhund, oder ein Wettrennen das Hauptmoment ist. Die Frauenzimmer von gutem Adel sprechen in Mecklenburg überhaupt wenig, in Dobberan aber gar nicht, man ist sicher, selbst auf eine Frage nur ein Naserümpfen als Antwort zu erhalten. Würde man dafür halten, sie dächten desto mehr, so bin ich der Meinung, daß diese Gedanken wenigstens nie das breite Blätterdach des Stammbaumes durchdringen.

*) Die Adeligen unterscheiden sich, um Verwechselungen, die durch die Gleichheit der Familiennamen herbeigeführt werden würden, zu vermeiden, nach ihren Gütern.

Wie gesagt, der mecklenburgische Adel ist auch in Dobberan ein Stein des Anstoßes, obschon ihn der letztverstorbene Großherzog durch seine familiäre Haltung gegen alle Stände, die Dobberan besuchten, in Manchem nachgiebiger machte; aber die andere Seite der gesellschaftlichen partie honteuse dieses Landes sind wieder die mecklenburgischen Advocaten; man befindet sich hier zwischen Stammbäumen und den Raupen, die an der Blätterkrone derselben nagen. Unter den verschlungenen Zweigen jener ist dichte Nacht, die selbst jetzt von keinem Sonnenstrahl des jungen Tages erhellt wird, und wenn diese die Blätter und die Früchte abfressen und dadurch Helle verbreiten, so ist der Anblick eines solchen Tages trauriger, als jene Nacht selbst. Wo die Advocaten und Justizcanzeleien gegen das Mittelalter kämpfen, kömmt die Aufklärung in der That aus dem Regen in die Traufe. Wenn man aber in Dobberan an der table d'hôte von etwas Anderem reden hört, als von dem Adel und von den Processen dieses Adels, so kann man einen solchen Augenblick als ein Ereigniß betrachten. Diese Unterhaltung ist übrigens nur langweilig; ich habe es erlebt, daß Mecklenburger Advocaten, um kurzweilig zu werden, sich sans gêne über die Art und Weise unterhielten, wie die mecklenburgische Themis einen Grafen Hahn bis auf sein Fideicommiß-Gut gebracht habe; denn „auf den Hund hätte man ihn

eben dieſes Fideicommiß-Gutes wegen nicht bringen können." Gibt es etwas Schändlicheres, als den Mißbrauch des Rechts von den Vertretern dieſes Rechts, ſo iſt es gewiß nur die freche Stirn, mit der man darüber ſpricht. Noch einmal, Mecklenburg iſt in Juſtizſachen das deutſche Ungarn.

Wenn der Kern der Badegeſellſchaft ſolcherweiſe aus vaterländiſchen Stoffen beſteht, ſo wird man demungeachtet eine Menge Ausländer in dieſem Bade treffen, das unter den Oſtſeebädern bis jetzt noch den erſten Rang behauptet, da es gewiſſermaßen in tiefer See liegt; denn der heilige Damm iſt nur auf das inbrünſtige Gebet der Dobberaner Mönche von dem Meere, das einſt über dieſe bunten Steine fluthete, auf das Feſtland geworfen worden. Der Wellenſchlag iſt hier kräftiger, als z. B. in Travemünde, das im Binnenwaſſer liegt, und die Mode gibt in Bädern, beſonders in Seebädern, die die theuerſten unter dieſen Anſtalten ſind, am Ende den Ausſchlag. Selbſt das Bad Putbus auf Rügen, das von einer Natur unterſtützt wird, die gleichſam wie ein Abſchiedskuß deutſcher Herrlichkeit zum Herzen ſpricht, hat der Mode nachgeben müſſen. Hier konnte man nicht einmal von dem Mangel hoher See ſprechen, denn Putbus liegt über eine Meile vom Feſtlande entfernt. Vorzüglich baden in Dobberan Norddeutſche: Preußen, Hannoveraner — wenn ſie nicht aus Patriotismus Nor-

derney wählen, deſſen Sanddünen übrigens nicht mit den Buchen und dem duftigen Grün, die Dobberan einrahmen, wetteifern können, und vor allen Dingen nicht mit dem Fernblick auf Land und Meer. Auch iſt die Nordſee ohne jene bunte Abwechſelung, die die Oſtſee an Mecklenburgs Küſten auszeichnet. Dort muß ein Sturm Variationen dichten auf die erhabene Monotonie des ewigen Waſſerſpiegels oder Heinrich Heine, ſteht man aber auf Dietrichshagen, einem jener Hügel, die in Mecklenburg Berge geheißen werden, ſo überſieht man landeinwärts Holſteins und Mecklenburgs üppige Triften, und ſeeeinwärts überſieht man die Inſeln der Oſtſee: Femern, Laland, Moen, Rügen und Bornholm ſelbſt. Wenn behauptet wird, auch Seelands Küſten und die Thürme von Copenhagen könnten mit bewaffnetem Auge erſpäht werden, ſo muß man doch dafür halten, daß ſolche Anſichten nur der Fata Morgana zuzuſchreiben ſind, einer Dichtung, die die Oſtſee dann und wann ſo gut improviſirt, wie die ſiciliſche Meerenge. Bei heiterem, warmen und ſtillen Meere ſteigen aus den Gewäſſern Luſterſcheinungen hervor, die ſich zu ſeltſamen Bildern formen, zu Städten, Schiffen und Thürmen. Wer hat nicht von dem fliegenden Holländer vernommen, dem geſpenſtigen Schiffe, das den wirklichen Schiffen Sturm und Untergang kündet. Vielleicht iſt die Fata Morgana nur ein Spiegel-

reflex wirklicher Gegenstände, die aus den aus dem Meere aufsteigenden Dünsten wiederstrahlen.

Doberan mit seinen weißen Häusern liegt in lieblichem Versteck stattlicher Buchen, die überhaupt die Ostsee auszeichnen, und grüner Hügel. Der Kamp, ein großer ländlicher Platz, enthält schattenreiche Anlagen und Laubgänge. Der Buchenberg und Jungfernberg, die aus dem Waldthale keck emporspringen, aber zeigen uns die nächsten Parthieen der Ostsee, vorübersegelnde Schiffe und die Badenden. Das 1805 erbaute Schauspielhaus läßt uns „uns selbst erkennen;" wenigstens lautet also die Inschrift, obwohl die Schauspielertruppe noch bis auf die neueste Zeit eine sehr mittelmäßige war und die Berliner Localposse den Wendepunkt der Selbsterkenntniß bildete. Jetzt ist die Doberaner Bühne eine Filiale des Hoftheaters zu Schwerin, das die Musen den Händen mecklenburgischer Cavaliere anvertraut hat und neuerdings der Leitung des außerehelichen Sohnes eines Prinzen. Diese Umgestaltung der dramatischen Kunst hat wenigstens denn äußeren Anstand und die Form festgestellt, denn der frühere mit einer Theater-Concession für das ganze Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin begnadigte Director Krampe betrachtete nicht nur die dramatische Kunst, sondern auch die Bühne wie eine melkende Kuh. Allein der vorletzte Großherzog ließ gern jeden in seinem Rechte und

den Theater-Director Krampe selbst in seinem Unrechte; die erste Reform dagegen, die der jetzt lebende Großherzog in seinem Lande vornahm, war die Errichtung eines Hoftheaters in Schwerin. Vielleicht wollte man des berühmten Mimen Schröders Geburtsort dadurch ehren.

Die alte gothische Kirche verdient schon des Lichtes wegen, welches sie in ihren Grabschriften über den mecklenburgischen National-Charakter verbreitet, besucht zu werden. Wenn der Tod als ein Siegel des Lebens betrachtet werden kann, so mag man aus den bereits angeführten Grabschriften die Zustände Mecklenburgs bis auf die neueste Zeit am besten erklären. Ein „mecklenburgischer Edelmann scheert sich nicht um den Teufel," wie viel weniger wird er sich um das Jahrhundert „scheeren," das da, wo es neue Ansichten vertheidigt, meistens nur als eine Ausgeburt des Teufels betrachtet wird. Wenn man aber in der Dobberaner Kirche, denn schwarze Mauern wunderbar mit den jungen glänzenden Häusern von Schönstadt *) contrastiren, witzige Allegorien in Stein und Bildern trifft, die den Mönchen von Amelurborn **) am wenigsten zusagen mochten, so schreibe man sie nicht der mecklenburgischen Auf-

*) Der deutsche Name für das wendische Dobberan.

**) Die Mönche von Amelurborn gründeten das Kloster Dobberan.

klärung zu, ſondern jenen Verbrüderungen, die bereits im vierzehnten Jahrhundert die Dämmerung der Reformation ſymboliſch durch die Kunſt verkündeten. Hatte die bildende Kunſt früher den Stein allzuſehr durchgeiſtigt, ſo brachte ſie ihn jetzt wieder in Beziehungen zu Fleiſch und Blut. In allen öffentlichen Gebäuden jener Zeit findet man die Scheinheiligkeit jener Zeit, die eine Folge der überreizten Heiligkeit war, verſpottet. Die Steine erzählten, worüber der Mund keine Kunde geben durfte. So führt uns auch ein Holzſchnitt in der Dobberaner Kirche den Teufel vor, der einen Mönch mit einer Frau unter der Kutte anredet: Quid habes hic frater! vade mecum. Ein anderes Bild ſtellt die vier Evangeliſten dar, wie ſie die heilige Schrift in die Mühle werfen. Die anderen Apoſtel mahlen Mehl daraus, das von Biſchöfen in Kelchen aufgefangen wird.

Nach Roſtock iſt Wismar als Handelsſtadt und freie Stadt zu beachten. Auch Wismar hat eine abgeſonderte ſtädtiſche Jurisdiction und die Appellation von dem dortigen Obergerichte geht unmittelbar an das OAGericht zu Parchim. Der Meerbuſen der Oſtſee, an welchem Wismar liegt, bildet einen geräumigen und ſicheren Hafen, den Roſtock entbehrt. Dieſer Hafen wird ſelbſt von einem Fort geſchützt, das man emphatiſch der Wallfiſch benannt hat, das aber höchſtens für

die Hafenpolizei von Bedeutung iſt. Wismar zeichnet ſich durch ſchiefe und fragmentariſche Thürme aus, eine Folge der Belagerungen, die es ertragen mußte. Zu dem Gebiete dieſer Stadt, die die ihr zuſtehenden Gerechtſame aus der Hanſa herleitet — denn ſie wurde erſt im Anfange des 17. Jahrhunderts zu Schwerin geſchlagen, dem ſie jedoch durch den weſtphäliſchen Frieden wieder entriſſen wurde, um erſt im Jahre 1803 in das alte Verhältniß zurückzukehren — gehört auch die vor dem Fort liegende Inſel Poel mit mehren Dörfern und einer Badeanſtalt. Die Neugierigen intereſſirt vielleicht des ſchwediſchen Feldmarſchalls Wrangel Grab, der hier in Wismar penſionirt — wie man heut zu Tage die Stellung eines Officiers, dem das Glück nicht bis zum Ende ſeines Lebens treu blieb, nennt — verſchied. Wrangel war in der trefflichen Schule des großen Schwedenkönigs zum Kriege erzogen, er befehligte nach Banners Tode bis zu Torſtenſohns Eintritt als Oberfeldherr die ſchwediſchen Truppen in den deutſchen Landen und viele glorreiche Waffenthaten knüpfen ſich an dieſe Periode; aber der Lorbeer wurde ihm durch einen Schneidergeſellen vom Haupte genommen, der freilich bei Zeiten die Elle mit dem Schwerte vertauſcht hatte. Nachdem Feldmarſchall Derfflinger den ſchwediſchen Obriſten Wangelin in Rathenow mit ſeinem ganzen Regimente gefangen genommen hatte, konnte der große

Kurfürſt mit der muthentflammten Reiterei die Schlacht bei Fehrbellin ſchlagen, in welcher die von Wrangel befehligte ſchwediſche Heeresabtheilung vernichtet wurde. Die Schweden mußten Brandenburg räumen und man legte den erſten preußiſchen Grund in dem ſchwediſchen Pommern. Außer Morhof, der durch ſeinen „Polyhiſtor" in Deutſchland zuerſt ein vollſtändiges und planmäßiges Studium der Literaturgeſchichte anregte, knüpft ſich der Name Dahlmann, der, wie jener eine wiſſenſchaftliche Bewegung, durch die bekannte Erklärung nicht nur in Deutſchland, ſondern allenthalben, wo die Civiliſation Stimme hat, eine Bewegung des Rechts gegen die Gewalt anregte, an Wismar. Wismar ſoll nach Weber der geſundeſte Ort in Deutſchland ſein. Ich weiß nicht, woraus dieſer Schluß gezogen iſt, bin aber doch der Meinung, daß die geſunde Lage Wismars immer nur relativ zu verſtehen iſt; denn die Seegegenden des Nordens ſind nicht allen Diſpoſitionen heilſam, obwohl die Oſtſee leicht einen Vorrang vor der nebelgeſchwängerten Nordſee behaupten mag. Neuerdings hat ſich, freilich von Berlin aus, auch eine literariſche Regung in Wismar bemerkbar gemacht, die nach der Morhofs im 17. Jahrhundert vielleicht die erſte iſt. Die deutſchen Blätter erſcheinen in Wismar unter Kleins Redaction im Verlage der unternehmenden Schmidt- und von Koſſel'ſchen Raths-Buchhandlung. Wis-

mar wurde erst im Jahre 1828 in die Landschaft des Großherzogthums aufgenommen. Unweit dieser aus dem Mittelalter und etwas kleinlicher Modernität gemischten Stadt stößt man auf das erste Hünengrab in der Nähe der Ostsee, die sonst auf Schritt und Tritt von diesen interessanten Ueberresten wendischer Vorzeit umlagert ist.

Schwerin ist die Residenz des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und die schönste Stadt des Landes. Ich will damit nicht behaupten, sie imponire irgendwie. Großer Gott! was imponirt weniger, als unsere Duodez-Residenzen, die so gescheuert und blank und steif im Sonnenlichte glänzen, wie ein stattlich eingerichteter Kaufladen mit Nürnberger Spielsachen, wo die Details nur Kinder beschäftigen. Hier ist ein Schloß, dort ein Erbbegräbniß, hier ein Garten mit hübschen Anlagen, dort eine Gallerie mit hübschen Bildern, hier eine Equipage mit Livrée aufgeputzt, dort ein Regierungsgebäude. Und rechts und links wohnen Hofkleidermacher, Hofapotheker, Hofzahnärzte, Hofjuweliere. Nichts als Hof und Hofbeziehungen, stille, weiße Häuser, stille Straßen, eine Familie in Betreff der Familienklatschereien, und zwei Familien in Betreff des Adels und der Bourgeoisie, einige Hofbälle, ein Hoftheater, ein Militair-, ein Civil-Casino und ein Leben, das sich um alle diese Dinge wendet, wie der Zeiger ei-

ner Uhr um die Zahlen des Zifferblatts, das iſt der Charakter aller unſerer kleinen Reſidenzen. Dazwiſchen liegt ein wenig Kunſt aller Art, ein wenig Muſik für die Hofcapelle und Dilettanten, ein wenig Malerei für die Hofmaler und Prinzeſſinnen, ein wenig Architektur für den Oberlandbaumeiſter, oder wie derjenige, der Theater, Kirchen, Rathhäuſer und Synagogen der Reſidenz von Amtswegen erbaut, heißt, ein wenig Liberalismus für die Oppoſition, d. h. für diejenigen, die noch nicht an den Hof geladen worden ſind, ein wenig Wiſſenſchaft für die Lehrer am Gymnaſium Friedericianum, oder Carolinum, oder wie es ſonſt heißt, ein wenig Tugend, wie ſie hier, wo ein jeder die üble Nachrede des anderen, wegen der nahen Beziehungen, in welchen die ganze Bevölkerung ſteht, zu fürchten hat, ganz natürlich iſt, eine gute Straßenpolizei, Laternen, auch wenn Mondſchein im Calender angekündigt iſt, und viel Médiſance, viel Treue für Fürſt und Vaterland, noch mehr Unterthänigkeit, als Treue, und noch mehr Servilismus, als Unterthänigkeit. Das ſind die Leiden und Freuden, die Licht- und Schattenſeiten kleiner deutſcher Reſidenzen. Man wird ſchon einſehen, daß für unparteiiſche Leute, für Leute von Bildung und Geiſt der Leiden und des Schattens mehr iſt in ſolchen Reſidenzen, als der Freude und des Lichts. Aber Schwerin iſt in der That eine recht freundliche Stadt, an einem drei Mei-

len langen See gelegen, mit einem alten gothischen Schloß auf einer Insel in eben diesem See, einem alten Dom, einem Schloßgarten und 13000 Einwohnern, die für Einwohner einer Residenz nicht nur erträglich, sondern sogar recht zuthulich sind; denn der mecklenburgische Adel lebt größtentheils auf seinen Gütern und hat hier nur in sofern einen Mittelpunkt, als er bei der Regierung angestellt ist. Die Neustadt von Schwerin, Schelfe genannt, ist, was die Administration betrifft, eine Stadt für sich, und gehört zum Fürstenthum Schwerin *), während die Altstadt Schwerin zum mecklenburgischen Kreis gehört; der Lage nach aber bildet sie mit dem eigentlichen Schwerin ein Ganzes, indem beide Städte nach und nach durch fortgesetzte Bauten verschmolzen worden sind. In Schwerin erscheint unter mecklenburgischer Censur das in beiden Großherzogthümern berühmte „freimüthige Schweriner Abendblatt."

Mit Schwerin alternirt Ludwigslust in der Ehre einer Residenz der Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin. Man wird sich der Zeit erinnern, wo der Hof der Tuilerien sich Hof von Versailles nannte. So könnte

*) Das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin ist in 5 Districte getheilt, nämlich in den mecklenburgischen Kreis, die Herrschaft Rostock, den wendischen Kreis, das Fürstenthum Schwerin und die Herrschaft Wismar.

ſich auch der mecklenburgiſche Hof, je nach der Theilnahme, die der eine, oder der andere Regent Schwerin, oder Ludwigsluſt widmete, Hof von Schwerin, oder Hof von Ludwigsluſt nennen. Ludwigsluſt iſt das Verſailles von Mecklenburg, aber — wie geſagt — Mecklenburg hat keine Geſchichte, und die Herren von Mecklenburg ſind nie dem Lande zur Laſt gefallen, wie jene Deſcendenz, die aus dem „Hirſchpark" von Verſailles hervorging. Nichts deſto weniger iſt Ludwigsluſt in neueſter Zeit in größere Beziehungen gerathen, ja vielleicht reiht dieſer kleine reinliche und zierliche Flecken mit holländiſchen Häuſern und Kettenguirlanden, die den Frieden der Häuſer von der Stille der Straße trennen, Mecklenburg doch noch einmal in die Strömung der Zeit; denn man verehrt die Princeſſin Helene leidenſchaftlich faſt in beiden Großherzogthümern und ſpricht mit Stolz davon, daß die Gemahlin des Thronerben von Frankreich in Mecklenburg, in dem weichen, plattdeutſchen Mecklenburg ein ſo vortreffliches Franzöſiſch gelernt habe, daß von deutſchem Accent ſo wenig, wie von deutſchen Sympathien annoch bei ihr die Rede ſei. Mich verſicherte ſogar ein Advocat aus Güſtrow, das Herz habe ihm höher geſchlagen, als er die Auseinanderſetzung der Prinzeſſin über das Schlachtfeld von Bergen in den Zeitungen geleſen habe. Wer nur einmal in Mecklenburg hineingerochen hat, wird wiſſen, was

es ſagen will, wenn ein Mecklenburger Advocat ein Herz hat, und nun gar ein Herz, das „höher ſchlägt.“ Gewiß, die Mecklenburger würden jeden Augenblick Frankreich mit Krieg überziehen, ſollte der geliebten Helene dort Unbill drohen, aber Deutſche ſind ſie doch in dem Grade auch, daß ſie Patriotismus und Nationalität über die Ehre vergeſſen, eine Tochter aus Pribislaus Stamm auf dem Throne von Frankreich zu erblicken. Kein Franzoſe würde in einem ähnlichen Falle einer franzöſiſchen Prinzeſſin die geſchickte Geſchichtserzählung einer verlorenen Schlacht verziehen haben, keine franzöſiſche Zeitung würde eine ſolche Geſchichtserzählung ohne bittere Randgloſſen mitgetheilt haben, aber ſelbſt ein Mecklenburger geräth in den unpatriotiſchſten Enthuſiasmus über die Kenntnißkrämerei einer deutſchen Prinzeſſin. Muß der Herzog von Broglie nicht entzückt geweſen ſein über eine Galanterie, die man einem Deutſchen in den Pariſer Salons gar nicht zutrauen wird, muß es ihn nicht Wunder genommen haben, daß die Tochter eines kleinen Fürſtenhauſes, das der Geſchichte ſo fern liegt, wie ein Profeſſor am collège de France über die Schlacht bei Bergen ſpricht, die ein Broglie ſiegreich ſchlug. — Ich muß geſtehen, ich halte die Kronprinzeſſin von Frankreich für eine treffliche, gelehrte Dame, und eben weil ſie gelehrt iſt, weil ſie in Jena Philoſophie ſtudirt hat — eine Wiſſenſchaft, die über

irdiſchen Rückſichten ſteht — verzeihe ich ihr eine Taktloſigkeit, die überall den Gelehrten zu Gute gehalten wird, aber es freute mich denn doch ſehr, als die gazette de France nur von einer Mademoiselle de Schwerin ſprach und der „Charivari" gar mit den drei Millionen Apanage, wenn ſie in Fünffrankenſtücken auseinander gelegt werden würden, das ganze Großherzogthum „Méchant-Bourg-Serin" zehnmal pflaſtern wollte. Ich ſage, dieſe Bosheit freut mich, durchaus nicht der Prinzeſſin wegen — wer möchte ihr nur die Eitelkeit in Rechnung ſtellen! ſondern der deutſchen Zeitungen wegen, des deutſchen Volks wegen, der Mecklenburger wegen, Wolfgang Menzels wegen. In Gedichten, Novellen, Literaturblättern, Feſtreden und Feſttoaſten tragen wir unſern Patriotismus und unſere Nationalität zur Schau, wir nennen Börne einen Verräther, wenn er behauptet, wir verkröchen uns in den Teutoburger Wald und ſchnitzten aus ſeinen Eichenſtämmen große Erinnerungen, während wir in der Wirklichkeit, in praxi, in der That, in der Gegenwart unnational, unpatriotiſch und ſchwachköpfig ſeien — und doch muß man eingeſtehen, daß die Preſſe nur den Patriotismus und die Nationalität unterſtützt, dieſelben aber nicht erzeugt, und daß die Eichen des Teutoburger Waldes beſſer zu großen Thaten rauſchen, denn zu großen Worten, kurz, man muß eingeſtehen, wenn man die Impromptus der Prinzeſſin

Helene von Mecklenburg zum Beſten Frankreichs geleſen hat, daß unſere Literatur nur zum Theil Recht hat, und Börne ganz. Iſt es außer dem „Berliner politiſchen Wochenblatt" irgend jemanden eingefallen, Anſtoß zu nehmen an den Worten der Prinzeſſin, an den Berichten der Zeitungen, an dem Enthuſiasmus der Mecklenburger?

Ludwigsluſt iſt hübſcher als Verſailles, will man es einmal Helenens wegen damit vergleichen, zarter, gemüthlicher, deutſcher. Es liegt mitten in einem von der Regnitz und Elde eingeſchloſſenen Walde, der in Alleen gelichtet iſt und wie ein Kranz die weißen reinen ein Stock hohen Häuſer umflicht. Der Schloßgarten iſt vortrefflich; denn die Kunſt hat ſich hier der Natur vermählt und eine ſinnige Stille tritt an die Stelle der kühlen Hofluft, die allerdings die Straßen von Ludwigsluſt auszeichnet. Schweizereien, Waſſer, Canäle, Ruinen, Fontainen, die freilich nicht an die von Wilhelmshöhe reichen, aber recht gemüthlich aus der Ebene aufſteigen, Ruinen, Waſſerfälle ſogar bilden eine ſtete Abwechſelung in der lauſchenden Natur, die hier nicht von Menſchenandrang geſtört wird. — Im Friederico-Franciscum findet man eine ſehr vollſtändige Sammlung obotritiſcher und altgermaniſcher Alterthümer und auf dem Schloſſe eine Gemäldegallerie, die der Anſchauung werth iſt. In der Nähe von Ludwigsluſt iſt

das Dorf Wöbbelin, wo die Geſchichte, als ſie — wie Mundt bemerkt — Mecklenburg flüchtig ſtreifte, Theodor Körner, dem deutſchen Tyrtäus, ein Denkmal ſetzte. Unter einer Eiche ruht der Verfaſſer von „Leyer und Schwerdt," Dichtungen, die gleich als That niedergeſchrieben wurden und erſt nach dem glorreichen Tode des Verfaſſers unter dieſem Titel erſchienen. Was auch die Kritik an Körner auszuſetzen haben mag, ſie wird ihm doch die Conceſſion gewähren müſſen, daß er das Horaziſche „Dulce et decorum est pro patria mori" in ſoweit übertraf, als er ſeinen Enthuſiasmus für das Vaterland mit dem Tode beſiegelte. Die moderne Poeſie mag ſchöner ſingen, als Theodor Körner, allein auch Heine ergriff die Flucht in der Schlacht bei Philippi, der letzten für die Freiheit, in welcher Börne fiel.

Güſtrow iſt eine ſchwarze, alterthümliche Stadt, mit den Gräbern der mecklenburg-ſchwerin'ſchen Herzöge. Belebt iſt Güſtrow vorzüglich durch Jurisprudenz und Advocaten: Hier hat eine Juſtiz-Canzelei ihren Sitz und ein Hofgericht, und ein Herr von B. bemerkt mir, als in der „Stadt Hamburg," am Wall, die große Table d'hôte dergeſtalt von dem Rechte occupirt war, daß wir nur mit Mühe ganz unten einen Platz erhielten: „Wo ein Aas, da verſammeln ſich die Adler." Auch zeigte man mir hier einen ſolchen Adler, den Advocaten Ph. K., der aus einem weitverzweigten hochadeligen

Concurse ein Vermögen von 200000 Thlrn. erbeutet hatte, indem man hinzufügte: „der Mensch hatte vor dem Concurse keinen heilen Stiefel anzuziehen.“ Uebrigens ist Güstrow ein recht geselliger Ort, besonders zur Zeit des Pferderennens, der Schaafschau und des Wollmarktes, wo die Noblesse in der Begeisterung für die Pferde und Schaafe sich auch unter die bürgerlichen Preisbewerber und Käufer mischt. Der frühere Gemahl der Gräfin Ida Hahn-Hahn, die nach der Scheidung den Pegasus bestieg, soll die edelsten und theuersten Thiere zum Wettrennen bringen. Außer in Güstrow finden auch in Dobberan und Neubrandenburg Wettrennen Statt.

Malchin und Sternberg interessiren höchstens zur Zeit des Landtages, der abwechselnd hier und dort, aber stets insgeheim gehalten wird. Der Besitz wird hier bis in die kleinsten Einzelnheiten vertreten, ein Grund, daß der Nichtbesitz und die Menschen an und für sich keine großen Resultate aus den dortigen Verhandlungen spüren. Ich konnte mich in Malchin bei den Lustbarkeiten, die sich dem actenmäßigen Geschäftsgang anschlossen, des Gedankens nicht erwehren: was wohl geschehen würde, wenn unter diesen Adeligen, Magistraten und Advocaten plötzlich ein Vicomte von Noailles aufstände, um mit einem Schlage Frohnspflichten, persönliche Dienstbarkeiten, Bannrechte, Regalien, Domainen

Patrimonial-Gerichtsbarkeiten und Grundabgaben, sie seien welches Titels sie wollen, zu vernichten? aber da ich einem mecklenburgischen Pastor diesen Zweifel mittheilte, antwortete er in voller Ueberzeugung: „man würde — was sehr natürlich — einen solchen Antragsteller für das Irrenhaus in Schwerin reif halten, könnte man aber je auf den Antrag eingehen, so würde Mecklenburg gewesen sein.“ Man wird einsehen, daß diese Antwort sehr wahr ist, nur konnte ich nicht umhin, zu bemerken: ob es denn ein so großes Unglück sein würde, wenn es von Mecklenburg hieße: es war, falls nur eine menschlichere Staatseinrichtung an die Stelle der alten obotritischen träte? Der Pastor jedoch hielt dafür, daß man in Mecklenburg sehr glücklich lebe und daß, wenn noch etwas zu wünschen übrig bleibe, solches nur die mehrere Befestigung religiöser Tendenzen sein möchte. Der Curiosität wegen theil' ich sein Raisonnement, das ihn zweifelsohne in der Gunst des Rostocker Consistoriums erhalten wird, hier mit. „Nur die Religion kann das Volk gegen die Ausartung der sogenannten Gedankenfreiheit schützen, die man jetzt selbst in den Dorfschulen anregt.“

„„Was nennen Sie Gedankenfreiheit und was nennen Sie Ausartung derselben?““

„Gedankenfreiheit ist jene unausstehliche Klugrednerei, die sich nie in dem, was ist, heimisch fühlt, und Ausartung

der Gedankenfreiheit nenne ich die Anwendung dieser Klugrednerei zum Schaden der Gesellschaft, des Staates und der Kirche. Wohin sollen wir kommen, wenn das letzte Fünkchen des Glaubens, das noch unter dem Volke glimmt, ganz verloren geht? (Er lachte ironisch.) Nach Sachsen, wo der Bauer Journale und Romane liest. Durch solche Anregungen aber werden nur die Faulheit, der Luxus und der Materialismus begünstigt und die Ansprüche der verschiedenen Stände werden ins Ungeheuere wachsen. Was soll aus dem Sohne des Bauern werden, wenn nicht wieder ein Bauer? Die Volksbildung, über die man so viel Geschrei erhoben hat, wird noch alle gesellschaftlichen Zustände verwirren, der Bauer wird doch in der Wirklichkeit nicht über den Bauern hinausgebildet werden können, aber die Schulbildung wird die Menschen nur aufsätzig und störrig gegen die Vorgesetzten machen, die sich doch vor allen Dingen an das Bestehende zu halten haben und dem Bauern, der da gelernt hat, daß alle Menschen gleichgeboren sind, die Frohnden nicht erlassen können. Im gutgemeinten Verbesserungseifer wird man das Volk im besten Falle dahin führen, daß es nicht mit dem zufrieden ist, was es hat, und das nicht ergreifen kann, wonach ihm gelüstet. Nein, man lasse das Volk in seiner Einfalt, ich meine nicht in der krassen, rohen, sondern in der edlen des Glaubens, wonach Religion, etwas Schreiben und

Rechnen die Elemente seiner ganzen Bildung ausmachen."

Um diese Ansicht zu unterstützen, bezog sich der Herr Pastor auf verschiedene lebende Beispiele: ein Romanleser habe Frau und Kind verlassen und sei in die weite Welt gegangen, ein anderer sei Atheist geworden, ein dritter habe sich gegen die Kirchenfuhren in einem groben Schreiben an Se. Hochwürden aufgelehnt, und ein vierter — der weder lesen noch schreiben könne — sei der beste Gatte, der beste Vater, der treueste Arbeiter in dem Weinberge des Herrn. Ich konnte nicht umhin, dem Diener der Kirche zu entgegnen: ob denn der, welcher nicht lesen und schreiben könne, nur aus diesem Grunde so vortreffliche Eigenschaften des Charakters und des Herzens aufzuweisen habe, und ob die anderen bloß deshalb ihre Pflichten verabsäumt hätten, weil sie lesen und schreiben kennten? Ein solcher Schluß sage nichts Anderes, als man müsse jemanden das Licht entziehen, weil er ein Mordbrenner werden könne. Gewiß, die Halbaufklärung ist ein großes Uebel, aber das größte Uebel ist jene halbe Menschlichkeit, die da spricht: diese Menschen sind glücklich, weil sie es nicht besser wissen, weil sie ihr Elend nicht fühlen. Der erwähnte Pastor indeß — (er verdiente diesen Titel schon deshalb, weil er die ihm anvertraute Schaafheerde mit dem Phylax des Glaubens zusammenhielt, der, wenn ein Vieh sich ver-

laufen wollte, demselben nach den Beinen schnappte und es in Reihe und Glied zurückbiß) war der Meinung: „besser ist besser" und citirte einen Collegen aus Pommern, der da spricht: „wehe diesem Volke, wenn unsere halbgebildeten und größtentheils in der Arroganz ganz aufgelösten Schulmeister es nach Dinter, oder gar nach Paulus abrichten, denken zu lernen." Halbgebildete Schulmeister werden überhaupt das Volk nicht denken lehren, aber man sollte für ganz gebildete in Mecklenburg sorgen. Diese werden nicht das Volk zum Denken abrichten, sondern ihm nur die Freiheit dazu geben, die Kraft. Die Freiheit des Gedankens hat aber nie Unheil hervorgerufen, es sei denn augenblickliches, das im Strome des Völkerlebens wie ein Tropfen erscheint. Kurz, man wird einsehen, welche oberflächliche Raisonnements gegen die Aufklärung der niederen Klasse in Mecklenburg und leider allenthalben angewendet werden. „Edle Einfalt," Religion, Tugend und argumenta ad hominem, die wie die Faust aufs Auge passen, citirt man noch heut zu Tage gegen sie. Und das geschieht von Leuten, die wenigstens klar sehen könnten, wären sie nicht im Egoismus verstrickt. Was soll von den Anderen geschehen, mit denen „die Götter selbst vergebens kämpfen." Gewiß von den Landtagen zu Malchin und Sternberg ist in dieser Hinsicht — ich meine in Hinsicht der Humanität — noch weniger zu hoffen,

als von der Geistlichkeit, die neuerdings in Mecklenburg — und zwar von Rostock aus — eine pietistische Hinneigung anzuregen sucht. Das wäre allerdings eine moderne Reaction gegen etwaige Reform-Versuche; denn bis dahin kannte man den Pietismus noch nicht in Mecklenburg.

Grabow, in der Nähe von Ludwigslust, lebt von diesem Marktflecken, dem es hauptsächlich Butter liefert und Getreide.

Parchim an der Elde ist Sitz des OAGerichts für beide Großherzogthümer, das größtentheils aus dem höchsten Adel zusammengesetzt ist; denn der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin ernennt den Präsidenten und einen Rath; der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz einen Rath, die Ritterschaft einen Rath, die Landschaft einen Rath, und Ritter- und Landschaft alternirend noch einen Rath. Diese Wahlordnung, die die Besetzung der Majorität des aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten und fünf Räthen bestehenden höchsten Landesgerichts in die Hände der regierenden Fürsten und der Ritterschaft legt, wird den Mangel bürgerlicher Elemente in letzter Instanz hinlänglich erklären.

Boitzenburg ist bekannt durch den Elbzoll, durch Bier, durch einen Wollmarkt, und neuerdings durch die Chaussée, welche von Hamburg über Boitzenburg,

Redefin, Ludwigslust und Grabow nach Berlin führt. Chausséen gehören in Mecklenburg zu den Seltenheiten, wie in Holstein, und auch die Hamburger-Berliner Chaussée würde ohne Preußen nur ein frommer Wunsch sein. Jetzt aber hat der letztere Staat eine höchstens dreißig Jahre haltbare Straße gebaut, mit der Bedingung, daß Dänemark nach Ablauf dieser Zeit die Kosten der Unterhaltung hinsichts der Lauenburg und Holstein durchschneidenden Theile trägt. Kurz, dieser Wegbau ist eine Wohlthat für das nördliche Deutschland, die man preußischer List mehr, als preußischer Aufopferung verdankt; denn jene Kosten, welche dieser Staat an die dreißigjährige Dauer der Chaussée wandte, werden hinlänglich durch den Vortheil compensirt werden, daß preußische Unterthanen ein für alle Mal von Chausséeabgaben eximirt sind, Dänemark aber wird nach dem Ablauf jener Frist, binnen welcher Preußen für die Unterhaltung dieser Straße zu sorgen hat, genöthigt sein, eine neue in seinen Landestheilen zu bauen.

Dömitz, am Zusammenfluß der Elde mit der Elbe ist das Spandau Mecklenburgs, aber es gibt nirgends weniger Staatsgefangene, als in diesem Ländchen.

Das schöne Rittergut Remplin, unweit des Malchiner Sees, gehörte einst dem Grafen Carl von Hahn, einem der reichsten mecklenburgischen Edelleute, aus dessen Concurs ein Drittheil der Mecklenburger Advo-

caten wenigstens eine Zukunft für Kinder und Kindeskinder gewann. Graf Carl von Hahn durfte Ifflands Gastspiel auf dem Liebhabertheater seines Guts mit einem Becher voll Ducaten und einer silbernen Rüstung ehren, er durfte mit mecklenburgischen Zweidrittelstücken über den glatten Spiegel der Ostsee werfen, um eine Wette mit dem jüngstverstorbenen Großherzog zu gewinnen, der mit weniger ebenen Steinen warf, ohne seinem Vermögen wehe zu thun, aber die Justiz-Canzelei in Güstrow verschlang im Wege Rechtens, was eine seltene Verschwendung nicht hatte absorbiren können. Die Hauptgläubiger des Grafen waren Advocaten, denen er ursprünglich in keiner Weise verpflichtet war. Jetzt gehört Remplin dem Fürsten von Schaumburg-Lippe, und der Graf von Hahn schiebt den Thespiskarren, die einzige Leidenschaft seines Lebens, die ihn alle Unbill vergessen läßt, von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken.

Ratzeburg, das mit seinen rothen Häusern freundlich aus dem Waldgrün ringsum hervorsieht, ist nur zum Theil mecklenburgisch. Der Domhof und Palmberg gehören dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, alles Uebrige ist lauenburgisch. Diese Zerstückelung ist ein Ueberrest des alten Bisthums, das Mecklenburg zufiel und noch an den eilf Aposteln aus getriebenem Silber am Altar der Domkirche erkenntlich ist. Der

zwölfte wurde gestohlen, oder erfüllte vielmehr den Zweck des Evangeliums, die Mission, in alle Welt zu gehen und zu lehren alle Völker. Die Theologen fluchten dem Dieb, aber das Geld ist demohngeachtet das Evangelium des neunzehnten Jahrhunderts geworden, weshalb man auch in der Schloßkirche von Ludwigslust wohlweislich nur Leuchter von Pappe, mit Silberpapier überklebt, aufgehangen hat, die dem alten Evangelium eben so hell leuchten, wie silberne. Außer den Aposteln findet man im Dom zu Ratzeburg auch Ueberreste der heidnischen Gottesverehrung, die dem Tempel der Obotriten zu Rhetra entnommen wurden: den Kriegs-Gott Radegast und die Göttin der Liebe: Siwa, die Gemahlin Bogs. Wir wollen gern glauben, daß die Liebe der Wenden manierlicher gewesen ist, als ihre göttliche Repräsentantin; wenigstens hielt ein Engländer neben mir diese Siwa für den Radegast, der ihm noch nicht gezeigt worden war, den Radegast selbst aber schlechtweg für ein „Ungeheuer;" denn in der slavischen Mythologie trifft man immer ein Gemisch von Mensch und Thier. Radegast hat einen Löwenkopf, auf welchem ein Vogel sitzt.

Neustrelitz, die Residenz des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, ist eine lichte und geregelte Stadt, wie Mannheim. Vom Markte aus kann man alle Straßen übersehen. Sie bilden einen achteckigen Stern, der

hier ſeinen Mittelpunkt findet. In Neuſtrelitz iſt der Sitz der Landescollegien. Eben daſelbſt befindet ſich das Gymnaſium Carolinum, mit welchem eine Real- und Töchterſchule verbunden iſt, Anſtalten, die, zumal in Mecklenburg, alle Beachtung verdienen. Das obotritiſche Antiquitäten-Cabinett in Neuſtrelitz wurde durch die zu Prillwitz am Tollenſee zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſtattgefundene Ausgrabung eines großen Keſſels mit metallenen Götzenbildern hervorgerufen. Das Theater in Neuſtrelitz iſt bereits ſeit geraumer Zeit Hoftheater und mehr als Berliner Nachäfferei; denn es zählt vortreffliche Mitglieder. Wenn aber der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz dem Verarbeiter einiger Romane van der Velde's und Tromlitz's zu Bühnenſtücken, Herrn Bahrdt, wirklich eine Penſion verliehen hat, ſo mag man dieſen Act nur als eine patriotiſche Sympathie betrachten. Herr Bahrdt iſt, ſo viel ich weiß, Apotheker; iſt er es nicht, ſo ſind wenigſtens ſeine Dramen Apothekerarbeit, ein Gemiſch jener Ingredienzien von Thatſachen, Rührungen und Erſchütterungen, die bei van der Velde und Tromlitz obenauf ſchwimmen und die von Herrn Bahrdt in einem wäſſerigen Dialog aufgekocht worden ſind. Durch fürſtliche Vermählungen iſt auch Neuſtrelitz in das Rad der Weltgeſchichte gerathen. Die Königin Louiſe von Preußen, eine geborene Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, wurde

von diesem Rade zum Tode getroffen, während ihr Bruder, der Herzog Carl von Mecklenburg, als ein Hemmschuh der Ereignisse betrachtet werden kann. Wer wird nicht noch den Einfluß des Verstorbenen in den neuesten hannöverschen Thatsachen erblicken. Aber Herzog Carl war nur ein Sisyphus, den modernen Zuständen gegenüber, er überlistete sie lange Zeit, er betrog den Tod selbst, indeß die Resultate seiner Wirksamkeit waren doch nicht besser, als das Ende des Königs von Korinth:

von schrecklicher Müh' gefoltert,
Eines Marmors Schwere mit arger Gewalt fortgetrieb.
Angestemmt arbeitet' er stark mit Händen und Füßen,
Ihn von der Au aufhebend zur Bergshöh. Glaubt' er ihn aber
Schon auf dem Gipfel zu drehn, da mit einmal stürzte die Last um:
Hurtig hinab mit Gepolter entrollte der tückische Marmor.
Dann von vorn arbeitet' er angestemmt, daß der Angstschweiß
Rings den Gliedern entfloß, und Staub umwölkte das Antlitz."

Was ich schon früher bemerkt habe, das muß ich hier wiederholen: nicht die Monarchie steht der friedlichen Reform des Jahrhunderts entgegen, sondern die Aristokratie, die um den Stamm der königlichen Eiche üppig wuchert. Die Tendenzen des Berliner politischen Wochenblatts, die in dem Herzog Carl von Mecklenburg einen Mittelpunkt fanden, waren mit der Zukunft des preußischen Staats so wenig vereinbar, daß man sich schon jetzt höherer Seits von ihnen zurückzieht. Herzog Carl förderte sie nicht vom Gesichtspunkte des Thro-

nes aus, dem er in der That sehr fern stand, sondern aus dem alten feudalen Princip deutscher Aristokratie, die eben den Thron nur als ihren Stützpunkt betrachtet, und den Staat dem gemäß als ein Institut für die Minorität.

Altstrelitz ist eine Stunde von Neustrelitz entfernt, und, was Fürth für Nürnberg ist, für Neustrelitz: ich meine Judenstadt. Dieselben besitzen hier eine Synagoge, einen Vice-Landrabbiner und jüdischen Richter, und eine öffentliche Freischule mit fünf Lehrern.

Neubrandenburg, am Tollensee, dem größten in Mecklenburg-Strelitz, das allein im stargard'schen Kreise drei und fünfzig Seen zählt, ist durch eine Oberschule und drei und vierzig Branntweinbrennereien ausgezeichnet.

Mirow, eine vormalige Johanniter-Commenthurei, ist das St. Denis der Herzöge von Mecklenburg-Strelitz. Hier verlangte auch Herzog Carl von Mecklenburg, der als preußischer General und Präsident des Staatsraths starb, beigesetzt zu werden. Mißtrauisch gegen die junge Zeit, verordnete er, daß die Leiche nur in Begleitung einiger Getreuen in die mecklenburg-strelitzische Familiengruft geleitet werde. Und sie gelangte Nachts und ohne alle Vorbereitungen in Mirow an, wo sie von dem Pfarrer und der bei der Einsenkung noth-

wendigen Assistenz empfangen wurde. Ein stilles Gebet und ein huve pia anima! der preußischen Gardeofficiere war die ganze Feier der Beisetzung.

Hohenzieritz, am Tollensee, hat durch den Tod der Königin Louise von Preußen, die hier am 19. Juli 1810 in Preußens tiefster Erniedrigung verschied, eine geschichtliche Bedeutung erlangt. Man ist überzeugt, daß die Königin Louise den Ereignissen des Jahres 1806 nicht fern stand, aber Napoleon mochte auch hier denken: c'est la guerre, ich nehme, was ich nehmen kann, und der Tilsiter Frieden war der härteste Schlag, den das Weib und die Königin erleiden konnte. Friedrich Wilhelm stand verzweifelnd und händeringend am Sterbebette der Gemahlin, sie ahnete ihren Hingang und bat die Vorsehung um einen kurzen Todes-Kampf, und der unglückliche König mußte seine Bitten mit den ihrigen vereinen. Wenn Napoleon aber keinen Anstand nahm, sein hartes und vorurtheilvolles Dafürhalten über die Beziehungen der königlichen Frau zu den Kriegsereignissen in Bulletins und Briefen öffentlich auszusprechen, so beweiset das weniger ein Verkennen der Zeit, die in mancher Hinsicht anders urtheilen mochte, als eine in den strengsten Grundsätzen der Legitimität erzogene Fürstentochter, denn vielmehr ein Verkennen des Volks, das über die Herzensgüte und das Unglück der Königin ihre Schwächen übersah und der Persönlich-

keit der Verſtorbenen ſelbſt in dem Befreiungskrieg einen großen Theil jenes Enthuſiasmus entnahm, der den Uſurpator ſtürzte. Eben jene rückſichtsloſe und rohe Weiſe, die der letztere gegen dem Volke theuere Perſönlichkeiten und andere, die demſelben erſt durch ihr Unglück theuer wurden, wie der Buchhändler Palm, wie Fink und von Berger, beobachtete, kann als die Haupturſache ſeines Falls betrachtet werden. Die Deutſchen ſind als Volk nicht ſo verwundbar, denn als gute Familienväter und Familienmütter und treue Kinder.

Ueberſieht man Mecklenburg mit einem Blick, ſo wird man bald gewahren, daß Viehzucht und Ackerbau der Wendepunkt des dortigen Lebens iſt. Man führt Pferde, Getreide, Hafer, Gerſte, Butter, Käſe, Holz, Wolle, Flachs, Rindvieh, Schweine, geräucherte Gänſe, Federn, Fiſche, Wachs und Honig, Leder, Lumpen, Grütze, Branntwein, Malz, Mehl, Graupen, grobe Wollwaaren und eben ſo grobe Leinwand aus, kurz man lebt von dem, was die Güte Gottes den Menſchen zukommen ließ; Veredelung deſſelben durch Kunſtfleiß trifft man in Mecklenburg wenig. Straßen, Chauſſeen und Diligencen haben hier, bis auf wenige Ausnahmen, ein Ende, und wenn die Wege-Commiſſionen in jedem Frühjahr und Herbſte die Wege bereiſen, ſo beweiſet das nur, daß dieſe Wege allenfalls noch zu bereiſen ſind, ohne Lebensgefahr für die Wege-Commiſ-

ſionen ſowohl, wie für andere; denn was die Bequemlichkeit betrifft, die Eile, die Fürſorge für Fremde, ſo hat Mecklenburg an und für ſich nicht darauf Rückſicht zu nehmen. Man beſichtigt, läßt ſich die Commiſſionsgebühren zahlen und urtheilt, der feſte Körperbau der Landeskinder werde die unwegſamen Straßen, wie die harten Poſtkarren ertragen, und die Eile werde der Würde der beiden Großherzogthümer nur Eintrag thun, die durch eine langſamere Fahrt offenbar an Ausdehnung gewinnen; denn man wird eine Reiſe von Hamburg nach Frankfurt a. M. in kürzerer Zeit beenden, als den Durchmeſſer durch Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. Die Hamburger-Berliner Straße über Mecklenburg, die einzige chauſſirte, iſt Preußens Werk, wie es denn keinem Zweifel unterliegt, daß Mecklenburg in dieſer und in anderer Hinſicht vorgeſchritten ſein würde, wenn der Wittſtocker Vergleich, der Brandenburg nach dem Abgange des mecklenburgiſchen lehnsfähigen Mannsſtamms die Succeſſion in die Großherzogthümer zuſichert, bereits hätte realiſirt werden können. Wie die Sachen jetzt ſtehen, muß man ſich gedulden, aber bedauern muß man zugleich den Stillſtand in einem Ländchen, das äußere Mittel genug beſitzt, um wenigſtens die Form des Jahrhunderts zu wahren. Während in Belgien, dem Lande der Hierarchie und des officiellen geiſtigen Stillſtandes, Eiſenbahnen

alle Richtungen durchkreuzen, besichtigen die Wege-Commissionen in einem Lande des Protestantismus und der Aufklärung — ein Epitheton, das auch Mecklenburg seit der kirchlichen Reformation in Anspruch nimmt — zweimal in jedem Jahre die Wege, ob sie auch noch fahrbar sind. Im Uebrigen bleibt Alles beim Alten, wie in Wismar, wo man einen Kirchthurm so lange besichtigte, bis er der Bau-Commission vor der Nase einstürzte.

Und wären es nur die Wege, die zu besichtigen wären. Nein, auch die Menschen sind zu besichtigen, aber diese besichtigt man nicht einmal. Holstein hat wenigstens die Feudalität möglichst gemildert, Preußen hat eingesehen, daß sie diesem Staat eine schlechte Garantie ist, obwohl Einzelne wieder nach den alten Gewohnheiten streben. Holstein und Preußen hätten Mecklenburg längst ein Beispiel sein können, aber das Volk ist in Mecklenburg an Kartoffeln, Rüben und Pferdebohnen verwiesen und zum Trost für die Entbehrungen des Lebens an Branntwein, wenn nicht der Pietismus, der eigentlich mit mecklenburgischem Blut gar nicht verträglich ist, doch in die niedere Klasse eindringt. Wie die Staatsbeamten, die „Herren von," die Rittergutsbesitzer und die Hofbeamten — die in Mecklenburg-Schwerin in einen Hofmarschall, funfzig Kammerherren, neun und zwanzig Kammerjunker und sechs Pagen

und in Mecklenburg-Strelitz in einen Oberhofmeister, einen Hofmarschall, einen Oberjägermeister, zwei und vierzig Kammerherren und sechs Kammerjunker *) zerfallen — ich sage, wie diese Herren leben, davon kann man sich in Doberan an dem grünen Tische überzeugen, in Güstrow, bei dem Wettrennen, in Schwerin, hinter den Coulissen des Hoftheaters, überzeugen durch die bekannte Verordnung von 1811, welche Staatsbeamten und Hofdienern mehr Religiosität und häufigeren Genuß des Abendmahls einschärfte. Wenn man die letztere vielleicht als ein Zeichen der Dankbarkeit des Großherzogs Friedrich Franz, der in der Zeit seines Unglücks gerade von dem Volke, von dem sogenannten gemeinen Manne so viele Beweise treuer Anhänglichkeit und Liebe erhielt — betrachten mag, so wird man doch zugeben müssen, daß solche Verordnungen den Schaden nur berühren, aber nicht heilen. Zur Heilung bedürfte es durchgreifender Maßregeln, zu welchen die Großherzöge von Mecklenburg gerade Popularität und Selbstständigkeit genug besitzen, um des Adels dabei entbehren zu können, der bis jetzt nur noch die Gestüte zu Ivenack, Prebberede, Weitendorf und

*) Man wird einsehen, daß der Hofstaat beider Höfe ziemlich gleich gehalten ist, trotz der verschiedenen Größe beider Ländchen.

Baſedow, geltend machen kann, um ſeine Theilnahme an der mecklenburgiſchen Cultur darzuthun.

Was den Handel betrifft, ſo iſt derſelbe, wie man nach den beſchriebenen Zuſtänden leicht urtheilen mag, hauptſächlich nur an die beiden freien Städte Roſtock und Wismar verwieſen, die in unmittelbarem Verkehr mit dem Auslande ſtehen und durch Privilegien und Gerechtigkeiten mannigfacher Art von dem übrigen Mecklenburg geſchieden ſind. Nebenbei treiben die Städte Boitzenburg, Dömitz, Grabow und Güſtrow Handel, dem man neuerdings durch den Elde-Canal zu Hülfe gekommen iſt und durch eine Actiengeſellſchaft zur Beförderung der Schifffahrt zwiſchen Schwerin und Hamburg vermittelſt der Stör, Elde und Elbe. Aber das platte Land wird bei dieſem Handel nur durch die Rittergutsbeſitzer vertreten, der gemeine Mann kann ſich keinen anderen Hoffnungen hingeben, als jenes Milchmädchen, das ſich von einem Topfe mit Milch zu Haus und Hof hinausträumte und über dieſen Traum den Topf mit Milch vom Kopf verlor. Wer Kühe pachten kann in Mecklenburg, einen Krug, eine Mühle, der gehört ſchon zu den vom Glücke Auserwählten, die Majorität bedarf allerdings jener „edlen Einfalt," die mit ſehenden Augen blind und gläubig iſt. Uebrigens habe ich niemals eine Klage in Mecklenburg vernommen

über die alte Zeit, aus welcher das Alles herrührt; wenn man klagt, ſo klagt man nur über ſchlechte Zeit, und verſteht vorzugsweiſe die neue darunter, die denn doch in Manchem beſſer iſt, als die alte. Aber die Gewohnheit iſt die beſte Erziehung, und die Geiſtlichkeit ſelbſt ſpricht: „Sie wiſſen es nicht beſſer.“

Vierzehntes Capitel.

Pommern. — Territorialbeschaffenheit. — Zustand der Bildung. — Güterverhältnisse. — Aufklärung auf dem platten Lande und Beziehungen des preußischen Unterrichts zu den pommer'schen Schulen. — Provinzialstände. — Einwohnerzahl. — Feudalismus und Adel. — Christenthum in Pommern. — Pommersches Bier. — Vineta.

Pommern, von Po mooto, am Meere, lag ursprünglich wohl im Meere, das über diese weiten sandigen Flächen seine Fluthen wälzte und selbst, nachdem es sie trocken gelassen hatte noch dann und wann zurückkehrte und einzelne Stücke von der alten Verlassenschaft abbiß. Man hört hier, wie in Friesland, häufig: „mein Vater erinnerte sich noch der Zeit, wo hier festes Land war," und Sagen von untergegangenen Städten, abgerissenen Inseln, meerverschlungenen Straßen durchkreuzen das Volk, das freilich nach seiner Bildung verfährt und den Untergang Vinetas z. B. dem Umstande zuschiebt: die Einwohner dieser Stadt seien so freventlich üppig

gewesen, daß sie ihren Kindern den Hintern mit Semmelbrod gewischt hätten.

Pommern ist die deutsche Bretagne: Sand, Fläche, Meer, Hünengräber und Plattdeutsch, welches ich übrigens dem bretagnischen Französisch durchaus vorziehe, sind die hervorragendsten Merkmale pommerscher Natur. Wo sich diese zu Felsen, Hainen und den heiligen Eichwäldern verklärt, da ist sie durch das Meer geschieden von dem Festlande Pommern, wie auf Rügen, Usedom und Wollin. Ich glaube auch, daß das slavische Karthago, daß Vineta, die geheimnißvolle Stadt, von der ein Berliner, der Propst Zöllner, zuerst behauptete, daß sie gar nicht existirt habe und daß die Felsenriffe in der Ostsee, die Chroniken und Ueberlieferungen für die Mauern der Wendenstadt ausgeben, gewöhnliche Felsenriffe seien; ich glaube auch, daß Vineta nur deshalb von den Wellen verschlungen wurde, weil der Christengott nicht wollte, daß heidnische Kunst der Vorzeit pommersche Natur der Neuzeit beschämen sollte; denn in Pommern ist alles Natur, selbst die Menschen und die Freifräuleins. Wenigstens beschwerte sich eine solche Dame aus Hinterpommern gegen mich, daß ihr Kammermädchen aus Berlin ihr die Sprachfehler stets verbessere. Von Hans von Zanow an bis auf die neueste Zeit ist Pommern, was die Natur betrifft, zum Sprichwort geworden, und wenn hier der Kunst Erwähnung

geſchieht, ſo beſteht ſie nur in pommerſchen Gänſebrüſten, denen Pierer in ſeinem „encyklopädiſchen Wörterbuch der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe" einen beſonderen Artikel gleich hinter der „pommerſchen Geſchichte" eingeräumt hat. Und in der That die pommerſchen Gänſebrüſte ſind in dieſem Augenblick der Höhepunkt dieſer Geſchichte; von der Urzeit Pommerns unter den Gothonern, Rugiern, Longobarden, Limoviern, Sudniern, Burgundern und Lygiern, von der Herrlichkeit Pommerns unter den dieſen folgenden Wenden, Veneten, Anten und Wilzen, die den Culminationspunkt heidniſcher Civiliſation an den Ufern der Oſtſee bildeten, von den Fehden und Kämpfen der pommerſchen Herzöge, von Schweden, von Wallenſtein, von dem großen Kurfürſten, mit einem Worte von allen hervorragenden Eindrücken, die Pommern trafen, ſind die letzten Spuren verwiſcht, kaum iſt noch die Erinnerung an einzelne derſelben übrig geblieben *). Wenn aber Preußen jetzt die Sonnenſtrahlen der Intelligenz auch über die Dünen und Torfmoore Pommerns verbreiten will, wenn die Volksbildung auch hier den alten unfruchtbaren Boden der Vorurtheile und Gewohnhei-

*) In Stralſund wird jedoch noch alljährlich die Aufhebung der Belagerung von den Kaiſerlichen unter Wallenſtein feſtlich begangen.

ten auflockern ſoll für die Saat und Erndte einer neuen Zeit, ſo meint ein pommer'ſcher Pfarrer zu Crummin, auf Uſedom, noch im Jahre 1837, daß „ein guter Religionsunterricht in der Jugend den Verirrungen der Aufklärung nicht allein vorbeugen könne;" denn die Geiſtlichkeit in Pommern, die dieſelbe patriarchaliſche Stellung behauptet, wie einſt das heidniſche Prieſterthum, denkt bei der Aufklärung zuerſt an die Verirrungen derſelben, man knüpft an den erſten Schritt zur Lichtung des Urwaldes ſchon ſeine gänzliche Vernichtung. Die Bauern würden Oken leſen und aus ihm erfahren, die Menſchen ſeien aus dem Meerſchlamm entſtanden und nicht von Gott geſchaffen, meint jener Pfarrer von Crummin auf Uſedom, und er ruft wehe! über die Volksbildung, er ahmt dem heidniſchen Prieſter nach, der, aus Furcht, der Chriſtengott werde auch nach Wolgaſt mit Biſchof Otto vom Bamberg kommen, den Bauern zurief: „ſteht! ich bin Barovit, der Wolgaſter Gott, der euch Alles gibt, was ihr bedürft." Hoffen wir, daß ſich Herr von Altenſtein nicht durch dergleichen Befürchtungen beirren läßt und daß die pommerſchen Bauern, wenn ſie wirklich Oken beipflichten, auch in dem Meerſchlamm den Finger Gottes erblicken. Jedenfalls wär' es gut, es käme noch einmal dahin, daß man bei Pommern an andere Dinge dächte, als an Gänſebrüſte, denn dieſe Provinz iſt von Gott durchaus

nicht so übel bedacht, wie von den Menschen; sie ist fruchtbar und fett genug, um, außer dem Landadel und der Geistlichkeit, auch der übrigen Bevölkerung ein vernünftiges Auskommen zu gewähren, dürfte man den Boden nur mit noch mehr Freiheit cultiviren, als welche durch das Edict vom 9. Octbr. 1807, das die Erbunterthänigkeit — ein zarteres Wort für Leibeigenschaft — aufhob, und das Edict vom 14. Septbr. 1811, welches die Eigenthumsverleihung der Bauerhöfe und die Beschleunigung der Naturaldienst-Aufhebung aussprach, ertheilt worden ist. Das letztere, obschon so vortreffliche Gesetz ist auch für Pommern durch die Auseinandersetzung der Grundherren und Bauern eine unerschöpfliche Quelle von Nebendingen geworden, die den ursprünglichen Zweck desselben, eine Reform des Bauernstandes, sehr erschweren. Statt einer raschen Procedur haben sich zunächst aus der humanen Absicht der Regierung kostspielige Processe entwickelt, und die General-Commission in Stargard, die die Auseinandersetzung für Pommern leitet, sah sich genöthigt, eine Verordnung nach der andern, hinsichts der Moderation der Kosten und der Controle der bei der Auseinandersetzung nothwendigen Unterbeamten, die insgesammt diesen Act als eine melkende Kuh zu betrachten schienen, zu erlassen. Mit einem Worte, das Resultat steht bis jetzt auch in Pommern noch in keinem Verhältniß

zu dem Aufwand, und zwiſchen den alten Zuſtänden und der freien Bewirthſchaftung liegt ein ganzer Augiasſtall von Ausmeſſungen, Terminen, Begutachtungen, Verordnungen und Prozeſſen. Zudem kann man ſich von dem Phlegma der pommerſchen Bauern keinen Begriff machen; ſähen ſie den Himmel offen, ſie würden ſich kaum die Mühe nehmen, hineinzublicken. Eben ſo wenig wird ihnen daran liegen, in neue Zuſtände überzutreten. Für die alten ſind ſie bis jetzt noch erzogen, ſie ſind dazu erzogen, gelegt *) zu werden; denn dieſe Einrichtung iſt in Pommern Regel. Werden ſie ſich, plötzlich emancipirt und ſelbſtſtändig, glücklich fühlen? Gewiß nur in den Fällen, wo ihnen die Bildung zu Hülfe kömmt; aber das alte Zwangsverhältniß, in welchem ſich der gelegte Bauer befand, hieß ihn nie über das gleichſam thieriſche Tagwerk hinwegſehen. Er iſt nicht ausgerüſtet für das neue Eigenthum, für das Culturedict, er ſo wenig, wie der Edelmann, der im gröbſten Feudalismus aufwuchs. Alſo für Pommern bedarf es zunächſt der inneren Cultur und des intellectuellen Fortſchrittes. Was ſoll man nun davon halten, wenn die Geiſtlichkeit, die hier hauptſächlich an dem Fortſchritt arbeiten könnte, weil ſie, wie geſagt, in ei-

*) Man ſagt in Pommern: Bauern legen von den Laßgütern, wo jene nach Ablauf der Pachtzeit wieder entfernt werden können. Während derſelben gehören ſie zum Geſinde.

nem patriarchaliſchen Verhältniſſe zu dem Volke ſteht, die oberflächlichſte Anſicht betreffs deſſelben an den Tag legt, indem ſie behauptet, die Bauern ſeien ſo roh, daß ſie nur die materielle Seite der Aufklärung begreifen und ſich den Behörden und Geſetzen entziehen würden. Möchte es nicht gut ſein, man berückſichtigte auch den Adel, der eben ſo roh iſt, wie jene Bauern, und ſich zu Friedrichs des Großen Zeiten beikommen ließ, zu erklären, er ſei mit dem Feinde fertig geworden und müſſe ſich nun vor ſeinen Bauern fürchten, weil der König einen pommerſchen Edelmann nach Spandau wegen Gewaltthätigkeiten verwieſen hatte. Freilich, wenn der Bauer nur die Zuchtruthe erblickt, ſo wird er zunächſt ſicherlich ſich derſelben entziehen wollen und die ihm gebotene Aufklärung kann eine ſchiefe Richtung nehmen. Wenn aber der bevorzugte Stand auch von der Aufklärung getroffen wird, wenn die Humanität mit ihr um ſich greift unter denen, die hier allein human ſein können — denn der Bauer in Pommern hat nichts aufzuopfern — dann werden wir in Pommern, wo von jeher Geradheit, Offenheit und Redlichkeit über Grobheit wachten, am wenigſten von der niederen Klaſſe Unbill zu befürchten haben. Die pommerſche Landwehr war die alte Garde des preußiſchen Heeres im Befreiungskriege, ſie hat dem Aufruf: „An mein Volk!“ ſo treu Folge geleiſtet, wie die Freiwilligen irgend einer

anderen Provinz, aber als Alles wieder in den vorigen Stand geſetzt worden war, ging man ruhig nach Hauſe und ſelbſt die Männer, die den Gewehrkolben ſo vortrefflich gehandhabt hatten, ſtrickten Strümpfe hinter den Schaafen und Gänſen, wenn ſie kein Feld zu bebauen hatten. Heißt das Verdacht geben zu einer Ausartung der Aufklärung? Wie es aber mit dieſer Aufklärung noch bis auf den heutigen Tag in Pommern ausſieht, erfährt man am beſten aus dem Munde des mehr erwähnten Geiſtlichen, der ein ganzes Schulgeſpräch, das zwiſchen ihm, einem Schulmeiſter und deſſen Schülern bei Gelegenheit einer Schul-Viſitation ſtatt fand, mittheilt. Er will damit beweiſen, daß die preußiſchen Schullehrer-Seminarien für Pommern nicht wünſchenswerth ſeien, da man hier zu dumm ſei, um Bildung zu erwerben, und nur Albernheiten erlernen werde; ich aber halte dafür, daß in Pommern neben dem preußiſchen Unterricht auch die zeitige Wohlfahrt des Bauern beſorgt werden muß. Die Vielwiſſerei macht es freilich allein nicht, und die Seminarien werden hier nur dann Früchte für das Leben reifen können, wenn die Bauern in den Stand geſetzt werden, den Schulmeiſter in der Weiſe zu honoriren, daß er ſich mit der Bildung des Jahrhunderts mehr beſchäftigen kann, als mit dem Stück Lands und den Schweinen, die der Schulwohnung beigegeben ſind. Wo um den Unterricht ringsum

Mangel und Dürftigkeit verbreitet ist, wo der Schulmeister zunächst den Hunger zu bekämpfen hat, da wird die Bildung nicht lange ausdauern, aber das Zerrbild der Verbildung wird leicht eintreten. Jener Pfarrer, er nennt sich Wilhelm Meinhold *), statt die Wurzel des Uebels zu besichtigen, hält sich an die oberflächlichen Erscheinungen desselben, und will es dadurch heben, daß man Alles beim Alten lassen möge. Hören wir indeß ihn, den Schulmeister und die Schüler, soweit das Colloquium zum Beweise meiner Behauptung dienen kann.

„Der Schulmeister fragt die Kinder: Wie viel Welttheile haben wir nun? (Die Schulkinder antworten ganz richtig und der Schulmeister sieht den visitirenden Pfarrer, oder, wie man im Norden sagt, Pastor mit wohlgefälligem Kopfnicken an.)

Der Schulmeister fragt weiter: Alles nun, was wir in diesen Welttheilen finden, wie nennen wir das?

Schüler. Producte.

Schulmeister. Richtig!

Der Pfarrer erlaubt sich, ihn zu unterbrechen, und den Kindern den Begriff eines Products zu entwickeln, indem er ihnen namentlich sagt, daß in allen Welttheilen Zaunpfähle, Sand und Wasser gefunden würden, dies aber Niemand für Producte nehme.

*) Humoristische Reisebilder von Usedom.

Der Schulmeiſter. Wodurch unterſcheidet ſich nun der Menſch von dem Thiere?

Kinder. Durch ſeine Vernunft, ſeinen aufrechten Gang und ſeine kunſtfertigen Hände.

Der Schulmeiſter. Richtig! Warum hat nun der Menſch einen aufrechten Gang?

Der Pfarrer. Halt! Sie haben ja ein wichtiges Unterſcheidungsmerkmal anzugeben vergeſſen.

Der Schulmeiſter (ſieht den Pfarrer mit großen Augen an.) Nun das wüßte ich nicht!

Der Pfarrer. Ja, ja, beſinnen Sie ſich!

Der Schulmeiſter. Nein, das wüßte ich wahrlich nicht; da irren Sie ſich wohl.

Der Pfarrer. Aber kann der Menſch nicht ſprechen? Die Sprache, die Sprache haben Sie vergeſſen.

Der Schulmeiſter (lächelnd.) Ei Herr Paſtor, das, denk' ich, verſteht ſich von ſelbſt. Warum hat nun der Menſch eine aufrechte Stellung?

Die Kinder ſchweigen.

Der Schulmeiſter (fortfahrend.) Na könnt ihr nicht hören, Schlingel! (Die Kinder ſchweigen abermals, und der entrüſtete Schulmeiſter wendet ſich zu dem Pfarrer mit den Worten): Sehen Sie, Herr Paſtor, ſo geht es einem in dem ſchweren Schulamte, ich hab's nun am Freitage mit ihnen gehabt und nun ſtehen die Schlingel da und ſperren's Maul auf, (zu den Kindern)

ihr Buben ihr, was muß der Herr Paſtor von mir denken, was macht ihr mir für Schande; na wartet nur, wenn der Herr Paſtor erſt weg iſt.

Der Pfarrer. Laſſen Sie's gut ſein und fahren Sie fort.

Der Schulmeiſter. Nein! ich will ihnen ein bischen auf die Sprünge helfen, (zu den Kindern) der Menſch hat einen aufrechten Gang, damit er gerade über —

Kinder. (Alle in einem Athem.) Damit er gerade über einen Steeg gehen kann.

Der Schulmeiſter. Seht ihr Schlingel, wenn ihr euch man beſinnen thätet.

So weit Herr Wilhelm Meinhold. Er verlangte vermuthlich die Antwort, der Menſch gehe deshalb aufrecht, weil er das edelſte Thier der Schöpfung ſei, weil er zum Himmel blicken ſolle; aber der Schulmeiſter hielt ſich an ein argumentum ad hominem. Die Bauern in Pommern ſind faſt ſchlimmer daran, als das Vieh, und vom Himmel kommt ihnen vielleicht erſt mit den Jahrhunderten Hülfe, wenn Ritterſchaft, Adel, Gutsbeſitzer und Städte, in Summa die Provinzialſtände *) auch ein wenig hinausblicken, ſomit konnte der Schul-

*) Der König wird nichts dagegen haben, wenn der Kern der Bevölkerung eine noch freiere Stellung erhält, als ihm durch das Edict vom 14. Septbr. 1811 eingeräumt worden iſt.

meiſter wohl dafür halten, der aufrechte Gang ſei den Bauern in Pommern nur eben deshalb gewährt, damit ſie nicht auch noch den Hals brächen. Aber Herr Meinhold ſollte deshalb nicht die Aufklärung verwünſchen, weil ein pommerſcher Schulmeiſter durch die Bildung ſo weit gekommen iſt, daß er hinſichts des aufrechten Ganges von der gewöhnlichen Anſicht abweicht, er ſollte vielmehr annehmen, daß wenn der gemeine Mann in Pommern ſich erſt als Menſch fühlen werde, er auch einen höheren Maßſtab an den aufrechten Gang legen werde. Im Süden mögen die Schulkinder vielleicht auch nicht die rechte Antwort auf eine derartige Frage finden können, aber ſind ſie dort zu Männern herangereift, ſo werden ſie ſich, wenn es ihr menſchliches Recht gilt, in die Bruſt werfen und jeden, der es verletzen will, de haut en bas betrachten. Deshalb geht man im Süden aufrecht, von Kurheſſen an bis zur franzöſiſchen Grenze, eine Anſicht, die auch dort beſteht, wo Huſaren aus Hinterpommern die Ordnung der Dinge erhalten, wie z. B. in Saarbrücken.

Pommern hat ſeit 1823 Provinzialſtände. Der Verband begreift Altvorpommern, Neuvorpommern und Rügen (das vormalige ſchwediſche Pommern) und Hinterpommern. Die Stände dieſes Verbandes beſtehen aus der Ritterſchaft, in welcher der Fürſt zu Put-

bus *) wegen seines Familienmajorats eine Virilstimme hat, den Städten, den übrigen nicht zur Ritterschaft gehörigen Gutsbesitzern, Erbpächtern und Bauern. 48 Mitglieder bilden diese Provinzialstände, unter denen nur vier den übrigen Gutsbesitzern, Erbpächtern und Bauern entnommen werden, was auch beweisen mag, wie wenig die bereits erwähnte General-Commission in Stargard in Betreff der Gründung eines freien Bauernstandes zu thun gehabt hat. Die pommerschen Provinzialstände versammeln sich zu Stettin; sie sind, wie die übrigen preußischen Provinzialstände, nur ermächtigt, Erklärungen, Gutachten, Vorstellungen, Bitten und Beschwerden abzugeben und der höchsten Entscheidung zu harren.

Die Provinz zählt bei einem Flächenraum von 567 Q. M. nur 812,223 Einwohner, also ist das Verhältniß kein anderes, als das mecklenburgische, und Pommern dürfte gleichfalls die doppelte Einwohnerzahl umfassen, wäre des Adels und der Güter weniger. Der Feudalismus ist der Bandwurm unserer gesellschaftlichen Verhältnisse; trifft man den Kopf nicht, so wächst er wieder; denn wo er sich einmal angesiedelt hat, wuchern Indifferentismus und Stupidität rings um ihn her, und die abgeschnittenen Theile werden aus ihnen

*) Siehe Rügen.

ergänzt, wie z. B. in Pommern. Diejenigen, die hier zunächst aus den humanen Concessionen der preußischen Regierung Nutzen ziehen könnten, begreifen sie kaum. Endlich auch wird man zugeben müssen, daß die Auseinandersetzung nur eine Hungerkur ist, bei welcher der Bauer, da sie nicht summarisch geschieht, sondern Zeit erfordert, um alle Kräfte kommen kann. Vielleicht also nützt sie nicht einmal, wenn sie nun endlich überstanden ist. Ich will damit durchaus nicht behaupten, das Resultat der neun General-Commissionen, die für die preußische Monarchie behufs der Güter-Auseinandersetzungen angeordnet wurden, stehe nicht im Verhältniß zu dem Aufwande jener, nein! ich will die 17,925 neuen Familien-Etablissements und Bauerhöfe, die im Jahre 1831, also nach zwanzig Jahren, aus dieser Anordnung hervorgegangen waren, als eine Wohlthat gelten lassen, aber man wird doch einsehen, welche Zeit diese Wohlthat erfordert hat. Während der Feudalismus, d. h. die Gewalt, über Nacht emporwuchs, bedurfte die Reform zwanzig Jahre, um unter dreizehn Millionen Menschen siebenzehn tausend freie Bauern ins Leben zu rufen.

In Pommern ist der Feudalismus in Leib und Leben des Volks übergegangen. Das ist nicht figürlich zu verstehen, sondern wirklich. Brenkendorf schrieb

an Friedrich den Großen: „Zu Czarnidamnow *) leben allein zwölf adelige Familien, neun und funfzig Köpfe stark. Der Kuhhirt und der Nachtwächter sind die einzigen unadeligen Menschen im Dorfe, ihre Weiber aber geborne Fräuleins.“ Nun schließe man, wie sich diese Race seit Friedrich dem Großen ausgebreitet haben muß, der freilich Pommern wohl wollte und wohl that, weil es ihm so vortreffliche Soldaten lieferte, wie Böhmen Oesterreich, der aber nie vergaß, daß die großen Generäle des siebenjährigen Krieges zum großen Theil aus dem Adel von Vor- und Hinterpommern herrührten, und diesen deshalb nicht nur in seinen Rechten und Unrechten ließ, sondern ihn auch in Verhältnissen vorzog, wo Bürgerliche dieselben Dienste geleistet hätten und vielleicht noch bessere, wollte man die Zukunft der preußischen Monarchie zu Rathe ziehen, die weder aus einer feudalen Grundlage emporwuchs, noch eine feudale Perspective zuläßt. Aber selbst Staatsmänner und Philosophen sind Menschen. Ich sage, man schließe auf die Fortpflanzung der adeligen Race; denn wenn die gebornen Fräuleins sich nach Brenkendorfs Briefe auch durch eine vernünftige Heirath mit dem Kuhhirten und dem Nachtwächter des Dorfes Czarnidamnow ge-

*) Ein Dörfchen, um das sich die Geographie nie bekümmert hat.

holfen hatten, und wenn man auch annehmen kann, daß viele andere diesem Beispiel nachfolgen und nicht wie Sidonia von Borke, die nur einem pommerschen Herzog ihre Hand reichen wollte, an das reine Blut hielten, so muß man doch annehmen, daß die männliche Nachkommenschaft stets an den Adel erinnert wurde, den sie fortpflanzte. Ein „Herr von" konnte schon nicht das Vieh hüten, oder das Dorf bewachen, wenn das Rittergut nicht für alle Brüder ausreichte; und da auch der Krieg beendet war, so that man lieber nichts, oder erfüllte höchstens den Zweck des Lebens. Wer nicht weiß, was man unter Zweck des Lebens in Pommern versteht, der lasse es sich gesagt sein, ich habe die Definition aus dem Munde eines pommerschen Landjunkers, der mir bemerkte: „bevor man Stettiner Bier gehabt, habe der Zweck des Lebens nur noch in der Kindererzeugung bestanden, jetzt bestehe er auch im Stettiner Bier." Welche Erweiterung des Ideenkreises im achzehnten Jahrhundert! Uebrigens kann ich schon hier bemerken, daß das pommersche Bier von Stralsund bis Stettin vortrefflich ist, d. h. nur in den Städten; denn auf dem platten Lande gibt es hier keine Industrie. Als ich zum erstenmale Pommern betrat und, von Rostock kommend, über Dammgarten nach Neuvorpommern fuhr, machte mich bereits der preußische Conducteur in einem mecklenburgischen, oder pommerschen

Postwagen — Herr von Nagler hat seinen Einfluß bis hieher noch nicht ausgedehnt — auf das pommersche Bier aufmerksam. Und wahrlich! das pommersche Bier ist die einzige Poesie in diesem Küstenlande, obwohl Herr Wilhelm Meinhold, der Verfasser der „humoristischen Reisebilder aus Usedom" behauptet, die berühmtesten Männer unserer Zeit, von Jean Paul bis Gustav Schwab, hätten ihn für einen Dichter erklärt. Ich meines Theils halte das pommersche Bier für einen größeren Dichter, als den Pfarrer von Grummin, und bitte jene preußischen Lieutenants, die mit mir einmal im Gasthause zu Anclam Anclamer Bier tranken, zu bezeugen, daß wir in eine solche Täuschung versetzt wurden, den pommerschen Champagner für ächt zu halten bis — zum Morgen des nächsten Tages, wo die nüchterne Wirklichkeit an die Stelle einer bierblühenden Phantasie trat.

Pommern wurde erst 1125 zum Theil christlich, 1130 ganz; denn Bischof Otto von Bamberg hatte kein leichtes Spiel mit den alten slavischen Göttern, unter denen Pommern reich und herrlich geworden war. Sie mochten nicht zweifeln die alten Slaven an einer Gottheit, die wenigstens nur zum Kriege Menschenopfer verlangte, nicht zum Frieden, wie der Christengott, der mit der neuen Lehre über Blut und Leichen einherschritt und das Kreuz für ewige Zeiten auf dieses Land heftete,

das rothe Kreuz der Entbehrung und Duldung; denn man wird nicht behaupten können, daß das Chriſtenthum eine andere Seite in Pommern aufgeſchlagen habe, als die des paſſiven Gehorſams. Der Feudalismus ging aus ſlaviſchen Formen in chriſtliche über, und noch in dieſem Jahrhundert durfte der pommerſche Adel Friedrich Wilhelm den Gerechten um Wiedereinſetzung der Leibeigenſchaft bitten. 1124, d. 15. Juni, wurden die erſten Pommern — man gibt ihre Zahl auf 7000 an — am Ottobrunnen bei dem Dorfe Altſtadt getauft, in Bauſch und Bogen, indem das Schwert über ſie kam, und 1125 ſoll Vineta untergegangen ſein, die blühende Wendenſtadt, mit Mauern aus Jaspis und Marmor und mit goldenen Zinnen und Thürmen. Die Sage von Vineta klingt ſo ſchön und lieblich auf den Sanddünen von Uſedom, wo ſonſt die Phantaſie an den Wogenſchlag des Meeres und an den Sturm, der durch die Tannenwälder rauſcht, und an die Möven, die auf den Wellen ſchaukeln und ſchreien, und an die Dohlen, die um die Hütten von Damerow, Coſerow, Koelpin und Loddin ſchwärmen, verwieſen iſt — die Sage von Vineta klingt ſo ſchön und lieblich auf einem Boden, wo ſonſt nur die königlichen Domainen und Rittergüter anziehend ſind, daß man allerdings Recht hätte, wenn man ihr weiter nachſpürte, wenn man auf dem Meeresgrunde ſuchte nach der Herrlichkeit des

wendiſchen Pompeji, wovon Chroniken und Volksmund Kunde geben und wovon der Propſt Zöllner behauptet, es ſei eitel Lüge, er, der aus Berlin nach Pommern fuhr und von dem Strande aus die ſeltſamen Steinriffe mit dem Fernrohr betrachtete. Auch Weber bemerkt kurz und gut, Vineta und Julin (Wollin) ſei eine und dieſelbe Stadt geweſen und von den ſpäteren Chroniſten ſeien die verſchiedenen Namen für zwei Städte gehalten worden. Aber die Sage, ſollte ſie ohne allen Grund ſein? Sollten die pommerſchen Bauern ſo ſchöne Mähr erſinnen? Sollte die Geiſtlichkeit dieſe Tradition zur Stütze des jungen Chriſtenthums, dem Vineta ein Sühnopfer fiel, verbreitet haben und haben verbreiten können, da man ſich hier doch durch den Augenſchein vom Gegentheil überzeugen konnte? Helmoldus *) ſagt in ſeinem Chronicon Slavorum von Vineta: An der Mündung der Oder, wo das baltiſche Meer anſpült, war vormals die berühmte Stadt Vineta, welche den in ihrem Umkreiſe lebenden Barbaren und Griechen (Reußen) einen trefflichen Aufenthalt gewährte. Ich will einige Merkwürdigkeiten, die den Ruhm dieſer Stadt betreffen, anführen, weil man manches Große und kaum Glaubliche davon erzählt. Sie war unſtreitig die größte unter allen euro-

*) Helmoldus lebte 1170 in Bauzen.

päischen Städten und wurde von Slaven bewohnt, nebst anderen griechischen und barbarischen Völkerschaften, denn auch die sächsischen Ankömmlinge erhielten die Erlaubniß, sich dort niederzulassen, wenn sie sich nicht als Christen zu erkennen geben. Denn bis auf den Untergang dieser Stadt waren Alle den Irrthümern des Heidenthums zugethan. Uebrigens gab es kein Volk, welches von freundlichern Sitten und gastfreier gewesen wäre. Jene Stadt, reich an Waaren aus allen Nationen, schloß alles Angenehme und Seltene in sich. Diese sehr reiche Stadt soll ein gewisser Dänenkönig mit einer großen Flotte von Grunde aus zerstört haben. *) Man sieht daselbst einen Neptun von dreifacher Natur; denn jene Insel wird von drei Meerbusen bespült, von welchen der eine von ganz grüner Farbe sein soll, der zweite weißlich, der dritte aber soll, von immerwährenden Stürmen in wilden Aufruhr versetzt, toben." Soweit Helmoldus; diejenigen aber, welche an Vineta zweifeln, behaupten, Helmoldus habe die Kirchengeschichte des Adam von Bremen, die hundert Jahre älter sei, wörtlich abgeschrieben und nur für Julin Vineta gesetzt. Vineta sei nur ein Epitheton des jetzigen Wollin (Julin) und bedeute civitas Vinetorum. Ja man zweifelt sogar, daß Helmoldus selbst „Vineta"

*) Nach Helmoldus ging also Vineta nicht durch Sturm unter.

geſchrieben, da die beſten Codices Jumneta enthielten, die lateiniſche Bezeichnung für das ſlaviſche Jumne, welcher Name Julin wegen der dort befindlichen Jomsburg beigelegt wurde. Dazu komme noch, daß die Ereigniſſe, welche Helmoldus nach Vineta verlege, von Adam von Bremen als in Julin geſchehen erzählt würden. Alſo die Einerleiheit beider Städte ſei dadurch erwieſen, und zwar um ſo mehr, als der Biograph des Biſchofs Otto von Bamberg, des oben erwähnten Apoſtels der Pommern, eines Vineta mit keiner Sylbe gedenke, ſo wenig wie Saxo Grammaticus, der im 12. Jahrhundert dieſe Gewäſſer in eigener Perſon befahren habe. Herr Wilhelm Meinhold, der überhaupt um die Vergangenheit Pommerns beſorgter iſt, als um deſſen Zukunft, hat es demohngeachtet übernommen, die Wendenſtadt aus der Kritik zu retten und aus dem Meere, wenn ſich nämlich für den letzteren Fall eine hinlängliche Geſellſchaft zuſammenfinden möchte, um die Koſten zu einem Augenſchein mittelſt der Taucherglocke zu tragen. *) Was die Gründe des Herrn Meinhold für Vineta betrifft, ſo bieten ſie zwar keinen directen Gegenbeweis hinſichts der Gründe gegen Vineta, aber Beachtung werden ſie immerhin verdienen. Er geht von der Sage aus und unterſtützt dieſelbe durch viele kleine Thatſächlichkeiten,

*) Humoriſtiſche Reiſebilder von Ufedom.

die wenigstens seinen Antrag, die räthselhaften Ruinen zu untersuchen, motiviren. Wenn Herr Meinhold aber der Meinung ist, der Codex Oldenburgensis, welcher für die Jahre 1158—1176 mehrere Personen aus Julin und Vineta anführt, die gleichzeitig im Rathe zu Lübeck gesessen hätten, könne für die Existenz Vinetas angeführt werden, und wenn er jene Angaben, selbst trotz des Unterganges von Vineta im Jahre 1125, noch beachtungswerth findet, so wird man dieser Vermuthung für Vineta doch schon aus dem Grunde nicht den geringsten Glauben schenken dürfen, weil der Lübecker Rath von 1158—1176 aus christlichen Elementen bestand und nicht aus slavischen, die sich doch noch bei dem Untergange Vinetas in dieser Stadt vorgefunden haben sollen, es auch nicht anzunehmen ist, daß ausnahmsweise die Taufe Einzelne aus der slavischen Bevölkerung Vinetas für den Lübecker Rath geeignet gemacht hätte. Freilich wohl werden in jenem Raths-Verzeichnisse, das ich selbst in Lübeck eingesehen habe, die Namen Julin, Vineta und Uznam (Usedom) gleich hintereinander angeführt und dadurch Vermuthungen erregt, man habe Vineta am baltischen Meere vor Augen gehabt; allein dasselbe rührt aus dem Jahre 1234 her, und es ist wohl anzunehmen, daß der Rathsschreiber, welcher es anfertigte, den Locum Winethe bei Hamburg mit dem alten Vineta verwechselte und ihn beliebig neben Julin und Uzeam setzte. Aus

Usedom und Julin aber konnten immerhin Personen in dem Lübecker Rath sitzen, da diese Gegenden zu der angegebenen Zeit längst das Christenthum adoptirt hatten. Die Thatsachen dagegen, welche Adam von Bremen als in Julin, Helmoldus als in Vineta geschehen erzählt, beziehen sich nur auf die Flucht des dänischen Königs Harald, und Meinhold meint, eine Verwechselung derselben sei dadurch möglich geworden, weil sich jener leicht aus einer Nachbarstadt in die andere habe begeben können. Was endlich den Umstand betrifft, daß weder Saxo Grammaticus, noch der Biograph des Apostels der Pommern Vinetas erwähnen, so meint Meinhold, man müsse erwägen, daß jener auch der Jomsburg nicht gedacht habe, deren Existenz doch über alle Zweifel erhaben sei, während dieser Vineta nicht gekannt habe, das zu seiner Zeit schon den Wellen verfallen gewesen sei.

Wie gesagt, man wird einsehen, daß die kritische Untersuchung im engeren Sinne des Worts die Existenz Vinetas nicht rettet; denn sollten Augenzeugen der Stadt, oder doch ihrer Ueberreste jenes Ereignisses mit keiner Sylbe gedenken, während andere Chronisten, die den Strand des baltischen Meeres nie mit einem Fuß betraten, die nie in persönlichen Beziehungen zu jenen Landestheilen standen, uns Wunder davon erzählen? Mochte Andreas, der Biograph Ottos von Bamberg, auch die Spuren Vinetas nicht beachten, von denen

ſelbſt noch vor hundert Jahren die Fiſcher von Uſedom und Wollin, als etwas ihnen durch den Augenſchein Bekanntes erzählt haben ſollen, ſo muß man doch annehmen, daß er die hiſtoriſchen Beziehungen jener Stadt zu dem Heidenthum und dem jungen Chriſtenthum, das ſich aus demſelben losrang, erwähnt haben würde. Otto von Bamberg taufte um das Jahr 1124 die erſten Pommern, und im Jahre 1125 ging Vineta unter, nach Helmoldus von Haralds Hand getroffen, nach der Sage aber durch einen Sturm, der ſieben Monate lang aus Nordoſt blies und die Fluthen des baltiſchen Meeres über Uſedom trieb. Sollte das Chriſtenthum, das ſo gern ſeinen Grund in Wundern und dem Zorn Gottes erblickte, dieſes Ereigniß unbenutzt gelaſſen, ſollte der Geſchichtſchreiber hier nicht den Finger Gottes wahrgenommen haben? Indeß die geſchichtlichen Studien jener Zeit dürfen nicht mit einem modernen Maßſtab gemeſſen werden, die Anfänge des Chriſtenthums waren mit dem Martyrthum verknüpft, und man konnte nicht wohl über die Gefahren hinaus noch nach etwas Anderem blicken, als nach dem Kreuze und der Dornenkrone. Thatſachen, die den Apoſteln und Chroniſten hier nicht geradezu vor Augen traten, konnten ihnen ſchon entgehen, eine Entfernung von einigen Meilen konnte zu jener Zeit ſo viel gelten, wie heut zu Tage eine Entfernung der Barbarei von der Civiliſation, obwohl tau-

ſende von Meilen zwiſchen beiden liegen mögen. Mit einem Worte, man ſoll die Ungewißheit der Vergangenheit nicht als eine Gewißheit der Gegenwart und Zukunft citiren, ſondern mit eigenen Augen ſehen, wenn man kann. Iſt doch ſelbſt durch neuere Unterſuchungen des Augenſcheins die Doppelehe des Grafen von Gleichen, trotz Chroniken, Kirchenrecht, Sacrament und aller kritiſchen Einwürfe, mehr als wahrſcheinlich gemacht worden. Somit hat Herr Meinhold ganz Recht, wenn er im Intereſſe der Geſchichte, die hier mehr, als eine Curioſität zu berückſichtigen hat, das Leben und den Augenſchein zur Entſcheidung über die Frage vorſchlägt: „gab es ein Vineta, oder nicht?“ Einmal iſt die Sage von dem untergegangenen Vineta ſeit Jahrhunderten einheimiſch auf Uſedom. Sagen haben immer einen factiſchen Grund, man wird in dem Lauf der Zeit die urſprüngliche Wahrheit entſtellen, ausſchmücken, poetiſch formen, man wird ſie in andere Gegenden und Zeiten verlegen können, aber erfinden laſſen ſich Sagen nicht. Weiter heißt ein Steinriff, eine halbe Stunde ſüdlich von den Ruinen von Vineta, oberhalb des Dorfes Uekeritz, am Strande von Uſedom, noch bis auf den heutigen Tag das „Bollwerk.“ Dieſes Bollwerk ſtimmt ganz mit der Lage des Hafens von Vineta überein, von dem die Chroniſten erzählen; auch wird man ſchwerlich einen anderen Grund für jene Bezeich-

nung finden können: wozu ein Bollwerk an einer Stelle, die keines Bollwerks bedarf, an dem öden, unfruchtbaren Strande von Uſedom? Der pommerſche Geſchichtsſchreiber Thomas Kantzow beſchiffte 1538 die Ruinen und der Bürgermeiſter von Treptow Johann Lubbechius befuhr ſie 1564. Damals erzählten die Fiſcher von Damerow, *) daß noch ganze Steinpflaſter der Gaſſen von Vineta vorhanden ſeien, aber übermooſet, oder verſandet. Wenn ſie zugleich hinzufügten, dieſelben ſeien eben aus dieſem Grunde unſichtbar, ſo mag man ſolche Spuren nicht als Beweis anführen können, aber doch die Erzählung davon als Vermuthung für die Unmittelbarkeit der Sage, ja man muß dafür halten, daß die erwähnten Spuren wenigſtens noch von den älteſten Leuten jener Zeit geſehen worden waren. Aber nicht nur die Sage lebt ſeit Jahrhunderten auf Uſedom, ſondern auch der Name Vineta. Mochten die Chroniſten Vineta ſtatt Julin leſen, oder die Vineta civitas womit man Julin bezeichnete, für eine zweite Stadt erklären, ſo wird man doch mit Recht fragen können, weshalb dieſe falſche Lesart, oder Verwechſelung in den Mund eines rohen und ungebildeten Volks überging, das weder Adam von Bremen, noch Hel-

*) Eins jener vier Dörfer mit wendiſchen Namen am Strande, den Ruinen von Vineta gegenüber.

moldus las? Endlich sind Alle, welche die Ruinen von Vineta beschifften, für die Existenz dieser Stadt. Weder Kantzow noch Lubbechius, noch diejenigen, welche der pommersche Herzog Philipp mit der Ausmessung derselben beauftragte, haben diese Ruinen für gewöhnliche Steinriffe erklärt, wie der Propst Zöllner, der nur die über sie einbrechende Brandung vom Ufer aus betrachtete. Ja die ersteren Beiden haben uns Zeichnungen von ihnen hinterlassen, die, wenn auch in Einzelheiten divergirend, die Hauptsache: die Regelmäßigkeit der Ruinen constatiren, eine Regelmäßigkeit, die kein Werk des Zufalls sein kann. Herr Meinhold bemerkt noch, daß im Jahre 1836 auch ein von Menschenhand bearbeiteter Stein aus dem Meeresgrunde, der die Ruinen trägt, gezangt *) und der Merkwürdigkeit wegen nach Stettin gesandt worden sei. Wenn man auch bis dahin nur rohe Steinmassen an der Stelle, wo Vineta gestanden haben solle, zu Tage gefördert, so verdiene nichts desto weniger dieser Stein Beachtung, denn auch wir bearbeiteten ja selten die Grundsteine unserer Häuser, und Wogenschlag und Eisgang von Jahrhunderten könnten überdieß leicht die künstliche Form abgerieben haben. Auf den Stein mag man wenig Gewicht legen, denn Herr Meinhold selbst meint, er

*) Man unternimmt diese Arbeit mit großen Zangen.

könne von einem jener hier gestrandeten Schiffe herrühren, deren man mehrere anführt, aber bedeutungsvoller ist das Argument einer zahlreichen slavischen Bevölkerung, die hier unzweifelhaft existirt habe, und gerade in der Nähe der Ruinen von Vineta, auf dem unfruchtbaren Strande von Usedom, während doch der Mönch Andreas Pommern als das Land der Verheißung, dem nur Wein, Oel und Feigen gefehlt hätten, beschreibt, und es also nicht wohl abzusehen sei, weshalb die Slaven hieher gezogen seien, wo das Terrain dem ihnen bereits bekannten und mit dem besten Erfolg ausgeübten Ackerbau so ungünstig gewesen, seien sie nicht eben von einer großen Stadt angezogen worden, deren Nähe sie gegen die Unfruchtbarkeit des Bodens entschädigt habe. Gewiß, man findet auf dem betreffenden Strande von Usedom auf jeden Schritt Ueberreste der slavischen Vorzeit: Todtenhügel, Scherben von Todtenurnen, Brandstätten, Gebeine; und die bereits erwähnten Dörfer, die den Ruinen Vinetas vis à vis liegen, führen slavische Namen; also kann man wohl annehmen, daß einst an diesem Strande ein regeres Leben herrschte, als jetzt, wo der Sturm und die Brandung allein die Monotonie, die über den Dünen schwebt, lichten. Aber man findet nicht nur Ueberreste einer Bevölkerung an dieser Stelle, sondern auch Ueberreste eines reichen, blühenden und üppigen Verkehrs, goldene und silberne

Münzen. Meinhold selbst behauptet, als dreizehnjähriger Knabe eine handgroße silberne Münze gefunden zu haben und im Besitz eines Dirrhem des Kalifen Elamun zu sein, des siebenten aus dem Geschlechte der Abassiden, geschlagen zu Samarkand im Jahre 203 der Hedschra, der gleichfalls aus einem auf Usedom stattgefundenen Fund von Silbermünzen herrührt. Woher arabische Silber- und Goldmünzen in dieser sterilen Gegend, wenn dieselbe nicht in einem ausgedehnten überseeischen Verkehr stand? Und wenn solches der Fall war, wie konnte es ohne den Mittelpunkt einer großen Stadt geschehen? Zu dem allen kömmt noch, daß die Insel Usedom von jeher von dem Sturme und Meere heimgesucht wurde, die sich das Wort gegeben zu haben scheinen, sie allmählig in den Bereich der Fluthen zurückzuziehen, dem sie einst angehörte. Die ganze Insel ist vom Meere ausgefressen; wo noch vor einigen zwanzig Jahren die Pflugschaar Furchen zog, da wälzen sich jetzt die Wellen. Augenzeugen sagten mir, daß bei einem Nordost die See oft oberhalb und unterhalb des Gölpinsees in das Achterwasser übertrete und dann die dazwischen liegende Strecke, eben jene slavischen Dörfer, zu einer förmlichen Insel forme, indem die Wogen sich nach beiden Landseiten hin meilenweit ausbreiteten. Konnte nicht eine solche Ueberschwemmung, wenn sie länger, als gewöhnlich anhielt, auch eine Stadt hinweg-

reißen in die Gewässer? So soll Rügen nicht nach und nach, sondern plötzlich durch einen Sturm von Pommern getrennt worden sein, Rügen, eine Landesstrecke von 18½ Quadratmeilen; so werden alle jene kleinen Inseln, die die pommersche Küste bis zur Peenemündung schmücken, einst Festland gewesen sein. Mit einem Worte, ohne allzufest auf die vorliegenden Indicien für die Existenz Vineta's zu bauen, könnte man doch den Antrag des Herrn Meinhold zu einer Untersuchung der Ruinen berücksichtigen, wie sie bereits im Jahre 1827 von dem Kronprinzen von Preußen intendirt wurde, der die Ruinen befuhr. Freilich wird es schwer halten, eine Privat-Gesellschaft zu diesem Zwecke zu vereinen, da der Geheime Rath Sack in Stettin, der sich auch für Untersuchungen, die nicht in materiellen Beziehungen zu Pommern standen, interessirte, und der in seiner Stellung als Ober-Präsident von Pommern dazu einen Impuls geben konnte, verstorben ist. Die umsichtige preußische Regierung müßte vielmehr allein die Veranlassung zu einem Schritte geben, dessen geringe Kostspieligkeit durchaus nicht im Verhältniß zu dem Resultate der Gewißheit und — wenn es ein Vineta gab — zu dem der nordischen Alterthumskunde steht, die man auf dem Grunde des Meeres ohne Zweifel finden wird; denn von dem alten Wendlande ist uns kaum etwas Anderes übrig geblieben, als Sage

und Dichtung, und die Heimskringla-Saga, die auch Wendland berührt und die uralte Jomsburg, ist doch nur ein Nebelvorhang, durch den wir die alten Zustände wohl erblicken, aber nicht unterscheiden können. Das Christenthum hatte so viel mit sich selbst zu thun, daß es den Faden der Geschichte verlor, und die Gegenwart, die ihn, wie allenthalben, gewiß auch hier wieder anknüpfen möchte, würde somit wohlthun, jeden historischen Sonnenstrahl aufzufangen.

Funfzehntes Capitel.

Pommern (Fortsetzung.) Bewohner. Slavische Elemente. — Deutsche Bevölkerung auf dem platten Lande. — Territorialbeschaffenheit von Pommern. — Usedom. Einwohner und örtliche Zustände. — Die Ruinen von Vineta und Beschiffung derselben. — Swinemünde. Die Plantage und ihre Entstehung. Seebad und neuer Hafen. — Wollin. Das alte Julin auf dieser Insel. — Wolgast und die Ruinen des alten Schlosses. — Greifswalde. — Stralsund. — Ueberfahrt nach Rügen.

Von slavischen Elementen haben sich in Pommern die Kassuben in Hinterpommern, in der Umgegend von Schmolzin unzweifelhaft, vielleicht auch die Lieperwinkler, auf Usedom, und die Mönchguter auf Rügen erhalten. Im Uebrigen ist Wendland im Christenthum untergegangen, d. h. man ist auf dem platten Lande, wo die Armuth nicht entgegen steht, reinlicher, als unter den Kassuben und den Lieperwinklern *) und in sofern auch ehrlicher, als man nicht stiehlt, was unter diesen noch als eine alte wendische Gewohnheit bei-

---

*) Also genannt von dem Kirchdorfe Liepe.

behalten zu seyn scheint; aber gastfreier, zuvorkommender, hülfthätiger und zutraulicher ist man leicht nirgends, als am Ledastrom, den die Kassuben umwohnen, und in jenem vom Achterwasser und der Peene gebildeten Winkel, den die Lieperwinkler seit undenklichen Zeiten, abgeschieden durch Sitte und Gewohnheit von den übrigen Usedomern, besetzt halten. Die Mönchguter leben sogar nicht mit dem Vieh unter einem Dache und zeichnen sich höchstens durch die auffallende Tracht, durch die Vorliebe für schwarz und roth, durch die kurzen Röcke der Weiber und die vielen Hosen, die die Männer eine über die andere ziehen, vor der deutsch-christlichen Bevölkerung Pommerns auf dem platten Lande aus, die freilich Gott danken kann, wenn sie eine Hose anzuziehen hat. *) Auch der Kassube trägt aus Oekonomie nur einfache leinene Hosen, wie man denn wohl annehmen kann, daß der Schmutz bei ihm, wie bei den Lieperwinklern, eben so sehr eine Folge der Nothwendigkeit, als ein wendischer Ueberrest ist. Der Fischfang an den Küsten der Ostsee hat nicht wohl in feudale Verhältnisse eingeklemmt werden können, und da er überreichliche Ausbeute gewährt, so hat die der Küste anwohnende Armuth wenigstens zu leben, während man in anderen Districten, landeinwärts, nur so viel erwirbt,

*) Siehe Mönchgut bei Rügen.

daß man nicht stirbt. Es verdient hier Erwähnung, daß den beabsichtigten freien Bauergütern von Privaten häufig entgegen gewirkt wird, die die Vortheile, welche man durch die angeführten Gesetze dem Bauer zuwenden wollte, listig sich vindiciren. Wirthschaftsinspectoren kaufen den letzteren aus, und wenn sie das Land auch in neuer Weise, ganz gleichmäßig mit den königlichen Domainen und Rittergütern bestellen, so mag man doch in der Veredelung des Ackerbaues, wie dieselbe solchergestalt herbeigeführt wird, eben keinen Nutzen für die Gesellschaft und den Staat erblicken. Der Grund aber hiervon liegt darin, daß der Luxus, wie nach allen Seiten hin, auch nach Pommern zu ausschreitet, aber die Bildung und Civilisation, die ihn anderwärts begleiten, sind hier nicht anzutreffen; somit hat denn die Uebervortheilung freies Spiel. Nur die Bildung und Civilisation können den trägen Charakter des pommerschen Bauern leichter und schnellfüßiger machen, nicht aber die Gesetze, und wenn man jene nicht von denen begünstigt sieht, die in unmittelbarem Verkehr mit den unteren Klassen stehen und in Pommern den meisten Einfluß auf dieselben ausüben, ich meine, von den Geistlichen, so werden die drei Landschullehrerseminarien zu Stettin, Köslin und Greifswald immer nur sehr bedingungsweise ihnen dienen können. Was wird der Landmeister in dieser Hinsicht erreichen, wenn der

Pfarrer die „edle Einfalt" predigt? Dieſe Herren ſollten überhaupt mehr handeln, als predigen, ſie ſollten dem Bauern darthun, daß er an die alte Sitte der Väter halten müſſe, aber nicht an ihre Unſitte, ſie ſollten ſich nicht nur um den Glauben der Bauern kümmern, ſondern auch um das Leben derſelben. In dieſem Falle aber würde der Fortſchritt ſicherlich keine ſchiefe Richtung nehmen. Der pommerſche Bauer inſonderheit iſt arbeitſam und ausdauernd, aber die „edle Einfalt" bewirkt eben, daß er den Ackerbau im alten Schlendrian betreibt und den Fiſchfang nicht erweitert. Wohin man das Auge wendet, hört man von Verſtändigen und Vorurtheilsfreien deshalb Klagen. Die Städte blühen auf, aber das platte Land liegt in den alten Banden, weil die Herren Pfarrer ſich nur an das Dienſtreglement halten und die Gemeinde außerhalb der Kirche auch noch vom Standpunkte der Kanzel betrachten und von dem Subordinationsverhältniſſe aus. Ja viele dieſer Herren gehen ſo weit, daß ſie den Verfall der Bauern, den überhandnehmenden Luxus und die Demoraliſation, wenn auch nur mittelbar, dem Unterricht in Rechnung ſtellen, ſtatt daß ſie vielmehr bedenken ſollten, der Luxus ſei nur eine epidemiſche Krankheit der Zeit, und der Unterricht und die Bildung ſeien die Heilmittel dagegen. Wenigſtens reichen die Kirche und der blinde Glaube in dieſem Falle allein nicht aus. Fiat lux! auch über

Hinterpommern; mögen die Pfarrer, die bis dahin wie Sterne am dunklen Himmel pommerſcher Einfalt glänzten, dann auch minder in die Augen fallen, ſo wird das Land doch in der neuen mittägigen Beleuchtung nur um ſo beſſer erſcheinen.

Die jetzige Provinz Pommern zählt außer den bereits erwähnten Beſtandtheilen auch neumärkiſche und weſtpreußiſche Elemente, und iſt ſo flach und eben gehalten, daß ſie ſich nur auf der Inſel Rügen zu Bergketten erhebt, ſonſt aber nur zu einzelnen Hügeln, wie z. B. zum Tollenberg und Revekuhl, und in Hinterpommern zu jenen Dünen, die das Meer aufſchwemmte. Wie das Land, ſo iſt auch die anſpülende Oſtſee flach und einförmig und nur an einzelnen Stellen zur Landung größerer Schiffe geeignet. Intereſſante Punkte bietet Pommern — wie geſagt — nirgends, als auf den Inſeln: Uſedom, Wollin und zumeiſt auf Rügen.

Wird Uſedom durch die Sage von Vineta dem Alterthumsforſcher merkwürdig, ſo ſteht es durch das Seebad Swinemünde in modernen Beziehungen. Jedenfalls verdient es eine nähere Betrachtung. Die Inſel Uſedom, nach Rügen die größte Pommerns, umfaßt einen Flächenraum von 7¾ Quadratmeilen mit ungefähr 16,000 Einwohnern, die zum größten Theil dem flachen Lande angehören. Die beiden Städte Uſedom und Swinemünde werden zuſammen nicht über 4000 Ein-

wohner zählen. Usedom ist durch die Peene, die Swine und die Ostsee dergestalt ausgezackt, daß es an einzelnen Stellen, wie z. B. bei dem Dorfe Damerow, nur einen Büchsenschuß Landes breit ist und, ängstlich eingeklemmt zwischen dem Achterwasser und der Ostsee, jeden Augenblick des Einbruchs der Fluthen gewärtigen muß, die in diesem Falle, der schon einmal einzutreten drohte, aber durch Abdämmung verhindert wurde, eine dritte Insel an diesem Fleck der Ostsee hervorrufen würden. Wald bedeckt die Ostküste der Insel, aber es sind meistens einförmige Fichten, die in dem Sande von Woitzig bis Peenemünde gedeihen und, von der See aus betrachtet, einem dichten Kranze gleichen, der von dem gelben Bande des Strandes zusammengehalten wird. Mitten unter ihnen empfindet man nur jene sterilen Eindrücke, die eine solche Zwitternatur von Meer und Erde veranlaßt, jene Unheimlichkeit, die uns bei aller Zerrissenheit beschleicht: wie lange wird es dauern, bis diese zur Zeit noch dem Meere Trotz bietenden Bäume mit ihren Gipfeln unter den Fluthen begraben sind, welche gierig am Strande spielen und jede Gelegenheit zur Beute erhaschen? Vielleicht doch noch länger, als die Art vorhält, die die Waldungen von Usedom mehr, als nützlich lichtet. Neben Holz findet man viele Torfmoore auf dieser Insel, aber auch grüne und fette Triften. Ackerbau und Fischerei bilden die Erwerbsquelle

der Einwohner, die auch der Schifffahrt tüchtige Matrosen und Lootsen liefern. Trotz dem, daß sich bereits auch hieher von Berlin, Stettin und Swinemünde aus der Luxus verloren hat, muß man doch im Ganzen das Festhalten an der alten Gewohnheit loben, die bei den Lieperwinklern noch einen nationalen Anstrich zu haben scheint. Wäre nur der Branntwein nicht, der hier, wie allenthalben in Pommern, die einzige geistige Beziehung des gemeinen Mannes ist, ich möchte sagen, die einzige Begeisterung, denn wo man eine lebendigere Weise findet, da kann man sicher sein, daß der „Schnaps" den Grund dazu gelegt hat. Ohne diesen deus ex machina wird der gemeine Mann stets dieselbe indifferente Haltung bewahren. Auch hier hat die Leibeigenschaft tiefe Spuren hinterlassen, Ruinen im Menschenleben, an denen sich die Brandung der jungen Zeit bricht.

Usedom, wie Wollin, trägt in seiner ganzen Oberfläche den Eindruck des Meeres, das hier einst seine Wogen rollte. Hohe Sanddünen durchkreuzen die Insel, Granitschichten ragen aus dem Boden hervor. Nur da, wo die Vegetation gegen den Sturm und die Einwirkungen der Ostsee durch die Abhänge der Dünen gesichert ist, hat sich eine fruchtbare Dammerde gesammelt. Die Wiesen findet man in den noch niedrigeren Thälern, und da, wo die tiefsten Gründe der Insel, Seen

die eine lebendige Abwechſelung bieten zwiſchen Buchen, Eichen, Tannen, Wieſen und Dünen.

Wenn die Männer der der See zuliegenden Dörfer dem Fiſchfang und der Schifffahrt nachgehen, ſo ſind es die Weiber, welche den Acker verwalten. Der letztere iſt immer Nebenſache im Verhältniß zum Meere, das für alle, die ſich ihm einmal hingegeben haben, eine ſeltene Anziehungskraft zu beſitzen ſcheint, vermuthlich nur der Gefahr wegen, die auf Uſedom und allenthalben, wo die See Gewalt über die Menſchen ausübt, als die Würze des Lebens erſcheint, als eine ergötzliche Abwechſelung des ewigen Einerleis. Sie ſetzen es ein in die hüpfenden Wellen für einen Häringsfang, für einen Robbenſchlag, für einen Lootſenlohn, und die Spannung zwiſchen Leben und Tod iſt jenen Menſchen die Poeſie des Daſeins. Deshalb bauen die Weiber den Acker und weben die ſchwarzen und rothen Jacken, die immer wie ein Symbol des Todes anzuſehen ſind; denn auch hier hört man von ganzen Geſchlechtern, die ununterbrochen von Vater auf Sohn und von Sohn auf Enkel ihr Grab auf tiefem Meeresgrunde wählten und nie des Zimmermanns bedurften, daß er ihnen das Bett einrichte. Es iſt eine ſchauerliche Beſtimmung, aber die See läßt ſie nicht, und wenn man in Peenemünde, wie ich, bei brauſendem Sturm ein Lootſenboot ausrüſten ſieht, weiß man auch, warum ſie ſie nicht

läßt. Die See ist ihre Braut, und wenn sie wehklagend den Buhlen zuruft und ihr Angstruf durch die langen Tannen und die uralten Eichen von Usedom rauscht, dann müssen sie wohl hinaus, um zu kosen mit der Liebsten, oder auf ewig in ihren Armen zu ruhen und zu träumen.

Im Sturme nimmt sich die Sage von Vineta auch um so hübscher aus. Ich stand auf dem Streckelberg bei Coserow, der ungefähr dreihundert Fuß über die Gewässer zu seinen Füßen emporragt, über die tückischen Gewässer, die diesem König, dessen Thron, wie so mancher andere, auf Sand gebaut, spielend ein Stück Scepter nach dem andern entreißen, und mein Auge schweifte hinaus auf die unendliche Wasserfläche, die sich hob und senkte und nach allen Richtungen hin Ruhepunkte bot, hier die gelben, waldeingefaßten Ufer von Wollin, dort Jasmunds weißes gespenstiges Antlitz, dort selbst, wenn man zum Fernrohr griff, Stralsunds weitgestreckte Thürme; aber näher brach sich an zwei verschiedenen Stellen die Brandung und wie Lämmer irrten die Wellen am Strande umher und eilten zurück in die gewaltige Heerde, die der Sturm trieb. „Woher die Brandung dort und der dampfende Gischt?" fragte ich den Führer, einen Schneider aus Coserow. „„Da liegt die alte Stadt Vineta."" „Und die Mauern von Menschenhand sind nach Jahrhunderten noch fester, als das

Meer von Gottes Hand, daß es ſich brechen muß über ihrem Haupte?" Der Schneider meinte ja, aber ein Freund erinnerte mich, daß die Wenden bekanntlich nur aus Holz und Lehm gebaut hätten und daß ſolche Bauten wahrſcheinlich nicht den Jahrhunderten Trotz bieten dürften und dem leiſeſten Wogenſchlag. Ich ließ mich nicht enttäuſchen durch dieſe kritiſche Gloſſe unter dem poetiſchen Text des Augenblicks, ich dachte an die Mauern aus Jaspis und Marmor und an die goldenen Zinnen, ich überhörte es ganz, daß ein Schiffer verſicherte, dieſe Mauern ſeien von Backſteinen, (eine Bemerkung, die meinen Freund nur überzeugte, daß man ſich auf „das, was die Leute von Vineta ſagten," gar nicht verlaſſen könne, denn Backſteine hätten die Wenden gewiß gar nicht gekannt, und Backſteine ſeien gewiß längſt dem Meere erlegen) und ſiehe da! der Sturm verflog und die Brandung ließ ab und die Sonne lächelte durch den grauen Oſtſeeſchleier. „Siehſt du dort, wo Vineta liegt, nicht lange goldene Streifen durch die grüne Waſſerdecke leuchten?" Mein Freund lachte, und am nächſten Tage fuhren wir von Damerow 5000 Fuß hinaus in die Oſtſee, denn die See hielt gerade Mittagsruhe, und ihr weiter Mantel war ſo durchſichtig, daß wir viele Steine, die hier und dort auf dem Boden umher lagen, deutlich erkennen konnten.„ Wir halten über Vineta," ſagte der Schiffer „und

diese Steine sind Grabsteine." Schließlich muß ich doch noch hinsichts Vineta bemerken, daß man sich wohl fragen mag: wenn diese Steinmassen nicht Vineta sind, woher rühren sie denn? Kreide, neuer Kalkstein und neuer Gyps würden den Fluthen nicht lange Widerstand leisten, an Urgebürge ist hier nicht zu denken, Sandstein aber, alter Kalk, oder alter Gyps werden in der ganzen Gegend umher nicht angetroffen. Was sind also diese Steinmassen, wenn nicht Mauern von Vineta? Auf diese Frage blieb mir selbst mein nüchterner kritischer Freund die Antwort schuldig. Zu bemerken ist noch, daß die Magnetnadel auf den Ruinen von Vineta in Unordnung geräth, was eben das Scheitern vieler Schiffe daselbst erklärt. Der pommersche Regierungspräsident von Keffenbrink, der die Ruinen zu Ende des vorigen Jahrhunderts untersuchte, bringt diesen Umstand mit der Sage in Verbindung, zwischen Vineta und dem Dorfe Damerow seien Wiesen gewesen, wohin die Einwohner von Vineta ihr Vieh ausgetrieben, indem er annimmt, der in den versunkenen Wiesen enthaltene Eisenstein sei die Ursache jener Verwirrung der Magnetnadel.

Der Hauptort, oder wenigstens der, welcher die Reisenden am meisten interessirt, ist das 1824 eingerichtete Seebad Swinemünde, wohin man jetzt von Berlin in etwas über vier und zwanzig Stunden gelangen kann

und das daher vorzugsweise von patriotiſchen Preußen, die nicht die ſüddeutſchen Landbäder, oder Italien vorziehen, beſucht wird. Läge Swinemünde nicht eben an der Grenze von Hinterpommern, es möchte ſich leicht noch mehr heben und den übrigen Oſtſeebädern den Rang ablaufen; denn wenn auch Travemünde hinſichts des Hafens und der Handelsgeſchäftigkeit, die eine angenehme Abwechſelung in die Monotonie eines Badeortes tragen, mit Swinemünde concurriren kann, ſo liegt es doch nicht, wie dieſes, inmitten der ſchönſten Parthien der Oſtſee. Von Swinemünde aus kann man in einem Tage die Herrlichkeiten von Rügen und den anliegenden Inſeln befahren, hier mit der See verkehren und dort mit dem Lande; denn die Inſel Uſedom hat das Angenehme, daß ſie von ſüßem und Salzwaſſer gebildet iſt, von Fluß und Meer, daß ſie nach einer kurzen Ueberfahrt uns dem Feſtlande wiedergibt, und nach einem eben ſo kurzen Ausflug der offenen See in die Arme führt. Die Stadt Swinemünde iſt, ſeltſam genug, im holländiſchen Style erbaut. Beſchnittene Lindenbäume garniren die einſtöckigen Häuſerreihen, und ungepflaſterte Straßen heben den ländlichen Eindruck, der landeinwärts durch die Waldungen von Uſedom noch verſtärkt wird. Die Straßen pflaſtert man nicht, weil der Meerſand, der den Boden bildet, durch die Seewinde leicht verweht wird und das Pfla-

ſter ſomit ohne Verbindung ſein würde. Swinemünde verdankt, wie ganz Pommern, Brenkendorf viel. Friedrich der Groſſe ertheilte auf ſein Anrathen dem Orte Stadtgerechtigkeit. Ob man das künftige Seebad bereits ahnte, weiß ich nicht, aber man fing ſofort an, für die Verſchönerung der Stadt zu ſorgen und die Plantage ſtieg nach und nach aus dem Meere empor. So wenig dieſelbe Aufmerkſamkeit verdient, hätte man auch nichts weiter geſehen, als den Berliner Thiergarten, ſo muß doch ihre Entſtehung erwähnt werden. Man legte, wie häufig, um den Lauf der Flüſſe zu beengen und das Bett derſelben zu vertiefen, auch an der Mündung der Swine ein ſogenanntes „Packwerk“ aus Faſchinen und groſſen Feldſteinen an, und der Sand, den die See hinter demſelben abſetzte, wurde durch in das Waſſer geworfenes Strauchwerk gefangen und dadurch in feſten Boden verwandelt, daß man ihn mit Strandhafer beſäete. Wenn dieſer ſich ausgebreitet hatte, bepflanzte man die dem Meere abgewonnene Landesſtrecke mit Erlen und Weiden und vereinte ſo das Angenehme mit dem Nützlichen; denn die Plantage iſt ein einladender Spaziergang auf ſterilem Meeresboden, dem man kaum dieſen üppigen und friſchen Baumwuchs zutrauen ſollte. Wenn man früher der Swine durch ſolche Vorkehrungen Luft verſchaffte und tieferen Athemzug, ſo hat man neuerdings das Palliativmittel

durch eine Radicalkur verdrängt. Trotz aller Vorkehrungen versandete nämlich der Hafen immer mehr, und die Rhede in der offenen Oſtſee bot den Schiffen, die über den Sand nicht hinweg konnten, im Unwetter keine hinlängliche Sicherheit. Somit errichtete man ein „Fachwerk“ in größerem Maßſtab und aus Stein: zwei gewaltige Hafendämme, deren Umarmung der Fluß erlag. Er mußte nun nachgeben und ſtatt in der Breite in der Tiefe wühlen. Dieſe Hafendämme beſtehen aus ſenkrechten Steinwänden, die ſich aus dem Meeresgrunde ſieben Fuß hoch über die Oberfläche des Waſſers erheben und aus Quarzblöcken zuſammengeſetzt ſind, deren Kraft die Wellen nimmermehr brechen können. Unregbar ſind die langen Arme des Baues ausgeſtreckt und der Fluß windet ſich zwiſchen ihnen vergebens, alle ſeine Anſtrengungen, zu entfliehen und die Weite zu gewinnen, dienen eben nur dazu, den Zweck des Baues zu erreichen: wie ein gewaltiger Stier in enger Haft muß er die Erde aufwühlen, um ſich zu beſchäftigen, und wo früher die Tiefe kaum neun Fuß betrug, hat man jetzt vierzehn Fuß Waſſer. Stettins Schifffahrt und Handel ſind gerettet. Dieſes gigantiſche und wohlthätige Werk verdankt man dem verſtorbenen Oberpräſidenten von Sack und dem Staatsminiſter von Bülow.

Die nur durch die Swine von Uſedom getrennte Inſel Wollin iſt wenigſtens dem Alterthumsforſcher

durch die alte Stadt Julin, die an derſelben Stelle geſtanden haben ſoll, wo jetzt die Stadt Wollin, merkwürdig. Zwar exiſtiren auch über die Lage Julins Controverſen, indeß ſorgfältige Vergleichungen der verſchiedenen Angaben, die die Chroniken enthalten, berechtigen zu dem obigen Schluß. War Julin auch nicht ſo glänzend, wie die Fama davon in den Chroniken, ſondern vielmehr, nach der Beſchreibung des Mönches Andreas, der ſeine Mittheilungen aus Augenzeugen ſchöpfte, nur im wendiſchen Style erbaut, aus Lehm, Holz und Schmutz, ſo iſt doch die Ausdehnung der Stadt in weitem Umkreiſe um das jetzige Wollin ſehr unzweifelhaft. Heißt man doch noch heutigen Tages in der Feldmark des letzteren beſtimmte Plätze: den Fiſchmarkt, den Pferdemarkt, den Julmarkt. Wie ſollen dieſe Plätze hieher kommen, als durch die Tradition? „Julmarkt" kann vielleicht ſo viel heißen, wie juliniſcher Markt. Aber nicht nur, daß dieſe Plätze in der Feldmark von Wollin liegen, ſie ſind auch in beträchtlicher Weite von einander entfernt; lagen ſie alſo vor Zeiten innerhalb der alten Ringmauern von Julin, ſo iſt der große Umfang deſſelben dadurch erwieſen.

Ich habe ſchon, bei Gelegenheit Vinetas, erwähnt, Helmoldus wende die Beſchreibung, die der hundert Jahre früher lebende Adam von Bremen von Julin mittheilt, ohne Weiteres auf Vineta an, und in der

That, er hat jenen Chroniſten ſo wörtlich abgeſchrieben, daß er nur die einzige Stelle ausließ: „Dort iſt eine Olla des Vulcans, welche die Einwohner das griechiſche Feuer nennen, deſſen auch Solinus gedenkt.“ Sehen wir nun von Vineta ganz ab, ſo wäre doch Julin zum mindeſten eine ſehr prachtvolle Stadt geweſen. Aber ich habe ſchon geſagt, daß der Biograph des heiligen Otto zur Zeit, als dieſer Julin betrat, von einer ſchmutzigen aus Holz und Lehm beſtehenden Stadt ſpricht. Wie reimen ſich dieſe Widerſprüche? Man könnte wohl dafür halten, daß Adam von Bremen ſich eine licentia poetica erlaubte und wie ſo viele Chroniſten jener Zeit, die den Uebergang aus dem heidniſchen Mythus zur chriſtlichen Wahrheit bildete, die Sage aufputzte. Er ſelbſt ſah gewiß die Stadt nie, er hörte von ihrer Größe, ihrem Handel u. ſ. w. und legte nun die Phantaſie an ihre äußere Einrichtung, von der er nichts vernommen hatte. Wenn aber auch Andreas nicht aus eigener Anſchauung urtheilte, und vielmehr ſein Werk über Otto erſt 310 Jahre nach deſſen Tode vollendete, ſo muß man doch — wie geſagt — der Meinung ſein, daß er hinſichts der Beſchreibung von Julin auf authentiſchen Beweiſen fußt; denn was er mittheilt, trägt das Gepräge eines Tagebuchs des Biſchofs ſelbſt, oder eines ſeiner Begleiter. Bei Julin lag auch die berühmte Jomsburg, deren die Heimskringla Saga, die Joms-

vikinger Saga und die Eyrbiggia Saga erwähnt. Wahrscheinlich war sie die Akropolis der Stadt, und wurde von den Dänen erbaut und später zerstört, als die hieher gelegte Besatzung den ursprünglichen Zweck vergaß, die Wenden zu beaufsichtigen, und sich mit den Julinern in Seeräuberei einließ.

Zwischen Wollin und Usedom fließt nur die Swine und wenn die eine Seite der Fähre Ostswine genannt wird, so nannte man Swinemünde früher Westswine. Usedom stellt sich recht zutraulich und einladend dar, fährt man von Wollin hinüber, denn die anmuthige Einfassung, die Swinemünde mit seinen Häusern, Gärten und Schiffen dieser Seite der Insel verleiht, verdeckt den sandigen Charakter von Usedom, der sonst allenthalben durchblickt.

Ueber Usedom gelangt man nach Wolgast, das am jenseitigen Ufer der Peene liegt, in neun Stunden, ich sage in neun Stunden, denn obschon die Entfernung kaum fünf Meilen beträgt, so ist doch der Weg so tief und unzuverlässig, daß man nur mit Mühe den Sand besiegt. In Wolgast, berühmt durch Kornhandel, der sich hier aus Vorpommern concentrirt, werden die trauernden Ruinen des Schlosses der alten wolgastisch-pommerschen Herzöge die einzige Merkwürdigkeit sein. Schwarz und düster und zerrissen blicken sie durch die Nacht, fährt man spät Abends über die Peene, pitto-

reske und romantiſche Eindrücke gewährend in dieſer plattdeutſchen ebenen Gegend, die, obwohl von Wolgaſt an fett und fruchtbar, doch der Culminationspunkt aller Proſa iſt. Ein paar zertrümmerte Thürme neigen ſich wehmüthig aus dem Mauergeflecht hernieder zu Wolgaſt, das jung und blühend, in pommerſchem Geſchmacke aus dem letzten Brande emporſtieg. Von dem Hauptgebäude ſtehen noch Mauern, aber die Schutthaufen ringsum überragen ſie beinahe. Der ganze Platz, den die Ruinen einnehmen, iſt gleichfalls mit Mauer, Wall und Graben umgeben. Man behauptet, daß die Grundlage des Baus aus der alten ſlaviſchen Zeit herrühre, die vorpommerſchen und ſlaviſchen Fürſten würden dieſe Feſte, die im Jahre 1511 von Philipp I. zu Stettin in feſteren und letzten Zuſtand verſetzt wurde, als Aufenthaltsort benutzt haben. Seit 1557 war das Schloß beſtändige Wohnung der wolgaſtiſch-pommerſchen Herzöge, bis es 1675 von den brandenburgiſchen Truppen zerſtört wurde.

Von Wolgaſt an wird — wie geſagt — die Gegend fett, lehmig und trefflich für Gerſte und Weizen; grüne ſchwellende Wieſen durchkreuzen die Aecker; Gärten und Felder ſind mit Mauern eingefaßt; mit einem Worte, wir befinden uns in einer Gegend, wo die Wohlhabenheit, trotz aller Hinderniſſe der Menſchen, von der Natur hervorgerufen wurde. Wie licht und freund-

lich nehmen ſich die vorpommerſchen Dörfer in Vergleich mit dem Schmutz und der Armuth jenſeits der Peene und inſonderheit in Hinterpommern aus, wo Fidichow, Gülzow, Leba, Pollnow, Ratzebuhr, Rummelsburg, Werben, Zanow und Groß-Stepenitz, lauter kleine Städte, die den Höhepunkt hinterpommerſcher Bildung bezeichnen, im eigentlichen Sinne des Worts im Drecke ſtecken.

Man gelangt auf einem mannigfaltigen Wege über Eldena nach Greifswalde, dem pommerſchen Athen, das auch den preußiſchen Einfluß empfunden hat und heut zu Tage ſicherlich keinen Schuſter mehr zum Doctor creiren wird. Das Univerſitätsgebäude war früher glänzender, als die Univerſität, die unter Schweden kaum über ſechszig Studenten zählte, denen zwei und zwanzig Profeſſoren Vorleſungen hielten, heut zu Tage aber über hundert und dreißig, die größtentheils aus der Umgegend herrühren und von dreizehnhundert Thalern Stipendien und Häringen ſtudiren, mit denen das Meer hier der Armuth zu Hülfe kommt. Uebrigens erfreut ſich Greifswalde mancherlei Schenkungen und Einkünfte, wie z. B. des Kloſters Eldena, die die Profeſſoren tröſten mögen, wenn ſie vor leeren Bänken leſen. Profeſſor Schack wurde hier ſogar ſo fett, daß Czar Peter I. vor Verwunderung über die Maſſe den Wunſch äußerte, ſie näher zu unterſuchen. Wenn die

Fama nicht lügt, so sollte auch Schack die Ehre genießen, in Gegenwart Sr. Czarischen Majestät aufgeschnitten zu werden, eine Procedur, die dem dicken Professor so entsetzlich schien, daß er vom Schlage getroffen wurde. Ich erkundigte mich genauer nach dem Vorfall, und vernahm, Schack hätte der philosophischen Facultät angehört, die Collegen aber und der academische Senat hätten, trotz der Universitätsprivilegien und der Corporation, ihren Consens zu der von Peter dem Großen beabsichtigten anatomischen Untersuchung gegeben, da dieselbe doch auch im Interesse der Wissenschaft geschehe. Wenn dem so ist, so können sich die Göttinger Professoren Glück wünschen, daß sie nicht im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gelebt haben. Die Universität Greifswalde wurde 1455 von dem Herzoge Wratislaw IX., wolgastischer Linie, gestiftet, eigentlich aber von dem Bürgermeister Rubenow, der den Impuls dazu von den 1435 aus Rostock hieher geflüchteten Professoren erhielt. Rubenow wurde der erste Rector und die Rostocker Professoren malte ein pommerscher Künstler aus Dankbarkeit auf Leinwand. Wir wollen hoffen, daß sie im Leben nicht so traurig ausgesehen haben, wie in effigie. Rubenow wurde auch auf Leinwand gemalt, aber nichts desto weniger später von den getreuen Greifswalder Bürgern auf dem Rathhause gesteinigt, ein Mord, der nach Cramer von dem Teufel angelegt

war: „weil er befand, daß durch Stiftung der Academie mehr Gutes wider ſein hölliſches Reich beſchaffet werden würde, denn durch alle bisher angelegte Klöſter," eigentlich aber nur aus Eiferſucht der Bürger gegen den allmächtigen Bürgermeiſter herrührte. Bekanntlich hatte auch der Teufel ſeine Hand bei der Einſetzung der Georgia Auguſta im Spiel. Die Göttinger Bürger proteſtirten gegen die Univerſität und nannten den Anatomen Albrecht einen Menſchenſchinder. Ob ſie ahnen mochten, daß es leichter ſei, die Univerſität zu entbehren, als dieſelbe zu verlieren?

Die Studenten in Greifswalde gehören gewiſſermaßen zur Familie und haben den Vorzug, daß ſie ſich durch keinerlei burſchikoſe Weiſe auszeichnen, was hauptſächlich auch wohl an den beſchränkten Vermögensverhältniſſen der hier Studirenden liegen mag. Je nachdem dieſelben eine Erweiterung der Studien möglich machen, ſtudirt man gern in Halle, oder in Berlin.

Die Bibliothek iſt nicht unbedeutend, ſie umfaßt beinahe vierzigtauſend Bände, die freilich von Univerſitätswegen nur durch einen jährlichen ſehr mäßigen Beitrag und eine Quote der Inſcriptionsgebüren vermehrt werden können, durch außerordentliche Beiträge und Schenkungen aber den angegebenen Belauf erreichten. Im theologiſchen und hiſtoriſchen — beſonders im pommerſchen — Fache enthält die Bibliothek Werth-

volles, aber auch viel Ueberflüſſiges, denn man findet hier ganze Zimmer mit Schriften über Pommern, unter welchen ſelbſt Gelegenheitsgedichte nicht fehlen und Leichenpredigten. Zum nachhaltigen Studium neuerer pommerſcher Geſchichte und Geographie ſind die Manuſcripte des Profeſſors von Schwarz zu empfehlen, der im eigentlichen Sinne des Worts einen ganzen Schrank Ungedrucktes hinterlaſſen hat. Das Werthloſeſte in der Bibliothek mag von dem Profeſſor Mayer herrühren, der für Alles eine Antwort bereit hatte und mit einem: „das will ich ihm ſagen" auf den Lippen verſchied, als ſein Arzt wiſſen wollte: „worin wohl die Glückſeligkeit der Gerechten im künftigen Leben beſtehen würde?" Mayer ſtarb an der Waſſerſucht, und man behauptete, ſeine Schriften, die mit dem Paſtor Götze in Hamburg concurrirten, ſeien ihm ins Blut getreten.

Bedeutende wiſſenſchaftliche Momente knüpfen ſich nicht an Greifswalde, aber für Pommern war dieſe Univerſität doch eine Oaſe in der Wüſte; denn was wir an Geſchichte und Alterthumskunde über einen Landſtrich beſitzen, der erſt ſo ſpät in das Chriſtenthum übertrat, das verdanken wir den Greifswalder Profeſſoren, die nicht alle ſo fett, wie Schack, und ſo weitläuftig und ſchreibſeelig waren, wie Mayer. Erzählt man ſich doch von einem Gärtner, der, ohne Latein und Botanik, alle Pflanzen des Greifswalder botaniſchen Gartens bei rech-

tem Namen zu nennen wußte und allen Gärtnern zum Vorbild dienen konnte, nebenbei aber auch den Professoren, daß sie nicht so viel Gewicht auf Namen legen mögen.

Von Greifswald nach Stralsund (nicht Stralsund) gelangt man in acht Stunden, obwohl die Postmeilen kürzer sind, als die gewöhnlichen, die in Pommern kein Ende nehmen. Man erblickt die Stadt bereits aus weiter Ferne, da sie ganz in der Ebene liegt und von ziemlich hohen Thürmen überragt wird; indeß dieser Anblick, zwischen welchem und der Stadt wenigstens noch eine Meile liegt, fordert unsere Geduld, wie in ähnlichen Fällen, nicht heraus; denn die Gegend, die wir durchfahren, ist reich und überladen, und zur Rechten brauset die Ostsee um die heiligen Haine Rugias, in die sich der Horizont verliert, der alten Rugia, die wie die Meerspinne nach allen Seiten hin Beine und Arme und Fühlfäden streckt, und da, wo man der Welt Ende wähnt, eine neue Schöpfung bezeichnet.

Stralsund wird im Norden von der Meerenge Göllen *) begrenzt, nach allen anderen Seiten hin aber von Teichen süßen Wassers, die aus entfernten Seen Zufluß erhalten. Somit scheiterte Wallenstein an die-

*) Die Schreibarten variiren hier, man liest Göllen, Gallen, Gellen.

ser Feſtung und mußte ſich mit dem Admiralshut des baltiſchen Meeres begnügen. Uebrigens bewieſen ſchon die verbündeten Dänen und Preußen, daß ſie doch nicht „mit Ketten am Himmel hing," noch mehr aber die Franzoſen, die ſogar die Wälle ſchleiften, die nun in erträgliche Promenaden umgewandelt ſind. Stralſund war früher Hanſeſtadt und erhielt ſich ſeine Gerechtſame nicht nur unter Schweden, ſondern auch unter Preußen, das hier erſt 1830 mit der Städteordnung durchdrang und dem magiſtratlichen Uebergewicht, das auf mittelalterlicher Baſis beruhete, Grenzen ſetzte. Daß die neue Einrichtung ſchon deshalb erſprießlicher iſt, weil ſie Regel in der ganzen Monarchie iſt, wird man gern glauben; da ſie nun auch in Betreff der inneren ſtädtiſchen Angelegenheiten die größtmöglichſte Freiheit gewährt und inſonderheit die ſtädtiſche Geſetzgebung und Finanzverwaltung freigibt, ſo wird man auch eine Beſchränkung der Stadt durch die Ausdehnung der Städteordnung nicht behaupten können. Nichtsdeſtoweniger möchten die Stralſunder lieber in dem alten Verhältniß geblieben ſein, wie man denn überhaupt hier noch viele ſchwediſche Sympathie gewahrt und ſelten von einem „Neuvorpommern," wohl aber von „Schwediſch-Pommern" ſprechen hört. So windig ſieht es mit deutſcher Nationalität aus, daß die Gewohnheit an fremde Einflüſſe, beſonders wenn die-

ſelben milde ſind, nicht ſelten zur anderen Natur wird, die ſich erſt allmählig wieder abſchleift. War die Beſitznahme Pommerns von Seiten Schwedens nicht auch eine Uſurpation? Aber die Pommern erblickten in Preußen nur Preußen, nicht eine deutſche Macht. Ich will damit übrigens nicht im geringſten behaupten, in Stralſund, wie anderwärts, herrſche eine Antipathie gegen die neue Einrichtung, nein, durchaus nicht; aber der Indifferentismus muß durch unzählige kleine Impulſe, die die umſichtige preußiſche Regierung hier, wie allenthalben, gibt, zum Patriotismus verklärt werden. Wenigſtens denkt der Stralſunder erſt zuletzt daran, daß er ein Deutſcher iſt. Wäre er, hinſichts des Mittagmahls, noch ganz Schwede, ſo ließe ſich dagegen wenig einwenden; denn die ſcharfe Atmoſphäre der Oſtſee macht das Gläschen Liqueur ſchon erträglich, das vor der Suppe umhergereicht wird, und der Käſe, der es begleitet, regt den Appetit an. Aber der Stralſunder hat von dem Schweden nur die Sitte ererbt, vor der Mahlzeit etwas zu genießen, das dieſelbe einleitet, hinſichts deſſen, was genoſſen wird, verfährt er nach umfaſſenderen deutſchen Grundſätzen. Nicht Käſe und Liqueur leiten die Mahlzeit ein, ſondern ein ganzer Tiſch kalter Speiſen und Ragouts. Man glaubt ſich am Ende, wenn die Suppe kömmt, und hat doch nur einen „Anbiß" gekoſtet.

Die Merkwürdigkeiten Stralsunds sind erträglich, rechnet man das hohe Gewölbe der Marienkirche ab und die feinen und mühsamen Schnitzwerke des Altars der Nikolaikirche, die eben so sehr von der unermüdlichen Geduld des Meisters Kunde geben, wie von seiner Kunstfertigkeit. Aber Wolken lassen sich doch nicht wohl aus Holz drechseln, wenigstens erhalten die auf ihnen schwebenden Engel den Anschein, als säßen sie im Holze fest, oder hätten einen Klotz am Bein, der sie an der Himmelfahrt hinderte. Der Deckel des Taufsteins dieser Kirche wird von Tugenden getragen. Welche Tugenden diese Arbeit verrichten, ersieht man nicht leicht. Uebrigens müssen es schon Cardinaltugenden sein; denn der Taufstein ist sehr schwer.

Zwischen den Tugenden stehen die Evangelisten, abseits der Stifter des Altars mit seiner Ehefrau, die sich besser durch ihren einfachen Namen verewigt hätten, denn in effigie. Die enge, knappanliegende sonntägige Mode dieser frommen Leute contrastirt sehr mit dem weiten faltigen Anzug der Evangelisten, will man auch die Leichenbittermienen gar nicht berücksichtigen. Außer den für das jetzige Stralsund offenbar zu umfassenden Kirchen an und für sich, muß man auch den sehr seltsamen gothischen Styl derselben im Innern beachten. Sonst verlieren sich die Pfeiler gewöhnlich schlank und kräftig durch sich selbst in das Gewölbe, das sie tragen,

hier aber sind sie häufig durch Zwischenbögen gehalten, über die sie weiter emporsteigen zum Gewölbe. Die Symmetrie, die dabei verwendet ist, läßt diese vorsichtige Einrichtung fast wie eine Spielerei der Architektonik erscheinen, und man übersieht ganz, daß sie eigentlich nicht zu dem einfachen und erhabenen Eindruck gothischer Kunst gehört; denn das Gewölbe selbst ersetzt diesen Mangel durch seine himmelanstrebende Ausdehnung. Von der Wasserkunst vor dem Küterthore, die die Stralsunder gern zu ihren Merkwürdigkeiten zählen, kann man füglich schweigen, wenigstens ist sie nur eine Hülfe in der Noth und schafft aus einem Teiche nicht ganz so unerträgliches Wasser in die betreffenden Röhren, wie die Brunnen enthalten. Ein Fremder wird es leicht ungenießbar finden und zu einer Destillation rathen, wie man dieselbe in Paris vornimmt.

Will man in Stralsund den Eindruck einer Seestadt empfinden, der übrigens, in Vergleich mit anderen Häfen, sehr mäßig ist, so muß man sich auf die Brücke begeben, ein in die Meerenge Göllen einige hundert Fuß vorspringendes Bollwerk, wo die Schiffe landen und das bunte Gewirre der Matrosen und der mit der Ladung Beschäftigten ein unterhaltendes Leben gewährt. Meine Blicke flogen bald hinüber zu der höchstens eine kleine halbe Stunde entfernten Insel Rügen, die still und matt in der Umarmung des Meeres zu ruhen schien;

denn noch vor Kurzem hatten sich die Wellen am Strande gebrochen, gleich als feiere das Meer eine Schäferstunde mit der Insel. Die dichten Wälder von Rügen versperrten die Aussicht in die Ferne, das blaue Haupt der Insel verschmolz mit dem blauen Himmel, der sich wie zum Kusse herniederbeugte auf die bunten Waldungen aus Eichen, Buchen und Tannen, und das Meer regte sich eifersüchtig zu den Füßen der Geliebten von Neuem. Nordöstlich lag Dänholm, eine kleine Insel, die ehedem Strela oder Stral hieß und Stralsund den Namen gegeben haben soll, und nordwestlich jenseits Ummanz schaute das gespenstige Hiddensoe herüber mit Haiden und Moor; eine alte Walkyre tritt diese Insel unter den übrigen hervor, die Rügen umlagern. Nur einige Büchsenschüsse Wegs liegen zwischen Stralsund und Rügen, nur einige kräftige Ruderschläge, und wir landen in Altefähre; da bemerkte mir ein Stralsunder Eckensteher — denn diese Einrichtung ist mit Preußen und Berlin auch über Pommern gekommen — ob ich nicht den Platz sehen wolle, wo Schill gefallen? Ich ging mit ihm zurück in die alten engen Gassen, unter die Giebelhäuser, und unweit des Rathhauses, wo der Magistrat nach Pflicht beisammen saß und der Dinge harrte, die da kommen würden, als sich Holländer, Dänen und Preußen in den Straßen von Stralsund auf Tod und Leben schlugen, unweit des Rathhauses ist eine Neben-

aſſe, und an dem Eckhauſe dort, an dem kleinen fried-
chen Eckhauſe fiel Schill. So ſagte mir der Ecken-
eher wenigſtens, der ſich rühmte, ein Augenzeuge des
Kampfes geweſen zu ſein. Wenn ich der letzteren Be-
auptung auch keinen Glauben ſchenken mochte, ſo traute
h doch der Tradition, die der Auseinanderſetzung des
Mannes ſicher zum Grunde lag, obſchon man lange
eit gerade in Stralſund behauptete: Schill ſei nicht
ot, ſondern nach England entflohen, und er werde
ieder zum Vorſchein kommen, wenn die Stunde des
Gerichts ſchlage. Aber Schill kam nicht wieder zum
Vorſchein und die preußiſche Regierung ſtellte die Offi-
ere des Zugs, die Napoleon nicht in Weſel erſchießen
ieß, vor ein Kriegsgericht, wo ſie wenigſtens zum Schein
aſſirt werden mußten. Ich ſage, Schill kam nicht
ieder zum Vorſchein, aber ſein Kopf lag bis auf die
ueſte Zeit im Weingeiſte des Muſeums zu Leyden,
nn die Holländer mußten dafür halten, ein Kopf, auf
n man in Kaſſel allein 10,000 Frcs geſetzt, müſſe
nigen Werth haben, wenn ſchon die eigenen Lands-
ute dieſen Kopf für einen „ruheſtörenden" Kopf er-
ärten. Wenn man doch einmal Denkmäler ſetzt, ſo
ollte man auch Schill dieſe Ehre geben. Ob Hermann,
r Cherusker, dem Volke in dem Sinne angehörte,
aß er nur des Volkes wegen das Banner entfaltete,
üſſen wir glauben. Schill aber und die zweitauſend

Mann, die mit ihm in Stralſund erlagen, gehörten unzweifelhaft dem Volke an, das zu jeder Zeit bereit war, Großes zu thun, aber eben deshalb nicht immer zur rechten Zeit. Die rechte Zeit benutzen nur die Fürſten; aber die Denkmäler gehören dem Volke, das ſich zur rechten und unrechten Zeit aufopfert.

Nachdem ich den Ehrenplatz Schills beſichtigt hatte, vertraute ich mich mit Anderen dem Boote an, das leichtfüßig über die Meerenge Göllen hüpfte, getrieben von dem kräftigen und weitausholenden Schlag der zwölf Ruder, die im Takte die ſchäumenden Wogen durchſchnitten. Man nennt übrigens den Göllen weniger hochmüthig nicht Meerenge, ſondern Binnenwaſſer, und die Ruder hier, wie allenthalben im Norden, wo plattdeutſch geſprochen wird, „Rehmen," was vermuthlich von Riemen herkömmt, ein Vergleich, der wegen der platten Form des das Waſſer treffenden Theils wenigſtens zu rechtfertigen iſt. Je weiter man in das Meer ſticht, deſto breiter und bunter entfalten ſich die Ufer Stralſunds mit Thürmen, Wällen, Mauern und Bollwerken, hier blickt man auf die Rhede mit Schiffen, dort auf das loſe Durcheinander des Hafens, dort endlich auf die Environs mit Gärten, kleinen Inſeln und grünen Wieſen. Wir wenden uns nur ungern von dem lebendigen Eindruck dieſſeits der Meerenge, der eben an dem Ufer von Stralſund

seinen Höhepunkt erreicht, zu den ſtillen Wundern, die jenſeits Rügen entfalten ſoll, zu denen aber der Landungsplatz Altefähre noch nicht die Einleitung bildet. Ich, neugierig, wie ich bin, frage die Schiffer nach dem Herthaſee, nach der Jaromarsburg, nach Arcona, nach dem Tempel Svantevits, nach dem weitſchauenden Rugard und dem weiterſchauenden Königsſtuhl auf Stubbenkammen *). Aber dieſe Leute konnten mir nur erzählen, daß ich von Altefähre mit der Poſt nach Putbus fahren könne, oder nach der größten Stadt auf Rügen, nach Bergen. Sie wußten nur, daß dort ein Seebad ſei und hier eine Gerichtsbehörde, und von der ganzen Romantik der Inſel wußten ſie nicht ein Wort. Wie häuslich doch das Chriſtenthum macht. Dieſe Leute ruderten ſeit länger denn zwanzig Jahren jeden Tag einige Male von Stralſund nach Rügen und von Rügen nach Stralſund, und nie war es ihnen eingefallen, den Fuß weiter zu ſetzen, als bis zum „Krug" **) in Altefähre. „Wi hebben da nix to dohn," ſprachen die Abkömmlinge jener Slaven, die mit der Völkerwanderung nach allen Weltgegenden geſchwemmt wurden; denn das Chriſtenthum hat ihnen auferlegt, den Fährdienſt ſo lange zu verſehen, als ſie ihn verſehen können,

*) Stubbenkammen iſt richtiger als Stubbenkammer; denn Camen heißt im Slaviſchen ein Fels.

**) So heißt man bezeichnend in Norddeutſchland die Schenke.

und ſich um nichts zu kümmern, was hinter den Bergen von Altefähre liegt. Sie ſind gegen den Winter ſicher, daß er ihnen nicht den Hunger reicht und ſie hinaustreibt, wie die Wölfe, auf andere Länder und Menſchen, aber ſie leben in der Sommer- und Mittagshitze des Chriſtenthums und erwerben ſich ihr Brod im Schweiße ihres Angeſichts, und die heiligen Haine von Rügen und die ſtille Tiefe des Herthaſees und die weißen zackigen Wände von Stubbenkammen und die Sonne und der Mond, die den Fluthen der Oſtſee entſteigen, und die Sterne, die am nachtblauen Himmel ſchwimmen — es geht ſie Alles nichts an; denn ſie haben den Fährdienſt zu verſehen.

Sechszehntes Capitel.

Pommern (Fortsetzung). — Die Insel Rügen. Altefähre. — Die Hünengräber bei dem Dorfe Ramkin. — Bergen und der Rugard. — Die Prora. — Die Stubnitz auf Jasmund und der Herthasee. — Stubbenkammen. — Quoltitz und das Hünengrab.

Der Landungsplatz zu Altefähre ist eben nicht die beste Einleitung der Insel. Aber die Weide, die wir nur im krüppelhaften Zustande kennen, grünet hier stolz und erhaben, sie ist gegen Stürme gepflanzt und muß einen kräftigen Charakter entfalten. Gleich bei Altefähre steigt die Insel, die sich selbst an den ebensten Stellen mehrere Fuß über die Meeresfläche erhebt. Das Fährhaus liegt auf einer Anhöhe, über die eine andere emporragt. Wenn man von hier aus seine Blicke zurückwendet, so scheint Stralsund mit seinen Mauern und Thürmen gleichsam im Meere zu schwimmen, die weiten Teiche ringsum umspannen, wie Arme der Ostsee, die stolze Stadt, vor welcher Wallenstein zu Schanden wurde. Nach Bergen hin, das von seiner Lage den

Namen trägt, wie es einſt zur Slavenzeit Gora, oder Góra hieß, ſteigt die Inſel anfangs, um ſich dann allmählich allſeits wieder zum Meere zu ſenken. Und dieſe wellenförmige Neigung des Bodens iſt allenthalben zu gewahren, man fährt bergauf, bergab unter üppigen Saaten und duftigen Hainen, unter Seen, Bächen und Felſen und unter geſpenſtigen Hünengräbern auf grauen Haideſtrecken, die die romantiſche Färbung erhöhen, beſonders wenn Regenſchauer rieſeln und der kalte Nordoſt über die Inſel ſtreift. Man könnte in ſolcher Lage an Macbeths Abentheuer erinnert werden. Schon bei dem Dorfe Ramkin gewahren wir ſieben von jenen kleinen geheimnißvollen Hügeln, deren die Inſel aller Orten ſo viele bewahrt. Sie liegen in einer faſt geraden Linie und ſind am Fuße mit Dornengeflecht umwachſen, eine würdige Vegetation des Todes, die hier poetiſchere Laute vernehmen läßt, als das Leben, denn die Bauern auf Rügen zerſchlagen die Todtenurnen der Gefährten Odoacers, um zu erfahren: „wat in dem ohlen Pott wol ſyn mag.“ Das erſte Dorf auf dem Wege nach Bergen: Rothenkirchen, iſt als oppidum Rodenkerken in chriſtlichen Urkunden erwähnt, aber das Chriſtenthum intereſſirt uns auf Rügen am wenigſten, denn es wurde hier zunächſt eine Fettweide des Adels und der Geiſtlichen; der erſtere leidet nur an unverhältnißmäßiger Fruchtbarkeit, die letzteren aber mögen nir-

gends beſſer fundirt ſein, als auf Rügen, wo ſie unmittelbar an die Stelle der alten Prieſter Svantevits traten und wie kleine Fürſten walteten über Wieſen, Ländereien und Gärten, beneidet von allen Amtsbrüdern, die eben ſo ſehr mit ihrem Lebensunterhalt an den Taufpfennig unehelicher Geburten verwieſen ſind, wie an die Sittſamkeit und Tugend ihrer Gemeinde. Auch Bergen wird den Reiſenden nicht aufhalten, es iſt eine kleine manierliche Landſtadt mit erträglichen Häuſern, unerträglichem Pflaſter und unerträglicheren Wirthshäuſern, wenn man nämlich nur mit einem vollen Herzen für die Wunder Rügens und nicht mit einem vollen Beutel für jene, die davon leben wollen, hieher kömmt. Das ſlaviſche Göra iſt jetzt ſo civiliſirt geworden, daß man auch hier die preußiſchen Taxen in den Gaſtſtuben findet für Getränke und Speiſen, aber was ſind Taxen allein? Sie ſagen nur, daß ich dieſes und jenes zahlen muß für dieſes und jenes, es müßte aber noch in der Küche eine polizeiliche Beaufſichtigung ſtattfinden, ein Vorkoſter z. B., der über das letztere „dieſes und jenes" zu entſcheiden hätte, der darüber zu entſcheiden hätte, ob die Speiſen und Getränke wirklich nicht vergiftet ſind. In Bergen giebt es kein Beefſteak, ſondern Kuhſteak, und im Bade Putbus zahlt man funfzehn Silbergroſchen für Suppe, die den Vorzug hat, daß ſie aus beſſerem Waſſer gekocht iſt, als die

Stralsunder Suppe, die aus den obenerwähnten Teichen geschöpft wird, für gebratene Häringe, die in ganz Pommern für eine Delicatesse gelten, weil man sie sonst nirgends ißt, für gekochte Häringe, weil man nicht immer gebratene Häringe essen kann, für Kartoffeln, weil man den Badegästen beweisen will, daß die Cultur von Franz Drake noch über Pommern hinausreicht. Genug, ich habe einen Badegast in Putbus kennen lernen, der behauptete, das Seebad gewähre ihm durchaus keinen Ersatz für die an der Table d'hôte entzogene Kraft, am Ende werde es besser sein, er bade sich in der Suppe und trinke dafür Seewasser, das zum mindesten Geschmack habe. Ich rieth ihm, jeden Morgen die Taxe in der Gaststube zu lesen, zu lesen und wieder zu lesen, daß er für 15 — sage funfzehn Silbergroschen — eine Suppe, drei Gerichte mit Zuspeise und einen Nachtisch erhalten werde, und seine Imagination zu Hülfe zu nehmen; Häringe könne man solcherweise für Forellen halten, und daß auf die Table d'hôte so wenig Rücksicht genommen werde, beweise nur, daß man dem Seebade um so mehr Einfluß zutraue. Der Mann wurde so mager in Putbus, wie man es nur in Kissingen werden mag, aber die Aerzte versicherten ihm, das Fett thue es nicht und nach Putbus dürfe man nicht kommen, um Rindfleisch und Beefsteak zu essen, da es auf Rügen keine Weide gäbe und man alles Fleisch von dem Fest-

lande herbeischaffen müsse, zum mindesten das gute. Ich will darüber nicht rechten, nur muß ich bemerken, daß die preußische Einrichtung, die Gastwirthe durch Taxen zu beschränken, in den Gegenden der Mark und Pommerns, wo kein Ueberfluß vorhanden ist, den Gasthäusern meistens einen dürftigen Anstrich gibt. Die Wirthe überschreiten die polizeiliche Vorschrift nicht, aber sie bewegen sich innerhalb derselben mit einer bewundernswürdigen Freiheit, die den Gästen noch weniger convenirt, als höhere Preise und eine bessere Beköstigung.

Ein Glück, daß die Aussicht vom Rugard bei Bergen unentgeltlich genossen werden kann, und ein Glück für Bergen, daß der Rugard in der Nähe dieses Städtchens liegt, dessen wellenförmiges und spitzes Straßenpflaster keinen Fremden anziehen würde. Der Rugard befindet sich nordöstlich von Bergen und die tausend Schritte zwischen beiden wird die Erwartung nicht messen; denn von den Wällen, die einst Jaromars Burg *) umschlossen, genießt man die entzückendste Aussicht. Dieser Fürst baute sich hier ums Jahr 1168 ein Schloß, von dessen Zinnen sein wachsames Auge nicht nur den größten Theil der Insel, in deren Mittelpunkt der Rugard liegt, übersehen konnte, sondern auch

*) Rugard (Rugigard) heißt deutsch eine Burg der Rüger, von dem slavischen Gard.

ſüdlich, ſüd-öſtlich und weſtlich einen großen Theil von Pommern, dem Lande ſeiner Erzfeinde, von denen freilich das Chriſtenthum über Rügen gekommen war, aber nicht die Freundſchaft. Der Rugard iſt, bis auf den Namen und den Wall, der die Burg umgab, verfallen. Dornen und Haidekraut ſchlingen ſich um den letzteren, und wo die Trümmer des Schloſſes zu ſuchen wären, blühen üppige Saaten: Leben und Tod liegen ſich in den Armen. Aber der Blick ſchweift hinaus über die engverſchlungenen friedlichen Dörfer von Bergen gen Stralſund, und die pommerſche Küſte liegt in ſchwarzen Umriſſen jenſeits der Meerenge, ſo daß Städte und Dörfer nicht in dem Ganzen verſchwimmen, ſondern ſelbſtſtändig hervortreten aus dem Laube und dem Wieſengrün und dem gelben Strande. Weſtlich nickt uns Greifswald zu, öſtlich ſcherzen Aehrenfelder im leichtbewegten Winde zu unſeren Füßen, oder die Saaten bilden auch einen buntgewürfelten Teppich von Sammet, über welchen die Sonne hinweggleitet und das Colorit erhöhet, je nachdem ſie eine ſtrahlende und matte Beleuchtung in die wechſelnden Farben wirft, die gelb, dunkelgrün, bläulich, golden und gemiſcht über dem Boden geſtreut ſind aus Korn, Gerſte, Hafer, Waizen, Wicken und Wucherblumen. Ueber dieſen Teppich hinaus begegnen dem Auge Hügel, Gebüſch und Wälder, über Hügel, Gebüſch und Wälder aber leuchtet der

Ocean herüber, das grüne, ewige Meer, eine weite schnurgerade Linie, hie und da mit einigen beweglichen Punkten, mit Schiffen, die gehen und nahen. Und der Anblick Rügens im Ganzen und Großen, wie mannigfaltig und stolz ist diese Insel. Still und erhaben ruht sie im Meere, wie ein verlorener Posten, den Gott selbst in die Wogen stellte und der nicht weichet und wanket, wie sehr auch der Feind gegen ihn anstürmt. Nach allen Seiten hin haben sich die Fluthen Bahn gebrochen, nach allen Seiten hin strecken Erdzungen, welche das Meer ausschnitt, ihre Spitzen in den grünen Wellenschlag, aber Rügen blickt verächtlich hernieder auf die grimme Wuth des Meeres, das schäumend und brausend ihm nur Kurzweil zu treiben scheint; denn noch ist seine Stunde nicht gekommen, es wird nicht vereinzelt untergehen, sondern nur in einer allgemeinen Umwälzung; selbst jener Meerbusen, den die Gewalt der Gewässer zwischen Rügen und Jasmund riß, ruhet jetzt, wie ein gezähmter Löwe, zu den Füßen der Insel. Alle Erdzungen aber, die dem Untergange zunächst geweiht sind, scheinen sich desselben wenig bewußt, wie zur Freude geschmückt mit Getreide, Waldgrün und Obst stehen sie am Rande des Grabes, sie scherzen mit dem Tode, der sich nachgiebig und schonend zurückzieht. Kurz, der Rugard ist ein Standpunkt für ein Panorama von Rügen, das um so reizender erscheint, als

noch kein Maler die Hand darnach ausſtreckte und dieſe Anſchauung in das Marktgewühl des Lebens überſiedelte, wie den Rhein und die Elbe, wie die Donau und die Schweiz und die übrigen Lichtpunkte Deutſchlands. Wenn man aus dem holprigen Bergen hinanſteigt zu Jaromars Wall, dann genießt man die Ueberraſchung aus erſter Hand. Doch ſchauen wir uns weiter um. Hier ſchlingt ſich die ſchmale Landenge zwiſchen Rügen und Jasmund wie ein zarter Gürtel um den Rieſenleib des ewigſchwangeren Meeres, dort fluthet der Göllen, dort wallet die Oſtſee, dort endlich ſpringt Arcona keck und verwegen in die Brandung, gleich als wolle es ſich umſehen, ob Deutſchland hier zu Ende ſei, und weiter über Land und Meer hinaus „waffeln“ *) untergegangene Städte und die Sage ſpielt auf den geheimnißvollen Wogen.

Ich habe ſchon geſagt, daß Jaromar, der Slavenfürſt, den Rugard erbaute. Da aber Rügen durch ſeine Tapferkeit entvölkert war, ſo mußte er, wie ſeine Feinde, die Pommern, fremde Coloniſten aus Deutſchland unter die ſlaviſchen Beſtandtheile miſchen, und Bergen entſtand am Fuße der rügiſchen Burg. Später legte Jaromar hier ein Ciſtercienſer Nonnenkloſter

*) Sononym mit ſpuken und vorſpuken.

an, aus Dankbarkeit, weil der Christengott seine Waffen gegen die Pommern gesegnet, ein Cistercienserkloster, das heut zu Tage den armen rügischen Freifräuleins ein Asyl gewährt; denn die Reformation hob die Nonnen auf, aber nicht den Adel, dem sie vielmehr in den in „Stifte" umgewandelten Klöstern eine neue Hülfsquelle eröffnete.

Die Stubnitz auf Jasmund, ein großer Buchenwald am Meeresufer, hat die Alterthumsforscher nicht weniger beschäftigt, als Vineta. Diese alten Buchen sollen mit ihren Gipfeln in die Zeit des Herthadienstes überragen, ihre Zweige sollen gerauscht haben zu den religiösen Mysterien, die selbst den Zeitgenossen nur durch die Sage bekannt wurden. Ich kann nicht umhin, hier den alten Tacitus „de situ, moribus et populis Germaniae" zuerst sprechen zu lassen; denn seine Mittheilungen haben jenen Streit hervorgerufen, ob Rügen, ob Helgoland, ob eine scandinavische Insel die Residenz der Göttin Hertha gewesen sei. Man hat mit philologischen Gründen die einfache Logik, die für Rügen stimmte, widerlegen wollen. Und Tacitus sagt: „hinter den Longobarden werden die Reudiger, Arionen, Anglen, Variner, Eudosen, Suardonen und Nuithonen von Flüssen oder Wäldern geschützt. Von keinem dieser Völker ist etwas Besonderes zu bemerken, als daß

ſie insgeſammt die Hertha*) verehren, und meinen, daß ſie ſich in die Angelegenheiten der Menſchen miſche und über Völker ſchalte. Es giebt auf einer Inſel des Oceans einen keuſchen Hain, und in demſelben einen geweihten Wagen, der mit einem Gewande bedeckt iſt, und nur vom Prieſter berührt werden darf. Dieſer bemerkt, wenn die Göttin in dem Heiligthume iſt, und auf ihrer Fahrt, von Kühen gezogen, folgt er ihr mit vieler Ehrfurcht nach. Dann ſind fröhlich die Tage und feſtlich die Orte, die ſie ihrer Ankunft und ihres Beſuches würdigt. Man beginnt keinen Krieg, man nimmt kein Schwert in die Hand, alles Eiſen iſt verſchloſſen. Nur dann kennt, nur dann liebt man Frieden und Ruhm, bis der Prieſter die Göttin, vom Umgange mit Sterblichen geſättigt, in den Tempel zurückbringt. Alsbald wird der Wagen und die Gewänder, und, wenn's man glauben will, die Gottheit ſelbſt in einem verborgenen See gewaſchen, wobei Sclaven Handleiſtung thun, welche ſogleich eben dieſer See verſchlingt. Daher der geheime Schrecken und die heilige Unwiſſenheit, was das ſein möge, was nur zum Untergange Beſtimmte ſehen."

Weil Tacitus von dem Ocean ſpricht, ſo hielt man

*) Man lieſt Herthum, Nerthum, Verthum und Hertham. Sollte nicht der Römer das germaniſche Erda latiniſirt haben?

dafür, Rügen in der Oſtſee könne nicht von ihm gemeint ſein, und um ſo weniger, da Einige, denen auch Weber beipflichtet, behaupten, Rügen ſei erſt in einem Orkane des Jahres 1309 (!) vom Feſtlande abgefallen. Alſo — haben Einige geſchloſſen — die Inſel, welche Tacitus meint, iſt eine ſcandinaviſche, Andere verloren ſich, des Oceans wegen, und weil man doch nicht wohl annehmen könne, daß die ſlaviſchen Völkerſchaften in Deutſchland ihre Heiligthümer in Scandinavien bewahrt hätten, nach Helgoland, nach dem felſigen, klippigen, meerabſchüſſigen und unfruchtbaren Helgoland, wo kein Baum gedeihet, geſchweige denn ein „keuſcher Hain." Und wo iſt der „verborgene See" auf Helgoland, von welchem Tacitus ſpricht? Wir finden dort nur „Sapskuhlen," gemachte Gruben, um das Regenwaſſer darin zu fangen. Eher haben gewiß diejenigen Recht, welche von den ſcandinaviſchen Inſeln behaupten, eine dieſer hätte Hertha beherbergt, nur müßte doch eine ſolche Behauptung durch Beweiſe unterſtützt werden, da — wie geſagt — die Vermuthung dagegen iſt: jene Völkerſchaften, die Tacitus als Verehrer der Hertha bezeichnet, wohnten nämlich unzweifelhaft in der Gegend des heutigen Pommerns und Mecklenburgs; denn jener ſagt: „hinter den Longobarden, von Flüſſen oder Wäldern geſchützt," die Longobarden aber hielten ſich zu Tacitus Zeiten an beiden Seiten der Elbe zwiſchen dem

Lüneburgiſchen und Magdeburgiſchen auf. Verlaſſen wir nun die kritiſche Unterſuchung, die übrigens Rügen nicht hinderlich iſt, da Tacitus auch die Rugier und Limovier an den Ocean verſetzt, und betrachten wir die Stubnitz auf Jasmund, jenen uralten Hain, deſſen heutige Buchen zwar nicht in einem achtzehnhundertjährigen Boden wurzeln mögen, aber gewiß anderen und ältern Platz machten. Das zeugen inſonderheit die vielen gefällten Stämme, mit deren Wurzeln ſich die ſpäteren verſchlungen haben.

Ich führe die Leſer nach der Prora, nach jener Bergkette — wenn dieſe Bezeichnung hier geſtattet iſt — durch welche ein Hohlweg nach der Erdenge führt, die Rügen mit der Halbinſel Jasmund verbindet. Zu einem hohen Dom wölben ſich hier die Eichen, Eſchen, Birken, Espen, die aus den Abhängen der Prora emporſteigen; Wachholder, Haſelſtauden und kleineres Gebüſch bilden die Verzierungen der grünen Wände und Bogen. Nicht einmal ein Lichtſtrahl fällt durch das duftige Gewölbe, vielweniger ſchaut der blaue Himmel in dieſe ſchattige und geheimnißvolle Enge, in welcher zwei Wagen neben einander keinen Platz haben. So geht es bergauf. Von der höchſten Spitze an aber lichten ſich die grünen Verſchlingungen und das Meer blitzt ein über das andere Mal durch die Lücken des Gebüſches. Man fährt nun bergab, der Erdenge zu, und

die Bäume und Gesträuche verlieren sich in die Haide vor derselben. Die See hat längs der gekrümmten Erdenge die Prorer-Wyk gebildet, einen Meerbusen, der von Feuersteinen gleichsam eingerahmt ist, die in dichten Schichten über einander liegen und milchweiß glänzen neben dem grünfarbenen Spiegel des Meeres.

Die Stubnitz bildet den äußersten Saum Jasmunds der Ostsee zu, deren Anblick häufig selbst von erhabenen Standpunkten aus durch diese dichte Waldwand versperrt wird, die in der Breite mindestens eine halbe Meile mißt, während ihre Länge über zwei Meilen Raum umfaßt. In diesem „keuschen Haine" — wofür aber Einige vastum nemus lesen wollen, was nicht minder paßt — liegt der Borg- oder schwarze See, wie er im Munde des Volks genannt wird, oder Herthasee, wie Kosegarten und Andere dieses dunkle, tiefe, wallumgebene und buchenbewachsene Gewässer nennen, das sehr genau zu dem geheimnißvollen Dienst der Hertha paßt, die hier gefeiert, gebadet und mit Sclaven gefüttert werden konnte, ohne daß Späheraugen die Mysterien der Priester durchdrangen. Die hohen Ufer, welche den See einfassen, bilden ein fast regelmäßiges Oval; die stolzemporragenden und dichten Buchen scheinen hier nicht zufällig entstanden zu sein; der Wall aber im Westen, der hundert Fuß über den See hinaussteigt, ist sicher Menschenwerk. Man nennt den See Borg-

see, d. h. Burgsee, oder vielleicht verborgener (?) See, den Wall nennt man Borgwall. Stand hinter dem Erddamm eine Burg? Einmal mißt der Wall nach innen zu kaum die Hälfte dessen, was er nach außen mißt; dann schließt er wieder einen ovalen Raum ein, ganz im Verhältniß des Sees; endlich ist dieser Wall westwärts von einem zweiten Wall eingeschlossen. Man sieht, in einer Ebene konnte eine Burg nicht von Nutzen sein, jene vorsichtige Umgebung konnte also nur dazu dienen, Unberufene von einem Geheimniß, das von diesen Wällen eingefaßt war, abzuhalten. Dazu kömmt noch, daß der ganze Wall und die hohen Ufer mit Buchen bedeckt sind, die eben so wenig einem Burgwall dienlich sein konnten, wohl aber dem Geheimniß, das hinter der Blätterwand um so sicherer verborgen war. Und der Eingang in das Innere des Walls auf der nördlichen Seite, genügte er nicht den Priestern, die zu der Göttin schritten, der Ausgang zu dem See, der dem Eingang gegenüber, war er nicht breit genug für jene, die die Göttin badeten in den Fluthen des heiligen Sees, und für die Andern, die durch ihn zum Tode schritten, daß kein sterblicher Mund Kund gäbe von dem Dienste Herthas, daß Alles still und verschlossen bleibe, wie die dunkle Tiefe der Gewässer? Was Tacitus erzählt, das erzählte mir ein schlichter Bauer aus Sagard, der den römischen Schriftsteller nicht dem

Namen nach kannte, und als ich ihn fragte, woher er die ausführliche Mittheilung habe? antwortete er kurz, von seinem verstorbenen Vater, der sie wieder von seinem Vater habe. Also Sage und Tradition sprechen auch für den Herthadienst in der Stubnitz, und noch heute sagt man auf Rügen: „de Hertha gifft Gras, un füllt Schünen und Faß." Sollte es noch einem Zweifel unterliegen, daß hier unter Anderm wenigstens diese Göttin verehrt worden sei, daß in diesen schwarzen Wogen Wagen, Kühe und die Gefeierte selbst gewaschen wurden, daß aus diesem Wall der Zug in alle Lande ging und Freude verbreitete überall, daß hieher die Göttin zurückkehrte und mit ihren Dienern in die Fluthen versank? Ich meine, die Stubnitz ist noch bis auf den heutigen Tag geheimnißvoll genug zu dem Allen, und die Insel — die zweifelsohne nicht erst 1309 entstand — die Buchen, der See, der Wall, alle diese Dinge strafen Keinen Lügen, der den Dienst der Hertha nach Rügen verlegt, der Tacitus Worte wenigstens auf Rügen bezieht; denn die Göttin selbst mochte auch noch in anderen Gegenden Pommerns verehrt werden.

Man sagte mir, es habe sehr lange gedauert, bevor man sich entschlossen, in dem See zu fischen, der noch bis auf den heutigen Tag von den Bewohnern der Halbinsel scheu und ehrfürchtig betrachtet wird, und gewiß! selbst uns unbefangenen Leuten wird in dieser anmuthi-

gen Oede ungewöhnlich zu Muthe: dichte Blätterſchichten, die ſich von den Buchen ablagerten, bedecken die Oberfläche des Sees, die eben deshalb jenen ſchwarzen moorigen Ton erhielt, der zwiſchen Sumpf und Waſſer die Mitte hält und Verweſung und Grauen bezeichnet. Aber nicht nur der See, ſondern auch die Stubnitz ſelbſt, die erſt nach und nach durch Wege gelichtet wurde, der Wall und die ſorgfältige Einzäunung der Buchen ringsum, ein künſtlicher Verſchluß zu dem natürlichen, ſtecken mit ihrem Schweigen an. Hier — glauben wir gern — geſchah etwas Ungeheueres, hier dürfen wir wohl einen Theil jener barbariſch-poetiſchen Theologie begraben vermuthen, die von dem Norden über Deutſchland kam. In dieſem Sinne auch erzählt Micrälius, ein alter pommerſcher Geſchichtſchreiber, der übrigens in Hypotheſen und Leichtgläubigkeit ſeines Gleichen ſucht und hier nur hinſichts der Sage angeführt werden mag: „da vor Zeiten ſich etliche unterſtanden, mit einem Kahne auf dem Burgſee zu fahren, haben ſie denſelben des folgenden Tags auf einem Buchbaume ſuchen müſſen, da ihn ein Geiſt des Nachts hinauf gebracht, und haben auch noch daneben des Teufels Geſpött mit deutlichen Worten hören müſſen, da er geſaget: Er und ſein Bruder Nickel hätten ſolches gethan. — Wird vermuthlich der Ort ſein, an welchem der Teufel unter der Erd-Mutter-Götzenbild iſt verehret worden, und

deſſentwegen ſich noch ſo viele hundert Jahre hernach über denſelben eine Gerechtigkeit zuſchreibet."

Hundert Schritte etwa von dem Borgſee nordweſtlich liegt Stubbenkammen, das uns überraſchend mit dem Anblick auf die Oſtſee entgegentritt, wenn wir noch eine Strecke lang unter den Bäumen gefahren ſind. Daß eben die Oſtſee Stubbenkammen zu einem reizenden Standpunkte erhebt, unterliegt keinem Zweifel, aber ſie iſt auch eine Garantie der ewigen Schönheit dieſes Vorgebirges, das klein und demüthig erſcheinen mag gegen die Berge des Südens, und gegen Sunium, an welches Weber hier ironiſch erinnert, nördlich und ſlaviſch; denn der Tempel der Hertha am Borgſee war freilich kein Minerven-Tempel, und der Himmel, der ſich über Rügen ſpannt, iſt kein claſſiſcher, aber das Meer, das heilige Meer, am Fuße von Stubbenkammen wird für alle Zeiten claſſiſch bleiben, und ſeine ſchweigſame, oder brauſende Majeſtät läßt griechiſche Schönheit ſelbſt vergeſſen, wie Tempel und Kunſt, die ſie hervorrief. Wer über dieſen weiten allgewaltigen Spiegel ſchaut, der denkt auch an den Himmel nur in ſo fern, als derſelbe im Meere liegt und aus den grünen Wogen bläulich wiederſtrahlt, es kümmert ihn nicht, ob dieſer Himmel mit griechiſcher Anmuth, oder mit ſlaviſcher Kraft geſchmückt iſt. Kraft, Erhabenheit und Majeſtät, dieſe gewaltigen Eindrücke wird man aber

nirgends hervorragender antreffen, als auf dem Gipfel von Stubbenkommen, auf dem einfachen Königsſtuhl, von Karl XII. alſo benannt, der ſich hier über ſeine Unglücksfälle im Anblicke des Oceans und in der Betrachtung des Satzes: „Alles Lebendige vergehet, nur das Lebloſe beſtehet," tröſten mochte. Der König brachte eine Nacht an dieſer Stelle zu, wie auf den Wällen von Stralſund, wie in den Tranchéen von Frederikshall, wo ihn die meuchleriſche Kugel traf. Er liebte ein außergewöhnliches Lager unter Beſchwerden und Gefahren, die gewiſſermaßen das Ziel ſeines Lebens waren, ein Ziel, an das er nicht nur ſich ſelbſt ſetzte, ſondern auch Krone und Reich. Wenn man aber auch nicht ſolche orginelle Neigungen hegt, wie der raſtloſe und unſtätte Schwedenkönig, ſo wird man doch wohl thun, einmal im Hochſommer eine Nacht auf Stubbenkammen zuzubringen. Wenn die Sonne den Kreidefelſen Tags über durchglühet hat, ſo wird er auch Nachts noch ein warmes Lager bieten, und ein weicheres Lager, als die Steine gewähren, bereite man ſich aus Mänteln und anderen Hülfsmitteln, die aus dem unfernen Wirthshauſe leicht herbeizuſchaffen ſind. Die Buchen, die bis an den Abhang von Stubbenkammen vorgedrungen ſind, ſchützen gegen den Seezug, der nun melodiſch durch ihre Zweige rauſcht, die Brandung am Strande tiefunten accompagnirt und ein Wiegenlied für

müde Schläfer ſummt. Ein Sonnenuntergang auf Stubbenkammen iſt ein außergewöhnlicher, ein Requiem der Natur. Fiſcherkähne ſuchen das Land, die Seevögel das Lager, Alles bewegt ſich ſtill und gemeſſen zur Ruhe. Der Himmel iſt blau und rein, die Luft erquicklich und gemiſcht aus jener ſtrahlenden Friſche, die das Meer aushaucht, und jener milden Wärme, die die ſcheidende Sonne hinterläßt. Dieſe aber glüht in Sehnſucht, bräutlich geſchmückt und verlangend ſucht ſie das ſchwellende Bett des Oceans, die Umarmung des Meergottes, obwohl ſie den Anſtand beobachtet und nicht im Fluge, ſondern nach und nach, halb gezogen von ſeinen kräftigen Armen, halb nachgiebig ſich den Fluthen vermählt. Wenn ſie entſchlüpft iſt dem gierigen Auge, wenn ſie unten ſchwelgt in unendlicher Luſt und die Dämmerung Wache hält, die luſtige Kammerzofe, bis die ernſte Nacht jeden Späherblick von den kleinen Vergnügungen der ſtrahlenden Gebieterin abhält, dann tönen Meer und Erde in ewiger Harmonie zuſammen die Nachtmuſik. Und nun den Oſſian in die Hand und Fingals Geiſter heraufbeſchworen! Wenn man ſchlafen kann unter dem glänzenden Nachthimmel, der die Sterne noch einmal ſo groß wiederſtrahlt, als gewöhnlich, während der Mond das ſchwarze Meer mit ſilbernem Lichte beſäet, ſo wird man doch den Morgen von Neuem genießen. Die „roſenfingerige Eos“ fliegt der

Gebieterin voran, die ermattet, aber nicht gesättigt aus der Umarmung des Meergottes scheidet und mit neuem brennenden Verlangen zu den Menschen zurückkehrt. Der Sonnenaufgang auf Stubbenkammen ist eine Schöpfung, wie sie Haydn nicht schöner gedichtet hat, obwohl ich wiederholt gestehen muß, daß die kleine Mannigfaltigkeit, die einen Sonnenaufgang in den Alpen unter Hirten und Sennen und Naturleben auszeichnet, hier vermißt wird. Wo das Meer, da ist auch die Gewinnsucht zu Hause, und diese kann nie der einförmig-grandiosen Majestät des Meeres und der darüber hinwegrollenden Sonne zum Relief dienen. Sie isolirt sich, fängt Fische, arbeitet an den Netzen, eilt zum Häringsfang; eine Hingebung der Menschen an die Erhabenheit der Scenerie um sie her vermißt man ganz. Zu diesen äußeren Einwirkungen gesellt sich noch der nordische Indifferentismus, der mit starrem, langweiligen Auge in die Wunder der Natur hineingleyt. Aber das Leben, das mit der Sonne über ein wüstes und unwegsames Element hereinbricht, die Seevögel, die ihre Wohnung an dem Strande verlassen, und die Menschen, die mit ihnen ziehen in den Wogenschlag, die Schiffe, die nach allen Richtungen die ungeheuere Fläche durchkreuzen, mit einem Worte, die mechanische Beweglichkeit, die sich ein starres und unnachgiebiges Element unterthan macht, entzückt schon das Auge und unter-

hält es weiter, wenn es, von der Pracht der Naturanschauung überwältigt, bei den kleinen Details des Lebens ausruhen will. Man kann sich nicht wohl mit den rügischen Schiffern und Fischern in ein Gespräch einlassen, weil sie nicht reich an Antworten sind, sondern verschlossen, wie das Meer, mit welchem sie den ganzen Tag über zu thun haben, aber zusehen mag man ihnen mit Theilnahme, zumal da sie einfache, fromme Leute sind, die in der Isolirung ihrer Insel viel von der alten Sitte retteten und die neue Sitte meist nur von Hörensagen kennen. Was gilt hier nicht noch der Pfarrer. Aber man muß es auch diesen Leuten nachrühmen: sie haben sich in der einträglichen Stellung, die ihnen aus dem jungen Christenthum zufiel und von der Reformation beibehalten wurde, nicht nur um die Kirche, sondern auch um das Leben der Gemeinde bekümmert, der sie solcherweise ans Herz wuchsen. Rosegartens Uferpredigten geben des Zeugniß; und noch bis auf den heutigen Tag wird zur Erndtezeit und beim Häringsfang im Freien gepredigt. Unter einer Buche oder Linde steht der Pfarrer, und rings um ihn lagern die andächtigen Ruganer, er aber nimmt es ihnen nicht übel, wenn sie im Anblicke des Häringszuges nicht das Ende der Predigt erwarten können, die ja in der Mitte schon mit Segen gekrönt wird, und so entließ ein Pfarrer die hastige Gemeinde

mit den Worten: „Nun! der Herr erfülle eure Herzen mit Häringen und eure Netze mit Gnade," keiner aber von denen, die mit dieſem Segen in die See ſtachen, erlitt ein Unglück, Alle kehrten mit reicher Beute heim und hörten Sonntags darauf den Reſt der unterbrochenen Predigt und eine zweite Predigt dazu. Ich muß indeß bemerken, daß ſolches zur ſchwediſch-pommerſchen Zeit geſchah; daß man heut zu Tage, wo die Agende auch über Rügen gekommen iſt, eine eben ſo nachſichtige Form beobachtet, will ich nicht behaupten. Stubbenkammen beſteht, wie geſagt, aus Kreide, mit Feuerſteinen untermiſcht, die Felſenwand ſenkt ſich ſchräg hinab zum Strande, ſo daß man zur Noth auch ohne Fußpfad hinankommen kann, nur an einigen Stellen ſpielen die Wellen unmittelbar zu den Füßen von Stubbenkammen, das lieblich abſticht gegen das Grün der Buchen, die das ſchneeweiße Haupt des alten Felſens kränzen, und lieblich gegen die dunkelblauen Wogen. Regnet es, ſo ſchäumet die See an dieſer Stelle ſchneeweiß, eine Milchſtraße legt ſich über die Fluth. Vom Strande aber kann man die zackigen und geſtaltvollen Felsmaſſen am beſten betrachten, an denen ſich auch von unten ein Buchenkranz in einer Höhe von funfzig Fuß hinaufzieht. Die Höhe der Felswand kann, wer Vergnügen daran findet, von unten bequem erklimmen, ſo wenig ſteil iſt ſie, wer aber noch be-

quemer gehen will, wähle den durch die Kreide gehauenen Fußpfad.

Quoltitz auf Jasmund, zeichnet ſich durch ein gewaltiges Hünengrab aus, dem nur ein anderes auf Wittow den Vorrang abläuft. Ein Granitblock ragt an einem Ende ſieben, am andern vier Fuß aus der Erde hervor. Er iſt länglich und an den Enden abgerundet, im Umfange mißt er zwanzig Ellen. Groſſe Steinkreiſe ſchließen ſich an ihn an, ſo daß er als der Schlußſtein eines Grabes erſcheint; denn die Gräber der alten Ruganer ſind alleſammt in dieſer Weiſe geformt, aber die vorliegende Maſſe deutet auf einen Häuptling hin, indem ſich kein anderes Grab von ſolcher Ausdehnung auf Jasmund findet. Unterſucht hat man die Stelle nicht, weil die chriſtlichen Ruganer noch immer eine außerordentliche Ehrfurcht vor den Manen der abgeſchiedenen Ahnen hegen und ſie nicht ſtören wollen in Walhalla beim ewigen Gaſtmahl, wo die Walkyren die Hörner füllen mit Enherium-Oel und wo die Freude der ſeligen Freſſer denen lacht, die gefallen ſind im Schlachtenkampfe. Dieſes Thal, das außerdem mit Gräbern und Opferſteinen angefüllt iſt und den Anſchein hat, als ſei hier ein ruganiſches Heiligthum geweſen, ein Opfer- und Begräbnißplatz, bietet noch heutigen Tages eine feierliche und erhabene Stille und einen geheimnißvollen Schauder. Die dürre Fläche,

die ringsum von ſanft anſteigenden Bergen gedeckt, iſt nur mit dürftigem Kraut bewachſen, aus welchem Wachholder und Dornen mühſam emporſtreben, nirgends eine Spur des Lebens, nirgends ſelbſt eine chriſtliche Spur, wie man ſie früher gern an heidniſchen Orten zum Zeichen des Sieges hervorrief, nach dem Beiſpiel der Entdecker ferner Inſeln im Ocean, welche die Fahne ihres Herrn aufpflanzten und Beſitz ergriffen von der Entdeckung. Hier iſt Alles wüſt und heidniſch geblieben, die alten Kämpen ruhen in ihrem Glauben, in jenem Glauben überſchwenglicher Tapferkeit, und der Sturm fährt über ihre Gräber, und das Rauſchen des fernen Meeres verſchmilzt ſich mit ſeinen wilden Accorden, und es dünkt uns, als dürfe ſelbſt kein Sonnenſtrahl dieſe Haide treffen und die grauſige, ſterile Harmonie ſtören, die ſich auf den Gräbern von Jasmund wiegt.

Die heutigen Ruganer nennen jene Gräber Steinkiſten und die, welche man unterſuchte, wurden alſo befunden: oben liegen gewöhnlich in einem ovalen Kreiſe Feldſteine, die mit einem ſehr großen, oder mit zwei Schlußſteinen bedeckt ſind, der Kreis iſt von Dornen und Wachholder bewachſen, unter der Oberfläche aber befindet ſich das ringsherum zwei bis drei Ellen tief mit Feldſteinen ausgemauerte Grab; der innere Raum zeigt zuerſt eine Lage Sand, dann eine Lage Kieſel, dann wieder Sand, dann Thon, in welchem Urnen ſtehen,

denen Streitärte und Opfermeſſer von Stein und metallene Ringe und Ketten beigefügt ſind*); unterhalb der Urnen ſtößt man auf eine Lage von Feuerſteinen und unterhalb dieſer Lage auf eine zweite Thonlage. In dem Grabe aber findet man häufig aufrecht ſitzende Gerippe, oft mehrere neben einander, als ſäßen ſie in einer Berathung. Noch als ich die Inſel beſuchte, grub man in der Nähe von Putbus, unweit des zum Badehauſe führenden Weges, eine ſolche Steinkiſte aus.

*) Auf dem fürſtlichen Schloſſe zu Putbus findet ſich eine vortreffliche Sammlung ruganiſcher Alterthümer.

Siebenzehntes Capitel.

Pommern (Fortsetzung.) Rügen (Schluß.) Die Halbinsel Wittow. — Das große Hünengrab auf der Feldmark von Mebbin. — Arcona. — Svantevit. — Die Insel Hiddensee. — Die Insel Ummanz. — Gingst. — Mönchgut. — Garz. — Putbus. — Berühmte Namen auf Rügen. — Schlußbemerkung.

Von der Halbinsel Jasmund fährt man längs des Tromper Wyk über die schmale Haide nach Wittow, indem man westwärts das Binnenwasser erblickt, wenn die Dünen sich ebenen. Die schmale Haide contrastirt auffällig mit den bunten Ufern von Jasmund: Strandhafer und Salzkraut bilden hier die einzige Vegetation und beweisen, daß diese Strecke sich allmählig vom Meere losrang und Wittow vor Zeiten eine Insel war, bis der natürliche Proceß hier das bewirkte, was bei Swinemünde die Kunst, und Wittow an Jasmund befestigte. Je näher man Wittow (weiße Aue) kömmt, desto mehr hebt sich der Boden, der Meersand geht in Thon über und wir betreten auf der Insel selbst den Zenith jener Fruchtbarkeit, die man Rügen einräumen muß.

Hatte diese Halbinsel einst Waldungen, so haben die Stürme sie nach und nach ausgerottet, aber das Ackerfeld belohnt den Fleiß der Einwohner überflüssig: der Weizen soll hier in günstigen Jahren oft das vier und zwanzigste Korn tragen. So behauptet Zöllner.

Auf der Feldmark von Nobbin begegnet man jenem Hünengrab, welches Kosegarten in seinen Rhapsodien als das „imposanteste und zugleich am besten erhaltene der Insel" bezeichnet. Es ist ein längliches Viereck und mißt in der Länge von Norden nach Süden fast an funfzig Schritt, in der Breite am nördlichen Ende zehn und am südlichen zwölf Schritt. Die Ostseite dieses Grabes ist von achtzehn, die Westseite aber von zwei und zwanzig großen Steinen eingefaßt. Der Südseite dienen zwei mächtige Granitblöcke gleichsam zum Thor: in der Mitte des Platzes aber liegen viele kleinere Steine. Ein kleiner Hirtenjunge erzählte mir: „hier sei eine mächtige Prinzessin mit ihrem ganzen Gefolge begraben," eine Tradition, die sich vielleicht auf die Größe des Grabes, das einigen funfzig Menschen schon Platz gewährt, stützen mag, die aber zum Theil auch aus der Gewohnheit slavischer Stämme, mit ihren Heerführern einen Theil ihrer Majestät dem Tode zu weihen: Weiber, Sclaven und Kinder, erwiesen werden könnte. Die Erzählung des Kleinen war hübsch genug geordnet und von hinlänglicher Einfachheit, um erkennen zu lassen,

daß die Erfindung derſelben unmittelbar aus dem Volke kam. So behauptete er, die Prinzeſſin hätte an unglücklicher Liebe gelitten und ſich freiwilligem Tode hingegeben, und aus Schmerz über die Leiden der Gebieterin hätten ſich Alle, die ihrem Leben nahe geſtanden, dieſem Opfertode angeſchloſſen. In der That, Rügen duftet von Dichtung und Anmuth, ſeit Koſegarten benutzen ſogar die Hirtenjungen dieſen Stoff, eine Erſcheinung, die hier um ſo mehr auffällt, weil im Allgemeinen die Individualität der Pommern nicht für den Goldſchacht der Phantaſie geeignet iſt, ſondern hübſch auf der Oberfläche der Wirklichkeit verkehrt.

Von Nobbin gelangt man über Putgarten zu den ſaftigen grünen Abhängen von Arcona, die ſich erſt da verlieren, wo der eigentliche Wall beginnt. Man erſteigt ſie und befindet ſich auf der Höhe der nördlichſten Spitze Deutſchlands. Das faſt italieniſch klingende „Arcona" ſoll ſcythiſch ſein, und wörtlich eine hochufrige Ecke bedeuten, von Ark hohes Ufer und Kon Ecke. In alten Zeiten ſoll ſogar ganz Wittow den Namen Arcona geführt haben, nach der alten Sitte: pars pro toto; denn hier ſtand der allen Slaven heilige Tempel Svantevits, beſchützt von der Burg Arcona, die auf der Spitze des Vorgebürgs befeſtigt war, unerreichbar von Pfeilen und Wurfgeſchoſſen. Wie Weber dazu kömmt, hieher die Jomsburg zu verlegen, deren Lage ich auf Wollin nach-

gewiesen habe, ist nicht leicht zu erklären, um so weniger, da er einfach sagt: „man sieht noch eine Spur des Walles der Jomsburg." Saxo Grammaticus beschreibt uns Arcona und den Tempel Svantevits ausführlich. Die Burg war, ausser im Westen, vom Meere umflossen, an der Landseite aber diente ihr ein funfzig Fuß hoher Wall, der mit Pallisaden und hölzernen Befestigungen garnirt war, als Bollwerk. Durch den Wall führte nur ein Thor, das mit einem hölzernen Thurme überbaut war. In dem also von dem Walle gebildeten ebenen Platz stand der erwähnte Tempel Svantevits, er war einfach aus Holz, wie alle slavischen Gebäude, und seine Zierrathen bestanden höchstens in bunten Schnitzwerken. Was den Gott betrifft, so war er in colossalischem Verhältniß gehalten und nicht nur vierköpfig, sondern auch vierhälsig. In der Rechten hielt er ein mit allerlei Metallen ausgelegtes Horn, in der Linken den Bogen. Das Gewand war aus buntem Holz künstlich zusammengesetzt und reichte bis zu den Schienbeinen. Unter den Kostbarkeiten des Gottes befand sich auch ein gewaltiges Schwert, dessen Scheide und Griff wunderbar glänzend und mit Silber ausgelegt waren. Das Fest Svantevits wurde einmal im Jahre zur Erndtezeit gefeiert, Weissagung und Schmaus bildeten den Höhepunkt desselben. Svantevit's Verehrung hatte, was die reichlichen Spenden betrifft, die ihm

die Gläubigen darbrachten, große Aehnlichkeit mit dem christlichen Gottesdienst des Mittelalters. Er hatte nicht nur liegende Gründe und bestimmte Einkünfte, sondern erhielt auch den dritten Theil von aller Beute, die im Kriege, oder durch Seeräuberei gewonnen ward. Zur Ausschmückung der Verehrung Svantevit's und zu seinem Schutze, oder auch zum Schutze seiner Güter wurde eine Leibwache von dreihundert Reitern gehalten, die in Betreff des Raubes und der Plünderung äußerst begünstigt waren, da sie Alles, was von ihnen mit List oder Gewalt erworben wurde, nur dem Gotte in Verwahrsam zu geben brauchten. Ueber die Bedeutung des Namens sind die Alterthumsforscher, wie gewöhnlich, uneins. Einige, denen Weber blindlings nachspricht, behaupten: Svantevit sei der deutsche St. Veit, corveyische Mönche, die als Missionaire nach Rügen gekommen, hätten diesen Heiligen an die Stelle des alten Götzendienstes gesetzt, später seien aber die Ruganer wieder vom christlichen Glauben abgefallen und hätten nur den Namen St. Veit für den wieder in integrum restituirten alten Gott hervorgesucht. Andere meinen, diese corveyschen Mönche hätten vielmehr den slavischen Svantevit in den christlichen St. Veit verwandelt, um den Heiden auch eine patriotische Sympathie für den neuen Gott durch die Aehnlichkeit des Namens einzuflößen. Noch Andere aber sind der Meinung — und

ſie mögen Recht haben — daß die Endſylbe evit nur Artikel ſei, swiety (ſwienty) aber heiße zu deutſch heilig. Demnach würde Svantevit einfach durch „der Heilige“ zu überſetzen ſein.

Svantevit wurde im Jahre 1168 von den Dänen, unter Waldemar dem Sieger, ſammt Tempel und Koſtbarkeiten, zerſtört, die liegenden Gründe aber der heidniſchen Prieſter wurden den chriſtlichen überantwortet. Heut zu Tage iſt nur der alte Wall der einzige ſichtbare Ueberreſt der Herrlichkeiten von Arcona, Sage und Tradition ſind an die Stelle der anderen getreten. So ſoll auch hier nicht eine ſlaviſche Burg von Holz und Erde, ſondern eine große Stadt geſtanden haben, der es vor allen Dingen an Raum fehlte, dann aber auch an Lage; denn es iſt nicht wohl abzuſehen, wie der ſteile Vorſprung von Arcona, wenigſtens 200 Fuß über der Meeresfläche, einer Stadt, und noch dazu einer Handelsſtadt, paſſendes Terrain bot. Doch auch von Arcona heißt es, es waſſele dann und wann, und mir erzählte ein Bauer aus Altenkirchen, er ſelbſt habe die alte Stadt am Oſtermorgen juſt ſo geſehen, wie ſie einſt auf dem Vorgebürge geſtanden: Thürme, Mauern, Häuſer und Wälle, Alles ſei wohl erhalten geweſen, aber keine lebende Seele ſei in der todten Stadt ſichtbar worden, dieſelbe habe geraume Zeit ſtarr und geſpenſtiſch nordöſtlich von Rügen geſtanden und ſei dann plötzlich

in die Wellen versunken. Während die Stadt über dem Meere geschwebt, sei heller Sonnenschein gewesen, erst nachdem ihre letzten Spitzen von den Wellen begraben, habe sich ein dicker Nebel der ganzen Fernsicht bemächtigt, der gleichsam wie Rauch und Dampf dem Meere entstiegen sei. Von der fata morgana wollte der Mann nichts wissen, und als ich ihm bemerklich machte, wie wahrscheinlich jene Stadt nichts Anderes gewesen sei, als ein Spiegelreflex der zackigen Klippen von Arcona, lachte er hoch auf. Er könne Klippen sehr wohl von Häusern und Thürmen unterscheiden.

Die Aussicht von Arcona ist wo möglich noch erhabener, als die von Stubbenkammen: man wird gleichsam von dem Meere überwältigt, das hier nach allen Seiten hin die Oberhand gewonnen hat, von Stubbenkammen sieht man nur eine hervortretende Spitze, die wie ein weißes Nachtgespenst über das schwarze Meer herüberschaut, wenn ein Ungewitter im Anzuge ist. Und in einem solchen Augenblick muß man auf Arcona stehen, die weite einfache See gewinnt alsdann durch das Spiel der Wellen an Mannigfaltigkeit und der Leuchtthurm auf der höchsten Spitze an Bedeutung. Mir war dieses Schauspiel vergönnt. Schwarze Wolken zogen mit dem Nordost herüber und die waldigen Ufer von Jasmund verflossen in den düstern Horizont, der sich auf ihre Gipfel herniederließ, es war ein Anblick, als wollten

Meer und Himmel sich vermählen, jenes schäumte in Bergen, dieser stieg allmählig immer tiefer herab zu den Fluthen. Der Sturm heulte die Hochzeitsmusik. Nur in Zwischenräumen, wenn der Blitz aus den Wolken in die schäumenden Wogen fuhr, der feurige Brautkuß, den der Himmel der See aufdrückte, drang das Auge in die Ferne über den schmalen Landstrich, der Jasmund an Wittow kettet, zu den Quoltitzer Bergen, oder westwärts nach Hiddensee, der sandigen haidebewachsenen Insel, die jetzt in der That wie eine Walkyre mit langen, im Sturme flatternden Haaren über dem Meere zu schweben schien. Das Meer ist doch am herrlichsten im Sturme, wie der Krieger in der Schlacht. Aber es war ein warmer Erndtetag gewesen, und das Gewitter war mitten unter die Schnitter gefahren, die in dem Kornfelde, das jetzt die Stelle einnimmt, wo einst Svantevit verehrt wurde, beschäftigt waren. Der Sturm verflog und gemach rückte die Sonne aus den Wolken hervor, ein zweiter Morgen schien sich zu entfalten; das Auge stieß nach allen Seiten hin auf neue und entzückende Ruhepunkte. Jetzt zogen die Ufer von Jasmund wieder den grünen Jagdrock an und die Quoltitzer Berge strahlten golden in der Sonne, die wie eine alte legitime Herrscherin durch ihre Lande zog, mit Jubel begrüßt von den getreuen Unterthanen, die der Usurpation des Sturmes gerade in dem verhängnißvollen Momente der

Erndtezeit nur gezwungen nachgegeben hatten, lichter und lichter wurde es von Minute zu Minute und die unbegrenzte Perspective erweiterte sich immer mehr. Jetzt durchdrang das Auge selbst die weiteste Ferne, und die Insel Mön, die aus einer Entfernung von sieben Meilen nach Arcona herüberlugt, wollten Einige meiner Gefährten sogar mit bloßem Auge erspähen.

Altenkirchen auf Wittow ist durch Rosegarten, der zuerst Rügen zu einem Reiseziel machte, berühmt geworden, das Dorf Vitte aber durch den Häringsfang, der hier eben Rosegartens Uferpredigten veranlaßte. Der Platz, wo dieselben gehalten wurden und noch heut zu Tage von dem Prediger zu Altenkirchen gehalten werden, liegt hart am Seeufer. Die Gemeinde lagert im Freien bei gutem Wetter, bei schlechtem wurde wenigstens früher in einer Hütte gepredigt.

Von Wyk fährt man zu Schiffe in wenigen Stunden nach Hiddensoe, westlich von Rügen. Hiddensoe ist ein schwedischer Name und bedeutet zu deutsch: Hütteninsel, von Hydda Hütte und Oe Insel, das mit Oie, oder Eiland synonym ist. Diese Insel mißt in gerader Richtung fast drittehalb Meilen, die Breite ist wie bei Usedom sehr unverhältnißmäßig, denn das Meer hat auch hier gute Bissen gefunden; somit wechselt die Breite von einer halben Meile bis zu einigen hundert Schritten. Von außen präsentirt sich Hiddensoe

sehr dürftig und unfruchtbar: hohe Sanddünen und nackte Berge rahmen es ein, das Innere aber ist mit Ackerfeld und mit Weide bedeckt — weshalb auch die Ruganer Hiddensoe zu dem letzteren Zwecke benutzen. Ein Dornbusch soll hier den Schiffern zum Signal dienen, und nach ihm benennen sie schlechthin die Insel, die neben ihren schöneren Schwestern allerdings wie ein Aschenbrödel erscheint, aber auch die Tugenden dieser geltend machen kann. Was nicht die Isolirung thut, Knechte und Mägde schlafen auf Hiddensoe neben einander in einer und derselben Kammer, aber von unehelichen Geburten hört man hier weniger, als in civilisirten Orten, wo diese Sitte eine Unsitte gescholten werden würde. Hiddensoe besteht aus zwei Theilen, aus der ursprünglichen Insel und aus den späteren Anschwemmungen. Jene ist bergig und umfaßt den kleineren Raum im Norden, diese bestehen beinahe aus zwei Meilen und erstrecken sich bis zum Göllen. Im nördlichen Theile der Insel liegt der Herrenhof und das Dorf Grieben, im südlichen liegen die Dörfer Vitte, Neuendorf und Ploggenhagen. Die Einwohner sind wohlhabend, aber die Baukunst steht hier noch in der slavischen Kindheit; denn die meisten Häuser sind aus Lehm und Torf erbaut, eine Erscheinung, die wiederum auf die Isolirung zurückgeführt werden mag. Es gibt hier nämlich Leute, die Hiddensoe, das so nahe

bei Stralsund gelegen, nie verlassen haben, Andere aber dienten auf Schiffen, und als ich sie fragte, wie ihnen Petersburg gefallen und Stockholm und London, erklärten sie mir, sie seien nie in diesen Städten gewesen, sondern nur auf der Rhede und im Hafen, ihr Land sei das Schiff, dem sie angehörten. Von dem höchsten Berge am nördlichen Ufer der Insel hat man eine eben so weitausschweifende Aussicht, wie von Arcona. Das Meer liegt auch hier in unbegrenzter Ausdehnung zu unseren Füßen, südlich aber blickt man auf die pommersche Küste, östlich auf Rügen, Jasmund und Wittow und über das Alles hinaus wieder zur Ostsee. Zwischen Rügen und Hiddensoe liegt ein kleines Inselchen, die Fährinsel, das in den Karten fehlt, aber durch seine kecke Stellung die überschiffenden Fremden interessirt. So ist in dieser Inselgruppe, die man Rügen heißt, jeder Fleck Landes, der sich vom Meere losrang, menschlich eingerichtet worden. Die Fährinsel enthält nur ein Häuser-Kleeblatt, auch hier fanden Menschen eine Zuflucht und Erwerbquelle. Hiddensoe gibt sich dem Häringsfange mit noch größerer Sympathie hin, als Wittow. Dort beschäftigen sich auch die Ackerleute mit demselben, wenn die Erndtezeit vorüber, hier namentlich nur die Einwohner der Dörfer Vitte und Putgarten. Jetzt ist man auch hier und auf Rügen frei, früher erreichte bekanntlich gerade auf dieser Insel die Leibeigenschaft

ihren Zenith. Aber außer dem moralischen*) Drucke gewährte diese Einrichtung wenigstens auf Hiddensoe keine unerträglichen Nachtheile, es sei denn die Gleichgültigkeit gegen jede Vervollkommnung der Feldwirthschaft, die dem Leibeigenen natürlich wenig zu Statten kam, da er jeden Augenblick vom Gute entlassen werden konnte, und die deshalb von ihm nie berücksichtigt wurde. Der Bauer erhielt nämlich von der Herrschaft die „Bewährung seiner Husen," d. h. der Vollbauer erhielt acht Zugpferde, einige Füllen, vier Kühe, einige Schweine und Schafe, die Einsaat, den nöthigen Bedarf an Lebensmitteln von der Sommersaatzeit bis zur Erndte und das ganze Inventarium an Acker- und Baugeräthen, in summa also eine hinreichende Ausstattung. Dafür aber mußte der Vollbauer das ganze Jahr hindurch täglich mit vier Pferden und zwei Personen zu Hofe dienen, ein Dienst, der freilich wohl die verabreichte Hülfe hinlänglich compensirte. Und befand man sich auch wohl in dieser Stellung, wie unmenschlich ist nicht eine Einrichtung, die selbst die freie äußere Wirksamkeit hemmt und mir höchstens zu leben gibt, aber keine Gelegenheit, mein Leben zu vervollkommnen. Nichtsdestoweniger nannten die Hiddensoer in jener Zeit ihre Insel „dat

*) Dieser moralische Druck ist freilich vom menschlichen Gesichtspunkte aus der unwiderlegbarste Einwurf gegen die Leibeigenschaft.

föte Länneken," eine Bezeichnnng, die mir, der ich nach der Aufhebung der Leibeigenschaft diesen Strich Landes bereiste, nicht mehr vorgekommen ist, obwohl die Vaterlandsliebe auch noch heut zu Tage auf Hiddensoe angetroffen wird.

Ummanz ist eine kleine, drei Viertelmeilen lange Insel mit sechs Dörfern und ungefähr 500 Einwohnern. Hier war früher Alles leibeigen, und es hieß von den Bauern, sie hätten sich selbst gepachtet, weil das Heilige Geist-Kloster zu Stralsund *) Herr der Insel war und sich bei dem Vollbauer mit vierzig Thalern Pacht begnügte, ohne Herrendienste anzusprechen. Uebrigens war man hinsichts der Pachtung so gestellt, daß man eben davon leben konnte, und die Existenz war so sehr Hauptsache geworden, daß selbst eine Schule als überflüssiger Luxus betrachtet wurde. Diese Einrichtung scheint auch in der neuesten Zeit noch unterhalten worden zu sein, und ein Geistlicher äußerte wieder gegen mich, die Bewohner von Ummanz bedürften bei ihrer Ehrlichkeit und Genügsamkeit keiner Schule. Freilich nennen die Bewohner von Ummanz ihre Insel par excellence das Land, ein Beweis, daß sie ihnen, wie sie ist, zusagt.

*) Die Geistlichkeit auf Rügen schöpfte aus dem Christenthum auch die Leibeigenschaft als Nutznießung, und die Prediger wurden auch im weltlichen Sinne Hirten.

Gingst ist ein Flecken auf Rügen, der von der Insel Ummanz nur durch einen schmalen Strom getrennt wird, und die Umgegend um Gingst heißt das Paradies, weil sie die fruchtbarste Strecke Rügens umfaßt, ich meine des eigentlichen Rügens. „Paradies" und „söte Länneken" muß man hier als Local-Begriffe nehmen. In der Kirche von Gingst befindet sich eine Himmelfahrt Christi, von Bernhard Rode, die, wie Alles von diesem Meister, hastig und unvollendet ist, aber tief empfunden, weit tiefer und inniger, als selbst die bekannte Ruben'sche in der Kathedrale von Antwerpen. Hier fährt eine dicke gläubige Flamänderin zum Himmel, bei der man sich unwillkürlich fragt: weshalb? Sie hat es auf Erden so vortrefflich gehabt, daß es ihr im Himmel unmöglich besser werden kann. Rode hat seine Himmelfahrt freilich evangelisch klar gehalten, aber die Sehnsucht des Gottgeborenen konnte von einem katholischen Maler nicht besser dargestellt werden. Der Christuskopf dieses Bildes ist der bekannte nämliche, den Rode als Muster aller seiner Christusköpfe benutzte.

Die Halbinsel Mönchgut*) in der Nähe von Putbus ist wegen ihrer Bewohner merkwürdig, die sich bei der Fischerei in ihren alten wendischen Sitten erhielten und selbst bei Verheirathungen auf den alten Stamm und

*) Gut der Mönche; denn Mönchgut gehörte dem Kloster Eldena bei Greifswalde.

wendiſches Blut ſahen. Somit iſt es denn unzweifelhaft, daß die Mönchguter aus unvermiſchten ſlaviſchen Elementen beſtehen, die allenfalls durch das Chriſtenthum gereinigt wurden. Nicht nur der Mann freit hier um die Frau, ſondern man beobachtet auch die umgekehrte Weiſe. Alſo eine Emancipation des Weibes, wie ſie häufig im modernen Sinne verlangt wird, nur liegt hier kein poetiſches Motiv zum Grund, ſondern ein ſachliches Verhältniß. In Ermangelung von Söhnen fällt das Gut nämlich der älteſten Tochter zu, und dieſe, um nicht mit der Bewirthſchaftung des Erbes in Stocken zu gerathen, hat das Recht, „Jagd" zu machen, oder „na eenem uht to ſtellen." Die Weiſe, in der man dabei verfährt, iſt folgende. Hat ein Mädchen oder eine Wittwe einen Mann gefunden, dem ſie ihre Hand zu geben wünſcht, ſo ſendet ſie zur Nachtzeit einen Freund oder Verwandten vor die Thür des Geliebten. Der Abgeſandte hat den ſtillſchweigenden Auftrag, den letzteren durch Klopfen aus dem Schlafe zu wecken und ihm den Antrag der Vollmachtgeberin mitzutheilen. Nun bittet ſich der Angegangene Bedenkzeit aus, ſo ſittig und verſchämt, wie es bei uns nur Weiber thun. Nach einigen Tagen erſcheint der Freiwerber von Neuem, klopft wieder an und erbittet ſich den Beſcheid. Im Falle eines „Jawerts" führt der Freiwerber die Braut zum Bräutigam, daß der letztere es ihr wiederhole. Im

Falle eines Korbes aber (um dieſes Bild beizubehalten) ſetzt das Mädchen die Jagd ungehindert fort, und es fällt keinem ein, ihr den Reſus in Spott oder andere Rechnung zu ſtellen. Uebrigens iſt man meiſtens ſchon vor den Formalitäten der Bewerbung im Reinen und vergebene Anfragen mögen ſelten ſtattfinden. Eine Wittwe kann ſofort nach dem „Jaworte" den Mann ihres Herzens zu ſich ins Haus nehmen.

Auch hinſichts der Kleidung zeichnen ſich die Mönchguter vor den übrigen Ruganern und Pommern aus. Daß ſie vier Hoſen über einander anziehen, iſt nichts Seltenes, und ihre Leibfarbe iſt ſchwarz und roth, d. h. die Jacke iſt ſchwarz und das Unterfutter roth. Die Hoſen reichen in weitem Faltenwurf bis zum Knie, unterhalb welchem ſie zugeknöpft werden. Indeß die ſchwarze Farbe iſt nur Luxus, Alltags trägt man braunrothe Jacken mit ſchwarzen Streifen und Knöpfen. Der Charakter der Mönchguter iſt phlegmatiſcher, als man ihn ſonſt irgendwo in Neuvorpommern antrifft; (auch eine ſlaviſche Reminiscenz, wie ſie bei den Kaſſuben und Lieperwinklern vorkömmt) aber die weibliche Bevölkerung zeichnet ſich — ſeltſam genug — noch an Leben und Beweglichkeit vor den Männern aus, die hier beinahe durch die Emancipation der Weiber eine untergeordnete Stellung erhalten zu haben ſcheinen. Die Männer fangen Fiſche, während die Weiber das

Land bebauen, und kehren ſie heim aus dem Meere und der Gefahr, ſo legen ſie ſich auf die ſlaviſche Bärenhaut. Gaſtfreundlich und zuthulich iſt man auch hier.

Garz iſt Stadt, wie Bergen. Hier ſtand einſt die alte Feſtung und Reſidenz der rügiſchen Fürſten: Carenza, die übrigens eben ſo wenig, wie Arcona, eine große Handelsſtadt war, ſondern ſich ſo zu Garz verhielt, wie der Rugard zu Bergen. Waldemar der Sieger, der Arcona zerſtörte, legte auch zu derſelben Zeit chriſtliche Hand an das heidniſche Carenza.

Putbus (bei dem Buſch) iſt Reſidenz des Fürſten von Putbus und Seebad. Der jetzt regierende Fürſt Malte von Putbus ſtammt — wie behauptet wird — von den alten rügiſchen Fürſten ab. Borante, der Enkel Stoislaws I., ſoll der Stammvater der Fürſten von Putbus ſein. Bis 1807 kannte man nur Grafen von Putbus, aber Guſtav IV. erhob dieſelben in den Fürſtenſtand und der jetzige König von Preußen beſtätigte dieſe Ernennung 1817, als Rügen an Preußen fiel. Fürſt Malte von Putbus erhielt außerdem den Titel „Durchlaucht“ und wurde zum Mitglied des preußiſchen Staatsraths, zum Generalgouverneur in Neuvorpommern und Rügen, zum Kanzler der Univerſität Greifswalde und zum Commandeur eines Landwehrregiments ernannt. Sommers und in der Bade-

saison wohnt der Fürst im Schlosse Putbus, das inmitten des sich längs des Marktfleckens Putbus hinziehenden Parks liegt, Winters aber meistens in Berlin. Putbus ist sicherlich das pittoreskeste Seebad Deutschlands, das anmuthigste und wöhnlichste, aber leider das langweiligste und unbequemste, jenes, weil die Badegäste aus der Weite wenigstens fehlen, dieses, weil die Einrichtungen nur vortrefflich sind, die Wirthe aber z. B. sehr gleichgültig gegen die Bedürfnisse der Gäste. Man lebt auf einer Insel, muß Vieles von dem Festlande herbeischaffen und Anderes, was man auf der Insel zieht, ist schlecht. Somit geschieht es, trotz der Restaurants aus Stralsund und sogar aus Berlin, daß die Badegäste im Verhältniß der Zahlung, die sie leisten müssen, nicht eben zum Besten bedient werden, zumal da die beschränkte Frequenz der Concurrenz keinen Spielraum bietet. Und der Wein ist in preußischen Bädern nicht zu bezahlen, ist er aber auch zu bezahlen, so ist er doch nicht zu genießen. Zu dem Allen kömmt noch, daß das Ostseewasser in der Nähe von Putbus für nicht salzig und kräftig genug erklärt wird. Nichtsdestoweniger halte ich Putbus für ein sehr empfehlenswerthes Seebad; denn ich bin der Meinung, Luft und Badeaccidenzien, wie z. B. eine angenehme Natur und Zerstreuung in dieser und nicht in Conversations- und Spielsälen (die übrigens auch im Putbuser Park ihres Gleichen suchen,) unterstützen

die Kur in dem Grade, daß man wohl den minderen Salzwerth des Putbuser Bades überſehen mag, für Vermehrung der Vergnügungen aber und Bequemlichkeit der Badegäſte ſorgt der regierende Fürſt nach Kräften. Viel, ſehr viel hat Graf Carl von Hahn, der jetzt mit dem Theſpiskarren in Deutſchland umherzieht, freilich für das Bad Putbus dadurch gethan, daß er ein Gaſt- und Logirhaus erbaute, und ein Schauſpielhaus, deſſen Eleganz und geſchmackvolle Einrichtung nur den Wunſch erregt, Se. Durchlaucht der Fürſt Malte möge alljährlich für eine gute Schauſpielertruppe zur Unterhaltung der Badegäſte, oder wenigſtens für eine erträgliche ſorgen. Dieſe Leute werden hier aber, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, ihre Rechnung nicht finden; denn der Zuſchuß, den man ihnen gewährt, iſt überaus mäßig, und ſtehender Badegäſte zählt Putbus wenige. Somit hat man daſelbſt häufig bei Regenwetter gar keine Unterhaltung; ſelbſt die Spieler klagen über ſchlechte Geſchäfte, oder vielmehr über gar keine, denn man ſieht ſie nicht ſelten ohne einen Satz Taille ſchlagen. Wie geſagt, eine gute Schauſpielertruppe würde wenigſtens die Badegäſte bei ſchlechtem Wetter, das auf dieſer Inſel doppelt empfunden wird, entſchädigen, und die Spieler, die hier am leichteſten zu entbehren ſind, würden durch eine ſolche Einrichtung noch mehr beſchränkt werden. Uebrigens bin ich der Meinung, daß

alle Bäder, die nicht zur Mode gemacht werden können, selbst bei den splendidesten Einrichtungen ohne anziehende Kraft bleiben werden, ein Grund, der das von Putbus vier Meilen entfernte, hinsichts der Lage und des Reizes allerdings sehr mittelmäßige Swinemünde über jenes den Vorrang gewinnen ließ. Es fällt Keinem in Berlin an, Putbus zu besuchen; wenn man nicht Doberan vorzieht, so wird man doch in Swinemünde bleiben, obwohl die Communication zwischen diesem und Putbus durch ein Dampfboot unterhalten wird. Swinemünde liegt dem Luxus näher, und Bäder sind Sache des Luxus. Deshalb halte ich es auch für Thorheit, wenn man Häringsdorf auf Usedom, das freilich Swinemünde an Lage überbietet, zu einem Bade machen will.

Die Menschen können nicht leicht ehrlicher, zuvorkommender (wenn sie nicht allenfalls blöde sind, was auch vorkömmt), herzlicher und geradsinniger gefunden werden, als auf Rügen. Zeichnet sich Pommern überhaupt schon durch Biederkeit aus, so erreicht diese Biederkeit auf Rügen, das durch das Meer von dem Raffinement des Lebens und den socialen Verwirrungen abgesperrt wurde, während es, von der Natur übermäßig begünstigt, gegen Mangel und daraus resultirende Unzufriedenheit und Speculation gesichert war, den höchsten Grad. Man könnte behaupten, der wendische Charakter sei hier nur durch das Christenthum abgeklärt,

denn man findet auf Rügen alle Elemente jenes Charakters noch heut zu Tage. Welche einfache und kindliche Hingebung an die Geistlichkeit macht sich nicht hier bemerkbar. Und dieses Verhältniß scheint weniger aus christlichen Motiven herzurühren, denn aus der alten slavischen Gewohnheit, die den Priestern einen so bedeutenden Einfluß und ein patriarchalisches Verhältniß einräumte. Sie traten auch — wie gesagt — auf der Stelle ein in die alte Herrlichkeit der Priester Svantevits, Regovits und Barovits ein, und selbst die Reformation, die doch allenthalben eine Beschränkung der Geistlichen in materieller Hinsicht mit sich führte, nahm den Predigern auf Rügen nichts. Wo in der Welt gibt es protestantische Pfarren, wie in Sagard, Bobbin, Altenkirchen und Wy!? Man nannte sie die Vierfürsten, und gewiß ihnen fehlet selbst heut zu Tage, trotz mancher Einschränkungen, die aus der Richtung der Zeit hervorgingen, nichts, um sie in den Augen aller Amtsbrüder beneidenswerth erscheinen zu lassen, ein Grund, der vor Zeiten selbst Herren von gutem pommerschen Adel vermochte, Theologie zu studiren, um auf Rügen zu predigen, Leibeigenen zu gebieten und Patronatsherr zu werden. Was konnte auch der sechste oder zwölfte Sohn eines pommerschen Edelmanns Besseres thun, als Güter, die ihm die zahlreiche Nachkommenschaft des Vaters versagte, mittelst des Chorrocks zu

erwerben. Und die Pfarre wird, wo es nur angeht und das Miniſterium des Cultus nicht intervenirt, noch bis auf den heutigen Tag gern vererbt, man verheirathet ſeine Tochter nur an einen hoffnungsvollen Theologen. So gibt es auf Rügen nicht nur Erbländereien, ſondern auch Erbpfarren. Das Chriſtenthum wird hier in Erbpacht gegeben. Niemand beneidet dieſes Glück der Geiſtlichkeit, die die Nächſtenliebe und alle chriſtlichen Tugenden in früherer Zeit ſo vortrefflich predigte, daß ſelbſt die Leibeigenen des Herrn Pfarrers erklärten, es gäbe keine größere Wonne, als nicht nur ein chriſtliches, ſondern auch ein juriſtiſches Schaaf eines ſolchen Mannes zu ſein und zum eiſernen Vieh der Pfarre zu gehören. Gewiß, es fiel Keinem ein, den Herrn Pfarrer um eine praktiſche Anwendung des Chriſtenthums zu erſuchen, um eine Ausdehnung der Humanität, die der fromme Mann vielleicht gewährt haben würde, wenn ſie nicht dem Nachfolger zum Nachtheil gereicht hätte. Somit verſtanden ſich nur Einzelne zur Freilaſſung, wie z. B. ein Präpoſitus in Gingſt, der die hohe und niedere Gerichtsbarkeit eines Theils des Orts verwaltete und zur Vollziehung der Gerichts- und Polizeigeſetze zwei Quartiermeiſter unterhielt. Rügen zählt nicht weniger als 27 Paſtorate, die alle wie Edelhöfe eingerichtet ſind und die adeligen Güter, über die man hier gleichſam fällt, weit hinter ſich laſſen, da ſie nichts von einer

Uebervölkerung zu leiden hatten und mit der steigenden Cultur des Bodens nur Amelierationen gewannen. Daß unter den Geistlichen Bildung, selbst außergewöhnliche Bildung gefunden wird, möchte man mir, ohne daß Kosegarten und Andere dafür den Beweis geliefert, schon deshalb glauben, weil der Prediger hier nicht bloß Gottes Wort zu predigen hat, sondern auch Gottes Gabe genießen kann. Man trifft verbauerte Pastoren in Hannover, Holstein, Mecklenburg, Oldenburg und Hinterpommern, aber auf dem von der geistigen Entwickelung und dem Fortschritt abgesperrten Rügen trifft man eine Elite der Geistlichkeit. Schade nur, daß die Majorität der Bevölkerung von dieser Bildung nicht in dem Grade profitirte, wie sie in den reellen Verhältnissen an ihr litt, denn man wird zugeben, daß auch Rügen weiter sein könnte, hätten die Hochehrwürdigen nicht das Fett von der Natur abgeschöpft. Daß man mit seiner Lage zufrieden ist, beweiset nicht, daß sie nicht besser sein könnte, und die Bildung der Pastoren entschädigt nicht wegen der dürftigen Hütten der Bauern.

Was der Ruganer trägt an Kleidung, (natürlich sind hier die Städte und Flecken ausgenommen) hat er sich selbst verfertigt. Webstühle trifft man hier beinahe in jedem Bauerhause; man webt „Ziegeth," „Halbsett" und „Wargh," Zeuge aus leinenem Ein- und wollenem Aufschlag. Und die Küster liegen der Bild-

hauerkunſt ob, ſie verfertigen Leichenſteine, die Dorfkirchhöfen alle Ehre machen. Die Inſchriften derſelben werden von den Angehörigen und Verwandten des Verſtorbenen gedichtet und ſtehen zu der geſchickten Arbeit des Küſters deshalb nicht immer in Verhältniß, es ſei denn, er iſt nicht nur Bildhauer, ſondern auch Dichter, was heut zu Tage, wo alle Küſter auf Rügen rechtſchreiben müſſen, vielleicht der Fall ſein kann.

Das Plattdeutſch auf Rügen zeichnet ſich durch mancherlei Eigenheiten aus und beſonders dadurch, daß man mit einzelnen Wörtern beſchreibt. So heißt z. B. ein Sehrmann ein ausgezeichneter Mann an Herz und Geiſt. Will man die letztere Eigenſchaft ſchlagend hervorheben, ſo ſagt man auch „he kann geiſtlich un weltlich.“ Böſe ſein heißt hier „quade ſyn,“ und von Einem, der in Verlegenheit geräth, ſagt man: „he keem recht in de Brummelbeeren,“ was allerdings bezeichnender iſt, als das mit Franzöſiſchem untermiſchte Plattdeutſch „he keem in de Sohſe.“ Die feudaliſtiſchen Verhältniſſe, die früher auf Rügen am meiſten hervortraten, bewirkten, daß ſogar das Geſinde in eine chevaleresſe Weiſe verfiel, die ſich freilich im plattdeutſchen Style und mit pommerſchem handgreiflichen Nachdruck ſeltſam genug ausnimmt. Der „Großknecht“ ertheilt nämlich dem „Jungknecht“ die Ehre einer Ohrfeige, indem er in feierlichem und begeiſtertem Tone hinzufügt:

„So Keerl! dat liid van mi, un van keenem annern!“ eine Weiſe, die übrigens nicht nur auf Rügen, ſondern auch in Mecklenburg und Holſtein angetroffen wird. Von dem Trinklied aber, das Weber als ein rügiſches Nationallied bezeichnet, bin ich der Meinung, daß es eben nur auf Hiddensoe gehört wird, und ſonſt nirgends auf Rügen. Die Hiddensoer aber ſingen es in eintöniger melancholiſcher Weiſe und durchaus nicht im dithyrambiſchen Schwunge, ſo langſam aber, als gälte es einem Trauergeſang. Es lautet

„Hans Naber, ick hebb et ju togebracht,
Sett zu man Duhm un Finger d'ran.
He! kuke mal in! he kuke mal in;
Noch Oele, noch Oele, noch Oele darin.“

Der Trinker muß nun das leere Glas zeigen und dabei ſingen:

„He kuke mal in —
Nits Oele, Oele, nits Oele darin.“

Im Hochdeutſchen würde es lauten:

„Hans Nachbar, ich hab es Euch zugebracht, (zugetrunken)
Setzt ihr nur Daumen und Finger dran.
Seh' er einmal hinein, ſeh' er einmal hinein,
Noch Bier*), noch Bier, noch Bier darin.“

---

*) Das Oele gilt von dickem, ſtarkem Schiffsbier, und iſt mit Ale ſynonym.

Und weiter:

„Seh' er einmal hinein,
Nichts Bier, nichts Bier, nichts Bier darein."

Ich kann hier nicht umhin, zu bemerken, daß die Mäßigkeit zu den Tugenden der Ruganer gehört, und arten sie einmal an Sonn- und Feiertagen aus, so muß man doch zugeben, daß diese Weise nie einen rohen Anstrich trägt. Durch die Ausgelassenheit selbst schimmern Gastfreundlichkeit, Herzlichkeit und Biederkeit, ein boshafter Rausch wird auf Rügen selten vorkommen.

Ernst Moritz Arndt wurde auf Rügen geboren; Hakert legte hier den Grund zur Landschaftsmalerei, und Kosegarten wurde vielleicht nur durch Rügen Dichter. Wenn die beiden letzteren somit beweisen, daß Rügen an Poesie keine geringe Ausbeute bietet und einen Impuls, den man in Pommern sonst vergebens sucht, so mag man Arndt wohl als den unverfälschten Ausdruck des rügischen Nationalcharakters betrachten. Und in der That, man findet hier nicht nur Geradheit, Treue und Herzlichkeit, sondern auch — trotz aller Leibeigenschaft — einen tüchtigen Sinn für Recht und Freiheit. Wenn diese Elemente nie in politische Verwickelungen geriethen, so muß man bedenken, daß auf dieser abgeschlossenen Insel ein solches Resultat nicht möglich war, wie über-

haupt eine Ausbildung jenes Naturtriebs, den man bei allen slavischen Abkömmlingen wahrnimmt. Eine gewisse nationale Unabhängigkeit suchen die Ruganer durch Sitten und Gebräuche und — wie z. B. auf Mönchgut — selbst durch Familienabsonderung noch festzuhalten, deutsch sind auch sie leider nicht in dem Grade, wie sie früher schwedisch waren. Weber findet sogar eine Abneigung gegen Deutschland in dem Fluche „dat dik de Dütscher," statt „daß dich der Teufel," der auf Rügen Styl ist, ich aber hörte aller Orten Sympathien für Schweden, obwohl diese Regierung in hundert Jahren keine solchen Reformen veranlaßte, wie die preußische in einigen zwanzig. Man könnte hier wieder ein Lied über deutsche Nationalität singen; aber Herr von Wachsmann in Dresden schreit wiederholt: „Neues, Neues!" und Deutschland ist ein alter Zustand, und kein Stoff zu Novellen für Lehrburschen und Näherinnen; es läßt sich keine neue Weise dafür finden, und von der alten hat Börne schon geklagt, als der Collaborator Meier in Hamburg neue Ideen in den Briefen jenes vermißte: „Sie wollen immer neue Ideen, aber die alten, die, welche die Handwerksburschen auf der Gasse an den Schuhen abgelaufen haben, diese guten, nützlichen Ideen haben sie noch bis auf den heutigen Tag nicht begriffen." So ungefähr sprach Börne. Ich aber scheide von Rügen mit einer Verehrung, wie sie in

Pommern durch nichts Anderes hervorgerufen wird, denn ich ſchaute

„Mit ſtaunendem Blick
Die Rieſengräber und Herdas Hain,
Die Küſten, die Inſeln und das donnernde Meer."

Und wo ſonſt in Deutſchland hat man dieſen Anblick.

Achtzehntes Capitel.

Pommern (Schluß) Stettin. Inneres und Aeußeres. Umgebungen. Handel. Schifffahrt. Charakter der Stettiner. — Natur und Menschen nord- und ostwärts von Stettin. — Stargard. — Cöslin. — Colberg. — Lauenburg an der Leba das letzte deutsche Dorf. — Seitenblick auf die russischen Ostseeprovinzen. — Das Reisen in Pommern. Plattdeutsch in Pommern und Schlußbemerkung.

Stettin windet sich malerisch eine Anhöhe hinauf, auf deren Spitze einst die durch den Blitz zerstörte Marienkirche stand, die mit ihrem viertehalbhundert Fuß hohen Thurme in schlanker Majestät über den Steinkranz der Gebäude, der sich um jene Anhöhe zog, emporragte. Stettin trägt, wie die meisten bedeutenden Handelsstädte der Ost- und Nordsee, das Gepräge allmähliger Entwickelung, Modernes ist hier mit Alterthümlichem vermischt, neben den alten Giebelhäusern von Lübeck und Rostock gewahrt man die freundlichen Bauten der Gegenwart, die Straßen aber sind größtentheils eng, winkelig und geschlängelt, da sie nicht aus der

Kunst, sondern aus dem Bedürfniß hervorgingen. Häufig nicken sich die Häuserreihen so bedeutungsvoll zu, daß man es für rathsam hielt, Bogen zwischen den Mauern aufzuführen, damit sie sich nicht in die Arme sinken möchten. Die Lübecker „Twieten" gewähren einen ähnlichen Anblick. Man findet auch in Stettin große Hausfluren, ein Beweis, daß der Handel die Ordnung der Häuser bestimmte, und die Zimmer dieser Häuser sind, bis auf die „Vorstube" zu ebener Erde, meist im Hintergeschosse gelegen, wo sie nothdürftiges Licht aus dem engen mauerumgebenen Hofraume erhalten, dessen Wirkung noch durch die dunklen, altfränkischen Tapeten geschwächt wird. Daneben incommodiren die hergangehenden Straßen nicht nur die Fußgänger, sondern auch die Baukunst, die hier unmöglich zu einer symmetrischen Grundlage gelangen kann. Der Peterberg bildet den Höhepunkt dieser Unebenheit, der Abhang von einer Querstraße zur andern beträgt hier einige zwanzig Fuß, also beinahe so viel, wie in Brüssel auf Montagne de la Cour. — Auf dem Königsplatz befindet sich die Bildsäule Friedrichs des Großen, von Schadow aus carrarischem Marmor gearbeitet, der für ein Ostseeklima allerdings zu zart und unhaltbar sein mag; aber sie präsentirt sich sehr schön, besonders im Anblick auf den grünen Teppich des Walls in ihrem Rücken. Friedrich der Große ist natürlich in seiner Uniform dar-

geſtellt, die ſelbſt von der Kunſt nicht übergangen werden konnte, indeß hat die letztere wenigſtens den Mantel über eine Proſa geworfen, die zum carrariſchen Marmor noch weniger paßt, als die harte und ſcharfe Luft der Oſtſee. Somit erſcheint nun Friedrich im Hute, mit dem Feldherrnſtab in der Hand und in dem alten Schnitt, den der Reitermantel in ſchönem Faltenwurf umſchließt. Die Bücher aber zu ſeinen Füßen ſcheinen mir wenigſtens mit der Kunſt noch mehr zu contraſtiren, als die hiſtoriſche Uniform. Was bedurfte es hier neben der ausdrucksvollen Perſönlichkeit eines Commentars der Größe in den Artes belli et pacis und dem Corpus juris Fridericianum! — Der Wall ſchließt die Landſeite der Stadt ein, gerade wie bei Lübeck, er iſt nun zu Promenaden und Alleen benutzt. Auf einer Stelle des Walls genießt man eine ausgedehnte Ausſicht auf die Städte Greiffenhagen, Damm und viele Dörfer längs der Oder und in der weiten grünen Fläche jenſeits derſelben. Die Inſeln im Fluſſe erhöhen die Mannigfaltigkeit dieſer Parthie, und der bunte Handelsverkehr und die Schifffahrt, die durch die engen Ufer der Oder zuſammengedrängt wird und dadurch an Bewegung gewinnt, hauchen Leben über dieſes allerdings pittoreske Gemälde, das ſelbſt einen Süddeutſchen unterhalten wird, ohne ein beſonderes Intereſſe anſprechen zu können, ſo wenig wie Frauendorf, das Eldorado

der Stettiner, die von den Hügeln an der Oder und den buschigen Gängen am Abhange der „Berge," wie man die etwas erhabeneren Standpunkte heißt, nicht genug erzählen können. Uebrigens ist Frauendorf, eine halbe Meile von Stettin gelegen, in der That so reizend, wie Charlottenburg bei Berlin, ja vielleicht noch reizender, der Oder wegen, auf welcher man nach diesem Vergnügungsorte hinabschiffen kann. — Die Lastadie (von Lastadium, Ballast, also ein Ort, wo Kaufwaaren in die Schiffe aus- und eingeladen werden) ist eine Vorstadt jenseits der Oder und längs dieses Flusses. Hier befinden sich die Speicher der Kaufleute und Werfte der Schiffbauer. Die Lastadie ist des steten Verkehrs wegen durch Brücken mit Stettin verbunden. Außerhalb der Befestigungen liegen die Vorstädte Ober- und Unterwieke und der Tornei. Vor Unterwieke fährt man auf dem Wege nach Frauendorf vorüber. An diese Vorstadt schließen sich sofort Dörfer mit Werften und Schiffen auf dem Stapel. Grabow mit einladenden Landhäusern ist unter ihnen bemerkenswerth, auch in historischer Hinsicht; denn hier stand einst die alte Oderburg, ursprünglich ein Karthäuser-Kloster, später ein fürstliches Lustschloß und seit 1630 nicht einmal mehr Ruine, denn die Oderburg wurde in diesem Jahre abgebrochen. Wo sie stand sind Aecker und Schutthaufen, deren Ausdehnung einen Maßstab für den Umfang des zerstörten

Gebäudes gibt. Die Oder theilt sich bei Stettin in vier Arme: Oder, Parnitz, groß und klein Reglitz, über welche hölzerne Brücken führen. An der linken Seite der Oder liegt die eigentliche Stadt. — Bei der 1789 durch den Blitz zerstörten Marienkirche, wegen deren Wiederherstellung so viele vergebliche Schritte geschahen, befand sich ein academisches Gymnasium, ganz in der Weise des hamburgischen. Es wurde 1805 mit der Rathsschule unter dem Namen „Königliches und Stadtgymnasium" vereint. Das königliche Gymnasium ist mit 7 Lehrern besetzt, die in der Theologie, Jurisprudenz, Medicin, den alten und neuen Sprachen Vorlesungen halten, das Stadtgymnasium zählt 11 Lehrer. Weshalb man die erstere Anstalt noch in der alten Weise fortbestehen ließ, ist kaum einzusehen, da nicht wohl angenommen werden kann, daß ein academisches Gymnasium, eine Zwitter-Einrichtung von Universität und Schule, bei der soliden Feststellung jener wie dieser in Preußen, noch einen besonderen Nutzen gewähren mag. Die Bibliothek des „königlichen Gymnasiums" ist nicht unbedeutend, aber ohne Plan und Ordnung, da sie nach und nach aus Vermächtnissen und Schenkungen entstanden ist. Auch hier finden sich viele Leichenreden und Schulschriften vor, die höchstens von dem localsten Interesse sind, und der werthvollste Beitrag mag von dem preußischen Minister, Grafen von Herzberg, herrühren.

An Manuscripten befindet sich nur eins von dem römischen Geschichtschreiber Florus in der Bibliothek, das auf Pergament geschrieben ist, aber durch die Sauberkeit und Schriftzüge den Beweis liefert, daß es nicht sehr alt sei. Dieser Codex ist im Jahre 1724 von einem ehemaligen Regierungsrath von Liliensträm, dessen Vater ihn an sich gekauft hatte, der Bibliothek geschenkt worden. Uebrigens soll das academische Gymnasium durch die Vereinigung mit der Stadtschule, oder dem alten „Lyceum" in sofern gewonnen haben, als man dieses als eine Vorbereitung zu jenem betrachtet. Früher meldeten sich viele junge Leute zur Aufnahme, die keineswegs für Vorlesungen ausgerüstet waren, aber die Professoren wollten nicht nur leben, sondern auch lesen. Gut wär's, wenn man jetzt, falls solches noch nicht geschehen sein sollte, auch die Vorlesungen über eigentliche Facultäts-Wissenschaften ganz einstellte. Dieselben gehören gewiß nicht in die jugendliche Umgestaltung unserer Schulen hinein. — Der Handel Stettins, welchen diese Stadt mit 160 eigenen Schiffen unterhält, könnte bedeutender sein, wenn er nicht an manchen Zufälligkeiten litte. So vertheuert unter Anderm der Sundzoll den Transport und die Schiffe haben nicht immer Rückladung. Diese Nachtheile fallen z. B. bei Hamburg weg, und daher kömmt es, daß man selbst von Schlesien aus hieher Waaren sendet, die ihren natürlichen Abzug in

Stettin haben würden. Der Holzhandel ist einer der wichtigsten Erwerbzweige, mit ihm concurrirt das Bier, wenigstens im Inlande. — In dem Landschaftshause befindet sich die „pommersche Bibliothek," die aus einer Privatsammlung eine öffentliche wurde. Pommersche Geschichte und Landeskunde sind hier reichlich bedacht, und man muß es dem alten Cantor Christoph Kiel nicht wenig danken, daß er durch seine Chroniken-Liebhaberei diese Bibliothek veranlaßte. Er copirte nämlich Alles, wessen er an wichtigen Documenten habhaft werden konnte, und zwar so sauber und correct, daß seine Handschriften hinsichtlich der Zuverlässigkeit den Originalen gleichkamen. Solcherweise brachte Kiel eine erhebliche Auswahl von Nachrichten und Büchern zusammen, die von Kennern selbst für die bedeutendste Privatsammlung zur Landesgeschichte von Pommern erklärt wurde. Dieselbe wurde später einem Gelehrten überlassen und von diesem erweitert der Landschaft. — Das große Schloß, welches von der durch ihre originelle Weise den Stettinern hinlänglich bekannten Prinzessin Elisabeth bewohnt wurde, ist ein festes Gebäude, ohne Symmetrie und architektonischen Werth. In der Schloßkirche befindet sich unter vielen gleichgültigen Bildern ein werthvolleres, das von Kennern sogar für ein vorzügliches Werk eines großen italienischen Meisters erklärt wird. Einstweilen müssen wir das glauben, denn

das Bild hängt durchaus nicht vortheilhaft; einige Zw[illegible]fel könnten uns übrigens aus den vielen Details und den kleinen Figuren, die den Totaleindruck verletzen, zukommen. Abgesehen von der Kunst ist die Geschichte, die diesem Bilde zum Grunde liegt, interessant; sie liefert den Beweis, zu welchen unchristlichen Wundern selbst sich Christus benutzen ließ, wenn es denen galt, die zum heiligen Grabe zogen. Auch Bogislav, der Pommern Herzog, zog dahin und wurde in der Nähe von Candia von türkischen Piraten überfallen, die die venetianische Flagge, unter deren Schutze der Herzog überschiffte, nicht respectiren wollten. Die Venetianer baten und beriefen sich auf den Vertrag. Als aber Bitten und Drohungen nichts fruchteten, verkrochen sie sich in die Cajüte und ließen die Pommern den Strauß allein ausfechten. Denen nun stand Christus bei, der oben auf dem Maste den Mahomet tüchtig durchprügelte. Mahomet bat jämmerlich, man möge von weiterem Gefechte abstehen, weil er nur solcherweise von den Streichen des Gekreuzigten und von dem Tode Auferstandenen befreit werden würde, und die Türken, erkennend, daß hier der Grundsatz angewendet werde, prügelst du meinen Juden, so prügele ich deinen, standen ab vom Gefechte, und Bogislav zog zum heiligen Grabe. Als er von dort zurückkehrte, wurde er in Venedig von dem Dogen und Senat auf das Feierlichste

empfangen, und dieſen Empfang ſtellt das erwähnte Gemälde vor. Micrälius aber behauptet in ſeinem „Alten Pommerlande" noch zu jenem Wunder ein zweites: der Herzog habe nämlich mit einem Bratſpieß die Türken in die Flucht geſchlagen, während Chriſtus auf Mahomet eingehauen. — Zu den Merkwürdigkeiten Stettins gehört auch das Seeglerhaus, wo ſich die Kaufleute verſammeln. Das Seeglerhaus rührt aus der Zeit her, als Stettin der Hanſa angehörte, und hat in der neueren preußiſchen Zeit viel von ſeiner Bedeutung verloren; nur die Börſe blieb hier. Alterthümliche Curioſitäten des Seeglerhauſes ſind eine Abbildung Stettins aus dem Jahre 1659, mit der Oderburg, und ein und zwanzig Bruſtbilder pommerſcher Herzöge, an der Decke, deren Anblick man alſo noch mühſamer erkaufen muß, als einſt den der Lebenden, nämlich mit rückwärts gebogenem Nacken. — In Stettin wurden zwei ruſſiſche Kaiſerinnen geboren, 1729 Catharina II., und 1759 Alexandra Feodorowna, Kaiſer Pauls Gemahlin, ein Grund, daß ſeit jener Zeit fortwährend ein Exemplar neugeprägter Münzen und Medaillen des ruſſiſchen Reichs nach Stettin geſandt wurde. Der Geſammtwerth aller ſolcherweiſe eingegangenen Münzen, die auf dem Rathhauſe aufbewahrt werden, ſoll ſich auf mehr, als 4000 Thlr. belaufen. Intereſſant aber iſt es, einzelne derſelben, an die ſich große Hoffnungen knüpfen mochten,

mit den Erfolgen zu vergleichen, die diejenigen trafen, zu deren Ehren sie geschlagen wurden. So zeigt man eine sehr schöne, die die Geburt des Großfürsten Constantin feiert. Auf der Kehrseite hält eine weibliche Figur ein Kind im Arme, ihr zur Linken steht die Hoffnung mit ihrem Anker, zur Rechten die Religion mit dem Kreuze. Alle drei richten den Blick zu den glänzenden Wolken hinauf. Seitwärts seegeln Schiffe auf dem Meere, und ein Stern geht über dem Horizonte deſſelben auf. Constantin ſtarb bekanntlich an der Cholera, in einer Zeit, wo die Wolken, die über den Scheitel des ruſſiſchen Reichs zogen, keineswegs glänzend waren, und leuchtete er als ein Stern, ſo war er doch nur ein blutrother Unglücksſtern. — Die Befeſtigungen Stettins beſtehen aus den Forts Preußen, Wilhelm und Leopold. Auch Stettin gehört zu jenen Feſtungen, die ſich 1806 ohne Widerſtand den Franzoſen ergaben. Dieſelben zeigten nicht einmal Wallbillets vor, die bis dahin jeder, der die Ausſicht von dort genießen wollte, von dem Commandanten einlöſen mußte, und bewirkten vermuthlich dadurch, daß dieſe Einrichtung ſpäter aufgehoben wurde.

Der Charakter der Stettiner hat den Fond einer Handelsſtadt, der Kaufmann gilt hier viel, jedoch nicht ſo viel, daß die Beamten nicht mit ihm concurriren könnten. Durch dieſe und das Militär, die häufig aus

ganz entgegengesetzten Provinzen der Monarchie herrühren, sind Variationen in den ursprünglichen Grundton der Bevölkerung getragen und eine Berliner Lasur, die übrigens in einer Handelsstadt, wo man die vornehme Haltung mit Geld unterstützen kann, noch am erträglichsten ist. Eine Dürftigkeit, die in Berlin allenthalben unter die neueste Mode gemischt ist, findet man in Stettin nicht, wie denn hier auch die starre Weise der Bureaukratie allenthalben durch die bieg- und schmiegsame des Handels gemildert wird. Man ist gewiß im Herzen vortrefflich preußisch gesinnt, aber der Kaufmann, der denn doch den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens bildet, thut sich nichts auf die Macht Preußen zu Gute, er ist ihr höchstens dankbar für das, was sie ihm Gutes gewährt, er nimmt an ihr keinen unmittelbaren Antheil, wie Civil- und Militärbeamte, die sich deshalb nur zu leicht im gesellschaftlichen Leben mit dieser Macht identificiren werden. Uebrigens hat die Communication Stettins mit Berlin die etwas derbe Manier früherer Zeit, die noch durch den Weinhandel und dem aus ihm herrührenden Geiste gehoben wurde, bedeutend abgeschliffen: der Berliner Spiritualismus hat den pommer'schen Materialismus in die gesellschaftlichen Grenzen zurückgeführt. Man trinkt jetzt wenig Wein, aber man macht einen vortrefflichen seit der neuesten Zolleinrichtung, wobei die Stettiner Aepfel die

beſten Dienſte leiſten. In dieſem Sinne und im Vertrauen, daß der Stettiner Wein dem franzöſiſchen die Wage halte, wenn man ihn nur zu trinken verſtehe, ſchrieb ein Stettiner Weinhändler an ſeine Kunden in Demmin, die ſich beſchwerten, daß der überſandte Wein nicht die Probe hielte: „Ji Herren von Demmin, ätet Käſe to dem Wiin, denn ſchmeckt he in Demmin ſo goht, als to Stettin.“ Somit ſervirt man auch in Stettin aller Orten Käſe, oder Brod mit Salz und Kümmel zu dem Wein. Ich aber rathe jedem, ſich an das Stettiner oder Bergmann'ſche Bier zu halten und Wein Wein ſein zu laſſen.

Die Provinz Pommern zerfällt bekanntlich in die drei Regierungsbezirke: Stettin, Stralſund und Cöslin, aber nord-, wie oſtwärts von Stettin dürfen wir weder Anmuth der Natur, noch eine andere Civiliſation und Cultur verlangen, als welche von den Beamten und dem Unterricht in den Städten angeregt wird. Die Natur bietet Sand und Wälder, die um ſo nüchterner erſcheinen, als Hinterpommern von keinem bedeutenden Strom bewäſſert wird. Selbſt die Warthe und Netze fürchteten ſich vor den Sandhügeln und lenkten bei Zeiten nach der Oder ein, die die Grenzſcheide zwiſchen Vor- und Hinterpommern bildet. Was ich aber früher von dem Durchſchnittsmaßſtab pommerſcher Bildung bemerkte, gilt inſonderheit von Hinterpommern; wo die

Natur gar zu ärmlich ist, wie hier und bei den Eskimos, wird selbst der Fortschritt immer nur gemacht werden können. Wir müssen es einstweilen erwarten, daß die preußische Regierung ihn in Beziehungen zu dem Leben bringt, und daß die General-Commission in Stargard für die Folge glücklicher verfährt hinsichts der Güter-Auseinandersetzung, als bisher.

Stargard (Storigorad, oder Altstadt) mit beinahe zehntausend Einwohnern, wird — sonderbar genug — zum Unterschied von Stargard in der Mark und in Mecklenburg, Neu-Stargard genannt, obwohl es eine alte Hansestadt war und als solche Stettin hinter sich ließ. Stargard liegt an der schiffbaren Ihna, unweit des größten pommer'schen, des Madüesees, inmitten üppiger Getreidefelder und Gärten, aber solche Erscheinungen sind in Hinterpommern Oasen in der Wüste: es dauert nicht lange, bis sich dieselben in Haiden verlieren, deren Dörfer nur den Mangel und die Dürftigkeit von Hinterpommern mit constatiren helfen. Und so geht es fort bis zum Meere. — Cöslin, mit beinahe 6000 Einwohnern, liegt am Fuß des Gollenberges, eine Meile von der Ostsee. Durch Brand zerstört wurde diese Stadt in dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts funkelneu, eine Thatsache, die durch die Bildsäule Friedrich Wilhelm I. mit der Inschrift „Coslinum incendiis deletum restauravit 1724," (in diesem

Jahre wurde die neue Stadt beendigt, beglaubigt wird. Auf dem Gollenberge ist den in dem Befreiungskriege gefallenen Pommern ein Denkmal errichtet. Ist es nicht auffällig, daß aus diesem dürftigen Landesstrich die Elemente der Größe Preußens hervorgingen? Wie die Pommern im siebenjährigen Kriege an der europäischen Monarchie Preußen als die treuesten Arbeiter halfen, so arbeiteten sie auch in den Jahren 1813—1815 nicht weniger treu und unverdrossen daran, den eingesunkenen Bau wieder aufzurichten. Gewiß, Preußen weiß Pommern zu schätzen, das sieht man insonderheit auch an der persönlichen Sympathie des Kronprinzen für diese Provinz, aber Reformen im Wege Rechtens sind leider mit allen Mängeln verknüpft, an welchen in Deutschland das Recht selbst leidet, insonderheit aber mit dem Hauptmangel, daß das Recht selbst nur zu häufig Unrecht ist, und daß alle gesetzlichen Versuche, es zu ebenen und in das Jahrhundert hineinzupassen, meist nur kleine Uebel statt eines großen sind. Gerade auf dem Gollenberg, in der Nähe jenes Denkmals, behauptete ein preußischer Beamter, hinsichts der Emancipation der Bauern in Pommern, diese Wohlthat unterscheide sich von der der französischen Revolution nur durch die weise und friedliche Anordnung, im Uebrigen bezwecke sie dasselbe. Ich entgegnete ihm, daß ich dieselbe nur für einen neuen Beweis des alten Sprüchworts: „der Geist

ist willig, aber das Fleisch ist schwach," halte, und dem letzteren müsse man noch auf eine nachdrücklichere Weise zu Hülfe kommen, als solches durch die Gesetze von 1807, 1811 und 1816 geschehen sei, mit einem Worte, ein im Grunde doch gewaltsamer, aber verjährter Zustand lasse sich nicht durch friedliche Ausgleichungen beseitigen, wo man dem Einen gleiche Rechte geben und dem Andern doch nichts nehmen wolle. — Colberg, an der Persante, die sich eine halbe Stunde unterhalb der Stadt in die Ostsee ergießt, ist mehr durch Moräste, als durch Kunst eine starke Festung. Aber was sind selbst Moräste, wenn die, welche in ihnen stecken, ohne Muth sind. Colberg würde auch gefallen sein, wie Stettin und die anderen preußischen Festungen, hätte nicht der König Gneisenau gesandt, der bekanntlich noch in seinem vierzigsten Jahre Hauptmann war. Gneisenau rettete Colberg bis zum Tilsiter Frieden. Diese Festung ist durch ihre Belagerungen (sie wurde bereits im siebenjährigen Kriege zweimal vergeblich von den Russen eingeschlossen) und durch einige Persönlichkeiten, die hier geboren, oder gefangen gehalten wurden, berühmt. Zu den ersteren gehören der Minister von Podewil und Rammler, zu den letzteren aber der „Lieutenant, Jacobiner, Schauspieler und Glashändler" Heinrich von Bülow, den man, bei der Annäherung der Franzosen, vorsichtig nach Königsberg und von dort nach

Riga flüchtete, und von dem man am Ende noch glaubte, er hätte Preußen retten können, hätte man ihn nicht in die Festungen, sondern über die Festungen gesetzt. Seine militärischen Ansichten, insonderheit aber seine „Geschichte des Feldzugs von 1805," hatten ihm wohl die erstere Ehre zugezogen, um so mehr, da Heinrich von Bülow in ihnen mehr Genie, als Verstand, wenigstens als practischen und berechnenden Verstand entwickelt hatte. Aber im Unglück greift man nach Allem, und auch Preußen bedauerte, daß der geniale Lieutenant nicht bei dem Feldzug von 1806 zu Rathe gezogen worden sei, der erste Beweis, daß man anfing, an die Masse und den Zeitgeist zu denken, die Einleitung einer nationalen Richtung, die auch Preußen rettete. — Hinter Stolpe, der gewerbsamsten Stadt Hinterpommerns, mit Holzhandel, Lachsfang und Bernstein-Ausbeute an der Ostsee, fängt der rechte wendische und cassubische Schmutz an, und die Dürftigkeit erreicht hier ihren Höhepunkt. Kartoffeln, Dünnbier und Branntwein sind die Lebensmittel, und die Sprache ist, wenn nicht rein wendisch, doch ein Gemisch von Polnischem und Deutschem. Im Dorfe Schmolsin wird sogar kassubisch gepredigt. Lauenburg an der Leba ist das letzte deutsche Dorf, Grospepel der letzte Krug, und

Der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen,

mit Sand, Haide und Tannen. Ich sagte, Lauenburg sei das letzte deutsche Dorf, aber nur scheinbar. Jenseits der Säulen des Hercules, jenseits der Civilisation, jenseits des nunmehr auch deutschen Preußens, wohnen ebenfalls deutsche Brüder, hat sich eine neue Civilisation ausgebreitet, die freilich nicht Deutschland, sondern Rußland zu Gute kam, das sie neuerdings in das Centralisations-System dieses Reichs zu verstricken, das ziemlich unverholen dem Zustande, dem einst die deutschen Ordensritter Grenzen setzten, die Ostseeprovinzen zu vindiciren sucht. Was wäre Rußland ohne die Ostseeprovinzen in der europäischen Staatenreihe? Aus ihnen zog es seine Diplomatie, seine Militairs, seine Bildung: rationale Landwirthe, Handwerker, Aerzte, Künstler, Schullehrer, ja sogar seine Staatsformen, seitdem Peter der Große schwedisches, dänisches, liefländisches und esthländisches Recht zum Muster seines projectirten Gesetzbuchs nehmen wollte. Freilich unterblieb dieses Gesetzbuch, aber in den spätern russischen Ukasen wird man fortwährend Rechtsprincipien benutzt finden, welche in den Ostseeprovinzen Geltung hatten, in den Ostseeprovinzen, die mit der Reformation und dem Protestantismus den äußersten Fortschritt Deutschlands adoptirt hatten. Die Ostseeprovinzen wurden bei der Administration berücksichtigt, bei den judiciären Formen, ja zuletzt sogar bei einer ihnen nachgebildeten Adels-Ordnung.

Ebenso erhielten die russischen Städte beschränkte demokratische Municipalverfassungen. Wie es aber scheint, lieh man von den Ostseeprovinzen nur Einiges, um sie später bequemer in die Centralisation des Reichs, die hier nie Bestehendes und Festes schuf, sondern über Nacht anderen Einwirkungen nachgeben mußte, hineinzupassen. Man mochte urtheilen, die Ostseeprovinzen würden solcherweise, wenn sie Einiges von ihrer ursprünglichen Einrichtung in dem Coloß vorfänden, um so eher der Gewalt nachgeben. Aber ist es nicht traurig und besorgnißerregend, daß man überhaupt nur daran denkt, die Bildung und Civilisation, an deren Brüsten sich eine ungeheuere Monarchie groß sog, dem starren Absolutismus dieser Monarchie zu opfern? Die Willkür, der rothe Faden des russischen Systems, nagt nach der polnischen Revolution von Neuem an den Ostseeprovinzen, die russischen Beamten sind feil und bestechlich und die russische Aristokratie hat eine platte nationale Gesinnung, die gegen deutsche Elemente unbedingt eingenommen und zu keinem Fernblick geeignet ist, was vermag also der beste Wille des Kaisers, so lange er nicht vertrauungsvoll die Ostseeprovinzen von allen russischen Einflüssen emancipirt. Hielte man es in der That aber für nothwendig, Bildung, Sprache, Religion, Recht und Gesetz in den Ostseeprovinzen aufzugeben — wie einige neuerliche Thatsachen fast vermu-

then laſſen — dann wahrlich darf man nicht mehr behaupten, die deutſche Bildung ſei wohl für immer geſichert. Es käme ja nur auf eine Eroberung an. Oder war etwa das Verhältniß zwiſchen Rußland und den Oſtſeeprovinzen nicht weit ſchroffer, als dieſe von Schweden an jenes Reich übergingen? Damals war auf Seiten des Eroberers kaum eine Spur von Bildung und Civiliſation anzutreffen, und die geiſtige Ueberlegenheit der Oſtſeeprovinzen konnte um ſo wirkſamer ſein. Dennoch ſind die letzteren im neunzehnten Jahrhundert ſo weit gekommen, daß ſie fürchten müſſen, mit einem neuen Provinzialgeſetzbuch ganz und gar in die ruſſiſche Centraliſation verflochten zu werden. Was könnte alſo nicht heut zu Tage mit eroberten Provinzen verſucht werden, heut zu Tage, wo Rußland eine europäiſche Ueberſicht hat und ſeine Fühlfäden auf alle politiſchen Verhältniſſe ausdehnt. Man ſei nur gar nicht ſo ſicher einer rohen, kräftigen Naturmaſſe gegenüber und einer Ariſtokratie, die im Deſpotismus aufwuchs. Herr der Oſtſee iſt Rußland ohnedies, und hielte man dafür, die deutſchen Beſtandtheile, die in dem ruſſiſchen Regentenhauſe enthalten ſind, würden Deutſchland ſicher ſtellen, ſo könnte nur auf Catharina II. verwieſen werden, die den Sturz der Jahrhunderte alten Verfaſſung der Oſtſeeprovinzen zuerſt betrieb. Alexander aber, der humane Grundſätze beobachtete, der die heilige

Allianz im heiligſten Ernſte nahm, ſtarb plötzlichen Todes zu Taganrog. Hinterpommern iſt deutſch, aber die ergiebigſten Provinzen der Oſtſee ſind ruſſiſch und im Begriffe, von Tage zu Tage ruſſiſcher zu werden. Welche Ausſichten nach dieſer Seite hin!

Reiſen mag man nirgends leicht billiger, als in Pommern; denn die Preiſe können hier nur im Verhältniß zum Genuß ſtehen, und der iſt auf einen tüchtigen einheimiſchen Magen berechnet: man ißt und trinkt, was der Boden gibt: Klöße, Speck, Spickgänſe, Schweinefleiſch, Bier und Branntwein. In den Städten ſind freilich die preußiſchen Speiſetaxen Rechtens und dieſe beſtimmen nur die Quantität, weshalb hier denn auch häufig allein der Wirth ſeine Rechnung findet, während die Gäſte die ſchwere Koſt unerträglich ſchelten, aber wie oft muß man nicht in den „Krügen" ſein Mittagsmahl einnehmen, weil die Städte zu weit von einander entfernt ſind, als daß man die rechte Zeit mit pommerſchen Poſtwagen und pommerſchen Poſtpferden einholen könnte. In der That, man kann in Pommern unmöglich viel verausgaben, Natur und Menſchen haben dafür geſorgt. Aber „melancholiſch," wie Weber, habe ich nie in einem neuvorpommerſchen Kruge dinirt. (Weber kam nicht über die Peene hinaus.) Man muß ſich über die Leutſeligkeit und Zuvorkommenheit der Leute, die Alles, was ſie beſitzen, mit dem Fremden zu theilen be-

reit ſind und die nur da, wo man zudringlich, oder unverſchämt erſcheint, die grobe Seite herauskehren, vielmehr freuen. In Hinterpommern nimmt freilich die Gleichgültigkeit und das Phlegma mit der ſterileren Natur und der Dürftigkeit des Lebensunterhaltes zu, indeß machen auch hier die Kaſſuben am Ledaſtrom eine Ausnahme. Sie ſind freundlich, bereitwillig und zufrieden mit dem Schmutze, in welchem ſie leben, ſie ſind wirklich ein wendiſcher Ueberreſt nicht nur in der Form und Sitte, ſondern auch im Charakter.

Ohne plattdeutſch zu ſprechen, oder wenigſtens zu verſtehen, wird man in Pommern ſchwer durchkommen, auf dem platten Lande gewiß gar nicht, denn die Schullehrer-Seminarien haben hier noch die wenigſten Früchte getragen: die Majorität muß noch erſt ſchreiben und leſen lernen, und das wird ſie ſo bald kaum, da die Paſtoren — wie ſchon geſagt — mit der älteren Generation, die es im Durchſchnitt nicht kann, weit beſſer fertig werden, als mit jener, die den Uebergang bildet. Wohl aber thut es immerhin, wenn man aus der Mark, wo die preußiſche Intelligenz zwar fruchtbar war, aber, wie der Sand, nur an Teltower Rüben-Naturen, unter denen man ſich nicht gleich heimiſch fühlt, allmählig zu dem ehrlichen, theilnehmenden, dummen zwar, aber deshalb nicht weniger herzlichen Menſchenſchlag Pommerns gelangt. Dieſer Uebergang verhält ſich faſt ſo,

wie der Boden der Mark zu dem wenigſtens theilweiſen Pommerns, wie Sand zu Lehm. Jener iſt unangenehm, unzugänglich, beſchwerlich, trocken, vornehm und geizig, dieſer weich, ſchmiegſam, fett und nur bei ſchlechtem Wetter unbequem und beſchwerlich, in allen Fällen aber freigebig. Die Pommern haben allerdings viel von ihren Tugenden gerettet, weil ſie faſt bis auf den heutigen Tag iſolirt blieben, aber noch einmal, man darf nicht fürchten, daß ſie das Gerettete verlieren werden, wenn ſie ſich mit der Cultur verbünden. Gerade ohne dieſe könnte ſie vielleicht das Contagium des Zeitungeiſtes empfindlich treffen.

Neunzehntes Capitel.

Holstein. Ueber das Verhältniß dieses Herzogthums zu Dänemark. Deutscher Geist in Holstein. Schleswig diente lange Zeit zur Vermittelung dänischer Interessen mit Holstein. Veränderung seit 1830. — Der Canzleirath Kornsen. — Finanzverhältnisse Holsteins und Dänemarks. — Die materiellen Interessen Holsteins begünstigen die neue Richtung und die Ausbildung deutscher Sympathien in Holstein immer mehr. — Hoffnungen hinsichts der Zukunft. — Der jetzige Regent und der präsumtive Thronerbe. — Seitenblicke auf Dänemark.

Das Conversationslexikon „der neuesten Zeit und Gegenwart" enthält in seinem vierten Bande einen „Schleswig-Holstein" überschriebenen Artikel, des Inhaltes, beide Herzogthümer seien seit einem Jahrtausend auch durch gleichen Geist mit einander verbunden. So war es indeß wohl nie, so ist es wenigstens in diesem Augenblicke nicht mehr. Allerdings sagt man in Hamburg, wenn von der westlichen Grenze dieser Stadt die Rede ist: „dort beginnt das Dänische," während man hinsichts Hannovers, im Süden dieser Stadt, sich nie zu der Bemerkung veranlaßt fand: „dort beginnt das

Engliſche," obwohl dieſes Königreich bis auf die neueſte Zeit mit Großbrittannien vereinigt war, aber der Sprachgebrauch, die Verſuche, Holſtein zu daniſiren, und einzelne Reſultate können als Grund jener Redeweiſe beſſer angeführt werden, als der Geiſt. Der Geiſt in Holſtein blieb deutſch, wenn auch Schleswig, das früher nicht zum deutſchen Reiche gehörte, wie jetzt nicht zum deutſchen Bunde, Dänemark zur Vermittelung mit Holſtein diente. Vierhundert Jahre ſind beide Herzogthümer mit einander verbunden, und in Schleswig iſt däniſche und deutſche Nationalität, däniſche und deutſche Bildung vermiſcht. In dieſem Herzogthum, als dem Grenzlande, das in ſeinem Norden zu däniſchen Bezeichnungen der Dörfer und Flecken überſpringt, das hinter Hadersleben die Namen Thyſtrup, Nuſtrup, Skodborg und an der nördlicheren Küſte der Nordſee die Namen Mögeltönder, Hoyer, Skiärrebreck aufweiſt und dadurch den jütländiſchen Uebergang andeutet, ich ſage, in dieſem Herzogthum war die allerdings verfaſſungswidrige Ueberſchwemmung mit däniſchen Beamten leichter durchzuſetzen und wegen der gemiſchten Bevölkerung weniger gehäſſig, oder auch nur anſtößig: hier waren die freiwilligen Anſiedelungen geborener Dänen weit häufiger. Wäre Dänemark nicht im ſiebenzehnten Jahrhundert in eine abſolute Monarchie verwandelt worden, während die alte Verfaſſung der Herzogthümer wenigſtens auf

dem Papiere noch eine Zeitlang fortbeſtand und der Willkür und den Ausſchreibungen der Regierung einen ſchwachen Damm entgegenſetzte, es würde ein Leichtes geweſen ſein, Schleswig ganz und gar mit däniſchen Elementen zu verſehen und in däniſche Intereſſen umzuſtimmen, kurz mit dem däniſchen Staatskörper zu verſchmelzen. Wie geſagt, mit dieſem Herzogthum hing Holſtein durch verfaſſungsmäßige, geſetzliche und gewohnheitliche Beſtimmungen ſo eng zuſammen, daß die jenſeitigen Verhältniſſe unmöglich ohne Einfluß auf die diesſeitigen bleiben konnten. So ward denn Schleswig die Brücke, über welche däniſche Nationalität ihren Einzug in Holſtein hielt, aber ſie konnte ſich hier nicht in dem Grade acclimatiſiren, wie es zu einem organiſchen Zuſammenhang nothwendig war. Der Eisbär kann nicht im Süden überdauern und die Gewalt muß wenigſtens heut zu Tage der Bildung weichen. Wenn man die Periode ſeit 1807 mit den neueſten Ereigniſſen auf Seeland vergleicht, ſo wird man bald erkennen, daß nicht Dänemark fürderhin auf Holſtein influiren wird, ſondern dieſes auf jenes. Ob die holſteiniſchen Truppen däniſch commandirt werden, wird die Fragen des Jahrhunderts nicht entſcheiden, aber die liberalen Manifeſtationen in Copenhagen ſind wohl nur als eine Rückwirkung der liberalen Manifeſtationen in Holſtein zu betrachten. Am Ende mußte ſogar ein ſchleswig-

scher Beamter, der Canzleirath Lornsen, die ersten Schritte zu den Reformen thun durch seine Schrift „Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein."

Im Ganzen wird man zugeben müssen, daß die Holsteiner ein indifferenter, ruhiger Menschenschlag sind, der gesegnete Theil des Landes, mit Butter, Rindfleisch und fetten Klößen influirt auf die Majorität der Bevölkerung, der Materialismus und was mit ihm zusammenhängt hat sich auch hier niedergelassen. So bestand denn das öffentliche Leben*) in Holstein lange Zeit nur aus Tabak, Spielkarten und Wein, oder Branntwein, ich sage absichtlich, lange Zeit, denn seit kurzer Zeit haben sich andere Regungen offenbart. Im Jahre 1813 erschien die bekannte traurige und schaurige Reichsbankverordnung: man creirte ein neues Geld und fundirte dasselbe auf das gesammte Grundeigenthum des Staats. Alle liegenden Gründe wurden der Reichsbank verhaftet erklärt, die Bankhaft wurde zu sechs Procent von dem vielfach überschätzten Steuerwerthe des Grundvermögens angesetzt und diese Bankforderung vor jeder andern auf dem Grundbesitze bereits haftenden bevorzugt. Eine solche Gewaltthätigkeit mußte den Credit des Landes auf lange Zeit untergraben und, wenn Sympathien für Dänemark vorhanden waren, sie an der Wurzel treffen.

*) Will man ein Leben außerhalb der Familie also nennen.

Dazu kam, daß dieſelbe in eine Zeit fiel, wo die deutſche Nationalität im Höheflug begriffen war, wo Dänemark von allen deutſchen Intereſſen durch ſeine hartnäckige Allianz mit Frankreich geſchieden ſtand. Holſtein, indem es in die allgemeine Richtung gerieth und in jene Begeiſterung, die damals alle deutſchen Stämme ergriffen hatte, mußte ſich jetzt um ſo mehr zu einer Reaction gegen den Danismus angeregt fühlen, als auch 1814 Norwegen von den Schweden in Holſtein occupirt wurde und ſolcherweiſe die Leiden des Krieges ſich denen der Finanzeinrichtung ohne Unterbrechung anſchloſſen.

Wenn ſich die Ertödtung des Nationalgefühls höchſtens erſchleichen, nie aber mit Gewalt erreichen läßt, ſo mußte die deutſche Reaction, wie ſie auf dem Kampfplatze erſchien, ſofort den Streit für immer entſcheiden, zumal da der in Holſtein, hauptſächlich durch die Kieler Univerſität unterſtützte Fortſchritt der Bildung vom heterogenen Lande her den erforderlichen Impuls zur Vervollkommnung nicht erhielt. Welches Gewicht konnte hier Dänemark in die Entſcheidung legen? Deutſchland aber hatte die Bildung von Jahrhunderten und von Nationen einzuſetzen. Immer lockerer wurde das Band zwiſchen Dänemark und Holſtein, immer inniger die Sympathien des letzteren für ſeine urſprünglichen Intereſſen. Jetzt wandte ſich auch das Verhältniß Schles-

wigs zu Holstein in der Weise, daß von Holstein nach Schleswig deutsche Tendenzen übersiedelten, wie mit eben so großem Recht von den deutschen Herzogthümern solche Tendenzen nach Dänemark übersiedeln könnten. Sind sie nicht auch germanischen Ursprungs, die Dänen? Aber Dänen, Schweden, Belgier und Holländer durften politisch im ausgedehnteren Sinne eine Nationalität ansprechen, während der deutsche Mittelpunkt eine solche nur sehr bedingungsweise manifestiren konnte. Somit kam es, daß der Däne des Ursprungs vergaß, wie die anderen, daß man in Jütland und jenseits des Sunds und des Belts von Tydks Avekat*) spricht. Deutschlands Bildung allein kann jene abgefallenen Zweige nicht wieder an den Stamm befestigen. Die Bildung ist Kunst, und die ursprüngliche deutsche Natur ist eine Ohnmacht worden. Die entarteten Kinder spotten der altersschwachen Mutter.

Es waren die materiellen Interessen, welche die Sonderung der Herzogthümer von Dänemark vorbereiteten, und zum Glücke dauert diese Spannung noch bis auf den heutigen Tag fort. Den ersten Schritt zu dieser Sonderung that im Jahre 1816 die schleswig-holsteinsche Ritterschaft, sie setzte die Bestätigung der Landesprivilegien bei dem jetzt regierenden Könige durch,

*) Deutscher Affe.

nachdem bereits im Jahre 1815 Friedrich VI. der deutschen Bundesverſammlung die Verſicherung ertheilt hatte, daß er der Wiederherſtellung der Landſtände nicht entgegen ſei und geſtatten wolle, daß ihre Verſammlungen von Neuem in Kiel beginnen möchten. Die Abſicht der Ritterſchaft bei dieſem Schritte war weniger populär, als egoiſtiſch: man wollte ſich zunächſt vor neuen willkürlichen Steuern ſicher ſtellen. Aus demſelben Beweggrund wandte man ſich ſpäter beſchwerend nach Frankfurt, man behauptete vielfache Verletzungen der alten Landesverfaſſung und erklärte ſich zugleich mit zeitgemäßen Modificationen derſelben einverſtanden. Wenn das Volk aus Gleichgültigkeit weniger, als in der Würdigung der Urſache ſolcher Handlungen an denſelben keinen lebhaften Antheil nahm, ſo erklärte ſich die deutſche Bundesverſammlung im Jahre 1823 für incompetent zur Entſcheidung. Den Reclamanten wurde vielmehr nur zur Beruhigung eröffnet, „daß wenngleich die holſteinſche Verfaſſung nach der Anſicht der Majorität der Verſammlung ſich nicht in anerkannter Wirkſamkeit befinde, dennoch S. M. der König von Dänemark, nach der durch Allerhöchſt Ihren Bundestagsgeſandten abgegebenen Erklärung, dem Herzogthume Holſtein eine Verfaſſung ertheilen werde, welche nach dem Artikel 55 der deutſchen Bundesſchlußacte die alten Rechte möglichſt berückſichtigen und den gegenwärtigen

Verhältniſſen angepaßt werden ſolle." Zugleich wies die hohe Verſammlung die Reclamanten an, „dieſer Verheißung mit jenem Vertrauen entgegen zu ſehen, welches die unumwundene Erklärung S. M. bei treuergebenen Unterthanen nothwendig erzeugen müſſe," und fügte hinzu, „daß die Verſammlung über der Erfüllung fernerer Verbindlichkeiten zu wachen wiſſen werde."

Mit dieſer theilnehmenden Verſicherung begnügte man ſich bis 1830; aber die Sturmglocke der Julius-Revolution wurde auch in Nordalbingia vernommen, in dem ganzen weiten Reiche Karls des Großen empfand man die Geburtswehen einer neuen Zeit, die in Paris geboren wurde und die ſo ſchnell emporwuchs über Reiche und Staaten. Profeſſoren, Aerzte, Advocaten und Kaufleute vereinten ſich in Kiel zu dem Beſchluſſe, die Regierung in geziemenden Gemeinde-Petitionen um die Einführung einer zeitgemäßen, auf das uralte Landesrecht gegründeten, für die Herzogthümer Schleswig und Holſtein gemeinſamen Landesvertretung zu bitten, aber der Landvoigt von Sylt, der Canzleirath Uwe Hans Lornſen eilte ſeiner Zeit voran und den beabſichtigten Petitionen, die von den Beamten bedächtig verhindert und unterdrückt wurden. Er ſchrieb „Ueber das Verfaſſungswerk in Schleswig-Holſtein," er hatte das Uebel, woran die Herzogthümer litten, an der Quelle in der ſchleswig-holſtein-lauenburgſchen Canzlei in

Copenhagen kennen lernen, er ſah ein, daß die freundlichen Abſichten des Monarchen in der unfreundlichen Weiſe der däniſchen Regierung untergingen. Die Schrift wurde bald in unzähligen Exemplaren vergriffen, Lornſen fiel ſeiner Geſinnung ein Opfer, aber die Folgen ſeines Auftretens blieben weder bei dem Volke, noch bei der Regierung aus. Nachdem die letztere inſonderheit bald von ihren anfänglichen Beſorgniſſen zurückgekommen war, ahnte ſie wenigſtens den neuen Geiſt, den heiligen Geiſt der Nationalität und Freiheit, und das allgemeine Geſetz vom 28. Mai 1831 wegen Anordnung von Provinzialſtänden, das Reſcript vom 6. März 1832 wegen Einberufung erfahrener Männer, die Verordnung wegen näherer Regulirung der ſtändiſchen Verhältniſſe vom 15. Mai 1834, waren wenigſtens als die mittelbaren Ergebniſſe jener Schrift anzuſehen, für welche der Verfaſſer „weil ſie hätte gefährlich werden können"*) zu einjähriger Feſtungsſtrafe und Amtsentſetzung verurtheilt worden war.

Nicht was geſchieht, ſondern auf welche Veranlaſſung und zu welchem Ende etwas geſchieht, wird in politiſchen Verhältniſſen zu berückſichtigen ſein. Die Einführung

*) Alſo erkannte das ſchleswigſche Obergericht ohne Entſcheidungsgründe und ohne Anführung eines Geſetzes, ſondern in Mandatsform und brevi manu.

der Provinzialſtände hätte unter anderen Bedingungen nur geringen Einfluß auf das Schickſal des Landes haben mögen, aber in der Weiſe, wie ſie erfolgte, mußte ſich das Volk als die entferntere Urſache dieſer Einrichtung betrachten, und mit dieſer Urſache mußte ſich auch eine Theilnahme für das neue Inſtitut entwickeln, die vielleicht weit über die Abſicht der Ertheilung hinausreichte. Namentlich mußten bei einem leidlichen Wahlgeſetze die Abgeordneten wirkliche Committirte des Volks werden, die ſich deſſen Erwartungen und Bedürfniſſen zu entſprechen berufen fühlten. Am Ende wirkte ſelbſt die Mangelhaftigkeit in den Befugniſſen der Ständeverſammlung hier wohlthätig ein, man erkannte, was und wo es fehle, man wurde eben durch dieſe Mangelhaftigkeit aus der Lethargie aufgerüttelt, die noch bis dahin in einzelnen Claſſen der Bevölkerung anzutreffen ſein mochte. Lornſen aber wird bereits im Jahre 1838 als Mann des Volks anerkannt, ja ſelbſt der holſteinſche Bauer bedauert, daß man der Stimme dieſes Tribunen ſo wenig Gehör gegeben, daß man ihn verkennen konnte ſelbſt in einer Zeit, wo Lornſen mehr als je auf den Enthuſiasmus ſeiner Landsleute zählen durfte. So hört man denn in Bezug auf jenen: „dem iſt zu viel geſchehen, er hat erkannt, was uns Noth thut, und wäre es ihm nachgegangen, es ſtände beſſer mit uns," aber der Bedacht, der in dem deutſchen Charakter liegt,

und die Zweifelhaftigkeit begnügten sich damals damit, die Brochure zu lesen.

Ich habe gesagt, daß die materiellen Interessen bis in die neueste Zeit den politischen Gemeingeist in Holstein unterhalten haben. Deutlich genug wird solches durch die Motivirung dargethan, mit welcher der Abgeordnete Lorentzen in der diesjährigen holsteinschen Ständeversammlung seinen Antrag auf Steuerbewilligungsrecht, Trennung der Finanzen von denen des Königreichs und Vereinigung der beiden Ständeversammlungen von Schleswig und Holstein unterstützte. Derselbe bewies zuvörderst die unvertilgbaren Rechte des Landes auf eine Steuerbewilligung und detaillirte sodann die finanziellen Verhältnisse Holsteins sowohl, wie des dänischen Staats im Allgemeinen. Das heillose Facit, welches sich bei dieser Auseinandersetzung herausstellte, erklärte Lorentzen vorzüglich durch den Mangel eines Steuerbewilligungsrechts. Freilich wurde bereits im J. 1813, gleichsam zur Rechtfertigung des schmählichen Staatsbankerotts, wie zur Verhütung ähnlicher Fälle, von der Regierung die Verheißung ertheilt, es solle alljährlich ein Staatsbudget veröffentlicht werden. Allein diese Verheißung blieb zwanzig Jahre unerfüllt, und als endlich kurz vor der ersten Zusammenkunft der Stände eine Finanzübersicht erschien, war dieselbe durchaus ungenügend, und von einem regelmäßigen,

alljährlichen Voranschlage der Einnahme und Ausgabe war nun vollends keine Rede. Jener Abgeordnete meinte, daß eine solche Unordnung zweifelsohne vermieden sein würde, hätte das Land steuerbewilligende Stände gehabt. Hinsichts der Staatsschuld von 1813 (50—60 Millionen, welche auf alle Unterthanen vertheilt wurden) ergibt sich weiter Folgendes. Dänemark mußte 31 Millionen übernehmen, die Herzogthümer dagegen für 23 Millionen haften. Von diesen 54 Millionen wurden den Finanzen nur 33 Millionen wirklich abgenommen, 21 aber ihnen wieder zurückgeschoben. Demnach haben die Herzogthümer ihren vollen Beitrag entrichtet, während Dänemark nur 11½ Millionen beitrug, unter Compensation von 6½ Mill. Actienrecht, eine Berechnung, die für jene ein Plus von ungefähr zwanzig Millionen herausstellte, als bei der Gleichstellung der deutschen Unterthanen mit den dänischen möglich gewesen sein würde. Gleichzeitig stieg die in Dänemark cursirende Zettelmasse von 45 Millionen Nennwerth auf einen wirklichen Werth von ungefähr 17 Millionen Mk. Hamb. Banco herab und verwerthete sich nach und nach auf 67 Mill. Mk. Hamb. Banco, so daß sich der Nationalwohlstand Dänemarks auf Kosten der Herzogthümer um ungefähr 50 Mill. Mk. Hamb. Banco (33⅓ Mill. Rbthlr.) vermehrte. Lorentzen erblickt dieses Misverhältniß nur in dem Mangel zweckmäßiger und nothwen-

diger Einrichtungen, in dem Mangel an Einsicht in finanziellen Dingen, ein Vorwurf, der Volk und Regierung treffe.

Die Schilderung, welche Herr Lorentzen von den Finanzverhältnissen des dänischen Staats macht, ist in der That traurig, denn er fährt fort. Während des Krieges wurden Jahr für Jahr 14 Mill. mehr ausgegeben, als die Besteuerung aufzubringen vermochte. Der Zinsenbetrag der Staatsschuld seit dem letzten Vierteljahrhundert belief sich auf 4,775,000 Rbthlr. jährlich. Nach einem mehr als zwanzigjährigen Frieden hat der Staat eine ganz unverhältnißmäßige Schuldenlast und ein jährliches Deficit. Was hingegen müßte namentlich Holstein bei seinen ergiebigen Hülfsquellen, seiner glücklichen Lage sein, wenn Gerechtigkeit, das erste Erforderniß einer ehrlichen Vereinigung, hier der Wahlspruch gewesen wäre, Gerechtigkeit, welche Trennung der Finanzen, d. h. gleichmäßige Besteuerung voraussetzt. Die Totaleinnahme beträgt für den gesammten Staat 10,500,000 Rbthlr. Ueberträgt man für Copenhagen, als Residenz, 1,500,000 Rbthlr. auf die gesammte Staatslast, so bleiben 9 Mill. übrig. Davon würden, auf Dänemark $\frac{3}{5}$tel, auf die Herzogthümer $\frac{2}{5}$tel repartirt, dem ersteren Lande zufallen 5,400,000 Rbthlr., den letzteren 3,600,000 Rbthlr. Das Verhältniß ist aber so gestellt, daß Dänemark für 1,100,000 Einwohner

,700,000 Rbthlr. beiträgt, während die Herzogthümer
ür 770,000 Einwohner 4,300,000 Rbthlr. zahlen
üſſen. Nach der Finanzrechenſchaft ſind bis jetzt die
erzogthümer um 30 Proc. höher beſteuert, als Däne-
ark; zieht man die Bankrechenſchaft hinzu, ſo beträgt
e Prägravation der Herzogthümer, bis zur Abtragung
er Bankhaft, ungefähr 50 Procent. — Die Landbe-
ohner in den Herzogthümern zahlen kopfweiſe ſechs
Bankthaler, die Landbewohner in Dänemark zahlen nur
ier. Legt man das Steuertarat zum Grunde, ſo fallen
uf je 1000 Rbthlr. Steuerwerth, Alles in Allem ge-
chnet, in Dänemark 251 Rbſchl., in den Herzogthü-
ern aber 355, alſo hier ungefähr 40 Procent mehr.
Dazu kömmt noch, daß während der letzten zwanzig
Jahre die Cultur des Bodens in den Herzogthümern
icht gleichen Schritt halten konnte mit der däniſchen.
Gleichwohl ward der Landmann in Dänemark auch noch
adurch bevorzugt, daß ihm geſtattet ward, die Steuern
n Naturleiſtungen nach viel höheren Preiſen, als er
afür löſen konnte, zu entrichten.

Man wird einſehen, daß ſolche Misbräuche und
Misverhältniſſe bei ſteuerbewilligenden Ständen der
Herzogthümer unmöglich geweſen wären. Es wäre un-
möglich geweſen, daß Rückſtände aus früheren Jahren
hätten ſtattfinden können, unmöglich, daß das Maaß
er Steuern die Kräfte Einzelner überſchritt, während

Andere, die ſie leiſten konnten, es aus Läſſigkeit verſäumen durften, und zwar auf Koſten gewiſſenhafter Zahler. Mangel an Ordnung und Controle bei der Localerhebung war die Urſache ſolches Uebelſtandes, man gerieth in einen Steuerrückſtand von mehr als 2 Millionen. Abgeſehen von dieſen materiellen Nachtheilen, erwuchs aus der Nachläſſigkeit der Finanzverwaltung noch der freilich der jetzigen Richtung zu Gute kommende moraliſche, daß ſich in der öffentlichen Meinung die Ueberzeugung ausbildete, der gemeine Mann müſſe zahlen, der „Vornehme" nicht. Landesfürſtliche und gräfliche Beſitzer großer Güter ſchulden 100,000 Rbthlr. rückſtändige Steuern. Aber nicht nur hinſichts der Steuererhebung verfuhr man läſſig, auch die Kaſſendefecte zogen dem Staat einen definitiven Verluſt von 400,000 Rbthlr. zu. Ein einziger Beamter konnte jahrelang einen Defect von mehr, als 100,000 Rbthlr. verbergen.

Das Steuerbewilligungsrecht iſt ſomit die Parole der Holſteiner geworden. Wenn der Maſſe der Aufſchwung der Idee zu Reformen fehlt, ſo hält ſie ſich an die nackte Wirklichkeit und ſchöpft aus derſelben wenn nicht That-, doch Spannkraft. So lange der unverhältnißmäßige und ungeordnete Finanzzuſtand fortdauert, wird man ſich hier nicht zur Ruhe begeben, er iſt der allgemein faßliche Mittelpunkt aller liberalen Beſtrebun-

gen, die ſich freilich zunächſt auf ihn beſchränken, die aber dadurch an Kraft gewinnen, daß eine Aenderung in dieſer Hinſicht auch das Begehr loyaler Royaliſten iſt. Und dieſe letzteren ſind dabei um ſo mehr in ihrem guten Rechte, als in neuerer Zeit die Ueberzeugung von der unumgänglichen Nothwendigkeit einer umſichtigen Finanzverwaltung für die Erhaltung des Friedens und der öffentlichen Ruhe ſich auch in der äußerſten Rechten ausgebildet hat. Wie bald ſich nun die Hoffnungen des Volks erfüllen werden, iſt im Allgemeinen wohl nach dem Geiſte des Jahrhunderts zu entſcheiden, der, was man ihm auch in den Weg legen mag, den Reformen an die Hand geht. Insbeſondere aber mag man in der nächſten Thronveränderung eine Kriſis der jetzigen Zuſtände erblicken.

Bekanntlich werden die Herzogthümer und Dänemark von einem Monarchen beherrſcht, der nicht nur deutſchen Stammes, ſondern auch deutſchen Herzens iſt. Welcher Regent hat, gleich Friedrich VI., zu einer Zeit, wo es noch nicht Sitte der Fürſten war, human zu ſein, den Ruhm dieſer Tugend im engeren und weiteren Kreiſe ſeinem Scepter vindicirt? Aber der König iſt durch beinahe vier Jahrhunderte von dem deutſchen Stamm getrennt und in den Grundſätzen des Abſolutismus erzogen worden. Ueberſtiegen die Sympathien für Dänemark auch nie die für ſeine deutſchen Provinzen, ſo befand er ſich

doch inmitten däniſcher Umgebung und däniſcher Intereſſen. Was Wunder, daß die Verhältniſſe einen Einfluß auf ihn ausübten und daß ſeit 1807 mehr, als je Dänemark vor den Herzogthümern bevorzugt wurde, daß man ſeit jener Zeit planmäßig die deutſche Nationalität in den letzteren zu untergraben ſuchte. So gewann Friedrich an Popularität bei ſeinen däniſchen Unterthanen, die durch Struenſee beinahe in eine feindliche Stellung gegen alle deutſchen Elemente gerathen waren, und was iſt nicht Popularität einem Regenten, der an Milde und Liebe gewöhnt iſt! Die Hingebung ſeiner deutſchen Unterthanen vernahm der König aus der Ferne, unter derjenigen Dänemarks lebte er. Dazu kömmt noch, daß wir Deutſchen von jeher an eine gewiſſe Zurückſetzung unſerer Fürſten, wenn ſie auch fremden Beſtandtheilen gebieten, gewöhnt ſind. Die Hohenſtaufen zogen Italien vor, die Guelfen Großbrittannien, und die Holſteiner hatten kaum etwas dagegen, wenn die Oldenburger Dänemark begünſtigten, höchſtens begnügte man ſich damit, das däniſche Sprichwort: „Pus pan ham, han ere en Tydske“ umzukehren: „Schlag ihn, er iſt ein Däne,“ den Fürſten liebte man ſchon wegen ſeiner Perſönlichkeit, wie früher, und bewahrte ihm die dem Deutſchen angeborene Hingebung, um ſo mehr, da Leiden aller Art, ſelbſt Familienleiden, die den Deutſchen zumeiſt rühren, den greiſen Fürſten heimſuchten.

Ich ſagte, Friedrich VI. ſei in den Grundſätzen des Abſolutismus erzogen worden. Wie konnte er den Eingebungen einer neuen Zeit Gehör geben, wie konnte er der Meinung ſein, derſelbe gute Wille, welcher im Jahre 1790 hinzureichen ſchien, ſein Volk zu beglücken, reiche jetzt nicht mehr hin. Lornſen fiel dem Vorurtheil des Regenten und jener däniſchen Parthei, die daſſelbe benutzte, ein Opfer. Von allen Seiten her desavouirte und widerlegte man in Dänemark die Schrift deſſelben, ja es entwickelte ſich aus dieſem Schritt eine gleichſam nationale Polemik zwiſchen den Herzogthümern und Dänemark, Streitſchriften folgten auf Streitſchriften, und der König fühlte ſich nur um ſo mehr auf Seiten Dänemarks gezogen, als daſſelbe in dieſem Partheikampfe zugleich mit der Nationalität die Krone vertrat. Allein der Grund einer ſo heftigen Oppoſition lag eben nur in der Nationalität, nicht in der Geſinnung, man bekämpfte däniſcher Seits weniger den Liberalismus, als man für die Intereſſen Dänemarks focht. Somit manifeſtirten ſich denn auch, nachdem der Angriff Lornſens auf die letzteren abgeſchlagen worden war, bald liberale Abſichten in Dänemark, die nur zum Theil in der Nationaleitelkeit begründet ſein mochten, daß man auch hinſichts des Zeitgeiſtes den Herzogthümern keinen Vorſprung einräumen wollte. Genug, man hörte jetzt der norwegiſchen Verfaſſung erwähnen und desjenigen

däniſchen Prinzen, der ſie dieſem Königreich, als es noch mit Dänemark verbunden war, ertheilt hatte.

Prinz Chriſtian Friedrich, (Vaters-Halbbruders-ſohn des Königs) der bekanntlich ſo lange — gerade drei Monate — über Norwegen herrſchte, um dieſem Lande eine demokratiſche Verfaſſung geben zu können, erfreute ſich früher eben nicht einer bedeutenden Popularität in Dänemark, ſofern man dieſes Wort in dem gewöhnlichen Begriffe nimmt, als ein Beliebtſein bei dem gemeinen Manne. Dieſer Prinz war wiſſenſchaftlich und kosmopolitiſch ſelbſt durch Reiſen im Auslande gebildet; er war mit dem europäiſchen Zeitgeiſte und den Bedürfniſſen des Jahrhunderts fortgeſchritten, er konnte ſich einer liberalen Richtung anſchließen, aber zu einer Vertraulichkeit und Herablaſſung zu dem großen Haufen war er weniger geeignet, als der König, der, ohne jene Bildung, faſt Familienbeziehungen zu ſeinem Volke unterhielt. Die Majorität des däniſchen Volks befand ſich zudem auf dem Standpunkte iſolirter Nationalität, die um ſo weniger zu anderen Conceſſionen geeignet iſt, als ſolchen, welche ſich mit ihr vertragen, und die auch aus dieſem Grunde alle Bildung, die über den Sund und Belt hinauslag, verwarf. Prinz Chriſtian wählte ſich ſeinen Umgang mit Auswahl, er glaubte ihn in den gebildeten Claſſen der Staatsdiener und bei dem Militär in dem Artillerie- und Ingenieurcorps,

und unter den erfahrenen Seeoffizieren ſuchen zu müſſen. Aber — wie geſagt — Dänemark wollte den Herzogthümern nicht an Liberalismus nachſtehen, und die liberale Parthei nahm den Prinzen als Mittelpunkt an; denn, wie allenthalben, gingen auch in Dänemark ſolche Beſtrebungen von der Bildung des Jahrhunderts aus. Da ſie ſich aber, wie allenthalben, allen Claſſen mittheilten, ſo gelangte auch der Prinz Chriſtian, von der Zeit getragen, bald zu einer Popularität, die von der Liebenswürdigkeit ſeiner Perſönlichkeit, ſeiner Bildung und Grazie im Umgangsleben nur unterſtützt werden konnte. Man ſah ihn als eine Hoffnung für die Einführung der norwegiſchen Verfaſſung auch in Dänemark an. Die Vorliebe für dieſe Verfaſſung iſt nämlich in Dänemark nicht allein durch den Zufall begründet, daß ſie ein däniſcher Prinz ertheilte, ſondern mindeſtens eben ſo ſehr durch die Anſicht, daß hier nur eine analoge Einrichtung den Uebergang aus dem Abſolutismus zu conſtitutionellen Formen bilden könne. Aus der norwegiſchen Verfaſſung iſt nämlich das ariſtokratiſche Element ganz und gar verbannt, nur eine leichtſinnige Inconſequenz würde die etwaige däniſche Verfaſſung nicht auf demokratiſches Princip ſtützen, da das jetzt in Dänemark geltende monokratiſche Grundgeſetz nur dem Haſſe gegen ariſtokratiſche Uebervortheilung zuzuſchreiben iſt. Iſt alſo das däniſche Volk in der That durch die Ex-

fahrung von seiner Uebereilung im siebenzehnten Jahrhundert überzeugt worden, begreift es, „daß nur ein Thor in Staatsangelegenheiten einem glücklichen Zufalle vertraut," so würde der Rückfall in eine aristokratische Präponderanz, deren Nachtheil es schon vor Jahrhunderten begriff, allerdings ganz unbegreiflich sein.

Wenn ich aber sagte, die Hoffnungen der Herzogthümer richteten sich auf die Thronbesteigung des Prinzen Christian, so wird man doch vor allen Dingen bemüht sein müssen, sich über diese Hoffnungen aufzuklären; denn die Schwierigkeit gleicher constitutioneller Einrichtungen für die Herzogthümer und das Königreich wird sich schon aus dem demokratischen Princip Dänemarks ergeben, das auf Holstein und Schleswig doch nur beschränkt angewendet werden kann. Würde man aber auch diesen Vorzug einer Constitution der Herzogthümer einräumen wollen, so möchten doch die Besorgnisse wegen neuer Uebervortheilung von den Dänen, so wie die dänische Sprache ein fast unübersteigliches Hinderniß bilden. Schleswig könnte sich allenfalls, wenn es nicht der Stimme der Nationalität Gehör gäbe, Dänemark anschließen, Holstein nie. Holstein würde selbst in dem letzteren Falle gezwungen sein, seine deutschen Beziehungen und Interessen isolirt zu vertreten; denn eine formelle Verbindung würde am Ende weder dem einen, noch dem andern Lande von

Nutzen sein. Nur eine innige Gemeinschaft, eine nationale, eine deutsche kann Schleswig gegen eine dänische Usurpation schützen, die sich zwar friedlich genug machte, die aber im Leben nicht dem ursprünglichen Interesse dieses Herzogthums förderſam sein kann. Was könnte Schleswig, wenn es seine deutschen und vaterländischen Interessen versäumte, für Dänemark anders werden, als eine Compensation des unfruchtbaren Jütlands. Wenn ich aber bereits zugegeben habe, daß in diesem Augenblick die Bestrebungen Holsteins auch in Schleswig Anklang finden, so wird man in dem letzteren Herzogthum doch um so mehr auf seiner Huth sein müssen, als hier schon durch die sprachlichen Verhältnisse im Norden stets eine Annäherung an Dänemark unterhalten wird, und als man nun überzeugt sein mag, Holstein nicht mehr in dänische Interessen verstricken zu können, überzeugt sein mag, daß man allein den Schaden einer Danisirung tragen müsse.

Zwanzigſtes Capitel.

Holſtein. (Fortſetzung. —) Territorialbeſchaffenheit. — Bewohner. — Grund und Boden. — Mangel an Induſtrie. — Handel. — Adel. — Einwohnerzahl und ihre Vertheilung auf Städte und plattes Land. — Die verſchiedenen Stämme, die der jetzigen Bevölkerung Holſteins zum Grunde liegen. — Die „Propſteier.“ — Die Dörfer Heickendorf und Barsbeck. — Naturerzeugniſſe. — „Hippologiſche Blätter“ und „Kieler Correſpondenzblatt.“ — Provinzialſtände und Oberappellationsgericht in Kiel. — Vergleich des holſteinſchen Adels mit dem mecklenburgſchen. — Verwaltung und Juſtiz.

Holſtein wird von den Holſteinern ſelbſt gern der Schweiz verglichen. Sie ſprechen von den Seen und Hügeln mit einer Begeiſterung, die nur dadurch erklärbar wird, daß zwiſchen ihnen und Deutſchland die Lüneburger Haide und die ſandigen Strecken der Mark liegen, und daß ſie in der That den blühendſten und geſegnetſten Landſtrich deutſchen Nordens inne haben. Aber nichtsdeſtoweniger iſt der breite ſandige Landrücken, der von Lauenburg an die ganze aus den Herzogthümern und Jütland beſtehende Halbinſel durchzieht, und

erſt in der ſchmalen Landſpitze Skagen am Meere endet, eine Wüſte in der Oaſe Holſtein. Und im Weſten iſt der Boden zwar fett, und das Rindvieh, das in den Marſchen häufig bis am Bauche im Graſe einherſchreitet, ragt ſtattlich in Elephantengeſtalt über den grünen Wieſenwald empor, aber die Deiche und Dämme und die künſtlichen Hügel in Dithmarſen, wohin man ſich bei Ueberſchwemmungen flüchtet, ſind keine Schweizer-Erinnerungen. Nur im Oſten könnte man ſolche en miniature antreffen, aber es ſind Basreliefs der Alpen und Seen, und die Natur verhält ſich hier zu der der Schweiz, wie der lederne holſteinſche Käſe zu dem ſchweizer: das Aroma des Südens fehlt, will man auch gar nicht von der Erhabenheit ſprechen. Genug, Holſtein würde ein recht hübſches Land ſein, wollte man die Vergleiche unterlaſſen, um ſo mehr, da ſich der Menſchenſchlag aus frieſiſchem, deutſchem und wendiſchem Blute leicht mit den Schweizern meſſen kann, die, ſeit den Invaſionen reiſender Engländer, ein gut Theil Natur in Kunſt umgewandelt haben und überhaupt wenig mehr an die alten in Sage und Lied gefeierten Vorfahren erinnern. Sie wollen jetzt auf den höchſten Alpen Geld verdienen, und um jeden Preis. Deshalb ſtiegen ſie auch hernieder von den freien Bergen und kämpften für die unfreien Thäler. Vielleicht werden die Schweizer auch noch ihr Alphorn verkaufen und kein

Heimweh empfinden bei den heimathlichen Klängen, wenn sie nur dafür bezahlt werden. Die Holsteiner dagegen sind noch Naturkinder, und wenn sie sich deshalb auch viel gefallen ließen, es geschah nur, weil sie vollauf zu essen und zu trinken hatten und das Rindvieh ihnen eine so vortreffliche Gabe Gottes erschien, daß sie bis 1830 sich damit begnügten und selbst nicht an die alte Verfassung dachten. Der Landmann war mit jenem in Gottes freier Natur aufgewachsen, er hatte es in seiner Einfachheit nicht wahrgenommen, daß diese Natur oft von den Menschen unfrei gemacht war, so weit sie unfrei gemacht werden konnte. Mußte es nicht auffallen, daß zu einer Zeit, wo in Deutschland die Emancipation von allen Vorurtheilen und Satzungen begann, zur Zeit der Reformation, in Holstein der Anfang mit der Leibeigenschaft gemacht wurde. Aber der Segen des Himmels ließ hier die Unthaten der Menschen übersehen, und der holsteinsche Bauer blieb gutmüthig und gastfrei, und unbewußt selbst deutsch, als der Adel sich durch den Elephanten- und Dannebrogsorden und dänische Titel in dänische Interessen dergestalt verstricken ließ, daß er nur insofern deutsch blieb, als seine Güterverhältnisse unter allzu dänischen Sympathien leiden mochten*).

*) So wurde z. B. im vorigen Jahrhundert ein holsteinscher Prälat, ein Herr von L., in ritterschaftlichen Angelegenheiten nach

Was in den Bergen die strahlende, reine Atmosphäre der Alpen, das bewirkt in Holstein die Seeluft. Von zwei Meeren umflossen, ist es dem scharfen Zuge derselben ausgesetzt, und dem gesunden und kräftigen Boden gesellt sich ein gesunder und kräftiger Himmel zu. Der holsteinsche Bauer kann am besten und unzweideutigsten mit dem holsteinschen Rindvieh verglichen werden, das hier so klug und stolz einherschreitet, wie anderwärts auf dem platten Lande nicht die Menschen. In der That, hier kann man von einem Menschenschlag sprechen, nur sind die Menschen in Holstein selbst im Verhältniß kürzer und stämmiger, als die Ochsen. Was könnte nicht aus ihnen werden, cultivirte man sie, wie diese, wären der Rittergüter weniger, würde die Industrie noch mehr gehoben, und durch sie die Menschen. Freilich leidet Holstein vorzugsweise an Hamburg, das seine besten Kräfte aus diesem Lande zieht. Den größten Theil der Kunst- und Naturproducte eignet sich die freie Hansestadt zu, und der Handel hob sich erst am

---

Copenhagen gesandt, eine Mission, die in Holstein die größten Hoffnungen erregte. Indeß Herr von Q. kehrte ohne Erfolg zurück, aber mit dem Elephantenorden, weshalb ein geistreicher Arzt, der jetzt in Schleswig lebt, sang:

„Es kreist der Berg, doch statt der Maus
Kommt gar ein Elephant heraus."

Solcher Elephanten zählt die holsteinsche Ritterschaft mehrere.

Ende des vorigen Jahrhunderts. Kiel vertritt jetzt hinsichts Holsteins Lübeck, das früher als der Mittelpunkt der Oſtſeeerzeugniſſe des Herzogthums betrachtet werden konnte; Altona beſtrebt ſich wenigſtens mit Hamburg zu concurriren. So hat ſich die Frequenz im Kieler Hafen ſeit funfzig Jahren verdreifacht, die im Altonaer hat ſich verdoppelt. Einen neuen Impuls erhielt der holſteinſche Handel durch die ſeit 1830 beſtehende Chauſſee zwiſchen Hamburg und Kiel und durch die in Kiel etablirte Dampfſchifffahrt zwiſchen dieſer Stadt, Copenhagen und den däniſchen Inſeln, die durch drei Dampfböte unterhalten und mit dem Beginn von 1839 auch auf Petersburg und Stockholm ausgedehnt werden wird *). Der ſchleswig-holſteinſche Canal, der die Oſt- und Nordſee verbindet, dient zur Beförderung des Binnenhandels und vermittelt den Seehandel mit Hamburg, Altona, Hannover, Oldenburg, Holland und England.

Indeß der Handel iſt nur ein äußeres Moment, die Induſtrie, die ihm zur Grundlage dienen müßte, iſt in Holſtein weniger vorgeſchritten, als der Abſatz. Die Regierung iſt freilich der einheimiſchen Induſtrie in mancherlei Weiſe zu Hülfe gekommen, aber die Hände fehlen. So wurde im Jahre 1824 in den Herzogthü-

*) Eine engliſche Actien-Geſellſchaft hat ſich zu dieſer Entrepriſe verbunden.

mern verordnet, daß alle Detailhändler mit seidenen, leinenen, wollenen, baumwollenen und anderen Ellenwaaren bei der Ortsobrigkeit durch Quittungen in jedem Jahre den Verbrauch inländischer Fabricate zum Belauf von 160 Rthlr. darthun sollten, eine Bestimmung, die, wie alle Zwangsmaßregeln, der Industrie nur indirect zu Hülfe kömmt. Auch in Holstein kann man sich, trotz aller deutschen Einwirkungen, nicht von der alten Gewohnheit lossagen, man nimmt mit dem vorlieb, was der Himmel gewährt, Veredelung durch Kunstfleiß bereitet sich noch vor, denn die Eindrücke der Leibeigenschaft, die erst im Jahre 1804 aufgehoben wurde, sind auch hier vorhanden, und der Bürgerstand ist weder zahlreich noch im Ganzen wohlhabend. Kiel ist die einzige Stadt in Holstein, die, außer Altona, über 10,000 Einwohner aufzuweisen hat, und das ganze Land umfaßt, auf einem Flächeninhalt von 154 Quadratmeilen, nur 14 Städte und 22 Flecken, aber 147 Rittergüter und 286 Dörfer. Wenn auf diesen Umfang 403,000 Einwohner gerechnet werden, so wird man zwar einsehen, daß Holstein bevölkerter ist, als Mecklenburg, aber auch, daß eine unverhältnißmäßige Majorität der Bevölkerung dem platten Lande zufällt, und — wie gesagt — diese Leute begnügen sich mit dem, was sie haben, was ihnen in den Mund fliegt, denn in Holstein gibt es leider noch gebratene Tauben. Bei dem Allen

entwickeln sich doch Fabriken, so weit es die Verhältnisse gestatten. In Neumünster gibt es einige sechszig Tuchwebereien, unter welchen die von D. A. Reuck Söhnen und Comp. und die von Messtorff und Sohn Erwähnung verdienen. In der ersteren wird mit mehreren Dampfmaschinen gearbeitet, nichtsdestoweniger finden hier noch vierhundert Menschen Beschäftigung, in der zweiten arbeiten an zweihundert. In Wandsbeck befindet sich die große Kattundruckerei von P. v. Lengerke, in welcher gleichfalls vierhundert Arbeiter angewendet werden. In Rendsburg versorgt die königliche Stück- und Eisengießerei ganz Dänemark und die Herzogthümer mit ihren ausgezeichneten Fabricaten. In Altona gibt es große Tabaksfabriken: Knauer und Richter, de Castro. In Kiel gleichfalls: Brauer und P. Lorentzen. Papierfabriken sind gegen zwanzig auf dem platten Lande vertheilt. Wenn die Bierbrauerei von Peter de Voß in Altona auch keinen europäischen Ruf erlangt hat, wie mich ein enthusiastischer Holsteiner versicherte, sondern eher einen scandinavischen, so ist sie doch hinsichts holsteinscher Industrie beachtungswerth. Und die hundert Schuster in Preetz sind sie nicht berühmt in der ganzen Umgegend wegen ihrer vortrefflichen Lederbereitung? Doch bei den Schustern fällt mir ein Haupthinderniß holsteinscher Industrie ein, ich meine die Zünfte, die einer freien Entwickelung zunächst entgegenstehen.

Wenn ich schon bemerkte, daß die Marschgegenden Holsteins und der Nordsee und Elbe die fruchtbarsten sind, so hat man doch auch auf der entgegengesetzten Seite die Cultur des Bodens bedeutend erhöht und denselben beinahe der Marsch gleich gebracht, ein Fortschritt, der vorzüglich durch Mergeln bewirkt wird. Jene Marschgegenden beginnen zwei Meilen unterhalb Hamburg und bilden die sanftere Abdachung des Höhenzugs, der das Land durchzieht, während die andere schroffer der Ostsee zufällt. In der ersteren Abdachung findet man den Lauf der bedeutenderen holsteinschen Nebenflüsse, die hier gebildet werden, in der hügeligeren Senkung der Ostsee verdienen nur die Schwentine und Trave Erwähnung, die letztere schon aus historischem Grunde, da hier der Mittelpunkt der Hansa durch Lübeck entstand. Aber die berühmten holsteinschen Seen ersetzen die Flüsse wenigstens dem Reisenden. Das Wassergebiet des Plöner Sees mit den waldgekrönten Hügeln wird auch verwöhnten Augen Unterhaltung gewähren, und Holstein ist unter den Gegenden, was Voß, der hier lebte und webte, unter den Dichtern.

Die Bewohner des Herzogthums kann man in drei Stämme theilen, in den deutschen, friesischen und wendischen Stamm. Deutsche halten den größten Theil des Landes besetzt: das eigentliche Holstein, Stormarn und die Herrschaft Pinneberg; Friesen leben in den beiden

Dithmarſen in ewigem Kampfe mit der gefahrdrohenden Nordſee; Wenden wohnen vermiſcht mit Deutſchen in Wagrien, der Oſtſeite Holſteins, unvermiſcht in der „Propſtei," zwei Meilen von Kiel. Hier haben ſich 25—30,000 ſlaviſche Köpfe erhalten, ich ſage vorſätzlich Köpfe; denn die Propſteier halten noch bis auf den heutigen Tag ſo ſtreng an ihre alten Gewohnheiten, daß ſie faſt mit einer Revolution drohten, als man 1832 den Weibern von Amtswegen gebot, die kurzen faltigen Röcke, welche der Wade keinen Eintrag thaten, mit größeren zu vertauſchen, die neidiſch dieſen eigenthümlichen Reiz wenigſtens zur Hälfte bedecken. Wie auf Mönchgut*) die Weiber auf das „Jagen ausziehen," ſo gehen in der Propſtei die Männer auf das „Fenſtern" aus. So nennt man die Sitte, die es dem Bräutigam geſtattet, zur Nachtzeit in das Fenſter der Braut zu ſteigen und einige Stunden an ihrer Seite zuzubringen. Es ſoll dabei in allen Ehren zugehen, und hier von unehelichen Geburten ſo wenig die Rede ſein, wie auf Hiddensoe**); indeß in Kiel verſicherte man mich doch, die Propſteier Mädchen hätten bereits der Civiliſation Gehör gegeben und ſeien nur gegen ihre wendiſchen Anbeter ſo unnachgiebig, weshalb man denn auch auf die

*) Siehe Rügen.

**) Siehe Rügen.

Dauer dieſem Völkchen keine Nationalität wird garantiren können. Noch iſt zu bemerken, daß das „Fenſtern" keineswegs allein mit der Unbequemlichkeit des Fenſtereinſteigens verknüpft iſt, es iſt auch mit der Gefahr verbunden, tüchtig durchgeprügelt zu werden, denn die männlichen Verwandten der Braut halten Wache, und nur um den Preis, daß man ſie überliſtet, kann man in's Neſt gelangen. So war auch den Spartanern zu ſtehlen geſtattet, und die Propſteier beweiſen ſchon durch dieſen Zug ihren einfachen Naturcharakter und ihre unverchriſtelte heidniſche Abſtammung. Wenn man unter ihnen nicht den wendiſchen Schmutz trifft, wie unter den Kaſſuben, ſo mag man das auf Rechnung der gütigen Mutter Natur ſchreiben, die auch die Propſteier verſchwenderiſch bedachte und ſie im Wohlſtande ein Radicalmittel gegen jene Gewohnheit finden ließ. Wie Holſtein überhaupt in Grund und Boden und im Ackerbau ſeine Stärke zu ſuchen hat, ſo hat der Bauer hier auch eine größere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, als ſonſt in irgend einem Lande. Von den meiſten Dörfern erzählt man eine Eigenthümlichkeit; mir fallen hier nur Heickendorf und Barsbeck ein, deren erſteres durch ſeine garſtigen Männer und anmuthigen Weiber, letzteres dadurch für merkwürdig erklärt wird, daß von ſeinen Töchtern keine vor dem dritten Jahre nach der Hochzeit gebären kann. Auch die Menſchen werden in

Holstein nur von der Naturseite betrachtet, ob sie schön, groß, fett und fruchtbar sind, andere Eigenthümlichkeiten werden nicht in Betracht gezogen. Man sieht, daß dieses Land ein Land des gesegneten Materialismus und üppiger Fülle ist, wo Alles in Bezug auf den Grund und Boden gebracht wird: Bauern und Rindvieh. Nur die Ritterschaft sprach bis dahin ihr Recht, aber nicht das des Landes an.

Unter den Naturproducten des Landes verdienen Erwähnung: Pferde, Hornvieh, Schweine, Federvieh; auch liefern die Gewässer und Landseen dem Fischfang reichliche Ausbeute. Wer hat nicht von den holsteinschen Fettaalen gehört, dem Kieler Sprott, von Anchovis und holsteinschen Austern? Pferde und Hornvieh aber bilden immer den Zenith holsteinscher Cultur. Eine holsteinsche Marschkuh gibt täglich 12—18, eine eiderstädter 20—25, eine gemeine dänische Kuh höchstens 1 Maaß Milch. Dieses Verhältniß der Herzogthümer zu Dänemark kann auch auf die übrige Cultur angewendet werden. Die holsteinschen Pferde aber sind weltberühmt, sie vermittelten dieses Land schon mit der Geschichte, als man noch nichts von dem Canzleirath Lornsen wußte und von Bestrebungen der Bewohner, die sich dem Zeitgeiste anschlossen. Die vorzüglichste Cavallerie in europäischen Staaten ist mit holsteinschen Pferden beritten. Hauptsächlich begünstigen die Pferdezucht der Herzog Fritz von

Schleswig-Holstein-Sonderburg-Auguſtenburg und der Graf Holmer, der zugleich „hippologiſche Blätter“ herausgibt. Ein anthropologiſches Blatt dagegen iſt das „Kieler Correſpondenzblatt“ von Olshauſen, das die Intereſſen der Bewohner Holſteins mit derſelben Umſicht vertritt, wie jenes die der Pferde. Daß Holſteins Hornvieh heerdenweiſe ins Ausland auswandert, iſt bekannt, aber weniger bekannt ſind die Schlächtereien in Hamburg, Altona und Kiel, die alljährlich ganze Schiffsladungen dieſes Hornviehs eingepökelt in alle Welt verſenden. „Hamburger Rauchfleiſch“ ſollte eigentlich „holſteinſches Rindfleiſch in Hamburg geräuchert“ heißen. Ballheimer in Hamburg iſt durch das holſteinſche Hornvieh ſolcherweiſe ein Millionär geworden, ein Reſultat, das aus keinem Hornvieh in der Welt gezogen werden wird, das aber wiederum darthut, wie das Ausland den größeren Gewinn aus holſteinſchen Naturproducten zieht, handelt es ſich zugleich um Induſtrie. Nie eſſe ich „Hamburger Rindfleiſch,“ ohne dabei an Holſtein und ſeine Bewohner zu denken, es iſt auch ein Theil von ihrem Fleiſch und Blut, den man mit dieſem Rindfleiſch verſpeiſt. Kann das Hornvieh auch nicht mehr in Holſtein durch eine Verfaſſung cultivirt werden, ſo können es doch ſicherlich die Verhältniſſe, die bis jetzt noch immer zwiſchen dem Hornvieh und der unbeſchränkten Benutzung deſſelben ſtehen. Der Menſch muß hier

zu einem menſchlichen Bewußtſein und zum Bürgerſinn noch geweckt werden, jetzt folgt das Volk nur noch aus Inſtinkt ſeinen Vertretern, nur in den Einzelnen wohnt die Erkenntniß. Man hebe den Bürgerſtand durch die Inſtitutionen, und die Induſtrie wird nicht ausbleiben, und das für den Staat Holſtein werden, was Gott der Natur Holſtein iſt. Die jetzigen Provinzialſtände ſind nur die Dämmerung einer Verfaſſung, wo es gar keine Verfaſſung gab, aber — wie geſagt — man darf nicht vergeſſen, daß die Geſetze von 1831 und 1834 von dem Triebe des Volks nach einer der Zeit angemeſſenen Staatseinrichtung veranlaßt wurden. Daſſelbe wird den Provinzialſtänden wenigſtens näher ſtehen, als den Prälaten und der Ritterſchaft, und wenn Männer, wie Lorentzen, das Wort führen, werden die Sympathien für die neue Einrichtung auch auf eine Ausdehnung gerichtet werden, die faſt unumgänglich mit einem Ereigniß eintreten muß, das nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht ausbleiben kann und deſſen ich bereits in dem vorigen Capitel erwähnte.

Außer dieſen Provinzialſtänden, die nur berathend, bittend und beſchwerend einſchreiten können, wie in Preußen, hat ſich nun bis auf den heutigen Tag noch keine weitere Manifeſtation der Regierung, die die öffentliche Meinung berückſichtigt, ergeben. Die adminiſtrative und richterliche Gewalt ſind noch nicht geſchieden,

Holstein und Schleswig werden noch als getrennte Provinzen behandelt und das Oberappellationsgericht in Kiel, das selbst nach den Bestimmungen der Bundesacte den Herzogthümern zu ertheilen war, ist vielleicht das einzige Resultat, welches denselben aus den Zusicherungen der dänischen Regierung bis jetzt erwuchs.

Der Holsteiner hat hinsichts seines Indifferentismus und des vorwaltenden Materialismus große Aehnlichkeit mit dem Mecklenburger, aber man hörte doch wenigstens in Holstein die Zeit schlagen, man bewies doch, daß man Sinn für höhere Interessen besitze, daß man noch zur That geweckt werden könne. Das mag hauptsächlich daran liegen, daß in Holstein nicht wie in Mecklenburg die Jurisprudenz die Demoralisation des Landes geworden ist, zum Theil aber auch daran, daß der holsteinsche Adel den mecklenburgschen an Bildung überragt. Daß Herr von Rumohr Bücher geschrieben hat, mag diese Bildung nicht erweisen, aber die Prüfungen der Staatsdiener in Holstein sind sehr gewissenhaft und ausgedehnt, und der holsteinsche Adel kann keineswegs als solcher auf eine andere Bevorzugung Anspruch machen, als auf die, welche mit seinem Stande und seinen Gütern verbunden ist. Wenn ich nun auch nicht behaupten will, daß in Mecklenburg der Adel ein passepartout ist, so fühlt man sich doch dort nicht leicht angeregt zu einer Bildung, die über die Güterbewirth-

ſchaftung hinausliegt; in Holſtein dagegen iſt es wegen des heiligen Ernſtes, mit welchem man hier von jeher eine Staatsanſtellung anſah, auch guter Ton für den Adel geworden, ſich anderweitig auszubilden. Und Bildung macht ſtets human. Somit konnte es geſchehen, daß der Adel im Jahre 1831 in einer Petition an den Landesherrn erklärte, daß er einer zeitgemäßen Umwandelung der alten Verfaſſung nicht widerſtreben und eben ſo wenig die Ungehörigkeiten der Verfaſſung der Ritterſchaft gegen neue, das allgemeine Landeswohl bezweckende Einrichtungen behaupten wolle. Es ſoll damit übrigens keineswegs geſagt ſein, der holſteinſche Adel ſei beſſer, als ein andrer, auch er leidet an dem Adel, wie ich bereits nachgewieſen; nur muß man zugeben, daß er wenigſtens auch ſeine Würde behauptet neben ſeinem Stande, daß er, der den Mittelpunkt des Herzogthums bildet, ſich um das Jahrhundert bekümmert, das der obotritiſchen Nobleſſe von jeher fern lag. Hier wird ſelbſt die juriſtiſche Brodwiſſenſchaft als Nebenſache betrachtet, man ſtudirt nicht, ſondern „hält ſich nur Studirens halber auf Univerſitäten auf," und die Advocaten wirthſchaften mit Gütern und Menſchen. In Holſtein iſt zweierlei ſehr lobenswerth: einmal, der Adel hält ſeine Güter beiſammen, er bewirthſchaftet ſie nur, er verwirthſchaftet ſie nicht, und dann, die Advocaten ſind rechtliche Männer, was freilich auch daran liegen mag, daß ſie nicht

in Verſuchung geführt werden, auf ſo bequeme Weiſe Rittergüter zu erwerben, wie ihre Brüder in Mecklenburg. Wenn man mir entgegnen möchte, weshalb von ſolchen Dingen Aufhebens gemacht werde, ſo kann das nur beweiſen, wie ſehr nachſichtig ich bin; deutſcher Adel und römiſche Jurisprudenz ſind ſchon wegen Eigenſchaften zu beloben, deren Mangel einem Andern ein Verdammungsurtheil zuziehen würde; inſonderheit aber ſind unſere Advocaten ſchon tugendhaft, wenn ſie nur nicht unehrlich ſind.

Die höchſte Verwaltungsbehörde für die Herzogthümer iſt die ſchleswig-holſtein-lauenburgſche Canzelei in Copenhagen, unter Controle des däniſchen Staatsminiſteriums, in welcher Lornſen ſeine Einſicht in das däniſche Regierungsverfahren Holſteins begründete. Die Juſtiz wird in Holſtein durch ein und zwanzig Aemter, durch adelige Gerichte, durch das Obergericht zu Glückſtadt, durch acht Conſiſtorien, durch ein Oberconſiſtorium*) zu Glückſtadt, und neuerlich durch das Oberappellationsgericht zu Kiel gehandhabt. Das Recht iſt römiſch und deutſch, alſo langſam. Aber ich habe ſchon bemerkt, daß es auch rechtlich gehandhabt wird. So ſind denn alle

*) Dieſen Titel erhält in geiſtlichen Sachen das Obergericht in Glückſtadt, dem in ſolchen Fällen die Prediger zu Glückſtadt und der Generalſuperintendent des Herzogthums beiſitzen.

Gerichtsſtellen in Holſtein nicht nur mit erfahrenen und meiſtens grundgelehrten, ſondern auch mit Männern von tüchtiger Geſinnung beſetzt, eine Ausartung der Jurisprudenz, wie anderwärts, iſt alſo ſchon aus dieſem Grunde nicht zu fürchten. Auch erwies es ſich, daß dieſelben Advocaten, welche in Mecklenburg einen hochadeligen Grundeigenthümer ruinirt hatten, mit ihren Forderungen, wegen deren ſie in Mecklenburg noch nicht befriedigt zu ſein behaupteten, von den Revenuen eines Fideicommißgutes ihres Schuldners in Holſtein ausgeſchloſſen wurden.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Holstein. (Schluß.) Wegeeinrichtungen und Chausseen. — Altona. — Kiel. — Die übrigen Städte Holsteins im Allgemeinen. — Preetz. — Eutin. — Das Dorf Nüchel. — Segeberg und Oldesloe. — Glückstadt. — Bysum. — Itzehoe. — Bramstädt. — Die adeligen Fräuleinstifter zu Itzehoe und Uetersen. — Das Herzogthum Lauenburg. — Verfassung und adelige Zustände. — Die Städte Mölln und Ratzeburg. —

Ich habe schon bemerkt, daß Holstein nur vierzehn Städte zählt, und unter diesen vierzehn Städten sind nur zwei von Bedeutung: Altona und Kiel — die übrigen leben von der Hand in den Mund. Altona rivalisirt mit Hamburg, Kiel mit Lübeck. Wenn Hamburg dieser Nebenbuhlerschaft ruhig zusehen mag, so sieht sich Lübeck durch unzählige kleine Zufälligkeiten in der Concurrenz gehindert, unter welchen der Mangel einer Chaussee zwischen Hamburg und Lübeck obenan steht. Auch hat Lübeck nicht nur Kiel, sondern außerdem die übrigen deutschen Ostseehäfen auszuhalten. Was nun Lübeck fehlt, eine Chaussee zur Nordsee, das besitzt Kiel.

Altona iſt durch eine vortreffliche Chauſſee mit Kiel verbunden, von der Kunſtverſtändige ſogar behaupten, ſie könne allen Chauſſeen als Muſter dienen. Zwiſchen der Bilſener Mühle und Bramſtädt bildet ſie in einer Länge von zwei Stunden eine ſchnurgerade Linie, ohne Erhöhung, ohne Abfall, desgleichen zwiſchen Bramſtädt und Neumünſter und zwiſchen Neumünſter und Kiel. In Bramſtädt und Neumünſter, bei Rothenhalm und Schulenhof, wo die Chauſſee die Schuleneider*) durchkreuzt, befinden ſich zur Communication maſſive Brücken. Kurz dieſe Chauſſee bildet den auffallendſten Contraſt mit der aus kleinen Felsmaſſen zuſammengeſetzten Landſtraße zwiſchen Hamburg und Lübeck, die leider auch durch däniſches Gebiet führt und eben deshalb bis jetzt nicht durch eine Kunſtſtraße erſetzt worden iſt. Eine zweite Chauſſee im Holſteinſchen iſt die preußiſch-däniſch-mecklenburgſche, welche zur Communication Hamburgs und Berlins dient und über Holſtein und Lauenburg nach Boitzenburg geführt ward. Wenn ich bereits bei Mecklenburg dieſe Chauſſee, von der ſich nichts anderes Rühmliches ſagen läßt, als daß ſie doch eine Chauſſee iſt, erörtert habe, ſo bemerke ich hier nur, daß die Haupturſache ihrer Exiſtenz wohl die preußiſche Poſtan-

*) Die Schuleneider erhält ihren Zufluß im Schulenſee und verbindet ſich im Weſtenſee mit der eigentlichen Eider.

ſtalt in Hamburg*) iſt, die ſehr bedeutende Geſchäfte macht und häufig durch die ſchlechte Landſtraße in große Verlegenheit gerieth, indem die preußiſche Schnellpoſt — wenn man auf dieſer Strecke von einer ſolchen reden konnte — faſt regelmäßig in der Gegend von Boitzenburg umwarf. Da nun Dänemark, und zwar aus Grundſätzen — weil Holſtein und Lauenburg „deutſche Provinzen" ſeien**) — nichts für Wegeverbeſſe-

*) In den freien Hanſeſtädten gewähren die verſchiedenen Poſtanſtalten wenigſtens dem Fremden die größten Unbequemlichkeiten, es gibt dort: fürſtl. thurn- und taxiſche, hannöverſche, preußiſche, ja in Hamburg ſogar mecklenburgſche und däniſche Poſtanſtalten, außer dem Stadtpoſtamt. Wer dieſe Einrichtung nicht kennt, kann mit ſeinen Briefen von Herodes nach Pilatus laufen.

**) Dänemark hat nur Grundſätze, wo es ſich um Ausgaben hinſichts der „deutſchen Provinzen" handelt. Die ſogenannte „Ternen Lotterie," eine däniſche Staatseinrichtung, iſt auch auf die „deutſchen Provinzen" ausgedehnt, aus welchen ſie gewiſſermaßen die Quinteſſenz ihrer Exiſtenz zieht. Alle drei Wochen wird dieſe Lotterie mit vier Treffern unter neunzig Nieten gezogen und vom Balcon des Rathhauſes zu Altona werden unter feierlichem Gepränge die Gewinne und die getäuſchten Hoffnungen der Betheiligten proclamirt. Eine Nummer iſt hier ſchon ein Glück; eine Ambe iſt ein außerordentliches Glück; eine Terne iſt ein ſolches Glück, daß ſie, wie der Vogel Phönix, nur alle hundert Jahr einmal eintrifft und dann auch meiſtens ſogleich zum Scheiterhaufen des Glücksvogels wird, der ſich durch den Gewinn nur zu um ſo größerer Spielwuth hinreißen läßt; eine Quaterne aber iſt nur ein Glückstraum. Würde Einer von Neunzig jemals vier Nummern gewinnen, ſo könnte die Regierung den Gewinn nicht zahlen. Wie ſoll man aber ein Verſprechen nennen, das nicht zu realiſiren

rung thun wollte, ſo verfuhr man, wie bereits angegeben, und überliſtete jene Grundſätze, die allerdings für die Reiſenden lebensgefährlich wurden.

Altona iſt nicht auf ſieben Hügeln gebaut, aber doch auf Hügeln, von denen es ſich zur Elbe herabſenkt, die hier ſtolzer fluthet, als irgendwo, denn zwei ſtattliche Städte im ſchönſten Mannesalter machen ihr um die Wette den Hof, und wie eine geſchickte Courtiſane verſteht ſie beide durch die Eiferſucht beider nur um ſo mehr zu feſſeln. In dem Worte Al-to-na*) liegt die Bedeutung Altonas wie für ſich, ſo auch für Hamburg: nur der Hamburger Berg, eine Vorſtadt der freien Hanſeſtadt, liegt zwiſchen beiden Städten, die, von der Elbe aus betrachtet, in eine Maſſe zuſammen-

---

und das nur eine Verlockung des gemeinen Mannes zu einem Hazardſpiel iſt, das ihm deshalb ſo nahe liegt, weil er hier mit einem Sechsling (ungefähr einen Dreier Werth) ſein Glück verſuchen kann? Von den Geldern aber, die durch die „Ternen-Lotterie" den „deutſchen Provinzen" alle drei Wochen entzogen werden, hätte man eben dieſe Provinzen mit einem Kunſtſtraßennetz überziehen können. Keine Kunſtſtraßen in Holſtein und Lauenburg, aber eine däniſche Lotterie-Einrichtung, die in Hamburg und Lübeck bei Zuchthausſtrafe verboten iſt, iſt das nicht auch eine ganz intereſſante Variation des beliebten Themas deutſcher Nationalität! „Deutſcher Affe!" ſagt der Däne, und er bewilligt dieſem „deutſchen Affen" keine Chauſſeen, keine Verfaſſung, keine getrennte Juſtiz und Adminiſtration, aber er bringt ihm eine Lotterie auf.

*) Altona iſt die plattdeutſche Bezeichnung für Allzunah.

ſließen. Altona erſcheint hier nur als ein Relief Hamburgs. Wenn der niedere Theil jener Stadt, wie der Hamburgs, durch die Sturmfluthen der Elbe, die über Nacht in Häuſer und „Keller“ *) eindringen, heimgeſucht wird, ſo genießt man von dem höheren Theile aus die entzückendſte Ausſicht über die Elbe, den Hamburger Berg und Hamburg. Und wer ſich nach behaglichem Genuß der Welthandelsſtadt ſehnt, dem rathe ich, ſeinen Aufenthalt in Altona zu nehmen, das gleichſam wie ein ſtiller, friedlicher Hafen neben dem Marktgewimmel von Hamburg erſcheint und in der „Palmaille“ **) ſelbſt jenen ruhigen vornehmen Air

---

*) „Keller“ nennt man im Norden unterirdiſche Wohnungen unter den Häuſern der Wohlhabenden. Hier hält die bemittelte Miſere Schenken und Wirthſchaften, oder ſie treibt hier kleine Gewerbe. Ich ſage die bemittelte Miſere, denn wer die Miethe nicht zahlen kann, muß den „Keller“ räumen. Die „Luken“ und Fenſter oberhalb ſind für das Tageslicht zu eng, die Lampe brennt hier den ganzen Tag hindurch und vermiſcht ihren Qualm mit den feuchten und mephitiſchen Ausdünſtungen der Tiefe. Drohen Sturmfluthen dieſen „Kellern,“ ſo werden die Bewohner durch Lärmſignale von der Gefahr in Kenntniß geſetzt, eine Anzeige, die nur dann zeitig genug kömmt, wenn die Fluthen ihr nicht auf den Fuß folgen und Menſchen und Habſeligkeiten überſchwemmen.

**) Die „Palmaille“ iſt eine eine halbe Stunde lange und mit einer vierfachen Baumreihe eingefaßte Allee, die vom Schauſpielhauſe bis nach Ottenſen führt, einem Dorfe, dicht vor dem nach dieſer Seite hin offenen Altona. An beiden Seiten der „Palmaille“ zieht ſich eine breite Fahrſtraße hin, die mit prachtvollen Gebäuden gar-

deutſcher Reſidenzen zeigt, der Hamburg nirgendwo eigen iſt, der aber dem an Beſchaulichkeit Gewöhnten gerade hier mehr zuſagt, als irgendwo, wo ſolchen Zügen der Vorgrund des Lebens fehlt. — Hauptgebäude ſind: das Rathhaus, mit der verderblichen „Ternen-Lotterie," (Zahlenlotto in der gewöhnlichen Sprache) das Krankenhaus in der Königsſtraße, die neue katholiſche Kirche und die große Bierbrauerei von Peter de Voß, die den Anblick einer Londoner gewährt. Im Uebrigen enthält die „Palmaille" impoſante Gebäude, die ſich aber mehr durch den maſſenhaften Eindruck, als durch den Styl auszeichnen, den man hier der Bequemlichkeit geopfert hat — was auch, mit Ausnahme der Landhäuſer, von den Neubauten Hamburgs gelten kann. — In der kleinen Mühlenſtraße befindet ſich ein Telegraph jener Linie, die zwiſchen Hamburg, Altona und Cuxhafen errichtet iſt. Den Anfang derſelben bezeichnet ein Telegraph auf dem „Baumhauſe" zu Hamburg, der mit dem in Altona erwähnten correſpondirt. Dieſer hat den entgegengeſetzten Correſpondenten hinter Blankeneſe, auf dem Köſterberge. Der vierte Telegraph befindet ſich bereits auf jenſeitigem hannöverſchen Ufer, bei Stade,

---

nirt iſt. Die „Palmaille" hat große Aehnlichkeit mit den Berliner „Linden" und wird ſelbſt von Hamburgern für anziehend genug gehalten, daß man ſich hier Wohnungen bereitet.

und die Linie vollendet ſich in dieſer Richtung. — Regelmäßig iſt Altona nicht gebaut, man ſtieg von dem Fluß, deſſen der Handel bedurfte, die Anhöhe hinauf und veranlaßte dadurch die amphitheatraliſche Lage, die den pittoresken Ton, der unzweifelhaft auf dieſer Stadt ruhet; nur erhöhet. Iſt der Anblick von Rainvilles Garten aus auf die regſame Elbe und auf die bergigen heidebewachſenen Ufer jenſeits des breiten Fluſſes nicht heiter, wohlgefällig, reich und befriedigend? Nur ein ſüddeutſcher Himmel fehlt dieſem ſinnigen und lebendigen Panorama; aber im deutſchen Süden gibt es keinen Stoff, wie ihn Hamburg und Altona und der Welthandel beider Städte bieten. Selbſt Trieſt, an der Adria, welches Weber das ſüdliche Hamburg heißt, möchte verlieren neben der überfluthenden Behaglichkeit des nördlichen. Dieſen originellen, ſelbſtſtändigen Charakter, der doch mit den Elementen aller Welttheile untermiſcht iſt, würde ſelbſt das italieniſche Colorit Trieſts nicht erſetzen. Aber Altona iſt eine Chreſtomathie Hamburgs, eine bequeme und reizende Ueberſicht über die Quinteſſenz der erſten Seeſtadt Deutſchlands, man kann von hier aus Hamburg leben und ſtudiren, wenn man nicht von den Juden genirt wird. Dieſe haben mich nirgends genirt, außer in Altona; denn es ſind faſt insgeſammt Trödeljuden und ſolche, die ſich mit der „Ternenlotterie“ beſchäftigen. Der Andrang aber

nimmt hier noch aus dem Umstande zu, daß Altona gewissermaßen die Hauptstadt eines nördlichen Israel ist, denn hier residirt der Oberrabiner, unter welchem alle Juden von Hamburg bis an den kleinen Belt stehen, mit Ausnahme der Glückstädter, und welcher in aller talmudischen Strenge zu Gerichte sitzt und eine Verfassung aufrecht hält, die am meisten der Emancipation entgegen steht und die zweifelsohne auch zu jenen heftigen und unnatürlichen Reibungen beigetragen hat, die selbst in der neuesten Zeit mit fast mittelalterlichem Fanatismus in Hamburg stattfanden; denn wenn auch in Hamburg selbst längst eine Totalreform durch Einführung eines deutschen Gottesdienstes und durch Lossagung von dem Rabbinismus veranlaßt wurde, so stehen doch eben die portugiesischen Juden in Altona, die hier Bürgerrecht erwarben und die bekanntlich von jeher die hartnäckigsten Anhänger der alten Weise waren und durch ihre geheimen Verbindungen mit den „neuen Christen *)" Ansehen und Macht gewannen, wie sonst keine Judenschaft, der Ausdehnung jener Reform auf das Leben noch gar sehr entgegen. Unter 25000 Einwohnern gibt es in Altona beinahe 3000 Juden **),

*) So nennt man diejenigen Juden, welche zum Christenthum übertraten und insgeheim die mosaischen Gebräuche beibehielten.

**) Also ungefähr die Hälfte der Juden des ganzen Königreichs.

ein Verhältniß, das dem in Frankfurt am Main gleichkömmt. Aber die Altonaer Juden haben den Reichthum und Wohlstand der Frankfurter nicht aufzuweisen und ihr eigentlicher Wirkungskreis ist der Trödel, der uns hier noch beläſtigender entgegentritt, als in dem Weltgewühl von Hamburg. — Von dem Judenquartier und dem ar. der Elbe liegenden Theil abgesehen ist Altona geräumig und licht gebaut. Wo in dem benachbarten Hamburg jeder Fleck zu Wohnungen und zum Handel benutzt ist, da findet man hier weitläuftige und mauerumgebene Gärten und Höfe. Einzelne Straßen bilden nur solche Gartenmauern. Schönheit und Symmetrie dagegen sind in der Einrichtung Altonas so wenig anzutreffen, daß selbst die öffentlichen Plätze nur zufällig entstanden zu sein scheinen. — Wie man leicht einsehen mag, sind Hamburger und Altonaer sich nicht gewogen, jene erfanden für diese sogar aus Eifersucht, und vielleicht auch mit Grund, den Schimpfnamen „Schuckelmeier," (Schmuggler) aber Hamburg hat in der Hauptsache wohl nichts von Altona zu fürchten, das freilich mit bedeutenden Handelsprivilegien und Vorrechten von der dänischen Regierung begnadigt ist, das aber nicht einmal einen ordentlichen Hafen hat und auch nicht jene Canäle Hamburgs, die freilich dem Fremden unbequem und der Gesundheit unzuträglich, aber zur Communication des Handels mit der Elbe unumgänglich nothwendig sind.

Dazu kömmt noch, daß die Majorität der Altonaer Kaufleute sich noch erst die Mittel zu einer eigenen Schifffahrt erwerben muß, denn bis jetzt behilft man sich — bis auf Einige — damit, Hamburger Schiffe zu befrachten, eine Bequemlichkeit, die auch wohl die Rhederei in Altona selbst hinsichts derer nicht begünstigen mag, die die Mittel dazu haben. Für Handels-Institute hat die Regierung Sorge getragen. So befindet sich hier ein Commerz-Collegium, eine Börse, Girobank und Münze, wie man denn stets bemüht ist, dem Flor der Stadt nachzuspüren und was sich nur realisiren läßt zu realisiren. Nur in dieser Weise und aus der günstigen Lage Altonas konnte es geschehen, daß dieser Ort sich in drei Jahrhunderten aus einem Fischerdorfe in eine blühende Handelsstadt umgestaltete, die, wie wir sie jetzt sehen, mit ihren 2230 Wohnhäusern und ihren 26000 Einwohner vor einigen zwanzig Jahren ein Jahrhundert erlebt hat. Der schwedische General Steenbock zündete sie im Jahre 1713 an und Altona brannte bis auf dreißig Häuser und drei Kirchen nieder. Wenn aber 1713 Altona vernichtete, so ging 1813 mit dem Schwerdte in der Hand an dieser Stadt vorüber. Während Hamburg von den Franzosen beinahe um ein Jahrhundert in seinen mercantilen Verhältnissen zurückgedrängt wurde, erfreute sich Altona durch kluge Vorkehrungen des Grafen Blücher-Altona, ein Name,

der überhaupt für das Gedeihen der Stadt von der größten Bedeutung ist, einer Neutralität, wie sie in der Nähe des blokirten Hamburgs nicht zu erwarten war. — Ottensen, jenes Dorf in der Nähe von Altona, wohin die „Palmaille“ führt, ist durch Zufälligkeiten selbst historisch merkwürdig geworden. Außer dem Grabmale Klopstocks, der hier unter einer Linde bestattet ist und unter der selbstverfaßten Grabschrift:

Saat, von Gott gesäet
Am Tage der Garben zu reifen,

die ursprünglich seiner neben ihm ruhenden Meta bestimmt war, die aber auch dem Sänger der Messiade nicht streitig gemacht wurde, knüpft sich an Ottensen das Gedächtniß des Herzogs von Braunschweig, der in der Schlacht bei Jena zum Tode verwundet wurde und flüchtig in Ottensen verschied. In der Kirche zu Ottensen bewahrte man seine Gebeine bis zu jenem Augenblick, wo das Erbbegräbniß der Guelfen im Dom zu Braunschweig wieder frei wurde. Klopstock sang der Befreiung Deutschlands eine „Hermannsschlacht,“ Karl Wilhelm Ferdinand schlug eine solche für die Freiheit Deutschlands, aber Sänger und Held lebten beide in der Vergangenheit. Somit reussirte Klopstock nicht bei Joseph II. und der Herzog von Braunschweig nicht bei den Franzosen. Hätte Klopstock heutzutage, wo das Denkmal des Cheruskers auf der Grotenburg so rege Theil-

nahme bei den Fürſten findet, ſein Gedicht eingeſandt, er möchte vielleicht mehr Anerkennung damit erworben haben, obwohl man überzeugt ſein kann, daß wenn es ſich um die That handelt, weder Gedicht, noch Denkmal einen beſonderen Enthuſiasmus bewirken werden. Jetzt wird das Volk eben ſo kühl urtheilen, wie damals ein Fürſt, provocirt man im Nothfalle wieder auf Arminius.

Was die Altonaer betrifft, ſo ſind ſie, wie die Hamburger, zunächſt Kaufleute, und dann däniſche Beamte: Etatsräthe und Dannenbrogsritter. Man kann nicht behaupten, daß ſich hier ein holſteiniſches Element erhalten hat, will man nicht die Abneigung gegen Hamburg dafür gelten laſſen, denn Merkur, der auch in Altona in lutheriſchen, katholiſchen und jüdiſchen Bethäuſern angebetet wird, ſorgt für eine kosmopolitiſche Richtung. Der Altonaer iſt dann der vortrefflichſte Patriot, wenn es ſeinen eigenen Vortheil gilt; ſonſt ſteht er überhaupt in untergeordneten Beziehungen zu Hamburg, das in Handelsangelegenheiten ſtets den erſten Rang behauptet und Altona gnädig einen Antheil an allen Dingen einräumt, die die eigenen Intereſſen nicht gefährden.

Kiel iſt nach Altona die bedeutendſte Stadt Holſteins, und wenn die Entwickelung ihrer Handels- und Schifffahrtsverhältniſſe in gleicher Weiſe fortſchreitet, vielleicht binnen kurzer Zeit für die Oſtſee bedeutender,

als Altona für die Nordsee. Mittelpunkt holsteinscher Interessen ist Kiel jedenfalls mehr, als die erste Stadt des Herzogthums*), die hinlänglich durch die Concurrenz mit Hamburg beschäftigt wird; denn schon die Universität, und der „Kieler Umschlag," ein Jahrmarkt, der die bewegende Kraft von ganz Holstein, ich meine Alle, die an Grund und Boden Antheil nehmen, Adel und Bauern, hier versammelt, dienen dazu, Holstein in steter Communication mit Kiel zu erhalten. Aber nicht nur die materiellen Interessen concentriren sich in Kiel, sondern — wie gesagt — auch die geistigen, denn es ist nicht zu läugnen, daß die Kieler Universität sich besonders in der neuesten Zeit nicht von der liberalen Richtung absperrte, daß auch hier alle Bestrebungen, die den deutschen Geist und die Rechte der Provinzen retten wollten, Anklang fanden. Ja, man könnte behaupten, die Universität in Kiel sei von jeher ein stiller Talisman gegen alle Versuche des Danismus gewesen; erhielt sich doch selbst die Kieler „Burschenschaft" noch auf einer höheren Stufe und im nationalen Gleiße, als diese Verbindung auf den übrigen Universitäten bereits der Misère des Studentenlebens verfallen war. Die Stadt liegt an einem Busen der Ostsee und schaut, trotz ihrer

*) Sie machte bekanntlich auch nach der alten Eintheilung Holsteins einen Theil für sich aus, und liegt außer der Zollinie.

krummen und engen Straßen, recht freundlich und licht in den Wogenſchlag zu ihren Füßen und in die Zukunft, denn wenn auch die Herzogthümer eine noch trübſeligere Stellung zu Dänemark behaupten, als einſt Belgien zu dem Königreich der Niederlande, ſo muß man doch zugeben, daß Friedrich VI. dem Handel der Städte in jeder Weiſe an die Hand geht. Wäre die Induſtrie in Holſtein flügger und ergiebiger und hätte Dänemark bedeutende Colonien, ſo würde auch Holſtein ſicherlich, wie Belgien von Holland, in dieſer Hinſicht von Dänemark profitiren; ſo aber, wie die Dinge nun ſtehen, kann man freilich keine unmittelbaren Vortheile aus dieſer Verbindung erwarten, man muß ſeine Hoffnungen vielmehr darauf beſchränken, daß der König, da er direct wenig Durchgreifendes für Kiel und andere Städte Holſteins thun kann, wenigſtens indirect, z. B. durch jegliche Erſchwerung Lübecks und Hamburgs, denſelben zu Hülfe kömmt. Hier verfährt er rückſichtsloſer, als vielleicht ein deutſcher Fürſt verfahren würde, und bei Kiel kömmt ſolchen Abſichten auch die Lage der Stadt ſehr zu Statten. Mit einem Worte, Kiel iſt noch in ſeiner Entwickelung begriffen, während Lübeck vielleicht nur in ſeiner Verwickelung. Und je läſſiger hier der Handel erſcheint, deſto eifriger wird er ſich in Kiel regen, das eine Concurenz mit den übrigen Oſtſeehafen ſchon wegen des Canals, der es mit der Nordſee, und wegen

der Chauſſee, die es mit Hamburg verbindet, nicht ſehr zu beachten braucht. Freilich wird man entgegnen, ein großer Theil der Zukunft Kiels hänge davon ab, daß noch in den erſten funfzig Jahren die Wohnungen der Schmiede und jener, die von den auf der Lübecker-Hamburger Straße zerbrochenen Wagen leben, nicht durch Chauſſeehäuſer erſetzt werden: aber wenn auch dieſes Hinderniß aus dem Wege geräumt würde, ſo wird man doch zugeben müſſen, daß wenn die Induſtrie in Holſtein einmal erwachen wird, der Oſtſee-Diſtrict in Kiel einen bequemeren Abſatz finden kann, als in Lübeck. Unter den jetzigen Verhältniſſen aber bezieht ſchon Hamburg viele Oſtſeeproducte, die ſonſt über Lübeck befördert wurden, über Kiel. Und was will es überhaupt nicht ſagen, einer heruntergekommenen Stadt wieder aufzuhelfen; wenn Lübeck noch lange die Chauſſee entbehrt, ſo wird man einſehen, daß es eher zum Falle zu bringen war, als es wieder in den vorigen Stand eingeſetzt werden kann. — Die Kieler Univerſität iſt zwar nicht ſo lebhaft, wie der Handel, aber unter den neunzehn ordentlichen und den zehn außerordentlichen Profeſſoren befinden ſich Leute, die in der Wiſſenſchaft gehört werden. Daß auch Ludolf Wienbarg in Kiel ſeine „äſthetiſchen Feldzüge" leſen durfte, mag die freiere Regung der dortigen Gelehrſamkeit beweiſen, obſchon es gewiß, daß eben dieſe Vorträge dem damaligen Privatdocenten

die weitere academiſche Perſpective verſchloſſen. Die Univerſität ward 1665 vom Herzoge Chriſtian Albrecht von Holſtein geſtiftet, und führt deshalb den Namen Christiana Albertina. Alle Holſteiner und Schleswiger ſind gezwungen, hier ihre Studien zu abſolviren; meiſtens aber beginnen ſie dieſelben auch erſt in Kiel und „halten ſich auf den Univerſitäten des Auslandes nur Studirens halber auf. — Der Holſteinſche Canal beginnt eine Stunde von Kiel, oberhalb Friedrichsort, um ſich bei Rendsburg, einer bedeutenden Feſtung und dritten Stadt Holſteins, mit der Eider zu vereinen, die ihn über Eiderſtadt, Friedrichsſtadt und Tönningen mit der Nordſee vermittelt. Aber dieſes Werk, deſſen Idee von dem Grafen Schimmelmann herrührt, während der General Wegner zwiſchen 1777—1784 die Ausführung vollendete, hat doch nicht die Reſultate veranlaßt, welche man davon erwartete; denn trotz dem, daß der beſchwerliche Umweg durch das Kattegat mittelſt des holſteinſchen Canals vermieden wird, ſollen nur die Zinſen des Baues bis auf die neueſte Zeit von der Paſſage aufgebracht worden ſein, ein Umſtand, der theilweiſe wohl dadurch erklärt werden kann, daß Tönningen nicht die Eigenſchaft eines bequemen Hafens beſitzt, theilweiſe aber aus der langſamen Fahrt, die beinahe nicht unter drei Tagen zu vollenden iſt. Wenn hier nicht auffallende Störungen vorhanden wären, ſo würde

jenes Verhältniß unmöglich eintreten können; denn die Fahrt durch den Canal erspart auch noch die Kosten des Sundzolls, den selbst dänische Schiffe mit 1½ Procent an die Krone leisten müssen. — Kiel hat reizende Umgebungen, unter denen das Bad Düsternbrook, eine Waldhöhe am Meerbusen unterhalb Kiel, obenan steht. Hierhin kann man, außer zu Wasser, durch den Park gelangen, der mich zur Zeit des Sommer-Jahrmarkts, (Buttermarkt) wo sich wiederum der größte Theil der ritterschaftlichen und bürgerlichen Grundbesitzer in Kiel versammelt, zu Vergleichung mit der Allée verte in Brüssel veranlaßte. Der holsteinsche Adel ist eben so glänzend und stolz, wie der von Brabant, und die langen Carossenzüge unter der buntgewürfelten Masse der Fußgänger an der Seite rufen nothwendig Erinnerungen größerer Residenzen hervor. In Düsternbrook ist Hirschfelds Fruchtbaumschule merkwürdig. Außer Düsternbrook ist Neumühlen, am jenseitigen Ufer des Meerbusens und Düsternbrook gegenüber, ein vielbesuchter Vergnügungsort. Man fährt meistens zu Schiffe dahin, und beide Ländlichkeiten bilden gewissermaßen die Endverschlingungen jenes Kranzes, der sich an dem holsteinschen Ostseeufer hinzieht. — Das Schloß in Kiel ist im französischen Geschmack Ludwigs XIV. gebaut, also ohne Geschmack. Wenn ein oberes Stockwerk vor Kurzem abbrannte, so hat man es bereits

wieder hergeſtellt. In den Souterrains des Schloſſes befindet ſich ein Theil der 100000 Bände ſtarken Univerſitätsbibliothek, und gegenüber das Univerſitätsgebäude. — Die Kieler Straßen bezeichnete ich bereits als unſymmetriſch, aber die Lindenbäume vor den Häuſern, die ſich von Holland aus über einen großen Theil der norddeutſchen Städte ausbreiteten und blühende Schattirungen auf einen altgothiſchen Hintergrund trugen — wie namentlich in Lübeck, Bremen, Roſtock, Wismar, ja Hamburg ſelbſt — erheitern auch die alten gefurchten Mienen Kiels. Wie freundlich und einladend nehmen ſich an kühlen Sommerabenden die Einwohner auf den Bänken hinter dieſen Linden aus. Die ganze Stadt ſcheint eine große Familie zu ſein, und auch dieſe Sitte bezeichnet den Unterſchied zwiſchen Norden und Süden, zwiſchen Familien- und öffentlichem Leben, wie die Schattenſeite jenes ſich in den Schlafröcken, den weißen Nachtmützen und holländiſchen Pfeifen leicht erweiſt. — Kieler Sprott (eine Art kleiner geräucherter Fiſche, wohl nicht Häringe, wie Weber meint) ſind an allen Tafeln Deutſchlands, wo der Luxus den Küchenzettel vorſchreibt, bekannt, und die Anſchovis ſind milder und ſaftiger, als Sardellen, wie die holſteinſchen Auſtern die meiſten anderen übertreffen.

Die übrigen Städte Holſteins ſind nur von territorialer Bedeutung; aber die Gegenden des Oſtſeediſtricts

bieten eine Abwechselung und ein Colorit, die im Norden ein ausgedehnteres Interesse fanden. Von dem Plöner See sprach ich bereits. Weber, der vielgereiste, macht ihm sogar die Concession, er könne sich mit den schönsten des Südens messen. Wenn man diesen Ausspruch auch nur im Norden unterschreiben mag, so wird man doch der Lage Plöns, auf einer Erdzunge, die von dem grünen Wogenschlag des Sees umspielt wird, seine Anerkennung nicht versagen. Das herzogliche Schloß ragt auf einer Anhöhe über den Flecken empor, und Dörfer, Hügel und Wälder liegen in bunten Massen und in jenem behaglichen Bewußtsein, das nur dem fetten und ergiebigen Boden zuzuschreiben ist, an den Ufern des weiten, stillen Sees, der gedankenvoll mit seinen Wogen plätschert. Gewiß, die Natur ist in Holstein sinniger, als die Menschen, die lange Zeit wie kleine Kinder an ihren Brüsten sogen und beinahe ein innigeres Pflanzenleben behaupteten, als jene. — Von Kiel führt der Weg über Preetz und Eutin nach Lübeck, und diese Straße ist eine ununterbrochene Strecke von See und Wald, von duftigen Wiesen und schwellenden Saaten. Inmitten jener Grazie der Natur aber liegen schaurige und melancholische Ueberreste der wendischen Vorzeit: Hünengräber und Opfersteine, die hier in der stillen, heiteren Umgebung mehr auffallen, als auf Rügen, wo Sturm und Ocean häufig die passende

Begleitung ossianscher Dichtung sind. — Preß ist — wie gesagt — durch seine Schuster berühmt und durch ein Fräuleinstift. Nur die Damen der holsteinschen Ritterschaft, die von dem besten Adel ist, und nicht wie die mecklenburgsche mit Advocaten und anderen bürgerlichen Elementen vermischt, finden hier ein solides Unterkommen und Pfründen von tausend Speciesthalern. Aber man zieht es häufig vor, dieses Einkommen nicht im Stifte zu verzehren, sondern im Schooße der Familie, und somit sind der Stiftsdamen an Ort und Stelle wenige. — Eutin *) am Eutiner See ist eine der schönsten Blumen in jenem Ostseekranze Holsteins, den man Wagrien heißt. Voß, Jacobi und Stollberg lebten und dichteten hier, und die bedeutsamsten Productionen des Ersteren fallen in die Eutiner Periode, ja es läßt sich wohl behaupten, daß Eutin Voß zur Idylle begeisterte und zu der Uebersetzung des Virgil'schen Landbaues,

*) Das Fürstenthum Lübeck, in welchem Eutin die Hauptstadt, umfaßt eine Strecke von 10 Quadratmeilen mit 22000 Einwohnern und gehört seit 1802 dem Großherzoge von Oldenburg. Die Natur ist hier Kunst geworden, wenigstens wüßte ich keine Strecke in Deutschland, wo sie mit so viel Anmuth für die Form gewirkt hat. Außer den Beamten trifft man hier nur Ackerbau und Viehzucht, aber im edelsten Style, und man hat gewiß Recht, Eutin (von eut und in: aus und ein, eine Bezeichnung des kleinen Umfanges) das Arcadien Deutschlands zu heißen.

denn Stadt und Ländchen iſt in der That nur eine „Georgica.“ Voß war Rector in Eutin, das er erſt 1802 mit Jena vertauſchte; Stollberg war Präſident der fürſtbiſchöflichen Regierung daſelbſt. Noch bevor Voß nach Jena überſiedelte, ſiedelte Stollberg zur römiſch-katholiſchen Kirche über, ein Schritt, zu welchem das heitere, klare und proteſtantiſche Eutin gewiß keine Veranlaſſung gab. In der Nähe von Eutin, in dem Dorfe Rüchel, wurde Hirſchfeld geboren, und ich bin der Meinung, daß die pittoresken Umgebungen keinen geringen Antheil an ſeiner „Theorie der Gartenkunſt“ haben. Hirſchfeld war ein moderner Virgil, und der Erſte, der dem Landbau in der Aeſthetik und in der Kunſtgeſchichte einen Platz verſchaffte. — Segeberg und Oldeslohe (letzteres mit der einzigen Saline des Königreichs) liegen in der partie honteuse Holſteins. Den Sandrücken dieſes Landes wird man nur theilweiſe auf der Chauſſee von Hamburg nach Kiel kennen lernen, Abſtecher nach rechts und links ſind keinem anzurathen; denn die Induſtrie, die hier allein Abwechſelungen bieten könnte, fehlt zur Zeit noch, aber Holſtein iſt ein glückliches Land, der Ueberfluß der Nord- und Oſtſeediſtricte reicht auch für die Armuth aus. Wenn indeß Weber keinen Bettler in Holſtein antraf, ſo hat er doch wohl nicht die Straße von Hamburg nach Lübeck befahren. Wo der Sand und der „Knüppeldamm“ den

Weg hemmen, benutzen Schaaren solcher Gäste die Verzögerung, um die Reisenden zu belästigen. Man zieht ganze Strecken lang neben dem Wagen her und bettelt und unternimmt die halsbrechendsten Kunststücke im weichen Sande, oder auf den gefahrvollen Steinmassen der Straße für einen Sechsling.

Glückstadt an der Elbe ist Festung und Sitz des holsteinschen Obergerichts, das bis auf die neuste Zeit die höchste Instanz für das Herzogthum war. Jetzt aber hört man schon von einem hohen Adel hinsichts des höchsten Gerichts in Kiel, es vermehre nur die Kosten, insonderheit in Criminalsachen, wo die Atzung, die der Gemeinde zur Last falle, dadurch vermehrt werde, daß die Advocaten stets appellirten und das Endurtheil in die Länge zögen. Da würde freilich eine Instanz noch besser sein, will man nicht bedenken, daß Reformen zunächst nur mit dem moralischen Maßstab gemessen werden sollen. Glückstadt verdient seinen Namen mit Unrecht; denn die Moräste, in denen es steckt, sind nicht so bedeutend, daß sie die jungfräuliche Ehre der Festung retten konnten, deren Walle denn jetzt auch in Spaziergänge und Promenaden umgelegt sind, und für die Gesundheit sind diese Moräste in keiner Weise ein Glück. Ihretwegen fehlt es Glückstadt sogar an Trinkwasser. Hafen und Handel sind jetzt so ziemlich von Altona,

das auch Glückstadt allzunah und vielleicht näher ist, als Hamburg, verschlungen worden.

Jedes noch so kleine deutsche Ländchen hat eine Residenz und ein Schilda. Das holsteinsche Schilda ist Bysum. — Bramstädt ist Gesundbrunnen, aber wahrlich der traurigste in Deutschland, und noch trauriger, als Oldeslohe, wo die Hamburger ihr Geld verspielen, ohne die Gesundheit zu gewinnen. — Itzehoe ist nicht nur durch den „langen Peter von Itzehoe," sondern auch durch den Buchhändler Müller daselbst und seinen „Siegfried von Lindenberg" bekannt geworden. —

Außer in Preetz giebt es in Itzehoe und Uetersen adelige Fräuleinstifter, ein Beweis, daß der holsteinsche Adel auch die Reformation in seinem Interesse benutzte, und nur in seinem Interesse, denn wenn auch nicht zu erweisen ist, daß er die Leibeigenschaft aus ihr herleitete, so ist doch zu erweisen, daß er die Freiheit und Humanität hinsichts seiner Bauern nicht aus ihr herleitete, sintemal die holsteinsche Leibeigenschaft mit der Reformation gewissermaßen beginnt. Nur ein Ranzau ließ seine Leibeigenen vor der Zeit frei und bewies dadurch, daß er den Geist der Reformation noch besser begriffen habe, als sein Vorfahr: Johann von Ranzau, der Luther in Worms hörte und die Form der Refor-

mation, d. h. die protestantische Kirche, in Holstein begründen half.

Das Herzogthum Lauenburg ist der andere Theil, den der König von Dänemark am deutschen Bunde hat. Auf 22 Quadratmeilen leben hier ungefähr 36000 Menschen von Ackerbau und Viehzucht und nebenbei von Fracht und Schiffsverkehr. In ersterer Hinsicht steht zwar Lauenburg Mecklenburg und Holstein, die seine Grenzen mit bilden helfen, nach, aber der Boden ist nichts destoweniger in den Marschgegenden der Elbe fruchtbar, und es gibt hier Holländereien, die den mecklenburgischen nicht nachstehen, wenn auch holsteinsches Rindvieh nicht erreicht wird und holsteinsche Milchkammern*) in Lauenburg so wenig, wie sonst irgendwo — selbst nicht in der Schweiz — ihresgleichen finden. Dafür aber hatte Lauenburg wenigstens einen Schatten einer Repräsentativverfassung in zweiundzwanzig Gutsbesitzern und den drei Städten des Herzogthums, als die Interessen Holsteins nur noch von der Ritterschaft repräsentirt wurden. Viel war freilich nicht an dieser Vertretung, denn die freien Bauern, denen zwei Drit-

*) So nennt man jene weitläuftigen und kühlen Säle der Ritter- und Bauergüter, in welchen die Milch aufbewahrt wird. Und welche Milch! gewiß Holstein ist ein Land von Milch, wenn auch nicht durchweg von Honig.

theile des Landes gehören, wurden gar nicht vertreten, und die Gutsherren haben hier eben so wenig, wie in Holstein die Ritterschaft, deutsche und Landesinteressen berücksichtigt, sondern nur sich; aber wo nur ein Strahl von Recht in die Nacht der Willkür fällt, kann man doch dann und wann im Fortschritt des Jahrhunderts lesen. Die lauenburg'schen Landstände hatten wenigstens Verpflichtungen gegen das Land, die man nicht immer ohne Anstand umgehen konnte. Das Herzogthum Lauenburg kam bekanntlich mittelbar durch den Kieler Frieden, der am 14. Januar 1814 zwischen Dänemark und Schweden wegen der Abtretung Norwegens geschlossen wurde, einen Friedensschluß, aus dem man sich später doch nicht friedlich herausfinden konnte, an Dänemark. Statt des schwedischen Pommerns, das Dänemark zur Entschädigung wegen Norwegens nebst einer Summe von 600,000 Bankthalern in jenem Frieden von Schweden überlassen war, wogegen man aber später schwedischer Seits einwandte, Norwegen habe sich nicht freiwillig unterworfen, erhielt nämlich jenes Königreich von Preußen Lauenburg und die stipulirte Summe, und Preußen dagegen das ehemalige schwedische Pommern. Ich führe diese Ausgleichung nur deshalb an, um die Bemerkung daran zu knüpfen, daß in Lauenburg noch weniger dänische, oder auch nur holsteinsche Sympathien angetroffen werden, als in dem

ehemaligen schwedischen Pommern preußische. Man ist hier nämlich durch und durch hannöversch gesinnt, ich sage ausdrücklich hannöversch, denn wer in Hannover gewesen ist, wird wissen, was hannöversche Sympathien sagen wollen. Zwischen diesem Lande und Deutschland wird nämlich noch auf lange Zeit die Nordsee liegen; es gibt keinen Staat in unserm Vaterlande, wo eine sorgfältigere Absperrung gegen eine deutsche Richtung stattfände, als dort, eine Regel, die in diesem Augenblick durch die deutschen Tendenzen der „hannöverschen Zeitung," die zum Unglück keine hannöverschen aussprechen darf, eine Ausnahme erleidet, die aber auch hinsichts Lauenburg besteht. Auch Lauenburg ist, wie Hannover, ein Land des Adels, und wenn es, seit der dänischen Einrichtung, auch kein Land der Beamten ist, so können diese doch noch immer nicht die schönen Tage der hannöverschen Besoldung und jener Fettweide vergessen, auf welcher sich die hannöverschen Landdrosten und Ober- und Unteramtmänner selbst in der Lüneburger Haide ergehen. Somit ist man an Dänemark nur vertragsmäßig gebunden und an Deutschland gar nicht, wie man denn zugeben muß, daß unser Adel überhaupt sehr gut ohne Deutschland fertig wird, wenn seine Güter zu seinem Bedarf ausreichen und seine Ahnen alt genug sind, daß er sich Anstandes halber schon von der allgemeinen Richtung separiren muß.

n hannöverschen und lauenburgschen Adel ist das
urchgehends der Fall, und eine Reaction gegen
e Tendenzen wird hier auch nicht angeregt, wie
stein, das allerdings dänischen Einflüssen näher
als das von deutschen Elementen arrondirte
urg. Mit einem Worte, Lauenburg ist, trotz
freien Bauern und trotz der Elbe, Steckenitz und
itz, die Handel und Schifffahrt begünstigen, ein
dalen Princip gebanntes Land. Auf einem Um-
von 22 Quadratmeilen gibt es nicht weniger als
ttergüter, und nicht nur 22 Rittergüter, sondern
2 adelige Gerichte. Vier königliche Aemter rich-
jenigen, welche den Patronaten nicht unterworfen
Dadurch kann man sich denn auch die geringe
hnerzahl des Herzogthums leicht erklären, die
das mecklenburgsche Verhältniß noch übersteigt;
wo der Adel so viel Raum umfaßt, kann sich das
nicht bequem ausdehnen. Industrie und Cultur
ahrhunderts vermißt man auch hier; ja selbst die
t des Bodens könnte in mancher Hinsicht noch
gehoben werden, wäre der Adel nicht so vortrefflich
t. Was von Holstein im Allgemeinen behauptet
n kann, Gott habe für die Menschen besser gesorgt,
e selbst für sich, das kann man, hinsichts Lauen-
dahin modificiren: Gott hat für den Adel besser
gt, als dieser selbst für sich; denn man wird ein-

gestehen müssen, daß der lauenburgsche Adel — bis auf wenige Ausnahmen — nicht geistreicher ist, als der hannöversche, und Forstkundige wollen sogar behaupten, wenn der lauenburgsche Adel die Forstwirthschaft der Stammbäume auch aus dem Grunde verstehe und in dieser Hinsicht Ueberfluß an Holz gewähre, so könne er doch hinsichts der wirklichen Forstwirthschaft — die überhaupt in den deutschen Provinzen des Königreichs sehr danieder liege — noch nach ganz andern Grundsätzen verfahren. „Aber" — werden die Lauenburger mich ergänzen — „die Forstwirthschaft macht es nicht allein, wir haben adeliges Holz, königliches Holz, (denn der Sachsenwald gehört der Krone) aber wir haben kein bürgerliches, kein bäuerliches Holz." Freilich ist das schlimm, doch mag man sich damit trösten, daß wir in einer Zeit leben, wo es heißt: „Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen," und dieser Rath ist nur für Bürger und Bauer, der Adel, der sich nie selbst half, sondern dem nur dadurch geholfen wurde, daß die Anderen sich nicht halfen, wird sich auch jetzt nicht helfen. Er lebt noch heute nach dem alten Gesetz: „Hilf dir nicht selbst und Gott wird dir helfen." Er ist auch zu tugendhaft, um sich mit Gott zu identificiren, er ist zu christlich, um nicht an Wunder zu glauben (z. B. daß Christus Tausende mit einem Brode speist, weshalb er sich also nicht um die Hungrigen zu kümmern braucht, und

weshalb also tausend Hungrige immer noch genug haben an tausend Broden, auch ohne Wunder) und daran, daß ohne Gottes Wunder kein Sperling vom Dache fällt, geschweige denn ein millionenschwerer Edelmann. Und ist er auch nicht zu tugendhaft, um sich mit Gott zu identificiren, so ist er doch zu adelig dazu; — seine Ahnentafel mag noch so weit zurückgeführt werden können, bis zu Gott sie zurückzuführen, wird er sich wohl hüten, denn da hört bekanntlich selbst der hannöversche und lauenburgsche Adel auf. Kurz und gut, mit dem deutschen Adel sieht es trostlos aus, und ich glaube, auch das Holz in Lauenburg wird noch einmal bürgerlich werden, und um so eher, weil hier dereinst nur adelige Eichen und Buchen zu fällen sind, sollen die Waldungen ausgerodet werden zum Besten der neuen Saat. Um aber der Wahrheit nicht zu nahe zu treten, muß erwähnt werden, daß Johann Hartwig Ernst Graf von Bernstorff, der nach jenem Grafen Ranzau zuerst im Jahre 1713 seine Leibeigenen freigab, lauenburgschen Ursprungs war. Wenn jener vortreffliche Staatsmann, der sich in seiner Stellung als dänischer Staatsminister überhaupt um dieses Königreich die größten Verdienste erwarb, zu einer Zeit so verfuhr, wo ein Standesgenosse von seinen Bauern urtheilte: j'observe mes villageois, ce sont des boeufs, qui labourent, puis vont à la messe et au cabaret et

s'en retournent à leurs étables, ſo mag ihm dieſer Schritt gegen das adelige Vorurtheil zwar um ſo höher angerechnet werden, doch nicht in dem Maße, daß der lauenburgſche Adel durch Bernſtorff nun ein für alle Mal mit der Humanität und dem Jahrhundert abgefunden wäre. Man wird hier zwar nicht mehr in jenem Ochſenſtyle von den Bauern ſprechen, aber die Freiheit dieſer Bauern hat man doch auch nur im juriſtiſchen Style begriffen. Von dem Adel iſt auch hier noch ſehr wenig für Volksbildung gethan; was in dieſer Hinſicht gefördert wurde, ging von der däniſchen Regierung aus, die allerdings in Betreff des Unterrichts auch in den Herzogthümern die ſchönſten Reſultate veranlaßt hat, ſo daß man hier unter hundert von zwölf bis vierzehn Jahren kaum einen findet, der nicht ſchreiben und leſen kann, ein Ergebniß, das jedoch auch theilweiſe an dem glücklichen Wohlſtand liegt, der den Leuten Raum und Zeit gibt, ſich mit anderen Dingen zu beſchäftigen, als ausſchließlich damit, daß ſie nicht Hungers ſterben. Auch der Wohlſtand hat in den deutſchen Provinzen die Uebervölkerung verhindert, wie es denn gewiß iſt, daß dieſes Präſervativ weit wirkſamer iſt, als die Rathſchläge von Malthus. Die Armuth, die aller Lebensfreuden beraubt iſt, wird ſich am wenigſten das einzige Vergnügen, welches ihr von der Geſellſchaft nicht genommen werden kann, ich meine das Vergnügen, Kinder

in die Welt zu ſetzen, für die der Staat am Ende doch die Fürſorge übernehmen muß, entziehen laſſen. Nur für den Wohlſtand kann dieſes Vergnügen am Ende eine Laſt werden, und die Bauern der Herzogthümer ſehen ſich deshalb vor, daß ſie nicht durch eine unverhältnißmäßige Bevölkerung das Erbe zerſplittern.

Lauenburg iſt vielleicht, außer Bernſtorffs, auch das Vaterland eines zweiten berühmten Mannes, der, wenn nicht Leibeigene, doch gewiß viele Seeleneigene durch ſeinen Humor emancipirte. Till Eulenſpiegel ſoll nach Einigen in dem lauenburgſchen Dorfe Pampau geboren ſein. Daß er aber in Mölln ſtarb und begraben wurde, dagegen wenden Geſchichte und Sage kaum etwas ein, wenn auch die Gelehrten behaupten, es habe gar keinen Eulenſpiegel gegeben, ſondern nur einen gelehrten Mann, Thomas Murner, der das Buch von Eulenſpiegel geſchrieben, oder zuſammengeſtellt, oder überſetzt. Wäre dem ſo, ſo müßte man zugeben, daß, ſo viele Eulenſpiegelſtreiche auch die Gelehrten gemacht haben, keiner darunter iſt, der, wie dieſer, das Volk befriedigt und erfreut hätte. Den Grabſtein Eulenſpiegels an der Kirchen-Mauer zu Mölln mit Eule und Spiegel, den man als hiſtoriſchen Beweis für den Schalk angeführt hat, fand ich nicht mehr, aber ein altes Mütterchen zeigte mir den Platz, wo er einſt geſtanden, und auch den der Linde, die ihre Zweige über

das Grab ausbreitete und in die jeder Handwerksbursche einen Nagel schlug zum Gedächtniß des lustigen Abentheurers. Das Grab Eulenspiegels mochte die einzige lustige und Lichtseite von Mölln sein, denn ich entsinne mich nicht, in Holstein und Lauenburg einen düsterern und langweiligern Fleck angetroffen zu haben, als Mölln, das tief im Grunde schwarze Häuser in einem schwarzen See spiegelt.

Außer Mölln giebt es nur zwei Städte in Lauenburg, nämlich Ratzeburg, das schon bei Mecklenburg-Strelitz besprochen wurde, und Lauenburg. Das letztere ist durch den Stecknitz-Canal, der hier in die Elbe mündet, durch seinen Speditionshandel, und den Elbzoll, der jährlich über 50,000 Thlr. beträgt, bekannt.

Zwei und zwanzigſtes Capitel.

Die freien Hanſeſtädte. — Allgemeines. — Lübeck. — Lage. — Gebäude: die Marienkirche, der Dom, das Rathhaus. — Der Senat. — Die bürgerlichen Collegien. — Juſtizweſen. — Die Procuratoren am Niedergericht. — Das Oberappellationsgericht der vier freien Städte Deutſchlands. — Umgebungen. — Geſellſchaftliche Zuſtände. — Adel und Juden in Lübeck. — Mundart der Lübecker und Charakteriſirung danach. — Seitenblicke auf Hamburg und Bremen hinſichts der Mundart. — Handel. — Travemünde.

Weber nennt die freien Hanſeſtädte „noch heute europäiſche und keine deutſchen Städte.“ Wenn Einer meiner bremiſchen Gegner, der da behauptete: „Bremen repräſentire Deutſchland gegen die Seemächte,“ das geleſen hätte, er würde ganz anders geſprochen haben. Ich halte dafür, daß die freien Hanſeſtädte allerdings nur in ſehr beſchränkter Hinſicht deutſche Städte ſind, nämlich nur hinſichts ihres Haſſes gegen Napoleon, der die Continentalſperre einführte, und hinſichts ihres oberdeutſchen Handels; aber europäiſche Städte ſind ſie gewiß eben ſo beſchränkt. Von Lübeck kann hier nicht einmal in Betreff ſeiner mercantilen Verbindungen die Rede ſein, aber auch Hamburg und Bremen haben doch nur europäiſche Handelsfirmen aufzuweiſen. Eine

europäiſche Stadt müßte ein europäiſches Gleichgewicht in die politiſche Wage legen können, etwa jene Tendenzen und Reſultate der alten Hanſa, die doch kein feſterer Bund war, als ein Handelsbund, ein Bund ohne inneres Moment, ohne Geiſt und Begeiſterung, der nur zufällig einen Mittelpunkt in jenen mercantilen Intereſſen fand, die hier zuſammenfloſſen, und der dieſen Mittelpunkt ſofort verlor, als eben dieſe Intereſſen in eine andere Richtung abfloſſen. Doch wir wollen die deutſche und europäiſche Bedeutſamkeit der Hanſeſtädte auf ſich beruhen laſſen, es iſt ohnedieß ſchwer mit ihnen auszukommen, wenn man ſich nur um die bremiſche, die hamburgiſche und lübeckiſche Bedeutſamkeit kümmern will, wie es hier doch geſchehen muß. Die Hanſeaten ſind nämlich, auch ohne Europa und Deutſchland, die beſten Patrioten. Als die Schlacht bei Leipzig geſchlagen worden war und die Franzoſen Bremen freiwillig geräumt hatten, ſchlug man ſofort auf dem Domhofe zu Bremen einen franzöſiſchen Officier, der ſich verſpätet hatte, beinahe todt, und jetzt noch, nach fünf und zwanzig Jahren, hat man einem Franzoſen, der nicht illuminiren wollte zur ſilbernen Jubelfeier der Leipziger Schlacht, die Fenſter eingeworfen. Ich weiß wohl, ſolche Vorfälle können ſich auch anderswo ereignen, aber es iſt ein Unglück, daß ſie gerade in einer Hanſeſtadt vorkommen. Man wird nun wieder ſagen, die Bremer

seien auch mit ihrem Patriotismus fünf und zwanzig Jahre zurück und Herr Dr. Vaget schreibe in seinem „Patrioten" nur deshalb so thatkräftig gegen den „Corsen," weil zwischen diesem und Bremen der Ocean und das Grab nnd sogar ein großes Stück Weltgeschichte liege, das man solcherweise am besten umgehen könne, und nicht nur ein großes Stück Weltgeschichte, sondern auch mehrere Bürgermeister und Senatoren, die man in dem „Patrioten" so wenig besprechen dürfe, wie man einst Napoleon habe darin besprechen dürfen, als noch Monsieur le Comte d'Arberg Präfect des Weserdepartements war.

Der Patriotismus der Hanseſtädte ist nicht nur Napoleon, sondern auch mir übel bekommen. Nachdem man meine „Skizzen aus den Hanseſtädten" gelesen hatte, sandte man mir aus Hamburg unfrankirt ein Paket „Freischütz," „Beobachter" und „Neuigkeitsträger," aus Bremen die „Bremischen Blätter" und aus Lübeck zwar Nichts, aber ein Lübecker Kaufmann versicherte mich in der Citadelle von Antwerpen, auf der Bastion Montebello, daß auch die „Lübeckischen Blätter" mich stark mit Patriotismus beschossen hätten. Und doch hatte ich in Lübeck nur das Straßenpflaster und den Nepotismus gerügt, und in Hamburg nur die Journalistik und die großen Füße, und auch diese nur bedingungsweise, sonst aber alle Menschen, ja selbst die

Senateren in ihren Rechten und Gewohnheiten gelaſſen. Man wird einſehen, daß der Patriotismus der Hanſeſtädte ein wahrer Viel[illegible] iſt; während ſich die Bremer beſchwerten, ich hätte ſie auf Koſten der Lübecker und Hamburger geſchmähet, beſchwerten ſich die Hamburger und Lübecker, ich hätte ſie nicht genug auf Koſten der Bremer gelobt. Muß mir nicht Angſt ſein, von Neuem Hand an die Hanſeſtädte zu legen, an ſie, deren Straßenpflaſter eben ſo empfindlich iſt, wie die Hühneraugen, die daran zu leiden haben? Ja, meine Hühneraugen ſind toleranter, als die Steine in Lübeck, als der lange Roland in Bremen, als der „Freiſchütz" in Hamburg. Nichts deſtoweniger muß ich mir Gewalt anthun. Die freien Hanſeſtädte — mag es mit ihrer deutſchen und europäiſchen Bedeutſamkeit ſtehen wie es will, mögen ſie „Deutſchland gegen die Seemächte repräſentiren*)," oder nicht — gehören zum deutſchen Bunde; und als der Bürgermeiſter Smidt in Angelegenheiten des mitteldeutſchen Zollverbands Bremen in Caſſel repräſentirte, hatte er einen eben ſo grünen Jäger hinter ſeiner Equipage ſtehen, wie die andern deutſchen Geſandten auch; als aber der Bürgermeiſter Gröning Georg IV. bei höchſtdeſſen Anweſenheit in Hannover im

*) Wären ſie nur nicht die einzigen, die Deutſchland gegen die Seemächte repräſentiren.

Namen Bremens becomplimentirte, wurde er ſogar vor dem oldenburgſchen Geſandten zur Audienz gelaſſen, und erhielt, wie die anderen hanſeatiſchen Geſandten auch, eine brillantenbeſetzte Doſe. Alſo auch in Rang, Etiquette und Würdigung fremder Mächte erfreuen ſich die Hanſeſtädte einiger Bedeutſamkeit, und im thurn- und taxiſchen Palais zu Frankfurt a. M. haben ſie in der engeren Verſammlung eine jede eine Viertel-Stimme, in der vollen aber ſogar, wo die großen Mächte ſo viel Stimmen haben, daß man die Hanſeſtädte mit ihrer Einviertel-Stimme gar nicht hören würde, hat man ihnen billig einer jeden eine ganze Stimme eingeräumt.

Man werfe mir nicht vor, ich habe es gleich von vorneherein wieder auf das Ridicule der Hanſeſtädte abgeſehen. Die Hanſeſtädte ſind mir ſehr werth, und zum Glück ſo wichtig, daß keine Macht unter denen, die in der vollen Bundesverſammlung mit vier Stimmen concurriren, ſie der andern gönnt, daß ſelbſt England für ihre Selbſtſtändigkeit beſorgt iſt. Ich ſage, die Hanſeſtädte ſind mir ſehr werth, denn hier ſitzt die Freiheit doch nur ſtaargeblendet, aber nicht unheilbar, hier kann der Senat freilich thun, was er will, aber der Bürger auch, hier gilt perſönliche Freiheit noch, hier kann noch Einer durch ſich ſelbſt zwar nicht Senator und Bürgermeiſter, Actuar und Gerichtsſecretair — denn dieſe Aemter ſind im Ganzen erblich und auch gar nicht ſo

uneinträglich, wie Weber behauptet — aber doch ein Mann werden, der ſich um keinen Bürgermeiſter und Senator in der Welt zu kümmern braucht. Mit einem Worte, die Perſönlichkeit iſt hier ſehr ungenirt, und das iſt ſchon viel in unſerer Zeit. Wenn mir aber die Hanſeſtädte werth ſind, ſo ſind es doch nicht alle Einzelnen, die ſich mit ihnen identificiren, nicht alle Wichtigthuereien mit Krähwinkeleien, nicht alle große Redensarten über Bürgerſinn und Bürgertugend, nicht alle kleinen Thaten, die man für Bürgerſinn und Bürgertugend ausgeben möchte, inſonderheit aber iſt mir nicht werth jene Beſchränktheit, die da glaubt, man müſſe eine Stadt mit allen ihren Schattenſeiten gelten laſſen, weil ſie doch exiſtire und ſich des Lebens freue, man dürfe eben der glücklichen Exiſtenz des Ganzen wegen auch nicht die unglückliche Exiſtenz der einzelnen Theile berühren, jene Beſchränktheit, die ſogar ſo weit geht, daß ſie den Tadel der Einzelnen als ein dem Ganzen wiederfahrenes Unrecht anſieht und dadurch alle Einzelſchwächen und Einzelmißbräuche in Schutz nimmt. Gewiß iſt die Maſſe in den Hanſeſtädten eben ſo cultivirt und vorgeſchritten, wie anderwärts, aber die Tonangeber, die hier am wenigſten vorkommen ſollten, und beſchränkte Verhältniſſe haben Gewohnheiten veranlaßt, die füglich beſeitigt werden können, ohne daß eine freie Hanſeſtadt ihre Zukunft gefährdet ſieht. Ich wollte nur bevorworten, daß

wenn sich hier ein Ridicule ergibt, es die Classen, die Verhältnisse, die Gewohnheiten trifft, aber nicht die Menschen im Ganzen und Großen. Wenn ein Bremer behauptete, „Deutschland werde durch Bremen gegen die Seemächte repräsentirt," so werden hundert Andere dazu lachen und der Meinung sein, daß die bremischen Handlungshäuser eben nur sich und ihren Vortheil gegen die Seemächte repräsentiren und gewiß an Deutschland nur dann und wann bei dieser Repräsentation durch die Auswanderer erinnert werden, denen man in allen Blättern den bremischen Hafen und die bremischen Schiffe empfiehlt. Aber jener Eine, der also sprach, hatte doch alle Wein- und Tabaksreisenden für seine Ansicht gewonnen, die nun aller Orten an der table d'hôte erklärten, ich sei ein Vaterlandsverräther; und ich bin überzeugt, nicht nur alle Wein- und Tabaksreisenden urtheilten also, sondern auch die Kaufmannschaft überhaupt, denn der Egoismus der Einzelnen identificirt sich gar zu gern mit dem Vaterlande. Wenn in einer freien Hansestadt dem Sohn eines Senators zu einer Sinecure geholfen werden soll, wozu er alle Anlagen, nur keinen Verstand besitzt, so heißt es gewöhnlich: dem Sohne widerfahre diese Ehre aus Erkenntlichkeit der Vaterstadt gegen seinen verstorbenen Vater, der sich um dieselbe sehr verdient gemacht habe. Ja, dieser, oder jener, der zum Senator erwählt wird,

macht auch wohl ſogleich die Bedingung, daß er dieſes oneroſe und nur im beſten Falle einige tauſend Thaler jährlich eintragende Amt nur dann übernehmen könne, wenn man auch für ſeine Kinder möglichſt Sorge trage, und die Verdienſte des Vaters in spe erwerben wiederum dem Sohne Brod. Man ſieht, das Vaterland iſt hier ſehr geduldig, und ſomit ſollte es auch geduldig ſein, wenn man ihm ſeine Fehler vorhält, und ſich beſſern.

Ich beginne mit Lübeck. Es iſt eine ſchöne alte Stadt an der Trave, welcher Fluß zwiſchen Gieſelrau und Sarau in Holſtein geboren wurde und nach kurzem kräftigen Lebenslauf in den Armen der Oſtſee verſchied. Was ſpreche ich aber im Imperfect, die Flüſſe gleichen dem Phönix, der nicht alle Jahrhundert, ſondern jede Secunde geboren wird und ſtirbt, und die Trave iſt — wie ich ſchon anderswo ſagte — wie jener treue Hund, ſie wird noch einſt das Grab ihres Herrn bewachen, den ſie in der Wiege, im Jünglings-, im Mannesalter erblickte, an den ſie ſich jetzt, da er im Greiſenalter auf ſie herabſieht, noch inniger und traulicher anſchmiegt, und bei dem ſie ausharren will bis an das Ende ſeiner Tage. Sie iſt ein kurzer, unterſetzter Fluß und bei Lübeck ſo breit, daß man mit einem Stein hinüberwerfen kann, aber ſtill und tief, wie die alte Hanſa, deren Flotte ſie einſt auf ihrem Rücken ſchaukelte. Auch die

Hanſa redete nicht viel, ſie war demüthig und klug, wie alle Kaufleute; nur wenn es ihrem Herzen galt, dem Handel und Gelde, war die Hanſa eine Löwin wenigſtens, und kein Gänſebund, wie Waldemar glaubte, der einer Kriegserklärung der Hanſa die Antwort ertheilte:

Säven und Säventig Hänse
Un säven und Säventig Gänse
Bieten mi nit de Gänse
Frag ick nit een Snar de Hänse."

Und die Gänſe ſchlugen am Marien-Magdalenentage die Schlacht bei Bornhövd, wo die Heilige allerdings den Dänen die Sonne ins Geſicht ſcheinen ließ, und Waldemar und Dänemark mußten die Macht der Hanſa, die ſich des ganzen däniſchen Handels bemächtigte, anerkennen. Man verſprach nun wiederholt „to hope to bliben"*), aber der letzte Hanſetag im Jahre 1630 iſt nur durch die feierliche Losſagung der einzelnen Städte vom Bunde merkwürdig. Bis auf Hamburg, Bremen und Lübeck, die die Form aufrecht erhielten und die Erinnerung, verſank die Hanſa in die Sturmfluthen der Geſchichte.

Ich ſagte, Lübeck ſei eine ſchöne alte Stadt, und anderwärts bereits, ſie ſei ſo ſchön, wie der alte Lear.

*) Zuſammen zu bleiben.

Söhne und Töchter machte sie groß und mächtig, und nun schaut sie stolzen Hauptes, aber tiefgefurchter bedenklicher Stirn, die silbergrauen Locken der Thürme wild emporstarrend, in die Gegenwart hinein. Wahnsinnig kann Lübeck nicht werden, weil Kaufleute höchstens Verstand, aber kein Herz zu verlieren haben; indeß es fürchtet jetzt nur noch Kiel und die holsteinschen Interessen, in jeder anderen Hinsicht ist diese Stadt resignirt, und das ist eben das Traurigste. Von der ganzen alten Herrlichkeit ist nichts übrig geblieben, als Kaufleute, 70—80 Schiffe, zwei Assecuranzgesellschaften, eine Börse, kurz ein mäßiger Handel. Man könnte wiederum der Meinung sein, ich wollte Lübeck sein jetziges Loos zum Vorwurf machen; ich beweine es nur, wie man jede große Vergangenheit, im Anblick auf eine kärgliche Gegenwart, beweinen muß. Damit ist nicht gesagt, daß es anders kommen konnte, aber die rauhe Nothwendigkeit, das unbeugsame Fatum der Geschichte ist nicht minder beklagenswerth.

Die Kirchen Lübecks sind fast die einzigen Denkmäler der alten Pracht und Hoheit dieser Stadt. Auffallend und charakteristisch ist der Unterschied zwischen der gothischen Bauart hier und der des Südens. Fest und kräftig, schlank und einförmig erhaben steigen die Kirchthürme der freien Hansestadt empor, sie sind ohne jene Verzierungen, ohne jene bunten Schnitzeleien, ohne

jene sinnreiche und lustige Anmuth, mit welcher allenthalben fast im Süden die Kirchen durchwebt sind. Wie das Leben: kräftig, derb, stolz, einfach und ernst gestalteten sich hier auch die Kirchen, während man den Münstern im Süden die Fröhlichkeit und Lust derer ansieht, die sie schufen. Aus jeder Fuge lacht uns dort das Wohlgefallen des Meisters an seinem Werke entgegen, in den Lübecker Kirchen aber erblicken wir nur den strengen ascetischen Ernst des Erbauers, die Kirchthürme blicken gläubig und ergeben zum Himmel empor, höchstens erwartungsvoll, ganz wie die alten Patricierbilder, die am Fuße des Kreuzes knieen, zu dem Gekreuzigten emporschauen. Die Kirchthürme im Süden sind heiter, vertrauungs- und hoffnungsvoll, eine Himmelsleiter gleichsam, auf welcher die Phantasie des Baumeisters empor- und herniederstieg, wie die Engel im Traume des Erzvaters. So ist auch das Gewand der Lübecker Marienkirche nur ein klösterliches Gewand; sie ist aus Backsteinen erbaut; aber nichtsdestoweniger mag sie jeden Vergleich mit anderen Domen aushalten, wie ihr denn Kunstverständige selbst den fünften Rang nach Wien, Cöln, Freiburg und Ulm einräumen, will man den Straßburger Münster nicht in Betracht ziehen. Das Mittelgewölbe dieser Kirche ragt mit seinen Fenstern hehr und stolz über die Seitengänge hervor, die die Kreuzesform vollenden helfen, und ihren westlichen

Theil begränzen zwei ſchlanke rieſige Thürme, die eben wegen ihrer Einfachheit weit proteſtantiſcher anzuſehen ſind, als die Michaeliskirche in Hamburg, vielleicht die einzige urſprüngliche Kirche des Proteſtantismus in Deutſchland, die von Geſchmack und Erhabenheit zeugt. Glücklicherweiſe hat ſich derſelbe ſonſt nicht in die katholiſche Mannigfaltigkeit der Marienkirche eingemiſcht, man übernahm ſie ohne Veränderung und verfuhr nicht mit ihr, wie die Türken mit der Sophienkirche in Conſtantinopel, die hier türkiſche Embleme über die byzantiniſche Pracht klekſten, und wie die Reformation ſonſt mit dem Katholicismus; die Marienkirche nahm alle Kunſt einer frommen Zeit mit hinüber in den lichten und ſchwülen proteſtantiſchen Mittag. Gemälde von Holbein, Altdorfer, Perugino, van Dyk, Williges und Overbeck finden ſich hier, aber der Einzug Chriſti in Jeruſalem des Letzteren, der ſo vielbeſprochen und hochgeprieſen, hat doch nicht jenen kräftigen und grandioſen und vor allen Dingen geſunden Heiligencharakter, mit dem die italieniſchen Meiſter Kennern und Maſſen imponirten, ſondern vielmehr jene ſüßliche und buntfarbene Sentimentalität eines frommen Proſelyten: Aus dem Bilde ſpricht nur der religöſe Glaube eines Einzelnen, nicht der der Zeit, nicht das überwältigende Moment der alleinſeeligmachenden Kirche. Unzählige Details und ſelbſt Familienerinnerungen und

Portraits schwächen das Hauptmotiv noch mehr. Man nennt Overbeck in Rom den Raphael Lübecks, ein Lob, welches selbst von der strengsten Kritik zugegeben werden wird.

Nächst der Marienkirche, die der Frühzeit des von Graf Adolph II. von Holstein gegründeten Lübeck angehört, denn es geschieht ihrer bereits im Jahre 1164 Erwähnung, ist der Dom bemerkenswerth. Bischof Gerold von Lübeck und Heinrich der Löwe erbauten ihn im Jahre 1170, und die Prachtliebe des Bisthums schmückte ihn in mannigfacher Weise, Albert von Crumedyk sogar mit dem Bilde seiner Beischläferin, die nach ihrem Tode allerdings bereit sein mochte, eine büßende Magdalena vorzustellen, als welche sie hier eingeführt wurde. Daß Lucas von Leyden, oder Holbein nicht der Maler der in der Graveradencapelle dieser Kirche aufbewahrten Leidensgeschichte ist, wird durch die Jahreszahl 1471 ziemlich wahrscheinlich: beide Maler wurden erst später geboren; aber nichts destoweniger ist dieses Bild ein vorzügliches altdeutscher Schule.

Nächst den Kirchen ist das Rathhaus wenigstens ansehenswerth. Es ist groß und weitläuftig, gothischen Ursprungs und mit Anhängseln der Neuzeit, die an Canzeleien und Registraturen Ueberfluß hat, versehen. Der Hansa genügte ein kleinerer Raum zur Berathung,

ſie hatte einen Theil der Welt zum Raum für ihre Thaten. Kurz das Lübecker Rathhaus — wie es jezt iſt — ſcheint mir zu groß für die freie Hanſeſtadt. Müßte ich nicht befürchten, daß irgend ein Patriot jeden Fußbreit Raum des Rathhauſes als unumgänglich nothwendig in salutem reipublicae vertheidigte, ich möchte vielleicht darthun, daß man ſich einſchränken könnte. Sechszehn Senatoren und vier Bürgermeiſter könnten mit ihrer ganzen Magnificenz, mit aller ihrer Hoch- und Wohlweisheit und mit dem übrigen Zubehör in beſchränkterem Kreiſe walten, wollte man ſich nur entſchließen, weniger Papier zu verſchreiben und Regierung und inſonderheit Gerichtsweſen zu vereinfachen. In Lübeck iſt noch bis auf den heutigen Tag das Amt eines Gerichtsactuarius ein beneidenswerthes Amt, weil es ohne Gehalt iſt und bedeutende Sporteln einträgt. Solcher Sporteln wegen bedarf es ſolcher weitläuftigen Gebäude, denn ſolche Sporteln müſſen verdient werden, und ſolches Verdienſt kann nur durch viel Papier errungen werden. Kurz und gut, hinterlaſſen wir der Nachwelt keine Geſchichte, ſo wird ſie doch einen hinlänglichen Ueberfluß an Actenrepoſitorien von uns übernehmen, und erbt ſie keine Thaten aus der Gegenwart, ſo wird ſie doch große und geräumige Rathhäuſer erlangen. Unſer ganzes Leben geht in Papier auf, und Beamte, die einige Jahre lang in dieſem Papier ge-

arbeitet haben, werden so dumm, daß ihnen die ganze Welt wie Papier vor Augen liegt, und die Menschen wie Buchstaben, Pandektenstellen, oder Zahlen. Die Beziehungen, die das, was sie zu leisten haben, etwa noch zu dem Leben haben könnte, verschwinden in diesem Ocean des Mechanismus, wie die letzten Berggipfel des Landes, wenn man in die See sticht; und fragt man diese Menschen nach einigen Jahren: warum hat Gott die Welt geschaffen? sie werden meinen: für die Staatsdiener und Canzeleipedelle. Ja, wir sind in der That auf dem besten Wege dahin, daß das Regieren und Schmieren noch einmal als Hauptsache betrachtet wird. Es geschah nicht in Lübeck, aber es geschah doch in einem deutschen Bundesstaate, daß ein junger noch nicht salarirter Beamte einmal eine Reform vorschlug, die die Controle und somit auch die Behörde und deshalb auch die Kosten vereinfachen könnte, und siehe da: die Räthe und Assessoren meinten freilich nicht in, aber doch sogleich nach aufgehobener Sitzung, solche thörichte Vorschläge würden das ganze Collegium ruiniren. Was nun die Verwaltung in den freien Hansestädten angeht, so ist sie freilich die am wenigsten kostspielige, denn hier betrachten die Bürger dahin bezügliche Aemter noch als eine Ehren- und nicht als eine Geldsache; Finanzräthe mit einem Gehalt gibt es in Lübeck, Bremen und Hamburg nicht, und Finanzräthe mit Schulden noch weniger,

denn man würde der Meinung sein, wer seinen eigenen Finanzen nicht zu rathen verstehe, dem zieme es nicht, sich auch nur des Titels eines öffentlichen Finanzraths zu bedienen; aber wenn hier auch das Regiert- und Verwaltwerden nur als eine Last betrachtet wird, die man dem ehrlichen Bürger so viel, wie möglich erleichtern müsse, so ist es doch noch nicht dahin gekommen, daß man nicht noch einige Sinecuren für gute Freunde und Angehörige offen hält, und jene Zeit, die Börne anrieth, jene Zeit, wo man in den Polizeistuben Caffe servirt und Unterhaltungsblätter umherreicht an ehrliche Leute, die sich die Pässe visiren lassen müssen, ist auch in den Hansestädten noch nicht eingetreten. Ich will darüber nicht eifern, aber ich meine doch, eine freie Hansestadt sollte nie Gerichtsactuare mit Sporteln ins Blaue hinein haben, sondern nur Gerichtsactuare mit einem mäßigen bürgerlichen und vernunftgemäßen Gehalt. Diese Meinung gilt der Sache und nicht der Person; denn was die letztere betrifft, so sind die lübeckschen Gerichtsactuare von jeher ehrenwerthe Beamte gewesen, und ihretwegen hätte ich die obige Ausstellung gewiß nicht zu machen brauchen, denn wenn sie wissen, dieselbe trifft sie nicht, so wissen sie auch, sie wird ihnen nichts schaden, sintemal es doch Alles beim Alten bleiben wird.

Das Lübecker Rathhaus ist aus verschiedenen Zeiten

zuſammengeſetzt, aber der Rath drinnen kann nur einzeitig ſein, d. h. beſchränkt in Raum und Zeit: er iſt an das Weichbild der Stadt und die nächſte Gegenwart verwieſen. Wenn dieſe Beſchränkung nicht ſeine Schuld iſt, ſondern die der Geſchichte, ſo iſt es auch nicht meine Schuld, ſondern gleichfalls die der Geſchichte, daß ich das Lübecker Rathhaus wehmüthigen Blickes betrachten muß, wie eine gefallene Größe. Das ſchwarze gothiſche und erinnerungsreiche Hauptgebäude mit ſeinen vielen Thürmchen und ſeiner unregelmäßigen Kraft ſticht ſeltſam ab von den bürgerlichen und zweckmäßigen Anhängſeln der ſpätern Zeit, etwa wie die Hanſa von einem ſoliden Handelshaus, wie der alte katholiſche ſtaatskluge und gewaltige Bröms von einer neuſten bürgermeiſterlichen Magnificenz, wie ein Scepter von einer Canzeleifeder. In architektoniſcher Hinſicht iſt von dieſem Gebäude weniger zu erzählen; denn wenn es nach außen hin durch Straßen und Gebäude beſchränkt iſt, ſo iſt es im Innern weitläuftig und auf den Bedarf eingerichtet. Der Hanſaſaal verfiel kurz nach der Hanſa und die übrigen Säle und Zimmer mußten ſich der Bequemlichkeit und den Bedürfniſſen der Neuzeit accommodiren.

Der Lübecker Senat iſt Verwaltungs-, Vollziehungs- und Juſtizbehörde, eine Einrichtung, die zwar nicht complicirt und auf der anderen Seite bequem iſt, die

aber doch in einer freien Stadt nicht vorkommen sollte. Wie wäre es, wenn die Regierung durchaus als Ehrensache betrachtet, und die Justiz, unabhängig von ihr, besoldet würde. Der Senat würde dadurch um so mehr an Reputation gewinnen, denn es müßten alle gehässige Nebenbeziehungen wegfallen, und die Justiz würde selbst den Schein der Willkür verlieren. Jener besteht in Lübeck aus vier Bürgermeistern auf Lebenszeit, mit dem ehrwürdigen Titel Magnificenz, aus sechszehn gelehrten und kaufmännischen Senatoren — jene mit dem Prädicat: Hoch-, diese mit dem Prädicat Wohlweisheit, — aus zwei Syndicis, die nur ein votum consultativum haben und in Bausch und Bogen „Ihre Magnificenzen" angeredet werden, und einem Protonotar, der einem mühsamen Amte, aber doch einer Sinecure vorsteht, denn auch diese Stelle ist mit bedeutenden Sporteln ausgerüstet.

Dem Senate stehen zwölf bürgerliche Collegien zur Seite, die die Bürgerschaft repräsentiren, und zwar in der Weise, daß jedes Colleg eine Stimme hat und die Mehrheit derselben den Willen der Bürgerschaft verkündet. Bei gleichen Stimmen gibt der Senat den Ausschlag. Machen die Collegien Vorschläge welche der Senat verwirft, so können sie dieselben erneuern. Dieselbe Befugniß steht dem Senat hinsichts der Collegien zu. Jeder Bürger, der Handel, oder Gewerbe treibt,

muß ſich in eins dieſer Collegien aufnehmen laſſen. Die Leitung der Geſchäfte in den einzelnen Collegien liegen „Aelterleuten" ob, und der Mittelpunkt und die Tendenz derſelben erklärt ſich aus den Namen, die ſie führen, nämlich: „Schonen-," „Nowogorod-," „Berger-," „Stockholm-," „Rigaer-" Fahrer, „Kaufleute-Compagnie," „Gewandſchneider-Verein," „Brauerzunft," „Schiffer-Geſellſchaft," „Aemter-Verein," „Zirkel-Compagnie." Dieſes letztere Colleg beſteht nicht etwa aus Mathematikern und Geometern, ſondern aus den patriciſchen Geſchlechtern, und hat ſeine Bedeutung in neueſter Zeit bis auf das Wappen: einen goldenen Zirkel, verloren, gleichwie die Häuſer Limpurg und Frauenſtein zu Frankfurt a. M. Wenn nun zwar dieſe Collegien das Recht der Initiative haben und durch die Ueberſichtlichkeit, die ein jedes derſelben betreffs ſeiner Intereſſen und Verhältniſſe bekunden wird, eine Garantie feſter und verſtändiger Richtung bieten, ſo wird man doch kaum überſehen dürfen, daß die getheilten Intereſſen und ein gewiſſer Kaſtengeiſt, der eben durch die ſpeciellen Zwecke der Geſellſchaft veranlaßt wird, häufig vor das Wohl der Republik treten. Man iſt hier zu ſehr nach Haus und Hof und Privatrückſichten neben einander geſtellt, als daß man den eigentlichen bürgerlichen Höhepunkt ſtets vor Augen haben könnte.

Wenn ich bereits bemerkt habe, Administration und Justiz beruhen auf dem Senat, so muß ich hier noch ergänzen, daß dieser Zustand insofern eine Ausnahme erleidet, als die Procuratoren des Niedergerichts, dem Forum erster Instanz in allen die Stadt (nicht das Gebiet) betreffenden gerichtlichen Streitsachen eine Art richterlicher Behörde bilden, in deren Hände die Parthei die Sache zur „Urtheilsfindung" legen kann. Die Procuratoren entscheiden also eigentlich in den bedeutenderen Processen, und das Gericht erklärt dann in seinem Decrete, daß es nach vorhergegangener „Findung" des Urtheils also erkenne. Diese Einrichtung ist indeß weniger eine Reform, als ein gutes mittelalterliches Ueberbleibsel. Früher ließ nämlich der kaiserliche Voigt das Urtheil von den Bürgern finden, die in jener Zeit insgesammt wußten, was Rechtens. Da nun mit der Einführung des römischen Rechts das Volk in dieser Hinsicht dumm wurde, so übertrug man diese Prärogative den Procuratoren des Stadtgerichts, die nun freilich von der Regierung unabhängig sind, die aber dagegen auch alle gerichtlichen Verhandlungen ausschließlich leiten, denn nur durch diese sieben Herren können die Partheien hier vertreten werden, durch sie müssen alle von einem Anwalt, der nicht Procurator ist, in Rechtssachen verfaßte Schriften dem Niedergerichte übergeben werden. In den meisten Fällen — besonders in solchen,

wo nur ein mündliches Verfahren gestattet ist — erwachsen aus dieser Einrichtung um so größere Kosten, will man nicht einen Procurator zum bestimmten Proceß instruiren. Diese Procuratur ist gewissermaßen ein Mangel der Anwaltschaft beim Stadtgerichte.

Das Oberappellationsgericht der vier freien Städte Deutschlands hat seinen Sitz in Lübeck. Es besteht aus einem Präsidenten, sechs Räthen und einem Secretair. In juristischer und moralischer Hinsicht mag nicht leicht ein deutscher Gerichtshof besser besetzt sein, aber Heise, der diesem Rechtscollegium präsidirt, lebt in den Reminiscenzen hannöverischer Bureaukratie. Wenn in den freien Hanseſtädten irgend etwas geeignet ist, die starren Gewohnheiten und das einförmige Einerlei des Tages zu lockern, so möchte es nur der Advokatenstand sein, der hier allerdings eine andere Stellung einnimmt, als in der Monarchie, hier, wo er zum größten Theil die höchste Behörde ergänzt, frei, unabhängig ist, und überdieß, da er meistens auch aus wissenschaftlicher Bildung besteht und nicht bloß aus Handwerksjurisprudenz, die Wissenschaft beinahe allein repräsentiet. Aber Herr Heise und das Oberappellationsgericht bemühen sich in jeder Weise, diesen Stand herabzuziehen und den Ton gegen ihn einzuführen, der überall in Hannover bei Aemtern, Stadtgerichten und Justizcanzeleien, wo die Advocaten in der demüthigsten Stellung verharren, ver-

nemmen wird. Ich will damit nicht ſagen, daß die ſtrenge Controle, welche das O.-A.-Gericht über die Anwälte der freien Städte führt, nicht am Orte ſei; aber in der Form könnte man geſchliffener ſein, man läßt es zu ſehr merken, wie man nicht nur des Rechtes, ſondern auch der Subordination wegen mit Strafen und Tadel verfährt, und um den Advocaten auch den letzten Schein von Selbſtſtändigkeit und Autorität zu entziehen, verweigert man ſelbſt den Doctoren der Rechte in letzter Inſtanz das Prädicat Herr, trotz des Rubrums der früheren Inſtanzen, das dieſe Bezeichnung enthält, und trotz des Gewohnheitrechtes. Dieſer Umſtand mag Vielen ſehr gleichgültig, vielleicht ſogar wie eine Gleichheit vorkommen, aber er iſt nur ein Beweis von der Anmaßung der Bureaukratie, die den Beamten in jeder Hinſicht feſtſtellen will, die durch die Entziehung des „Herrn" den Doctoren zeigen will, wer hier Herr ſei. Genug, die kleinlichen Nergeleien des O.-A.-Gerichts in Lübeck ſind dem republicaniſchen Geiſte nicht angemeſſen, und wäre die Bürgerſchaft ſtolz und frei, ſo trüge man in allen freien Städten darauf an, allen Bürgern, wie in Frankreich, das Prädikat „Herr" einzuräumen. Die Hoheit iſt ja auch in ihren Händen, und der Senat würde ſich in der That bloßſtellen, wollte er den Herrn nur an das Amt geknüpft wiſſen, wie nach jenem alten Sprüchwort dies

allerdings mit dem Verſtand der Fall ſein ſoll. Wenn der „Herr" Rechtsſache und Conſtitutionsſache wäre, würde ſich die Gleichheit, die doch eigentlich die Grundlage der Freiheit iſt, feſter ſtellen. Denn nirgends gibt es ſo viele Standesvorurtheile, wie in den freien Hanſeſtädten, und die zwölf Collegien in Lübeck ſind eben ſo viele Unterſcheidungen von Anſehen und Einfluß.

Wenn die Lage der Stadt ohne Vorſtädte iſt und man ſofort aus den grünen Environs in die gothiſchen Thore tritt, ſo gibt dieſer Umſtand dem alterthümlichen Charakter Lübeck's eine moderne Faſſung, einen Rahmen, der lebendiger iſt, als der Inhalt, denn man wird zugeben müſſen, daß dieſe Stadt faſt wie ein verwittertes Denkmal alter Majeſtät ausſieht. Jetzt ſchlingt ſich eine junge Natur um dieſe greiſen Steinmaſſen, dieſe holprigen Straßen, wie Epheu und Moos um zerfallene Ruinen. Lübeck iſt die Schwelle Holſteins, hier beginnen die anmuthigſten Parthien Wagriens, dieſe noch immer ſtolzen Steinmaſſen ſind das gewaltige Thor, das zu jenem bunten Garten führt, der ſich längs der Oſtſeeküſte in mannigfachen Abwechſelungen unter Seen, Hügeln, Wieſen und Feldern hinzieht. Gehölze und Gärten, die Travre, Steckenitz und Wacknitz und ein jetzt zu duftigen Spaziergängen eingerichteter Wall ſind die nächſten Umgebungen, die ſich ſteigern in Mannig-

faltigkeit und Ueberfluß, je weiter man das Holſteinthor Lübeck's im Rücken hat.

In Betreff der Lage muß man alſo Lübeck den Vorzug vor vielen anderen Städten des Nordens einräumen. Hier, wo Haide und Moos und Sand und Tannen Weidenbäume die langweiligſte Phyſiognomie erzeugen, muß man ſchon zufrieden ſein, wenn ſich ein ſinniger Blick der Natur darbietet, wenn nur Stoff zu einer Idylle aus dem Boden wächſt: fettes Hornvieh, fette Milch, wohlbeleibige Menſchen; denn der Hunger mag ſich für jede Poeſie eignen, zur Idylle bedarf es der Behaglichkeit und jener Gemüthsruhe, die durch den Ueberfluß eben ſo ſehr erzeugt wird, wie durch Gottvertrauen. Aber wie in Betreff der Lage, ſo habe ich auch in Betreff der geſellſchaftlichen Verhältniſſe Lübeck bereits in meinen „Skizzen aus den Hanſeſtädten" bedeutende Conceſſionen gemacht. Indeß man ſchien es übel zu deuten, daß ich nicht auch die Tugend dieſer Stadt im Ganzen und Großen vertrat, daß ich der Meinung war, ſelbſt jene ſtrenge und despotiſche Moral der Altvorderen, die einſt auf den Ehebruch Todesſtrafe ſetzten, habe heitereren und zeitgemäßeren Lebensanſichten Platz gegeben. Wenn ich damit ſo wenig behaupten wollte, daß eine beſondere unmoraliſche Richtung ſich in dieſer Stadt manifeſtire, wie irgend wie, daß man hier nur freier und rückſichtsloſer in dieſer Hinſicht verfahre, als

in der tugendhafteſten Stadt Deutſchlands, ſo habe ich mich um ſo mehr wundern müſſen, daß man alle übrigen Conceſſionen und beſonders die eines gewiſſen großſtädtiſchen Airs und Mangels eigentlicher Kleinſtädterei durch Angriffe und reſpective Vertheidigungen gegen meine Skizzen gleichſam widerlegt hat. Im Bewußtſein dieſer Vorzüge würde man nämlich die Tugend der Stadt haben auf ſich beruhen laſſen, inſonderheit aber würde man nicht mehr Vorzüge angeſprochen haben, als man doch billigerweiſe anſprechen kann. Wie mich jener Lübecker auf der Baſtion Montebello verſicherte, ſind nur die Damen in Lübeck mit meinem Urtheil zufrieden geweſen, die Männer aber hätten behauptet, jener O.-A.-Gerichtsrath hätte den Engel „Gabriel" in der Schöpfung weit beſſer geſungen, als ich zugeſtanden, auch ſeien ſie nicht nur nebenher Muſikverehrer und Freunde der Literatur und eigentlich Kaufleute, ſondern im Geiſte und in der Wahrheit. Genug, man ſei der Meinung geweſen, wenn die Anmuth, die Converſation, die Poeſie und die Begeiſterung, ja ſelbſt blonde Haare und blaue Augen den Lübeckerinnen zugeſtanden werden müßten, ſo ſeien doch auch die Männer nicht nur thätig, ehrlich, ſpeculativ und zum Theil ſehr wohlhabend, ſondern auch — was ich im Allgemeinen geläugnet — „thatkräftige Geiſter, die die Augen des Volks zu richten verſtänden." Solches glaube

ich noch heute nicht, denn der Collaborator Overbeck — ein Mann, der das konnte — kriegte das hitzige Nervenfieber über Beſtrebungen ſolcher Art, die Mediſance kam über ihn; und wer iſt in die Fußſtapfen dieſes feinen, rüſtigen und im heiligſten Eifer erglühenden Geiſtes getreten? Zudem wird die Maſſe in Lübeck, wie überhaupt in dem plattdeutſchen Norden, nicht leicht geiſtig berührt. Hier ſind Reineke der Fuchs und Till Eulenſpiegel erſtanden, luſtige und naturkräftige Bücher, die aber das Volk im Leben nicht durchbilden konnten, ſondern nur Bedürfniß und Erzeugniß ſeiner Anſchauungsweiſe waren und blieben. Außer dieſen im Weſen wie in der Form plattdeutſchen Dichtungen findet man hier nirgends nationale Elemente der Literatur, ſondern vielmehr einen bedeutenden Indifferentismus der Maſſe gegen jede geiſtige Richtung, ſie ſei welcher Art ſie wolle. Der Abfall der hamburgiſchen Preſſe, Freiſchütz, Beobachter und Erzähler unterhält die niedere Claſſe, und die Gebildeteren ſchöpfen Urtheil aus den „Literariſchen und kritiſchen Blättern der Börſenhalle," während der „Hamburger Correſpondent" ſie mit Politik verſorgt. Nicht einmal eine eigene politiſche Zeitung beſitzt Lübeck, weil dadurch die Ruhe geſtört werden könnte und die Cenſur ſchwierig werden würde. Als Ludolf Wienbarg um die Conceſſion zu einer ſolchen nachſuchte, machte der Senat un-

gefähr dieſen Grund geltend. Neuerdings aber hat man „Lübeckiſche Blätter" geſtattet, von denen ich übrigens nichts weiß, aber überzeugt bin, daß ſie ſich aller Speculation enthalten werden.

Wenn ich nun alſo auch jetzt noch nicht die geiſtige Regſamkeit der freien Hanſeſtadt Lübeck rühmen mag, ſo will ich hier doch wiederholen, daß die geſellſchaftlichen Verhältniſſe angenehm ſind. Gaſtfreundlichkeit, Zuthulichkeit, Grazie des Umgangs und jene kosmopolitiſche Bildung, die den Kaufmann unwillkürlich anfliegt, verſcheuchen nicht nur den ſteifen Ton, ſondern dienen auch dazu, lebendigere Beziehungen — wenn auch nur in der Unterhaltung — zu wecken. Daß die Damen — die in Lübeck weit weniger Karten ſpielen, als anderswo — daran keinen geringen Antheil haben, wiederhole ich ebenfalls. Sie ſind leicht, beweglich, angeregt, ja enthuſiaſtiſch hinſichtlich Alles, was den Geſchmack betrifft; haben ihre Männer auch keinen esprit, ſo haben ſie doch sentiments. Außergewöhnliche Formen und Beziehungen des Umgangslebens darf man übrigens in Lübeck nicht vermuthen; man dinirt hier, wie anderswo, und Thees und Kartenſpiel ſind auch hier die Grundlage aller Soireen; aber wer begreift, was Grazie des Umgangs in den freien Hanſeſtädten ſagen will, wo man eigentlich nur die Grazie des Geldes kennt, der wird auch die angenehme Seite der hieſi-

gen Gesellschaft einsehen. Der Nepotismus, der allerdings in den übrigen Verhältnissen so gut, wie in Bremen und Hamburg vorkömmt, kann in das gesellschaftliche Leben kaum störend eingreifen, zumal da die Sippschaften hier allein die Civilisation repräsentiren und die Kinder, Enkel, Brüder, Schwestern und sonstige Verwandte und Verschwägerte eines hochedlen, hochweisen Senats sämmtlich conventionell und selbst wissenschaftlich gebildet sind. Finden nun auch je nach den verschiedenen Sippschaften gesellschaftliche Cliquen und Coterien statt, so merkt der Fremde solche Scheidungen am wenigsten, die nur dem Eingeweihten bekannt sind. Nur dieser weiß, weshalb Herr A. nicht in die Soiree des Herrn B. geht. Der Fremde genießt heute die Soiree von A. und morgen die von B., und wird sich in der einen so gut, wie in der andern unterhalten. Welche Stadt in Deutschland bietet höheren gesellschaftlichen Genuß, als den, daß man sich nicht ennuyirt. Positive Resultate sind hier nur ausnahmsweise anzutreffen. Und doch muß man zugeben, daß diese Soireen hinsichts der Musik, die von den Lübeckern mit Erfolg cultivirt wird, auch positive Resultate bieten.

Wenn der Adel in Lübeck keinerlei Vorzüge geltend machen kann, so werden die Juden gar nicht geduldet. Man hat ihnen das Dorf Moisling an der Steckenitz zum Wohnorte angewiesen, innerhalb der Ringmauern

wird nur ein Schutzjude gelitten, der übrigens, wie die anderen, auf den Trödel angewiesen ist, da er natürlich für keines der bürgerlichen Collegien befähigt ist. Was man nun auch über Judenemancipation urtheilen mag — und ich halte dafür, daß sie rücksichtslos und im weitesten Sinne stattfinden möge — so ist doch gewiß, daß die freien Städte mit ihrem engen Raum und ihren breiten mercantilischen Interessen am wenigsten diese Frage des Jahrhunderts entscheiden können. Hier, wo das Hauptmoment des Lebens der Handel ist, würde sich um so mehr eine unverhältnißmäßige Judenmasse häufen, als anderwärts die Entscheidung dieser Angelegenheit noch suspendirt bliebe. Wenn nicht im Ganzen und Großen die Humanität hiebei zu Rathe gezogen wird, so kann sie es im Einzelnen und Kleinen schwerlich; und somit können Bremen und Lübeck, die gar keine Juden zulassen, diese Maßregel vielleicht eher rechtfertigen, als Hamburg, das sie unter sehr beschränkten Bedingungen begünstigt, das ihnen alle Versuchungen des Handels freistellt, aber keine ehrenhafte, keine moralische und bürgerliche Position. Uebrigens muß hier bemerkt werden, daß die Judenemancipation im deutschen Norden weit weniger Vertheidiger findet, als im Süden. Auch diese Frage wird hier mit dem Verstande beantwortet, statt mit dem Herzen, oder gar mit dem augenblicklichen Unbehagen. Der Norddeutsche er-

hebt sich schwerlich zu einem Höhepunkt, der ihn die nächste Gegenwart übersehen läßt, zu einem Enthusiasmus, der einer Aufopferung fähig wäre, oder auch nur einer Selbstüberwindung. Man sagt hier, ich habe einen Depit gegen jeden Juden, und wenn man sich auch hütet, diesen Depit als die Ursache anzugeben, weshalb man gegen die Emancipation der Juden ist, so ist doch dieser Depit so groß, daß man diese Frage nie einer Discussion unterwirft.

Wollte man die freien Hansestädte nach ihrer Mundart charakterisiren, so könnte man in dem breiten markigen, aber unmelodischen Jargon der Hamburger, der so schwer ist, wie die Silberbarren der Bank, allerdings schon jene kräftige Rindfleisch-Natur wittern, die hier doch am Ende vorherrschend ist. Nur muß man zugeben, daß die Weiber leichter und gespitzter sprechen, als die Männer, und mehr mit den Lippen, als mit dem Gaumen. Bei ihnen mag es schon vorkommen, daß sie „Märk" sagen, statt „Mark", eine Eigenheit, die par excellence den Lübeckern zugesprochen werden muß, die überhaupt durch eine schärfere Betonung und eine weichere Grundlage Holstein und Mecklenburg vermitteln. Wenn Gutzkow bei einem hamburgischen Restaurant märkische Rüben auf der Speisekarte durch ℳsche*)

*) Das Zeichen für die Mark Geldes.

Rüben ausgedrückt sah, so bin ich der Meinung, daß derjenige, welcher die Speisekarte anfertigte, ein Lübecker war. Der Hamburger sagt breit und mit einem Faustschlage gleichsam: Mark. Um das Kleeblatt des Jargons zu vervollständigen, muß ich hinzufügen, daß der Bremer steif und lispelnd betont, „anständig", wie man in Bremen sagt, nicht „anschtändig." Und so correct, wie die Mundart des Bremers, so correct, ängstlich und abgemessen ist auch sein Charakter; was „Anstoß gibt" — und schon der „Anschtoß" gibt Anstoß — was „unanständig ist" — und schon der „Anschtand" ist unanständig — das wird hier Alles bis auf das Titelchen vom i vermieden. Gewiß, der Bremer ist so ceremoniös, wie seine Mundart. Daß die Hansestädter die letzte Sylbe unverhältnißmäßig betonen, und nie „Gärtner" sprechen, sondern „Gärtnär", haben sie mit den meisten Norddeutschen gemein. Diese schwerfallige Betonung scheint aus dem Blute zu kommen. Der Süddeutsche verschluckt viel, weil sein Gefühl und seine Lebenslust häufig mit Buchstaben und Sylben davonlaufen. Der Norddeutsche ist bestimmt und bedächtig, sein Herz sitzt selten auf seiner Zunge, sondern nur die Orthographie. Häufig thut er in dieser Hinsicht lieber zu viel, als zu wenig.

Was den Handel Lübeck's betrifft, so ist er sehr gesunken. Man kann das behaupten, auch wenn man

nicht von der Hansa anrechnet, sondern nur von dem verhängnißvollen Jahre 1806, wo Blücher durch einen hartnäckigen und weinberauschten Widerstand die neutrale Stadt einer dreitägigen Plünderung der Franzo'en aussetzte. Wenn die verspätete Befreiung von der französischen Occupation mit der verspäteten Emancipation des Handels, wovon Bremen in jner Zeit, auf Kosten Hamburgs und Lübecks, die ersten und ergiebigsten Resultate abschöpfte, verbunden war, so stellte sich, nachdem nun endlich eine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand stattgefunden hatte, die dänische Eifersucht den mercantilen Interessen Lübecks entgegen. Auf welche Weise Kiel in dieser Hinsicht ausgebildet wurde und noch wird, und zwar lediglich auf Kosten Lübecks, habe ich bereits bei Holstein auseinandergesetzt. Somit kann man jetzt wohl nicht mehr behaupten, der Norden im Allgemeinen ziehe seine Bedürfnisse über Lübeck, wenn auch Rußland in dieser Hinsicht dasselbe vorzugsweise berücksichtigt. Eben so wenig findet umgekehrt eine ungeschmälerte Einfuhr statt, obwohl im Jahre 1838 der Betrag derselben sich auf 42,800000 Mk. belaufen haben soll, worunter gewiß viele russische Baarsendungen. Commissions-, Speditions- und Frachthandel sind die Hauptbranchen des dortigen Verkehrs, und die Rhederei wird die von Altona nicht übersteigen. — Neuerdings hat man die Communication mit

Hamburg mehr auf die Steckenitz verlegt, denn die Hamburger-Lübecker Straße wird täglich trauriger, und jener Umweg von der Steckenitz mittelst der Dolwenau in die Elbe soll nicht mehr Zeit und Kosten erfordern, als der Landweg durch dänisches Gebiet. — Die Dampfschifffahrt zwischen Lübeck, Petersburg, Stockholm und Copenhagen ist ein erprießliches Surrogat für den daniederliegenden Handel, aber doch kein inneres Moment des Verkehrs, sondern nur ein äußeres, das durch speciele Rücksichten des russischen Kaisers, der die Vermittelung mit Deutschland über die freie und schmiegsame Hansestadt einer anderen vorzieht, veranlaßt wird. Was würde Lübeck ohne Petersburg und insonderheit ohne Nicolaus I sein? Alle Anknüpfungen in dieser Hinsicht werden doch nur als temporäre betrachtet werden müssen und von Gunst und Gnade, oder von politischen Rücksichten abhängen. Kurz, so lange die mehrerwähnte Straße nicht fahrbar wird für jene Bestrebungen der freien Hansestadt, sich in der Reihe europäischer Handelsstaaten zu erhalten, wird aller Commerz Lübecks nur als ein precärer und künstlicher angesehen werden dürfen.

Travemünde, ein zwei Meilen von Lübeck entlegener Flecken und Seehafen, ist durch sein Bad, die Dorsche und jene Dampfböte, die mit Ausnahme des Copenhagener, das dicht an der Stadt landet, hier an- und abfahren, in neuerer Zeit bekannter geworden, als

die Hanſeſtadt ſelbſt, die von den Fremden gern in aller Eile durchzogen wird, damit man je eher je lieber in Hamburg ausruhe, oder umgekehrt in Travemünde. Lübeck, das alterſchöne, aber nur alterſchöne Lübeck, das, wenn man es von Marly aus betrachtet, noch in ſeiner ganzen ehrwürdigen Majeſtät erprangt, die einſt von 200,000 Einwohnern belebt wurde, wird als eine Zwiſchenſtation behandelt, die häufig nicht einmal den Gaſthöfen zu Gute kömmt. Wie viele, die hier früh Morgens mit den Dampfböten eintreffen, diniren Mittags zu Schönberg, wo die rechte Mitte der Lübecker-Hamburger Straße iſt, um Abends in Hamburg ſich von den Beſchwerden der See- und Landreiſe zu erholen.

Wenn man in Travemünde ſich einen Begriff von der Allmacht des Meeres holen will, ſo wird er doch nur mangelhaft bleiben, denn die meklenburgſche und holſteinſche Küſte treten hier ſtets der Unendlichkeit entgegen, und ſelbſt auf der Rhede wird man noch an den Binnenwaſſer-Charakter der Oſtſee erinnert werden. Aber als Bad iſt Travemünde einladend und comfortable und vor allen Dingen ohne ariſtokratiſche Elemente. Würde man nicht immer en famille ſein und Zuſpruch erhalten aus dem ferneren Deutſchland, als Hamburg, ſo möchte ſich auch wohl eher ein kosmopolitiſcher Ton, der für ein Bad von großem Werthe iſt,

herbeiführen lassen. So, wie die Sachen nun stehen, trifft man hier freilich nur Lübeck auf dem Lande, aber es läßt sich nicht läugnen, daß dieses Lübeck gastfrei, gesellschaftlich, mit einem Worte zuthulich ist für den — Fremden. Einheimische dagegen wollen auch hier Ständescheidungen, Castengeist und nepotische Elemente gewahren, die eigentlich das sind, was man in den freien Hansestädten unter „Familie" versteht, und die in Kotzebues „Kleinstädtern" nur carrikirt erscheinen.

Drei und zwanzigstes Capitel.

Bremen. — Charakter der Stadt und der Masse. — Die Bremer im Einzelnen. — Aeußeres der Stadt und Umgebungen. — Handel. — Verfassung. — Der Senat. — Justiz. — Die Aeltermänner. — Gesellschaftliche und geistige Verhältnisse. — Adel und Juden in Bremen. — Aeußere Veränderungen der Stadt. — Umfang der Stadt und des Gebiets. — Einwohnerzahl. — Kirchliche Verhältnisse. — Vegesack. — Bremerhafen.

Bremen ist eine gescheuerte Stadt, sagte ich schon irgendwo, und ich muß noch heute dieses Prädicat beibehalten. Die Herzen sind gescheuert mit der Lehre von Johann Calvin, den Michel Servet bei lebendigem Leibe verbrennen ließ, weil er das Geheimniß der Dreieinigkeit angegriffen hatte, und die Häuser mit Wasser und Gries. Man verstehe mich recht, ich behaupte nicht, daß die Bremer auch jemanden verbrennen würden, der nicht an die Dreieinigkeit glaubte; sie selbst glauben zum großen Theil an Kaffe, Zucker, Taback, Wein, Häringe, Thran und dergleichen Dinge, aber jene zweite Reformation, die von Holland über sie kam, hat der Stadt einen Grundton verliehen, der bis auf den heutigen Tag noch derselbe ist: die Verwerfung der äußeren Gebräu-

che, die Calvin der Kirche lehrte, verloren sich von dort in das Leben, starr und gebildet, wie die reformirte Lehre, gestaltete sich dasselbe, aber nicht nur starr und gebildet, sondern auch unnachgiebig, wie jene. Die sinnliche Vermittelung, die das Lutherthum doch noch für nöthig erachtete, weil Gott selbst eine sinnliche Welt schaffen mußte, diese sinnliche Vermittelung, verfiel in der reformirten Kirche vor dem Unsichtbaren. Und dieses Unsichtbare wurde auch der rothe Faden bremischen Lebens. Keine Volksfeste, kein Vogelschießen, keine Form eines öffentlichen Treibens, wie sie doch sonst auch noch im Norden vorkömmt, machen sich hier bemerkbar. Man fragt sich: ist das „anständig?" Und anständig ist Nichts, was sich nicht in der lautlosen, schweigsamen Weise, die überall den Bremer auszeichnet, entwickelt. Man könnte mir einwenden, die Bremer hätten doch das fünf und zwanzigjährige Jubelfest der Befreiung von Frankreich rauschend und selbst tumultuarisch begangen. Aber politische vom Staat bereitete Feste blühen nicht aus der inneren Natur des Volks empor. Die innere Natur der Bremer ist am besten zu erschauen am Sonntag. Die Häuser sind glänzend von Streusand, die Spiegelscheiben funkeln in der Sonne, die Menschen gehen in langen Zügen in die Kirche, kopfgebückt und durchgeistigt, aber bei Leibe nicht scheinheilig, sondern fromm und im Glauben.

Und wenn ihr durch die langen reinlichen Straßen wandelt und noch so emsig spähet, ob ihr nicht hinter den blendenden Spiegelfenstern einen neugierigen Kopf erblickt und ein neugierigeres Auge, ihr werdet nur gewahren, daß es nicht für „anständig" gilt in Bremen, durch die Fenster zu schauen. Das ist Bremen. Und haltet ihr mir die gewaltige Speisekarte entgegen, die am fünf und zwanzigjährigen Jubelfeste zu Ehren Deutschlands und seiner Befreiung mit Stumpf und Stiel verzehrt wurde, die weltumfassende Speisekarte mit „Mockturtle-Suppe, Krebssuppe, rohen Austern, kleinen Pasteten, Frischlings-Zimmern mit Trüffel-Sauce, gebratenen Kartoffeln, Pailes, Teltower-Rüben, Sauerkohl, jungen Erbsen, Spinat, Lammscarbonade, Hamburger Rindfleisch, geräuchertem Lachs, gespicktem Midder, Filet de boeuf, frischem Dorsch mit Holsteiner Sauce und Butter nebst Kartoffeln, warmer Reppühner-Pastete, Mark-Pudding mit Champagner Sauce, Rehrücken-Braten, Capaunen-Braten, Gänseleber-Pastete, Gelée und Blancmanger, Compot, Sellerie-Salat und Dessert complet", und die Weinkarte mit — „24 verschiedenen Sorten Weinen", so sage ich, das ist Bremen nicht, das sind nur die gewaltigen Straußenmägen, die 3½ Thaler zahlen konnten*). Ja, diese Spei-

*) Um diesen Preis durfte hier ein Jeder den Anderen „Camerad" heißen und mit ihm wetteifern in der Tapferkeit von

sekarte beweiſt meine Behauptung eines mangelnden öffentlichen Ausdrucks ganz und gar. Wie hätte man ſonſt die armen Vaterlandsvertheidiger von ihr ausſchließen mögen. Auch wo man ißt und trinkt — und man ißt und trinkt in Bremen ſehr gut — ißt und trinkt man unſichtbar. Heimlich und von Amtswegen dinirt man zu 3½ Thalern Gold, öffentlich und von Volkswegen dinirte man nicht einmal am fünf und zwanzigjährigen Jubelfeſte deutſcher Befreiung.

Ich denke, ich habe den Grundcharakter der Stadt Bremen deutlich beſchrieben, und bitte nur, zu bemerken, daß ich nicht der Meinung bin, die Bremer ſollen in solidum für etwas haften, was ſich nicht ändern läßt, was nicht einmal ihre Schuld iſt, ſondern die der Verhältniſſe. Zudem hat dieſer Grundcharakter nicht allein ſeine Schattenſeiten, ſondern auch ſeine häufig dieſe überwiegenden Vorzüge. Ich will hier die religiöſe Richtung, die leider viele zweckloſe Auswüchſe getrieben hat, ganz außer Acht laſſen, aber die ſolide und rechtliche Weiſe, die Thätigkeit, Ordnungsliebe, der Fleiß, ſelbſt der rege Patriotismus, die überall die Maſſe auszeichnen, ſind doch ſchön und laſſen manche Kleinbürgerlichkeiten und manche Tölpeleien überſehen,

1839, in der Tapferkeit der Schildkrötenſuppen und Markpuddinge, die den Bremern von jeher mehr Leben gekoſtet hat, als der ganze Befreiungskrieg.

die noch dazu eben so sehr in dem groben Materialismus des Handels fußen, wie in dem Charakter der Stadt. Wohlthätigkeit z. B. ist eine Tugend, die nirgendwo mehr und unzweideutiger angetroffen wird, als in Bremen. Doch bitte ich nicht etwa unter dieser Wohlthätigkeit jene Gaben zu verstehen, die Herr A. oder B. anstandshalber und mit jener Anmaßung gibt, daß der pauvre honteux von jedem Schritt und Tritt seines Treibens Rechenschaft geben muß. Nein, die Stände sind auch mit ihrer Wohlthätigkeit unerträglich, aber die Masse hat in dieser Hinsicht allen Anspruch auf Auszeichnung.

Weber nennt den Bremer den deutschen Holländer; aber man könnte ihn eben so gut einen holländischen Deutschen heißen. Was hält diese Leute noch an das alte Romanum imperium, wenn nicht äußere Beziehungen; im Inneren, in Sitte und Lebensweise haben sie allerdings nicht nur holländische Einfachheit und holländischen Gewerbfleiß angenommen, sondern auch mit den langen weißen Thonpfeifen aus Breda holländisches Phlegma eingesogen, und mit den weißen gezipfelten Nachtmützen holländische Behaglichkeit über den Kopf gezogen. Ich sage absichtlich, über den Kopf, seitdem Herr Watermeyer behauptet hat, Bremen sei gegen die Oligarchie am besten dadurch gesichert, daß der Bürger die Steuern bewilligen müsse. Eine Oligarchie im

politiſchen Sinne des Worts iſt allerdings in Bremen unmöglich, aber jene hungrige, armſelige Oligarchie, die alle Beamtenſtellen und Sinecuren des Staats hübſch der Familie vindicirt, jene Oligarchie, die den Geiſt tödtet, während ſie das Fleiſch und den Handel bei Kräften läßt, die die Geldſäcke nicht genirt, aber den republikaniſchen Stolz, die den alten Roland*) nicht über den Haufen wirft, aber die „libertas“ im heiligen römiſchen Sinne, jene Oligarchie wird durch das Steuerbewilligungsrecht nicht beeinträchtigt. Kein Menſch bekümmert ſich um ſie, der Steuern zu bewilligen hat, und um die, welche keine Steuern zu bewilligen haben, bekümmert ſich jene Oligarchie nicht.

Wenn aber der Bremer in jener Hinſicht ein deutſcher Holländer iſt, ſo iſt er in ſeinem Comfort ein deutſcher Engländer, und der gemeine Mann ſogar durch ſeine derbe Fauſt John Bull, aber nicht durch ſeinen Charakter — denn John Bull beſitzt politiſche Elemente, und der gemeine Bremer beſchäftigt ſich mit Politik ganz und gar nicht. Amerikaner kann der Bremer, trotz alles Verkehrs mit den vereinigten Staaten, nicht wohl werden. Dazu iſt er gerade noch deutſch genug und unterthänig. Seine Freiheit iſt nur der lange Roland, der ſchwere, ſteinerne mit der alten

*) Man hält dieſe Säule für das Palladium der Freiheit.

Perrücke. Er vermittelt die Auswanderung derer, die die Freiheit in Amerika ſuchen, er ſelbſt bleibt in Bremen, denn: „Oſt, Süd, Nord, Weſt, Bremen beſt". O gewiß! dieſe Anhänglichkeit iſt rührend, aber Deutſcher iſt der Bremer wegen aller überſeeiſchen Einflüſſe und deshalb, weil „Bremen beſt" iſt, nur aus der Ferne. Das bewies auch der „Patriot" von Dr. Voget, der im Jahre 1838 ſeinen Patriotismus mit dem Befreiungskrieg von 1813 begann, obwohl doch erſt im Jahre 1815 ein Bremer für die Freiheit Deutſchlands fiel. Die anderen Freiwilligen, die nicht mit die oben erwähnte Speiſekarte verzehren halfen, ſtarben nämlich alle im Bette.

Bremen iſt in ſeinem Aeußeren die rechte Mitte zwiſchen Hamburg und Lübeck. Es iſt nicht ſo lärmend, wie jenes, und nicht ſo ſtill, wie dieſes. Es iſt alterthümlicher und reichsſtädtiſcher als Hamburg und moderner, aber nicht großſtädtiſcher, als Lübeck, das noch immer weitläuftig lebt, wie ein enthronter König, wie z. B. der ſeelige Charles X, der immer „Sire" angeredet wurde. Im Handel concurrirt es, ſelbſt über das Verhältniß der Einwohnerzahl hinaus, mit Hamburg. Seine Lage iſt — betrübt will ich nicht ſagen, denn Bremen iſt der Schlüſſel zur Weſer — aber trocken und ſandig und nur in den Marſchen am linken Weſerufer und am rechten in den der Ueberſchwemmung ausgeſetz-

ten Gebietstheilen ist die Natur ergiebig. Hier findet man fette Weiden und Hornvieh, das dem Holsteinschen nicht nachsteht und die Bremer auch ohne den genitivus possessionis rechtfertigt, wenn sie die große Viehweide, die die Gräfin Emma von Leesum an die Stadt schenkte, Bürger-Viehweide heißen. Mannigfaltigkeit und pittoresken Ton dagegen wird man in den Umgebungen ganz und gar vermissen; höchstens verklären sich dieselben in St. Magnus, Leesum und Vegesack zu einem leichten Lächeln, das aber nur eine weinerliche Miene verdeckt und nicht Anmuth ist, sondern ein süßsaueres Etwas, das mir immer so vorkam, als habe die Natur Bauchgrimmen. Kleine Flüsse, Bäche, Gehölze und Hügel liegen hier auf einem dürftigen und unwegsamen Boden reizend — wie die Bremer sagen — durcheinander.

Aber ist Bremens physische Lage sehr gleichgültig, so interessirt doch seine moralische, seine commerzielle. „Repräsentirt es auch Deutschland nicht gegen die Seemächte", so repräsentirt es Deutschland doch gegen die Seestaaten. Bremen ist selbst ein kleiner Seestaat und nach Hamburg die zweite Seestadt Deutschlands, wenn auch nicht die kurzweiligste und unterhaltendste nach Hamburg, dieweil auch das Unsichtbare in dem Handel nicht sowohl als in dem daraus fließenden Reichthum vorherrscht. Man spürt den Ueberfluß und die

Wohlhabenheit nur in der Statiſtik Bremens, nicht im Leben; denn Alles lebt zu Hauſe und in der Familie. Ich ſagte, Bremen intereſſire durch ſeine commerzielle Lage, durch ſeine mercantilen Zuſtände, und gewiß dieſe Stadt iſt ſo glücklich und wohlbehaglich, ſo friſch und geſund, wie jener fette Pächter, der den Paſtor fragte: wozu leſen und ſchreiben, wenn man zu eſſen und zu trinken hat?" Damit ſoll nicht geſagt ſein, auch die Bremer lebten im Urſtande der Rohheit; nein, hier iſt Bildung, aber mich fragten einmal ein paar Bremer Kaufleute: „wozu eine Verfaſſung, wir ſind glücklich?" und das hieß nichts anderes, als wir ſind ohne Verfaſſung reich und fett geworden. Die Bildung in ihren practiſchen Beziehungen, die man eben dem Republicaner zutrauen ſollte, die Civiliſation fehlt auch noch den Bremern. Die Maſſe intereſſirt ſich nicht für eine Conſtitution, weil man zu leben hat, und an die Zukunft denkt man nicht. Aber die Gegenwart iſt blühend. Hundert fünf und funfzig eigene Schiffe von 60 — 350 Laſt vermitteln den Handel Bremens mit allen Häfen der bekannten Welt. Dieſe Stadt ſandte zuerſt unter allen Staaten vor einigen Jahren Schiffe auf den Wallfiſchfang nach der Südſee. Der Handel mit Colonialwaaren, franzöſiſchen und ſpaniſchen Weinen — und auch die Zubereitung der letzteren, die in Bremen ſo gut, wie in Lübeck vorkömmt — gewinnt mit

jedem Jahre an Bedeutung. Tabak und Cigarren haben sogar Bremen einen europäischen Ruf verschafft; und wenn schon Rabener zur Empfehlung eines Candidaten, der als Hauslehrer fungiren wollte, bemerkte: „raucht nur Bremer", was würde er erst jetzt sagen, wo die Bremer Cigarren mit denen von Havanah concurriren, und man nur der Etiquette bedarf: „Soli Deo Gloria: Fabrica de Cigarros Puros-Superiores Habana a la calle de Iesus Maria Intra muros Numero 57", um alle Welt, die nicht in Havanah war, zu überzeugen, hier sei nicht nur von einem Havanahblatt, sondern auch von einem Havanahfabricat die Rede. Man hat es sogar mit der Weise des Cigarrenrauches bis zu havanesischer Vollkommenheit gebracht. Alles, von der infima plebs an bis zu der Elite der Gesellschaft raucht Cigarren und zwar ganz in der verschwenderischen Manier, daß man nur die Hälfte benutzt. Philipp Heineken aber behauptet in seinem topographischen, medicinischen und naturhistorischen Bremen*) sogar, ihm seien Individuen bekannt, die täglich dreißig und mehrere Cigarren rauchen. Leider ist diese Weise auch mit zu den Ursachen des bremischen Indifferentismus zu zählen, denn wenn ich auch mit Lichtenberg nicht behaupten will, geniale Leute

*) Eine sehr lesenswerthe Schrift.

rauchten nie — ich kenne, außer mir, viele, die eben so leidenschaftliche Raucher, wie Genies sind — so weiß ich doch aus Erfahrung, daß das dolce far niente mit der Pfeife im Munde auch beweglichen Geistern tagelang erträglich wird. Und Herr Heineken behauptet, die Consumtion des Tabacks in Bremen belaufe sich leicht auf einige Millionen Pfund jährlich; es läßt sich also ziemlich genau berechnen, daß die Bremer alle Zeit, die sie von ihren Geschäften übrig haben, auf Cigarren und Dampf verwenden. Somit konnte es kommen, daß man in 25 Jahren noch nicht mit der neuen Verfassung zu Stande kam, daß selbst der wunderbare und überschwengliche Enthusiasmus des Senats, der sich in einem Erlaß vom 6. Novbr. 1813 gegen die Bürgerschaft dahin aussprach: „Nein, unsere Enkel sollen nicht erröthen dürfen über ihre Väter; wir wollen zeigen, daß wir es werth waren, freigeboren und der Freiheit wiedergegeben zu sein! zu thun, was an uns ist, die deutsche Freiheit sichern zu helfen, sei unsere erste Sorge; und nach beendigter Befreiung die zweite, durch eine sorgfältige Reinigung unserer Verfassung von ihren früheren Mängeln den Völkern Europas zu zeigen, daß Bremen würdig sei, als selbstständiger Staat ein Glied des deutschen Völkerbundes zu heißen" — daß selbst dieser Enthusiasmus das Schicksal der „funfzig Millionen Pfund

Tabak" hatte, die die „ehrliebende" Bürgerschaft seit 1815 in die Luft wirbelte; denn wie schwer auch der Enthusiasmus des Senats war — und er war gewiß so schwer, wie der Druck, der seit der „bonne ville de Brême" auf einem „Hochedlen und Hochweisen Rath" haftete und aus dem man jetzt zum erstenmale frei aufathmete, — so war der Indifferentismus der „ehrliebenden" Bürgerschaft doch noch schwerer. Der Tabak, der Bremen reich und glücklich machte, hat es durchaus nicht klüger und regsamer gemacht; denn die Regsamkeit der Tabaksfabriken ist nicht die Regsamkeit des Vaterlandes, und der Egoismus der Kaufleute ist nicht der Patriotismus des Bürgers. Gott hat auch für Bremen durch Lage, Zufälligkeiten und günstige Conjuncturen besser gesorgt, als der Gemeinsinn, wie ich solches später bei der bremischen Verfassung ausführlicher beweisen werde. Da ich jetzt vom Handel rede, so bemerke ich nur, daß nicht nur der Thran in der jüngsten Zeit eine neue Erwerbsquelle wurde, sondern auch, und in noch größerem Maaße, die Auswanderungslust nach Amerika. Im Jahre 1837 wurden 14,000 Menschen, die von Deutschland keine Zukunft hoffen mochten, aus bremischen Häfen in die neue Welt übergeschifft; im Jahre 1839 belief sich die Zahl derselben auf 9000. In Betreff dieses Speditionshandels, der keineswegs so traurige Resultate gewährt, wie

man nach dem erſten Anſchein glauben möchte — denn wo die alte Heimath für die Arbeitsluſtigen ſelbſt hoffnungslos iſt, muß es doch beruhigen, daß die neue Heimath wenigſtens noch zu Hoffnungen berechtigt — in Betreff dieſes Speditionshandels verdient das Haus Wätzen und Compagnie und die Agentur des früheren amerikaniſchen Conſuls Wichelhauſen alle Anerkennung. Jenes vermittelt die Auswanderer mit Amerika auf eigenen Schiffen, dieſer miethet fremde zu demſelben Behuf. Beide aber bemühen ſich, durch umſichtige Ausſtattung der Fahrzeuge und ſorgfältige Nachweiſungen hinſichts der vereinigten Staaten den unerfahrenen Auswanderern die Ueberfahrt und den erſten Eintritt in den fremden Welttheil, ſo viel nur thunlich, zu erleichtern. Außer den Genannten verfahren die übrigen Handlungshäuſer, die ſich mit dieſem mercantilen Verkehr, der dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten war, beſchäftigen, in derſelben humanen Weiſe; und der deutſche Süden wird alſo wohlthun, Bremen nach wie vor vorzugsweiſe als Auswanderungshafen zu benutzen. Abgeſehen davon, daß dieſe Stadt auch in dieſem Handelszweige den Ruf der Solidität und rechtlicher Geſinnung wahrt, wird man auch zugeben müſſen, daß ſie dem eigentlichen Süden ſtets einige Meilen näher liegt, als Hamburg. Zu dem Allen kömmt noch, daß der Aufenthalt der Auswanderer in Hamburg, der wochenlang dauern kann,

jedenfalls kostspieliger und unbequemer ist, als der in Bremen, wo das Marktgewühl des Tages nicht die Theilnahme der Einzelnen übertönt, wo man, wenn auch nicht große Zeit, doch Raum hat, um denen, die nach der neuen Heimath steuern, den Abschied von der alten weniger beschwerlich zu machen. In Hamburg werden die Auswanderer mehr als Waare betrachtet, in Bremen vergißt man nicht, daß sie Menschen sind, weil hier auch der einzelne Fremde nicht in der Masse untergeht.

Wenn der Verkehr Bremens mit den vereinigten Staaten von Nord-Amerika durchaus nicht als der Mittelpunkt, oder Zenith bremischer Handelsinteressen betrachtet werden darf, so mag doch nachstehende Uebersicht des Jahres 1838 über die Schifffahrt zwischen Bremen und den vereinigten Staaten von Nordamerika hier um so mehr aufgestellt werden, weil gerade ein analoges Verhältniß rücksichtlich der übrigen Schifffahrt stattfindet. Es wird auch zugleich darthun, daß die erwähnten Auswanderungen meistens nach nordamerikanischen Häfen gerichtet waren.

Nach Baltimore fuhren	46	Schiffe mit	5276 Passagiren
" Newyork "	26	" "	1340 "
" Neworleans "	17	" "	2022 "
Latus	89	Schiffe mit	8638 Passagiren

Transport		89	Schiffe	mit	8638	Passagiren
Nach Philadelphia	fuhr.	6	"	"	189	"
" Charlestown	S/c	3	"	"	30	"
" Boston	"	3	"	"		"
" Richmond	"	1	"	"	77	"
Im Ganzen		102	Schiffe	mit	8934	Passagiren.

Unter diesen Schiffen waren Bremer: 82, Amerikaner 17, Hamburger 1, Hannoveraner 1, Oldenburger 1.

Abgesehen von den mit diesen Schiffen beförderten Passagiren wurden noch 268 Personen nach Brasilien und 110 Personen nach Jamaika eingeschifft. In Ganzen also wurden aus dem bremischen Hafen 9312 Passagire befördert.

Aus den vereinigten Staaten kamen mit Lading für Bremen bestimmt auf der Weser an:

Von Baltimore	30	Schiffe
" New-Bedford	11	"
" Boston	1	"
" Newyork	21	"
" Philadelphia	8	"
" Richmond V^a	3	"
" Petersburg V^a	1	"
" Charlestown S/c	3	"
Latus	78	Schiffe

Transport	78	Schiffe
Von Mobile	1	»
» Neworleans	8	»

Im Ganzen 87 Schiffe, unter welchen 65 Bremer, 20 Amerikaner und 2 Schweden.

Abgesehen von der Einfuhr aus den Häfen der vereinigten Staaten liefen in bremischen Häfen im Jahre 1838 1678 Schiffe ein, und zwar aus Oldenburg 682, aus Hannover 827, aus Hamburg 97, aus Holstein und Dänemark 25, aus Lübeck 15, aus Mecklenburg 11, aus Preußen 38, aus Frankreich 39, aus Italien 1, aus den ionischen Inseln 1, aus Oesterreich 2, aus der Türkei 2, aus der Nordsee 3, aus Grönland 1, aus Schweden 18, aus Norwegen 17, aus Holland 98, aus Rußland 42, aus Belgien 22, aus Großbritannien 92, aus Irland 1, aus Schottland 30, aus Spanien 4, aus dem brittischen Nordamerika 2, aus dem brittischen Guyana 1, aus Brasilien 7, aus Buenos Ayres 1, aus den canarischen Inseln 7, aus Alabama 1, aus Meriko 3, aus Cuba 40, aus Hayty 13, aus Portorico 7, aus St. Thomas 7, aus Venezuela 8, aus Ostindien 3, aus der Südsee 1, (mit 858 Gebinden Thran, 8 Gebinden Spermacóti und 375 Bund Wallfischbarden.)

Vergleicht man diese Uebersicht eingelaufener Schif-

fe, die mit Einſchluß der 87 Schiffe aus nordamerikaniſchen Häfen eine Totalſumme von 1765 Schiffen nachweiſt, mit der aus dem Jahre 1827, die nur 900 eingelaufene Schiffe erwies, ſo wird man aus der binnen zehn Jahren verdoppelten Einfuhr allerdings die Ausdehnung des bremiſchen Handels ſehr beſtimmt folgern können.

Von der oberen Weſer wurden außerdem in 1246 Fahrzeugen, in „Hinterhängen", „Bullen", „Böcken" und „Flöſſen" Waaren und Güter eingeführt, ein Beweis, daß Bremen auch hinſichts des Oberlands ſeinen alten Platz der Vermittelung und des Abſatzes erfüllt und eine ergiebige Quelle für Hannover, Kurheſſen und die preußiſchen Weſertheile iſt.

Die Verſicherungen der acht bremiſchen Aſſecuranz-Compagnieen und einiger Privataſſecuranzen beliefen ſich im Jahre 1838 auf 16,072,856 Thaler Gold.

In den bremiſchen Ein- und Ausfuhrliſten findet man — ein Beweis der ungeheuren Mannigfaltigkeit des bremiſchen Handels — faſt alle Handelsartikel verzeichnet, die nur in einem kaufmänniſchen Lexikon angeführt werden, z. B. Alcali, Anies, Antimonium, Amidam, Arſenik, Auſtern, Aſphalt, Bernſtein, Baumwolle, Bier, Branntwein, Blech, Blei, Bücher, Borax, Butter, Caffee, Cacao, Cement, Diſteln, Eiſen, Elephantenzähne, Farben, Federn, Felle, Feuerſteine,

Flachs, Getraide, Gewürze, Glas, Gold, (1 Barren,) Hanf, Heede, Harz, Honig, Hopfen, Hörner, Holz, Indigo, Jalappe, Käse, Knochen, Leim, Lichte, Marmor, Matten, Mauersteine, Manna, Mineralwasser, Messing, Moos (isländisches), Oele, Papier, Pottasche, Reis, Rum, Sago, Salpeter, Seegras, Speck, Steinkohlen, Tabak, Thran, Thee, Theer, Twist, Wachs, Wein, Wolle, Zink, Zinn, Zucker u. s. w.

Vorstehende nur summarischen Details des bremischen Handels mögen den glücklichen und blühenden Freistaat darthun, dessen Existenz und Zukunft allerdings nicht unmittelbar von einem vernünftigen Staatsorganismus abhängen, dessen materielle Interessen nicht durchaus durch die Vernachlässigung der republikanischen gefährdet werden. Hat man auch keine geregelte Verfassung, hat man selbst gar keine Verfassung, sondern nur Gewohnheiten, die aber nicht, wie in England, sich an eine freie Presse und an einen freieren Volksgeist lehnen, vielmehr — wie mehr erwähnt — an große Gleichgültigkeit der Kaufleute, der Zünfte, mit einem Worte des Egoismus und der Einzelninteressen, so wird man doch einsehen, daß eine besondere Einrichtung, ne respublica quid detrimenti capiat schon deshalb nicht unumgänglich nothwendig ist, weil der Handel und die Existenz der Einzelnen, wie des Ganzen nicht wohl ohne diese Republik bestehen kann. Ein Patricier-

regiment im mittelalterlichen Sinne kann in Bremen jetzt nicht mehr heimisch werden, eine Aristokratie von politischer Bedeutung kann hier nicht eintreten. Aber Gott und die Verhältnisse, die Bremen sichern, könnten nichtsdestoweniger von der „ehrliebenden" Bürgerschaft etwas unterstützt werden, man könnte den Staat schon noch besser und sicherer einrichten und die Gewißheit an die Stelle des Zufalls setzen, mit einem Worte, man könnte auch Bremen dem Jahrhunderte näher bringen. Ich sage, man könnte, ich hätte sagen sollen, man müßte. Ist es rathsam, notorische Mängel bestehen zu lassen, wenn sie durch die Umstände verhindert werden, dem Gemeinwesen im Ganzen und Großen Nachtheil zu bereiten? Wie mangelhaft aber die bremische Staatseinrichtung beschaffen ist, erhellt am besten aus jenem oben mitgetheilten Erlaß des Senats. Nichtsdestoweniger blieb man beim Alten, weil man im eigentlichen Sinne des Worts keine Zeit übrig hatte zu einer Verfassung. In demselben Verhältniß, wie der Handel sich verdoppelte, verminderte sich der Gemeingeist. Und führte man mir noch mehr Straßen- und Beleuchtungsverbesserungen seit dem Jahre 1815 an, als man mir anführen kann, ich werde doch nicht an den Gemeinsinn der Bürger glauben, so lange noch eine Verfassung besteht, von welcher selbst der Senat, den sie doch am wenigsten genirt, im Jahre 1813 be-

hauptete: „die Enkel müßten über ihre Väter erröthen, sähen sie dieſe Verfaſſung nicht von den früheren Mängeln gereinigt.“ Will man dieſe „Enkel“ auch wörtlich verſtehen und alſo noch funfzig Jahre warten, ſo hat man doch bereits fünf und zwanzig Jahre ziemlich mit Nichts verbracht. Sollte der Augiasſtall wirklich eines Hercules bedürfen? Oder hofft man, nachdem das Jahr 1830 nicht zu Hülfe gerufen worden iſt, jener Alpheus ſo vieler Staatsmängel, den Frankreich nicht nur durch ſeinen eigenen Stall, ſondern auch durch viele fremde leitete, noch auf ein zweites Ereigniß, das den alten bremiſchen Stall von 1433 und 1534 in einer Nacht reinigen möchte?

Zwei Verträge, „Tafel und Buch“ und „Neue Eintracht“, jener aus dem Jahre 1433, dieſer aus dem Jahre 1534, ſind die einzigen Urkunden, welche die bremiſche Verfaſſung bilden. Beide entſtanden in Folge einer demokratiſchen Reaction gegen die Anmaßungen des Raths, beide bezeugen den Sieg des letzteren. Jene, die an Conſequenz, Energie und Bürgerſinn in der Geſchichte des Freiſtaats Bremen nirgends ein analoges Moment findet, wurde mittelſt auswärtiger Hülfe nach kurzem Beſtande unterdrückt, und in der „Neuen Eintracht“ wurde der Rath ſogar für einen „vollmächtigen“ erklärt, der nur für jenen Fall, wo es ihm nöthig erſcheine, „aus der Gemeinheit, aus Kaufleuten und

Zünften zur Beſprechung einladen ſolle, die ihm (dem Rath) die Verſtändigſten und Tüchtigſten dünkten und ſonſt nach dem Wohlſtande der guten Stadt, nach Liebe, Eintracht und Frieden trachteten." Wenn dieſe Beſtimmung nicht wörtlich verſtanden wurde, wenn die Gewohnheit ſie ergänzte, ſo lag das allerdings an dem zufälligen Umſtande der Steuerbewilligung. Steuern konnten vier Bürgermeiſter und vier und zwanzig Senatoren allerdings nicht aus höchſter Machtvollkommenheit eintreiben, dazu waren ſie nicht tapfer genug, dazu war höchſtens dann und wann nur der Geiſt willig. Alſo die Verhältniſſe milderten eine Beſtimmung, die zweifelsohne ſo oligarchiſch lautet, wie nur irgend eine, aber man gab hier nur ſo viel nach, wie man nothwendig mußte, und wo man einen Fetzen dieſer nothwendigen Conceſſion irgend wieder erhaſchen konnte, verſäumte man ſolches nie. Es bildete ſich nämlich eine Obſervanz, nach welcher zum Bürgerconvente (alſo wird jener Rath der Gemeinheit genannt) eingeladen wurden die Doctores iuris und Advocaten, die Aeltermänner der Kaufmannſchaft, und aus der übrigen Bürgerſchaft nur diejenigen, welche das große Bürgerrecht mit der Handelsfreiheit erworben hatten und ein reines, ſchuldenfreies Vermögen von mindeſtens 3000 Thalern beſaßen, alſo nur diejenigen, welche unmittelbar ein Handelsintereſſe hatten, nicht die Zünfte, nicht die Kleinbür-

ger, nicht die Gemeinheit im Ganzen und Großen. Wenn man aber hie und da lieſt, dieſe Obſervanz ſei eine feſte geworden und inſonderheit habe ſie die Bürgerſchaft gegen eine willkürliche Berufung, oder Ausſchließung der Notablen ſicher geſtellt, ſo muß demſelben durchaus widerſprochen werden. In neuerer Zeit z. B. wurden die Doctores iuris und Advocaten als ſolche ausgeſchloſſen, der Präſident des Senats, der die Einladung zu einem jeden Bürgerconvent durch die Diener des Raths vornehmen läßt, verſäumte es plötzlich, jene zuzuziehen, und die „ehrliebende" Bürgerſchaft berief ſich durchaus nicht auf die „feſte Obſervanz", weil es ganz vernünftig ſei, daß Leute, die vielleicht nur moraliſch zum Bürgerconvente befähigt wären, nicht zu einer Berathung gezogen würden, die ſich doch zunächſt auf die materiellen Intereſſen der Stadt erſtreckte.

Solches wäre alſo mit wenigen Worten die Verfaſſung Bremens. In keiner der anderen freien Städte findet ſich ein ähnliches Verhältniß; keine Verfaſſung eines deutſchen Freiſtaats iſt weniger dem Zufalle überlaſſen und dem guten Willen des „vollmächtigen" Raths, keine beruhet auf einer ariſtokratiſcheren Baſis, keine hat ſo ausſchließlich die mercantilen und pecuniären Elemente an die Stelle der republikaniſchen geſetzt. Nicht das Bürgerrecht überhaupt, ſondern nur das große Bürgerrecht mit Handelsfreiheit und dreitauſend

Thalern berechtigt zu einer Stimme in salutem reipublicae. Man wird einsehen, daß die Republik hier schlecht berathen ist, denn nicht nur, daß der Senat die Initiative hat, das Geld hat auch die Entscheidung. Aber, wird man erinnern, wenn der Senat als politische Gewalt nicht in Betracht kommt, wenn ein Patriciat im eigentlichen Sinne des Worts sich hier nicht ausbilden kann, wie kann dann die isolirte und fast unbeschränkte Autorität des Senats Besorgnisse erregen? Er wird sich sicherlich der Republik, die hier einmal, wenn auch nicht in der Verfassung, doch in den Verhältnissen liegt, accommodiren müssen. Im Ganzen und Großen thut er das auch, im Einzelnen und Kleinen aber versäumt er häufig über sich, seine Gerechtsame, Verwandte u. s. w. mancherlei, wodurch das Beste der Republik mehr gefördert werden würde. Insonderheit aber fragt er die Bürgerschaft stets nur in sofern, als er eben der Steuern wegen sie fragen muß; wo er nur irgend ohne sie fertig werden kann, waltet er sehr gern unbeschränkt. Ich muß mich deutlicher erklären, und kann das am besten, wenn ich den Bremer Senat nicht ein Patriciat nenne, sondern eine Sippschaft. Er besteht aus vier gelehrten Bürgermeistern auf Lebenszeit und aus vier und zwanzig Senatoren, gleichfalls auf Lebenszeit, von denen nur sieben Kaufleute sind, die übrigen siebenzehn aber Juristen. Wenn die Kaufleute im

Senat allerdings von Glück, Zufall und nebenbei auch von Verstand abhängig sind, wenn man diese Herren wählt, um durch sie einen Einfluß auf die große Menge, die von ihnen beschäftigt wird, zu behaupten, wenn also hier die in einem Handelsstaate sehr wandelbaren Vermögensverhältnisse den Ausschlag geben, so vererbt der gelehrte Theil des Senats meistens den Senator in gerader und Seitenlinie, so weit das nur möglich ist. Und was diese Juristen nur irgendwie für sich, d. h. für ihren Rang, ihre möglichste Unabhängigkeit, ihre Verwandten, ihre Freunde erreichen können, damit werden sie keinen Augenblick säumen. Freilich wird das der Republik nicht den Hals kosten, aber es beschränkt sie sehr. Vor allen Dingen aber dient die hohe und erhabene Stellung des Senats, der doch nur sehr mittelbar aus der Bürgerschaft, aber sehr unmittelbar aus den Verwandten und Verschwägerten des Senats ergänzt wird, dazu, den republikanischen Geist zu tödten. Dieser kann überall nicht direkt wirksam sein, sondern nur wenn der Senat ihn dazu auffordert. Ohne den letzteren politische Versammlungen zu halten, ist sogar bei Todesstrafe verboten. Will nun die Bürgerschaft irgend einen Antrag stellen, so muß sie damit warten, bis dem Senat die Zusammenberufung eines Convents beliebt, und jetzt hat sie nur das Recht, einen Antrag des Senats so lange auszusetzen, bis der ihrige erledigt

iſt. Kurz, alles verfaſſungsmäßige Recht der Bürgerſchaft muß auf die Steuerbewilligung zurückgeführt werden, aber dieſe Bewilligung iſt nur eine ſehr bedingte Garantie, daß auch die Bürgerſchaft gehört werde. Sind Steuern nothwendig, ſo wird man ſie deßhalb nicht zurückhalten können, weil die Bürgerſchaft mit dieſem, oder jenem Antrag von dem Senat nicht gehört wird. Dazu kömmt noch, daß die ein und zwanzig rechtsgelehrten Mitglieder des Senats dem eigentlichen Intereſſe eines Handelſtaats doch nur mit der Seele und dem Eide, aber weniger mit dem Leibe nahe ſtehen. Streitigkeiten über Rechte des Collegs und über Senatsbefugniſſe werden nicht ſelten das, worauf es ankömmt, aufhalten. Endlich hat der Senat das unbeſchränkte Recht der Beſetzung aller jener Aemter und Stellen, die irgendwie als lucrativ angeſehen werden können, ein Recht, das ſich ſogar bis auf die Redaction der Bremer Zeitung ausdehnt. Während der Verleger das Privilegium derſelben jährlich mit 1800 Thalern Gold bezahlen muß, vergiebt der Senat die Redaction ohne den Redacteur zu honoriren. Sein Einfluß auf die Staatsangelegenheiten erſcheint alſo auch in dieſer Hinſicht überwiegend.

Wenn ich behauptete, der Senat der freien Hanſeſtadt Bremen bilde eine Sippſchaft, ſo verſtehe man das nicht ſo, als richte derſelbe vorzugsweiſe ſein Au-

gemerkt auf Verwandte und Verschwägerte, so weit es ihm das Wahlstatut gestattet. Nein, er wird vor allen Dingen immer nur Befähigte und Berufene wählen, zuzweit aber die Befähigten, oder Berufenen, welche ihm zunächst stehen. Oder sollte es bloßer Zufall sein, wenn seit einer Reihe von Jahren hinsichts der rechtsgelehrten Mitglieder des Senats der Beweis zu führen ist, daß fast immer der Sohn dem Vater succedirt, der Enkel dem Großvater, daß häufig sogar Schwäger neben einander zu Rathe sitzen. Ein solches Verhältniß existirt in keiner der anderen freien Städte.

Und doch hat der Bremer Senat der Bürgerschaft seit 1816 einen Antheil an der Rathswahl eingeräumt, während der Hamburger und Lübecker Senat sich selbst ergänzen, möchte man mir entgegnen. Ich bemerke hierauf, daß dieser Antheil nur ein scheinbarer ist. Man verfährt nämlich folgendermaßen. Der Rath fordert im versammelten Convente*) die Bürgerschaft auf, zwölf anwesende Mitglieder aus ihrer Mitte zu wählen,

*) Das Conversationslexikon von 1834 nennt den Bürgerconvent „Wittheit" (Weisheit.) Das ist durchaus unrichtig; denn unter „Wittheit" wird nur der in pleno versammelte Senat verstanden, der in vier Quartiere getheilt ist: das niedervieländische (nicht viehländische) das obervieländische, das hollerländische und werderländische Quartier, jedes mit einem Bürgermeister und sechs Senatoren.

aus denen vier zu „Vorschlagsherren" durch Loos erkoren werden. Desgleichen looset der Senat vier „Vorschlagsherren" aus seiner Mitte aus. Diese acht „Vorschlagsherren" vereinigen sich in geheimer Berathung durch Mehrheit der Stimmen über drei Wahlcandidaten, aus welchen dann der Senat allein mittelst Scrutiniums Einen zu seinem Mitgliede wählt. Man wird einsehen, daß der Senat als geschlossenes und in sich einiges Collegium mittelst der „Vorschlagsherren" aus seiner Mitte schon dafür sorgen wird, daß unter jene Candidaten ein Individuum gestellt wird, welches ihm zusagt. Als man aber die neue Wahleinrichtung feststellte, wurde zugleich bestimmt, daß sechs Stimmen der „Vorschlagsherren" genügen sollten, früher verbotene Verwandtschaftsgrade zuzulassen, ein Beweis, wie man auch hier, selbst bei einer anscheinenden Reform, bedacht war, die Sippschaft zu befestigen. Hätte man nicht dem Senat seine Ergänzung unbeschränkt überlassen können, wenn die Bürgerschaft durch Collegien ein Gegengewicht gegen diesen Körper unterhielt. Jetzt nützt ihr der Antheil an den Rathswahlen gar nicht, und eine verfassungsmäßige und geregelte Concentration der Gemeinheit, die man allenfalls 1816 hätte durchsetzen können, wurde durch jene Concession und ähnliche umgangen, oder doch hingehalten. Kurz, ich wollte nur andeuten, daß, wenn auch die Freiheit in

Bremen gesichert ist, wenn auch sich eine Oligarchie um so weniger entwickeln kann, als eine solche weder in den Handelsverhältnissen liegt noch durch jene Beziehungen, die Bremen zum deutschen Bunde unterhalten muß, und die sich auf die Basis des Friedens und nicht der Partheien stützen, zulässig erscheint — daß, wenn auch diese Gründe und noch unzählige andere die Republik garantiren, man doch längst eine zeitgemäßere und zuverlässigere Einrichtung hätte treffen können, ich meine eben jene „Reinigung", die der Senat gleich nach dem Befreiungskriege für so nothwendig erachtete. Freilich hat man damit begonnen, aber man kam nur zu einem Entwurf und das entscheidende Resultat liegt noch zur Zeit nicht vor, und man fragt sich jetzt bereits wieder, ob es nicht besser sei, dem Herkommen, der Gewohnheit und der Gesinnung die Zukunft zu überlassen, als einer neuen Verfassung, die den lebendigen Geist nicht ersetze. Wenn hier auch nicht der Ort sein kann, über das Eine, oder das Andere zu entscheiden, so müßte doch vor allen Dingen die Theilnahme der Gemeinheit, nicht des großen Bürgerrechts, an dem Staate festgestellt werden, es müßte vor allen Dingen eine magna charta — denn die Bremer haben sogar auf die englische Freiheit und deren Gewohnheiten provocirt, um darzuthun, daß das Pergament wenig garantirt, die Gesinnung aber Alles — an die Stelle der

Verträge „Tafel und Buch“ und „Neue Eintracht“ treten, es müßten dem Bürger Mittel an die Hand gegeben werden, die Verfaſſung auch zu ſeinem Vortheile in jedem einzelnen Falle in Bewegung zu ſetzen. Hat der Bremer Senat ſogar eine ſolche Feſtſtellung der Theilnahme der Gemeinheit an den Staatsgeſchäften beabſichtigt, hat er die mangelhafte Einrichtung des jetzigen Bürgerconvents nicht zur Entſcheidung laſſen wollen über die Zukunft des Staats, hat er vorerſt die Art und das Maaß der Theilnahme Seitens der Gemeinheit reguliren wollen, die nothwendigſte und notoriſchſte Reform begründen, wie ſolches behauptet wird, dann iſt allerdings nicht abzuſehen, weshalb die Bürgerſchaft nicht auf eine ſolche Feſtſtellung eingegangen iſt. Daß der Senat früher, als die erſten Verhandlungen wegen der neuen Verfaſſung ſtattfanden, ſeine Zuſtimmung zu dieſer Erledigung nicht geben wollte, während damals gerade die Bürgerſchaft die erwähnte Vorfrage geordnet wiſſen wollte, kann doch jetzt die letztere nicht rechtfertigen, wenn ſie nun, da der Senat anderer Anſicht iſt, ihrerſeits Hinderniſſe in den Weg legt.

Ich habe ſchon geſagt, daß der Senat aus 28 Mitgliedern beſteht, aus 4 Bürgermeiſtern nämlich und 24 Senatoren, unter denen nur ſieben Kaufleute ſind, die übrigen aber Rechtsgelehrte. Während die Senatoren auf das Prädicat der „Hoch- und Wohlweisheit“

verzichtet haben, werden die Bürgermeiſter noch heutigen Tages „Magnificenz“ geheißen, eine Bezeichnung, die eigentlich nicht paſſender gewählt werden konnte, denn ſie drückt den erhabenen und gravitätiſchen Charakter dieſer Würde vorzugsweiſe aus. Eine bürgermeiſterliche Magnificenz war einſt eine Majeſtät mit einer Perrücke, ſtatt einer Krone, und ob man die alten reichsſtädtiſchen Beziehungen wenigſtens in Bremen ſo viel als möglich auslöſchen wollte und ſelbſt ganz modern aus dem „Hochedlen und Hochweiſen Rath“ einen „Hohen Senat“ machte, ſo hat man die Bürgermeiſter doch in ihrer „Magnificenz“ gelaſſen, in dieſem alten Heiligenſchein, der mit der Jurisprudenz und dem Gelehrtenweſen auch über den Rath von Bremen kam. Bis dahin hatte man mit dem Schwerte allein die Stadt vertreten, jetzt kam die Wage hinzu, und ſeit der römiſchen Themis ſtarben alle reichsſtädtiſchen Bürgermeiſter ruhig in ihrem Bette. Arend von Gröpelingen war der letzte Bürgermeiſter in Bremen, der todtgeſchlagen, und Johann Vaßmer der letzte, der geköpft wurde. Wenn die Bürger jetzt einem ſolchen Herrn auf offener Straße begegneten, ſo eilten ſie ſchnell mit abgezogenem Hute auf die linke Seite. Die Zeit der „Magnificenz“ trat an die Stelle der Partheizeit, und wenn der Rath ſeine Stellung zu der Gemeinheit bezeichnen wollte, ſo ſprach er von dem „Regiment.“ Und in der

That, es war ein „Regiment", das bis zur Zeit der französischen Occupation auf der Stadt lastete. Jetzt aber wurde man nicht nur von Napoleon, sondern auch von dem Rathe frei und die alte blinde Unterthänigkeit wurde durch Ehrerbietigkeit, aber durch eine sehende vertreten. —

Der Senat in Bremen ist Administrativ- und Justizbehörde, vollziehende und richtende Gewalt. Während in Lübeck die Procuratoren des Niedergerichts eine möglichst unabhängige Justiz bilden, während in Hamburg ein selbstständiges Nieder- und Handelsgericht vorkömmt, sind in Bremen alle Dikasterien — bis auf das O.-A.-Gericht — mit Senatsmitgliedern besetzt. Ein Handelsgericht ist noch zu erwarten, thäte aber zur Beschleunigung des Verkehrs außerordentlich Noth.

Das Collegium der Aeltermänner — eigentlich nur ein Vorstand der Kaufmannschaft — kam nach und nach in ein Verhältniß zur Staatsgewalt. Freilich wollte der Rath eine solche Beziehung nicht anerkennen, allein der „Kurzreckische Vergleich", der in Folge von Streitigkeiten zwischen jenem Colleg und dem „vollmächtigen Rath" entstand, verlieh dem ersteren sogar ein ausdrückliches und geschriebenes Fundament. Man wandte sich nämlich „pro conservanda libertate contra impetitiones Senatus" an den Kaiser, und Se. römische Majestät verwies dem Senat, der den Aelter-

manns-Eid für null und nichtig und diejenigen, so ihn geleistet, als nicht dadurch gebunden erklärt, auch das Aeltermanns-Wappen verboten hatte, sein Verfahren. Während dem Senat auferlegt wurde, Neuerungen solcher Art zu unterlassen, wurde den Aelterleuten das Recht eingeräumt, „bürgerliche Klagen dem Rath mit geziemender Ehrfurcht zu recommandiren, der letztere solle dieselben nach Billigkeit reflectiren, und sollten die Aelterleute dabei mit aller Liebe, Vernunft und Bescheidenheit tractirt werden." Wenn nun der Bürgerconvent in neuerer Zeit dahin organisirt wurde, daß die Bürger nicht unter Leitung der Aelterleute nach den vier Quartieren stimmen, sondern in pleno selbstständig, so mag man darin eben nicht den guten Erfolg erblicken, welchen der Senat damit verband. Dieser behauptete nämlich, daß solcherweise viele neue und zweckmäßige Staats-Einrichtungen herbeigeführt werden würden, denen bis dahin das Collegium der Aelterleute, als opponirende Corporation, entgegen gestanden hätte. Da der Bürgerconvent nur aus dem großen Bürgerrechte und der Handelsfreiheit zusammengesetzt war, also hier doch nur vorzugsweise die kaufmännischen Interessen berücksichtigt wurden, die Aelterleute aber eben diesen Interessen vorzustehen bestimmt waren, so konnten sich nicht wohl Conflicte dieses Collegs mit der Bürgerschaft ergeben. Wollte dagegen der

Senat wirklich andere Interessen auf dem Bürgerconvente vertreten sehen, als die der Großbürger, so genügte dazu nicht bloß eine Milderung des Einflusses der Aelterleute, es war vielmehr eine Ausdehnung dieses Convents auf die Gemeinheit erforderlich. Während man also der Bürgerschaft die Stütze eines Collegs entzog, die einzige Concentration, die hier noch bestand, gab man dem Gemeinwesen nicht die geringste Aussicht auf eine übersichtlichere Vertretung. Neuerdings mag man auch diesen Mißgriff erkannt haben; denn der Verfassungs-Entwurf, der leider ad acta gelegt zu sein scheint, bestimmt, das Collegium der Aelterleute solle als ständiger Ausschuß der Bürgerschaft angesehen werden.

Die gesellschaftlichen Zustände Bremens im Detail zu schildern, fehlt es hier an Raum. Im Allgemeinen kann man behaupten, daß die Familie die Grundlage derselben bildet. Vielleicht existirt in Bremen allein noch die Gewohnheit, daß sich die Familie allwöchentlich bei den Eltern, oder Großeltern, an sogenannten „Kindertagen" versammelt. Wer möchte läugnen, daß dieser Boden nicht die schönsten Früchte reife, Früchte, die selbst das Unkraut desselben übersehen lassen. Aber Familienleben hat vor allen Dingen einen beschränkten Horizont, und der Horizont einer Republik, auch der kleinsten, soll nie das Dach des Hauses sein. Auf dem

Capitol wollen wir Bürger ſehen, und keine Familienväter. Es läßt ſich eben ſo wenig läugnen, daß die Familien in Bremen die Oeffentlichkeit und ſelbſt die Freiheit bedrängen, daß ſie nach Vorurtheil und Herkommen Menſchen und Dinge beurtheilen, die eines größeren Maßſtabes werth ſind, daß ſie, ſtatt einer öffentlichen Meinung, die hier gerade am Orte wäre, ſelbſt Familiengeklatſch zur Entſcheidung laſſen, daß es durch ſie dahin gekommen iſt, daß man ſich fragt, nicht: „iſt das recht?“ ſondern: „was werden die Leute dazu ſagen?“ Unterwürfigkeit der großen Menge, die meiſtens von den Familien abhängig iſt, Beeinträchtigung ſelbſt der individuellen Freiheit ſind die nächſten Folgen des in Bremen vorwaltenden Familienverbandes. Wie ſehr dieſe Republicaner die Oeffentlichkeit ſcheuen und ein Urtheil, das außerhalb jener Einflüſſe ſteht, iſt zunächſt aus der Preſſe und Cenſur erſichtlich. Jene iſt eben ſo furchtſam, wie dieſe vorſichtig. Nicht ein Wort über bremiſche Zuſtände, das Dieſem oder Jenem beſchwerlich fallen könnte, wird hier zugelaſſen; Alles, was dahin gerichtet iſt, muß mit weichem Wulſt und ſelbſt mit Ehrerbietung umgeben werden. Auch die Preſſe ſoll „beſcheiden“ ſein — wie die Bremer ſich ausdrücken — d. h. den lieben Gott einen guten Mann ſein laſſen und den Bürgermeiſter und Rathsdiener auch. Wer macht davon eine Ausnahme?

Literatur und Kunſt können in einem Handelsſtaate nur partie honteuse ſein. Wo ſie in Bremen — abgeſehen von einzelnen Celebritäten, die mit Bremen nichts Anderes zu ſchaffen haben, als daß ſie dort zufällig geboren, oder anſäſſig ſind — vorkommen, ſind ſie meiſtens auch nur Familienſache. Man dichtet und muſicirt unter ſich, für Dilettanten und Freunde, wenn es den Dichtern nicht ſchlimmer ergeht und ſie öffentlich für Almoſen dichten müſſen. Eine geiſtige Regſamkeit iſt in Bremen ſchwerlich anzutreffen, ſo wenig, wie in einer andern Hanſeſtadt; doch muß man zugeben, daß es auch hier Einzelne gibt, die von Allem, was in dieſer Hinſicht vorgeht, Notiz nehmen und ſelbſt für eine Fortſetzung ihrer Bibliothek Sorge tragen. Bildung iſt in den erſten Ständen nicht ungewöhnlich, Leben und Enthuſiasmus aber ſelten. Was man lernt und ſtudirt, ſtudirt man, wenn es nicht Brodwiſſenſchaft iſt, aus gutem Ton, oder aus ererbter Gewohnheit; obwohl auch hier Ausnahmen ſtattfinden und Einzelne der Wiſſenſchaft und Kunſt ſelbſt im Stillen aus Beruf huldigen. Im Ganzen wird man alſo zugeben müſſen, daß Bremen eben ſo wenig ohne Befriedigung für den Geiſt iſt, wie auf der anderen Seite der Durchſchnittsmaßſtab durchaus kein anderer iſt, als der des Handels, und eines Handels, der weniger einen Handelsſtaat repräſentirt, als Handelsleute. Es gibt hier

viele Kaufleute, denen Bremen eben nur als Vermittelungsort ihrer Intereſſen lieb iſt und die ſich nicht im geringſten nach einem patriotiſchen Horizont umſehen. Dieſe Stadt iſt ihnen ſo lieb und werth, wie ihr Comptoir, wie ihr Lagerhaus, wie ihre Tabaksfabrik, wie ihre Thranbrennerei; aber gerade, weil ſie ihnen ſo werth iſt, wie dieſe Dinge, können ſie deshalb nicht den geringſten Tadel ertragen. Freilich bieten nicht nur die anderen Hanſeſtädte, ſondern überhaupt alle Handelsſtädte ähnliche Zuſtände. Handel, der ſich nicht an eine großartige Politik lehnt, wie z. B. der carthaginenſiſche und engliſche, wird ſtets den kleinlichſten und unheimlichſten Egoismus aufwühlen, oder ihn doch mehr bloß ſtellen, als ſolches in jenen Staaten, die andere Sympathien, wenn auch nur ſcheinbar, vor die Handelsintereſſen ſtellen können, möglich iſt.

Adel und Juden ſind von Bremen ausgeſchloſſen, jener bedingungsweiſe, ſo daß er keinerlei Vorrechte geltend machen kann, dieſe unbedingt. Bekanntlich hat der Bürgermeiſter Smidt in Bremen, der an den Congreß-Verhandlungen in Wien Theil nahm, hauptſächlich zur Feſtſtellung des alten Zuſtandes in dieſer Hinſicht beigetragen.

Die Stadt Bremen liegt an beiden Ufern der Weſer, die ſie in Alt- und Neuſtadt ſcheidet, und hat einen Umfang von 17,460 Fuß. Ihr größter Längendurch-

meſſer beträgt in der Altſtadt 6600 Fuß, in der Neuſtadt 5700, der größte Breitendurchmeſſer, queer durch Alt- und Neuſtadt gezogen, 4200 Fuß. Wenn der Herzog von Würtemberg die alte Stadt Bremen im Jahre 1592 eine „ungeſunde, unflätige, ſtinkende Stadt" nannte, ſo mochte man dieſen Angriff damals nur dem durchlauchtigen Verfaſſer nachſehen, denn der bremiſche Patriotismus von 1592 wird eben ſo rückſichtslos geweſen ſein, wie der heutige. Nichtsdeſtoweniger hat man jene Mängel in der ſpäteren, neueren und neueſten Zeit ſehr verbeſſert. Mit den Holländern und Calvin kam nicht nur die Reinlichkeit und Sauberkeit in den Gottesdienſt, ſondern auch in die Häuſer. An Sonn- und Feiertagen iſt Bremen ſogar ſo geſcheuert und glänzend, wie das Dorf Brook im Waterlande. Und der Wall, der ſich, an der Stelle der alten Feſtungswerke, längs der ganzen Altſtadt, parallel mit der Weſer hinzieht, iſt nun vollends mit Blüthen und Blumen und Wohlgerüchen aller Art geſchwängert. Aber nicht nur die Atmoſphäre Bremens iſt ſeit 1592 bedeutend reformirt worden, ſondern auch Häuſer und Straßen haben ſich dem Jahrhundert nicht entziehen können. Wo es nur angeht, bieten ſich Verſchlingungen moderner Bauten mit alten, und wo ſich neue Straßen und Anlagen entwickeln, müſſen ſie nach den neueſten Plänen der Baukunſt ausgeführt werden. Geſchmackvolle Bauten will

man demungeachtet in Bremen vermiſſen; eine Behauptung, die allerdings wahrſcheinlich iſt, da Bremen in der That in Geſchmacksſachen keine Stimme hat. Dazu iſt es zu gewohnheitsliebend und zu ſehr befangen in alter guter Sitte, die Erſprießlicheres fördert, als Moden. Das Angenehme, welches ſich nicht mit dem Nützlichen vereinigen läßt, wird immer nur nebenbei in Betracht kommen, aber Häfen, Straßen und Chauſſeen, die allenthalben in Beziehungen zu dem practiſchen Leben ſtehen, werden ſo wenig hinter dem Fortſchritt des Jahrhunderts zurückbleiben, wie Eſſen und Trinken. Ich verweiſe auf die Speiſekarte von 1839, zu Anfang dieſes Capitels, und bin der Meinung, daß man weder zur Zeit des Herzogs von Würtemberg, noch zu der des Befreiungskrieges ſo ausgewählt gegeſſen hat. Ja, ich bin der Meinung, daß ſich dieſe Speiſekarte mit jeder Speiſekarte der civiliſirten Welt meſſen kann. Bezeichnend aber iſt es für den Charakter der Bremer und für das Preisverhältniß des Magens und Geiſtes in Bremen, daß an jenem Tage, an welchem die Freiwilligen für drei und einen halben Thaler ſpeiſten, ſie umſonſt das Theater beſuchen durften.

Der Umfang des bremiſchen Territoriums, die Stadt mit eingeſchloſſen, beträgt ungefähr 4½ Quadratmeilen. Die Bevölkerung von Stadt und Gebiet wird auf 60,000 Seelen anzuſchlagen ſein, von denen über

40,000 auf die Stadt zu rechnen ſind. Die herrſchende Kirche, im eigentlichen Sinne des Worts, iſt die reformirte; aber die lutheriſche Kirche zählt nichtsdeſtoweniger die Majorität der Bevölkerung, die aus den naheliegenden hannöverſchen Landestheilen fortwährend Zufluß erhält, aber meiſtens nicht an Wohlhabenheit, ſondern an dienender und arbeitender Claſſe. Dieſer lutheriſchen Gemeinde iſt nur eine Kirche, die von St. Petri, oder der Dom, zum Gottesdienſt eingeräumt, während die reformirte die übrigen Kirchen benutzt und der Kirchſpieleintheilung zum Grunde liegt.

Die Aemter und Flecken Vegeſack und Bremerhafen ſind von der Stadt und deren unmittelbarem Gebiete durch hannöverſche Landestheile getrennt. Von Vegeſack beſaß Bremen bis zum Jahre 1803 nur den 1619 erbauten Hafen nebſt dem Hafenhauſe, eine Einrichtung, die dadurch nothwendig wurde, daß die Seeſchiffe nicht zur Stadt ſelbſt gelangen können, wie z. B. in Hamburg und Lübeck ſogar, indem das Fahrwaſſer der Weſer nur bis Vegeſack ausreicht und die Fluth auch nur in einzelnen Springfluthen in der Stadt verſpürt wird. Seit 1803, wo dieſer Flecken durch Austauſch an Bremen fiel, hat er ſich durch Induſtrie, Handel, Schifffahrt und Schiffbau bedeutend gehoben. Letztere beide ſind natürlich vorherrſchend, und der Schiffbau dient ſogar den Häuſern als architektoniſche Regel. Man findet hier

welche, größtentheils von Holz, die wie Schiffe angetheert und ſolcherweiſe gegen Wind und Wetter, Sonnenhitze und Regen geſchützt, auch im Innern wie Cajüten eingerichtet ſind. Ein Beweis, daß die Seefahrer die Reminiscenzen ihres gefahrdrohenden Handwerks wenigſtens in der gefahrloſen, aber einförmigen Weiſe, die ihrer auf dem Trocknen harrt, zu erhalten bemüht ſind.

Bremerhafen iſt erſt im Jahre 1827 durch Kauf von Hannover bremiſch geworden. Man empfand zu ſehr den Mangel eines Hafens unmittelbar an der Mündung der Weſer, und zwar um ſo mehr, weil auch die Landeshoheit jenes Diſtrikts in den Händen fremder Mächte war, die dem bremiſchen Handel durch Verhinderung und Beſchränkung der Schifffahrt, wenn auch nur in einzelnen Fällen, mancherlei Erſchwerniſſe in den Weg legen konnten. Nachdem der Elsflether Zoll endlich aufgehoben worden war, verfuhr namentlich Oldenburg, ſich auf die Quarantaine-Einrichtung ſtützend, verſchiedentlich in ſolcher Weiſe. Alſo ſchon aus dieſem Geſichtspunkte war der Ankauf zu rechtfertigen, eben ſo ſehr aber aus dem, daß ein bequemer Hafen an der Mündung der Weſer der Zweck dieſes Ankaufs war. Der Bau deſſelben begann im Juni 1827 und wurde bereits im Herbſte 1830 beendigt. Der Hafen beſteht aus einem Außenhafen, dem Baſſin nebſt den dazu

gehörenden Schleuſen und einem Hinterhafen. Der letztere, der eigentliche Hafen, hat eine Länge von 2600 Fuß und eine Breite von 216. Der niedrigſte Waſſerſtand, welcher in Bremerhafen beobachtet wurde, betrug 17 Fuß 7 Zoll unter 0, der höchſte 9 Fuß über 0, ein Wechſel, der eine Steigerung von 26 Fuß ergibt. Gewöhnlich aber iſt nur eine Steigerung von 10 Fuß.

Seit vollendetem Hafenbau iſt Bremerhafen ein anſehnlicher Flecken geworden, der vielleicht ſchon, außer den Amtsgebäuden, 140 Wohnungen umfaßt. Viele Kaufleute beſitzen hier Lagerhäuſer für diejenigen Waaren, die ſie nicht ſogleich abſetzen können. Wenn man aber beſorgte, Bremen werde noch einmal der Größe von Bremerhafen nachſtehen müſſen, ſo wird ſich ſolche Beſorgniß wohl ſo bald nicht erfüllen; denn der Boden von Bremerhafen reicht für eine geräumige Anſiedelung nicht aus. Kaum gedeihet hier ein Baum, bis auf die Weide, und ſelbſt Gemüſe wird hier nur ſpärlich gezogen. Somit muß der Lebensbedarf zum großen Theil aus dem nahen Bremerlehe herbeigeſchafft werden. Man kann leicht ermeſſen, daß die Bewohner von Bremerhafen unter ſolchen Verhältniſſen auch nicht anziehen. Wer ſich hier niederließ, beabſichtigt, zu gewinnen, und dieſes ſterile Motiv harmonirt ſehr mit der eben ſo ſterilen Natur.

Vier und zwanzigſtes Capitel.

Hamburg. — Allgemeines. — Lage und Einrichtung für den Handel. — Anblick Hamburgs von Harburg und Schiffbeck. — Verfaſſung. Der Senat. Die bürgerlichen Collegien. Der Bürgerconvent. — Die Juſtiz. Niedergericht. Handelsgericht. Obergericht. O.-A.-Gericht. — Réſumé der Verfaſſung. — Einige Bemerkungen über die Stellung der Preſſe. — Kirche. — Schulweſen.

Hamburg iſt Weltſtadt, ſagte ich irgendwo. Aber Hamburg iſt eine Weltſtadt mit einem ſehr beſchränkten Hintergrunde, mit einem Hintergrunde, der noch bis auf den heutigen Tag aus den alten reichsſtädtiſchen Elementen — guten wie ſchlechten — beſteht, die ſich hier nicht breit machen können, die aber doch allenthalben durchtönen. Während der Handel Hamburgs in die Welt ſtrömt, hat die Stadt Hamburg mit den Stadtthoren ein Ende. Sie gewährt keine bedeutenden Einflüſſe, noch empfängt ſie dieſelben. Locale Intereſſen und Tendenzen bilden den Mittelpunkt dieſer Hanſeſtadt ſo gut, wie den der andern; nur treten ſie weniger ſichtbar hervor, da der Verkehr, das Marktgewühl,

die Maſſe die Einzelnen nicht zu Worte kommen läßt, wenigſtens nicht in der Oeffentlichkeit. Verfolgt ihr aber den rothen Faden, ſo werdet ihr bald einſehen, daß er hier eben ſo gut in Familien und localen Beziehungen endet, die freilich in der Vogelperſpective liegen. Das konnte nicht anders kommen, berückſichtigt man Geſchichte und politiſche Entwickelung Hamburgs, die eben nur im Style einer Chronik gehalten ſind. Nichtsdeſtoweniger übte der Handel eine rückwirkende Kraft aus, er führte nebenbei wenigſtens geiſtige und moraliſche Intereſſen und Beziehungen zu dem Jahrhundert ein. Hamburg nahm an der Geſchichte keinen Theil, aber es empfand durch die Fühlfäden des Handels, die alle Völker berührten, ihre Schwingungen. Man hörte hier die Geſchichte, ſo gut das Tagesgeräuſch es zuließ, und improviſirte im September 1830 ſogar Variationen auf das allgemeine Thema, aber in hamburgiſcher Weiſe. Während man anderwärts mit den Regierungen in Colliſion gerieth, gerieth man in Hamburg mit den Juden in Colliſion. Kurz nachdem der Herzog von Braunſchweig aus Braunſchweig vertrieben worden war, wurden die Juden aus den hamburger Pavillons vertrieben. Es war eine gefährliche Emeute, die Emeute gegen die Emancipation im Jahre der Emancipation.

Indeß Hamburg iſt Weltſtadt, eine Weltſtadt von Kaufleuten erbaut. In den letzten fünf und zwanzig

Jahren hat sie sich nicht nur alle Vortheile wieder errungen, die frühere Mißverhältnisse und unglückliche Conjunkturen ihr abgezwungen hatten, sie hat sie auch außergewöhnlich vermehrt und sich auf einen Standpunkt gestellt, den größere und größte Staaten nicht höher einnehmen. Wenn dieser Stadt nicht der Enthusiasmus einer Nation zu Statten kömmt, wenn sie nicht aus einer großen und erhabenen Entwickelung hervorgegangen ist, sondern wie ein Parvenu aus dem Augenblick, so steht sie doch derb, fest, stolz und ausgefressen, mit allem Bewußtsein einer Stadt von Gewicht, an den Ufern der Elbe, der üppigen, wollüstigen Braut, die mit dem Meere die Hochzeit feiern will. Hamburg lächelt nicht wehmüthig und sehnsüchtig, wie die Berge oberhalb Dresden, zu dieser Braut hernieder, sondern lustig, blinzelnd, schmunzelnd und den Kuppelpelz berechnend, den jene Vermählung gewähren wird.

Die Lage Hamburgs in mercantiler Hinsicht möchte von keiner anderen Seestadt des Continents erreicht werden. Wenn diese Stadt solcherweise Amsterdam übereilte, so rivalisirt sie mit London und Liverpool. Vielleicht ist sie die zweite Handelsstadt Europas. Am nördlichen Elbufer gelegen, da wo sich dieser Hauptfluß mit der Alster vereinigt, beträgt ihre Entfernung von der Nordsee nur achtzehn deutsche Meilen, die von der Ostsee höchstens neun. Tägliche Verbindungen sind

Hamburg mit der transatlantiſchen Welt, mit England, Frankreich, Belgien, Holland u. ſ. w. durch die Nordſee eröffnet; mit Rußland durch die Oſtſee; mit Copenhagen und den däniſchen Inſeln durch Kiel; mit Hannover und Bremen durch Harburg; mit dem übrigen Deutſchland durch die Elbe. Dazu kömmt der Vorzug, den die Elbe bietet, die hier in Meilenbreite wogt, der Vorzug, daß Schiffe, welche funfzehn Fuß Waſſertiefe gebrauchen, mit voller Ladung zur Stadt gelangen können. Im Hafen ſelbſt hat das Waſſer eine Tiefe von zwanzig Fuß. Die Alſter, welche die Stadt durchſchneidet und innerhalb derſelben ſich in die Elbe ergießt, bildet öſtlich von der Stadt das Alſterbaſſin, aus welchem Canäle in dieſelbe geleitet ſind zur bequemen Entladung der Kaufmannsgüter in die Speicher. Dieſe Canäle werden „Fleethe" geheißen und dienen dem Handel beſſer, als der Geſundheit, die von dem ſtehenden Waſſer derſelben keine heilſamen Einflüſſe empfängt. Aber was iſt Geſundheit in Hamburg? Hier iſt der Handel ſo ausſchließlich Höhepunkt des Lebens, daß man um dieſen Preis ſicherlich nie eine Reform veranlaſſen wird. Wenn ein Fremder wegen der nachtheiligen Ausdünſtungen jener Canäle warnt, wird man ihm ſicher entgegnen: „wir bedürfen ihrer, und unſere Vorfahren erreichten ein hohes Alter, trotz dieſer Canäle."

Ueberraſchend iſt die Ueberfahrt von Harburg aus

über die Elbe nach Hamburg, überraſchend wie eine Fata morgana der Anblick Hamburgs, wenn ſich Schiffe, Ufer, Häuſer, Thürme, Maſſen und Details aus dem Nebel und den Dünſten des Waſſers gleichſam zu entwickeln ſcheinen. Harburg iſt ein freundliches hannöverſches Städtchen am ſüdlichen Ufer der Elbe, Hamburg gegenüber, das jedoch hinter der Weite und den Inſeln der Elbe liegt. Mag man von der nach Harburg herabführenden Chauſſee die hohen Thürme der alten Hanſeſtadt erblickt haben, in Harburg ſelbſt überſchaut man nur den breiten unbegrenzten Spiegel der Elbe, die einförmig und höchſtens von kleinen Schiffen belebt erſcheint. Die Erwartungen werden durch die langweilige Ausdehnung des Fluſſes geſpannt, der an Hamburg vorüberfließt und doch nicht einmal eine Einleitung Hamburgs iſt. An dem ſüdlichen Ufer regt ſich der Kleinhandel eines hannöverſchen Landſtädtchens, an dem nördlichen brauſt der Verkehr der ganzen Handelswelt im chaotiſchen Gewirre; aber zwiſchen dieſer Entwickelung liegt die Stille der Elbe, wie eine Stille des Grabes, wie ein Fluß der Unterwelt. Die Fahrt von Harburg nach Hamburg kann man nun auf dem eben nicht ſehr eilfertigen Dampfboote, oder dem „Poſt-Ever" unternehmen. Erſteres legt an der Vorſtadt: Hamburgerberg an, letzterer an dem „Baumhauſe;" erſteres iſt theuerer, aber ſicher, letzterer iſt wohlfeiler,

aber unzuverläſſig, wenn Sturm und Eis den Fluß beläſtigen, und langſam, wenn der Wind nicht den Fährleuten beiſteht. Die Fahrt durch die Elbinſeln bietet wenig Anziehendes, Elbdeiche, Weidenbäume und Bauerhöfe entſchädigen den Reiſenden nicht wegen der verſpäteten Anſchauung Hamburgs. Aber gewaltig und maſſenhaft entfaltet ſich Hamburg, wenn das Schiff in die große Elbe, das eigentliche Fahrwaſſer, gelangt. In langer, unendlicher von Altona unterſtützter Ausdehnung liegt die Stadt jenſeits. Wir ſchiffen weiter und das verworrene Geräuſch, das die raſtloſe Geſchäftigkeit um Hamburg verbreitet, ſchallt näher und näher an unſer Ohr, die Maſſen am Ufer geſtalten und ſcheiden ſich, wir erkennen die Gegenſtände und die Menſchen, der Fluß ſcheint feſter Boden zu werden, ſo drängen und beengen ſich die Schiffe, der Maſtenwald im Hafen verbirgt wiederum die Häuſer, die wir früher erblickten. Jetzt befinden wir uns in einer Seeſtadt. Paläſte, Häuſer, Hütten aus Schiffen, Matroſen und Zollbediente umgeben uns. Das Schiff windet ſich mühſam durch die wogende Gaſſe. Wir landen am Baumhauſe, wo das feſte Land eben ſo laut und verworren tönt, wie noch eben der Fluß. Keine Ruhe, keine Beſinnung, Laſtträger dringen auf uns ein, Droſchkenführer empfehlen ſich, wir überlaſſen uns bewußtlos den Dienſtfertigen. Erſt im Gaſthofe, wenn wir den Knäuel des

Tages, der den Käsemaden in dem Hydro-Drogen-Gas-Mikroskop des Herrn Döbler glich, glücklich überwunden haben, schöpfen wir Athem. Gewiß Hamburg ist Weltstadt. Dieser glückliche Freistaat sieht sich von Staaten und Nationen gehuldigt; das materielle Getreibe hat hier nichts Kleinliches; die Achse der Menschheit, der Handel, erscheint hier in aller Majestät. Diese lebendige Charakteristik der stolzen Hansestadt wird uns übrigens nur zu Theil, wenn wir über die Elbe zu ihr heranschiffen, durch das üppige Handelsgewühl queer durch. Friedlicher und anmuthiger vielleicht ist eine andere Vue von Schiffbeck aus, das, hochgelegen, über die Bille emporragt, den zweiten Nebenfluß Hamburgs. Scharf abgeschnitten, aber ohne das Geräusch des Tages, stellt sich hier die Stadt entgegen. Es ist ein Bild. Hamburg von der Elbe aus ist ein theatrum mundi.

Die Verfassung Hamburgs ist bis jetzt noch die geregeltste der freien Hansestädte. Die Hoheit des Staats beruhet auf dem Senate und der Bürgerschaft; aber der letzteren ist eine angemessenere Mitwirkung verfassungsmäßig eingeräumt, als in Lübeck und Hamburg, eine festere Stellung, ein sicherer Wirkungskreis.

Betrachten wir zuerst den Senat. Er besteht aus vier Bürgermeistern, von denen drei Rechtsgelehrte sind, während der vierte der Kaufmannschaft angehört, vier

und zwanzig Senatoren, unter denen eilf Rechtsgelehrte, die übrigen Kaufleute, und vier Syndicis mit berathender Stimme. Die „Hoch- und Wohlweisheit" wird hier, wie in Lübeck, par excellence dem Senat eingeräumt, die Magnificenz den Bürgermeistern und die Magnificenz in Bausch und Bogen den Syndicis.

Dem Senate gegenüber stehen die Collegien der Oberalten, der Sechsziger und Hundertachtziger, die die gesetzlichen Repräsentanten der Bürgerschaft sind und derselben ein festes collegialisches Fundament verleihen, ohne daß jedoch dieses collegialische Verhältniß ein ausschließliches wird. Die Bürgerschaft ist nämlich nicht gezwungen, sich jenen Collegien zu überlassen, sie findet vielmehr nur eine Anlehnung in ihnen und in den Bürgerconventen, zu welchen jeder „erbgesessene*)" Bürger zugelassen wird, die eigentliche Vertretung. Während die Bürgerschaft berechtigt ist, hier zu erscheinen, sind jene Collegien dazu verpflichtet. Es tritt also nie der Fall ein, daß eine Gleichgültigkeit der Gemeinheit gegen den Staat diesem Nachtheil bringen kann, wie in Bremen, wo die Abwesenden nicht durch gesetzliche Organe vertreten werden. Die Collegien der Oberalten, der Sechsziger und Hundertachtziger wachen über den Interessen der Bürgerschaft, verhandeln

*) Der mit einem Grundstück angesessen ist.

mit dem Rathe über minder wichtige Angelegenheiten, Namens der Bürgerschaft, und bereiten diejenigen Sachen vor, welche der Rath derselben zur Annahme proponiren will. Wenn indeß schon gesagt ist, daß diese Collegien die Gemeinheit im Allgemeinen nicht bevormunden, so bevormunden sie dieselbe auch nicht in dem besonderen Falle, wo diese ausnahmsweise nicht in gehöriger Anzahl auf dem Convente erscheint. Ohne Anwesenheit von wenigstens 195 „erbgesessenen" Bürgern auf dem Convente kann nämlich nie ein Rath- und Bürgerschluß, der Ausdruck der Staatshoheit, zu Stande kommen. Die Collegien dienen daher auch hauptsächlich zur Organisirung des Bürger-Convents, der nun nicht eine unzusammenhängende und sich selbst unklare Masse ist, wie in Bremen, und auch keine in Collegien und Sonderinteressen aufgelöste Gemeinheit, wie in Lübeck. Die hamburgische Verfassung läßt die einzelnen Bürger zur Theilnahme an dem Staat, aber sie gewährt der Gemeinheit einen Ausschuß, der sich nothgedrungen mit demselben beschäftigen muß und in allen Fällen seine Uebersichtlichkeit der Gemeinheit mittheilen wird. Den Collegien steht es auch zu, dem Rathe Vorschläge zu machen, obwohl der letztere im Allgemeinen die Initiative hat. Der Receß von 1612 nennt sie das „Auge des Staats."

Diese Einrichtung ist in der That so demokratisch,

wie möglich. Wenn ſie auch der bremiſche Conſtitutions-Entwurf nachzuahmen ſcheint, ſo verdient doch ein weſentlicher Vorzug der hamburgiſchen Verfaſſung um ſo mehr Erwähnung, als ihn die neue Conſtitution, die man in Bremen vorbereitet, zweifelsohne nicht enthalten wird, ich meine die ausſchließliche Verwaltung des Staatsvermögens von Seiten der Bürgerſchaft. Schwerlich gibt es eine beſſere Garantie gegen oligarchiſche Einflüſſe. Zehn Bürger, je zwei aus den fünf Kirchſpielen, haben die Staatskaſſe in Händen. Man nennt ſie „Kämmerei-Bürger." Jährlich tritt einer von ihnen aus. Die „Kämmerei-Bürger" präſentiren ſodann — was auch bei dem Tode eines Mitglieds geſchieht — der Bürgerſchaft vier Perſonen, die aus dem Kirchſpiele, in welchem die Vacanz ſtattfindet, genommen und „erbgeſeſſene" ſein müſſen. Von dieſen erwählt die Bürgerſchaft zwei Competenten, unter denen der Rath, vermittelſt des Looſes, entſcheidet. So iſt alſo dem Rathe jede Einwirkung auf die „Kämmerei-Bürger" benommen, das Staatsvermögen iſt in den ſicherſten Händen und alle möglichen Irrungen oder Willkürlichkeiten ſchwinden. Der zehnte April des Jahres 1563 nahm dem Senate die Verwaltung des Fiscus, mit welchem er bis dahin nach Belieben geſchaltet hatte. Wenn nun der Senat an der Verwaltung des Staatsvermögens keinen Antheil nimmt, ſo iſt er hauptſächlich

nur aufsehende und vollziehende Behörde. Will man seine Befugnisse detailliren, so kann es ungefähr in folgender Weise geschehen. Der Senat hat das Recht, Gesandte zu accreditiren und die Accreditive derselben entgegen zu nehmen; Privilegien zu ertheilen; das Staatssiegel ist seinen Händen anvertraut; er hat die Aufsicht über das Staats-Archiv, das Begnadigungsrecht und das Recht der Dispensation bei vorkommenden Ehehindernissen. Er ergänzt sich selbst, und man hat diese Ergänzung, bei welcher noch das Loos zu Hülfe genommen wird, häufig getadelt. Aber sollte sie in der That zu Befürchtungen Veranlassung geben können, wenn die Gemeinheit hinlänglich vertreten wird? Sollte nicht vielmehr dem Senat gröſsere Einsicht einer passenden Ergänzung seiner Mitglieder zuzutrauen sein, als der Bürgerschaft, die die bequeme und zweckgemäſse Einrichtung dieses Collegs nie in dem Grade würdigen wird, wie es selbst. Unbefähigte Candidaten wird der Senat gewiſs schon aus dem Grunde nicht zulassen, weil die Befähigten sie in den Geschäften vertreten müſsten. Zudem werden Kaufleute, die mit Recht die Majorität des hamburgischen Senats bilden, eine Berufung zu dieser Charge höchstens als eine Ehre, nicht aber als einen Vortheil betrachten.

Wenn es bis zu der neueren Zeit als ein gutes Zeichen des Regiments angesehen werden kann, daſs selten

eine Differenz zwiſchen dem Rath und der Bürgerſchaft eintrat, ſo muß man dieſe Wahrnehmung auch noch von der neueſten Zeit gelten laſſen; auffallende Differenzen haben ſich wenigſtens nicht manifeſtirt. Bis zum Jahre 1830 aber war ſeit 1710 nur einmal der Fall vorgekommen, daß die Bürgerſchaft von dem ihr zuſtehenden Rechte, dem Rathe eine ſogenannte „Nebenpropoſition" vorzulegen, Gebrauch machte. Man verſteht darunter den Fall, wenn die Bürgerſchaft ausnahmsweiſe von der eigentlich dem Rathe zuſtehenden Initiative Gebrauch macht. So wenig ſich nun aber auch eine abſichtliche Oppoſition irgendwie ergibt, ſo ſehr hält dennoch die Bürgerſchaft auf ihre Gerechtſame, und zwar bis zur Form. Als der regierende Bürgermeiſter im Jahre 1658 die Anrede an die verſammelte Gemeinheit des Convents nicht mit der üblichen Einleitung: „Mitbürger, vielgeliebte Mitbürger" begann, bat man den Senat ausdrücklich, es bei der alten Form zu laſſen, die allerdings dieſe höchſte Behörde daran erinnert, daß ſie keine von der Gemeinheit getrennte Corporation ſei, ſondern vielmehr ein Ausſchuß derſelben. Dieſe Verſchmelzung aller Gewalten zu einem großen republicaniſchen Ganzen, die auch aus dem erwähnten Geſuche ſpricht, hat nicht minder die Einrichtung hervorgerufen, daß die Bürgerſchaft nach den Kirchſpielen ſtimmt. Das collegialiſche Uebergewicht der Oberalten, der Sechs-

ziger und Hundertachtziger kann ſomit in keiner Weiſe der öffentlichen Meinung vorgreifen. Wenn ich eine ähnliche Einrichtung in Bremen nicht gut hieß, ſo wird man dieſe Anſicht dadurch gerechtfertigt finden, daß die Aelterleute in Bremen ohne alle ausdrückliche Beziehungen zur Bürgerſchaft ſind. Die ſtillſchweigenden, welche durch Gewohnheit und das Verhältniß der Quartiere veranlaßt wurden, ſind indeß durch die neuere Einrichtung der Abſtimmung nach Kirchſpielen wieder beſeitigt worden. Jetzt findet in Bremen nicht einmal eine Oppoſition der Prüfung ſtatt, der Anſchauung von verſchiedenen Seiten, indem das Collegium der Aelterleute für den Bürgerconvent durch jene Einrichtung ganz nutzlos geworden, die Bürgerſchaft aber keineswegs zu einer um- und überſichtlichen Theilnahme an dem Staate geeignet iſt. Sie nimmt nämlich nur dann an dieſem Staate Theil, wenn ſie dazu berufen wird, nicht aber durch eine permanente Repräſentation.

Ich ſagte, die Bürgerſchaft in Hamburg ſtimme nach Kirchſpielen. Aus den fünf Kirchſpielen wird dann nach Majorität der Bürgerſchluß gebildet. Sollte ſich Rath und Bürgerſchaft nicht einigen können, ſo werden nunmehr in gleicher Zahl ſechszehn bis zwanzig Mitglieder erwählt, deren Entſcheidung (nach der Majorität) als vollſtändiger Rath- und Bürgerſchluß angenommen wird. Sollten auch dieſe durch Stimmen-

Gleichheit nicht zu einem Beſchluß gelangen können, ſo werden aus ihrer Mitte fünf Perſonen durch das Loos gewählt, die, gleichviel ob Senatoren oder Bürger, einen Beſchluß faſſen, der Geſetz wird. Man wird einſehen, daß auch dieſe Einrichtung auf demokratiſcher Baſis beruhet; in keiner Weiſe iſt dem Senat ein Uebergewicht in die Hand gegeben.

Die Juſtiz-Verfaſſung Hamburgs übertrifft, ohne vollkommen zu ſein, wenigſtens die Lübecks theilweiſe, die Bremens ganz und gar. Das Niedergericht beſteht nicht aus Senats-Mitgliedern. Sein Perſonal, aus einem Präſidenten und ſechs Richtern, von denen zwei Rechtsgelehrte ſind, die übrigen Kaufleute, iſt der Bürgerſchaft entnommen. Die rechtsgelehrten Mitglieder verwalten ihr Amt lebenslänglich; die Kaufleute werden jedesmal nach zwei Jahren durch andere erſetzt. Dieſes Gericht iſt erſte Inſtanz für alle Sachen, die nicht der Prätur anheimfallen, oder dem Handelsgericht.

Die Prätur (erſte und zweite) wird von zwei Mitgliedern des Raths verwaltet. Sie iſt competent für Mieth- und Zinsſachen, ſo wie für alle Civilſtreitigkeiten, die den Werth von 400 Mark Banco nicht überſteigen. Iſt ſolches der Fall, ſo müſſen ſie vor das Niedergericht gebracht werden, das zugleich in Injurienſachen und Polizeivergehen entſcheidet und in eigentlichen Criminalſachen die Unterſuchung verſieht.

Das Handelsgericht entscheidet in allen Handelssachen im weitesten Umfange des Worts, so wie in allen Processen, die aus Handels-, Fracht- und Schiffbausachen entstehen. Das Personal dieses Gerichts ist gleichfalls der Bürgerschaft entnommen, aus einem Präses und Vicepräses, die Rechtsgelehrte sind und ihr Amt lebenslänglich verwalten, und aus neun kaufmännischen Richtern zusammengesetzt, von denen alljährlich drei austreten, die durch andere ersetzt werden. Für Streitangelegenheiten, die den Werth von 500 Mark Banko nicht übersteigen, ist dieses Gericht erste und letzte Instanz; jedoch hat der gravirte Theil das Recht, von einer Kammer des Handelsgerichts an die andere zu appelliren, und, im Falle der Reformation, an beide vereint. Bei dem Handelsgericht findet nur eine mündliche Verhandlung statt. Die Absonderung der streitigen Commerssachen von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit involvirt zwei Vortheile, einmal den, daß Gewohnheit und Usance, die in Handelssachen vorwalten, nicht an der wissenschaftlichen Themis zu leiden haben, und dann den, daß eine rasche Erledigung und eine unmittelbare Entscheidung stattfindet. Bei Handelssachen ist stets Gefahr im Verzuge und der gewöhnliche Gerichts-Schlendrian hält nicht nur Manchen ab, sein Recht zu suchen, sondern er verhindert auch Manchen an seinem Rechte, da nur der Schaden ersetzt wird,

der erwieſen werden kann, die Langſamkeit des Proceſſes aber häufig Schaden veranlaßt, der nicht erwieſen werden kann. Mit einem Worte, Handelsfragen dürfen nicht an jahrelange Erörterungen gebunden werden, denn der Handel iſt Sache des Augenblicks, wie keine andere.

Das Obergericht, welches nur aus Mitgliedern des Raths beſteht, iſt zweite Inſtanz aller Sachen, die von dem Nieder- und Handelsgerichte in erſter Inſtanz verhandelt ſind und die erforderliche Appellationsſumme aufzuweiſen haben.

Das L.-A.-Gericht in Lübeck iſt zweite, oder dritte dritte Inſtanz für alle Sachen, welche von dem Obergerichte verhandelt ſind und die erforderliche Appellationsſumme aufzuweiſen haben.

Die verſtändige Sicherung der republicaniſchen Einheit, die unzweifelhaft in der Verfaſſung Hamburgs liegt, hat ſicherlich nicht wenig dazu beigetragen, dieſe Stadt auf die Stufe der Wohlfahrt zu geleiten, die ſie in dieſem Augenblick einnimmt. Zufall und Obſervanz ſind ſo viel nur möglich von den Staatsgeſchäften abgewieſen. Ohne der Geſinnung und dem republikaniſchen Leben vorzugreifen, ohne die Freiheit in geſchriebene Satzungen einzuklemmen und die Entwickelung des Gemeingeiſtes durch detaillirte Stipulationen zu beengen, hat man dennoch die Grundlage des Freiſtaats verbrieft

und verſiegelt. Die Willkür, die in Bremen z. B., oft eingebildet, eben ſo oft aber in der That Differenzen zwiſchen dem Rath und der Bürgerſchaft hervorruft, kann in Hamburg nicht leicht zeit- und kraftraubende Discuſſionen veranlaſſen. Man hat etwas, woran man ſich halten kann, etwas, woraus alle Beſtrebungen der Staatsgewalt herzuleiten, etwas, worauf ſie zurückzuführen ſind. Die Grenzen, die hier allen Exceſſen geſetzt, ſind eben ſo nachgiebig gegen jeden legalen Fortſchritt, jede Reform. Indem die Hamburgiſche Verfaſſung die Einzelnen beſchränkt, gewährt ſie der Gemeinheit den unumſchränkteſten Wirkungskreis. Indem ſie die rohen Kräfte zügelt, gibt ſie der Republik die wahre Kraft durch das Selbſtbewußtſein. Der Ausdruck: „Ich bin Bürger", in dem Munde eines Hamburgers iſt wenigſtens in ſofern bedeutungsvoll, als der Hamburger ſich nicht nur als Bürger fühlt, ſondern auch als Bürger weiß.

Dieſes Bewußtſein des Bürgers hat nicht nur bewirkt, daß Hamburg in Beziehung zu ſich als Freiſtaat erſcheint, es hat auch in Beziehung zu dem Auslande ein freieres und ſelbſtſtändigeres Verhältniß veranlaßt, als man in den übrigen freien Städten antreffen mag. Vorzüglich bemerkt man dieſen Unterſchied in der Preſſe der freien Hanſeſtadt, die weit rückſichtsloſer und planmäßiger verfahren darf, als irgend eine

andere. Es soll damit nicht gesagt sein, daß hier besondere unabhängige Manifestationen vorkommen, aber die Interpellationen von außen, denen die Presse der übrigen freien Städte täglich ausgesetzt ist und die den Lübecker Senat insonderheit bewogen haben mögen, gar keine politische Zeitung zu gestatten, beschränken die hamburger Journalistik nicht. Principien, ohne thatsächliche Nebenbeziehungen, dürfen hier wenigstens offen und ungehindert bekannt werden. Freilich gestattet man, um die öffentliche Meinung von dem Höhepunkt des Tages abzuleiten, eine Menge Nebenblätter, die Theater und — was das Schlimmste — Haus und Hof beklatschen dürfen, Blätter, die an Verworfenheit und nichtsnützigen Tendenzen schwerlich ihres Gleichen in Deutschland finden; aber in neuester Zeit machen sich neben ihnen andere Bestrebungen geltend, die den Unfug der hamburgischen Journalistik wenigstens ebenen und den Maßstab einer edleren und höheren Richtung der Presse befestigen dürften.

Die Kirche betreffend, so ist, wie in Lübeck, auch in Hamburg die lutherische die herrschende nicht nur, sondern auch die größere Gemeinde. Wenn daher auch die Senatsmitglieder beiden Confessionen entnommen werden dürfen, so darf man darum doch kein gleiches Verhältniß in diesem Colleg erwarten; denn die reformirte Gemeinde wird kaum 3000 Köpfe zählen bei ei-

ner Bevölkerung von nahe an 140,000. Wie in Bremen die reformirte Kirche theilweise in eine pietistische, ja mystische Richtung ausgeartet ist, so trifft man ähnliche Extravaganzen in Hamburg hinsichts der lutherischen. Wenn dieselben in der reformirten Kirche, der die Dogmen und das Unsichtbare ganz und gar Hauptsache wurden und die deshalb ohne alle sinnliche Vermittelung ist, aus dem Grunde erklärbar sind, daß das Gemüth, dem jede Richtung nach außen benommen ist, sich nach innen wandte, sich in Andacht und krankhafte Anbetung, in knechtische Buße und Reue versenkend, so sind sie es durchaus nicht in dem Grade in der lutherischen, die weniger absichtlich, als zufällig aus dem Katholicismus hervorging. Luther wollte Reformen der alten, aber keine neue Kirche. Wenn diese demohngeachtet aus dem Kampfe des Jahrhunderts erstand, so behielt sie doch einige Beziehungen zu der alten Kirche bei, natürliche Merkmale der Abstammung, die den Beweis lieferten, daß Gott, der eine sinnliche Welt erschuf, auch einer sinnlichen Vermittelung bedürfe, Merkmale, die selbst der reformirten Kirche in Preußen durch die Agende gerettet wurden. Nichtsdestoweniger spuken auch in Hamburg mystische Ausschweifungen. Will man sie erklären, so mögen sie vielleicht aus der Zerrissenheit des Jahrhunderts herrühren, dessen Indifferenz gegen die Kirche eine krank-

haſte Reaction derſelben veranlaßt, einen ſcharfen Gegenſatz des Gefühls gegen den Verſtand. Schade nur, daß ſolche Weiſe keine Garantie der proteſtantiſchen Kirche bietet, die nun einmal den Verſtand ſo ausſchließlich als Grundlage angeſprochen hat und ſo durch und durch verſtandesgeſund iſt, daß ſie nimmermehr einer verworrenen Gefühlsweiſe Einfluß geſtatten kann, ohne ihre Weſenheit ganz und gar zu verlieren.

Daß übrigens Pietismus und Myſticismus in Hamburg, das inmitten des practiſchen Lebens ſteht und der Weltereigniſſe, ſo ausſchreitend wirken, mag man zum Theil aus den allgemeinen Umtrieben herleiten, aus den Conventikeln, den Vergeſellſchaften, dem „Bergedorfer-Boten", ein Journal, das im Tone des gemeinen Mannes kirchliche Intereſſen vertritt, und aus jenen Beſtrebungen, die mit materiellen Hülfsleiſtungen geiſtige verbinden, mit irdiſchem Brod himmliſches, zum Theil aber auch aus der Privatbeichte. Wenn die allgemeine Beichte, als Vorbereitung zum Abendmahl, faſt im ganzen übrigen proteſtantiſchen Deutſchland eingeführt iſt, ſo hat man in Hamburg die Privatbeichte, die ſo wenig mit dem Proteſtantismus übereinſtimmt, beibehalten. Somit kann es allerdings geſchehen, daß der Beichtvater ſich nicht allein mit dem Herzen des Beichtkindes begnügt, ſondern auch ſeinen Glauben modelt, daß er ſich eine pſychiſche Gewalt anmaßt,

wo die freie Verſtändigung walten ſollte. Geiſtige Freiheit iſt wenigſtens ſtillſchweigend das Grundprincip des Proteſtantismus. Während nun die Oeffentlichkeit der Beichte alle myſtiſchen Machinationen verhindern würde, gibt ihnen die Beichte unter vier Augen freies Spiel; während man von der Kanzel nur mittelbar wirken könnte, wirkt man im Beichtſtuhl unmittelbar und mit dem Reſultate ſofortiger ſinnlicher Wahrnehmung. Dort könnte nur Ueberzeugung und Belehrung den Ausſchlag geben, hier kann Bekehrung im katholiſchen Sinne und Proſelytenmacherei ſtattfinden.

Höhere Schulanſtalten Hamburgs ſind das Johanneum und Gymnaſium. Das letztere iſt ein Mittelding zwiſchen Schule und Univerſität und heut zu Tage ſehr überflüſſig. Wenn ſeine Entſtehung gerechtfertigt werden mochte, ſo iſt ſeine Fortdauer vielleicht nur Gewohnheit. Das Gymnaſium entſtand nämlich nach Vorbildern von Hochſchulen in Bremen und Stade. Da in jenen Städten der Calvinismus um ſich griff, ſo fürchtete man für den lutheriſchen Glauben der jungen Hamburger, die die dortigen Hochſchulen beſuchten, und errichtete deshalb eine dritte in Hamburg. Aber wozu nützt dieſe Anſtalt jetzt, da das Johanneum alle Mittel bietet, die zur Ausrüſtung für die Academie dienen? Es wird Keiner verhindert, aus dem Johanneum ſofort in die Univerſität überzu-

treten, Keiner kann dagegen ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung mit dem Gymnaſium ſchließen. Der Rector des Gymnaſiums hat die Pflicht der Abfaſſung von Denkſchriften über das Leben der angeſehenſten Männer des hamburgiſchen Staats. Zu ihnen werden von Amtswegen gezählt die vier Bürgermeiſter, der älteſte Syndikus, der älteſte Senator und der älteſte Senior des Miniſteriums. Ehemals durfte auch der Rector des Johanneums dieſe Ehre anſprechen. Man wird einſehen, daß eine ſolche Angeſehenheitsbocksbeutelei — wenn ſie anders noch fortbeſteht — kein Grund ſein kann, das Gymnaſium nicht eingehen zu laſſen, das man übrigens in neuerer Zeit mit Lehrern recrutirte, obwohl im Jahre 1813 ſechs Profeſſoren nur einem Zuhörer vorlaſen.

Das Johanneum zerfällt in die gelehrte und Bürgerſchule, unter demſelben Director und mit denſelben Lehrern. Jene beſteht aus drei, dieſe aus fünf Claſſen. Jene iſt für die Univerſität, dieſe für den Handel beſtimmt. Das Lehrperſonal beſteht aus einem Director, ſechs Profeſſoren, achtzehn Collaboratoren, drei Lectoren der neueren Sprachen, einem Schreib- und Rechnen- und einem Zeichnenlehrer.

Die Profeſſoren des Gymnaſiums, wie des Johanneums erhalten eine jährliche Beſoldung von 2400 Mark Banco; wenn die letzteren außerdem einen Theil am

Schulgelde erhalten, ſo mögen dieſe Emolumente leicht die Honorare der Gymnaſialprofeſſoren überwiegen, die freilich weniger zu thun und nur zu leſen haben, wenn ſich Zuhörer finden.

Fünf und zwanzigſtes Capitel.

Hamburg (Fortſetzung). — Inneres der Stadt. — Das allgemeine Krankenhaus. — Der Jungfernſtieg. — Der Wall. — Der Hamburgerberg. — Die Thorſperre. — Juden und Adel in Hamburg. — Die Geldariſtokratie und die Gelehrten. — Ueber die Handelsverhältniſſe. — Die „Commerz- und Maklerdeputation". — Die Bank. — Die Bankrotte. — Die Börſe. — Die Börſenhalle. —

Merkel behauptete: „man könne eine Karte von Hamburg nach den verſchiedenen Geſtanksarten illuminiren und kein Punkt werde weiß bleiben." Das mag im Allgemeinen übertrieben ſein, aber im Beſondern hat Merkel noch bis auf den heutigen Tag Recht.. Wo nicht die Ausdünſtungen der Fiſchmärkte, der „Keller", der „Trödeljuden", der Branntweinsläden, der „Twieten", „Höfe", „Gänge" durchdringen, da ſpürt man wenigſtens die Atmoſphäre der „Fleethe". Mit einem Worte, man riecht Hamburg von weiten, wie Halle und Caſſel und London; aber es wäre gut, wenn dieſer

Geruch nur von Steinkohlen herrührte, die vielmehr die Luft reinigen, wie in den genannten Städten, und nicht von Unbequemlichkeit und Dreck. Die Menſchen wohnen hier nämlich — bis auf wenige Ausnahmen — eingepökelt möchte man ſagen, und zu den natürlichen Uebeln der Nebel und der Fleethausdünſtungen geſellen ſich noch die künſtlichen, durch den beſchränkten Raum veranlaßten. Wenn man ſich auch nach dieſer, oder jener Seite hin hätte ausdehnen können, ohne mit dem holſteiniſchen Gebiete, das eigentlich vor den Thoren Hamburgs lagert, in Colliſion zu gerathen, ſo zog es der Handel und was mit ihm zuſammenhängt dennoch vor, ſich an den Fluß und den Hafen zu drängen. Daher dieſe compacte und durcheinander gemengte Häuſermaſſe, zwiſchen welcher ſich enge, krumme, finſtere und ſchmutzige Straßen hinwinden und welche nur in einzelnen Stadttheilen, wie z. B. am Neuwall, in der Admiralitätsſtraße, am Steinweg und auf dem Jungfernſtieg gelichtet wird. Hamburg iſt wie Paris zu klein und beſchränkt für ſeine Bevölkerung. Zu dem Allen kommt noch das ſchwere Clima zwiſchen zwei Meeren, das ſich gleichſam in Hamburg fängt, während das freie und unbeengte Lübeck durch den ſcharfen Luftzug der Oſt- und Nordſee gereinigt wird. Man zählt auf ein halbes Jahr hundert und drei bewölkte und achtzig heitere Tage, und Regen und Sonnenſchein wech-

ſeln oft an einem Tage mehrere Male. Daß ſolche Inconvenienzen mancherlei Localübel herbeiführen, liegt am Tage; wenn ſie nicht ſchädlicher wirken, als es der Fall iſt, ſo rührt ſolches lediglich aus den trefflichen Anſtalten her, die Bürgerſinn und Wohlfahrt begründeten. Ich nenne hier nur das allgemeine Krankenhaus, welches für tauſend bis zwölfhundert Kranke eingerichtet iſt, und als ſolches von keiner ähnlichen Anſtalt übertroffen wird, am wenigſten von dem Hôtel-dieu in Paris, das inmitten der ſchädlichen Einflüſſe der cité liegt und wiederum die ſchädlichen Einflüſſe dieſer zu empfinden hat. Das hamburger Krankenhaus liegt unbeengt, in der Vorſtadt St. Georg, in einer Baſtion des Walles, am Thore Nr. 4, das dieſe Anſtalt nur von dem Freien ſcheidet. Während der Wallgraben die Ausflüſſe des Hauſes aufnimmt, verſorgt es die nahe Alſter mit gutem Waſſer. Aber nicht nur die Lage zeichnet es vor dem Hôtel-Dieu aus, die innere Einrichtung bevorzugt es auch vor dem Joſephshoſpital in Wien und dem des heil. Julius in Würzburg. Beide ſind deutſch und folglich vortrefflich eingerichtet, nicht prunkvoll (wie z. B. das Hôtel-Dieu, das im Aeuſſeren alle Bedingungen erfüllt, während die Lieferungen der Krankenbedürfniſſe verpachtet werden), ſondern zweckmäßig; aber das allgemeine Krankenhaus iſt aus dem Gemeinſinn eines Freiſtaats hervor-

gegangen, und dieſe Wohlthat würdigt nur der, der das innere Leben der Hanſeſtädte verſteht, wo der Bürger die bewegende Kraft iſt, wo jede Einrichtung, die ihm zu Gute kömmt, auch von ihm ausgeht, wo in allen Fällen der Wohlthätigkeit gleichſam die Familie vorwaltet. Ein erquicklicher Anblick iſt es, daß alle Krankenzimmer auf das Freie gerichtet ſind. Sie nehmen einen Theil der Fronte und die beiden rückwärts liegenden 330 Fuß langen Flügel ein*), während die Mitte jener Fronte für das Adminiſtrations-Gebäude, in drei Stockwerken, beſtimmt iſt. Daſſelbe enthält einen Betſaal und die Zimmer für das Verwaltungs-Collegium und die Aerzte, die Wohnung des Oeconomen und der Apotheker, die Küche, Vorrathskammer, das Laboratorium für die Apotheker, die Bandagen und reichbedachten Operationszimmer. Durch ein an der Alſter liegendes, von zwei Pferden getriebenes Druckwerk wird das Haus fortwährend mit friſchem Waſſer verſorgt. Vier auf dem Boden an den vier Ecken des Gebäudes ſtehende große Kupferbehälter nehmen daſſelbe auf. Aus dieſen vertheilt es ſich in die Küche, die Bäder und in alle Zimmer des Hauſes und ſpült alle Unreinigkeiten endlich in den Wallgraben. Zur Winterszeit iſt das Waſſer gegen das Erfrieren durch

*) Das allgem. Krankenhaus nimmt drei Seiten eines Vierecks ein.

heiße Dämpfe geſichert, die aus Dampfkeſſeln in die Behälter geleitet werden. Jedes Krankenzimmer, deren rechts vom Eingange gelegene für das männliche Geſchlecht beſtimmt ſind, hat einen beſonderen Krankenwärter. Die größeren derſelben ſind für dreißig Kranke eingerichtet, die kleineren für fünfzehn. Die eigentliche Seele dieſes Krankenhauſes iſt die holländiſch-engliſche Reinlichkeit, die man in den Hanſeſtädten, wo es nur angeht, trifft.

Wenn aus dem oben Geſagten erhellt, daß das innere Hamburg weit weniger anziehend iſt, als das äuſſere, ſo machen inſonderheit der Jungfernſtieg und der zu den ſchönſten Promenaden eingerichtete Wall eine rühmliche Ausnahme von der Regel. Jener iſt ein freundlicher, durch Ketten und Bäume von der ſich an ihm hinziehenden Straße getrennte Anlage, die das Alſterbaſſin an zweien Seiten einfaßt. Er befindet ſich in dem beſuchteſten Stadttheile, in der Nähe des Theaters und unmittelbar vor der Thür der erſten Gaſthäuſer, und bildet gewiſſermaßen den Mittelpunkt des müſſigen Lebens. Was das Palais royal für Paris, das iſt der Jungfernſtieg für Hamburg, aber die friſche Luft, die heitere, gondelngeſchmückte Alſter, die weite Vue reihen hier außergewöhnliche Reize an jenen Comfort, den Cafés und Reſtaurationen bieten. Die Alſterpavillons ſind weltberühmt. Sie liegen hart an der

Waſſerſeite und bieten neben der piquanteſten Auswahl für Leib und Magen ein Réſumé der hamburgiſchen Tagespreſſe und die geleſenſten Journale des Auslandes. Wenn in einem der beiden Pavillons zu rauchen erlaubt iſt, ſo wird man in dem anderen häufig Damen treffen, wie in den Cafés von Paris und Brüſſel. Eine Sitte, die in Deutſchland immer zu den Ausnahmen gehören wird. Vom frühen Morgen bis zur ſpäten Nacht ergeht ſich hier die Erholung und der Müſſiggang und — das Laſter. Wenn die Theater geſchloſſen und die Familien ſich in dem Frieden des Hauſes arrondiren, ſendet Cythere Tauſende ihrer Prieſterinnen zum Jungfernſtieg. Sie ſteigern das Geräuſch des Tages zum wilden bachantiſchen Freudentaumel und leiten gleichſam jene Orgien öffentlich ein, die ſtets eine Nacht in Hamburg auszeichnen. Aber nichtsdeſtoweniger iſt es entzückend das Wogen der Menge unter dem bunten Lichterſcheine, der aus den Laternen, den Häuſern, den Pavillons und vom jenſeitigen Ufer her ſich über Waſſer, Bäume und Menſchen ergießt, unter dem hellblinkenden Sternenkranze, unter dem verſchämten Mondſcheine am Azur des Nachthimmels. Solche heitere, ſinnige Nächte ſich über das Gewirre des Verkehrs ausſpannen zu ſehen, wird dem Hamburger freilich ſelten zu Theil. Die Nebel und die waſſergeſchwängerte Atmoſphäre verhindern meiſtens dieſes Vergnügen.

Der Wall, der bis zum Thorſchluß, wo er von der Runde ſorgfältig gereinigt wird, mit der Frequenz des Jungfernſtiegs concurrirt, iſt an die Stelle der alten Feſtungswerke getreten. Die ſchönſte Rue bietet hier der hochgelegene „Stinteſang", die Ausſicht auf die Elbe und den Hafen. Tauſend ſtolze Kauffahrer ruhen am Buſen des Stroms, die Welt hat dieſe Seite des Panoramas geſchmückt, und die Wimpel, die den Abendgruß herüberwinken, ſcheinen im leichten Winde, der durch die Seide rauſcht, das alte Lied: „Auf Hamburgs Wohlergehen" im melodiſchen Gewirre aller Sprachen aus Weſt und Oſt, Süd und Nord zu ſummen. Allenthalben würde man eine poetiſchere Bezeichnung für den Namen „Stinteſang" erfunden haben; aber die Hamburger ſind patriotiſch und dankbar, ſie nannten dieſen Platz nach jenen kleinen Fiſchen, die hier meiſt im Ueberfluſſe gefangen wurden, „Stinteſang". Mitten im Aroma des Walls, das aus tauſend Blüthen und Blumen duftet, vergaß man die harmloſen ſtinkigen Fiſche nicht, die einſt ſo viele Hungrige ſpeiſten. Nicht zum Scherz knüpf' ich auch an den „Stinteſang" das Merkmal republicaniſcher Einfachheit. Aber die Ausſicht iſt demungeachtet königlich. Rechts, zu unſeren Füßen, liegt der Hamburgerberg, in Menſchengewühl, Rauch und Gemeinheit gehüllt, anziehender ſich geſtaltend aus der Ferne; vor uns wogt die Elbe

wärts dem Meere zu, belebt wie ein Jahrmarkt von großen und kleinen Schiffen; hinter uns ladet der Elbpavillon zu jener comfortablen Behaglichkeit ein, die man nur in Hamburg in Gasthäusern antrifft.

Der Hamburgerberg ist das Schwert, welches zwischen der Procuratrauung Hamburgs und Altonas liegt, der Höhepunkt des Tumults jener Stadt, der gleichsam hier den letzten und gewaltigsten Anfatz wagte, um sich dann ohnmächtig und regungslos in den Frieden und die Kirchhofsstille Altonas zu verlieren. Juden, Matrosen, Gauner, Seiltänzer, englische Reiter, Riesen, Zwerge, Wachsfiguren, wilde Bestien, königlich privilegirte Herkulese, schmutzige Altäre der Pandemos, Landdragoner zu Pferde und mit gezogenem Säbel bilden die hervorragenden Momente in diesem, ich möchte sagen viehischen Chaos. Wenigstens wird man zugeben müssen, daß die Matrosen und ihre Hous, die hier den Ton angeben, schon allein eine solche Bezeichnung rechtfertigen. In den engen dumpfigen Seitengassen des Hamburgerbergs feiern jene ihre Bacchanalien und attischen Nächte, wenn sie monatlang auf dem Ocean an Entbehrung gehalten waren, und man kann leicht ermessen, daß die Freuden eines solchen Paradieses nicht nur keinen göttlichen, sondern auch keinen menschlichen Beisatz spüren lassen. Indeß große Städte können keine Sittenschulen sein, und Hamburg ist noch

dazu Seeſtadt. Man muß hier, um die Demoraliſation zu verhindern, der Demoraliſation freien Lauf geſtatten, oder will man ſolches nicht, ſo wird man doch zugeben müſſen, daß die Wölfe nur dann Menſchen anfallen, finden ſie keine Schaafe. Und die Schaafe auf dem Hamburgerberg werden für räudig genug gehalten, als daß ſie der Menſchheit noch nützen könnten. Die Bezeichnung Feensberg, die man auch dem Hamburgerberg beilegt, iſt übrigens nicht ein plattdeutſches Venusberg, ſondern ſoviel, wie Feindesberg. Die Dänen lagerten hier mit feindlichen Intentionen gegen Hamburg.

Dieſe ſind auch die Urſache der allzuängſtlichen Thorſperre; man hat nämlich nicht die logiſche Regel: cessante causa u. ſ. w. beachtet, ſondern läßt es beim Alten, obwohl Hamburg keinen Ueberfall von den Dänen mehr zu befürchten hat und noch dazu eine freie Stadt iſt. Ich möchte behaupten, daß die Thorſperre, die man nicht minder in den beiden andern Hanſeſtädten antrifft, auch ein Merkmal jener Abgeſchloſſenheit von dem übrigen Deutſchland iſt, in welcher ſich dieſe Handelsrepubliken zu erhalten beſtreben. In Hamburg hieß man früher — vielleicht noch jetzt der gemeine Mann — alle außerhalb den Thoren Wohnende: „Buuten-

minſchen"*), und wie glimpflich man auch über dieſe „Buutenminſchen" urtheilen mochte, jener Achtung, die mit dem „Hamborger Borger" verbunden wird, erfreuten ſie ſich nie. Deshalb redete auch der „Patriot", eine alte Wochenſchrift, die der Abonnenten wegen Humanität übte und über die Stadtthore hinausſah, ſeine Leſer mit den Worten an: „An alle meine Mitmenſchen in und außer Hamburg". Man verſtand nämlich unter Mitmenſchen im gewöhnlichen Sprachgebrauch nur Hamburger Bürger. Freilich iſt neuerlich und neuſtens die Civiliſation auch in dieſer Hinſicht ſiegreich geweſen, aber ob ſie es in dem Grade geweſen iſt, daß man ganz tolerant wurde, ſteht dahin.

Die Juden erlebten hier wenigſtens noch in dieſem Jahrzehnt Vorfälle, die im Mittelalter nicht aufgefallen ſein würden. Man nahm ſich nämlich 1830 im September an einem ſchönen Herbſtabende vor, ſie ſammt und ſonders aus den Pavillons und Cafés hinauszuwerfen**), und führte dieſen Vorſatz mit ſo bewunderungswürdiger Conſequenz aus, daß ſelbſt getaufte Juden ſich durch den Taufſchein zum Aufenthalt daſelbſt legitimiren mußten. Die Juden ſind nämlich durch die Verhältniſſe zu einem Aſyl in Hamburg ge-

*) Außenmenſchen.

**) Im Jahre 1836 wurde dieſe Tragödie wiederholt.

langt, man tolerirt ſie, ſie dürfen hier wohnen und handeln. Mittel dagegen, welche die Juden mit der Geſellſchaft verſchmelzen und ihnen zu ſogenannten bürgerlichen Hantirungen verhelfen könnten, ſind nicht vorhanden. Ein Jude kann nicht zur Advocatur gelangen, er kann nicht in Zünfte eintreten, er iſt mit einem Worte von den bürgerlichen Vortheilen ausgeſchloſſen, aber nicht nur von ihnen, ſondern auch von dem Staate im weiteſten Sinne. Wenn ich nun auch der Meinung bin, daß die freien Städte kaum mit der Emancipation Iſraels dem übrigen Deutſchland vorangehen können, da die Handelsverhältniſſe hier am wenigſten einen humanen Geſichtspunkt geſtatten, ſo halte ich doch dafür, daß Relaxationen, wie ſolche z. B. in Frankfurt a. M. vorkommen, wo die Juden wenigſtens in brodwiſſenſchaftlicher Hinſicht nicht im geringſten beſchränkt ſind, auch in Hamburg möglich wären.

Wenn die Juden in Hamburg tolerirt werden, ſo kann der Adel als ſolcher keinerlei Vorzüge anſprechen. Hier gibt es nur „Bürger, Einwohner und Dienſtboten“ *). Der Bürger iſt nicht, wie Weber behauptet, der Adel; wenn hier einmal ein Adel wahrgenommen werden ſoll, ſo wird er durch die Kaufmannſchaft, oder vielmehr durch die Elite derſelben gebildet. Die

*) Eine hamburgiſche Eintheilung.

Geldariſtokratie gilt auch hier. Sie gilt mehr, als die Jurisprudenz, die äußerlich und der Gewohnheit nach den erſten Rang einnimmt. Wie der rechtsgelehrte Senator ſich durch die Hochweisheit vor der Wohlweisheit des kaufmänniſchen auszeichnet, ſo zeichnet ſich der Doctor der Rechte durch das Prädicat Herr vor jedem andern Bürger aus, den man von Amtswegen nur bei ſeinem Namen aufruft. Ob die Doctoren in Hamburg, wie einſt in Bremen, nach ihrem Tode „ſeelig" werden, während die übrigen „Mitmenſchen" nur als „weiland" in das Himmelreich kommen, weiß ich nicht. Weber aber behauptet, Doctoren ſeien frei von der Bürgerwache. Wenn man demungeachtet in dem hamburger Adreßbuch das Gelehrten-Verzeichniß hinter dem der Litzenbrüder, Steinkohlenmeſſer, Frachtfuhrleute und andern Handlanger der Kaufmannſchaft findet, ſo wird man einſehen, wie wenig Rückſicht die öffentliche Meinung auf den im Staatskalender bevorzugten Gelehrtenſtand nimmt.

Der Handel iſt die bewegende Kraft Hamburgs. Was ſich nicht zu ihm in Beziehungen zu bringen verſteht — wie z. B. die Jurisprudenz, die ſelbſt die Börſe beſucht — wird ohne Bedeutung der öffentlichen Meinung gegenüber ſein. Nichtsdeſtoweniger fehlen offizielle Mittheilungen über dieſen Punkt, und Reſultate laſſen ſich nur aus Vergleichungen der beſonderen Quel-

len und ſtatiſtiſchen Tabellen auffinden. Den ausgedehnteſten Verkehr unterhält Hamburg jedenfalls mit Großbritannien. Wenn die Verbindungen der Hanſeſtädte mit Braſilien durch den zwiſchen ihnen und dieſem Reiche abgeſchloſſenen Tractat begünſtigt wurden, ſo bemächtigte ſich Hamburg beinahe ausſchließlich des Handels mit Braſilien. Hinſichtlich des Handels mit den nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſteht Hamburg Bremen vielleicht nicht nach, aber die Handelsverbindungen des erſteren überragen auch die des letzteren nicht. Ueber Hamburg werden hauptſächlich die Producte Deutſchlands nach dem überſeeiſchen Auslande befördert. Die Elbe fließt durch reichere und ergiebigere Gegenden, als die Weſer. Aus Schleſien und der Lauſitz zieht man die nach Amerika zu ſpedirende Leinwand. Nach den Republiken des ſüdlichen Amerikas ſendet man Eiſen, Quincaillerie-Waaren und andere Luxusartikel, die in Hamburg verfertigt werden; nach England Wolle, Felle, Lumpen, Butter, Knochen zum Dünger, Wachs u. ſ. w. Eben ſo ausgebreitet, wie die Ausfuhr, iſt die Einfuhr. Die des Kaffees ergab z. B. binnen vier Jahren, vom Jahre 1820 bis zum Jahre 1824, ein Plus von eilf Millionen; denn Hamburg verſorgt nicht nur das weſtliche Deutſchland, ſondern auch einen großen Theil des nördlichen Europa mit Colonialwaaren und Droguerieartikeln. Nur im

Absatz der französischen Weine concurrirt es hinsichts des westlichen Deutschlands mit Bremen, im Absatz des Tabaks wird es von Bremen übertroffen. Wenn die einheimischen Tabaks- und Zuckerfabriken die Bewegung des Handels vermehren, so sind die letzteren seit dem Verbote der Einfuhr hamburgischer Zucker von Seiten Rußlands, und noch mehr seit dem großen Mauthverbande, in Verfall gerathen. Hinsichts der ächten Havanahcigarren verfährt man, wie in Bremen. Nur die Etiquetten sind in Havanah, oder doch in havanehsischer Weise verfertigt. Die Cigarren selbst sendet man von Hamburg nach Curhafen, wo sie die Ankunft eines Schiffes aus Havanah erwarten. Der Capitain des Schiffes, der die Täuschung unterstützt, befördert dieselben sodann nach Hamburg zurück, wo sie preiswürdig verkauft werden.

Zur Controle und Beaufsichtigung des Handels bestehen in Hamburg die Commers- und Maklerdeputation. Erstere ist beständige Vertreterin der Interessen der Kaufmannschaft. Sie hat Alles, was diese betrifft, zu berücksichtigen, und, wo möglich, ins Werk zu setzen. Den Wünschen der Kaufmannschaft dient sie als vermittelndes Organ beim Rath. Derselbe pflegt in vorkommenden Fällen zuerst mit ihr Rücksprache zu nehmen. — Die Maklerdeputation besorgt Alles, was zur Ausführung der Maklerordnung gehört. Sie er-

nennt die Makler *) und verfügt in vorkommenden Fällen deren Suspension und sogar Cassation. Die sechs Deputirten der Commerzdeputation bilden in Verein mit vier Senatoren diese Deputation. Makler aber sind diejenigen Männer, die den Abschluß der Geschäfte vermitteln und sich zu dem Ende auf den Comptoiren, der Börse, oder der Börsenhalle einfinden. Die Kaufleute schenken ihnen unbedingtes Vertrauen; sie müssen eine Caution erlegen und den Maklereid schwören.

Zur Bequemlichkeit und Belebung des Handels dient die Bank, ein weltberühmtes Institut, das im Jahre 1619 am 1. März eröffnet wurde. Ihre erste Einrichtung litt an Mängeln, bis endlich am 18. November 1780 eine Organisation eintrat, die allen Uebelständen abhalf. Es wurde nämlich beschlossen, ungeprägtes Silber, sogenannte Silberbarren, als Bankdepositum anzunehmen, um gegen die Veränderungen des Curses gesichert zu sein. Gemünztes Silber wird in der Bank nun nicht mehr angenommen; jene Silberbarren aber sind nach der Prüfung des hamburger Münzwardeins wenigstens 15 Loth 12 Gran fein, d. h. das reine Silber hat auf 16 Loth einen Zusatz von höchstens 6 Gran an unedlen Metallen, also $\frac{1}{64}$ Zusatz. Gold wird eben-

*) Also auch die Ernennung der Makler ist in Hamburg nicht ausschließlich in die Hände des Senats gegeben, wie in Bremen und Lübeck.

falls weder in Baaren, noch gemünzt angenommen, weil ſich der Goldwerth, dem des Silbers gegenüber, nicht feſt beſtimmen läßt und die Bank natürlich ein zuverläſſiges Kriterium aufſtellen muß. Die Vortheile der hamburger Bank für den Handelsſtand ſind folgende: Erleichterung der gegenſeitigen Zahlungen, Ueberhebung der Unbequemlichkeit und Gefahr der Aufhebung des Geldes, alſo Sicherung der Capitalien, endlich Feſtſtellung des Werthes der hamburger Handelsvaluta, der ſogenannten Bankomark, die nur eine fingirte Münze iſt. Die Zahlung geſchiehet zwiſchen Bankintereſſenten, d. h. ſolchen, die ein Folio in der Bank haben, durch Abſchreibung der zu zahlenden Summe von dem Bankfolio des Einen auf den des Andern; von einem Foliobeſitzer an Jemand, der kein Folio in der Bank hat, aber dadurch, daß jener die zu zahlende Summe auf das Folio eines Geldwechslers ſchreiben läßt und von dieſem gemünztes Geld dafür entgegen nimmt. Daſſelbe geſchieht, wenn der Inhaber des Bankfolio Geld zu anderweitigen Ausgaben bedarf. Natürlich kann keiner mehr abſchreiben laſſen, als der Werth ſeines Depoſitums beträgt. Um ſich ein Conto in der Bank zu verſchaffen, muß man entweder jenes baare Depoſitum übermachen, oder ſich von einem Andern, der bereits ein Conto hat, die Summe übertragen laſſen. Was auf dieſe Weiſe als Guthaben notirt iſt, ſteht zur

völligen Dispoſition des Betreffenden; nur darf keine Summe an demſelben Tage ab- und zugeſchrieben werden, ein Umſtand, der von der Nothwendigkeit geboten wird, um Verwirrungen zu verhüten, der aber den Uebelſtand involvirt, daß man während 24 Stunden den zugeſchriebenen Poſten nicht benutzen kann. Die hamburger Bank iſt weder eine Zettelbank, wie die Londoner, noch discontirt ſie auf Wechſel, noch endlich läßt ſie ſich auf Vorſchüſſe an den Staat ein, eine Reform, die der neueren Zeit angehört. Freilich haben aus dieſem Grunde die Bankintereſſenten nicht die Vortheile, die aus jenen Geſchäften den Actionärs anderer Banken erwachſen, aber die hamburger Bank will ja nur die Bequemlichkeit und Sicherheit des Handels herbeiführen. Deshalb wird jedes Wagniß als der Heilſamkeit dieſes Inſtituts zuwiderlaufend angeſehen. Somit iſt der Credit der hamburger Bank feſtſtehend; nur die Gewalt kann den Intereſſenten Schaden zufügen.

Solches geſchah bekanntlich in den Jahren **1813** und **1814**, als der Marſchall Davouſt alle vorhandenen Baarſchaften, 7,506,956 Mark Banko im Werth, zur Verpflegung ſeiner Truppen, wegnehmen ließ, ein Verluſt, der den Intereſſenten der Bank nur mit 50 pCt. von Frankreich erſetzt wurde. Nur Bürger können ein Bankfolio haben. Die Aufſicht über die Bank hat ein Senator, dem dabei fünf Bürger aſſiſtiren.

Schon Weber bezeichnete die vielen Bankerotte als eine Schattenſeite der hamburgſchen Handelsverhältniſſe, und in der That, wenn man die wöchentlich zweimal erſcheinenden Fallimentsliſten nachſieht, muß man ſich über die fortwährenden Zahlungseinſtellungen wundern, die z. B. in Bremen zu den Seltenheiten gehören, während ſie in Hamburg gewiſſermaßen Gewohnheit geworden ſind. Aber man gewahrt auch auf den erſten Blick, daß nur ſelten Unglück dieſen Falliments zum Grunde liegt, ſondern meiſtens Leichtſinn und die Bequemlichkeit, in Hamburg Handel zu treiben. Nicht bedeutende Häuſer „ſtellen ihre Zahlungen ein", wie man ſich kaufmänniſch ausdrückt, ſondern Leute, die eigentlich vom Anfange an keine Zahlungen geleiſtet haben, die vielmehr nur mit fremdem Gelde ihre Schulden tilgten. Es iſt nämlich nichts leichter, als in Hamburg zum Handel zugelaſſen zu werden. Eine Bürgſchaft wird hier in keiner Weiſe verlangt, man etablirt ſich, ſo gut es gehen will, und handelt und wirthſchaftet auf den Credit, der der Nerv des Handels iſt und deshalb nur im äußerſten Falle verweigert wird, in den Tag hinein. Bittet den Kaufmann um ein Darlehen von ſechs Mark, und er wird euch antworten: es ſei ihm Princip, kein Geld zu leihen. Kaufet für hundert Mark Waaren von ihm, und er wird ſie euch auf euer ehrliches, oder unehrliches Geſicht verabfolgen laſſen. Fraget ihr ihn

wegen dieſer anſcheinenden Inconſequenz, ſo wird er eben ſo ruhig antworten: „das iſt mein Geſchäft.“ Hier müßten alſo die Geſetze eine größere Sicherheit gewähren, als ſolches durch die Fallitentafel an dem mittleren Pfeiler der Hamburger Börſe geſchieht, die nicht nur den Namen des Bankerotteurs, ſondern auch die Urſache des Bankerotts: Leichtſinn, Muthwillen, Unglück, Bosheit der Oeffentlichkeit Preis gibt. Dieſe Ausſtellung würde vielleicht fruchten, wenn die öffentliche Meinung nicht dagegen ſehr gleichgültig geworden wäre. Was man alle Tage ſieht, daran gewöhnt man ſich, und die Fallitentafel mag nur den unglücklichen Bankerotteur betrüben, während ein Mann ohne Vorurtheil noch vor dem Ablauf der vierwöchentlichen Ausſtellung ſeines Namens, vielleicht mit der Unterſchrift: Creditores haben nichts erhalten, ſchon wieder die Börſe beſucht und neue Manipulationen beginnt. Solchen Leuten erſcheint das Falliment wie eine reinigende Taufe, die die alten Schulden abwäſcht und zu neuem Credit verhilft. Mit einem Worte, die Zulaſſung zum Handel müßte erſchwert werden in salutem reipublicae, ſollte auch der Verleger der Fallimentsliſten dabei bankerott werden. Bis jetzt ſind dieſe Liſten eine erſprießliche Unternehmung.

Nächſt der Börſe, die zur Zeit noch, bis zur Vollendung des neuen Gebäudes, theilweiſe im Freien

ſtattfindet und theilweiſe unter jener gittergeſperrten und dem Windzuge — eine ſymboliſche Einrichtung — bloßgeſtellten Bedachung, iſt die **Börſenhalle** der frequenteſte Ort für den Handel. Sie ergänzte die Bequemlichkeit, welche der Börſe fehlte, und wurde ſomit eine Vorbörſe, auf welcher oft bedeutendere Geſchäfte abgeſchloſſen werden, als auf dem Hauptplatz in ihrer Nähe. Dieſe Börſenhalle iſt nach Lloyd's Inſtitute in London eingerichtet. Somit werden hier alle wichtigen und politiſchen Handelsnachrichten gleich, nach Ankunft der Poſt, ſchriftlich an einer Tafel mitgetheilt; in den Leſezimmern werden die bedeutendſten Journale, Tageblätter, Flugſchriften und allgemeines Intereſſe bezweckenden literariſchen Erzeugniſſe des In- und Auslandes angetroffen; und die Wände und Pfeiler der Halle ſind mit kaufmänniſchen und Handelsanzeigen bedeckt, mit neuen Erfindungen, Dienſtanerbietungen, Dienſtempfehlungen, kurz mit Anzeigen aller Art. Neben dieſer tendentiöſen Einrichtung ſind die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Mitglieder und der eingeführten Gäſte durch Kaffee- und Billardzimmer berückſichtigt, durch Concerte und Bälle, zu denen ein im ſchönſten Geſchmacke erbauter Saal beſtimmt iſt. Der Unternehmer und Eigenthümer dieſes umfaſſenden Werks iſt Herr Gerhard von Hoßtrup. Erbaut

wurde es von Herrn Ramée, einem franzöſiſchen Architekten, der den griechiſchen und byzantiniſchen Styl in anmuthiger Weiſe verſchmolz.

Sechs und zwanzigſtes Capitel.

Hamburg (Schluß). Einwohnerzahl. — Das Gebiet. Ritzebüttel und Curhafen. Das Amt Bergedorf und die Vierlande. Wandsbeck. Die Elbufer. Die Alſter. Eppendorf. Harveſtehude. Winterhude. Blankeneſe. — Die Vierländerinnen im Vergleich mit den Hamburgerinnen. — Literatur und geſellſchaftliche Bildung. Der gemeine Hamburger. Der Kaufmann. — Die hamburger Bühne. Schmidt. Töpfer. Lebrun. — Die Michaeliskirche. — Militair und Nachtwächter. — Die Polizei.

Das hamburgſche Gebiet umfaßt ungefähr 7 Quadratmeilen mit 165,000 Einwohnern, von denen 150,000 auf die Stadt und die Vorſtädte kommen. Einzelnes von dieſem Gebiete liegt abgeriſſen zwiſchen holſteinſchen, lauenburgſchen und hannöverſchen Landestheilen. Bemerkenswerth unter den hamburgſchen Environs ſind das Amt Ritzebüttel, mit dem Hafen und Seebade Curhafen und dem Amte Bergedorf mit den Vierlanden.

Das Amt Ritzebüttel koſtet Hamburg mehr, als es einträgt, zumal da die größten Seeſchiffe bequem an der

Stadt landen können. Aber es iſt nothwendig, daß ein Handelsſtaat, wie Hamburg, der der unbeſchränkten Schifffahrt bedarf und durch fremdes Zwiſchengebiet von der unmittelbaren Communication mit dem Meere ausgeſchloſſen iſt, ſolche Hinderniſſe beſeitigt. In dieſem Sinne muß auch der Ankauf von Bremerhafen von Seiten Bremens verſtanden werden. In dieſem Sinne können die Koſten des Amtes Ritzebüttel nicht in Betracht kommen. Es ſichert Hamburg den freien Verkehr bis zur See. Welche Nachtheile würden z. B. nicht ſchon Hamburg erwachſen, wäre die Quarantaineanſtalt in fremden Händen. Bremen mußte ähnliche Beziehungen zu Oldenburg, das bis zum Ankauf von Bremerhafen die Quarantainebeaufſichtigung an der unteren Weſer hatte, bitter empfinden. Die Quarantaine macht übrigens den Poſten eines Ritzebütteler Amtmanns zu einem ſchwierigen. Hamburg hat durch dieſelbe gewiſſermaßen eine Fürſorge für den ganzen Continent übernommen, und doch ſoll der Handel nicht unter der Quarantaine leiden: bei aller Vorſicht ſoll die größte Beſchleunigung ſtattfinden. Somit muß den vortrefflichen Vorkehrungen, die hier von den Geſetzen getroffen wurden, allerdings die Ueberſichtlichkeit und Feſtigkeit des Ritzebütteler Amtmanns, der der Quarantainecommiſſion präſidirt, zu Hülfe kommen. Jene Vorkehrungen beſtehen aber im Allgemeinen darin, daß

jedes Schiff, welches aus Oſt- und Weſtindien, den nordamerikaniſchen Staaten, den Ländern jenſeits der Azoren und des mittelländiſchen Meeres, mit Einſchluß von Cadix, kömmt, ſogleich die Quarantaineflagge aufziehen und vor Anker gehen muß. Alsdann werden ſeine Papiere unterſucht, und nach Befinden der Umſtände geſtattet man die ſofortige Weiterfahrt oder verfügt die Abhaltung der Quarantaine.

Das Amt Ritzebüttel iſt die äußerſte nordweſtliche Grenze Deutſchlands. Wahrſcheinlich iſt es dem Meere abgewonnen, wie ähnliche Strecken an der Oſt- und Nordſee. In ſeiner jetzigen Beſchaffenheit umfaßt dieſes Amt eine Meile eingedeichten Landes, mit 4200 Bewohnern, die nothdürftigen Unterhalt aus dem Boden ziehen: Korn, Hülſenfrüchte, Rübſamen u. ſ. w. Die Viehzucht kann mit der jenſeitigen holſteinſchen Küſte natürlich nicht concurriren, und Fiſcherei, Torf und Muſchelkalk ſind die eigentlichen Höhepunkte dortiger Betriebſamkeit. Zu dem Amte gehören dreizehn Ortſchaften. Der Amtmann aber iſt nicht dieſerwegen eine bedeutende Perſon der hamburgſchen Adminiſtration, ſondern — wie geſagt — lediglich hinſichts des Handels, der in Ritzebüttel den bedeutendſten Stützpunkt findet. Er wohnt im alten Schloſſe der Herren von Lappe, die — wie die Edlen von Bergedorf — das bequeme Handwerk der Wegelagerung zu Land und

See trieben, bis man ihnen einen Riegel vorſchob. Wie in Swinemünde, ſind auch in Ritzebüttel die Waſſerbauten das Merkwürdigſte, und zwar um ſo mehr, als die Nordſee gewaltigere Vorkehrungen veranlaßte, als die Oſtſee, die gemach und allmählig am Lande nagt. Die Nordſee ſtürzt Fluthen auf Fluthen, und wer die Furchtbarkeit der Springfluthen in Hamburg wahrgenommen hat, wird einſehen, daß der immerwährende Kampf der Gewäſſer achtzehn Meilen ſeewärts einen eben ſo umſichtigen, wie erhabenen Damm erfordert. Zwei Meilen weit erſtrecken ſich Woltmann's Waſſerbauten, deren jährlicher Unterhalt über 30,000 Mark koſten ſoll. Und wer den Sturm genießen will, der ſtelle ſich auf das Bollwerk Alte Liebe. Weber nennt das Toben des Rheinfalls, im Vergleich mit dem Getöſe, das hier Sturm, Waſſer und der abwehrende Damm, an welchem ſich die brauſenden Wellen ſchäumend brechen, erzeugen, „Waſchbeckentumult.“ Naturreize aber ſuche man in dieſer Gegend nicht. Die Furchtbarkeit der See vernichtet ſelbſt die Fruchtbarkeit des Bodens — ſo weit eine ſolche möglich iſt — und der Strandhafer, die einzige Vegetation, bezeugt, daß hier fortwährend Land und See wechſeln.

Die Einfahrt in die Elbe iſt freilich weniger gefahrdrohend, als die in die Weſer, die an unverhältnißmäßigen Sandbänken und Untiefen leidet und in der

Brandung auf „Tegelers Plate" Scylla und Charybdis vereint, aber der Eisgang verändert die Sandbänke, und ohne Lootsen in die Elbe einzulaufen, wäre im Sturme und zur Winterszeit ein Wagniß. Neben diesen, die im äußersten Falle mit Leib und Leben dem Schiffe dienen, beschützen die Einfahrt in die Elbe feste und bewegliche Signale. Sogenannte „Seetonnen" bezeichnen das Fahrwasser in der Elbe, und das Thor vertreten die Feuer des Leuchtthurms zu Curhafen und des Signalschiffes zu Neuwerk: Oellampen hinter Spiegelscheiben, die so vortrefflich geschliffen sind, daß sie den Glanz des Lichtes meilenweit tragen. Dorthin steuert der Schiffer, aber die Möven, die die Einfahrt umtosen, zerschellen sich an ihnen den Kopf, wenn sie in dichten Schaaren wie Mücken das Licht umfliegen, und mit diesem häufig die Scheiben, deren jede über vier Louis'dor zu stehen kömmt.

Curhafen, von Ritzebüttel nur durch einen Fahrweg getrennt, ist als Nordseebad nicht zu einer Concurrenz mit Norderney geeignet, aber doch ziemlich besucht. Bad und gesellschaftliches Leben zu Curhafen verhalten sich zu Norderney wie Travemünde zu Doberan. In Ritzebüttel waltet der Kaufmann vor, in Norderney der hannöversche Adel. Wie Travemünde vereint auch Ritzebüttel städtische Bequemlichkeit und ländliche Annehmlichkeit mit dem Seewasser, Vorzüge,

die dem ſandigen und ſterilen Norderney allerdings fehlen. Curhafen verdankt ſeine Entſtehung dem jetzigen Bürgermeiſter Abendroth, der früher Amtmann in Ritzebüttel war und ſich auch um die Verſchönerung dieſer ſeiner Anlage ſehr verdient machte.

Das Badehaus zu Curhafen iſt ungleich vornehmer und ſchöner, als das zu Travemünde, und mit engliſchen Anlagen umgeben, die hier große Mühe und größeren Aufwand gekoſtet haben. Wer von der See und dem Bade ausruhen will, kann ſich hier lagern, oder auch in dem eine halbe Stunde entfernten Eichenwäldchen Brokswalde. Zur Mövenjagd aber bedarf es keines Schützen, ſondern nur eines Gewehrs und des Kolbrückens; ſie ziehen in dichten Wolken über Meer und Land. Wer nicht jagen will, kann auf dem fiſchreichen See des Bades, der von Gondeln und Muſik bedeckt iſt, Angel und Netze auswerfen. Und wer nicht mit Gott und der Natur verkehren will, kann dem König Pharao dienen, der auch in Ritzebüttel nicht von der Fluth des Meeres verſchlungen wird, ſondern häufig die ganze Fluth der Kaſſe zur Ebbe austrocknet.

Hinter den Dünen liegt in der Elbemündung die Inſel Neuwerk. Sie umfaßt eine Meile Landes und zur Ebbezeit noch einen Anwachs trocken gelegten Bodens: Watt genannt. Wer hier luſtwandelt und badet, der hüte ſich vor den tückiſchen Wogen, die mit der

eintretenden Fluth in Sturmeseile einherjagen und die Rechte des Meeres ausüben. Das schnellste Pferd vermag nicht, dem Andrang zu entfliehen und findet in den Gewässern sein Grab.

Das Amt Bergedorf mit den von der Elbe, Bille und Canälen durchschnittenen Vierlanden *) gehört Hamburg und Lübeck. Beide Städte eroberten im Jahre 1420 die Vierlande, um einem in Bergedorf lagernden Raubritter das Handwerk zu legen. Sie sind im ungeschmälerten Besitze dieser Eroberung geblieben, die einer gemeinschaftlichen Regierung und Verwaltung unterliegt. Zunächst sind die Vierlande wegen ihrer Bewohner interessant, dann wegen ihres Lebens. Was nämlich die Vierländer betrifft, so sind sie die Nachkommen der Flamänder, Friesen und Holländer, die Graf Adolph I. von Schaumburg als Colonisten hierher versetzte. Sie haben sich, wie jene Sachsen bei Frankfurt, von jeder Vermischung mit ihren Nachbaren frei gehalten. Seit Jahrhunderten bewahren sie dieselbe Kleidung, die nirgends an eine ähnliche dieser Gegenden erinnert: die Männer nämlich tragen kurze faltige Pluderhosen und braune oder grüne Jacken, die oft mit silbernen Knöpfen verziert sind; die Weiber tragen weite

*) Sie bestehen aus den Kirchspielen: Curslack, Ober- und Untergamme, Kirchwerder und dem Städtchen Bergedorf.

faltige kaum bis zur Wade reichende Röcke, ein grünes, oder rothes, mit farbigem Bande garnirtes und am Halse, um den ein rothes Tuch geſchlungen iſt, zugehäkeltes Mieder, und einen platten, runden Strohhut, unter welchem, bei den Unverheiratheten, das Haar in zwei langen Flechten herabfällt, in deren Zipfel ein Band eingeknüpft iſt. Aber nicht nur die Tracht iſt eigenthümlich, ſondern auch Sitte und Gewohnheit, und vor allen Dingen Induſtrie, die den flämiſchen Urſprung der Vierländer ſattſam bekundet. Die Vierlande ſind durch eben dieſe Induſtrie der Blumengarten Hamburgs geworden, und was Cultur des Bodens heißt, lernt man hier. Wäre Holſtein in dieſer fleißigen und umſichtigen Weiſe bewirthſchaftet, es würde Hamburg nicht den größten Vortheil abgeben. Neben Gemüſe und Erdbeeren, die ihresgleichen nirgends in Deutſchland finden, blühen hier Roſen, die ihresgleichen kaum in Flamand und Holland finden. Aber der Vierländer beſchränkt ſich nicht auf die Cultur des Bodens und auf die Speculation mit Früchten und Blumen; nein, er geht mit Lachs nach Leipzig, er holt Blutegel aus Polen. So erzählt man ſich von einem ſolchen Blutegelſpeculanten aus Billwerder, der aus dieſem Geſchäfte 1200 Mark erübrigte. Ein anderer, ein Bauer aus Neuengamme, wollte es noch weiter treiben und ging aus Polen direkt nach Paris. Aber

so groß auch seine Enthaltsamkeit und Ausdauer sein mochte, die Reisekosten absorbirten dennoch den Gewinn.

Wandsbeck im Holsteinschen, eine gute Viertelstunde vor dem Thore Hamburgs, ist ein lieblicher milder Flecken mit einem dänischen Kammergute, das der gräflich Schimmelmann'schen Familie gehört. Voß und Stolberg verweilten hier längere Zeit. Und wer sie nicht kennt, hat doch gewiß von Claudius und dem „Wandsbecker Boten" vernommen. Schon das Rheinweinlied mußte Wandsbeck ein deutsches Renommee verschaffen. In materieller Hinsicht aber steuerte der siebenjährige Krieg dem Flecken bei: Graf Schimmelmann, der in preußischen Diensten stand, erwarb sich hier ein bedeutendes Vermögen, mit welchem er den Flecken Wandsbeck kaufte und ihn verschönerte. Die Hamburger begeben sich häufig hierher, wo zahlreiche Gasthäuser der Ländlichkeit ein comfortables Relief geben.

Die Elbufer in der Nähe von Hamburg sind im nördlichen Deutschland zu einem verdienten Ruf gelangt, wenn man sie unter einen relativen Gesichtspunkt bringt. Selbst der Süddeutsche, der die Lüneburger Haide durchfuhr, wird mit Behagen dem Laufe der Elbe folgen, wenn er über Ottensen hinaus nach Klein-flottbeck und Nienstädten hinabfährt. Das Ufer ist hochgelegen und der breite Strom scheint Verstecken mit

uns zu ſpielen. Bald ſchlängelt er ſich hinter dichten Gebüſchen, die ſelbſt den ſilberblitzenden Spiegel verbergen, bald wogt er frei und gewaltig. Die maleriſche Färbung der Ufer: Raſen, Kornfelder, Baumgruppen und Gehölze, iſt ein anmuthiges Relief des breiten, kaum überſehbaren Stroms, und die Elbe ſelbſt erſcheint hier in überraſchender Majeſtät. Während ſie das Geräuſch des Tages und die brauſende Menge innerhalb der Thore Hamburgs und noch eine gute Strecke Weges über dieſelben hinaus begrüßte, tritt jetzt das Land beſcheiden vor ihr zurück, die im feſtlichen Pompe und in ſtiller Feier vorüberwallt, geſchmückt mit aller Handelspracht, die Hamburg in fremde Welten ſendet. Tauſende von Fahrzeugen geleiten die Königin zur Vermählung mit dem Ocean, zur Umarmung mit dem kräftigen und überwallenden Gebieter. Die Brautnacht der Elbe iſt allerdings nicht für ſchwache Nerven, ſie iſt ein ſehnſüchtiges Gebrauſe, wie wenn hundert Kanonen durch einander grellen und die Küſſe der feurigen Brautleute können nicht See- und Schiffgewohnte allerdings zu Boden werfen.' Uebrigens geht dieſe Vermiſchung nicht plötzlich vor ſich, ſondern in Meilenweite. Schon in Ritzebüttel ſchmeckt man die ſalzigen Fluthen und das Auge erreicht nur bewaffnet das jenſeitige holſteinſche Ufer, und doch liegt Ritzebüttel noch zwei Seemeilen von der rothen Tonne, die die äußerſte Mündung bezeichnet.

Iſt die Elbſeite der hamburgſchen Environs eine Oede der Natur und des Handels, ſo bietet die Alſter idylliſche Fragmente. Man gelangt zu ihnen über Eppendorf. Beſcheiden und zutraulich windet ſich der Fluß längs duftiger Wieſen zur Elbe. Alles um ihn her iſt häuslich, wohlhabend, ſtillglücklich. Nur Sonntags iſt die Alſter außergewöhnlich belebt; während die kirchliche Feier auf Hamburg ruhet, ſtört das Vergnügen der Städter die Feier der Natur, die hier gaſtfreundlicher iſt, als die Menſchen, welche mit ihr Geſchäfte treiben. Harveſtehude mit ſeinen Eichen hat in der That einen patriarchaliſchen Charakter. Ich ſagte in meinen „Skizzen aus den Hanſeſtädten": es ſcheine in einer alten ehrwürdigen Poſtille zu leſen, die aus fernen Jahrhunderten von Vater auf Sohn vererbt worden ſei, denn die Eichen ſind die große Fracturſchrift deutſcher Natur nicht nur, ſondern auch deutſcher Geſchichte. Aus ihren Aeſten rauſchen ſo kräftige Erinnerungen, daß die Gegenwart, die in ihnen lieſt, ſelbſt der kräftigen Thaten entbehren zu können ſcheint. Harveſtehude gegenüber liegt Winterhude, am jenſeitigen Ufer der Alſter. Wohldorf iſt der Mittelpunkt des hamburgſchen Forſtes: Buchen, Eichen und Tannenzuſchläge bilden hier einen grünen Vorgrund, durch welchen die ſinnige Alſter in Zwiſchenräumen mit ihrem ſanften Auge ſchaut.

Blankeneſes gedachte ich bereits in der Einleitung. Es liegt hart an der Elbe, in deren Fluthen es keck hineinragt, eine Lage, die wahrſcheinlich an der plattdeutſchen Bezeichnung: Blankeneſe (weiße Naſe) Schuld iſt. Blankeneſe ſteckt ſeine Naſe in alle Gefahren der Elbe und See, wie ich dort bereits auseinanderſetzte; aber wer nicht bis zu der letzteren gelangen kann, dem empfehle ich den Sühlberg, jene kahle Höhe am Elbeſtrande. Hier kann man das ſchaurige Vergnügen einer ſturmbewegten Luft in aller Ruhe genießen. Die Ufer der Elbe verſchwimmen in den Waſſerſpiegel, wenn der Fluß ſich dehnt und weitet. Das einförmige Getöſe des Waſſers, das immer höher ſtrebt und endlich zu dem ordentlichen Wellenſchlag übergeht, der die kleineren Schiffe nach Willkür bewegt, wenn er die größeren ohnmächtig umſpielt, nimmt von Augenblick zu Augenblick zu und vermiſcht ſich endlich mit dem Brauſen des Sturmes, der nun über Waſſer, Schiffe und Menſchen die Oberhand behält und ein Vorſpiel der großen Tragödie eines orkanbewegten Meeres dichtet, in welcher auch die Blankeneſer häufig eine Rolle übernehmen müſſen.

Alle dieſe Dörfer aber und viele andere ſind Beluſtigungsorte der Hamburger, mögen ſie auch einen noch ſo traurigen Air ſehen laſſen. Die ſchwarzen trauernden Weiber in Blankeneſe ſtören Niemand, ſo

wenig wie der Sand, der die partie honteuse der Umgebungen ist. Auch spricht der Hamburger mit einem Enthusiasmus von den Reizen der Elbgegenden, den man nur dem Patriotismus nachsehen kann. Der Süddeutsche wird hier zunächst die blaue, reine und strahlende Atmosphäre vermissen. Und was würde die Elbe bei Hamburg ohne Hamburg sein? Nichtsdestoweniger ist der Boden um Hamburg da, wo der Sand keine Gewalt ausübt, fruchtbar, wie das Land der Verheißung, und Weber nennt mit Recht die Vierlande das hamburgsche Canaan. Indeß wird man zugeben müssen, daß das schlammige Terrain, auch wenn es mit dem Delta Aegyptens wetteifert, der Poesie nicht dienlich ist. Man bleibt hier, wenn es geregnet hat, im eigentlichen Sinne des Worts im Schlamme stecken und nur bei schönem Wetter nehmen sich, trotz aller holländischen Reinlichkeit, Viehzucht, Obst- und Gartenbau, Milch, Butter, Gemüse, Blumen, Lachse, Neunaugen, Schweine, Kälber, Geflügel und die mit allem diesen Ueberfluß der Vierländer beladenen „Ever" erquicklich aus. Wenn ein reisender Franzose aber die Vierlande zum Hain von Paphos machte, so muß doch bemerkt werden, daß Venus hier nur in der fetten, kräftigen Anmuth angebetet wird, die die Hamburger gern haben, und nicht in griechischer, oder überhaupt nur in poetischer. Mit einem Worte, die hamburgschen Environs

ſind eine höchſt materielle Dichtung, nach Idealität der Natur ſucht man vergebens. Schwärmen kann man hier nur im Genuſſe. Wer aber zum Anakreon der Vierländerinnen werden will, muß in orientaliſcher oder hamburgſcher Weiſe ſingen: „Ihr Geſicht iſt wie der volle Mond und ihre Hüften ſind wie Kiſſen.“

Was ich von der Natur und den Vierländern behaupte, das behauptet Weber ſogar von den Hamburgerinnen im Allgemeinen. Wenn ich ihnen in meinen „Skizzen aus den Hanſeſtädten“ große Füße*) zuerkannte und ſie im Uebrigen ſehr liebenswürdig fand, ſo ſagt Weber — allerdings mit großem Unrecht — „wenn ich Rubens niederländiſche Fleiſch-Grazien je ſchön gefunden hätte, ſo würde ich — die Hamburgerinnen ſchön nennen.“ Was mich betrifft, ſo finde ich die Letzteren gerade nicht „ſchön“ (dieſes Wort ſollte nur in der Kunſt gelten, nicht im Leben), aber anziehend. Oder giebt es etwas Anziehenderes, als eine Hamburgerin inmitten ihrer Kinder, bei dampfender Theemaſchine? Die Hamburgerinnen beſitzen Grazie des Herzens und der Bildung, aber keine niederländiſche.

Nichtsdeſtoweniger macht ſich hier ſo wenig, wie in den andern Hanſeſtädten eine bedeutende geiſtige Richtung geltend. Hagedorn, Klopſtock, Reimarus,

*) Natürlich finden auch Ausnahmen ſtatt.

Gerſtenberg, Büſch, Bode, Ebelung, Hensler, Duſch, Unzer, und viele andere Nobilitäten der Literatur lebten und ſtarben hier. Wenn ſie irgendwie und irgendwo zur Unſterblichkeit gelangten, ſo ſind ſie doch in Hamburg längſt begraben. Nicht einmal ſtille Rückwirkungen des Strebens dieſer Männer finden ſtatt, und wenn auch über Klopſtocks Wohnung die Worte noch zu leſen ſind: die Unſterblichkeit iſt ein großer Gedanke, ſo hat man das eben nur ganz wörtlich zu verſtehen. Die Maſſe in Hamburg denkt nicht, und ſomit überließ man auch Klopſtocks Unſterblichkeit den Einzelnen, die ſie natürlich nicht zu einer großen That erheben konnten. Man wird mir wohl glauben, daß ich mit dieſem nicht gerade behaupten will, Klopſtock ſei der Mann einer literariſchen Zukunft Hamburgs geweſen, aber wie es ihm erging, erging es auch den Anderen, und man kann im Ganzen annehmen, daß die literariſche Größe, eben weil ſie nicht im Courſe und Handel zählt, keine Größe iſt, will man auch nicht die Bemerkung jenes Karrenſchiebers, dem Baſedow hülfreiche Hand lieh und der deshalb nach dem Namen dieſes fragte und hier zur Antwort erhielt: „Ich bin der große Baſedow" — die Bemerkung „O Heer! ſo groot is he doch nich, wi heft hier grötere Keerls, as he is", als allgemeinen Maßſtab gelten laſſen. Die Maſſe in Hamburg liebt nur Sinnengenuß. Aber dieſer Sin-

nengenuß iſt nicht, wie z. B. in Wien, ein Reſultat der Dummheit und Stupidität, ſondern ein Reſultat des Handels. Deshalb iſt denn auch die Aufklärung in Hamburg nicht im Grund und Boden verderben, ſondern nur mit Materialismus überſchüttet. Vielleicht war jener Karrenſchieber nur witzig. Wenigſtens wird man zugeben, daß er nicht einfältiger war, als der gelehrte Baſedow. Ueberhaupt entſchädigt der treuherzige, ehrliche Ton des gemeinen Mannes nicht nur in Hamburg, ſondern auch in den übrigen Hanſeſtädten ſehr ſelbſt wegen geiſtiger Entbehrungen. Man kann hier noch Studien an dem unverfälſchten Volkscharakter machen, will man einmal ſtudiren. Die Grobheit der unteren Volksklaſſen in Hamburg iſt erträglicher, als die geſchminkte Naivität der Tyroler und Schweizer, die für fremdes Geld in fremden Landen Nationallieder und Alphorn zur Schau tragen. Uebrigens ſoll damit nicht geſagt ſein, der gemeine Mann in Hamburg ſei im Allgemeinen nur anziehend. Der Materialismus iſt hier vielmehr ſo ſtark aufgetragen, daß der urſprüngliche Naturfond nur in Zwiſchenräumen durchbricht. Gewinnſucht und roher Lebensgenuß dagegen ſind hier die hervorragendſten Momente. Gerade die unteren Klaſſen empfinden die ganze Demoraliſation, die der Handel mit ſich führt, da ſie derſelben keine Bildung entgegenzuſetzen haben.

Was den Kaufmann in Hamburg betrifft, so ist er allerdings ein Anderer in den Geschäften, ein Anderer zu Hause, ein Anderer auf dem Lande im Gartenhause oder in der Villa. In den Geschäften wird ihn nur der Geschäftsmann leidlich finden, und eine Empfehlung ohne eine bedeutende Handelsfirma, oder einen Creditbrief wird auf dem Compteire keine große Wirkung hervorrufen. Man hat nicht so viel Zeit, den Fremden anzusehen, und hilft sich oberflächlich damit, ihn einstweilen in die Börsenhalle einzuführen. Gelangt aber der Fremde in das Haus des Kaufmanns, dann wird er die Gastfreundlichkeit, die hier seiner harrt, unmöglich aus dem früheren Empfang erklären können. Freilich besteht dieselbe zunächst in Essen und Trinken, allein ist man nicht allzusehr „Buutenminsch", so wird sich aus der Einladung doch ein anderes Resultat ergeben, als eine bloße „Abfütterung". Und gelangt man gar in den engeren, zutraulichen Familienkreis auf dem Landgute, so wird man kaum umhin können, sich einheimisch zu fühlen. Die Zuvorkommenheit gegen Handelsfreunde rechne ich nicht hieher. Dabei sind meistentheils die Interessen zu sehr im Spiele, als daß man in solcher Gastfreundschaft etwas Anderes erblicken könnte, als eine Handelsverbindlichkeit. Indeß thut jeder Fremde anderer Art wohl daran, das obige Unterscheidungsmerkmal des Kaufmanns außer und in den Handels-

geſchäften feſtzuhalten. Forſter, der den Kaufmann im Hauſe und beim Diner mit dem auf dem Comptoire und bei den Handelsbüchern verwechſelte, beging die Unvorſichtigkeit, ein Haus, in dem er Tags zuvor trefflich bewirthet worden war, um ein Darlehen von nicht mehr als 600 Mark anzuſprechen, und — man lachte ihn aus. Ein „Lump" iſt auch in Hamburg eine allgemeine Bezeichnung für Leute ohne Geld, ein Kriterium, das ehrlichen „Lumpen" alle Gaſtfreundſchaft doch einigermaßen verleiden kann.

Und dennoch findet man in Hamburg ſelbſt in der Maſſe einen gewiſſen literariſchen Inſtinkt. Man lieſt viel, und Buchhändler rühmen ſich des meiſten Abſatzes in Hamburg und in Oeſterreich. Wenn in Oeſterreich die Cenſur an der eifrigen Lectüre den größten Antheil haben mag, ſo kann man freilich für Hamburg dieſen Grund nicht geltend machen, aber innere Motive liegen hier ſo wenig vor, wie dort. Mag der Einzelne ſeine Bibliothek aus dem Drange der Bildung und Wiſſenſchaft vervollſtändigen, ſo wird die Majorität doch nur jene Schriften goutiren, die in Beziehungen zu dem Leben ſtehen und noch mehr die, die Scandal bezwecken. Unter der letzteren Vorausſetzung finden viele Journale, die anderwärts binnen Kurzem der öffentlichen Meinung erliegen würden, in Hamburg ein ausgedehntes Publicum.

Das gesellschaftliche Leben nun zeichnet sich außer durch das Obige auch noch durch einen gewissen kosmopolitischen Air des Hamburgers aus. Er ist viel gereist, hat viel gesehen, kann über viel mitsprechen, und weil er von Jugend her an einen practischen Blick gewöhnt ist, spricht er meistens verständig mit. Dazu kömmt der Wohlstand, der ihn Kunst und Wissenschaft wenigstens ohne Neid protegiren läßt. Man besitzt nämlich jene kosmopolitische Bildung, die diese Dinge nicht entbehren kann, und so viel Geld, um nicht kleinlich ihretwegen zu makeln, oder wohl gar einen Maßstab anzulegen, wie die Bureaukratie, die dem Erwerb der Kunst und Literatur mit scheelen Augen zusieht, und deshalb am Ende der Kunst selbst. Der hamburgsche Kaufmann wird schon aus dem Grunde die Kunst nicht nach Brod geben lassen, weil es seinem Stolz schmeichelt, derselben Brod zu verschaffen, weil er doch reicher ist, als die Kunst. Somit kann er sich auch ungetrübt an ihr erfreuen. Der kärglich bezahlte Beamte wird, wenn ihm nicht eben die Musen zur Seite stehen, vor lauter Berechnung und Mißgunst nie zu diesem Genuß gelangen.

Wenn Weber das Theater am Gänsemarkt besser in seinem Innern, als Aeußern nannte, so ist das Theater am Dammthor besser in seinem Aeußern, als Innern. Das sogenannte „Conversationsstück", das unter

Schröder und Schmidt dort einen Mittelpunkt fand und die hamburgſche Bühne zu einer deutſchen geſtaltete, hat dem großen Raume erliegen müſſen und dem Ungeſchmacke der Zeit, den man von dem neuen Gebäude nicht abwehren konnte. Man findet hier neben einigen vortrefflichen Fragmenten der alten guten Zeit viel Mittelgut unter den Darſtellern, und wo einſt Leſſing ſeine Dramaturgie als Maßſtab anlegte, richten heut zu Tage Freiſchütz und Originalien nach perſönlichen Motiven, oft nach den plumpſten. Dagegen iſt die Thalia, von Töpfer, ein umſichtiges, aber zu rückſichtvolles Theaterblatt, welches ſich im Uebrigen ſchon dadurch auszeichnet, daß es im anſtändigen Tone und sine ira redigirt wird. Töpfer iſt als Luſtſpieldichter renommirt, und ſo lange der moderne Geiſt, der eine Reform der Bühne beabſichtigt, ſich nicht mit dem Weſen und der Form derſelben verſtändigt, wird man den dramatiſchen Erzeugniſſen Töpfers die Anerkennung um ſo weniger verſagen dürfen, als ſie doch zum Theil Originalſtücke ſind und ein Publikum finden und — was mehr — dankbare Anerkennung der Schauſpieler, die allerdings in ihnen mehr glänzen, als der Dichter ſelbſt, der zudem eben ſo beſcheiden und anſpruchslos als ſolcher, wie als Kritiker iſt. F. L. Schmidt, der Mitdirektor des hamburgſche Stadttheaters, hat ſich als Dramaturg nicht weniger, denn als Luſtſpieldichter einen bedeutenden

Ruf erworben, den ihm auch die Jetztzeit nicht entziehen kann. Mag die Bühne dereinſt in größere und nationalere Beziehungen gerathen*), ſo wird doch Schmidt das Verdienſt bewahren, durch ſeine trefflichen „dramaturgiſchen Aphorismen" nicht allein dem Handwerk, ſondern auch der Kunſt gedient zu haben. Sein Luſtſpiel aber: „der leichtſinnige Lügner", das vor Jahren mit dem Preis gekrönt wurde, kann, im Vergleich mit einer neuerlichen Preisertheilung, zunächſt den Verfall der dramatiſchen Dichtung erklären. Ich wüßte kein älteres und neueres und vor allen Dingen kein neueſtes Luſtſpiel, das an Wahrheit, Humor, Charakteren, Situationen und Effect mit dem „leichtſinnigen Lügner" von Schmidt concurriren könnte. Neben Schmidt dirigirte einſt Lebrun, der als Schauſpieler ausgezeichnet iſt, als Bühnendichter aber ſchon deshalb alle Anerkennung verdient, weil er außer bewährten Originalen, bewährte Uebertragungen aus dem Franzöſiſchen der deutſchen Bühne vindicirte. Wenn man die heutigen Ueberſetzungsfabriken betrachtet, wird man den Werth Lebruns in der letzteren Hinſicht um ſo mehr würdigen.

Unter den Kirchen Hamburgs, die im Allgemeinen durch ein unmelodiſches holländiſches Glockenſpiel ausgezeichnet werden, ragt die große Michaeliskirche mit

*) Binnen Kurzem wird ſolches aber nicht geſchehen.

ihrem — ich möchte ſagen — proteſtantiſchen Style bedeutſam hervor. Sie gehört der neueren Baukunſt an, ſie iſt die einzige urſprünglich proteſtantiſche Kirche in Deutſchland, in welcher das myſtiſche Zwielicht gothiſcher Kunſt zum hellen Mittag verklärt wird. Die neue Paulskirche zu Frankfurt a. M. iſt in anderer Art ſchön, aber für Kirchen halte ich noch immer die gothiſchen Laubgewölbe, die die Verwandlung des urſprünglich waldfreien Gottesdienſtes in Stein ausdrücken, am geeignetſten. Die Majeſtät der Maſſen wird durch keine andere Baukunſt erſetzt. Indeß die gothiſchen Dome aus der Zeit der Hierarchie erfüllen nicht die Bedingungen des Proteſtantismus. Hier ſoll der Einzelne gehört werden, und in jenen ſprach Gott durch die Kirchenmuſik und den Geſang der Prieſter. Das Gebet des Letzteren ſieht der Katholik, kann er es nicht hören, er ſieht an den Bewegungen des Prieſters am Hochaltare gleich bei ſeinem Eintritte in die Kirche, wie weit derſelbe mit dem Gebete vorgerückt iſt, und ſchließt ſich nun ungehindert an. Alſo eine proteſtantiſche Kirche verlangt vor allen Dingen eine akuſtiſche Bauart, und die Michaeliskirche befriedigt, trotz ihres grandioſen Eindruckes, in dieſer Hinſicht vollkommen. Sie wurde von Sonnin entworfen, angefangen und vollendet, der noch im Spätalter die Genugthuung hatte, einen Fremden auf der höchſten Gallerie der Thurmſpitze

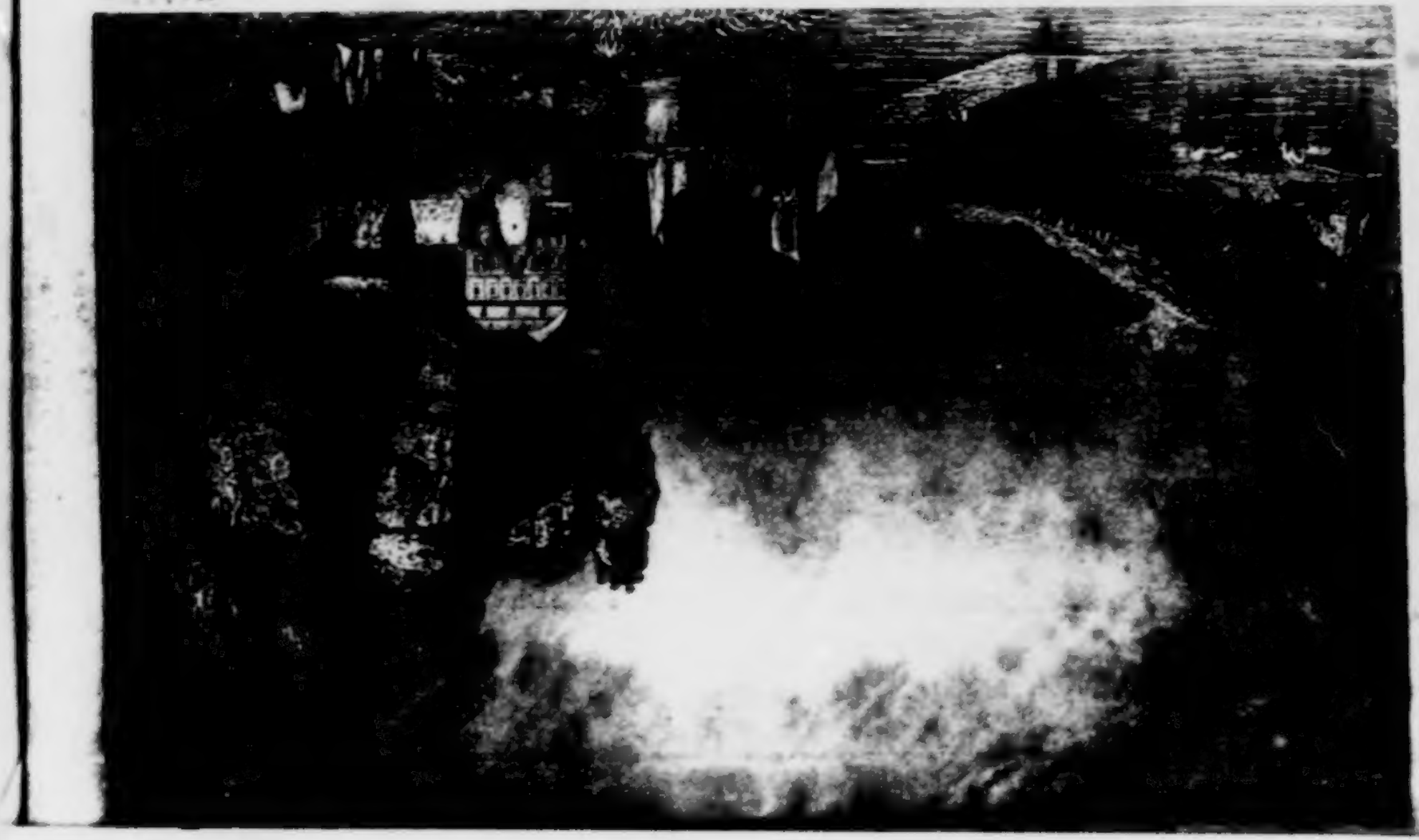
umher zu führen. Im Jahre 1751 begann Sonnin den Bau; im Jahre 1762 wurde derſelbe bis zum erſten Stockwerke des Thurms vollendet; im Jahre 1778 wurde erſt die Thurmſpitze aufgeſetzt. Die Emporkirchen, die zum Proteſtantismus gehören, erheben ſich amphitheatraliſch links von der Kanzel bis zur Halle des Altars, ſo daß ſie, ohne eine vollkommene Kreislinie zu bilden, ſich an den nord- und ſüdweſtlichen Pfeiler anſchließen. Da ſie mit dem Gebäude ſelbſt entſtanden ſind, ſo paſſen ſie in die Symmetrie deſſelben vollkommen. Die akuſtiſchen Vorzüge der Michaeliskirche ſchreibt man vorzüglich der Form des Kanzeldeckels zu. Er tritt nämlich etwas über das Pulpet hervor, ſo daß ſich die Stimme nicht ſogleich vor der Kanzel zerſplittert, ſondern zuſammengehalten wird und bis an die entfernteſten Sitze dringen kann. Die ganze Länge der Kirche von einer Mauer zur andern beträgt 246 Fuß; die größte Breite der Kreuzlinie 180. Bis zum Thurm iſt die Kirche 130 Fuß hoch. Sie iſt in Kreuzesform gebaut, aber die ſich zwiſchen den Pfeilern herumſchwingenden Emporkirchen geben ihr beinahe das Anſehen einer Rotunde. Das ſchwere Kirchendach wird nur von vier Hauptpfeilern getragen.

Die Militärverfaſſung Hamburgs ſteht gewiſſermaßen außerhalb der Republik, die ſie nur deswegen

organisirt hat, weil sie ein Mitglied des deutschen Bundes ist. An und für sich könnte Hamburg des Militairs füglich entbehren, da es keine Kriege mehr nach außen führt, und im Innern hinlänglich durch Bürgersinn und Bürgereintracht geschützt ist, wenn schon dann und wann Emeuten und Tumulte, die weniger die Republik, als die Einzelnen bedrohen, auflodern. Die Kriegsvölker, welche Hamburg dem Hansabunde zu stellen hatte, werden nun heut zu Tage durch ein Kontingent von 1400 Mann und durch eine Bürgerwehr von 10,000 ersetzt. Die letztere ist einfach und wohluniformirt, die erstere hat einen russischen Schnitt, was in einem Freistaate auffallen könnte. Dieses Contingent wird neuerdings durch Conscription vervollständigt, eine Einrichtung, die allerdings eine größere Garantie einschließt, als die Werbung gegen Handgeld, wie sie in Bremen stattfindet. Neben dem Militair sorgt das Nachtwächtercorps, welches uniformirt und in militairische Form gebracht ist, für die Ruhe der Stadt im engeren Sinne und für die Sicherheit von Haus und Hof. Die hamburgische Polizei aber, die der Sicherheit im Allgemeinen vorsteht, wirkt so liberal umsichtig und verständig, daß sie Keinen genirt — auch nicht einmal mit Pässen und Aufenthaltskarten — und doch Jeden beaufsichtigt, der nur irgend der Beaufsichtigung anheimfällt. In Dinge, die die Polizei

von Rechtswegen nichts angehen, in Haus und Hof und individuelle Freiheit, in Meinung und Wort mischt sich die hamburger Polizei nie.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.



Deutschland

und

die Deutschen

von

Eduard Beurmann.

Dritter Band.

Altona,
Verlag von Joh. Friedr. Hammerich.
1839.

Sieben und zwanzigſtes Capitel.

Oldenburg. — Allgemeines. — Territorialbeſchreibung des Herzogthums Oldenburg. — Charakter der Oldenburger. — Religiöſer Indifferentismus im Butjadinger- und Jeverlande. — Die Verfaſſung des Großherzogthums Oldenburg. — Geſchichtliche Rück- und Seitenblicke. — Der Herzog Peter Friedrich Ludwig und ſeine Regierung. — Der Großherzog Paul Friedrich und ſeine Regierung. — Regierung und Juſtiz des Großherzogthums. — Die Bewohner des Herzogthums. — Die Mundart. — Handel und Induſtrie. — Schifffahrt. — Der Elsflether Zoll.

Das Großherzogthum Oldenburg beſteht aus drei Beſtandtheilen, die nur durch den Namen zu einem Ganzen verbunden ſind, in der Geographie aber ſo unverhältnißmäßig aus einander liegen, daß ſich ein Birkenfelder keinen Begriff von dem Meere und ein Oldenburger keinen Begriff von dem Hundsrücken und dem Nahethal machen kann. Dort ſchleift man Achate, hier ſticht man Torf; dort herrſcht eine romantiſche Wildniß, hier, bis auf die Marſchgegenden, wo nicht nur das Rindvieh, ſondern auch die Menſchen ſehr cultivirt ſind, eine ſehr proſaiſche. Birkenfeld iſt bis auf den Wein

im Nahethal, unfruchtbar und durchaus nicht einladend, aber wer von dort zu den oldenburgſchen „Kraals“ gelangt, Wirthshäuſer für Stadt- und Landleute mit Kaffee, Bier und Branntwein und mit einem Tabaksqualm, der nur dann einigermaßen erträglich iſt, wenn die Witterung uns erlaubt, auf den hölzernen Bänken vor dem „Kraal“ Platz zu nehmen, wer oldenburgſche Naturſchönheiten und Ländlichkeiten kennen lernt, der wird denn doch der Meinung ſein, Birkenfeld im Wasgau müſſe für das Paradies von Oldenburg erklärt werden, hätte man nicht das Fürſtenthum Eutin, das ich bereits bei Holſtein als ein deutſches Arcadien geſchildert habe.

Ich ſpreche hier (mit Ausnahme der Verfaſſung des Großherzogthums) von dem gehörig abgeſchloſſenen und zuſammenhängenden Herzogthum Oldenburg mit 210,000 Einwohnern und einem Umfang von 100 Quadratmeilen, und werde Birkenfeld, das mit der Fruchtbarkeit des „Elsflethergolls,“ dem es wenigſtens zum Theil ſubſtituirt wurde, durchaus nicht wetteifern kann, am andern Orte ſchildern. Das Herzogthum Oldenburg, faſt ganz von Hannover arrondirt, iſt an der Weſer ungefähr das, was Holſtein an der Elbe iſt. Aber der fruchtbare Theil, durch Deiche gegen Weſer und Nordſee geſchützt, deren Geſammtlänge 33—34 Meilen beträgt, iſt nur ¼tel Theil, während ¾tel Theile

Haide, Moor und Moraſt ſind. Sandhügel und Sandebenen durchziehen die weite Fläche, die ſich im äußerſten Süden zu einem hügeligen Terrain erhebt; im Norden aber heißt man jene drei Anhöhen, die mit einem tüchtigen Anſatz, ohne Beſchwerniß des Athems, in einem Zuge überlaufen werden können, die Zwiſchenahner Berge. Was die Oſtſee an Pommern that, das hat die Nordſee in weit größerem Maße an Oldenburg gethan. Mit ihrer Hülfe wurde die dürftige Jahde zu einem Meerbuſen, auf deſſen Grunde, wenn nicht ein Vineta, doch ganze Kirchſpiele die Glocken läuten könnten, hätte man in Oldenburg Sinn für Poeſie. Biß aber die Nordſee von dem Feſtlande tüchtige Stücke ab, ſo hat ſie an andern Theilen eben ſo tüchtige Stücke angeſetzt. Der Boden liefert hier überhaupt den Beweis, daß einſt Meeresfluthen über demſelben ihr Spiel trieben. Ganz Oldenburg ſcheint meergeboren, aber es iſt ohne die Anmuth jener Göttin, die einen gleichen Urſprung hatte. Wollte man dieſen Landſtrich perſonificiren, ſo wär' er doch nur zu einem Siebtheile eine fette Säugamme, und das Uebrige allenfalls eine ägyptiſche Mumie, wie denn das Moor hauptſächlich nur Leichen friſch erhält, aber kein Leben, weder vegetabiliſches, noch animaliſches. Indeß dem geraden Sinn und der Ehrlichkeit, die man einſt den Chauken nachrühmte, ſind Torfmoore und Haiden gleich-

falls zu Statten gekommen. Es mochte den Oldenburgern bis zu den neuen Chauſſeen, die nun allenthalben angelegt werden, ſchwer ſein, mit dem Auslande jenſeits Delmenhorſt zu communiciren. Bremen war für die Meiſten die weiteſte Ferne, und wenn früher die ſandige zwiſchen Delmenhorſt und dieſer Stadt liegende Strecke von dichtem Walde und dichterer Wildniß eingefaßt wurde, die nur den dieſen Weg hüpfenden Eichhörnchen eine bequeme Straße von Baum zu Baum bot, Menſchen aber, die ſich zur Reiſe anſchickten, zu einem Abſchied von der Familie und häufig zu einem Teſtamente vermochte, ſo wird man einſehen, weshalb ſich jene Urſprünglichkeit der alten Chauken ſo lange erhalten konnte und ſelbſt zu einem Sprüchworte: „alter ehrlicher Kauz" wurde. Naturkraft, Gemüthlichkeit, Gaſtfreundſchaft dauerten bis auf den heutigen Tag in dieſer Abgeſchloſſenheit fort, und bemerkt man hier irgendwo moderne Schattirungen, ſo werden dieſelben hauptſächlich nur in der Stadt Oldenburg, wo die Beamten zum Theil den Ton angeben, in dem ehemaligen hannöverſchen Amte Wildeshauſen und in den ehemaligen münſtern'ſchen Aemtern Vechta und Kloppenburg, durch deren Anfall Oldenburg auch adelige Elemente erhielt, die bis dahin im Herzogthum Oldenburg gar nicht vorgefunden wurden, vorkommen. Der Luxus hingegen, den die Bauern in Jever- und Butjadinger-

land so gern zur Schau tragen, kann nicht wohl als eine Degeneration der Ursprünglichkeit angesehen werden; bei ihm erhielten sich die alten Tugenden, während die Civilisation mit ihm um sich griff. Wollte man hier eine Ausstellung machen, so würde nur der religiöse Indifferentismus anzuführen sein, der allerdings in Jever- und Butjadingerland *) zu Hause, jedenfalls aber mehr äußerlich, als innerlich ist. Während der Boden hier den Materialismus begünstigt, während die Bildung des Bauern hier in jeder Weise fortschreitet, blieb die Geistlichkeit in den alten Verhältnissen stehen. Sie lebt in Dürftigkeit und von der Civilisation und Cultur der übrigen Welt abgeschlossen, an welcher der reiche Bauer Theil nehmen kann. Was Wunder also, daß derselbe bald den Pastor übersieht und mit der Ehrerbietung gegen die Persönlichkeit auch die Ehrerbietung gegen die Kirche verliert, die von jener repräsentirt werden soll. Dieses Misverhältniß wird sich nur dann heben, bringt man die äußeren Verhältnisse der Pfarre in eine sorgfältigere Uebereinstimmung mit denjenigen des Bauern. Jetzt erzählt man sich die auffallendsten Anekdoten von der jeverschen und butjadingschen Geistlichkeit, die, wenn sie auch nur erfunden sind, doch den Zustand der Kirche zur Genüge bezeichnen, ich meine die rohe Abhängigkeit

*) Buten der Jahde, d. h. außerhalb der Jahde.

von dem Materialismus, der hier mit der Zeit klüger wurde, als die Wiſſenſchaft, die aus ſeiner Hand kärglichen Lebensbedarf erhält.

Die oldenburgſche Verfaſſung iſt monarchiſch — was nicht nur für das Herzogthum gilt, ſondern auch für die Fürſtenthümer. Ganz conſequent beſtehen nach dieſer Vorausſetzung Rechte der Exemten und Privilegirten, mit Ausnahme der Patrimonialgerichtsbarkeit, die nur hinſichts der Herrſchaft Varel und der „Herrlichkeit" Dinklage ſtattfindet. Den Grund dieſer kleinen und durch die Perſönlichkeit ihrer Regenten bisher glücklichen Monarchie und des Hauſes Oldenburg (Alte Burg) ſoll Wittekind gelegt haben. Nach dem Sturze Heinrichs des Löwen machten ſich die Archicomites (Arſegrewen) von Oldenburg frei und erweiterten ihre Beſitzungen durch glückliche Kriege mit Stedingern und Rüſtringern. Im Jahre 1448 beſtieg Graf Chriſtian I. von Oldenburg den däniſchen Thron, zu welchem er, nach dem Abſterben der Regenten aus Skiolds Stamm, von den Dänen durch freie Wahl berufen worden war. Wenn auch dieſe Berufung Zeugniß gibt von der groſſen Regentenpflanzſchule, die der deutſche höhere Adel von jeher hinſichts auswärtiger Throne unterhielt, ſo iſt ſie gleichfalls ein Beleg jener drückenden Verhältniſſe, die eben aus ſolchen Berufungen für die Einheit des deutſchen Reichs entſtanden. Graf Chriſtian I. von Olden-

burg gab Dänemark, Schweden und Rußland Regenten, aber Oldenburg wurde durch ihn wenn nicht factisch, doch im Geiste und in der Wahrheit von deutschen Interessen entfernt, von dem heiligen römischen Reiche, dessen Oberhaupt dem König von Dänemark ein Stein des Anstoßes war, eine Beeinträchtigung der Majestät, die mit der dänischen Krone über die Grafen von Oldenburg gekommen war. Jetzt wurde Oldenburg in dänische und russische Interessen verstrickt, für die deutsche Geschichte konnte es keinen zusammenhängenden Stoff mehr liefern. Im Jahre 1667, nach dem Tode des Grafen Anton Günther, der unter allen Regenten für die Wohlfahrt Oldenburgs am meisten gethan, der die Grafschaft gegen den dreißigjährigen Krieg gesichert, ihr die Herrschaft Kniphausen und den Elsflether Zoll erworben, insonderheit aber die Pferdezucht des Landes begründet und für alle Zeiten ausgebildet hatte, fiel sogar Oldenburg, nebst der Grafschaft Delmenhorst, die demselben 1647 zugekommen war, an die dänische Linie. Diese dänische Linie vertauschte 1773 die deutsche Grafschaft Oldenburg an den russischen Großfürsten Paul, der sie seinem Vetter dem Herzoge von Holstein-Gottorp und Bischofe von Lübeck abtrat. Russischen Tausch und deutsche Abtretung bestätigte der deutsche Kaiser, der hier nur Alles genehmigen, aber nichts hindern konnte, im Jahre 1776.

Zugleich wurde die bisherige Grafschaft zu einem H
zogthume erhoben, das bis auf den heutigen Tag
der jüngeren Linie des Hauses Holstein-Gottorp reg
wird, nachdem es von 1810 bis 1813 ein Bestandt
des französischen Kaiserreichs gewesen war, eine Uf
pation, die keinen deutschen Krieg zur Folge ha
aber zum Theil wenigstens den russisch-französisch
herbeiführte, weil die ältere Linie des Hauses Oldenb
nicht in diese Abtretung der Stammlande gewil
hatte. Aus Dankbarkeit für solche Theilnahme an
denburg errichtete der Herzog Wilhelm Peter Friedri
oder vielmehr sein Onkel und Vormund, der Adminis
tor des Landes*), Peter Friedrich Ludwig, eine russi
deutsche, oder vielmehr russisch-oldenburgsche Legion,
deren Spitze der jetzige Großherzog stand und die sich
der Schlacht bei Borodino durch Tapferkeit ausgezei
net haben soll.

Peter Friedrich Ludwig regierte nach dem Tode s
nes Neffen im Jahre 1823 in eigenem Namen, u
jetzt, wie zur Zeit der Administration, erfreute er sich d
Liebe seiner Unterthanen nicht weniger, als jener Ant
Günther, der den Fürstentitel ausschlug. Der nunmehri
Herzog schlug den Titel eines Großherzogs aus. Ab
nicht allein die umsichtigen Vorkehrungen, die Pet

*) Peter Friedrich war gemüthskrank.

Friedrich Ludwig hinſichts der Cultur des Landes und der Bildung ſeiner Bewohner traf, erwarben ihm die Liebe ſeiner Unterthanen. Vor allen Dingen vermittelte ihn ſeine Popularität mit den Einzelnen. Somit durfte man den höchſten und kleinſten Maßſtab an ihn anlegen, den Maßſtab des Regenten und der Perſönlichkeit, und der Herzog entſprach den Anforderungen des Staatsmannes, wie des Geringſten ſeiner Unterthanen, der ſich nicht zu jenem Höheblick erheben konnte. Wenn die ſämmtlichen Landesſchulden ſchon im Jahre 1818 getilgt worden waren, wenn die Staatsabgaben durch des Herzogs weiſe Regierung zu den niedrigſten in Deutſchland gehörten, dann mag man ſich die allgemeine Trauer erklären, die über Oldenburg kam, als im Jahre 1829 der Herzog das Zeitliche ſegnete. Oldenburg war unter ſeiner Regierung zu dem glücklichſten Ländchen geworden. Er hatte es nach Kräften dem Fortſchritte und der Entwickelung des Jahrhunderts angepaßt; nur eine ſtändiſche Verfaſſung blieb zu wünſchen übrig. Aber die Oldenburger wünſchten dieſelbe nicht früher, als in dem verhängnißvollen Jahre 1830, und auch jetzt wünſchten ſie ſie nur, was einzelne oldenburgſche Staatsmänner jedoch nicht abhielt, Mäßigung zu empfehlen und noch bevor irgend ein Schritt geſchehen war, die Oldenburger zu ermahnen, ſie möchten ihre Anſprüche nicht zu hoch ſtellen. Dieſe, genügſam,

gläubig und hoffnungsvoll, wie ihre Vorfahren, di
alten Chauken, ſtellten gar keine Anſprüche und beruhig
ten ſich vielmehr hinſichts der Conſtitution bei dem in de
„Oldenburgſchen Anzeigen“ abgedruckten Verſprechen
daß man eine ſolche erhalten ſolle, und bei dem erſte
Schritte zu einer Volksvertretung, einer freiſinnigen Ge
meindeordnung, die die ſogenannten Gemäßigten zufrieden
ſtellte und die Erwartungen der Ultragemäßigten ſogar noch
übertraf. Statt der Conſtitution hatte man ja einen eben
ſo umſichtigen und für das Wohl ſeiner Unterthanen be
ſorgten Regenten erhalten, wie Peter Friedrich Ludwig
ein ſolcher dem Lande geweſen war. Der Großherzog
Paul Auguſt ſetzte das Werk des Vaters fort. Er baute
Chauſſeen, vervollkommnete das Militair und nahm ſich
auch neuerlich des Schulweſens mit demſelben Eifer an,
wie ſein Vater. So iſt unter Anderm von ihm das
Gymnaſium in Jever, das bis jetzt noch, beſonders in
Betreff der Beſoldung des Lehrperſonals, im ſechszehn-
ten Jahrhundert ſtand, in Parallele mit dem neunzehn-
ten gebracht werden. Der Unterricht wurde erweitert
und Lehrer der franzöſiſchen Sprache und Mathematik
wurden angeſtellt, eine Vervollkommnung, die ander-
wärts kaum der Erwähnung werth ſein würde, die aber
in Jever, wo Rindvieh und Butter von jeher beſſer ge-
dieben, als jede andere Cultur, beachtungswerth er-
ſcheint. Indeß nicht nur im Staatsleben unterhält der

Großherzog die Sympathien, die die Oldenburger der Regierung ſeines Vaters angedeihen ließen, ſondern auch im Privatleben. Man rühmt ſeine vortrefflichen Eigenſchaften als Familienvater, ſeine milde Perſönlichkeit, ſeine Herablaſſung, ſeinen Kunſtſinn. Wenn ſein Vater, obwohl einer der reichſten Fürſten, aus Oekonomie, aus etwas beſchränkter Oekonomie kein Theater in Oldenburg geſtattete, ſo hat der Großherzog dafür nunmehr ein Hoftheater ins Leben gerufen, das durch ein treffliches Enſemble mit den beſſeren deutſchen Bühnen concurriren ſoll und viele achtbare Namen unter den Mitgliedern zählt.

Der Hofſtaat des verſtorbenen Herzogs beſtand hauptſächlich aus ihm ſelbſt; der des Großherzogs beſteht aus fünf dienſtthuenden Ober-Hof- und Hofchargen: einem Oberſchenk, Oberkammerherrn, Hofmarſchall, Hofſtallmeiſter und Viceoberhofmeiſter, dem Kammerherrn-Stab aus dreizehn Kammerherren und drei Kammerjunkern, dem Hofmarſchall-Stab, Hofſtallmeiſter-Stab, der Hofverwaltung zu Eutin und der Hofintendantur. Alſo Chargen und Stäbe in Hülle und Fülle. Aber nichtsdeſtoweniger lebt der jetzige Regent ſo einfach, wie ſein Vorgänger. Auch ſeine Familie iſt nur ein Beſtandtheil der großen Familie, die die Reſidenz bildet. Wie hier jeder weiß, was in des Nächſten Hauſe vorgeht, ſo iſt man auch über die inneren Verhältniſſe des Schloſſes

unterrichtet. Paul Friedrich ſteht in den freundlichſten Beziehungen zu ſeinen Unterthanen und ertheilt häufig beim Billardſpiel, das er leidenſchaftlich liebt und mit ſeiner Gemahlin ſpielt, Audienzen. Man ſieht alſo, die Etiquette iſt auch dem Großherzog nur Form, die ausnahmsweiſe angewendet wird. In der Regel läßt derſelbe ſeine Unterthanen in väterlicher Weiſe ſelbſt an den innigſten Beziehungen ſeines Hauſes Theil nehmen. Wer erinnert ſich nicht jenes harmloſen Balles, den der Regent zur Feier der Vermählung ſeiner Tochter mit dem König von Griechenland den Oldenburgern im Schauſpielhauſe veranſtaltete. Ausſchmückung und Bewirthung gingen vom Hofe aus, aber alle Welt war zur Theilnahme an einem Feſte eingeladen, bei welchem die großherzogliche Familie nicht nur zugegen war, ſondern auch den Mittelpunkt bildete. Hofchargen und höchſte Beamte mußten ihre Herablaſſung nach demſelben Maßſtabe einrichten, und die Oldenburger ſprechen noch heute mit Emphaſe von einem Ball, auf welchem der Miniſter von Berg mit ſeinem Schuſter, oder Schneider aus derſelben Flaſche vortrefflichen Rheinwein trank.

Das höchſte Staatscollegium iſt das großherzogliche **Staatsminiſterium**. Unter demſelben ſtehen wenigſtens mittelbar: die Regierung (die oberſte Adminiſtrativbehörde, in welcher alle Verwaltungszweige zuſammentreffen); das O.-A.-Gericht; die Juſtizkanzlei; das

Consistorium, (die Behörde für alle geistliche, Schul- und Ehesachen der Protestanten;) das bischöfliche Officialat zu Vechta; die Kammer, (die Behörde für das ganze Finanzwesen und Alles, was mit dem Vermögen, den Einnahmen und Ausgaben des Staats in Verbindung steht.)

Das Herzogthum Oldenburg ist in sieben Kreise getheilt, deren jeder eine bestimmte Anzahl Aemter, und diese wiederum eine bestimmte Anzahl Kirchspiele umfassen. In jedem Kreise besteht ein Landgericht; dem Amte steht ein Amtmann vor, dem Kirchspiele ein Kirchspielvogt. Außer den Aemtern, die die erste Instanz in allen Rechtssachen bilden, während die Landgerichte die zweite, die Justizcanzelei die dritte, bestehen in vier Städten Stadt- und in Varel und Dinklage ausnahmsweise Patrimonialgerichte. Für Sachen der willkürlichen Gerichtsbarkeit ist der Amtmann die erste Behörde. Das Obervormundschaftsamt gehört zum Ressort der Landgerichte. Für das Hypotheken- und Ingrossationswesen existirt ein besonderes Centralbureau in Oldenburg. In peinlichen Sachen liegt dem Amtmann die erste Untersuchung ob, dem Landgerichte die zweite; die Justizcanzelei spricht demnächst das Erkenntniß aus.

Im Fürstenthum Eutin*) besteht eine Regie-

*) Siehe Holstein.

rungs- und Justizcanzelei, als höchste Verwaltungs- Justiz- und Polizeibehörde, ein Consistorium, eine Rentkammer für das Finanzwesen und ein Generaldirectorium für das Armenwesen. Der Magistrat zu Eutin und sechs Aemter bilden die unteren Gerichte.

Im Fürstenthum Birkenfeld *) ist die Regierung die höchste Verwaltungs- und Justizbehörde. Drei Aemter versehen die Jurisdiction in erster Instanz.

Wenn diese Staatseinrichtung an großen Mängeln leidet, die besonders in einzelnen Fällen durch die Vereinigung der Verwaltung und Justiz hervortreten, so ist Birkenfeld besonders in Rechtssachen über die Maßen erschwert. Man muß sich nämlich in allen Processen, die die Summe von 200 Gulden übersteigen, in dritter Instanz nach Oldenburg wenden, wo in einer Entfernung von hundert Meilen über Verhältnisse entschieden wird, die den Richtern in Oldenburg in ihren lebendigen Beziehungen in keinerlei Weise bekannt sein können. Berücksichtigt man nun noch das Amalgam von Rechtsprincipien, das der Justiz im Fürstenthume Birkenfeld zum Grunde liegt, so wird man um so mehr über eine Einrichtung erstaunen, die kaum etwas Anderes sein kann, als ein argumentum ad hominem des alten fiat justitia et pereat mundus. Birkenfeld, als zum vor-

*) Siehe die preußische Rheinprovinz.

maligen Saardepartement gehörig, war nämlich der Wohlthat des franzöſiſchen Geſetzbuchs theilhaftig geworden. Da daſſelbe, wo es einmal eingeführt, in Leib und Blut des Volks überging, wie jedes Geſetz, das im Leben fußt und nicht in Formeln und todter Logik, ſo mochte man es wahrſcheinlich nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten und erfand nun einen vollſtändigen Häringsſalat des Rechts für Birkenfeld, mit folgenden Ingredienzien: dem Code Napoleon mit einigen Lücken und Abänderungen, dem oldenburgſchen Landrecht, dem gemeinen Recht, wie es vor der Auflöſung des deutſchen Reichs beſtand, der alten Proceßform im bürgerlichen Proceß, dem oldenburgſchen Strafgeſetzbuch im Ganzen und dem vierten Theil des franzöſiſchen Strafgeſetzbuchs, inſofern er dem oldenburgſchen nicht widerſpricht. Gott weiß, ob dieſe ſeltſame Miſchung nur quantitativ iſt, oder ob hier auch die Qualität der verſchiedenen Beſtandtheile in Betracht gezogen iſt. Mir aber ſcheint hier doch kein anderes Verhältniß ſtattzufinden, als im beſten Falle das eines Kochbuchs: auf ſo viel Löffel Oel ſind ſo viel Löffel Eſſig zu rechnen, im ſchlimmern gar das eines Krankenrecepts. Es hilft, ſo Gott will, und die Birkenfelder können von ihrem Rechte halten, was jener Arzt von den Krankheiten. Der Kranke und ſeine Krankheit befinden ſich nämlich in einem finſteren Zim-

mer, und der Arzt tritt, mit einem Prügel bewaffnet, in daſſelbe und ſchlägt wie toll um ſich her. Trifft er die Krankheit, ſo erfüllt er ſeinen Zweck, trifft er den Kranken, nun ſo tröſtet er ſich und denkt im anderen Falle die Krankheit zu treffen.

Die Bewohner des Herzogthums ſind zum Theil Niederſachſen, Abkömmlinge Wittekinds, zum Theil Frieſen, im Saterlande, und Angeln, auf der Inſel Wangeroge. Die Majorität ſpricht die plattdeutſche Sprache, und ſelbſt das Hochdeutſche wird hier plattdeutſch geſprochen, d. h. breit, aber nicht mit jener leichten und weichen Anmuth, die dieſen breiten Charakter im Munde des Mecklenburgers ſo anziehend macht. Die Breite der oldenburgſchen Mundart iſt wie die Marſch an der Weſer und Jahde: der Wohllaut der hannöverſchen Mundart verſinkt hier in den Schlamm der oldenburgſchen: die ſcharfe Betonung des Hannoveraners wird in dem Munde des Oldenburgers breitgeſchliffen, aus dem feinen hannöverſchen Sylbenfuß wird hier ein grober oldenburgſcher. Wo der hintritt, da wächſt kein Gras. Am widerſpenſtigſten erweiſet ſich dieſe Mundart bei den Weibern, ich ſollte ſagen bei den Damen. Sie werden jedenfalls am ſchönſten ſein, wenn ſie ſchweigen, oder man muß ſich an die Mundart gewöhnen, was inſonderheit dem Süddeutſchen ſchwer fallen wird. Iſt aber die Mundart unerträglich, ſo iſt

der Mund der Oldenburgerinnen meiſtens einladend: hinter ſchwellenden, roſigen Lippen lauſchen weiße Zähne, die beim Sprechen ungern Verſtecken ſpielen. In gleicher Weiſe hat auch die geſunde Atmoſphäre — bis auf den Höhenrauch, der nicht nur in Oldenburg, ſondern auch im nördlichen Hannover die wenigen Reize des dortigen Frühlings verkümmert — den übrigen Körper gehoben. Feine Züge findet man hier nicht, aber die Geſundheit ſtrahlt von den rothen Wangen und wiegt ſich auf dem üppigen Buſen der Weiber. Auch die Oldenburger ſind ein Menſchenſchlag, und an Bildung überragen ſie leicht Mecklenburg und Holſtein, weil in Oldenburg wohl Privilegien und Rechte der Exemten exiſtiren, aber wenig Privilegirte und Eximirte ſelbſt. Die Induſtrie, die Mecklenburg und Holſtein entbehrt, iſt in Oldenburg lebhaft. Im Kirchſpiele Zetel allein gibt es dreihundert Weberſtühle, und Vechta und Kloppenburg, die auch mit Adel geſegnet ſind und dem müſſigen Fremden in keiner Weiſe Intereſſe gewähren werden, ſollen allein aus wollenen Strümpfen, die hier Männer und Weiber ſtricken, jährlich an 100,000 Thlr. gewinnen. Die Weißgerbereien zu Wildeshauſen ſind berühmt. Die Ziegelbrennereien und der Schiffbau im Oldenburgſchen dienen nicht nur dem Lande ſelbſt, ſondern auch Bremen und Hannover. Diejenigen Einwohner aber, die zu keiner Induſtrie in Olden-

burg gelangen können und die eben ſo wenig auf den Ertrag von Grund und Boden angewieſen ſind, gehen in Heereszügen als Schnitter nach den Niederlanden und als Matroſen in alle Welt. Wo Haide iſt, unterhält man Schaafe und Bienen. Wo Fluß und Meer, cultivirt man den Fiſchfang. Die oldenburgſchen Fettaale ſind weltberühmt. Die Pferdezucht, die Graf Anton Günther während ſeiner 65jährigen Regierung für alle Zeiten feſtſtellte, blüht in den Marſchen der Weſer, Jahde und Nordſee, und der ſechsſpännige Pferdezug, den die Jeveraner der Königin von Griechenland als Brautgeſchenk verehrten, ſoll ſo ſtattlich geweſen ſein, daß jedes Pferd dem Pegaſus des klaſſiſchen Bodens zum Modell dienen kann. In Jever gibt es nur einen Dichter: T. T. Frieſe, der aus der Hippokrene trank, aber die jeverſche Pferdezucht iſt die wahre Poeſie von Jever: alle Roſſe ſcheinen hier aus der Quelle ihres griechiſchen Ahnherrn getrunken zu haben und die Pferdebauern mit ihnen. Was Wunder alſo, daß man einen Namen überſah, der vielleicht in der Literaturgeſchichte einen Platz gefunden, hätte Frieſe nicht eben in Jever gedichtet, wo nur die Pferde und das Rindvieh poetiſch ſind. Berühmter als er wurden die Pferdehändler Chriſtians und Söhne, die für die erſten Roßkämme in Europa gelten. Eben ſo berühmt wurde der Getraidehändler Georg, zu Ruſterſiehl im Jeverlande. Ge-

wiß, Oldenburg iſt ein glückliches Ländchen: Gott und die von Seiner Gnade wirkten gleichmäßig für den Flor des Herzogthums, das allen Staaten zum Muſter dienen kann. Auch iſt bis jetzt noch kein Oldenburger aus den Haiden und Torfmooren nach Amerika ausgewandert. Der Höherauch und die fahlen Nebeltage haben hier noch Keinem den deutſchen Frühling in dem Grade verkümmert, daß er einen Erſatz zu ſuchen ginge in fremdem Welttheil, wie die Anderen aus dem Süden, aus der ſtrahlenden und reinen Atmoſphäre der Berge, aus der Freude und dem ewigen Jugendalter der Natur.

Wenn die oldenburgſche Schifffahrt übers Meer durch die Nähe der Hanſeſtädte beſchränkt wird, ſo hat man ſich hinſichts derſelben beſcheidener, aber nicht weniger ergiebig ausgebreitet. Die Wattenfahrt der Nordſee iſt meiſtens in den Händen oldenburgſcher Schiffe von ein bis zwei Maſten und zwanzig bis vierzig Schiffslaſten, und Hunte, Jahde und Weſer vermitteln ſich mit dem Welthandel mittelſt oldenburgſcher Leichterſchiffe, oder Kähne, die die größeren Laſten nach den für Seeſchiffe bequemen Häfen von Vegeſack, Elsfleth, Bracke und Bremerhafen befördern und an die Mündung der Flüſſe.

Viel verlor Oldenburg durch die Aufhebung des Elsflether Weſerzolls, der dem Herzogthum jährlich an 40,000 Thaler eintrug und der mit dem fortwährenden

Aufſchwung des Weſerhandels zugenommen haben würde. Er ſollte bereits im Jahre 1802 aufhören, wurde jedoch erſt im Jahre 1820 durch die raſtloſen Bemühungen des bremiſchen Bürgermeiſters Smidt beſeitigt, eine Beſeitigung, die der verſtorbene Herzog hinſichts Bremens ſo übel aufnahm, daß in der Folge, während ſeiner Regierung, mancherlei Colliſionen zwiſchen der freien Hanſeſtadt und den oldenburgſchen Uferbehörden ſtattfanden. In neuerer und neueſter Zeit dagegen hat man beiderſeitig alle Vortheile eines freundlichen Einverſtändniſſes der Nachbarſtaaten begriffen.

Acht und zwanzigſtes Capitel.

Oldenburg. (Schluß.) — Die Herrſchaft Kniphauſen und der Graf von Bentink. — Das Saterland. — Die Inſel Wangeroge. — Dangaß. — Varel, Herrſchaft und Flecken. — Sengwarden und die Geiſtlichkeit in Kniphauſen und Varel. — Der Kreis Jever. Die Stadt Jever. Die Jeveraner. — Die Stadt Oldenburg. Geſellſchaftliche Zuſtände. Bildung. Berühmte Namen und literariſche Notabilitäten. Aeußeres der Stadt und Umgebungen. — Allgemeines über Land und Sitten. — Kirchliche Einrichtung. — Unterrichtsanſtalten.

Außer den ſieben Kreiſen umfaßt das Herzogthum Oldenburg die an der Jahde liegende Herrſchaft Kniphauſen, die einen achten Beſtandtheil bildet, aber unter auffallenden Bedingungen. Die Grafen von Bentink, die auch die edle Herrſchaft Varel im oldenburgſchen Kreiſe Neuenburg unter großherzoglicher Landeshoheit beſitzen, ſind noch bis auf den heutigen Tag, hinſichts Kniphauſens, „des heil. röm. Reiches Grafen und Souveraine von In- und Kniphauſen," nur iſt der Großherzog von Oldenburg an die Stelle des Kaiſers getreten. Die am 8. Juni 1825 zwiſchen dem Herzog von Oldenburg und dem Grafen von Bentink unter

Garantie des deutſchen Bundes abgeſchloſſene Vereinbarung gibt nämlich die Landeshoheit der Grafſchaft ganz in derſelben Weiſe und mit den perſönlichen Vortheilen, wie ſolche vor der Auflöſung des deutſchen Reichs der gräflichen von Bentink'ſchen Familie zuſtand, dieſer von Neuem anheim. Dagegen ſoll die Oberhoheit durch den Großherzog von Oldenburg in der Weiſe ausgeübt werden, wie ſie früher von Kaiſer und Reich verwaltet wurde. Dieſes mittelalterliche Verhältniß, in Folge deſſen die Oldenburger ihren Großherzog — ſei es aus Scherz, oder um ihn doch irgendwie wegen der entzogenen Souverainität von Kniphauſen zu entſchädigen — Kaiſer von Kniphauſen nennen, mag auch wohl die Veranlaſſung geweſen ſein, daß der Vetter des regierenden Grafen, wegen Succeſſionsſtreitigkeiten*), den gewaltſamen Weg vorzog. Er fiel 1836 mit einem bewaffneten Haufen in die Grafſchaft ein, um die kürzere Entſcheidung der Eroberung zu verſuchen. Allein die Kniphäuſer waren nicht nur ſo tapfer, wie die vierhundert Pforzheimer, ſondern auch glücklicher. Sie ſchlugen den Prätendenten zurück, ohne daß von irgend einer Seite ein Mann blieb.

Der Graf von Bentink hat das Recht einer beſon-

*) Die Mutter des regierenden Grafen war nicht pur-sang; indeß ſtarb ſie im Ehebette.

deren Flagge. — Hinsichts der Justizpflege steht er natürlich in dem alten Reichsverhältniß der Unmittelbaren; jedoch ist an die Stelle der Reichsgerichte das O.-A.-Gericht in Oldenburg getreten. Das Contingent von eilf Mann dagegen wird nach dem durch die Bundesmatrikel für die souverainen Fürsten erlassenen Maßstab gestellt und gehört zur oldenburgschen Brigade. Demnach muß der Graf von Bentink die Geldbeiträge jährlich in die Kasse des Großherzogthums zahlen; und wenn auch die Aushebung der Mannschaft ihm überlassen ist, so geschieht doch die Beurtheilung der Fähigkeit nach oldenburgschen Gesetzen.

Ist die Herrschaft Kniphausen also ein wohlerhaltenes Bruchstück der alten Reichsverfassung*), so ist das Saterland ein ziemlich erhaltenes Bruchstück der alten friesischen Freiheit. Es liegt im Nordwesten des Kreises Kloppenburg und umfaßt eine Strecke von fünf Stunden Länge und zwei Stunden Breite, mit 2000 Einwohnern. Während Dithmarsen in Holstein, auch ein friesischer Ueberrest, die alten Gewohnheiten und Gerechtsame doch in mancher Hinsicht an dem Materialismus, welchen der Boden begünstigte, abschliff, hat sich

*) Graf Anton Günther vermachte sie testamentarisch seinem legitimirten Sohne, dem Grafen von Aldenburg, dem Stammvater des Bentink'schen Hauses.

die Freiheit im ſterilen Moor des Saterlandes ſo friſch und jugendlich erhalten, als ſolches das europäiſche Gleichgewicht und die deutſche Bundesacte geſtattet. Freilich erhielt ſich die Freiheit der Saterländer auch nur deshalb ſo gut im Torfmoore, weil ſie nicht viel mehr als eine Leiche war, weil ſie wenigſtens nirgends in lebendigen Beziehungen zum Auslande ſtand. Man ließ den Saterländern ihre Freude, wie man es gern in abgeſchloſſenen Bezirken, die in das Jahrhundert ſo wenig eingreifen, als dieſes in ſie, beim Alten läßt. Intereſſant aber bleibt nichts deſtoweniger das Saterland. Es liegt im Amte Friſoyta an der Söſte, das uns bereits mit frieſiſchem Klange entgegentritt, und iſt in drei Kirchſpiele getheilt: Schaarle, Ramslohe und Strikklingen. Amt und Kirchſpiele ſind oldenburgſche Eintheilungen, aber die zwölf Bürgermeiſter, die in der Volksverſammlung von Ramslohe gewählt werden, ſollen, nach Hoche, zuſammen nur achtzehn Thaler Beſoldung ziehen, eine Gratification, die wenigſtens darthut, daß der Senat der freien Städte Deutſchlands noch mäßiger ſalarirt werden könnte. Neben den Bürgermeiſtern verwalten Schuttenmeiſter und Bauernrichter die Juſtiz; denn der Amtmann zu Friſoyta und der Kirchſpielsvogt zu Ramslohe miſchen ſich nur ausnahmsweiſe in die inneren Angelegenheiten des Saterlandes, d. h. nur in ſo weit, als Steuern zu erheben

und die Verhältnisse des Ländchens zum Großherzogthum zu ordnen sind. Lange Zeit waren die Saterländer frei von allen Abgaben; aber schon in der Fehde mit den Grafen von Tecklenburg (1225), die auch Kloppenburg besaßen, verloren sie die Freiheit im weitesten Sinne und mußten jährlich einen Tribut von 4½ Tonne Butter leisten — eine Prästation, die bei dem dürftigen Boden sicherlich nicht für unbedeutend gelten konnte. Dieser Boden ist nämlich nur Moor und schwankend, so daß er selbst beim Heumachen — wo Wagen und Pferde nothwendig sind — mit leichtem Fuhrwerk von unbeschlagenen breiten Schienen und mit beschuhetem Gespann*) befahren werden muß. Asphalt und Salpeter stören hier nicht nur die Vegetation, die sich auf einigen Buchwaizen und Obst beschränkt, sondern auch die Quellen, die nach Schwefel riechen und schmecken. Ganz im Einklang mit dem Boden steht die Lebensweise. Häuser gibt es hier nicht, und die strohgedeckten Hütten entbehren des Rauchfanges, eine Einrichtung, die nur den Schinken zu Gute kömmt. Diese wetteifern an Rauch mit den westphälischen, aber nicht an Fleisch. Das Feuer, das selbst in heißen Sommertagen den ganzen Tag unterhalten wird, bildet den Mittelpunkt des Hauses und der Familie. Der einzige Schmuck der

*) Die Pferde erhalten Bretter unter dem Huf.

Hütte ſind die glänzenden Zinnſchüſſeln, die überhaupt als Maßſtab ſaterländiſcher Reinlichkeit angeſehen werden können, denn Weſtphalen, das auf dem Höhepunkt der Schweinezucht ſteht, hat keinen Einfluß auf Saterland ausgeübt. Dieſem kam vielmehr mit dem holländiſchen Genever auch holländiſche Reinlichkeit zu. Den Pumpernickel aber wird man bereits in Saterland vortrefflich finden, und die Gaſtfreundſchaft iſt ganz die alte, denn hier gibt es keine Wirthshäuſer. Freilich gibt es auch in Saterland keine Reiſende, und jene Tugend wird höchſtens von Neugierigen, die nicht ſehr bequem ſein dürfen, in Anſpruch genommen. In dieſem Falle aber reiſet man nirgends wohlfeiler; denn als ich im Jahre 1819 auf einer Schulferienreiſe nach Oſtfriesland den beſchwerlichen Weg über Saterland wählte, wies man mit großem Unwillen den Zehrpfennig zurück, den ich freigebig und nach dem Grundſatze: Standesgenoſſen zahlen nach Belieben, für Zehrung in einer Hütte dem gaſtfreundlichen Bewohner anbot. Der Branntwein, der auch hier Eingang fand, hat allerdings die Einfachheit der Sitten nicht gefördert, aber man hält nichtsdeſtoweniger an einen Brau geſunden Bieres, und eine kalte Schaalen-Viſite iſt auch heutigen Tages die größte Feſtlichkeit. Somit mag man den Branntwein wegen der kalten Nebel und der feuchten Atmoſphäre, die ſich nothwendig aus Moor und

Moraſt entwickeln muß, entſchuldigen. Trunkenheit iſt im Saterlande, das auf Fleiß und Arbeit mehr als irgend ein anderes Ländchen angewieſen iſt, noch nicht in Laſter ausgeartet. Daß aber der Kaffee, den man hier, wie allenthalben auf dem platten Lande von Oldenburg, Oſtfriesland und dem nördlichen Hannover, aus holländiſchen auf reichliches Maß eingerichteten Meſſingkannen trinkt, Bedürfniß wurde, mag man, wie allenthalben in den norddeutſchen Uferſtaaten, aus der Bequemlichkeit und Wohlfeilheit der Colonialwaaren erklären.

Die Saterländer ſind — wie geſagt — ein altfrieſiſcher Volksſtamm, und im Allgemeinen redet man unverfälſchtes Frieſiſch und nur mit Fremden Plattdeutſch. Woher die Bezeichnung Saterländer? iſt leider ein philologiſches Problem geworden. Hätte man nicht etymologiſch, ſondern hiſtoriſch bei dieſer Unterſuchung verfahren, ſo würde die Ableitung von den Sagelter Frieſen, die den Urſprung der Saterländer bezeichnen, nahe gelegen haben. Im Volksmunde aber klingt die Ableitung ſehr wohl, welche einen gefangenen Saterländer zu dem Grafen von Tecklenburg ſagen ließ: das Land iſt frei. Der Graf verſtand nicht frieſiſch und fragte deshalb Einen ſeiner Umgebung, was der Kerl ſage? die Antwort war: er saat, eer Land is fry *), wo-

*) Er ſagt, ihr Land ſei frei.

nach die Saterländer freilich noch beſſer Freiländer
nannt ſein würden. Ihre Tugenden liegen — wie
ſagt — an der Iſolirung: Luxus und moderne Einflü
konnten hier kaum an den alten Gewohnheiten nag
geſchweige denn ſie vernichten. Keuſchheit, ehelic
Treue, Familienleben, mit einem Worte alle
ſprünglichkeiten der chriſtlichen Geſellſchaft konnten
ſolcher Umgebung, unter ſo reinen und unverfälſch
Vorausſetzungen nicht wohl ausarten. Man ſoll ſie
Saterlande in einer Weiſe vorfinden, die von entſ
ſiaſtiſchen Reiſenden für vollkommen erklärt werden
Wenn aber die Weiber im alten germaniſchen Sin
dem Haushalt verſtehen, während die Männer im n
dernen die Geſchäfte in Ellerbruch, Leer, Embden u
in dem Auslande, ſo weit es den Saterländern zu Hü
kommen muß, verſehen, ſo mag ſich aus den auswä
gen Beziehungen allerdings ein gewiſſes Mißverhält
ergeben haben. Köhli nennt in ſeiner „Hiſtoriſch-ſtatiſtiſ
geographiſchen Beſchreibung des Herzogthums Old
burg" die Saterländer „tüchtige Proceßkrämer über K
nigkeiten," ein Vorwurf, der, wenn er wahr iſt, all
dings aus jenen auswärtigen Beziehungen und
früheren Abgeſchloſſenheit hergeleitet werden ka
Je argloſer die Saterländer mit dem Auslan
verkehren mochten, deſto empfindlicher mußten ſie v
Uebervortheilungen getroffen werden. Und ihre

dung*) ſtand nicht auf dem Grade, daß ſie hier Wahres von Falſchem ſondern und nicht dem Argwohne verfallen konnten, der, je geringer die Einſicht, deſto gewaltiger um ſich greifen mußte. Hätten die alten Deutſchen nicht die römiſchen Anwälte mit ihrer Urkraft im Teutoburger Walde todtgeſchlagen, wer weiß, ob ſie nicht eben ſo „tüchtige Proceßkrämer über Kleinigkeiten“ geworden wären, wie die Saterländer, die freilich den oldenburgſchen Advocaten keine frieſiſche Urkraft entgegenzuſetzen hatten.

Stammen die Saterländer von Friesland ab, ſo bekundet die Wangerooger Mundart eine Abſtammung von den Angeln, obwohl die Bezeichnung jener Inſel rein plattdeutſch iſt. Wangerooge heißt nämlich Auge der Wangrier**) und iſt von dem Feſtlande nur durch das Watt getrennt. Die Inſel gehört zum Kreiſe Jever und umfaßt in der Länge eine Stunde, in der Breite nur einachtel Stunde. Das Auge der Wangrier wird heut zu Tage durch die Feuerbake vertreten, die den die Jahdemündung ſuchenden Schiffen

*) Der Katholicismus, der hier an die Stelle des Proteſtantismus trat, hat demungeachtet die rohe Urſprünglichkeit angenommen.

**) Wangerland war ein Theil von Auſtringen im weiteren Sinne, das die frieſiſchen Elemente im Gegenſatze zu den ſächſiſchen umſchloß.

leuchtet, und die Inſel iſt für Fremde, außer durch ihre zweihundert Bewohner und Auſtern, auch durch ein Seebad intereſſant, das freilich nicht mit Norderney die Concurrenz aushalten kann. Man darf hier natürlich keine Vegetation ſuchen, aber die Wangerooger Auſtern ſtehen den holländiſchen nicht nach und würden den Bewohnern mehr als einen kärglichen Unterhalt gewähren, da Oldenburg, Bremen und Hamburg ihre Vortrefflichkeit anerkannt haben, hätte man nicht für gut gefunden, ſie zu einem Regal zu erheben. Somit ſind die Wangerooger mit ihrer Exiſtenz hauptſächlich auf die Gefahren des Meeres angewieſen, und nur zum Theil auf die Ausbeute deſſelben. Sie dürfen Fiſche fangen, und den Sturm und den Tod auf dem Meere im beſchwerlichen Lootſendienſte macht ihnen niemand ſtreitig. Im Jahre 1819 wurde die Inſel durch Gebäude und zweckmäßige ökonomiſche und polizeiliche Anordnungen als Seebad vollſtändig eingerichtet; die Frequenz iſt aber meiſtens nur eine einheimiſche.

Ein zweites Seebad im Oldenburgſchen, das zur Herrſchaft Varel gehört, iſt Dangaß. Wegen der Nähe Varels und ſeiner für oldenburgſche Lage anmuthigen Umgebungen könnte man es Wangerooge vorziehen, wäre hier nicht größere Bequemlichkeit zu Hauſe.

Varel iſt ein Flecken, unweit der Jahdemündung an der Nordſee, der beinahe dreitauſend Einwohner

zählt. Er iſt die Reſidenz des Grafen von Bentink, der hier ein ſchönes Schloß beſitzt. Die Lage der Herrſchaft, die über ſechstauſend Einwohner zählt, inmitten von Jever- und Butjadingerland, macht dieſen Landſtrich zu dem glücklichſten des Bodens und der Producte, und folglich zu dem reichſten. In der Bibliothek des Schloſſes befindet ſich ein Codex picturatus des Sachſenſpiegels. Varel iſt ein Frankfurt a. M. im Kleinen und im derben Style. Hier gibt es keine Millionairſtraße, aber Leute von einer „Tonne Goldes."

Der Hauptort der Grafſchaft Kniphauſen iſt der Flecken Sengwarden, mit 1400 Einwohnern. Wenn Weber hier das Anſehen der Geiſtlichkeit preiſt, welches vor Zeiten ſo patriarchaliſch war, daß der Pfarrer ſich nur zu zeigen brauchte, um eine Emeute gegen den Vogt zu beſchwichtigen, ſo galt dieſer Maßſtab auch noch in neuerer Zeit. Der Pfarrer Sauerbier in Sengwarden konnte ſich ähnlicher Sympathien ſeiner Gemeinde rühmen, wenn er vielleicht auch keine Gelegenheit erhielt, ſie in der Weiſe zu erproben, wie Cromes Vater, der den Tumultuanten in aller Würde ſeines Amtes entgegentrat. Statt das Haus des Vogtes zu demoliren, wie man beabſichtigte, entblößte man das Haupt und eine Kirchenſtille trat an die Stelle wilder Aufregung. „Kinder hab' ich euch das gelehrt?" ſprach der Greis, und die Gemeinde rief: „nein! nein! gute

Nacht, Herr Paſtor!" Sollte ein ſolches Verhältniß in neueſter Zeit aber lockerer geworden ſein, ſo wird das doch nur an der Zeit liegen, nicht aber an der Pfarre die in Kniphauſen, wie in Varel auch in materielle Hinſicht ſo gut fundirt iſt, daß der Geiſtliche nirgend in einer untergeordneten Stellung zu der Gemeinde er ſcheint. Bürgerliche Unabhängigkeit der Geiſtlichen wir ſtets die erſte Bedingung eines ſegensreichen Einfluſſe der Geiſtlichkeit ſein.

Der Kreis Jever umfaßt etwas über ſechs Quadra meilen und zählt etwas über 17,000 Einwohner, d zum Theil ſehr reich ſind, Alle aber wohlhabend, den in Jeverland gibt es keinen Adel, ſondern nur Bauern Ich ſage ausdrücklich: nur Bauern, weil ſich aus di ſem Stande die ganze Bevölkerung entwickelt hat, od wenigſtens in unmittelbaren Beziehungen zu ihm ſteh Jeverland gehörte einſt zu Ruſtringen, und die ober Macht beruhete hier bis in die ſpäteſte Zeit auf de Volke. Dieſe Einrichtung kann hauptſächlich als d Urſache der glücklichen Ausbildung des dortigen Bauer ſtandes betrachtet werden, der in keiner Weiſe an fe dalen Verhältniſſen litt und ſelbſt den Einflüſſen d deutſchen Kaiſer entzogen war, die die entlegenen R ſtringer ſich ſelbſt überließen. War auch das Kreuz d Grenze ſo mancher alten Freiheiten, ſo wurde es do nie ein Kreuz des Landes, wie z. B. in Pommern,

die Leibeigenschaft durch christliche Bande nur um so fester wurde. Noch heut zu Tage streben Jeveraner, wie Friesen, für die Erhaltung ihrer alten Gerechtsame, eine selbst durch den Wechsel der Herrschaft, die anhaltzerbstisch, russisch, französisch, holländisch und oldenburgisch war, nicht geschmälerte Richtung.

Die Stadt Jever existirte schon als Ort, bevor noch Edo Wiemkens das feste Schloß daselbst erbaute; denn bereits im Jahre 1164 geschieht dieses Ortes Erwähnung. Wenn Jever sich demungeachtet in seiner städtischen Bedeutsamkeit nicht verhältnißmäßig entwickelte und selbst im oldenburgschen Landrechte nur als eine Stadt zweiten Ranges erwähnt wird, so hat man die Ursache davon lediglich in jenen Verhältnissen zu suchen, die dem Bauernstand in Jeverland so sehr zu Statten kamen. Binnen sechs Jahrhunderten ist die Einwohnerzahl von Jever nur auf 3000 Einwohner gestiegen, trotz dem, daß die Lage dem Handel sehr günstig und der Hafen zu Hocksyl der beste der Herrschaft ist. Aber der Bauer ist hier zugleich Handelsmann und bedarf keiner Vermittelung. Somit hat sich hier nicht nur die Cultur, sondern auch die Betriebsamkeit vollständig ausgebildet, und man kann den reinen Ertrag jeder Quadratmeile auf nicht weniger als 36000 Reichsthaler anschlagen. Welch ein Wohlstand muß sich hier ergeben! und man würde sicherlich Jeverland für ein ge-

lobtes Land halten können, wäre nicht die Nordsee so gewaltig und die Jahde so heimtückisch. Ganz Jeverland ist nämlich nur durch Deiche gegen die Fluthen geschützt, und der Reichthum dieses Landstrichs, der durch die Nähe des Meeres veranlaßt wird, wird nicht selten auch durch die Nähe des Meeres vernichtet, dem die Deiche nur ohnmächtigen Schutz entgegensetzen. Die Ueberschwemmung von 1827 traf Jeverland in ihrer ganzen Furchtbarkeit, und was den Fluthen nicht erlegen, das wurde von dem darauf folgenden nassen Jahre vernichtet. Wenn ich aber kurz nach jenen Vorgängen den der Jahde nahe liegenden Landstrich bereiste, so fand ich häufig, statt der von den Wogen hinweggespülten Häuser, Schiffswrake. Die Bewohner hatten dieselben, als sie durch Sturm und Fluthen weit in das Land geschleudert worden waren, von den Eigenthümern erstanden, denen sie nun als Schiff nicht mehr dienen konnten. In diesen Wraken hatten nun die Obdachlosen ein Asyl gefunden; sie wohnten im Schiffsraum, durch dessen gespaltene Fugen Wind und Wetter bequemen Einzug hielten. Einige Jahre Mißwachs ruiniren auch viele Bauerngüter, denn es ist nicht Sitte, an die mageren Jahre zu denken, weil das Unglück leicht vergessen wird, wo das Glück so ergiebigen Boden findet.

Die Stadt Jever ist alt und häßlich und liegt versteckt hinter Wällen und Gräben, wenn auch die blühen-

den Umgebungen und die üppigen Bauerngüter nahe und fern den Fremden leicht mit dem ärmlichen Alterthum versöhnen, das auf Jever ruht. Ich sage, mit dem ärmlichen Alterthum, denn Jever ist eine alte Stadt, aber ohne Glorie und nur von territorialgeschichtlicher Bedeutsamkeit. Wer aber hätte glauben sollen, daß an einem Ende von Deutschland, wo sich Meer und Land die Herrschaft streitig machen und wo der Mensch ganz und gar an die Gegenwart und den Genuß verwiesen ist, so viel Gelehrsamkeit hätte wachsen und gedeihen können, wie sich in Schlosser, Hinrichs und Mitscherlich vorfindet. Heidelberg, Halle und Berlin sind auf die Männer stolz, die ihnen Jever sandte. Wenn aber Wolke hier den Grund zu seiner pädagogischen Richtung legte, so war gewiß nur das schlechte Schulwesen daran Schuld, das bis auf die neueste Zeit an Trostlosigkeit Seinesgleichen vergebens in Deutschland suchte.

Die Jeveraner unterscheiden sich von den Oldenburgern noch heut zu Tage durch ihre friesischen Sympathien. Ist die Mundart hier auch breit, so ist sie doch nicht so schlammig, wie die oldenburgsche: man hört die Vocale in jener singenden, aber nicht unangenehmen Weise betonen, die die friesische Sprache auszeichnet. Nichtsdestoweniger ist auch der Jeveraner, wenn er spricht, nicht am interessantesten. Interessant aber ist

er, wenn er von ſeinen Rechten ſpricht. Die Bewegung in Oldenburg wird von den Jeveranern unterhalten. Als der oldenburgſche Geheimerath von Runde befürchtete, die ehrlichen Oldenburger würden zu große Anſprüche mit einer neuen Verfaſſung verbinden, da meinte der jeverſche Profeſſor Schloſſer, man ſolle die Oldenburger doch nur erſt gewähren laſſen und die Verfaſſung nicht gleich zu einer Befürchtung machen. Daß die Jeveraner ſelbſt unter Rußland frei blieben, berechtigt allerdings zu der Vermuthung, daß ſie auch noch einmal von Oldenburg eine Verfaſſung erhalten werden.

Die erſte Stadt des Großherzogthums iſt die Reſidenzſtadt Oldenburg an der Hunte, mit vielen Beamten und einigem Handel. Wenigſtens verkümmert hier die Bureaukratie den Eindruck der Induſtrie, was in Oldenburg, das auf Betriebſamkeit vorzugsweiſe angewieſen iſt, um ſo mehr genirt. Aber deutſche Beamte ſind noch immer der Meinung, der Staat concentrire ſeine Lebenskraft in ihnen, und die untergeordnete Beziehung, die ſie doch eigentlich zu der Geſellſchaft im weiteren Sinne haben, wird von der übergeordneten, die aus den Regierungsverhältniſſen herrührt, verdrängt. Jeder Canzeleipedell hält dafür, der Staat könne nicht ohne ihn beſtehen. Dieſe verkehrte Anſicht wird dadurch noch gehoben, daß man das Amt zu einem Titel gemacht hat, die Dienſtpflicht zu einer geſellſchaftlichen Auszeichnung. Somit

empfindet man auch in dem kleinen Oldenburg die Wehen der Bureaukratie, obschon nur in mäßigem Grade. Der Rigorismus des eigentlichen Beamtenwesens bricht sich freilich an der Wohlhabenheit, der Kaufmann ist hier mehr als Detailliſt. Aber eine Bevorzugung spricht der Beamte um so mehr an, weil er die Bildung beinahe ausschließlich repräsentirt, weil er wenigstens die Universität besucht hat. Collisionen sind auch hier unvermeidlich, und die Gesellschaft nimmt eine Gezwungenheit an, die sonst in dem oldenburgschen Charakter, der frei und offen ist, schwerlich begründet sein würde. Abgesehen von diesem nicht gerade schroff hervortretenden Mißverhältniß, ist das Leben in Oldenburg wöhnlich und zutraulich, wenn man auch im Allgemeinen hier nicht die Bildung und Humanität vorfinden wird, die Weber von den Einzelnen auf das Ganze übertrug. Man ist nämlich ziemlich roh, aber doch sehr empfänglich für bessere Eindrücke, als die, welche die Kegelbahn und das Wirthshausleben bietet, die im Allgemeinen die Erholung bilden. Deshalb hat auch das neue Hoftheater, unter der Regie des trefflichen Gerber und der Intendanz des bekannten Schriftstellers von Starklof, vielen Anklang gefunden. Es dürfte für die Vermittelung der Kunst mit der Masse von weit größerer Bedeutung sein, als die Bildergallerie, die der verstorbene Herzog pousſirte, die aber in Oldenburg keine Studien vorfand und auch

keinen Enthusiasmus. Guido Renis Verkündigung Mariens läßt gewiß die Oldenburger sehr theilnahmlos, und wenn Tischbein hier Unterstützung fand, so war es doch im strengsten Sinne nur die fürstliche des verstorbenen Herzogs. Dieser förderte auch die Bibliothek, deren Benutzung dem Publicum gestattet ist, die aber viel Unnützes enthalten soll, wogegen ihr Unentbehrliches fehlt. Wenn nun auch Oldenburg auf viele wissenschaftliche Namen stolz sein kann, so sind es doch eben nur die Namen, die sich an Oldenburg knüpfen. Woltmann widmete seine Dienste dem Auslande, und wenn von Halem Oldenburg zu seinem wissenschaftlichen Wirkungskreise wählte, so kann man solches mehr aus dem Patriotismus dieses Schriftstellers erklären, als aus dem Terrain. Der Patriotismus von Halems war auch zweifelsohne die Ursache der Fortsetzung einer „oldenburgschen literarischen Gesellschaft", die von seinem Bruder gestiftet worden war und deren thätigstes Mitglied nicht nur, sondern auch deren Mittelpunkt er so ziemlich allein ist. Ulrich Jaspar Seetzen aber, den Weber in Oldenburg geboren sein läßt, war ein Jeveraner und Kammerassessor zur Zeit der russischen Herrschaft daselbst. Wenn er deshalb auch allen oldenburgschen Kammerassessoren hinsichts seines wissenschaftlichen Dranges zum Vorbild dienen kann, eines Dranges, der ihn sogar, um Mekka und Medina zu sehen, zum Uebertritt zum

Islam beweg, ſo kann doch Oldenburg ſich dieſes reiſe-begierigen Mannes nicht rühmen, der freilich bequemer in Staatsdienſten geſtorben wäre, denn in der Nähe von Taes in Arabien, das er bis auf Hadramut, Oman und die Südküſte von Aden bis zum perſiſchen Meer-buſen durchreiſet und unterſucht hatte. — Neuerdings haben ſich in Oldenburg als Schriftſteller bewährt: A. von Rennenkampf; Generalſuperintendent Böckel, ein ausge-zeichneter Theologe; von Starkloff; Theodor von Kobbe, der Redacteur der „humoriſtiſchen Blätter", ein olden-burgſcher Jean Paul; Profeſſor Greverus, ein olden-burgſcher Homeride, der äußerſt fertig in griechiſchen Verſen iſt; Oberamtmann Strackerjan, ein vaterländi-ſcher Schriftſteller; Geheimerath Runde, der ein ge-ſchätztes Werk über Leibzucht ſchrieb, eine „Olden-burgſche Chronik" und „Patriotiſche Phantaſien eines Juriſten", die übrigens eben ſo gut „Juriſtiſche Phan-taſien eines Patrioten" betitelt ſein könnten; Siegen, früher O.-A.-Gerichtsrath, der „juriſtiſche Abhandlun-gen" ſchrieb, die ſeine Umſicht und Kenntniſſe ſowohl bekunden, wie ſeinen Eifer der Reform, von denen aber bedächtige Oldenburger behaupten, ſie ſeien zu oppoſitions-luſtig und deshalb einſeitig und ohne Nutzen; und Adolph Stahr, ein Hegelianer und Ueberſetzer des Ariſtoteles.

Die Stadt Oldenburg iſt ein ſehr freundliches Städt-chen, das durch die Wohlhabenheit ſeiner Bewohner,

deren Zahl ſich auf 7000 belaufen mag, auch ein lebendiges Colorit erhält, wie man es in größeren Reſidenzen vergebens ſucht. Der herzogliche Park iſt dem Publicum geöffnet und bildet mit den zu Spaziergängen eingerichteten Wällen den einzigen Lichtpunkt in der im Allgemeinen ſehr ſterilen und ſchon durchweg weſtphäliſchen Natur. Das Reſidenzſchloß iſt ziemlich ohne Styl, nimmt ſich aber auf dem weiten mit Bäumen bepflanzten Schloßplatze ſtattlich genug aus. Das Baſſin, welches von der Hunte gebildet wird, mit ſeinen Schiffen dagegen bietet nur ein Miniaturbild der Schifffahrt und des Handels, das höchſtens denjenigen befriedigen mag, der aus Weſtphalen nach Oldenburg kömmt, oder denjenigen, der, ohne Bremen zu berühren, über die neue hannöverſch-oldenburgſche-Chauſſee das Großherzogthum betritt. — Die obenerwähnte Bibliothek wurde durch den Ankauf der Brandesſchen Büchersammlung in Hannover begründet. Bibliothekar iſt von Halem. — Unter den Gemälden des Schloſſes befinden ſich drei Tiſchbein: der Raub der Kaſſandra, Hectors Abſchied und Chriſtus, wie er die Kindlein zu ſich kommen läßt.

Die Umgebungen Oldenburgs dürfen natürlich keine Erwartungen erregen. Das Wäldchen aber wird von den Oldenburgerinnen „reizend" geheißen, und nach Nadorſt ziehen die Oldenburger, welche den Haupt-

durſt in der Stadt ſelbſt ſchon befriedigt haben *). — Kloſter Rahſtädt — jetzt ein großherzogliches Luſtſchloß — könnte man als oldenburgſche Romantik bezeichnen, und das Dörfchen Zwiſchenahn mit ſeinen Wäldern und dem fiſchreichen See, der großartig „Zwiſchenahner Meer" genannt wird, gilt für das Tempe der Oldenburger.

Außer dieſen wenigen Specialitäten, die ſich an Perſonen und Städte knüpfen, kann man im Herzogthum Oldenburg nur Allgemeines wahrnehmen. Neben der Biederkeit und Einfachheit der „kleinen Chauken", die hier einſt wohnten, hat ſich allerdings ein bedeutendes Phlegma ergeben, das gewiß ſchon in Oldenburg die holländiſchen Einwirkungen empfinden würde, läge nicht Oſtfriesland zwiſchen beiden und fände man hier nicht jene alte frieſiſche Selbſtſtändigkeit, die bis auf die neueſte Zeit, trotz politiſcher Conſtellationen und Regierungseinflüſſe, fortdauert. Der Oldenburger hat gerade an ſich genug, wie ſeine Vorfahren, die nur für ihre Freiheit kämpften und keinerlei Ausdehnung über die Grenzen beabſichtigten oder wünſchten. Wie dieſe, die man deshalb Saſſen nannte, hat er ſich von jeher innerhalb ſeines Territoriums gehalten, aber die Ruhe und

*) Raderſt iſt nämlich die plattdeutſche Bezeichnung von Nachdurſt.

Abgeſchloſſenheit haben die urſprüngliche Gleichgültigkeit gegen fremde Intereſſen zu einer Gleichgültigkeit auch gegen innere ausbilden helfen. Der Oldenburger — ich ſpreche hier nur im Allgemeinen — iſt, obwohl hier keine Leibeigenſchaft im engeren und chriſtlichen Sinne ſtattfand und ſelbſt jene weſtphäliſche, die mit den neueren Unfällen erworben, ſofort aufgehoben wurde, ſehr **glebae adscriptus.** Er kann ſich geiſtig nicht leicht über die Eindrücke von Grund und Boden erheben. Wie nun dieſer auch beſchaffen iſt, ob ſteril, oder fruchtbar, ſo kann ſeine Einwirkung doch nur eine ſehr materielle ſein. In den Mooren lebt man zu dem Ende, um nicht zu verhungern, und im Butjadingerlande und den Marſchen, um nicht zu verdürſten. Leichenbegängniſſe werden hier in der Weiſe mit Eſſen und Trinken ausgeſtattet, daß nicht ſelten das ganze Geleite in der größten Unordnung und toll und voll nach Hauſe ſcheidet. Kehrt man von dem Begräbnißplatz zurück, ſo iſt eine ſolche abundante Mahlzeit der allgemeine Mittelpunkt; es mag nicht leicht Einen geben, der ſich ihr nicht anſchließt. Trauer und Freude haben ſomit denſelben materiellen Höhepunkt, ja nicht einmal der Ekel, den man doch im Todtenhauſe gegen ſolche Genüſſe empfindet, wird hier angetroffen. Im Allgemeinen erfreut man ſich einer Leichenfeier, wie einer Hochzeit. Wenn ſich eine ſolche rohe Gewohnheit um ſo mehr er-

hielt, weil die Geistlichkeit — wie ich früher auseinandergesetzt habe — keinen durchgreifenden Einfluß auf die Masse gewinnen konnte und häufig sogar in ihr unterging, so ist die Sorglosigkeit und Ruhe, mit einem Worte das Phlegma auch aus der guten Eigenschaft der oldenburgschen Regenten zu erklären. Man erhielt niemals durch schroffe Gegensätze in der Regierung Veranlassung zu einer politischen Beweglichkeit, zu welcher man an und für sich nicht geeignet war und welche doch vorzugsweise Leben im Volke verbreitet. Somit wird der Fremde im Oldenburgschen zu keinerlei Theilnahme angeregt werden. Sitten und Gewohnheiten, wie die obigen, erfüllen eher mit Widerwillen, und der Wohlstand und die Zufriedenheit, die durch eine umsichtige Regierung festgestellt wurden, sind nur ein äußeres Moment. Ein inneres Moment aber, ein nationalkräftiges, irgend wie originelles Moment findet man im Herzogthum Oldenburg schwerlich, und zeitgemäße Tendenzen liegen nur in Einzelnen vor. Wie oft hörte ich in Städten und auf dem Lande die Aeußerung: „der Mann hat eine Tonne Goldes!“ und dieser Maßstab des Ansehens schließt allerdings jeden andern aus. Von dieser Basis gelangt man zu keiner anderen Richtung, als einer durchaus materiellen. Im Oldenburgschen wird jemand dadurch geehrt, daß man ihm tüchtig „auftischt“ und nirgendwo wird man sicherlich mehr mit Aufforderungen

zugeſetzt, es ſich gut ſchmecken zu laſſen, als hier. Das iſt allerdings ein Zeichen unverkümmerter Gaſtfreundſchaft, indeß die Oſtentation hat auch ihren Antheil daran, und der Gaſtgeber fühlt ſich ſicherlich nicht mehr befriedigt, als wenn man bedauert, nur eine Kehle und einen Magen zu haben.

Nicht Oſtfriesland — wie Weber behauptet — bildet den Uebergang zu holländiſcher Weiſe, ſondern ſchon Oldenburg. Der Oſtfrieſe iſt durchaus nicht ſo phlegmatiſch, wie er gewöhnlich geſchildert wird, vielmehr freiſinnig und aufgeregt, der Oldenburger aber lebt ebenſowohl inmitten jenes Klimas und jener Einrichtungen, von denen Weber behauptet, ſie machen Oſtfriesland zum deutſchen Holland. Auch hier gibt es Sümpfe, Dämme, feuchte Luft, ſchlechte Gaſthäuſer, Haide, Sand, Lehm, „Cojen" (Betten in der Wand), blaue Teller, zinnerne Krüge, Thee und Butterbrod mit Käſe dazu, ſchwammige Menſchen ſogar, und wenn der Genever für holländiſch gelten ſoll, ſo reicht Holland weit über Oldenburg hinaus, denn er iſt ſogar dem Bremer — ich meine dem gemeinen Bremer — zur anderen Natur geworden. Iſt aber das Phlegma der Oldenburger nicht holländiſch, nicht weſtphäliſch — wie ſich denn keineswegs behaupten läßt, daß Weſtphalen nicht einförmig und phlegmatiſch ſei, wenn auch die katholiſche Färbung hier eine Abwechſelung bietet, die in dem Lande

der Schinken, oder „Sginken" die einzige iſt — ſo iſt es doch oldenburgiſch, chauliſch, oder faſſiſch, aber nichts weniger als einladend. Einladend aber iſt die Wohlhabenheit — daß ich es wiederhole — die von Gott ausging und die von ſeinen Stellvertretern nicht beſchränkt wurde. Einladend ſind die Bauernhöfe, um ſo einladender, als ſie allein jene Wohlhabenheit repräſentiren, und kein Adel, keine Gutsherren. Wenn man im Butjadinger- und Jeverlande in der holländiſch-reinlichen Wohnung der Bauern neben dem feinſten Porcellain ſelbſt ſilberne Kaffee- und Theeſervice findet, ſo wird man dieſe Einrichtung durchaus nicht für eine gewöhnliche zu halten haben. Auf die Länge kann uns freilich dieſe Einrichtung nicht beſchäftigen, aber für den Augenblick iſt ſie befriedigend, um ſo mehr, wenn man neben ihr jene freilich nur materielle Ausbildung antrifft, die einem geſunden Wohlſtand ſo leicht anfliegt. Erfreuten uns indeß auch die Menſchen nicht, ſo werden uns doch Pferde und Rindvieh erheben, die von Mai bis September in den ſchönſten Wieſen einherſchreiten und allerdings den einen Theil jener Behauptung erfüllen, die Oldenburg für das Land der Verheißung erklärt. Wenn in den Marſchen Milch fleußt, ſo fleußt in den Haiden Honig. Schulden aber fließen nur in den ehemaligen Münſterſchen Diſtricten Kloppenburg und Vechta und in dem ehemaligen hannöverſchen Amte

Wildeshauſen, wo die ergiebigſte Quelle dazu vorhanden iſt, *ich meine* — der Adel. Neben dieſem ſind wohl nur die Beamten damit verſehen, die auch in Oldenburg lange Titel und eine mäßige Beſoldung haben, ein Mißverhältniß, das ſich am beſten durch Schulden ausgleichen läßt.

Wenn Wittekind an den Ufern der Hunte, in den angenehmſten Parthien Oldenburgs, die ſich von hier weſtlich bis zum Zwiſchenahner See ausbreiten, Güter beſaß, wo er Ruhe fand nach den heißen Tagen, mit welchen die chriſtliche Lehre über das freie Sachſenland gekommen war, ſo findet man in derſelben Richtung auf der unfruchtbaren Strecke heut zu Tage noch Ueberreſte der germaniſchen Urzeit: Opferſteine, Urnen, die „Visbeker Braut" und die „Arkeburg", Werke, die den Antiquitätenſammlern reiche Ausbeute bieten und auch den nicht bloß auf den Leichenfeldern der deutſchen Freiheit Nachſuchenden Intereſſe gewähren können. Was würde aus Deutſchland geworden ſein, wenn Wittekind der chriſtlichen Uſurpation Karls des Großen Widerſtand geleiſtet hätte, wie Arminius einſt der heidniſchen? Würden wir nicht doch der Civiliſation theilhaftig geworden ſein, ohne das Kreuz der Knechtſchaft? Wie mürbe und ergeben das Chriſtenthum die Menſchen binnen Kurzem machte, erſieht man am beſten aus Wittekinds Enkel, Walbert, der bereits nach dem

Ruhm der Heiligkeit trachtete und deſſen größtes Werk das Stift Wildeshauſen war und die Translocirung der Gebeine des heiligen Alexanders aus Italien dorthin. Mit dem chriſtlichen Gebet der ſächſiſchen Heerführer wurde die Freiheit des ſächſiſchen Volks zu Grabe geleitet, und die erſten chriſtlichen Kirchen im Herzogthum Oldenburg zu Wieſelſtede, Zwiſchenahn und Weſterſtede waren ein Zeichen, daß in dieſen Gegenden von nun an ammerſche*) Grafen herrſchten mit kaiſerlicher Vollmacht, in deren Nähe ſich die Stedinger und Rüſtringer noch lange Zeit frei erhielten, weil ſie bei dem alten Gotte verharrten, bei der nationalen Religion, die mit dem Chriſtenthum von dem Volke an die Prieſter überging.

Was nun das Chriſtenthum in Oldenburg betrifft, ſo iſt es zwar dem Lande, bis auf die Vernichtung der Nationalität und Freiheit, nicht nachtheilig geweſen. Religionspartheiungen fanden hier nicht ſtatt, und ſelbſt der dreißigjährige Krieg griff ſo wenig in das Herz und den Glauben der Oldenburger ein, wie in Fleiſch und Blut und in die Wohlfahrt des Landes. Prieſterkaſtengeiſt bildete ſich hier nicht aus, und in neueſter Zeit ſchleuderte der Eiferer Mallet zu Bremen ſogar eine

*) Von dem Ammergau in den Umgebungen des Zwiſchenahnerſees.

gewaltige Epistel gegen die Geistlichkeit von Oldenburg und Jeverland ob ihres übermäßigen Indifferentismus in Sachen der Kirche und des Glaubens. Beide wollen wir dahin gestellt sein lassen, obwohl man annehmen kann, daß Oldenburg in Religionsangelegenheiten ziemlich mit Mecklenburg parallel steht; indeß gibt es hier eine herrschende Kirche, so ist solche die lutherische. Das Verhältniß der verschiedenen Gemeinden ist nämlich, daß unter der oben angegebenen Einwohnerzahl ungefähr 80,000 Katholiken, 2400 Reformirte und 980 Juden befindlich sind. Die Mehrzahl ist also lutherisch. Was nun die Lutheraner betrifft, so erscheinen sie nicht nur durch die Majorität, sondern auch durch die kirchliche Verfassung als bevorzugte Gemeinde. Der einzige Generalsuperintendent in Oldenburg ist lutherisch; unter ihm stehen sechszig Kirchspiele im Oldenburgschen. Der lutherische Superintendent in Jever hat zwei und zwanzig Kirchspiele unter sich. Die Katholiken haben ein bischöfliches Officialat zu Vechta, unter dem Bischof von Münster, und neun und zwanzig Kirchspiele in den Kreisen Vechta und Kloppenburg.

Der Unterricht wurde unter dem verstorbenen Herzog vorzugsweise begünstigt, wovon das lutherische Gymnasium zu Oldenburg — das vortrefflich eingerichtet ist und 1814 schon mit einem erweiterten Geldfond versehen wurde — zunächst Zeugniß gibt. Indeß blieb

damals die lateiniſche Schule in Jever — ob aus politiſchen Motiven oder zufällig — bis auf die Schenkung eines herrſchaftlichen Gebäudes zum Unterricht und zur Wohnung des Rectors, unberückſichtigt. Außer dieſen Gymnaſien gibt es ein katholiſches zu Vechta. Bürgerſchulen befinden ſich zu Delmenhorſt, Wildeshauſen und Ovelgönne. Eine Lehr- und Erziehungsanſtalt für Taubſtumme wurde 1819 unmittelbar durch herzogliche Veranlaſſung und Fundirung zu Wildeshauſen gegründet. Ein Schullehrerſeminar hat ſeinen Sitz in Oldenburg.

Neun und zwanzigſtes Capitel.

Oſtfriesland. — Charakter des Landes und ſeiner Bewohner im Allgemeinen. — Sturmfluthen und Gefahren. — Geſchichtliche Rückblicke. — Hannöverſche Einrichtung der Landdroſtei Aurich. — Territorialbeſchaffenheit und Einwohnerzahl. — Clima. — Dörfer. — Rindvieh- und Pferdezucht. — Das Amt Weener. — Aurichſche Gänſe. — Der Plettenberg. — Aurich und Upſtalsboom. — Die Landtage der alten Frieſen. — Emden. — Oſtfriesland unter Preußen. — Leer. — Der Flecken Weener. — Eſens und das Harlingerland mit Carolinenſiel. — Norden. — Norderney und die übrigen Inſeln an der oſtfrieſiſchen Küſte. — Das Bourtanger Moor. — Papenburg und der Hümmling. — Allgemeine Schlußbemerkungen.

Oſtfriesland iſt allerdings holländiſch bis auf die frieſiſchen Grundzüge, d. h. bis auf jene Eigenthümlichkeiten, die ein freies Volk nie gänzlich einbüßen wird, unterliegt es nicht der Barbarei, ſondern der Civiliſation. Die Frieſen wurden gerade ſpät genug zum Chriſtenthum bekehrt. Es wurde ihnen weniger ein Kreuz, denn ein Fortſchritt. Dazu kam noch, daß ſich Kaiſer und Reich nicht unmittelbar in die entlegenen Verhältniſſe Friesland's einmiſchen konnten, man mußte dieſes Volk

mit dem jungen Chriſtenthum ſich ſelbſt überlaſſen, und unter ihren Häuptlingen nannten ſie ſich des „Kaiſers freie Frieſen", die Erinnerungen und Traditionen der alten Zuſtände gingen ſomit auch in Fleiſch und Blut der chriſtlichen Frieſen über, man verlor allerdings viel von den alten Freiheiten, aber die Freiheit im Singular iſt noch heut zu Tage Motto der Frieſen. Mit dieſem Wahlſpruch ſchmückten die zu meiner Zeit in Göttingen ſtudirenden hannöverſchen Oſtfrieſen ihr Corpswappen, ſie ſchrieben: **oala fria Fresena** — Heil dem freien Friesland! und ob man auch die Beamten verſetzte und die Landdroſtei Aurich gern nach hannöverſchem Fuß einrichtete, die Oſtfrieſen werden ſtets die Bewegung dieſes Königreichs repräſentiren, wie die Jeveraner die von Oldenburg, wie die Dithmarſen die von Holſtein; denn Jeveraner und Dithmarſen ſind urſprünglich Frieſen.

Fries heißt Rand, und Frieſen ſind Rand- oder Strandbewohner. Sie waren von jeher an Gefahren gewöhnt und an Kampf, und Gefahren und Kampf ſind die ſicherſten Garantien der Freiheit, die keine Behaglichkeit ertragen kann. Oſtfriesland iſt zum Theil dem Meere abgerungen, zum Theil iſt es von dem Meere trocken gelaſſen. Wohin ſich aber das Auge wendet, bemerkt man den ſchwachen Widerſtand, den die Oſtfrieſen den Fluthen entgegengeſetzt haben. Die

Deiche ſind keine chineſiſche Mauer gegen das Meer, und Wachſamkeit, Ausdauer, Muth und Ergebung ſind Merkmale, welche gewiſſermaßen die Natur den Frieſen aufprägte. Wer erinnert ſich nicht jener neuerlichen Sturmfluthen von 1825, die in einer Nacht 500,000 Morgen des fruchtbarſten Marſch- und Polderlandes*) überſchwemmten, indem das Waſſer zwölf Fuß über den gewöhnlichen Stand der Ebbe ſtieg. Dieſe Fluth war die höchſte, die Oſtfrieslands Geſchichte kennt, aber nicht die einzige. Wären die Deiche nicht vom Februar bis zum November deſſelben Jahres erhöhet worden, ſo würden die Sturmfluthen des letzteren Monats, die den Stand des Waſſers faſt zu derſelben Höhe trieben, die Schreckniſſe des Februars nur wiederholt haben. Damals wurden die ſchönſten Landwirthſchaftsgebäude zum Theil ganz weggeriſſen, zum Theil unbrauchbar gemacht, und neben Schaafen, Rindern und Pferden kamen über zweihundert Menſchen ums Leben. Alſo ein Beweis, daß jene Deiche, die Oſtfriesland in einer Ausdehnung von dreißig Meilen von dem Meere ſcheiden, nur ſo lange eine Schutzwehr ſind, als die Fluthen nicht höher ſteigen. Emden gegenüber bildet die Inſel Neſſerland im Dollart gewiſſermaßen ein Grabmal

*) Polder oder Groden nennt man die dem Meere abgewonnenen fetten Gegenden.

jenes herrlichen Landſtrichs, der im dreizehnten Jahrhundert den Wellen erlag. Die Neſſerkirche und einige Häuſer ſind der einzige Ueberreſt von der terra Reidensium, von einer Stadt, funfzig Märkten, Dörfern und Klöſtern, von dreizehntauſend Schritt Feſtlandes, und die Aiam und Eche, die dieſen Strich durchſtrömten, verſanken mit ihm in die Wogen des Meeres, die man von da an mit dem Namen Dollart belegte*). Aber ob die Inſel Neſſerland ſtündlich für ihr Daſein zittern muß, denn die hohen Warfen, auf welchen Kirche und Häuſer ſtehen, können leichtlich von den Fluthen zuſammengeknickt werden, hat ſie die leichten Dämme überſtiegen, die Frieſen räumen ſie nicht, ſondern ergeben ſich in ein Schickſal, das, wie ſpät es auch über ſie kommen mag, ein unvermeidliches iſt. Gewiß, ſie müſſen ein urkräftiges, ein freies Volk bleiben, ſie nehmen es mit dem Deſpotismus der Natur auf, wie ſollten ſie dem Deſpotismus der Menſchen erliegen. Oſtfriesland iſt holländiſch bis auf den Charakter. Der Charakter der Oſtfrieſen aber iſt männlich und frei, und in dieſen Vorzügen liegen alle anderen, auf welche ein Volk ſtolz ſein kann.

Oſtfriesland erhielt 1454 eigene Grafen. Enno VI. wurde 1654 in den Reichsfürſtenſtand erhoben. Mit

*) Siehe den erſten Band. Seite 54.

dem Fürſten Karl Edzard erloſch 1744 das fürſtliche Haus und Preußen nahm in Folge der dem Kurhauſe Brandenburg vom Kaiſer Leopold 1694 ertheilten Anwartſchaft von dem Lande Beſitz, obgleich Kurbraunſchweig kraft einer bereits 1691 mit den Fürſten von Oſtfriesland geſchloſſenen Erbverbrüderung feierlichen Widerſpruch dagegen erhob. Nach dem Tilſiter Frieden theilte Napoleon Oſtfriesland dem neuen Königreich Holland zu, mit welchem es 1810 Frankreich einverleibt wurde. 1813 trat Preußen wieder in den Beſitz dieſes Landes. Erſt 1815 wurde jene Erbverbrüderung durch die Abtretung an Hannover realiſirt. Somit bildet das Fürſtenthum Oſtfriesland nunmehr die ſechſte hannöverſche Landdroſtei, die Landdroſtei Aurich. Es zählt 135,000 Einwohner auf einer Strecke von 54 Quadratmeilen, und iſt in fünf Städte: Emden, Aurich, Norden, Eſens, Leer, in zwölf Aemter und in fünf adelige Gerichte getheilt. Das bebaute Land beträgt ungefähr 23 Quadratmeilen Marſch und 11 Quadratmeilen Geeſt, das Uebrige iſt wüſte Haide, Hochmoor und Strand, aber nichtsdeſtoweniger anziehend, denn in dieſen Diſtricten hielt ſich die alte frieſiſche Freiheit, und ſie beweiſen außerdem, was Fleiß und Ausdauer ſelbſt mit dem unfruchtbarſten Boden vermögen. Torf, Bienenzucht und Fiſchfang müſſen die Bewohner für die kärgliche Natur entſchädigen, und wenn oſtfrieſiſche But-

ter in Bremen und Hamburg und ſo weit nur ein Abſatz derſelben mittelſt der Schifffahrt erzielt werden kann, geſucht wird, ſo iſt oſtfrieſiſcher Torf in dieſen holzarmen Gegenden noch mehr Bedürfniß. Freilich iſt der Anblick ſolcher Gegenden traurig, aber die menſchliche Thatkraft und Regſamkeit erſcheinen nirgends auffallender als dort, wo das Leben eine Gefahr nur und eine Beſchwerde iſt. Uebrigens ſtellt ſich das Verhältniß von Grund und Boden zum Ertrage durch die zwei Fünftheile unfruchtbaren Terrains natürlich nicht ſo gut, wie in Jever; Oſtfriesland kann vielmehr nur einen reinen Ertrag von 19,000 Thalern für die Quadratmeile erreichen.

Die Luft iſt feucht und Nebeltage ſind Regel. Nur im Hochſommer dringt die Sonne durch, aber dann auch um ſo empfindlicher in den Haiden, wie in den Marſchen, wo die Dörfer auf kleinen künſtlichen Anhöhen liegen, frei und offen, ſelbſt ohne Bäume, will man nicht einige Weiden und Eſchen ausnehmen. Gärten trifft man hier ſo wenig, wie in den oldenburgſchen Fluß- und Seedistricten. Mit Mauern umzäunte Rüben- und Kohlfelder aber führen dieſen Namen. Will man ſich erheben durch den Anblick der Natur, ſo wird man einmal das ewige Meer anſtaunen können und dann das Rindvieh und die Pferde, die in allen Marſchgegenden eine Hauptrolle ſpielen. Die Menſchen wir-

ken auch in Oſtfriesland nicht unmittelbar, man muß ihre Geſchichte kennen, ihre Arbeit und ihre Gefahren, um ſie lieb zu gewinnen. Was nun das Rindvieh betrifft, ſo leiſtet es in der That das Ungeheuere. Ich ſah oſtfrieſiſche und oldenburgſche Ochſen, die 2000 Pfund wogen. Und Pferde gibt es im Amte Weener — dem Jeverland der Oſtfrieſen — die mit den holſteinſchen nicht nur wetteifern können, ſondern ſie ſogar übertreffen. Für ein Fohlen werden 40 Friedrichsd'or gezahlt. Mit Weener Käſe und Butter aber wird ein großer Theil des nordweſtlichen Deutſchlands verſorgt. Auf eine Kuh rechnet man hier 150 Pfund Butter und 300 Pfund Käſe. Welche Ausbeute! Auch die oſtfrieſiſchen Schweine ſind berühmt, und die aurichſchen Gänſe, die nicht genudelt werden, ſondern im freien Felde aufwachſen, erreichen ein Gewicht von fünf und zwanzig Pfund und laſſen alle pommerſchen Gänſe hinter ſich. Solche Cultur und ſolcher Wohlſtand erklärt ſich freilich auch ein klein wenig aus den Verhältniſſen. In Oſtfriesland gibt es freilich Adel, aber die frieſiſchen Häuptlinge, aus welchen derſelbe hervorging, ſo unruhig und bewegt ſie waren, haben nie die frieſiſche Freiheit angetaſtet. Die Leibeigenſchaft machte ſich hier nie breit, wie in Pommern, und der Erbpächter iſt nicht nur ein reicher, ſondern auch ein geehrter Mann, der inmitten alles Lebensüberfluſſes ſelbſt für eine über die Unmittel-

barkeit hinausliegende Bildung Sorge tragen kann. Nicht minder ergiebig als das Land iſt die See. Häringe, Kabiliau, Schellfiſche, Schollen, Hummer, Robben, Auſtern — unter welchen die Borkumer die vorzüglichſten — liefern den Strand- und Inſelbewohnern reichen Erwerb. Die Induſtrie aber wird durch die Städte gehoben, und dem oſtfrieſiſchen Handel dienen 2000 See- und Wattenfahrer.

Die höchſte Anhöhe in Oſtfriesland iſt der „Plettenberg" bei Leer an der Leda. Er ragt zwar nur ſechszig Fuß über die Meeresfläche empor, gewinnt aber doch in der tiefen Gegend an Anſehen, ſo daß man den Oſtfrieſen allerdings die Bezeichnung „Berg" nachſehen mag. Sie nennen die Höhenzüge um Göttingen Gebürge und die Georgia Auguſta eine ſüddeutſche Univerſität, im Gegenſatz zu der in Gröningen, in Holland, das von vielen Oſtfrieſen, beſonders Medicinern, beſucht wird. Zu einem andern Begriff des Südens und der Berge gelangen nur einige Oſtfrieſen, die auf einige Semeſter Heidelberg mit Göttingen vertauſchen. Aus dieſer Abgeſchloſſenheit und dem Uebergang zu Holland kann man ſich allerdings den Mangel an Poeſie in Oſtfriesland erklären. Man iſt practiſch und thatſächlich, ſelbſt die Erhabenheit des Oceans kann hier keinen Einfluß ausüben, wo man ihn nicht genießen kann, ſondern vielmehr ſtets mit ihm zu kämpfen hat. In Emden,

Leer, Norden, Eſens und Aurich ſind Heines herrliche Nordſeelieder, die er im Angeſichte der oſtfrieſiſchen Küſte ſang, nur dieſem, oder jenem bekannt, und als ich einem Oſtfrieſen deshalb meine Verwunderung zu erkennen gab, meinte er, man hätte keine Zeit, Gedichte zu leſen und die Nordſee gar hätte man leider nahe genug, als daß man darüber nun auch noch Gedichte leſen möchte.

-Aurich iſt die Hauptſtadt des Fürſtenthums und Sitz der Provinzialregierung. Es liegt beinahe vierzehn Fuß über Emden und iſt mit dieſer Stadt und dem Dollart durch einen 3½ Meilen langen und zwei und vierzig Fuß breiten Canal verbunden. Die Communication auf dieſem Canal wird bereits mit einer holländiſchen „Trekſchuyt" unterhalten, einem langweiligen und von Pferden gezogenen*) Fahrzeug, das die Marktſchiffe auf dem Main und Rhein vertritt. Aurich iſt im holländiſchen Style gebaut, wie Emden, und ohne Merkwürdigkeit, bis auf den Upſtalsboom in ſeiner Nähe, jene uralte, nationale Anhöhe, wo die freien Frieſen ſich über Volk und Land beriethen**). Solche Provinzialſtände, ohne fürſtlichen Einfluß und mit entſcheidender Stimme, könnte man ſich gefallen laſſen. Die vom Volke erwählten Richter (Aſega) erließen die Ausſchreiben zum

*) Daher Trekſchuyt, von treken, ziehen.

**) Upſtalsboom von up-stall-boom, (ober-Stuhl-Baum,) alſo: Obergerichtsſtuhlbaum, eine Stelle, wo unter drei Eichen das höchſte Gericht gehegt wurde.

Landtage, und auf dieſe Ausſchreiben verſammelten ſich die Geiſtlichen, die Adeligen und die Deputirten des Volks, um über äußere und innere Beziehungen, über Geſetz und Recht zu berathſchlagen. Die Richter leiteten das Verfahren und ſammelten die Stimmen. Ueber die geſetzliche Form der Verſammlung wachten die vom Volke gewählten Sprecher, Talemänner genannt. Die Majorität erhob den Beſchluß zum Geſetz, und eine Sammlung dieſer Geſetze, Gewohnheiten und Willküren nannte man Aſegabuch. Ein ſolches Aſegabuch der Ruſtringer Frieſen, die von Oldenburg beſiegt wurden, befindet ſich in dem dortigen Landesarchiv. Die Verſammlungen aber dauerten noch lange Zeit, nachdem ſchon die Frieſen des „Kaiſers freie Frieſen" geworden waren. — In der Stadt ſelbſt wird man höchſtens die Lambertuskirche, mit dem Erbbegräbniß der oſtfrieſiſchen Fürſten, eines Beſuches würdigen können. Sonſt iſt Alles holländiſch monoton, eine Monotonie, aus welcher die hannöverſche Bureaukratie wunderbar hervorſticht.

Von Aurich, das auch wegen ſeiner Lage im Moore nicht anziehend iſt, gelangt man in fünf Stunden mittelſt der Treckſchuyt nach Emden, der erſten Handelsſtadt Hannovers, die wegen ihrer Lage am Dollart mit Bremen und Hamburg concurriren dürfte, ſtände ſie ſelbſtſtändig und ohne hannöverſche Beziehungen, und wäre der Hafen, der dreihundert Schiffe faßt, bequemer.

In der ersteren Hinsicht provocirt man noch heutigen Tages gern auf die preußische Regierung, die Ostfriesland ganz und gar in seinen alten Landesfreiheiten beließ und unbeschränkte Handels-, Conscriptions-, Licent- und Accisefreiheit gestattete, Vorzüge, die jetzt sicherlich dem allgemeinen Maßstab der preußischen Monarchie hätten untergeordnet werden müssen. Nichtsdestoweniger möchte auch in diesem Falle der große preußische Staat dem Handel Emdens und Ostfrieslands eine größere Garantie gewährt haben, als der kleine hannöversche Staat, der noch dazu in englische Interessen verstrickt ist. Würde nicht Ostfriesland über Westphalen seinen Seehandel mit Preußen vermittelt haben, würde nicht der allgemeine Mauthverband, wenn er die Hansestädte schwer traf, dem Seehandel Ostfrieslands überaus zu Statten gekommen sein hinsichts des Absatzes der Colonialwaaren? Sicherlich würde die Verbindung der Ems mit dem Rheine in diesem Falle auch eher bewerkstelligt worden sein. Aber Erbverbrüderungen, durch welche Fürsten über Menschen, wie über Sachen entscheiden, werden auch noch heutigen Tages nicht aus diesem Gesichtspunkte angesehen, sondern vom dürren Standpunkte des Rechtes aus. Was den Hafen betrifft, so kann er nur mit der Fluth Schiffe von 12—13 Fuß Tiefe aufnehmen. Indeß hofft man, daß die Unterems durch die fortgesetzten Eindeichungen des Dollart, dem man alle

43 Jahr $\frac{1}{10}$ Quadratmeile abnimmt, an Tiefe gewinnen wird. Jetzt ſind die Schiffe auf der Rhede — wie man jene Strecke des Dollart benennt — beſſer daran, als im Hafen, der von Fluth und Ebbe abhängig iſt und von Wind und Wetter. Nichtsdeſtoweniger zählt Emden an fünfhundert große und kleine Handlungshäuſer und neben dem Käſe, der jährlich über 130,000 Thaler eintragen ſoll, iſt der Häringsfang an der ſchottiſchen Küſte eine Haupterwerbsquelle. Er beſchäftigt 25 Buyſen und ſteht unter der Leitung von 4 Geſellſchaften, die weit bedeutender ſind, als die Geſellſchaft für bildende Kunſt und vaterländiſche Alterthümer. Die eigentliche, ächtnationale bildende Kunſt der Emdener bleibt immer der Käſe, und Wiſſenſchaft und bildende Kunſt, außer der genannten, ſind wohl nur als Form zu betrachten, weshalb denn auch Weber Recht haben mag, wenn er behauptet, die Bibliothek auf dem ſtattlichen Rathhauſe, dem ſchönſten in Oſtfriesland, das ſelbſt mit dem Amſterdamer verglichen werden kann, werde hauptſächlich von Ratten und Mäuſen beſucht. Die Gemäldeſammlung, welche jene Geſellſchaft für bildende Kunſt aufſtellte und welche hauptſächlich wohl durch das Andenken an Backhuyſen und andere oſtfrieſiſche Maler veranlaßt wurde, wird gar nicht beſucht, wenigſtens nicht von den Emdenern; und Fremde verlieren ſich nur mit dem Handel hieher. Uebrigens ent-

hält ſie größtentheils niederländiſche Bilder, die doch nur den Käſegeſchmack veredeln. Emden iſt durchaus holländiſch. Es rührt auch von holländiſchen Coloniſten her.

Nach Emden iſt Leer die bedeutendſte Handelsſtadt Oſtfrieslands. In ihrer Induſtrie kann ſie mit der erſten Handelsſtadt wetteifern, und ihre Lage an der Leda — die übrigens nur dem Namen nach poetiſch iſt — entſchädigt ſogar, wenn man aus den Teufelsmooren kömmt; noch mehr aber die holländiſche Reinlichkeit in Häuſern und Straßen. In der Nähe von Leer ſtand einſt die Burg Fokko-Ukenas, eines berühmten frieſiſchen Häuptlings, die aber nicht — wie Weber behauptet — im Jahre 1341 geſchleift wurde, denn damals wußte Oſtfriesland noch nichts von einem Häuptling dieſes Namens, ſondern erſt im Jahre 1431, nachdem ſie von den Hamburgern, unter des frieſiſchen Häuptlings Edzard Führung, ein halbes Jahr lang belagert worden war. Fokko-Ukena entfloh, als Alles verloren war, in einem ledigen Faſſe über den Burggraben, und gelangte über Papenburg in das Münſterſche; die Beſatzung aber übergab nunmehr die Burg *).

*) Die Stelle, wo die Fokkenburg in Leer geſtanden, nehmen jetzt Gärten und Bleichen ein. Jene nennt man Steenborgs Tünen (Gärten der Steinburg) und den Weg dahin Steenborgs-

Leer iſt, wie Aurich und Emden, in Straßen und Häuſern holländiſch eingerichtet: allenthalben findet man Bänke und Bäume vor den der Straße zugewendeten Giebelhäuſern, die aus Backſteinen erbaut ſind und durch ihre friſchrothe Färbung der Stadt einen heiteren Ton verleihen, der durch die Induſtrie, den Handel und die Schifffahrt um ſo mehr gehoben wird.

Nächſt Leer ſind das Dorf Carolinenſiel im Harlingerlande und der Flecken Weener die bedeutendſten Handelsplätze. Das Harlingerland iſt nach der See zu durch ſechszehn Fuß hohe Dämme geſchützt und grenzt im Weſten und Süden an das Hochmoor. Der Name Harlingerland rührt von der einſt ſchiffbaren Harle her, die ſpäter ihre Mündung der Nordſee überließ und deshalb auch für die Durchfahrt zwiſchen der Inſel Wangerooge und Spikerooge dieſelbe Bezeichnung veranlaßte, obwohl hier von keinem eigentlichen Fluſſe die Rede ſein kann. Carolinenſiel nun wurde, wie ſich ſchon aus dem Namen ergibt, hart an der Nordſee angelegt, die dieſem Dorfe ein günſtiges Terrain zum

---

Gang. Fokko Ukena wird von Wiarda einer der größten Kriegshelden genannt, die Oſtfriesland aufzuweiſen hat. Das oſtfrieſiſche Wappen aber iſt zum Theil aus den Familienwappen der mächtigſten oſtfrieſiſchen Häuptlinge zuſammengeſetzt, nämlich aus den Wappen der Occo then Brock, Siebet Papinga und Fokko Ukena.

Handel bot. Weener dagegen, im Amte Weener, und an der Ems gelegen, ist der Hauptsitz des ostfriesischen Pferdehandels; auch werden hier ausgebreitete Getraidegeschäfte betrieben.

Im Harlingerlande ist Esens anzuführen, weil es eine ostfriesische Stadt ist und weil die Häuptlinge von Esens zu der Geschichte dieses Landes mitwirkten. Im Uebrigen ist Esens ohne alle Bedeutung, denn die dortige lateinische Schule steht zu der wissenschaftlichen Bildung Ostfrieslands in keiner bedeutenden Beziehung.

Von Aurich nach Norden gelangt man über den Flecken Marienhafe, bis zu welchem sonst ein Meerbusen reichte. Marienhafe war — wie die Stubbenkammen auf Rügen — ein Depot des Seeräubers Klaus Stürzebecher, der seinen Namen von dem mächtigen Silberbecher erhielt, den er in einem Zuge leerte. Stürzebecher und Michael Gädeke spielen in der Geschichte der Hansa, der Elbe- und Weser-, der Nord- und Ostseedistricte eine bedeutende Rolle, die durch die Abentheuerlichkeit ihrer Züge selbst in poetische Beziehungen gerieth und, da sie bis in die späteste Zeit im Munde des Volkes lebten, auch zu Bühnenstücken benutzt wurde. In Marienhafe erzählt man sich noch heut zu Tage Kindermährchen von dem gewaltigen Mann, der der Hansa mehr zu schaffen machte, als ganze Reiche, und noch heut zu Tage streitet man sich darüber, wo er ge-

wohnt, obwohl anzunehmen iſt, daß ſeit dem Zurücktritt der Nordſee auch das Haus Stürzebechers in Marienhafe der Zeit verfallen iſt.

Norden iſt eine kleine Stadt mit einem großen Markt und durch einen Canal mit der eine Stunde entfernten Nordſee verbunden. Ohne Seebäder und Norderney würde Norden allenfalls wegen ſeiner fetten Umgebungen und ſeiner glücklichen Bauern genannt werden, die von dem Schweiße armer Weſtphalen leben — hier die eigentlichen Bauern, indem ſie Grund und Boden bebauen, während die Eigenthümer die beſten Kegelſpieler ſind — jetzt aber kennt man Norderney in ganz Deutſchland nicht nur, ſondern es rivaliſirt auch mit Scheveningen, und Norden iſt die letzte Station an der See, von hier kann man zur Ebbezeit ſogar trocknen Fußes zur Inſel gelangen, fürchtet man nicht das Schickſal Pharaos. Längs der oſtfrieſiſchen Küſte bis zur Jahdemündung liegen nämlich zu mehrerem Schutze des Feſtlandes ſieben traurige Inſeln aus Sand und Dünen, durch welche ſich aber das Meer mühſam zu den Deichen windet und welche mit der Zeit vielleicht wieder zu Feſtland werden können, wenn der Strand zwiſchen dieſem und ihnen der Fluth trotzen ſollte. Dieſe Inſeln heißen: Borkum, Juiſt, Norderney, Battrum, Langerooge, Spiekerooge und Wangerooge, und bezeichnen nur die höchſten Punkte jenes Strandes, eines Dammes vor

den Dämmen. Außer dem Nutzen, den ihre Lage Oſtfriesland gewährt, ſind ſie von keinem Intereſſe, und wenn Norderney eine Freundſchafts- oder Societätsinſel wurde, ſo iſt ſolches nur Zufall, weil der hannöverſche Adel mit allen vornehmen Krankheiten dieſem Seebade zu Hülfe kam, das nun allen anderen deutſchen Nordſeebädern vorgezogen wird.

Norderney zählt in einem Umkreiſe von vier Stunden 145 Häuſer und 650 Einwohner, die dürftig von Fiſchfang und Schifffahrt leben würden, glaubten nicht reiche Kranke an den ſtärkenden Wellenſchlag der Nordſee, die im Norden der Inſel frei und unbeengt ihr Wogenſpiel treibt. Mit ihnen kam eine ſeltene Betriebſamkeit über die Inſulaner und eine Weiſe, Geld zu verdienen, die ſo bequem iſt, als hätte man ſich ſchon ſeit Jahren mit dem Ueberfluß der Reichen beſchäftigt. Kurz, Norderney wurde das theuerſte Seebad, und die Bewohner, welche die von der preußiſchen Regierung ihnen zu anderweitigem Unterhalt anvertrauten Spinnräder verbrannt hatten, weil ſie Gefahren und Stürme liebten und keine Beſchäftigung der Weiber, dieſelben Bewohner Norderneys wurden Badewirthe von ſo civiler Manier, wie man ſie auf dieſen Dünen nie hätte vermuthen ſollen. Man läßt ſich für ein Zimmer wöchentlich drei Thaler und mehr zahlen, und ſelbſt der hannöverſch-franzöſiſche Wein koſtet ohne Steuer die Bou-

teille zehn ggr., der Mittagstisch aber ohne Ausnahme 12. Wer baden will, muß die Fahrt in der Badekutsche mit 4 ggr. vergüten, und der größte Genuß auf dieser Sanddüne ist bei dem Allen die sturmbewegte See. Wenigstens ist sie eine erhabene Variation auf das gute Wetter, das natürlich die Badenden begünstigt, das aber auf diesem gelben einförmigen Sande, wo südöstlich nur einige Vegetation anzutreffen ist, selbst langweilig werden kann, wenn die stürmende See Unterhaltung und Dichtung bietet. Nichtsdestoweniger sind die Meerfahrten zu den anderen Inseln eine Abwechselung, und wenn man dort gewesen, erscheint Norderney auch fruchtbarer und blühender, denn jene Dünen bergen nicht einmal die dünngrünen Thäler, die man hier findet und die vermuthlich Norderney den Vorzug verschafften, als man sich in dieser Gegend nach einem Seebade umsah. Dasselbe ist am Nordweststrande befindlich und hat festen, sandigen Wassergrund, so daß man sich allerdings in sehr bequemer Weise dem Wellenschlag überlassen kann, der hier freier und kräftiger sein soll als in Ritzebüttel, wo er noch zu viel milde und süße Wassertheile enthält. Neben dem Seebade liegt das Dorf Norderney, das, gleich jenem, durch die vierzig bis achtzig Fuß hohen Sanddünen gegen See und Sturm geschützt wird. Bei Sturmfluthen aber wird demungeachtet häufig Alles unter Wasser gesetzt, so daß

ſelbſt die Communication im Dorfe gehemmt wird, ein Unfall, der übrigens in der Saiſon nicht wohl eintreten kann, wo höchſtens ein Gewitterſturm über die Inſel fährt und Land und Meer reinigt und das Bad nur um ſo erquicklicher macht. Reinlichkeit findet man nirgends mehr und vollſtändiger, als in Norderney, denn Norderney iſt einmal auf holländiſchen Fuß geſtellt, und dann ſind auch die Schiffer, die es bewohnen, an und für ſich an Reinlichkeit gewöhnt. Was iſt ſchmucker als eine Schiffscajüte, was iſt comfortabler als eine Schiffseinrichtung, die die friſche Luft aus der erſten, d. h. aus Gottes Hand, ohne menſchliche Beengungen, zieht und nie an Waſſer Mangel leidet. Dieſe Reinlichkeit iſt aber doch nur eine negative Eigenſchaft des geſelligen Lebens, das bis auf die Reize des Bades und einer Kaninchenjagd ſehr monoton iſt; denn das Geſellſchaftshaus iſt ohne Geſellſchaft, weil hier der hannöverſche Adel, dieſe große Wüſte des ſocialen Lebens, in der nur jezuweilen einige Oaſen des Geiſtes für Ebenbürtige blühen, den Mittelpunkt bildet. Dieſer Adel, der freilich Norderney zur Mode erhob, wird dennoch den reichen Bürgerſtand mehr oder weniger von den Dünen entfernt halten. Die Hamburger ziehen Ritzebüttel ſchon aus dieſem Grunde vor, und die Bremer begeben ſich nach dem oldenburgſchen Wangerooge, deſſen Wellenſchlag dem von Norderney nicht nachſtehen

wird. Bei dem Allen hält sich nicht nur Norderney im ersten Range eines Seebades, sondern es erweitert sich auch, wogegen freilich feuchte Sommer wirken, die nirgends mehr gespürt werden, als auf dem freien meerdurchfurchten Strande.

Borkum, die westlichste jener Inseln, zwischen Weser und Oster Ems, besteht aus zwei Theilen, West- und Ostland, die durch ein eine halbe Stunde breites Watt verbunden sind. Nur zur Fluthzeit steht dasselbe unter Wasser. Der Kirchthurm dient hier zum Leuchtthurm; er ist mit englischen Lampen versehen aus acht und zwanzig paraboliſchen Reflectoren, die die Einfahrt in den Dollart bezeichnen.

Unter den Mooren Ostfrieslands ist das Bourtanger Moor an der holländischen Grenze, das eigentlich schon zum Münsterlande gehört, das größte und deshalb traurigste. Bei nasser Witterung ist es undurchdringlich, und bei trockenem Himmel empfindet man hier den Vorgeschmack der Wüste. Aber diese wüste Strecke ist eine reiche Ausbeute für die Armuth, die hier den Norden mit Torf versieht und auf die man noch heut zu Tage anwenden kann, was Plinius von den „kleinen Chauken" erzählt und rühmt, die einst diese Strecken bewohnten: „den Erdschlamm werfen sie mit ihren Händen zusammen, und trocknen denselben mehr durch den Wind, als die Sonne aus. Sie trennen ihn, um ihre

Speiſen zu kochen und zu braten und ihre von dem ſcharfen Nordwind erſtarrten Glieder zu erwärmen. Und dieſes elende Volk würde ſich noch für Sclaven erachten, wenn wir Römer ſie beſiegen ſollten!" Gewiß, noch heut zu Tage findet man hier Menſchen, die nie über das Bourtanger Moor hinauskamen, die nie eine Stadt ſahen, die in der alten Freiheit aufwuchſen, die ſelbſt von dem hannöverſchen Patente nichts erfuhren. Könnte man ſie nicht auch zu einer Adreſſe an den König benutzen? Es wäre ſchön, wenn aus dem fernſten Friesland, wo ſonſt nur der Gruß galt: het ghildt eele frya-Fryse, (es gilt dir, freier Frieſe,) reichte man dem Andern das Trinkhorn, wenn aus dem fernſten Friesland, aus dem Bourtanger Moor*) eine Adreſſe der Anerkennung erlaſſen würde an Ernſt Auguſt. Was die hildesheimer und andere hannöverſche Schuſter und Schneider aus Egoismus thaten, das würden jene aus Sorgloſigkeit thun. Sie kennen die Knechtſchaft nicht einmal dem Namen nach, ſie werden das Patent ſo wenig begriffen haben, wie früher die Conſtitution. Ihre Verfaſſung iſt der Torf und die Freiheit, ihn zu ſtechen, auszutrocknen, zu benutzen. Sie blieben groß und ſtark in ihren Mooren, und als man im Jahre 1817

*) Das Bourtanger Moor wird in der hannöverſchen Statiſtik zum Kreiſe Meppen des Herzogs von Aremberg, in der Landdroſtei Osnabrück gerechnet.

eine alte friesische Leiche aus diesem Moore grub, eine Leiche von wenigstens 2000 Jahren, ersah man bald, daß die Lebenden nur Schuhe und Kleider vor der Friesenleiche voraus hatten. Sonst hat die Civilisation ihnen nichts gebracht. Das Moor erhielt nicht nur die Leichen ihrer Vorfahren, sondern auch den alten Glauben, die alte Sitte, die alte Freiheit.

Papenburg, im Süden Ostfrieslands, ist sogar eine Stadt im Torfe*). Es verdankt seine Blüthe nur den Fehnen**), in welchen es liegt, und wenn es bereits zu Fokko Ukenas Zeiten existirte, so wurde es doch erst im Jahre 1765 wohlhabend, nachdem die Wälder gänzlich geschwunden waren und der Torf das einzige Brennmaterial bot. Papenburg liegt an den schiffbaren Canälen des Moores, die diesen Ort mit der Ems verbinden, und aus dem Torf erblühten Kirchen, Schulen und sogar Schiffbau. Jährlich werden hier sechszig Schiffe vom Stapel gelassen und mit allem Zubehör versehen; denn neben den Werften gibt es hier Segel- und Taufabriken. Unfern dieser Moore erhebt sich der Hümling, der letzte Berg Deutschlands gen Nordwesten, wie man jenen ungeheuren Sandhaufen benannt hat, an dessen

*) In der hannöverschen Statistik wird Papenburg zur Landdrostei Osnabrück gerechnet und zum Kreise Meppen des Herzogs von Aremberg.

**) In friesischer Sprache Moräste.

Fuße die Dörfer Sögeln und Böger liegen, und der keiner Erdumwälzung, ſondern nur dem Sturme ſein Daſein verdankt. Dieſer ſchwellte den Sand zu ſolcher Höhe an und ebnet ihn nicht ſelten wieder, indem er die nahebiegenden Hütten und Felder mit Sandlawinen überſchüttet.

Man wird einſehen, Friesland iſt kein Land der Kunſt und Dichtung. Und ſeine Bewohner erheben ſich eben ſo wenig über die Unmittelbarkeit. Wo die Natur ſo ſtiefmütterlich ſchaltete, daß die Menſchen ihr ſelbſt den Ueberfluß abdringen mußten, wo die Erndte, ſelbſt die ergiebigſte Erndte mit ſteten Gefahren und ſteter Wachſamkeit verbunden iſt, wo der Menſch ſtets auf ſeiner Huth ſein muß, da kann er ſich unmöglich dem heiteren Genuſſe des Geiſtes und der Sinne hingeben. Der Oſtfrieſe lebt von dem Augenblick und von der That. Deshalb kann er ſich nicht zu einer bedeutenden geiſtigen Zukunft rüſten, zu einer Bildung, wie ſie ſonſt im Allgemeinen in Deutſchland angetroffen wird. Er hat keine Zeit dazu. Sich die Meeresfluthen vom Leibe zu halten und ſich den dem Meere abgewonnenen Boden unterthan zu machen, das iſt ſeine nächſte Beſchäftigung. Vielleicht iſt der Oſtfrieſe der einzige deutſche Volksſtamm, der ausſchließlich in der Gegenwart lebt, in dem, was iſt. Aber eine lebendige Gegenwart wird zur Geſchichte, die der That bedarf. Deshalb erhielten

auch die Oſtfrieſen eine Geſchichte, die von den Zügen der Römer bis zur neueſten Zeit fortläuft und nirgends in Ruinen verfällt. Aber ſie erhielten nicht nur eine Geſchichte, wie ſie kein anderer deutſcher Volksſtamm beſitzt, ſondern auch einen nationalen Geſchichtſchreiber. Welcher deutſche Landestheil hat einen Wiarda aufzuweiſen. Wo gibt es in Deutſchland einen feſten und zuſammenhängenden Stoff, der einen Territorialhiſtoriographen begeiſtern könnte. Wiarda fand ihn in Oſtfriesland, ihn begeiſterte die Thatkraft ſeines Volks und er beſchrieb die Thaten ſeines Volks von den Chauken bis zum Befreiungskrieg, der freilich auch die oſtfrieſiſche Geſchichte unter den allgemeinen Geſichtspunkt des europäiſchen Gleichgewichts gebracht hat.

Die Oſtfrieſen aber mit den Holländern zu vergleichen, wie Weber, möchte ich nicht verantworten. Hat auch der Genever hier viel vermittelt und iſt auch das jetzt holländiſche Weſtfriesland mehr in holländiſche Intereſſen verſtrickt worden, ſo iſt der frieſiſche Grundcharakter doch noch immer ſehr eigener Art. Die Holländer können allerdings auch in Patriotismus auflodern, nur iſt ihr Patriotismus der Patriotismus der „Myn heers", ſie ſind patriotiſch auf ihr Geld, ihren Käſe, ihren König. Die Oſtfrieſen aber ſind patriotiſch auf ihre alten Freiheiten, ihre alten Sitten, ihre Unantaſtbarkeit. Und wäre auch die Thronerhebung Ennos VI. nichts An-

deres gewesen, als die Thronerhebung Wilhelms I. — was ich jedenfalls bestreiten muß, denn die Ostfriesen gaben weder ihre Freiheiten, noch ihre Freiheit an den ersten Fürsten hin, obwohl er Einiges davon hinnahm — so sind doch die Ostfriesen deutscher Gesinnung nie entfremdet worden, sie haben sich nie jenem holländischen Rigorismus angeschlossen, der ohne Vermittelung und um so unerträglicher ist, als der Holländer, ich meine, der jetzige Holländer, in gar keinen großartigen Beziehungen zur Geschichte steht. Der Ostfriese hat neben seinen alten ererbten Tugenden auch das reindeutsche Element der Gemüthlichkeit und Hingebung. Der Holländer aber ist kalt, zurückgezogen, egoistisch und von Herzen phlegmatisch, ein Prädicat, das, hinsichts des Ostfriesen, besser durch „resignirt" ersetzt wird. In der Form dagegen, in climatischer Hinsicht und in der Lebensweise ist allerdings Ostfriesland von den „Kojen" bis zu den „Treckschuyten" und von den Blech- bis zu den Goldhauben holländisch eingerichtet. Aber etwas Anderes ist die Nationalität, etwas Anderes die Mode. Holländische Reinlichkeit und Aeußerlichkeit sind ja auch nicht so verwerfliche Dinge, daß man ihretwegen Ostfriesland tadeln könnte. Und die holländische Lebensweise könnte man mit demselben Fug eine ostfriesische nennen. Sie ist durch die geographische Lage diesseits, wie jenseits der Ems bedingt.

Dreißigſtes Capitel.

Weſtphalen. — Alte Einrichtung. — Verwandlungen und neueſte Ergebniſſe und Formen. — Weſtphalen dem Weſen nach. — Anſichten verſchiedener Schriftſteller über Weſtphalen. — Wohnungen. — Lebensweiſe. — Volkscharakter. Der gemeine Mann. Der Mittelſtand und Durchſchnittsmaßſtab. — Familienleben. — Weſtphaliſche Celebritäten. — Weſtphalen ein klaſſiſch-germaniſcher Boden. — Altgermaniſche Moral und daraus herrührende Sitten und Gewohnheiten. — Der Haushalt. — Redensarten.

Weſtphalen hieß im Mittelalter alles Land zwiſchen der Weſer, Ems und dem Rhein. Im Gegenſatze nannte man Oſtphalen die Diſtricte zwiſchen der Elbe und Weſer. Dieſe Bezeichnung verlor ſich in der Folge, aber der Name Weſtphalen wurde auf erweiterte Beziehungen angewandt und Bezeichnung für den weſtphäliſchen Kreis ſowohl, wie für das Herzogthum Weſtphalen. Jener umſchloß, außer den alten Beſtandtheilen, auch anſehnliche Räume jenſeits des Rheins, dieſes trat an die Stelle des Herzogthums Engern, oder des Sauerlandes, und wurde zum kurrheiniſchen Kreiſe ge-

zählt, nachdem das Erzſtift Köln, mit dem Tode Heinrichs des Löwen, davon Beſitz ergriffen hatte. Der gemeine Mann nennt das Herzogthum Weſtphalen übrigens noch bis auf den heutigen Tag kölniſches Sauerland. Außer dieſen mittelalterlichen Bezeichnungen gab es unter Jerome ein Königreich Weſtphalen, ein willkürliches Aggregat napoleoniſcher Eroberungen, zuſammengeſetzt aus den preußiſchen Provinzen Magdeburg und Altmark, Halberſtadt mit Hohnſtein, Hildesheim mit Goslar, Mansfeld, Quedlinburg, Eichsfeld mit Treffurt, den Reichsſtädten Mühlhauſen und Nordhauſen, Stolberg-Wernigerode, Paderborn, Minden und Ravensberg, den hannöverſchen Provinzen Göttingen, Grubenhagen mit Hohnſtein und Elbingerode, Osnabrück, dem naſſau-oraniſchen Fürſtenthume Korvei, der Grafſchaft Rintberg, den braunſchweig-wolfenbüttelſchen und den kurheſſiſchen Ländern, mit Ausnahme von Hanau und Katzenellenbogen. Dieſes Königreich, das den Namen Weſtphalen noch einmal in ausgedehntere ſtaatsrechtliche Beziehungen brachte, verſchwand nach kurzem Beſtande in die urſprünglichen Zuſtände, oder in die neuere Einrichtung, und der Name Weſtphalen iſt heut zu Tage nur noch in der Statiſtik des preußiſchen Staats von Bedeutung: man verſteht darunter die Provinz Weſtphalen, mit drei Regierungsbezirken und vier und dreißig Kreiſen. Dieſe

Provinz wurde 1815 gebildet und zwar aus dem Herzogthum Westphalen, (Regierungsbezirk Arensberg,) den Fürstenthümern Minden, Paderborn, Münster, Salm, Siegen, Korvei, den Grafschaften Ravensberg, Mark, Teklenburg, Lingen, Steinfurt, Witgenstein und aus vielen anderen mediatisirten Bestandtheilen des ehemaligen westphälischen Kreises. Sie ist, wenn nicht so verschiedenartig, doch eben so buntscheckig, wie das ehemalige Königreich und kann ihren Namen höchstens durch die Regel pars pro toto rechtfertigen. Deshalb habe ich auch nicht sowohl diese Provinz Westphalen ausschließlich vor Augen, sondern vielmehr jene ursprünglich westphälischen Bestandtheile im Allgemeinen, die man als den Mittelpunkt des alten Sachsenlandes betrachten kann, also namentlich auch das Fürstenthum Osnabrück, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold u. s. w. Was nämlich Weise und Sitte der Bewohner zwischen Weser, Ems und Rhein betrifft, so wird man hier ziemliche Uebereinstimmung wahrnehmen, einen Grundton, der theilweise wohl durch auswärtige Beziehungen Nuancen erhielt, aber im Wesentlichen als derselbe bezeichnet werden kann. In diesem Sinne ist schon Oldenburg Westphalen, und wenn Ostfriesland beweglicher ist, als das Land ost- und südwärts, so rührt das aus jenen friesischen Einwirkungen her, die sich von der Küste bald über das Ganze ausdehnten, das einst ebensowohl, wie

Oldenburg und Weſtphalen von den Chauken bewohnt wurde, die ſpäter in die Sachſen verſchwanden, oder vielmehr nur den Namen Saſſen empfingen, weil ſie an Grund und Boden hielten. Die Frieſen aber hingen noch mehr an ihre Freiheit, als an Grund und Boden, und als die Freiheit der Saſſen längſt an Haus und Hof zu Grunde gegangen war, hielten die Frieſen ihre Landtage zu Upſtalsboom, wo die verſchiedenen frieſiſchen Republiken ihren Mittelpunkt fanden. Nur die Freiheit und die durch ſie bewirkte Beweglichkeit der Oſtfrieſen, die jeden Augenblick bereit war, Haus und Hof, Weib und Kind, mit einem Worte, alle Familienbeziehungen zu verlaſſen, um jenes höchſte Gut zu ſichern, nur dieſe Beweglichkeit unterſcheidet die Oſtfrieſen von den anderen Weſtphalen, die ganz und gar an die chauſiſche und ſächſiſche Gewohnheit feſthielten. Weſtphalen aber reicht ſo weit, wie der Pumpernickel reicht, alſo von Bremen bis zum Rhein faſt.

Die Weſtphalen im Ganzen und Großen ſind von verſchiedenen Schriftſtellern mehr oder weniger einſeitig geſchildert worden, aber in einer Hinſicht treffen alle Schilderungen überein, nämlich in der, daß Weſtphalen das Land der Schweine in der ausgedehnteſten Beziehung iſt.

Tacitus ſagt von den Weſtphalen: „in omni domo nudi ac sordidi, dominum ac servum nullis educa-

tionis deliciis dignoscas, inter eadem pecora in eodem humo degunt.“ Lipſius, der freilich nicht aus dem eleganten Rom, aber doch aus dem reinlichen Dorf Oberyſche in Brabant nach Weſtphalen gerieth, datirte ſeine Briefe: bald „aus der Barbarei bei den Breifreſſern“, bald „aus dem Schweinſtall, den ſie Wirthshaus nennen“, und ſchrieb von dieſem Lande: „hier leben Halbmenſchen, die edlen Geſchlechter der Suilli, Scrofi und Porci. Dünnbier macht den Anfang meines Mahles an einem Feuer unter Fuhrleuten und Schweinetreibern, und dann kömmt roher Speck, eine ſchwarze Maſſe von 4 bis 5 Fuß Länge, Brod genannt, dann Kohl, in Schweinefett ſchwimmend, den ſie, wie Ambroſia, nicht eſſen, ſondern freſſen, und das letzte Gericht iſt ſtinkender flüſſiger Käſe, ſie ſcheinen ihn für Jupiters Gehirn zu halten. Auf der elendeſten Schlafſtelle ſoll ich ſchlafen neben Katzen, Kälbern und Pferden, über mir Hühner, unter mir Schweine.“ Gewiß, wer Tacitus aus dem Grunde verſtehen will, muß Weſtphalen bereiſen, und der vortreffliche Commentar zu dieſem Schriftſteller, den Juſtus Lipſius ſchrieb, iſt gewiß zum Theil unter jenen Schweinen aus Menſchen und Vieh geſchöpft und unter jenen Drangſalen, von denen der gelehrte Mann klagt: „kein Cyniker hat je erduldet, was ich erduldet habe.“ — Profeſſor Tollius, von Duisburg, ſelbſt ein halber Weſtphale, iſt in ſeinen Reiſebriefen weniger

entrüſtet, als Lipſius, aber er ſpottet ſchärfer und meint, wer rothe verweinte Augen bedürfe zur Trauer, müſſe weſtphäliſche Rauchhütten beſuchen. — Voltaire ſagt von den letzteren und den Menſchen, die darin wohnen: „des grandes huttes, appellées maisons, dans lesquelles on voit des animaux, qu'on appelle hommes, qui vivent pêle-mêle et cordialement avec d'autres animaux domestiques.“ — Was nun mich betrifft, ſo will ich freilich den genannten Schriftſtellern nicht geradezu widerſprechen in ihrer Anſicht von der ſchmutzigen Wirthſchaft, die (natürlich nur auf dem platten Lande) in Weſtphalen herrſcht; aber die Einrichtung, nach welcher Menſchen und Vieh unter einem und demſelben Dache wohnen, iſt an und für ſich nicht ſo unbequem und widerwärtig — wenn nur Alles in Ordnung und reinlich gehalten wird, wie z. B. in der Umgegend von Bremen, im Oldenburgſchen und in Oſtfriesland. Hier könnte man Bauerhäuſer mit Vieh ſogar den Bauerhäuſern ohne Vieh — wie ſie in Kurheſſen und anderwärts angetroffen werden — vorziehen, denn der Reichthum des Bauern beruhet zunächſt auf einem tüchtigen Viehſtand. Freilich ändert ſich das Verhältniß, wenn das Vieh die Oberhand behält — und das iſt allerdings im Herzen von Weſtphalen der Fall — nur muß man bedenken, daß dieſe Gegenden vorzugsweiſe für die Schweinezucht geeignet ſind und wenn

dieſe weltberühmt wurde, ſo konnte es wohl dahin kommen, daß man dieſen Thieren größere Vorrechte einräumte, als ſonſt gewöhnlich. Nicht nur die weſtphäliſchen Schinken haben an und für ſich Anerkennung gefunden und ſelbſt in Frankreich als chambons de Mayence ihren Werth behauptet, ſondern auch die Weiſe, wie ſie geräuchert werden. Daß die weſtphäliſchen „Hütten" — wie ſie Voltaire heißt — meiſtens den Rauchfang entbehren, das unterſcheidet ſie vorzugsweiſe von allen anderen Bauerhäuſern in der Umgegend von Bremen, im Oldenburgſchen und in Oſtfriesland, die nur ausnahmsweiſe an dieſem für die Bequemlichkeit nothwendigen Requiſit Mangel leiden, im Uebrigen aber ganz weſtphäliſch eingerichtet ſind. Würde aber ſelbſt ein Süddeutſcher dieſe umfaſſenden und nicht ſelten von Ueberfluß ſtrotzenden Strohhütten — wollen wir einmal die Bezeichnung Voltaires beibehalten — nicht manchen Wohnungen im Süden vorziehen, aus denen, bei aller ärmlich-modernen Einrichtung, nur der Mangel herausſieht? Betrachten wir die weſtphäliſchen Bauerhäuſer — jene „Kempen", die bei Bremen beginnen und ſich über Oldenburg, Oſtfriesland und das ganze ehemalige Weſtphalen mit mehr oder weniger bequemer Einrichtung erſtrecken. Dieſe „Hütten" ſind nicht ſelten ſtattlich; ihre Tiefe beträgt hundert, oft hundert und fünfzig Fuß, ihre Breite fünfzig bis fünf und ſiebenzig

Fuß, ihre Höhe überſteigt nie die eines Erdgeſchoſſes. Der Wärme wegen iſt die Wohnung mit Stroh gedeckt. War der Bau früher lediglich aus Fachwerk errichtet, ſo iſt er jetzt nicht ſelten maſſiv. Der Straße zu gewähren dieſe Wohnungen folgenden Anblick: ein großer gewölbter Thorweg führt auf die geräumige mit Lehm gedeckte Hausdiele; Fenſter befinden ſich in der Fronte nur ausnahmsweiſe; ein großer Miſthaufen bildet eine ſymboliſche Andeutung des Reichthums im Innern, denn je umfaſſender jener iſt, deſto trefflicher iſt der Viehſtand. In Weſtphalen freilich wird dieſer Miſthaufen nicht allein von dem Vieh vollſtändig erhalten. Das Innere des Gebäudes iſt nun mit ſeltener Liberalität auf Vieh und Menſchen berechnet: auf der Diele nämlich befinden ſich an der einen Seite die Ställe für das Hornvieh, an der anderen die für die Pferde, beide ſind durch ein Gitter bildende Palliſaden von der Mitte getrennt, mit der ſie in keine unmittelbare Berührung kommen, denn für das Vieh rechts und links befinden ſich beſondere ſchmale Eingangsthüren an der Straße. Im Innern wird die Communication mit demſelben theilweiſe durch das Holzgitter, theilweiſe durch einen gleich an der Fronte des Hauſes befindlichen Eingang erhalten. Somit kann das Vieh die Menſchen in keiner Weiſe geniren, will man nicht durchaus en famille leben. In dem hinteren Theile des Hauſes ſind nach beiden Seiten

hin Seitenthüren angebracht, die den eigentlichen Eingang für die Bewohner bilden, während der Thorweg hauptsächlich den beladenen Heu- und Fruchtwagen dient. In der Mitte des Hintergrundes befindet sich der Heerd und hinter demselben sind die Wohnzimmer. Dieselben haben selten mehr als zehn Fuß Höhe, und höchstens dient eines von ihnen zum täglichen Gebrauch, während die übrigen Staatszimmer sind. Nur aus ihnen sieht man ins Freie, eine Einrichtung, die, im Gegensatze des Fenstermangels nach der Straße zu, zum Beweise dient, daß hier das Familienleben der alten Sachsen noch in der hergebrachten Weise stattfindet, und zwar um so mehr, als die „Kempen" nicht neben einander liegen, sondern in weiter Ausdehnung, in der Mitte des bäuerlichen Grundstücks. Man lebt für sich und vermeidet alle Berührungen, die nicht zum Geschäfte gehören. Deshalb auch wird man nirgends weniger gesellschaftliche Beziehungen antreffen, als in Westphalen. Die innere Einrichtung der Zimmer ist eben so zutraulich, wie die des ganzen Hauses. An der einen Wand befindet sich der Heizofen, an der anderen die Schlafstellen (Alkoven) für den Hausvater, die Hausmutter und die Kinder. Diese Alkoven lassen sich durch bewegliche Holzwände verschließen; häufig werden sie nur durch solche Wände von der Hausflur getrennt, die in diesem Falle selbst zur Nachtzeit leicht

zu überſehen iſt. Die Schlafſtellen des Geſindes befinden ſich im mittleren Raume des Hauſes über den Viehſtällen, die ſtets unter ſorgfältiger Obhuth gehalten werden. Vor ihnen zieht ſich, der Sicherheit wegen, eine Gallerie hin, denn im lebhaften Traume könnte ſonſt leichtlich ein Unglück geſchehen. Ueber dem Hauſe erhebt ſich ein faſt unverhältnißmäßiges Giebeldach, unter welchem ein Theil der Feldfrüchte aufbewahrt wird und auf deſſen Spitze ſich der Storch, der hier faſt dieſelbe Verehrung genießt, wie der Ibis in Egypten, ſein Neſt bauet. Was an Heu und Früchten unter dem Giebeldache keinen Raum findet, wird in mehreren Scheunen, die in geringer Entfernung vom Wohnhauſe liegen, untergebracht. In der Nähe deſſelben befinden ſich die Schweineſtälle, der Bleichplatz, der Obſtgarten, der Backofen; und Eichen und Eſchen, die das Bild hoch überragen, rauſchen mit ihren Zweigen patriarchaliſche Ruhe. Im heiteren Sonnenlichte liegt eine weſtphäliſche „Kempe" wie eine ſtille Erinnerung der alten ſächſiſchen Urzeit vor unſeren Blicken. Der Reiſende mag an ihr viel auszuſetzen haben, aber der Deutſche wird die alte Sitte, ſelbſt unter den Schweinen, vielleicht mit inniger Theilnahme betrachten.

Ich habe in dem Vorſtehenden die Einrichtung eines Bauerhofes beſchrieben, und daß es auch im eigentlichen Weſtphalen deren gibt, die dieſe Einrichtung im

engeren und reinlichen Sinne bewahren, unterliegt keinem Zweifel. Ganz anders dagegen sehen die Wohnungen der Köther, Brinksitzer, Häuslinge und wie sie sonst heißen aus. Hier ist allerdings der Schmutz Grundton und Firniß; hier leben Menschen und Vieh nicht nur neben und über, sondern durch einander; hier ist die Thür durchweg der Rauchfang; hier räuchern Schinken und Menschen.

Was aber die Lebensweise der westphälischen Bauern betrifft, die Lipsius mit Ekel erfüllte, so ist sie auch die der bremischen Bauern, der oldenburgschen, der ostfriesischen, aber diese Lebensweise ist, unter Voraussetzung eines gesunden und festen Magens, der dazu erfordert wird, und einer starken Leibesarbeit, die diese Lebensweise verdauen helfen soll, durchaus nicht so traurig. Viele Bauern in Mittel- und Süddeutschland würden sicherlich ihre Kartoffeln, die hier häufig selbst das Brod ersetzen müssen, für den Speck und den Pumpernickel der Westphalen hingeben, und der Kohl, der in Schweinefett schwimmt, ist am Ende mundender, als der Kohl ohne Schweinefett. Mit einem Worte, der Genuß ist hier nicht verfeinert, aber von Lipsius bis auf die neueste Zeit hatte man in Westphalen zu leben. Uebrigens ist diese Lebensweise durchaus nicht ausschließlich westphälisch, man findet sie — mit Ausnahme des Pumpernickels — beinahe im ganzen Nordwesten Deutschlands.

Ja ſelbſt in Holſtein und Mecklenburg, wo das Hornvieh reiche Ausbeute gibt, wird das Schweinefleiſch — als die breitere und derbere Koſt, als die zu kräftiger Arbeit dienliche — ſehr werth gehalten, und eine ſtattliche Rauchkammer dient jedem Bauerhofe zur Zierde. Wenn der Pumpernickel aber nicht ſo berühmt geworden iſt, wie der geräucherte weſtphäliſche Schinken, ſo ſchmeckt dieſer doch gewiß nicht beſſer, als wenn er von Pumpernickel begleitet wird. Der Pumpernickel iſt nicht nur Nationalſpeiſe der Weſtphalen, ſondern auch ein Leckerbiſſen, der ſelbſt auf den Tafeln der weſtphäliſchen Standesherren Anerkennung findet. Wie alt dieſer Pumpernickel iſt, weiß ich nicht, aber wenn ihn die alten Sachſen bereits kannten, ſo kann man ſich ihren kräftigen Widerſtand gegen Römer und Franken erklären. Der Pumpernickel iſt ein Brod zum Todtſchlagen, ein ſchwarzes, hartes Roggenbrod, wozu das Korn nur geſchroten wird und welches deshalb die ganze Fülle der Kornkräfte beſitzt, den Spiritus nicht nur, ſondern auch den Körper. Man muß ihn allerdings verdauen können, um ihn ganz zu würdigen, aber daß die Weſtphalen ſolche Mägen beſitzen, beweiſet gerade ihre geſunde und herrliche Conſtitution. Der Pumpernickel wird in ungeheuren Laiben zu 30—40 Pfund gebacken und gewinnt — wie der Wein — durch das Alter an Wohlgeſchmack und Kraft. Was aber die Nahrung be-

trifft, ſo kann man leicht annehmen, daß ein Pfund Pumpernickel ſechs Pfund Weißbrod erſetzt. Uebrigens iſt derſelbe, gut ausgebacken und mehrere Tage alt, durchaus nicht ſo ſchwer zu verdauen, wie man gemeiniglich glaubt, und die geſunden weißen Zähne in Weſtphalen ſollen hauptſächlich von dem Pumpernickel herrühren, der Magen und Zähne ſchleift und ſchärft. Wie werth aber dieſes Brod gehalten wird, erſieht man am erſten aus dem Heimweh der Weſtphalen nach Pumpernickel. Studirende ließen es ſich nach Göttingen von den Angehörigen ſchicken, und wenn ſelbſt das bremiſche Schwarzbrod, das doch nicht ganz die Cultur jenes aufzuweiſen hat, als Leckerbiſſen dorthin geſandt wurde, ſo konnte man ſicher ſein, daß Oldenburger, Oſtfrieſen und Weſtphalen, ſammt den Hannoveranern unterhalb Bremen ſich, wenn es nur irgend anging, zu Gaſte baten. Alſo darf man den Gegnern dieſes Gebäcks durchaus nur in ſo weit Glauben ſchenken, als es nicht für zarte und an eine ſitzende Lebensart gewöhnte Conſtitutionen geeignet iſt, aber eine „certaine pierre dure, noire et gluante, composée, à ce qu'on prétend, d'une espèce de seigle" iſt es durchaus nicht; obſchon man es ſelbſt zu Lande „dat grove Braud" heißt, was aber nur zum Beweiſe dient, daß Mägen, die überhaupt an harte Koſt von Fleiſch und Vegetabilien verwieſen ſind, ſicherlich kein angemeſſeneres Brod finden können,

als den weſtphäliſchen Pumpernickel, der ſolche Speiſen wirklich verdauen hilft und den Magen nur zu um ſo kräftigerer Thätigkeit anſpornt. Auch die Saubohne, die Süddeutſche nur in Weſtphalen finden wollen, die aber bereits von Kaſſel aus allenthalben nordweſtlich anzutreffen iſt, iſt durchaus nicht ſo unerträglich, daß ſie jenen Namen verdiente. Wo ſie gegeſſen wird, nennt man ſie deshalb lieber große Bohne, und in Bremen, wo man ſie ſehr gern ißt, ſogar „türkiſche" Bohne. Bohnen, Rüben und Kohlarten ſind überhaupt nicht nur in Weſtphalen, ſondern im ganzen Norden an der Tagesordnung, aber man darf dieſe Gemüſe nicht mit dem Maßſtab ähnlicher ſüddeutſcher Vegetabilien meſſen, die freilich nur den Namen führen, bei denen aber von Wohlgeſchmack keine Rede ſein kann. Brauner Kohl im nordweſtlichen Deutſchland kann von einem Schwaben nicht begriffen werden, man kennt ihn im Süden gar nicht. Ißt ihn aber der Schwabe im Norden mit ſüdlichen Kaſtanien, ſo wird er ſich überzeugen, daß dieſe derbe Koſt wenigſtens dem Gaumen überaus zuſagt. Trinken die Weſtphalen auch Kaffee und ſogar den moderneren Branntwein, rauchen ſelbſt die Weiber mit Vorliebe, ſo findet man neben dieſer Entartung doch noch viel Urſprünglichkeit in der Lebensweiſe. Der „Imſt" iſt eine Suppe aus Gerſten- oder Buchwaitengrütze mit Milch, die zum Frühſtück genoſſen wird und

ganz altſächſiſchen Urſprungs iſt, und das „Schwarzſauer“ der Schweine, das man übrigens auch in anderen nördlichen Gegenden findet, reicht ſo weit, als die Erinnerungen der weſtphäliſchen Geſchichte. Dieſes Volk iſt in der That in ſeiner rohen Urkraft ſtehen geblieben, außer dem Chriſtenthum haben ſich hier keine anderen modernen Manifeſtationen ergeben, als Kaffee, Branntwein und Tabak. Freilich trat in Weſtphalen die mittlere Hörigkeit noch außer dieſen Einflüſſen zwiſchen die alten Sachſen und die mittelalterlichen Weſtphalen, und ſie hat offenbar, nebſt dem ſtarren Katholicismus, die tiefſten Wunden dem Volke geſchlagen, das ſich noch ſpäter von dieſer mittleren, als Pommern, Mecklenburger und Holſteiner von der ſtrengen Hörigkeit erholen wird, weil die proteſtantiſche Aufklärung hier nicht die Emancipation leiten kann. Machte die Knechtſchaft den Weſtphalen träge, indolent, unwiſſend und gemein, ſo hat der Katholicismus nichts dazu beigetragen, ihn regſam, wiſſend und edel zu machen. Nur die Form fiel, die Folgen dieſer Form für das Leben exiſtiren noch bis auf den heutigen Tag. Selbſtſtändigkeit des Einzelnen, wie der Maſſe darf man in Weſtphalen nicht ſuchen, Adel und Geiſtlichkeit haben ſich zu einem dichten Knäuel verwunden, der das Volk gefangen hält. War die alte ſächſiſche und heidniſche Hörigkeit im Kriege beſchäftigt und in fortwährender Thatkraft, ſo wurde die mittel-

alterliche westphälische und christliche zu einem großen moralischen Viehstall, in welchem das Volk angekettet war. Darin unterscheiden sich die analogen Verhältnisse, aber sie unterscheiden sich noch mehr durch ihre Grundlage. Die alte sächsische Hörigkeit war national, die mitteralterliche westphälische war künstlich, denn das Christenthum vertrug sich nicht mit ihr. Hier konnte sich nur ein unnatürliches Verhältniß ergeben, eine Knechtschaft, von der die Sachsen nichts gewußt hatten, die bei ihrer Hörigkeit doch in jeder Hinsicht ein freies Volk waren. Grober Egoismus und viehische Gierigkeit bezeichnen den gemeinen Mann in Westphalen und als Maßstab seiner Moral kann allerdings jene Anwort eines Bauerknaben an den Schulmeister angesehen werden. Dieser fragte: „Wenn du deinem Bruder das von der Mutter ihm gegebene Brod wegnimmst, was thust du?" und jener entgegnete schnell: „Ick frät et up" *). In diesem „ick frät et up" liegt durchaus der Charakter des gemeinen Mannes, des Volks auf dem platten Lande. Fressen und Saufen und den Rosenkranz abbeten ist noch heut zu Tage in Westphalen Regel, und das preußische Unterrichtswesen hat — wie solches die neuerlichen kirchlichen Wirren bewiesen — auch hier noch nicht den heilsamen Einfluß ausgeübt, den man davon

*) ich freß es auf.

erwarten mochte. Iſt aber der Weſtphale irgendwie raſch, ſo iſt er es doch nur beim „Schnapps". Ein Gläschen Branntwein wird hier (wie überhaupt in Niederſachſen) ein „Schnapps", oder auch ein „Schluck" genannt, weil man es im Nu hinunterſchnappt oder ſchluckt; und doch will Weber bemerkt haben, daß der Weſtphale auch zum „Schnapps" eine Viertelſtunde gebraucht. Alſo Trägheit iſt ein zweites Merkmal des Weſtphalen, und man kann folglich denen, die nun einmal in dieſem Lande ſtets eine Parallele zwiſchen den Schweinen und Menſchen ziehen wollen, kaum etwas einwenden, wenn ſie behaupten, auch in der Trägheit und viehiſchen Gierigkeit ſeien die Weſtphalen den Schweinen gefolgt. Schweine freſſen und ſaufen und wälzen ſich zur Erholung höchſtens in einer Miſtpfütze. Sollten aber die Weſtphalen über ſolchen Vergleich ungehalten ſein, ſo kann man ſie allerdings mit Recht fragen, weshalb ſie allegoriſch von einer zahlreichen Familie ſagen: „Väle Swine maken den Drunk dünne"*) — ein Sprüchwort, das ſich freilich von Weſtphalen aus bis nach Bremen ausgebreitet hat — und von dem Schweinehirten abgekürzt: „de Swin"! Man ſieht wenigſtens aus ſolchen Wendungen, daß dieſe Thiere in Weſtphalen nicht in ſo bedeutender Misachtung ſtehen,

*) Viele Schweine machen den Trank dünn.

daß auch ich ſie nicht zu einem Vergleich benutzen könnte. Aber ich ſpreche hier natürlich nur von dem gemeinen Mann, der von jedem höheren, ich möchte ſagen, von jedem menſchlichen Impulſe ausgeſchloſſen iſt. Anders ſieht es in den Städten aus, anders bei denen, die irgendwie ſich den edleren Beziehungen des Lebens hingeben können, die nicht an den Feſſeln der Hörigkeit litten, die vielmehr nur in der alten Sitte befangen ſind. Dieſe alte Sitte hat nirgendswo ſo viel Zuthuliches und Vertrauliches, wie in Weſtphalen; denn nirgendswo verſteht man den Begriff der Familie beſſer, als in Weſtphalen. Dieſelbe hat ſich ganz und gar in ihrer ſächſiſchen Urſprünglichkeit erhalten, nur daß ſie durch die chriſtlichen Einmiſchungen um ſo geläuterter erſcheint; und alle Sitten und Gebräuche beziehen ſich auf dieſe Familie. Freilich vermißt man deshalb häufig Civiliſation und feine Formen, die mehr oder minder durch das geſellſchaftliche Leben befördert werden; aber der Kern des Mittelſtandes iſt tüchtig. Er iſt eben ſo tüchtig, wie der von Pommern, nur mit dem Unterſchiede, daß in Pommern der lichte Mittag des Proteſtantismus ſcheint, während auf Weſtphalen die katholiſche Abenddämmerung ruht. Somit findet der Fremde in Pommern leichter Gelegenheit, jene Tugenden nicht nur zu ſehen, ſondern auch zu genießen, während der Weſtphale die gute alte Sitte nur für ſich benützt und

sich mit ihr absichtlich von allen äußeren Beziehungen absperrt. In Pommern wird es Keinem einfallen, außer nach einem ehrlichen Gesichte auch noch nach anderen Requisiten zu forschen, in Westphalen kann man — allerdings mit Ausnahmen — schon darauf gefaßt sein, daß ein unverfälschtes katholisches Gesicht den besten Eindruck machen wird. Die Toleranz des Protestantismus geht dem geraden, ehrenfesten, groben Charakter ab, der den Mittelstand bezeichnet, und heimisch fühlen wird man sich in Westphalen schwerlich, ist man nicht mit Leib und Seele Katholik. Nur deshalb wohl mochte auch Friedrich der Große auf die Kraft und Ausdauer seiner Westphalen keine Hoffnung setzen; denn wenn man behauptet, er habe dafür gehalten, Westphalen werde nie ein Genie hervorbringen, so wird solche Ansicht durch die That widerlegt. Westphalen hat bedeutendere literarische Persönlichkeiten aufzuweisen, als Pommern; Celebritäten der Wissenschaft waren westphälischen Ursprungs, wie die Osnabrücker Möser und Jerusalem, der Stadthagener *) Büsching, der Iserlohner Pütter, der Borkumer **) Ostermann, der Lemgoer Dohm u. s. w. Aber Westphalen fehlt das innere Moment

*) In Schaumburg-Lippe.

**) In der Grafschaft Mark.

des Fortschrittes, und Friedrich der Große zog den pommerschen Adel dem westphälischen vor.

Phlegma ist in Westphalen allgemein. Abgesperrt von allen auswärtigen Beziehungen — bis auf einige Strecken, die durch die Schönheit der Natur, oder die Industrie in solche gerathen sind — und unter der Obhuth des Katholicismus, der den blinden passiven Gehorsam zur anderen Natur des Volks gemacht hat, kann man sich schwerlich irgendwie angeregt fühlen. Aber wenn die Gegenwart durch die Verhältnisse so geworden ist, die rothe Erde ist ein klassisch-germanischer Boden. Natürlich habe ich hier nicht die Vehmgerichte vor Augen, die freilich in dem dortigen Volkscharakter die zuverlässigste Garantie fanden, aber die Großthaten deutscher Nation geschahen auf der dürftigen rothen Erde Westphalens, die erst durch das Christenthum mit anderem Blute gefärbt wurde, als dem der Freiheit. Um seiner Vergangenheit willen muß man Westphalen lieben und ein Volk bedauern, daß es den Zufälligkeiten verfiel. Unter diesen Zufälligkeiten liegt jedoch der alte unverfälschte sächsische Grundcharakter. Von ihm rühren jene Sitten und Gewohnheiten her, die sich auf die Familie, auf Haus und Hof beziehen und die insgesammt von der altgermanischen durch den thatsächlichen Beweis redenden Moral Zeugniß geben. In der Soester

Börde*) ertheilen die nächſten Anverwandten der Braut dem Bräutigam — ſofort nach der Trauung — einige Hiebe, damit er fühle, wie weh Schläge thun und damit er das Weib damit verſchone. Wenn die Braut das Grundſtück des Bräutigams betritt, ſo muß ihr dieſer mit Brod und Bier entgegenkommen, weil er ſie ernähren ſoll, ſie nicht ihn. Die Braut wird nun um alle Grundſtücke des Mannes geführt, eine Mahnung, ſie ſolle Hausfrau werden. — In anderen Gegenden Weſtphalens wird die Braut nicht durch die Thüre zum Bräutigam eingeführt, ſondern durch eine Lücke im Zaun, die nach der Trauung ſorgfältig geſchloſſen wird, denn das Weib ſoll im Hauſe verkehren. Die Braut erhält nun auch ein Brod, von welchem ſie ein Stück abſchneidet und **in aeternam rei memoriam** bewahrt, während der größere Ueberreſt den Armen gegeben wird, zum Zeichen, daß Wohlthätigkeit in dem neuen Haushalt walten werde.

Dieſer wird allenthalben in Weſtphalen den Mittelpunkt bilden. In einfacher herkömmlicher Weiſe ſpinnt ſich hier das Leben ab, eine Beziehung, die man von

*) Soeſt ſprich Sohſt. Soeſter Börde iſt das Gebiet der ehemaligen Hanſeſtadt Soeſt. Börden heißt heben, alſo Abgaben heben und reſpective entrichten, welche letztere Verpflichtung dem Gebiete zukam.

den Weibern ſogar wörtlich verſtehen kann; denn weben und ſpinnen iſt ihre tägliche Beſchäftigung und mehr als tägliche Beſchäftigung, ſie hält ſie bis Mitternacht, wo Mährchen und Aberglaube mit dem Faden abgeſponnen werden. Aber wenn die Weiber äußerſt thätig ſind, ſo erinnern die Männer, ſelbſt diejenigen, die man nicht als den „gemeinen Mann" bezeichnen kann, ſehr an die alten Vorfahren, die im Frieden auf der Bärenhaut lagen. Das Weib iſt der arbeitende Theil, aber der Mann begnügt ſich damit, wenn es von ihm heißt: „he sitt in de Wulle"*), die ihm das Weib erarbeitet hat. Damit ſoll gerade nicht geſagt ſein, der Mann faullenze ganz und gar, aber außer den Feldarbeiten und der Leitung des Ganzen gibt er ſich denn doch einer ſehr gemächlichen Erholung hin, während das Weib ſtets raſtlos iſt. Dieſes Verhältniß, ich meine das Verhältniß des Herrn zur Magd, wird ſelbſt in der Symbolik der Trauung berückſichtigt. Nie wird der Bräutigam dulden, daß die Braut ihre Hand auf die ſeinige legt, denn es heißt: Manneshand oben!

Wenn man in Weſtphalen keine ſüdliche Lebendigkeit findet, ſo wird man ſich auch nicht wundern dürfen, fehlt die formelle und über die Unmittelbarkeit hinaus-

*) Er ſitzt in der Wolle.

liegende Theilnahme. Der Fremde auf der Heerstraße erhält bei der Frage über Ort und Weg häufig die Antwort: „dat weet ick nich“ *), aber dieses „dat weet ick nich“ ist eine zuverlässige Bürgschaft, daß der Befragte in der That nichts weiß. Freilich könnte man sich nun doch vielleicht vereinständigen, aber eine solche Vereinständigung macht dem Westphalen zu große Mühe, er ist mundfaul, wenn es zuvor einiger Auseinandersetzungen und Combinationen bedarf. Sich gefällig zu erweisen, würde ihm ganz überflüssig dünken. Oft glaubt er sogar, man habe ihn zum besten, befragt man ihn über Dinge, die er seit Jahr und Tag gewußt hat und von denen er überzeugt ist, ein Anderer werde sie eben so gut wissen. „Wohin führt der Weg?“ kann leichtlich die Antwort zur Folge haben: „dat ward he wol bäter wäten, als ick“, oder noch gröber „dat weet he äben so goht, als ick“ **), denn der Befragte glaubt nicht, daß ein feiner Fremder dümmer ist, als der erbärmlichste Bube des Dorfes, und dringt man weiter in ihn, so kann er gar unwirsch werden und euch anschnauzen: „Heer laht mi miner Wäge gahn“ ***) —

*) Das weiß ich nicht.

**) Das wird er wohl besser wissen, als ich. Das weiß er eben so gut, wie ich.

***) Herr, laß er mich meiner Wege gehn.

eine Redeweiſe, die beſonders bei den Weibern angetroffen wird, welche ſich von der Anrede eines Mannes nichts Gutes verſehen.

Ein und dreißigſtes Capitel.

Weſtphalen. (Fortſetzung.) — Urſprung dieſer Bezeichnung. — Die preußiſche Provinz Weſtphalen. — Provinzialſtände. — Umfang und Einwohnerzahl. — Territorialbeſchaffenheit. — Paderborn und Münſterland. Dortige Zuſtände und Charakter der Bewohner. — Die Stadt Paderborn. — Der Teutoburger Wald und das Terrain der Hermannsſchlacht. — Dryburg. — Münſter. — Aeußeres der Stadt. — Geſellſchaftliche, kirchliche und politiſche Zuſtände. — Die Wiedertäufer. — Der weſtphäliſche Friede. — Freiherr von Fürſtenberg. — Umgebungen der Stadt. — Innere Sehenswürdigkeiten. — Milde Stiftungen. — Bettelei früher und jetzt. — Uebergang des Münſterlandes zu den heiterern Theilen des Regierungsbezirkes Minden.

Der Name Weſtphalen ſoll von dem ſpringenden weißen Pferde im Wappen der Herzöge von Sachſen herrühren, das auf Hannover und Braunſchweig überging. Falen iſt das plattdeutſche Füllen. Andere leiten es von Pfahl, oder plattdeutſch: Paal ab, und verſtehen darunter den Grenzpfahl zwiſchen Weſt- und Oſtphalen. Die preußiſche Provinz Weſtphalen, die den Namen erhält, wurde durch das Geſetz vom 27. März 1824 mit Provinzialſtänden, in der Weiſe der übrigen preußiſchen Provinzen, verſehen. Dieſelben beſtehen aus vier Ständen, deren erſter die vormals unmittelbaren Reichsſtände umfaßt und demnach eilf Mitglieder zählt: den Herzog von Aremberg, die Fürſten von Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Kaunitz-Rietberg, den Herzog von Looz, die

Fürſten von Sayn-Witgenſtein-Berleburg, Sayn-Witgenſtein-Witgenſtein, Bentheim-Tecklenburg, Bentheim-Steinfurt, Salm-Horſtmar und den Herzog von Croy, jeden mit einer Vierſtimme. Den zweiten Stand bildet die Ritterſchaft, den dritten bilden die Städte, den vierten die übrigen Gutsbeſitzer. Jeder dieſer drei letzten Stände zählt zwanzig Mitglieder. Verſammlungsort dieſer Provinzialſtände iſt die Stadt Münſter. — Der Umfang der Provinz Weſtphalen beträgt beinahe 368 Quadratmeilen und die Einwohnerzahl beläuft ſich auf ungefähr 1,300,000. Oeſtlich und ſüdlich rahmen der teutoburger Wald, das Weſergebürge und die ſauerländiſchen Berge die weſtphäliſche Ebene ein, die nördlich und nordweſtlich zu Haideſtrecken herabfällt. Hier in der ſterilen Natur hat ſich die alte weſtphäliſche Weiſe ganz und gar in dem urſprünglichen Schmutze erhalten, während der Oſten und Süden nicht nur fruchtbare Thäler enthält, wie die Soeſter und Warburger Börde, das Sindfeld und den Hellweg, ſondern auch eine dem Wohlſtand angemeſſene Lebensweiſe an den Tag legt. Der Hellweg — einſt die Heerſtraße der Römer vom Rhein zur Weſer — iſt die Kornkammer Weſtphalens. Auf dem Bisthum Paderborn aber, das an Frucht, Flachs und Hanf, Eichen und Buchen reich iſt, wiegt ſich der Katholicismus in behaglicher Ruhe, und die Faulheit der Menſchen gleicht den Ueber-

fluß der Natur vollkommen aus. Industrie könnte hier zu Hause sein, indeß man begnügt sich mit den unmittelbaren Producten. Somit ist natürlich Paderborn nicht im Verhältniß bevölkert, so wenig wie das alte Münsterland, das auf einen Umfang von 220 Quadratmeilen kaum 370,000 Seelen zählen mochte, während der preußische Regierungsbezirk Münster auf 132 Quadratmeilen bereits 399,000 Einwohner zählt; denn man überließ den nördlichen und unfruchtbaren Theil: Meppen und Lingen, wo der Stockkatholicismus zu Hause war, an Hannover, und breitete sich fortschreitend und bildend in den ergiebigen und industriellen Districten aus. Nichtsdestoweniger ist auch das preußische Münsterland in seiner Mehrheit durch und durch katholisch und bildet mit Paderborn das hauptsächlichste Gegengewicht gegen die Bestrebungen der preußischen Regierung, ein Gegengewicht, das in neuester Zeit wiederum in die Wagschaale gelegt wurde und sich noch wirksam erwies, wenn auch nicht in den Erfolgen der ritterschaftlichen Ambassade bei der preußischen Regierung, doch in den Wirren, die seitdem das Land durchkreuzen. — Paderborn ist mit seiner Bevölkerung gar nicht fortgeschritten, es wird auf vier und vierzig Quadratmeilen auch heut zu Tage nicht mehr, als 100,000 Einwohner zählen können; denn was kann der Bevölkerung mehr hinderlich sein, als der bigotte Katholicismus und geistige und

körperliche Trägheit in ſeinem Gefolge. Hier hat man das zuverläſſigſte Beiſpiel von der großen Negation, welche die katholiſche Kirche bildet. Paderborn iſt theilweiſe ein üppiges Fruchtland: das Sindfeld liegt zwiſchen der Alme und Dimel; theilweiſe landbewachſen; aber eine Strecke von vier und vierzig Quadratmeilen wird nur in ihrer Urſprünglichkeit benutzt: man führt den Flachs und die Wolle roh aus, man läßt die Schweine in den Eichwäldern ſchnüffeln und die Schaafe an den unfruchtbareren Strecken nagen. Wenn es hier geräucherte Schinken gibt, ſo räuchern ſie ſich ſelbſt, und die Eſel, die in Paderborn fruchtbarer ſind, als die Menſchen, und die tüchtigſte Eſelszucht im Norden bilden, befinden ſich in der Egge, jenem rauhen Gebürge, das Paderborn in die unter- und oberwaldiſche Hälfte theilt, ſo wohl, daß ihnen den Ackerbauer wenig zu Hülfe zu kommen braucht. Sie gedeihen von ſelbſt und um ſo vortrefflicher, als ſie mit ihrer Zukunft ausſchließlich an Gott verwieſen ſind, nicht an ſeine Diener, die eine menſchliche Eſelszucht treiben. Nur ſie ſind als die Urſache zu betrachten, daß im Paderbornſchen Ackerbau und Viehzucht Hauptnahrungszweige ſind, daß man es gehen läßt, wie es Gott gefällt, d. h. dem Gott der Pfaffen und der kirchlichen Barbarei, dem nicht Preußen mit ſeiner milden Umſicht und ſeiner inneren Entwickelung das Handwerk legen wird, den aber Herzog Chriſtian von Braunſchweig auf dem Wege

handfester protestantischer Aufklärung zu einem sehr nützlichen Gott umgestaltete. Er nahm die goldenen Bildnisse der zwölf Aposteln und den silbernen Sarg des heiligen Liberius und ließ Thaler daraus schlagen, die heut zu Tage freilich nur noch selten angetroffen werden; denn der Katholicismus erkannte sie an der Inschrift: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind", und ließ sie umschmelzen.

Das Bisthum Paderborn bildet jetzt einen Theil des Regierungsbezirks Minden; aber der Kreis Paderborn umfaßt nur ein Viertel dieses alten ehemals reichsunmittelbaren Bisthums, eines der ersten von Karl dem Großen gestifteten, dessen Stiftskirche 799 von Leo III. in höchsteigener Person eingeweiht wurde. Diese Stiftskirche in der Kreisstadt Paderborn wäre vielleicht das Interessanteste des ganzen Bisthums, nicht nur des zu Thalern umgeschmelzenen Heiligen-Sargs wegen, sondern auch weil unter dem Fundamente des Doms die Pader — von welcher Paderborn den Namen führt — in drei Quellen entspringt und zwar mit einer solchen Vehemenz, daß sie zwanzig Schritte weiter schon Mühlen treibt; ich sagte, die Stiftskirche Karls des Großen wäre vielleicht das Interessanteste, wenn nicht der teutoburger Wald im Lippe-Detmoldschen, wo die Cherusker unter Hermann der heidnischen Despotie besseren Widerstand boten, als ihre Nachkommen der

chriſtlichen, ein weit erhabeneres Moment entfaltete, als ſolches die Stiftung eines Bisthums gewähren kann. Der teutoburger Wald zieht ſich öſtlich unweit Paderborn hin, und zwiſchen dieſer Stadt und Herford am linken Ufer der lippeſchen Werra ſoll die bedeutungsreiche Stelle ſein, wo deutſche Stämme, freilich weniger aus freiem Antrieb, als nach dem Rath und Willen ihrer Fürſten, die römiſchen Legionen unter Varus ſchlugen. Andere behaupten freilich, dieſe Schlacht ſei anderthalb Stunden von Pyrmont geſchlagen, alſo ganz und gar im Oſten des teutoburger Waldes, und der Name Winnfeld im Lippeſchen, den man für ſynonym mit Siegesfeld erkläre, habe mit der Niederlage des Varus nichts zu ſchaffen, oder müſſe doch nur als Endpunkt des Kampfes angeſehen werden, der ſich über ein großes Terrain mehrere Tage hindurch ausgeſponnen und hier mit der gänzlichen Niedermetzelung der nach dem Rhein flüchtig ausſchreitenden Legionen geſchloſſen worden ſei. Die alſo urtheilen, beziehen ſich auf die alterthümlichen Namen und Gegenſtände in der Nähe von Pyrmont. Dort gäbe es einen Hermannsberg, auf welchem jetzt die Grenzen von Preußen, Lippe-Detmold und Pyrmont zuſammentreffen, einen Baren- oder Varusbuſch, wo das Zelt des Varus geſtanden und der deshalb als Mittelpunkt des römiſchen Lagers angeſehen werden könne, einen Kriegsbuſch, ein Streit- und Siegesholz,

einen Siegeshof, ein Siegesfeld, einen Blut- oder Heldenbach; dort seien Schanzen, Gräben, ja zwei Reihen Grabhügel, mit einer reichen Ausbeute von Asche, Knochen und Urnen. Mit einem Worte, man hat hier viele thatsächliche Beweise aufgefunden, und wo der Augenschein nicht ausreichte, trieb die Phantasie ihr buntes Spiel, besonders mit Sagen, die von den Beamten ausgingen und sich durch die Bauern fortpflanzte, so daß man am Ende Dichtung der Neuzeit für uralte sächsische Tradition erklärte. Wie dem nun auch sei, so ist es wohl wahrscheinlich, daß die Römer unter dem teutoburger Wald eine größere Strecke verstanden, als jenen breiten Gebirgskamm und nur nach der Regel pars pro toto die Bezeichnung wählten. Diese Bezeichnung aber wäre vielleicht von den Riesenmauern abzuleiten, die auf dem höchsten Gipfel der zweiten lippeschen Bergreihe — Teut geheißen — annoch angetroffen werden. Ob daselbst eine Burg stand, eine feste mit Mauern und Graben eingefaßte Burg, darüber kann hier nicht entschieden werden, indeß so lange der Gegenbeweis nicht geliefert wird, mag man sich allerdings mit der Vermuthung einer gewaltigen den Mittelpunkt der Cherusker bildender Fortification aus dem Conjecturengewirre helfen, das die Philologen noch mehr, als die Geschichtsforscher um den teutoburger Wald zogen. Und wenn auch neuerlich dargethan wurde, daß Winnfeld im

Lippeschen könne des Varus Schlachtfeld nicht gewesen sein, so steht doch jener Vermuthung, die es als die Scene des letzten Acts, als das eigentliche Siegesfeld bezeichnet, überall kein Einwurf entgegen, um so weniger, da es gewiß ist, daß Varus in jener Richtung den Rhein zu gewinnen suchte. Mochte man also mit der Schlacht unweit Pyrmont beginnen, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß sie unweit Paderborn ihr Ende erreichte, eine Entfernung, die aus der mehrtägigen Dauer der Schlacht sehr wohl zu erklären ist. Varus wäre dann durch das Thal der Berlebecke mit seinen Legionen nach dem Winnfelde gezogen, eine Richtung, die überall von beziehungsreichen Namen begleitet wird, von Feldrom (Römerfeld), Kohlstädter Todtengrund u. s. w. Aber nicht nur gegen das heidnische Rom wurde in dieser Gegend gekämpft, sondern auch gegen das christliche, wenn schon mit schlechterem Erfolge. Anderthalb Meilen von dem alten römischen Schlachtfeld befindet sich zwischen Stuckenbrock und Wistingshausen die Stätte, wo Karl der Große die Sachsen unter Wittekind schlug. Ueberhaupt ist diese ganze Strecke, von Paderborn bis Osnabrück und von Paderborn bis Pyrmont, ein weiter Todtenhof nationaler Großthaten, aber mit lebendigen Erinnerungen und so viel Mausoleen, als Herzen im deutschen Volke schlagen. Ewig jung und grün zieht sich der teutoburger Wald, ein Sieges-

kranz aus Eichen und Buchen, um den kleinen Raum mit einer so großen Geschichte, und aus den Zweigen rauschen dieselben Klänge, die am Tage der Schlacht ertönten und Wald und Berg und Thal glänzen in demselben Siegeskleid, wie im neunten Jahre nach Christus; aber die Menschen nach Osten, Westen, Süden und Norden sind sehr alt geworden, sehr klug und sehr dumm, wie man's nehmen will, vor allen Dingen aber sehr demüthig. Im Paderbornschen ist jetzt der Katholicismus und die Eselszucht Hauptsache, und was auch die Bauern hier und weiter von Hermann und den Römern erzählen mögen, es klingt Alles wie eine alte Mähr aus einer alten Zeit und nicht wie eine Geschichte der Vorfahren.

Ungefähr drei Meilen von Paderborn, der Weser zu, liegt die Stadt und das Bad Driburg des Freiherrn von Sierstorpff, im Kreise Höxter des preußischen Regierungsbezirks Minden und am Fuße der Egge. Unweit der Stadt befindet sich der Mineralbrunnen, der unter preußischer Landeshoheit stärker besucht wird und dessen reicheisenhaltiges, kohlensaures Wasser weder dem Pyrmonter, noch einem andern bekannten Mineralwasser der ersten Klasse nachstehen soll. Trinkbrunnen sind der Luisenborn und die fetzer salinische Schwefelquelle, aus denen auch an 70,000 Flaschen jährlich für das Ausland geschöpft werden. Die Kur wird durch

Douche-, Dampf- und Gasbäder vervollſtändigt. Wenn die Anſtalten gut genannt werden können, da die Gäſte in dem Logirhauſe, wie im Gaſthauſe und Privathäuſern bequemes Unterkommen finden, und ſelbſt für arme Badegäſte ein Krankenhaus vorhanden iſt, ſo bieten die Umgebungen und die benachbarten Bäder von Pyrmont und Nenndorf eine ergötzliche Abwechſelung. Jene ſind beſcheiden und anſpruchslos, aber nicht weniger pittoresk, als ſelbſt die Pyrmonter. Wenn der Brunnen auf einer ſanften Wieſe keck hervorſprudelt, ſo umſchließen Eichen- und Buchenwälder dieſe vertrauliche Monotonie eines grünen Plans mit der bunten Abwechſelung eines Kranzes, und die Berge, die allmälig emporſteigen, begrenzen die weitere Aue dieſes Bildes in eben ſo milder Weiſe, aber mit jenem romantiſchen Beiſatz, der allenthalben, wo das Mittelalter ſich in die Natur einmiſcht, vorhanden ſein wird. Hier verdient nämlich die Ruine Iburg, die ſich auf dem höchſten Berge erhebt, Erwähnung. Sie iſt ſächſiſchen Urſprungs und wurde ſchon von Karl dem Großen zerſtört.

Der Weg von Paderborn nach Münſter, nordweſtlich, iſt traurig genug; und doch iſt Münſter wenigſtens die ſchönſte Stadt Weſtphalens. Schwarz, düſter und alterthümlich wird ſie immer bleiben — ſchon des Katholicismus wegen — indeß es iſt ein innerer und geſchichtlicher Zuſammenhang in dieſem Alterthum, ein Charak-

ter, den man ſonſt in keiner weſtphäliſchen Stadt antrifft. Das Münſterland war nämlich von jeher ſehr münſteriſch-national und der bedeutende Adel der Provinz fand in Münſter theilweiſe durch das Bisthum, das er meiſtens mit Biſchöfen verſah, theilweiſe durch den Winteraufenthalt einen Mittelpunkt. Daher iſt es denn gekommen, daß Münſter die wenige Geſchichte, welche Weſtphalen hat, umſchloß und ausdrückte. Aber die finſteren Steinmaſſen gewinnen durch die grünen Umgebungen und die längſt in Spaziergänge verwandelten Wälle ſelbſt ein ſehr gefälliges Colorit, und die Reinlichkeit, die Münſter von Oſtfriesland und Holland zugekommen iſt, wirft noch mehr Licht in den Schatten des Alterthums. Münſter war überdieß — bis auf die Wiedertäufer — ſchon des Bisthums wegen eine luſtige Stadt und der Katholicismus führte hier manche Comödie auf. Z. B. wußte ein blinder Bettler in Münſter die geiſtlichen Herren ſehr wohl von anderen zu unterſcheiden, und als man ihn deshalb befragte, antwortete er: „Ach Euer Hochwürden Gnaden kenn' ich gleich, Sie ſprechen immer" — „„Vom heiligen Lüder"" — „ach nein! von Mädchen." Blinde nämlich beſitzen ein ſcharfes Gehör. Die Wiedertäufer in Münſter waren weniger eine Tragödie — denn dazu fehlten die edleren Elemente, inſonderheit aber die Erhebung — als ein Beweis, bis zu welchem Grade der religiöſe Fanatismus

ausarten kann. Die neuerlichen Mucker haben, wenn nicht in den Motiven, doch in der Form und den Resultaten die meiste Aehnlichkeit mit den Wiedertäufern, ein Beweis, daß die Aufklärung wenig nützt, wenn die Leidenschaften in ein religiöses Spiel gebracht werden. Merkwürdig aber bleibt es immer, daß solche krankhaft-sinnliche Entwickelungen so gar häufig bei dem Protestantismus vorkommen, während der Katholicismus nie an ähnlichen Auswüchsen leidet. Sollte dies an der aus dem Protestantismus ganz ausgeschiedenen Poesie und Symbolik liegen, oder sollte auch von der Kirche jener Maßstab gelten, den man häufig an die Politik legt: man dürfe nicht einen Zoll breit nachgeben, wolle man nicht das ganze System verlieren? Sollte die Reformation in der That der erste Schritt zu gar keiner Kirche gewesen sein? Sollte man sich doch endlich zu einer germanisch-christlichen Kirche entschließen müssen, die die ursprünglichen Elemente des Katholicismus in ihrer unverfälschten Bedeutung mit einer zeitgemäßen Entwickelung der Nation verbände? Die Zeitungen erzählten kürzlich von einer solchen Absicht, die Preußen vorliege, aber man muß bedenken, daß sich eine Kirche nie machen läßt, sondern stets in der Unmittelbarkeit des Jahrhunderts fußen muß, in welchem sie ans Licht tritt. Eine germanisch-christliche Kirche, als Regierungsmaßregel, würde Preußen immer nicht mehr nützen, als

die Agende, zu welcher man — trotz aller guten Absicht — in Schlesien die Leute mit Gewalt bekehren mußte. Münster indeß gerieth durch die Wiedertäufer aus dem Protestantismus wieder zum Katholicismus, zu einem Katholicismus, der den finsterſten Spiritualismus über jenes Gemälde pinſelte, das noch vor Kurzem in den bunten und grellen Farben der Fleiſches-Emancipation, der Gütergemeinſchaft und der ausgelaſſenſten religiöſen Schwärmerei geglüht hatte. (Der Wiedertäufer Matthieſen ſtürzte ſich kurz vor dem Sturm in die Reihen der Biſchöflichen, und wollte ſie allein ſchlagen; er wurde natürlich in Stücke gehauen.) Dieſer finſterſte Spiritualismus, der die Lambertuskirche in Münſter zu einem Galgen machte, an welchem bis auf den heutigen Tag die Gebeine der Wiedertäufer Johann von Leiden, Bernhard Knipperdolling und Bernhard Krechting jeder Abſicht einer Kirchenveränderung gräuend zuwinken, dieſer finſterſte Spiritualismus iſt noch jetzt wohlerhalten und hat auch in der neueſten Zeit eine ganze politiſche Wichtigkeit an den Tag gelegt. Unter dieſem dichten und zeitfeſten Gewölbe der katholiſchen Kirche macht ſich nun holländiſches Phlegma und holländiſche Vereinzelung geltend. Geſellſchaftliches Leben gibt es in Münſter nicht und alle Beziehungen des Jahrhunderts ziehen deſto weiter an Münſter vorüber und an dem Münſterland. Patriotismus in der edleren

Bedeutung gibt es in Münſter auch nicht, denn die münſterſchen Intereſſen ſind nicht mit deutſchen Intereſſen zu verwechſeln, die münſterſchen Sympathien ſind keine Sympathien des Vaterlandes, ſondern nur Sympathien der Kirche und des Feudalismus. Aus ihnen hat ſich gerade die Geſinnung herausgebildet, die nicht nur nicht mit dem Jahrhundert übereinſtimmt, ſondern demſelben in jeder Hinſicht widerſtrebt. Es bedarf alſo kaum der Verſicherung, daß das alte Münſterland, trotz aller umſichtigen und vortrefflichen Einrichtungen der preußiſchen Regierung, trotz der Schullehrerſeminare, Handwerks- und Gewerbeſchulen, an dem Stillſtand der Ideen leidet. Jene Anregung, die ſich zum Leben ausbilden könnte, zum Fortſchritt der Intelligenz, zu einer Entwicklung der Cultur und Civiliſation, jene Anregung iſt eine bloße Regierungsmaßregel und findet im Volke immer nur eine bedingte Unterſtützung, wenn ſie nicht mit alten Vorurtheilen geradezu in Widerſpruch geräth. Eine öffentliche Macht würde auch hier mehr bewirken, als das Cabinet, Reformen, an denen das Volk verfaſſungsmäßig Antheil nähme, würden mit anderen Augen angeſehen werden, als ſolche, die ohne Vermittelung von außen herbeikommen. Glaubte man nicht mit Weſtphalen ſeit Jahren im Reinen zu ſein, und jetzt wiederholt ſich plötzlich die Antwort Taubmanns. „Wo iſt Gott nicht?“ fragte er den Cardinal Eleſel, und die-

ſer meinte, er ſei nur in der Hölle nicht. Aber Taubmann ergänzte ihn: „Zu Rom iſt er nicht, denn dort hat er ſeinen Statthalter". So wird auch Preußen die Einwirkungen dieſes römiſchen Statthalters Gottes auf Weſtphalen nicht allein durch gute Schulen abweiſen können, ſondern mehr und in einer nachdrücklicheren Weiſe durch eine den Bürger und Bauer ins Leben ziehende Verfaſſung. Die Provincialſtände waren eben nur Provincialſtände, als es ſich um Conflicte des ſtarren Glaubens mit dem Jahrhundert und den aufgeklärten Abſichten der Regierung handelte; denn Feudalismus und Hörigkeit, unter katholiſcher Obhuth, ſind in Fleiſch und Blut des Münſterländers übergegangen. Die Hörigkeit ließ ſich in der Form und ihrem äußeren Weſen von einer humanen Regierung beſeitigen, ihre Folgen aber müſſen, außer durch den Unterricht, durch eine freiere Beweglichkeit im Staatsleben gehoben werden. Der Feudalismus iſt nun gar noch bis zu den Kölner Wirren ſelbſt von der Regierung begünſtigt worden. Mit einem Worte, man muß das Bürgerthum — das Grundprincip der preußiſchen Monarchie — ausbreiten, damit die hervorragenden mittelalterlichen Spitzen dieſes modernen Staatsgebäudes von demſelben bedeckt werden. Wenn man die verſchiedenen und häufig widerſtrebenden Beſtandtheile Preußens durch ein inneres Moment verbindet, ſo wird man erkennen, wie bald vor

diesem jene künstlichen und jesuitischen Reactionen schwinden, denen man jetzt nur mit Präservativen und Palliativen begegnet. Merkwürdig aber bleibt es immer, daß man im neunzehnten Jahrhundert auf die kirchliche Reformation des sechszehnten zurückkommt, daß man wenigstens indirect die durch äußere Zufälligkeiten herbeigeführte Trennung wieder ausgleichen möchte, daß man jetzt eingesteht, eine Reformation in der katholischen Kirche sei überall besser gewesen, als eine Reformation gegen die katholische Kirche. Außer den kirchlichen Collisionen, die sich bis in die neueste Zeit verlieren, hat man in Münster nun auch eine große geschichtliche Erinnerung der politischen Collisionen, die aus der Reformation hervorgingen, und das traurigste Resultat der letzteren für das nationale und einige Deutschland — ich meine den westphälischen Frieden — näher, als sonst in Deutschland. Mögen die Münsteraner gleichgültig über die sauber geschnitzten Holzstühle des dortigen Rathhauses hinwegsehen, auf welchen die Diplomaten jenes Friedens mit einander unterhandelten, der Fremde, hat er sonst nur nationale Sympathien, wird sie mit dem schmerzlichsten Gefühle betrachten; denn auf dem geweihten Boden Westphalens, wo Hermann und Wittekind die deutsche Freiheit und Unabhängigkeit verfochten, wo tausende diese Freiheit und Unabhängigkeit mit ihrem Blute begossen und die Hoffnung

zu einem schönen dichten Baum, unter dessen weiten Zweigen späte Enkel neue Thaten vollbringen möchten, gegeben hatten, auf eben diesem geweihten Boden wurde die stattliche Eiche, die allerdings bedeutend von den Stürmen des Jahrhunderts gelitten hatte, das deutsche Kaiserreich schon 1648 gefällt. Schweden und Franzosen und zwei Weiber: Anna von Oesterreich und Christine von Schweden entschieden hier mit Mazarin und Oxenstierna und deren Bevollmächtigten in langen und langweiligen Berathungen, die selbst in ihrer Form Kunde geben über den Geist und Charakter jener zu einem so miserablen Act geeigneten Zeit, über Deutschland. Dort, wo Hermann und Wittekind mit deutschen Eichenkeulen Rom und römisches Titelwesen geschlagen hatten, dort stritten sich jetzt deutsche Gelehrte über den Titel Excellenz mit solcher Beharrlichkeit und Tapferkeit, daß der kurbrandenburgische Gesandte vor Ungeduld ausrief: „Wir könnten wohl etwas Gutes mit einander ausrichten, wenn die gottlose Excellenz nicht wäre". Aber sie richteten nichts Gutes mit einander aus, und wenn die Schweden nicht noch einmal bei Prag tapfer darein geschlagen hätten, so möchte der westphälische Friede leichtlich noch einige Acte und Kosten mehr enthalten. Wären es aber nur die Verhandlungen und Kosten gewesen, die mit der Schlacht bei Prag beendigt wurden, man hätte dieselben sicherlich längst vergessen, aber

die Folge des weſtphäliſchen Friedens war jene Rückenmarksſchwindſucht Deutſchlands, an welcher es bis auf den heutigen Tag leidet, mit welcher es gebückt und nur kriechend noch einherſchleicht, und jene Rückenmarksſchwindſucht iſt ſo entſetzlich, daß ſie ſelbſt unſere Gelehrten, die über die Reformation und die aus ihr hervorgegangenen Univerſitäten ſtets den weſtphäliſchen Frieden überſehen, nicht vergeſſen können. Hätten ſie aber dieſelbe je vergeſſen gehabt, ſo würden ſie doch von Zeit zu Zeit wieder daran erinnert worden ſein; denn die Cabinetspolitik, die aus dem weſtphäliſchen Frieden hervorging, hat bis auf den heutigen Tag einen Einfluß behauptet, der nur bei der hannöverſchen Frage durch nationale Sympathien geſchwächt, aber nicht entkräftet, und der auch den Gelehrten häufig empfindlich wurde. Die Cabinetspolitik, ſo traurig ſie auch iſt, lehnte ſich jedoch noch immer an einen deutſchen Hintergrund, man durfte deutſche Intereſſen nicht ganz und gar vernachläſſigen, wollte man am Ende nicht ſelbſt gefährdet werden. Eine weit gefährlichere Folge des weſtphäliſchen Friedens war das Verhältniß, in welches Deutſchland nunmehr zu allen europäiſchen Staatshändeln trat. Es wurde der Schauplatz aller Kriege, die es nichts angingen, und Pitt durfte ſogar ſagen: man müſſe die Streitigkeiten über Canada am Rheine ausfechten. Jeder Fürſt ſorgte für ſich und ſein Reich und

von Deutſchland war nur die Rede, wenn dieſe Herren dieſes Wort zu ihren Zwecken brauchten. Ein Hof- und Kriegsſtaat nach dem andern bildete ſich aus und Zölle und Beſchränkungen aller Art wurden erfunden, um ſolchen Abſichten behülflich zu ſein, während ſie die Nation im Ganzen und Großen noch mehr trennten und einſchnürten. Dieſe hatte weiter nichts zu thun, als alle die Hofhaltungen, Geſandtſchaftscorps und größere oder kleinere Kriegsheere zu unterhalten und im Uebrigen die Fürſten ſchalten und walten zu laſſen. Man wird zugeben müſſen, daß dieſe Einrichtung und dieſe Zuſtände erſt durch Napoleon, der die Nachtheile des weſtphäliſchen Friedens am beſten commentirte, eine Aenderung erlitten und ſich ſeitdem mehr und mehr abſchliffen, aber die eigentliche Kriſis der Krankheit iſt nur vorbereitet und wird erſt dann eintreten, wenn die deutſchen Fürſten in ihrer Abſicht der Einigkeit und Einheit und der allgemeinen Volksehre und Nationalwohlfahrt nicht geſtört werden, oder ſich nicht gegenſeitig darin ſtören. Denn wenn es auch gewiß iſt, daß der weſtphäliſche Frieden das Endfacit eines ſchlechten Reichshaushaltes war, das man nicht verhindern konnte, ſo hat doch ſicherlich die Uneinigkeit der Fürſten, die daran Theil nahmen, und ihre Gleichgültigkeit gegen jene Grundſätze und Sympathien, für welche einſt andere deutſche Fürſten

auf den weſtphäliſchen Ebenen Leib und Leben einſetzten, jenes Facit nur um ſo mehr verwirrt.

Man hat nicht nur die Stühle des Friedensſaales, ſondern auch dieſen ſelbſt ganz in dem Zuſtande gelaſſen, in welchem er ſich am 24. Octbr. 1648 befand, und die Bildniſſe ſämmtlicher Geſandten, die an jenem Ereigniß Theil nahmen, dienen dazu, lebendigere Beziehungen anzuregen, als die todten Wände vermöchten. Aber die Univerſität, die im weſtphäliſch-katholiſchen Geiſte lehrte, iſt glücklich von Preußen beſeitigt worden. Man machte eine theologiſch-philoſophiſche Facultät daraus und wies außerdem die Einkünfte den Gymnaſien zu Münſter und Paderborn an, welches letztere gleichfalls an einer Univerſität litt, die mit der zu Münſter ihre Endſchaft erreichte und deren Aufhebung zu demſelben Zweck verwandt wurde.

Daß der weſtphäliſche Adel in Münſter reſidirt, erſieht man bald aus den alten und modernen Palläſten deſſelben, die an ähnliche des belgiſchen Adels in Brüſſel erinnern. Dieſer Adel und der Clerus verleihen auch der Stadt ein eigenthümliches vornehmes Gepräge, das von dem Handel, der durch die Schiffbarmachung der Ems und die Verbindung derſelben mit der Lippe über Münſter ſehr gehoben worden iſt, nicht geſchmälert wird. Man gewahrt bald, daß hier Katholicismus und Feudalismus noch Hand in Hand gehen und daß die mo-

dernen Beziehungen der preußiſchen Behörden, die allerdings Münſter eine neue Erwerbsquelle für das ſäculariſirte Hochſtift und Domcapitel eröffneten, faſt außer Münſter ſtehen, das abgeſchloſſen und mit jenem Air, der dem Fremden in Brüſſel ſo ſehr auffällt und der ſich hier inmitten aller Zeiteinflüſſe und moderner Entwickelungen erhalten hat, aus den preußiſchen Einrichtungen hervorragt. Aufmerkſame Beobachter würden überhaupt in Münſter leicht Parallelen mit den brüſſeler Zuſtänden zur Zeit des Königreichs der Niederlande ziehen können; nur ſind die Scheidungen weniger ſcharf und in die Augen ſpringend, da die preußiſchen Behörden mit großer Umſicht und eben ſo großer Humanität die Zuſtände zu planiren ſuchen und wenigſtens dieſelbe Sprache und langjährige Beziehungen dieſe Abſicht überaus unterſtützen. Was als Scheidewand angeſehen werden kann, iſt allein die Kirche — denn Handel und Induſtrie ſind in Weſtphalen natürlich durch Preußen gehoben — aber dieſe Kirche iſt wichtig genug, als daß ſie nicht in vorkommenden Fällen größere Riſſe veranlaſſen könnte zwiſchen preußiſchen und weſtphäliſchen, oder münſterſchen Sympathien, Riſſe, die nicht durch äußere Bindemittel, als welche Handel und Induſtrie ſtets nur betrachtet werden dürfen, gehoben werden möchten. Wenn man in der letzteren Hinſicht Preußen die größten Conceſſionen machen muß, ſo darf übrigens nicht unerwähnt

bleiben, daß Freiherr von Fürſtenberg, der ſiebenzehn Jahre lang als Miniſter des Fürſt-Biſchofs Max Friedrich das Münſterland regierte, den Grund dazu legte. Und dieſer vortreffliche Mann, den Dohm in ſeinen „Denkwürdigkeiten" als einen Staatsmann bezeichnet, „der des Alterthums würdiger geweſen ſei, als des Münſterlandes," brachte es, trotz ſeiner antiken Grundlage und ſeiner klaſſiſchen Bildung, in dem verrufenen Münſterlande bis zur Aufklärung, bis zur höheren Geiſtesbildung der Geiſtlichkeit, bis zur Verbreitung des Unterrichts über Stadt und Land, weil — er Katholik war vielleicht, aber gewiß, weil er während ſiebenzehn Jahren ſeines Amtes nie Gewalt anwandte, ſondern nur Belehrung, weil er die Juſtiz ſchnell und unpartheiſch verwaltete, weil er die Polizei reformirte und die geheime Polizei nicht duldete. Und dieſe Weiſe im Münſterlande zu befolgen, mag Fürſtenberg auch der preußiſchen Regierung ein Vorbild ſein. Sie konnte freilich nicht Alles beim Alten laſſen und aus ſich ſelbſt herausbilden und umbilden, wie jener, aber die humane und bedächtige Reform, die Preußen an Münſterland anlegt, iſt nur ein Wandeln in den Fußſtapfen Fürſtenbergs, der auch von dieſem Staate — wiewohl vergeblich — bei der Wahl eines neuen Coadjutors, die auf den Erzherzog Maximilian von Oeſterreich fiel, unterſtützt wurde.

Die Umgebungen Münſters ſind flach und einförmig; Heiligenbilder ſind faſt die einzige poetiſche Abwechſelung, und die Aa, an welcher die Stadt liegt, dient weniger zu einem pittoresken Reize, denn zu üblen Ausdünſtungen, die im Sommer wirklich beſchwerlich fallen. Auch enthalten die Environs nicht jene künſtlichen Reize, die man ſonſt wohl um biſchöfliche Reſidenzen antreffen mag; keine Luſtſchlöſſer und Villen der geiſtlichen Herren beſchäftigen das Auge. Clemenswerth, ein Jagdſchloß der Fürſtbiſchöfe im Hümmlinger Walde, welches der Kurfürſt Clemens Auguſt erbauen ließ, um hier in der Reh- und Haſenjagd eine Erholung von den Beſchwerden des geiſtlichen Stuhls zu finden, iſt weit genug von Münſter entlegen und mit Meppen (dem zu Osnabrück gehörigen Kreiſe des Herzogs von Aremberg, der im Regierungsbezirke Münſter, Kreis Recklinghauſen, die Stadte Recklinghauſen und Dorſten beſitzt) unter hannöverſche Landeshoheit gekommen. Clemenswerth war nicht nur durch ſeinen Namen, eine Erinnerung fürſtbiſchöflicher Behaglichkeit, ſondern auch durch ſeine Pavillons, die nach den fetten Pfründen des Kurfürſten benannt wurden, ein künſtlicher Ausdruck jener Behaglichkeit von Seiten der Architektur, in Geſtalt eines Octogons. Jetzt iſt dieſes Jagdſchloß Reſidenz des Herzogs von Aremberg, der übrigens, wahrſcheinlich wegen der katholiſchen Beziehungen, in dieſer Hinſicht

Brüſſel vorzieht, obwohl ſeine in Belgien gelegenen Beſitzungen ſeit der franzöſiſchen Revolution aller herrſchaftlichen Rechte beraubt worden und nunmehr bloß auf den Ertrag gemeiner Grundſtücke beſchränkt worden ſind.

In der Stadt verdient die Lambertuskirche, im vollendeten gothiſchen Style, wo die zierlichen Ausſchmükkungen den maſſenhaften Charakter nirgends beengen und verkürzen, ſondern vielmehr demſelben nur zum Relief dienen, Erwähnung. Sie iſt ernſt und innig feierlich anzuſehen, ein herrlicher Ausdruck des Spiritualismus, der ſie ſchuf; aber die lichte lebensfrohe Seite, die die gothiſchen Kirchen des Südens bieten, iſt auch an der Lambertuskirche nicht wahrzunehmen. Auch ſie iſt ſtreng aſcetiſch, während jene — wie ich ſchon bei Lübeck bemerkte — unter Luſt und Scherz erbaut zu ſein ſcheinen. Den düſteren, tiefkatholiſchen Ernſt aber erhöhen noch die Käfige an der Spitze des Thurms, in welchen die gebleichten Gebeine der fanatiſchſten Wiedertäufer raſſeln, wenn der Windzug durch die Gitter fährt. Die Lambertuskirche iſt eine Zierde des Marktes, der durch die Arcaden der ihn einſchließenden Häuſer einen ſüdlichen Anſtrich erhalten würde, wäre nicht der niederländiſche Styl und die alte monotone Phyſiognomie der Giebeldächer eine zu mächtige Mahnung an den ſteifen, eingezogenen und indifferenten Norden. Neben der Lambertuskirche iſt der Dom bemerkenswerth, weniger des

Styls wegen, als wegen der Sculpturen. Die übrigen Kirchen und Capellen zu beſuchen, möchte ich nur demjenigen rathen, der die katholiſche Hingebung Münſters ſehen will. Hier iſt Alles lautlos, andächtig, betend von früh bis ſpät, und man mag ſich wohl fragen, woher die Zeit zur Aufklärung und Arbeit genommen werden ſoll, wenn die Menſchen ſo viel Stunden täglich dem Gottesdienſt widmen? Dieſer faule Dienſt wird immer das Haupthinderniß jeglichen Fortſchrittes ſein, denn man hat keine Zeit dazu; am Ende auch keine Luſt, da Meſſe und Roſenkranz die Moral bilden. Das Schloß ſteht ſeit 1768 an der Stelle der von Chriſtoph Bernhard von Galen, dem kriegeriſchen Biſchof von Münſter, ein Jahrhundert früher erbauten Citadelle, der Baſtille von Münſter. Sie hieß die Brille — vermuthlich, weil man von hier aus am beſten jede Widerſpenſtigkeit überſehen und verhindern konnte — und Weber meint, das Sprüchwort: „Einem eine Brille aufſetzen," rühre daher. Dann möchte man wünſchen, daß die Brille in Münſter nur die einzige Brille geweſen wäre, die der katholiſchen Gemeinde von ihren Hirten aufgeſetzt worden iſt, denn Brillen aus Citadellen, die das Anſehen der Kirche unmittelbar mit Feuer und Schwerdt unterhalten, ſind am Ende die zerbrechlichſten, weil ſie dem Haufen die unerträglichſten ſind. Jetzt iſt der Schloßgarten in Münſter eine ſchöne Umwandelung der ehemaligen Außenwerke jener

Citadelle, und die Münſteraner, die v. Galen mit zweiundvierzigtauſend Mann Fußvolk, achtzehntauſend Reitern und zweihundert Stück Geſchützen in kirchlicher Zucht und Ordnung erhielt, nachdem er ſie zuvor in alter blutiger Weiſe dem Krummſtabe und ſeinem Kreuze unterworfen hatte, promeniren vergnügt auf dem grünen Raſen und unter den Boskets des Schloßgartens und ertragen das neue Kreuz in aller Zufriedenheit.

Milde Stiftungen giebt es nirgends mehr als in Münſter. Man will deren zweiundſechszig zählen, eine Zahl, die allerdings rühmlich iſt, bei der man aber nicht vergeſſen muß, daß milde Stiftungen im katholiſchen Sinne häufig faule Stiftungen ſind. Nicht immer finden hier nur Unfähige Schutz, ſondern eben ſo oft Unwillige. Die Abſicht der Stifter war eben ſo ſehr auf die Kirche gerichtet, wie auf die Menſchheit, und die Geiſtlichkeit, wenn ſie hier eingreift, hat doch nur himmliſche, keine irdiſchen Zwecke vor Augen. Nichtsdeſtoweniger iſt Münſter eine wohlthätige und barmherzige Stadt, an der ſich ſelbſt Proteſtanten erfreuen können. Die Bettelei, der Schatten der Barmherzigkeit, hat unter Preußen abgenommen, wenn ſie auch auch auf dem platten Lande zum großen Aergerniß der Reiſenden noch fortdauert, die übrigens jetzt, da auch Weſtphalen mit Kunſtſtraßen verſehen wird, den ungeſtümen Bitten und Aufforderungen im Namen der Heiligen — unter denen der

heilige Ludger, der das erste Kloster und Münster selbst gründete, noch immer obenan steht — und der Mutter Gottes leichter entgehen können, als früher, wo jenen Betteleien die schlechten Wege zu Hülfe kamen und Berg und Thal. Man postirte sich mit großer Taktik dort, wo der schlechte Pfad den Berg hinan- oder hinabkroch und sang die Bettelei eintönig so lange in die Kutschfenster hinein, bis sich der Reisende ermüdet zum Obolus entschloß. Wie gesagt, die Wege unterstützen die Bettelei nicht mehr und Preußen sucht überall die Passivität der katholischen Kirche durch Bildung und Civilisation zu verdrängen und die Activität der katholischen Geistlichkeit in Dingen, die dieselbe von Rechtswegen nichts angehen, durch umsichtige Regierungsmaßregeln zu hemmen. Die Geistlichen sollen beten und ihre Beichtkinder sollen arbeiten; so wird sich das Gleichgewicht zwischen Kirche und Staat herstellen.

Wenn das Münsterland die eigentliche partie honteuse Westphalens ist, deren nördlicher Theil trocken, sandig und haide- und moorbelegt ist, der südliche fruchtbar zwar, doch eben so trocken und steril in Glaubenssachen, wie der nördliche, so hat wenigstens der Regierungsbezirk Minden durch das Wesergebürge und die lachenden Thäler einen interessanten Air. Man sieht hier über die Menschen hinweg zur schönen Natur, und wo Gott die Liebe ist, sind auch die Menschen versöhn-

licher. Zudem hält im Regierungsbezirk Minden der Proteſtantismus dem Katholicismus die Wage, welcher letztere nur im paderbornſchen Antheil überwiegend iſt. Dieſes Verhältniß, die Natur und die Communication der Weſerſchifffahrt geben Minden ausgedehntere Beziehungen, als man im Münſterlande gewahren wird, das nur allmählig über die engen Grenzen der katholiſchen Kirche und ſeiner fürſtbiſchöflichen Nationalität zum Jahrhundert geführt werden kann.

Zwei und dreißigſtes Capitel.

Weſtphalen. (Fortſetzung.) — Der preußiſche Regierungsbezirk Minden. — Umfang. — Einwohnerzahl. — Territorialbeſchaffenheit. — Die Stadt Minden. — Die Porta westfalica und Umgebungen. — Bielefeld. — Herford. — Engers. — Brackwede. — Dornberg. — Die Senne. — Die Hollandsgänger. — Höxter und Corvey. — Brakel. — Der preußiſche Regierungsbezirk Arnsberg. — Umfang. — Einwohnerzahl. — Lippſtadt. — Das Sauerland. — Das Empener Thal. — Schwelm. — Mollenketten. — Börde und der Klusert. — Abſprung nach Barmen. Die Induſtrie; ihre Wirkungen und Reſultate. — Einwohnerzahl. — Aeußeres Barmens. — Kirchliche und geſellſchaftliche Zuſtände. — Die Elberfelder Zeitung.

Der Regierungsbezirk Minden enthält auf beinahe 95 Quadratmeilen 400,000 Einwohner und iſt — Paderborn mit eingeſchloſſen — nicht nur die pittoreskeſte Parthie Weſtphalens, ſondern auch, ohne relativen weſtphäliſchen Maßſtab, eine der pittoreskeſten Parthien Deutſchlands. Die Romantik, die an den Ufern und Bergen der Weſer, auf dem Teutoburger Walde und der Egge — dem ſüdlichen Endpunkte des letzteren — lagert, iſt zahm und mild, und eine Weſerfahrt iſt allenfalls eine Rheinfahrt en miniature und eine Do-

naufahrt im Bette — so wenig hat man hier mit Felsen, Strudeln und Gefahren zu kämpfen — aber bunt und scherzend sind diese Ufer, die sich bequem am Flusse ausdehnen, leicht und luftig sind diese Berge, die mehr mit den Fluthen zu ihren Füßen kosen, als mit dem Himmel kämpfen, blau und rein ist der Horizont, der bescheiden und innig die kleinen Panoramen des sich schlängelnden Weserstroms umschließt. Reben und Wein enthalten die Berge der Weser nicht, aber Blumen, Pflanzen und die bunten Reichthümer mineralischen Ueberflusses liegen hier aufgeschichtet fast unter den herrlichen Laubwäldern, die die Spitzen der Berge krönen, unter den schwellenden Thälern mit Getreide, die zu den Füßen der Berge lauschen und rauschen. Die Natur — abgesehen von der Geschichte, abgesehen von dem ungeordneten Heidenthum sächsischer Urzeit und von dem christlich geordneten und zur Romantik verklärten des Mittelalters — die Natur ist hier reizend und einladend, ein duftiger Park mit Felsen und Grotten und Bergen und Thälern und einem grünen Strom, ein Park, den Gott selbst anlegte, und deshalb, wenn ein niedlicher Park, doch auch ein erhabener.

Die Stadt Minden, die sich zu dem Weserthal ungefähr wie Bonn zum Rheinthal verhält, und den Ein- und Ausgang desselben im Norden bildet, ist eine enge, finstere Stadt und Festung. Ob der Name von min-

nen herkommt, oder von dem plattdeutſchen myn-dyn*), mit welcher kurzen Anrede Wittekind dem erſten chriſtlichen Biſchof ſein Terrain angewieſen haben ſoll, oder gar von münden, weil hier die Weſer in das Flachland fällt und einſt vielleicht ſogar in das Meer, das ſich, wie ſelbſt etwas zu ſcharfſinnige Commentatoren des Tacitus behaupteten, die über den Flecken Idistavisum nicht in's Reine kommen konnten und Vegeſack vielleicht an die obere Weſer verlegten, bis hieher ausgebreitet haben ſoll, — dieſe Varianten über die Entſtehung des Namens Minden können hier natürlich nicht entſchieden werden; aber ſo wenig minnig Minden ausſieht, die Umgebungen ſind zur Liebe geſchaffen, und die weſtphäliſchen Dardanellen, der Wittekinds- und Antoniusberg, oder mit einer Bezeichnung: die porta Westphalica, wären einer Hero und eines Leander ſchon werth. Indeß iſt die Weſer, die ſich hier eine Bahn weniger brach, denn nagte, manierlich mit den Bergen umgegangen, oder auch in der Folge zurückgetreten, denn die porta Westphalica iſt geräumig und weit für anliegende Wieſen, Fruchtfelder und Uferwege und kein Felſenthor, an deſſen Fuße ſich unmittelbar die Wogen brechen. Ueberraſchend wird der Anblick hauptſächlich durch die Fläche nördlich von Minden und die unmittelbar ſüdlich von dieſer Stadt ſich jäh erhebende weſtphäliſche

*) mein — dein.

Pforte, die nun in der That das Anſehen eines gewaltigen Thores erhält. Minden ſelbſt liegt theilweiſe in der Fläche, theilweiſe auf der erſten Stiege des Weſergebürges, deſſen Einlaß die weſtphäliſche Pforte bildet, und iſt deshalb um ſo weniger anziehend, weil abhängige Städte ſelten der Baukunſt Terrain bieten. Ueber die Weſer führt eine 600 Fuß lange und 24 Fuß breite ſteinerne Brücke, von welcher aus die Höhen ſüdlich und die Fläche nördlich in buntem Contraſte wahrgenommen werden, und welche im Abendrothe die ſchönſte Anſicht bietet, eine ſchönere faſt, als in der Frühzeit, wenn die Sonne über die öſtlichen Bergſpitzen heranzieht. Denn die Umgegend von Minden hat einen ſüßen, wehmüthigen Zug, den man nur am Eingange des Weſergebürges in dieſer Weiſe antrifft. Fläche und Hochland reichen ſich hier die Hand zum Abſchied, ſie trennen ſich nicht allmählig, ſie ſcheiden aus jäher Umarmung, und ein ſolcher Abſchied erträgt die freudige und hoffnungsvolle Beleuchtung des Morgens weniger, als die melancholiſch-ſchwärmeriſche und reſignirte der untergehenden Sonne, die das rechte Licht auf dieſe Scene wirft, und den ſchmerzlichen Unterſchied der gelben Fläche von den grünen luſtigen Bergen, den erſten Vorpoſten der großen deutſchen Gebürgsketten, noch mehr abzeichnet. Schon 1648 wurde das Bisthum Minden ſäculariſirt, und der Katholicismus hat ſich hier brüderlich mit dem Proteſtantismus

in die Gemeinde getheilt: den drei katholiſchen Kirchen ſtehen zwei lutheriſche und eine reformirte gegenüber und das Domcapitel zählt katholiſche und proteſtantiſche Mitglieder. Dieſe Ausgleichung hat denn auch für Induſtrie und Handel die ſegensreichſten Früchte getragen und Minden zu einem äußerſt belebten und lebendigen Ort erhoben, ein Charakter, der von dem Stockkatholicismus doch erſchwert werden dürfte. Dieſer iſt nämlich in Deutſchland wenigſtens*) größtentheils mit einer angemeſſenen Faulheit gepaart — wie man denn überzeugt ſein kann, daß in dem ganzen Kreiſe Paderborn nicht ſo viel Thätigkeit und Induſtrie angetroffen wird, als in der einzigen Stadt Minden, die allein durch ihre Zuckerſiedereien jährlich an 180,000 Thlr. acquirirt — ein Erwerbszweig, der nun gar noch, ſeit dem Ausſchluß des bremiſchen und hamburgſchen Zuckers von dem preußiſchen Zollverband, bedeutend zugenommen hat. Im Uebrigen iſt Minden ziemlich unintereſſant, und wer in den engen und alterthümlichen Gaſſen lange herumgeirrt iſt, die nur in dem mit Bäumen bepflanzten Domhof eine freundliche Lichtung erhalten, wird ſich gern hinausſehnen in die freie Atmoſphäre der Berge, die einzig und allein dieſer Stadt einen Ruf verſchaffen.

*) Belgien freilich iſt induſtriös genug, aber dieſe Induſtrie iſt eine ererbte Tugend der alten Flamänder.

Von Minden aus muß man Streifzüge nach Engers, Herford und Bielefeld unternehmen, das ſchon im dichten Kranze des Teutoburger Waldes liegt, am Fuße des Sparenbergs, in der ehemaligen Grafſchaft Ravensberg. Dieſe ſinnige und ſanfte Gegend durchfließt der Lutterbach, der auch Bielefeld theilt. Es iſt von zu Promenaden eingerichteten Wällen und einem Graben umgeben, und bietet einige intereſſante Gebäude, wie die Nikolaikirche, die Marienkirche mit einem großen geflügelten Altarblatte vom Jahre 1500, und das neue Rathhaus. Das Intereſſanteſte in Bielefeld aber ſind die Leinwandfabriken und noch mehr die Leinwandbleichen. Die Grafſchaft Ravensberg nämlich hat durch eine ſeltene Induſtrie die ſtiefmütterliche Natur verbeſſert. Flachs und Leinen, Bienen und Honig ſind hier der Mittelpunkt der Betriebſamkeit, und in Bielefeld concentrirt ſich Alles. Leinwand, Damaſt, Gingham, Zwirn und Band werden hier fabricirt uud der Umſatz dieſer Artikel ſoll ſich jährlich auf eine halbe Million belaufen. Uebrigens iſt die Grafſchaft Ravensberg zum größten Theil proteſtantiſchen Glaubens, und in Bielefeld findet man nicht einmal eine katholiſche Kirche, ſondern ewige Thätigkeit bis auf den Sonntag, der nirgends frommer und gottgefälliger begangen werden mag, als hier; denn man wirft ſich arbeitsmüde und beſchwerdenmatt an das Herz der Kirche, und die tröſtet hier ſicherlich inniger und er-

folgreicher, als wenn man im dolce far niente hierarchiſcher Faulfrömmigkeit Roſenkränze abbetet und pater noster. Deshalb ruhet auch Gottes Segen auf Bielefeld — das, verſteht ſich in aller chriſtlichen Ehrfurcht, den Grundſatz feſthält: hilf dir und Gott wird dir helfen — und dieſe kleine Stadt, die kaum über 6000 Einwohner zählt, hat die bedeutendſte Linnenlegge der preußiſchen Monarchie und läßt ſelbſt die ſchleſiſche Leinwand hinter ſich. Dennoch behauptete ein Münſterländer gegen mich, die irländiſche Leinwand habe nur deshalb den Sieg über die Bielefelder getragen und dieſe bei den Colonien erſetzt, weil Bielefeld die irreligiöſeſte Stadt in Weſtphalen ſei. Ich meine aber, die Bielefelder Leinwand — wie jede deutſche — iſt beſſer, als die irländiſche, und der Werth wird früher oder ſpäter doch die Zufälligkeiten eines Abſatzes compenſiren, die nur an der Lage Irlands liegen. Hätte man aber in Bielefeld mehr gebetet, ſo könnte es ſchon gekommen ſein, daß die Leinwand ſchlechter geworden, aber auch, daß der liebe Gott ſich der Bielefelder erbarmt und ſie bei Nacht nach Irland verſetzt hätte und dieſes Königreich in das Prokruſtesbett der Grafſchaft Ravensberg. Auch Herford iſt reich an Leinen und Baumwollengarnſpinnereien; aber das geſchichtliche Moment, das ſich an das Grab Wittekinds knüpft, deſſen Gebeine bis zum 15. Octbr. 1822 hier eine Ruheſtätte fanden, wird Vielen intereſſanter ſein,

als jene Induſtrie. Engers, gleichfalls durch ſeine Leinenwebereien bemerkenswerth, und ehemaliger Hauptort des Herzogthums Engers, das nach Engers benannt wurde, hatte bereits in der Stiftskirche von Karl IV. ein Kenotaphium Wittekinds erhalten, das dieſen in Lebensgröße darſtellt, aber natürlich im damaligen Sinne und Geiſte, der ſich am wenigſten zu einem Begriff von dem heidniſchen Heerführer ſächſiſcher Vorzeit erheben mochte. In dieſes Kenotaphium ſollen nun 1822 die Gebeine Wittekinds gebracht worden ſein, wäre die Identität dargethan, denn über das Begräbniß Wittekinds exiſtiren allerdings bedeutende Controverſen, die ſich um Paderborn, Herford und Engers ſtreiten, und von ihm ſelbſt wiſſen wir kaum mehr, als was die Sage mittheilt, oder entgegengeſetzte Schriftſteller, die Carls des Großen Ruhm und den Preis des Chriſtenthums ſchrieben. Nichtsdeſtoweniger trifft man in der Umgegend von Engers, die meiſten Reminiscenzen jenes Fürſten, den man — wahrſcheinlich mit großem Unrechte — zum Stammvater aller ſächſiſchen Fürſtenhäuſer gemacht hat*),

*) Die Grafen von Wettin ſind Stammhaus der ſächſiſchen Fürſtengeſchlechter. Daß ſie ſelbſt von Wittekind abſtammen, iſt nur eine Folgerung aus dem ähnlichen Klang der Namen. Dieſem zu Liebe hat man ſelbſt Geſchlechtstafeln erfunden, die bis auf Wittekind zurückgehen. Nichtsdeſtoweniger ſind die Grafen von Wettin — wenn nicht ſlaviſchen Urſprungs — doch von dem ſlaviſchen Orte Wettin im ehemaligen Saalkreiſe des Her-

und die Sagen, die unter den keineswegs in einer poetiſchen Hinneigung befangenen Landleuten curſiren, zeugen allerdings von einer Urſprünglichkeit, die zum Beweiſe dienen kann, daß hier und in dem angrenzenden Osnabrück der Mittelpunkt aller ſächſiſchen Beſtrebungen zu ſuchen iſt. Auch ſpricht man in Engers ſtets noch von Wittekind dem Großen, gleich als wolle man auch heut zu Tage noch die Rivalität dieſes Heerführers mit ſeinem kaiſerlichen Gegner hervorheben, den er allerdings an moraliſcher Größe, an Freiheitsſinn und Aufopferung noch mehr übertraf, als Arminius Rom und Auguſtus, denn Wittekind hatte nie als Söldner im fränkiſchen Heere gedient, und wer weiß, ob er jemals das ſächſiſche Banner für Carl den Großen entfaltet haben würde, wäre dieſer nicht mit dem Chriſtenthume und der chriſtlichen Cultur über die barbariſche Nationalität der Sachſen hergefallen. Der Schild der Minerva, den Carl der Große den Sachſen vorhielt, bewirkte, daß man ſelbſt den Mangel der Civiliſation bei den Franken überſah, und trotz jener fünftauſend Sachſen, die ihren Kopf der neuen Religion zu Füßen legen mußten, im Frieden zu Selz dieſe neue Religion adoptirte. Sie übt noch in ihrer Entartung jenen wunderbaren Zauber der menſch-

zogthums Magdeburg benannt, und verwandtſchaftliche Beziehungen zwiſchen ihnen und Wittekind laſſen ſich nicht nachweiſen.

heitlichen Idee aus, vor welchem ſich am Ende Könige und Völker beugen müſſen. Auch die Nationalität der Sachſen ſchwand vor dem humanen Princip des Chriſtenthums, das dieſer Lehre ewiges Leben ſichert, wenn auch keine ewige Kirche, und das, ſelbſt in eine Aegide gefaßt, ſeinen Grundton bewahren wird. Somit dürfen wir denn wohl hoffen, daß dort, wo einſt Wittekind und die Sachſen mit ihren Göttern und ihrer Geſchichte dem Chriſtenthum erlagen, auch die kirchlichen Wirren demſelben Chriſtenthum erliegen werden. Hier handelt es ſich nur um Formen, während dort das Leben eines ganzen Volkes an der Grundidee des Chriſtenthums abſtarb.

Bielefeld iſt natürlich wohlhabend, und man mag nicht leicht in dieſer Richtung Weſtphalens einen comfortablern Ort finden. Aber die Thätigkeit läßt den Menſchen keinen Raum zu Vergnügungen und ſelbſt nur zu einer Unterhaltung, die über das Geſchäft hinaus liegt. Hier iſt Alles beſchäftigt und practiſch, obſchon heiter und behaglich, und dieſer Air entſchädigt wegen der mangelnden Socialität, die man hier freilich wohl in der Form, in Caſſino's und Reſſourcen findet, aber nicht im Geiſte und in der Wahrheit. Wer ſich in Bielefeld nicht über das Geſchäft unterhalten will, der muß auf die Bleiche gehen. Die Bleicherinnen laſſen ſich zwar in ihrer Thätigkeit nicht ſtören, aber ſie ſingen ſo luſtig

und wohlgemuth dazu und ſchlagen den Takt zu dieſem Geſang mit ſo gefälliger Naivität auf die Leinewand, während ihre Mienen in Zufriedenheit und Freude ſtrahlen — daß man nicht umhin kann, recht troſtreiche Schlüſſe aus der Bielefelder Induſtrie im Gegenſatze zu der münſterländiſchen Frömmigkeit zu ziehen. — Unweit des Lutterbachs liegt das Dorf Brackwede, wo Viehzucht und Induſtrie Hand in Hand gehen, und das ſich ſelbſt mit holſteinſchen Dörfen nicht nur meſſen kann, ſondern dieſelben auch übertrifft; denn wo gibt es hier Garnſpinnereien, Leinwebereien und Kupferhämmer, wie zu Brackwede, deſſen 1200 Einwohner am Ende ſchon von den 3000 Centnern Butter exiſtiren könnten, die man jährlich ausführt. Wie Brackwede von Kupfer und Butter, ſo lebt das Dorf Dornberg an der Aa von Steinkohlen, die über 28,000 Scheffel jährlich ausgeben. Ja, auch wo die Natur nichts bietet, ſucht man ſich einzurichten, und die Senne oder Sende, jene umfangreiche Haide, die zum Theil zu Lippe-Detmold gehört, wird immer beſſer angebaut. Die Senne iſt die Ukraine Weſtphalens: hier trifft man wilde Pferde von guter dauerhafter Race. Wo aber die Menſchen, trotz wilder Pferde und Haidekultur, nicht durchkommen können, begeben ſie ſich zur Sommerszeit in die Niederlande, um Gras zu mähen, Torf zu ſtechen und Canäle zu graben. Man heißt dieſe Leute Hollandsgänger, und im Regierungs-

bezirke Minden ſollen nicht ſelten mehrere Tauſende zwiſchen der Einſaat und Erndte dieſen Weg einſchlagen, eine Reiſe, die allerdings den Wallfahrten vorzuziehen iſt. In langen Reihen, zwei Mann hoch, mit Senſe und Spaten bewaffnet, ziehen dieſe Leute nicht nur aus Weſtphalen, ſondern auch aus dem übrigen nordweſtlichen Deutſchland jenen Diſtricten zu, wo man der Hände bedarf. Sie laſſen eine kärglich beſtellte Heimath zurück und ſchweben zwiſchen Furcht und Hoffnung der Erndte, aber das hält ſie nicht ab, im heiteren, ſorgloſen Marſche, der vom Geſange im Takt gehalten wird, zu neuer mühſamer Arbeit zu ziehen, zu der mühſamſten im Sonnenbrande der moorigen Niederungen, der Moräſte, der feuchten Wieſen Hollands. Iſt dort die Arbeit vollbracht, ſo muß man einen langen traurigen Weg zurücklegen zur Erndte und mit dem vorlieb nehmen, was Gott beſchee- hat. Demungeachtet werden aus dieſen Gegenden keine Auswanderungen nach Amerika wahrgenommen, dem man doch tüchtige Hände bieten könnte. Ich erkläre ſolches zunächſt aus der alten ſaſſiſchen Gewohnheit, die an der Scholle klebte. Die Sachſen waren glebae adscripti in der heiligſten Bedeutung des Worts, eine Eigenſchaft, von der ſie am Ende den Namen erhielten, und die Nachkömmlinge ſind dieſer Gewohnheit treu geblieben. Sie können Alles ertragen, nur die Fremde nicht.

Hörter und Corvey des Regierungsbezirks Minden bieten vielleicht — will man Münden am Zusammenfluß der Werra und Fulda ausnehmen — die pittoreskesten Punkte des Weserthals, die zugleich die fruchtbarsten sind. Corvey (Corbeia nova, im Gegensatz zu der alten sächsischen Mönchscolonie in Paderborn) wurde in der Nähe des Dorfes Hürter (jetzt Hörter) sechs Jahre nach der Gründung Altcorvey's, das sich nach einem gesegneteren Terrain umsah, im Jahre 822 gestiftet. Schon nach zwölf Jahren erhielt der Anbau um diese Stiftung das Ansehen einer Stadt und das jetzige Hörter wuchs mit der Abtei Corvey auf, die die Unterwerfung der Sachsen befestigte, indem sie die erste Pflanzschule wissenschaftlicher Bildung in dieser Gegend wurde, und später mehr als Pflanzschule, neben dem Kloster zu Fulda eine Niederlage aller Cultur des Mittelalters. Hörter ist ein kleines Städtchen mit ungefähr 3000 Einwohnern und berühmt durch seine Lage und seine früheren Beziehungen zu Corvey. Der Solinger Wald nähert sich hier von der östlichen Seite der Weser, und westwärts dehnen sich die Verzweigungen des Teutoburger Waldes bis zum Strome aus, der an beiden Seiten mit üppigen Saaten und Früchten eingefaßt ist. Hörter und Corvey liegen in dem saftigsten Thale der Weser, die hier eine weite bauchige Krümmung biegt, gleich als wolle sie sich behaglich in dieser Pracht der Ufer umschauen,

ſich ſtrecken in dieſem Bette, von Bergen gekrönt, von Wäldern umkränzt, von Feldern und Aehren umrauſcht. In welchen Beziehungen die Aebte von Corvey zu der Inſel Rügen in Pommern ſtanden, habe ich ſchon bei Rügen*) angedeutet. Kaiſer Lothar ſoll ſogar im Jahre 844 dieſe Inſel der Benedictinerabtei Corvey geſchenkt und Papſt Adrian IV. dieſe Schenkung 1154 beſtätigt haben. Aber als der Abt von Corvey im weſtphäliſchen Frieden ſolche Anſprüche geltend machen wollte, meinte der große Kurfürſt von Brandenburg mit Recht, Corvey dürfe ſchon zufrieden ſein, daß der Landgraf von Heſſen es nicht auf die Kriegskoſten ſchlage, und Rügen wurde Corvey nicht gerettet, aber 1794 wurde Corvey zum Bisthum erhoben, das freilich nach kurzem Beſtande bereits 1802 den Entſchädigungen des Fürſten von Naſſau und Oranien beigefügt wurde. Später wurde Corvey eine fürſtlich heſſen-rotenburgſche Herrſchaft des Fürſten Victor Amadeus und 1822 mediatiſirtes Fürſtenthum von 5 Quadratmeilen Umfang und 20,000 Einwohnern, das neuerdings durch das im Jahre 1834 erfolgte Ausſterben des Mannsſtammes jener Linie an einen Neffen des Fürſten Victor Amadeus gefallen iſt. Unweit Hörter, Dryburg zu, liegt die Mineralquelle Brakel am Einfluß der Brucht in die Nette, die übrigens noch weniger beſucht wird als jener Brunnen des Freiherrn von Sierstorpff.

*) Siehe Band 2. die Inſel Rügen.

Der Regierungsbezirk Arnsberg enthält auf 141½ Quadratmeilen beinahe 500,000 Einwohner, und umfaßt das alte Herzogthum Westphalen, die Grafschaft Mark und die Standesherrschaften der Fürsten von Sayn-Witgenstein-Berleburg und Sayn-Witgenstein-Witgenstein. Die Stadt Lippstadt im Kreise Lippstadt ist sogar zum Theil mit Lippe-Detmoldschen Rechten und Einkünften behaftet, deren Ordnung 1819 festgestellt wurde. Somit erhielt Preußen das Recht der Militairaushebung und mußte dagegen das auf Lippe fallende Bundescontingent übernehmen. Weiter erkennt das Lippstädter Stadtgericht unter dem etwas langen Titel: „königlich preußisches und fürstlich lippesches Gesammtgericht" nach preußischen Rechten und als preußische Justizbehörde, aber stets mit dem Zusatze: „zugleich auch im Namen des Fürsten zu Lippe-Detmold," einem Zusatze, den selbst die höheren Instanzen zu Arnsberg und Berlin beibehalten müssen. Das Herzogthum Westphalen hieß auch Sauerland, und, seitdem es dem Erzstifte Cöln gehörte, cölnisches Sauerland, was übrigens nicht von Sau, oder sauer, sondern vom Süden herzuleiten ist, denn dieser Theil Westphalens ist das Süderland, und bildet den Uebergang zu der Rheinprovinz. Das Sauerland ist katholisch und auch ein saueres Land, wo Bettelei, Heiligenbilder und Faulheit noch gar zu sehr zu Hause sind, obwohl die preußische Regierung auch hier die Lum-

pen des Katholicismus wegräumte, unter anderen die Bettelmönche, die Schulen und Unterricht ersetzten, und neben der Bildung auch Chausseen anlegte. Diese Chausseen brachten das Sauerland mit dem Leben des Jahrhunderts in Berührung, aber die katholische Kirche ist allenthalben ein Fels im Meere, der nur nach und nach von der Zeit ausgehöhlt werden kann. Auch das jetzige preußische Sauerland sieht noch sauer und trübselig genug in die lustige und bewegte Gegenwart hinein.

In der Grafschaft Mark ist die Enneper- oder Empenerstraße, eine industrielle Weite von drei Meilen, die von Hagen bis Gevelsberg, eine Stunde von Schwelm, läuft und mit Eisenhämmern und Fabriken gleichsam überfüllt ist. In Schwelm trifft man Fabriken in Leinwand, Baumwolle, Band, Siameisen, Bettzügen, Tabak, Seife, Stahl und Eisen (welche Sensen, Futterklingen, Sicheln, Platinen zu Flintenläufen und kleine Eisenwaaren liefern), Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Garn- und Leinwandbleichen, Baumwollmaschinenspinnereien, Lohgerbereien und einen weitverzweigten Handel mit diesen Fabricaten. Wenn die Atmosphäre der Empenerstraße — benannt von jenem Flüßchen, an welchem die Wasserwerke liegen — von Dampf und Rauch gebildet wird, so ist sie doch erquicklicher, als die der westphälischen Schweiz, wo auf einer bunten und heiteren Gegend

der dicke Nebel westphälischen Katholicismus' ruht, während hier die Industrie in lustiger Beweglichkeit verkehrt. Diese Straße verbindet Hagen, Gevelsberg, Schwelm und Langerfeld mit der eben so rastlosen Barmer im Wuppertha'e, wo die Ortschaften Gemarke, Wuppersfeld, Rittershausen, Hecklinghausen und Wichlinghausen zu einer zwei Stunden langen Stadt angewachsen sind. — Eine Viertelstunde von Schwelm liegt das Dorf Möllenkotten an den alaun- und vitriolreichen roben Bergen, dessen Gesundbrunnen mehr zum Vergnügen als aus Krankheit von der Umgegend besucht wird. Wer indeß Thal und Straße kennen lernen will, der ersteige jene roben Berge, die zwar selbst nicht sehr malerisch sind, aber mit der malerischsten Aussicht den unbequemen Aufstieg entschädigen; denn man hat hier einen Ueberblick bis gen Barmen über eine mannigfaltige Natur und einen eben so mannigfaltigen Gewerbfleiß. — In der unweit entlegenen Gemeinde Börde befindet sich am Bache Milzpe die große Kalksteinhöhle Klusert, oder plattdeutsch Kuhle, jenes westphälische Labyrinth, das Stunden im Umfange zu haben scheint, und mit Bäumen, Teichen, unterirdischen Bächen, Tropfsteingebilden und Versteinerungen versehen ist.

Der Empener Straße schließt sich in südlicher Richtung jenes Thal Barmen an, das zwar zu Westphalen

in der alten Bedeutung gehört*), von Preußen aber der Rheinprovinz beigezählt wird. Das Thal Barmen, jetzt zur Stadt erhoben, besteht aus den obengenannten Ortschaften und übertrifft die Empener Straße wo möglich noch an Thätigkeit und Industrie. Aber auch hier ist der Katholicismus wenig zu Hause, so daß man unter 25,000 Einwohnern vielleicht nur 2000 Katholiken zählt, und Lutheraner und Reformirte bewegten sich rüstig und thatkräftig an den Ufern der Wupper, so mit ihren Geschäften beschäftigt, daß sie allmählig und unbemerkbar zu einer Stadt zusammenwuchsen, indem ein Fabrikgebäude dem andern die Hand bot. Gewiß, Barmen ist der Typus einer modernen Stadt, einer Stadt der Industrie und des Materialismus, die nicht gemacht wurde, die sich aus sich selbst entwickelte und schloß, deren Bestätigung nur eine für die Regierung nothwendige Form und keine Begünstigung war, ja, die ohne diese Form hätte bestehen können, denn die Industrie bedarf heut zu Tage nur ihrer selbst, nur sie selbst ist das Motiv und der Maßstab aller ihrer Tendenzen. Dorf, Flecken, Stadt, Vaterland — und das ist freilich die traurigste Seite dieser Richtung — es ist ihr gleich, wo sie verkehrt, weiß sie doch, daß Alles darauf ankommt, wie

*) Auch das Herzogthum Kleve-Berg gehörte zum westphälischen Kreise.

ſie verkehrt. Und man verkehrt in dieſer Gegend ſo emſig und raſtlos, daß ſie in der That einem Ameiſenhaufen gleicht, wo die Menſchen, 16,000 Köpfe ſtark, auf einer Quadratmeile Platz finden. Wahrlich, der Contraſt des urkatholiſchen Weſtphalens mit dieſem proteſtantiſchen und induſtriellen iſt auffallend, aber — was was man auch gegen die übergroße Betriebſamkeit einwenden mag — dieſer Anblick iſt jedenfalls ein grüner, hoffnungsfarbener Vorhang der Zukunft. Oder könnte man die troſtloſe Ergebung in Armuth und Elend, die ſtinkende Faulheit, den Indifferentismus gegen das Leben, welches doch am Ende des Lebens höchſter Zweck iſt, einer Thätigkeit vorziehen, die die Welt erhält? Man wendet ein, die Induſtrie erſtarre im Außenleben und im Praktiſchen, aber ich bin der Meinung, daß ſich die göttliche Wiegenmitgift des Menſchen in einer glücklichen ſinnlichen Umgebung beſſer erhält, als in einer unglücklichen ſpiritualiſtiſchen, und daß vor allen Dingen der Geiſt nur dann möglichſt frei wirken könne, wenn die irdiſchen Beſchränkungen deſſelben ſo locker als möglich ſeien. Freilich werden die Induſtrie und der Materialismus in ihren Anfängen nur ſich ſelbſt dienen, aber mit der Zeit müſſen auch ſie ſich von ſich ſelbſt emancipiren und dem großen Zwecke der Schöpfung unterordnen. Dieſem dient aber die katholiſche Faulheit ſicherlich nie, ſo wenig wie ihm irgend ein Stillſtand dient.

Um z. B. nur jenen Vorwurf zu beseitigen, den man gerade dem industriellen Jahrhundert gemacht hat: es sei, wenn auch nicht der Wissenschaft, doch der Kunst und Poesie entgegen, kann ich mich grade in Barmen auf Freiligrath beziehen, der hier bei aller Comptoirarbeit der größte Dichter der Gegenwart wurde und blieb. Freilich spricht sich auch in seiner Muse die Sehnsucht in die Ferne aus, aber man halte das nicht für ein Geständniß des gefesselten Prometheus, der sich nun anderwärts glücklicher fühlen würde, als in der Industrie von Barmen. Die Poesie unseres Jahrhunderts ist unstät und flüchtig, und darin liegt eben ihr Charakter. Wenn Freiligrath im „Sand der Wüste sänge, gelehnt an eines Hengstes Bug," würde er sich vielleicht wieder nach Barmen zurücksehnen. Aber die Industrie wird keine poetische Richtung vernichten, oder auch nur behindern: mit der Zeit wird sie dieselbe sogar unterstützen. Oder hat der Handel und die Industrie der Niederlande im Mittelalter die niederländische Kunst gefährdet? Die Kunst bedarf der Unterstützung und des Geldes; erliegen wird sie nur der Ausartung der Industrie, nicht dem rüstigen Geiste derselben.

Barmen ist zwar nicht das Paradies von Westphalen — denn die Leute erwerben ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts, was bekanntlich im Paradiese nicht der Fall war — aber eine buntfarbene mannigfaltige Gegend,

die auch den nur für Naturreize Empfänglichen Intereſſe gewährt. Es liegt im Wupperthale, worunter man eigentlich jene Ausdehnung verſteht, welche die Städte Elberfeld und Barmen in einer Länge von drei Stunden einnehmen; aber Barmen iſt die ſchönſte Parthie dieſes Thals, das freilich von der Wupper den kleinſten Reiz erhält, die in ſchlammigen, türkiſchroth gefärbten Wogen allen Rebricht der Elberfelder und Barmer Induſtrie dem Rheine zuwälzt. Wer von Düſſeldorf kömmt, betritt bei Sennborn das Wupperthal. Nur die Berge ſpringen hier frei und luſtig, geſchmückt mit dem grünen Reis ihrer Wälder, in die wieſige Ebene; die Wupper ſchleicht mühſam und laſtbeladen zu ihren Füßen vorüber. Zwiſchen beiden Erſcheinungen ſtehen die Menſchen: die ſtete Beweglichkeit vermiſcht ſich mit den Mühen und Beſchwerden des Lebens; blickt man auf die Maſſe, ſo thut das heitere, lichte Colorit des Fortſchrittes wohl, die Einzelnen dagegen keuchen unter dieſem, jetzt nur noch einſeitigen Fortſchritt, denn das Wupperthal kann mit ſeiner Induſtrie zur Zeit noch nicht in größere Beziehungen gerathen, dieſelbe ſchaltet hier in ihren rohen Anfängen, in ihrer Unmittelbarkeit der Fabrikation und des Abſatzes. Alles muß ſich dem kaufmänniſchen Intereſſe unterordnen, und Fabriken und Maſchinenweſen ſind an und für ſich keine menſchheitlichen Anſtalten, ja nicht einmal menſchliche, ſondern häufig ſogar viehiſche. Aber

die Totalität verwiſcht die traurigen Details, und ſelbſt Elberfeld — dieſes Rom des verſtockteſten Pietismus — intereſſirt den Fremden, der nicht die Kirchen beſucht und über die Fabriken die Mittel derſelben überſieht. Sonſt hat Elberfeld einen ſchrecklich ſtarren calviniſtiſchen Air, und die katholiſche Kirche im elberfelder-byzantiniſchen Geſchmacke wäre beinahe die einzige poetiſche Außenſeite dieſer Stadt, läge ſie nicht außerhalb ihr. Man findet nämlich im Wupperthal im Proteſtantismus den ſchneidendſten Gegenſatz der katholiſchen Richtung Weſtphalens, und faſt ſcheint es, jene Kirche ſei abſichtlich ausgeſchieden. Einen Theil der alten katholiſchen Kirche hat man ſogar als Gefängniß benutzt, wiewohl im Wupperthale eigentlich der Proteſtantismus mit ſeinen myſtiſch-pietiſtiſchen Auswüchſen als ein Gefängniß der Seelen angeſehen werden kann.

Ueber die ſchöne Wupperbrücke gelangt man nach Barmen, das freundlich contraſtirt mit der Geſchmackloſigkeit und Unregelmäßigkeit Elberfelds. Impoſante Bauten erheben ſich aller Orten. Sie ſind mit weiten Bleichen vermiſcht, zu denen ſich hier die Berge drängen, während dort ſich die Wupper traulich an ihnen hinſchmiegt. Aus Wieſen und Gärten ſchauen luſtige Häuſer hervor, und die Straße von Barmen iſt ſogar anfangs chauſſirt, ein Mittelding zwiſchen Land- und Stadtſtraße. In dieſem Theile, in Unterbarmen, liegt die ge-

schmackvolle byzantinische Kirche, worin häufig so geschmacklos orthodox gepredigt wird. Weiter hinauf verlieren sich die rothen Dächer und graue Schieferhäuser drängen sich dicht zusammen. Dieser Anblick könnte monoton werden, zeigten sich nicht moderne Untermischungen und würden diese Bauten nicht von grünen Wiesen und schwellenden Bleichen eingefaßt. Fluß, Gartenland, Fabriken wechseln hier, und der städtische Charakter schwindet fast vor der bequemen Ausdehnung der Barmer Industrie, die — wie gesagt — zufällig und der Ordnung wegen zu einer Stadt abgerundet wurde. Aber die chaussirte Straße hört auf und der Wagen rollt über den für Frachtwagen eingerichteten und gepflasterten Weg Barmens. Hekinghausen führt uns zum reizenden Rauhenthal; Rittershausen bezeichnet das Ende des Wupperthales und des Herzogthums Kleve-Berg. Mit dem Schlagbaum nach dieser Seite hin wird uns die preußische Provinz Westphalen wieder erschlossen, die ich des inneren Zusammenhangs meiner Schilderung wegen auf einen Augenblick verlassen habe.

Ich habe die Lichtseiten des Wupperthals und Barmens beschrieben. Wer schärfer beobachtet, als der durchfliegende Reisende, wer auf den Grund der Industrie und des Fabrikwesens blickt, wird freilich Schlamms genug gewahren. Die Gesellschaft im engern Sinne steht im Wupperthale auf rohen Anfängen. Schroffe pieti-

ſtiſche Abſonderung der Fabrikherren hier, die nur in der Kirche und im eingefrorenen Gottesdienſt mit ihren niederen Nebenmenſchen verkehren und ſonſt im Allgemeinen den Maßſtab des kleinlichſten Eigennutzes anlegen, und freche Zügelloſigkeit dort. Die Feinde der Induſtrie und des Fortſchrittes werden gebeten, dieſe Zufälligkeiten nicht gegen die Sache zu kehren, ich muß ſie in das rechte Licht ſetzen. Wenn man hier auf den erſten Blick erſehen wird, daß jene Ausartung nur in den Perſonen liegt, ſo wird die Schilderung der Schattenſeite Elberfelds und Barmens überall nicht meinem Lobe der induſtriellen Thätigkeit des Wupperthals widerſprechen, die ich ſelbſt in ihren Verirrungen noch der Faulfrömmigkeit des Katholicismus vorziehe und von der ich überzeugt bin, daß ſie mit der Civiliſation, die heut zu Tage mit dem materiellen Fortſchritt parallel läuft, über kurz oder lang geläutert werden wird. Arbeit, Gewinn und Egoismus ſind im Wupperthale die Wendepunkte des Lebens. Da höhere Beziehungen fehlen, ſo tröſtet ſich der Herr mit dem Pietismus, der Dienende mit dem Pietismus und der Branntweinflaſche, der Verzweifelnde mit dieſer allein. Was in Paris die Chiffonniers ſind, ſind im Wupperthale die „Karrenbinder.“ Ohne Obdach, ohne alle geſellſchaftliche Beziehungen, gleichen ſie induſtriellen Nomaden, die ſich Allem hingeben werden, was ihnen Unterhalt und Leben verſpricht. Dieſe No-

maden würden in der Wüste glücklich sein, in dem reichthumüberfluthenden Wupperthale beneiden sie das Vieh. Ja, ihre Leidensbrüder in Paris sind beneidenswerth im Vergleich zu ihnen, denn Paris bietet noch Auswege, Hülfe, Rettung, wenn auch nur durch eine Revolution; aber das Wupperthal ist eng und beschränkt, hier concentriren sich nicht die Leidenschaften eines Volkes, sondern die filzigen Interessen der Kaufherren. Die Karrenbinder arbeiten am Tage um Gotteswillen, Abends besaufen sie sich um Gotteswillen, Nachts suchen sie um Gotteswillen ein Unterkommen auf Misthaufen im schlimmsten, in Ställen im besten Falle. Gewiß, diese Menschen gewähren einen traurigen Anblick, aber die Industrie ist nur der mittelbarste Grund dieses Anblicks. Was hindert die Gesellschaft, sich ihrer anzunehmen? Bis jetzt werden sie nur mit dem polizeilichen Maßstabe gemessen, man hat ihre Zahl beschränkt. Von den Karrenbindern, die die Grundlage bilden, erhebt sich ein Chimborasso der Gemeinheit, der bis in die höheren Stände der Handwerker reicht. Die Fabriken — wie sie sind, nicht wie sie sein könnten — rauben den Leuten Lebensfreuden und Lebenslust. Der Egoismus ist hier — bis auf wenige Ausnahmen — Hauptmaßstab. Kindern zahlt man weniger als Erwachsenen, und zu vielen Dienstleistungen genügen Kinder. Somit wird im Wupperthale die Armuth — die schon ohnedieß von allen heiteren und ver-

ſöhnlichen Beziehungen des irdiſchen Lebens ausgeſchloſſen iſt — bereits in der früheſten Jugend des einzigen und urſprünglichen Gutes, das ſie mit allen Erdgeborenen theilt, der Freiheit, in dem Grade beraubt, daß man ſie noch in den Kinderſchuhen der traurigſten Knechtſchaft hingibt, der Knechtſchaft des Körpers und des Geiſtes. Man arbeitet in niedrigen Räumen, unter Kohlendampf und Staub, gebückt, zuſammengekauert, ganze Tage hindurch, und die Arbeit, die den Körper befeſtigen und ſtählen ſoll, entnervt ihn ſyſtematiſch. Der Geiſt ſehnt ſich nach einer freieren Regſamkeit, oder nach Troſt, und man gibt ihm den Pietismus. Hier iſt wahrlich der Branntwein ein lebendiger und inniger Troſt, eine Lethe, oder auch nur eine Betäubung, aber immer doch ein Troſt. Die Bibel in ihrer Unmittelbarkeit konnte hier ſelbſt den Beſſeren und in einer höheren Richtung Schauenden nicht genügen. Deshalb zog man den Branntwein des myſtiſchen Pietismus aus ihr ab, und dieſer iſt dem Wupperthale faſt nachtheiliger geworden, als der von Korn und Kartoffeln. Auch die „Feinen" trinken ihn und er entnervt die Seele, während der Körper und Alles, was mit ihm zuſammenhängt, bei Kräften bleibt und bei allen ſeinen ſchlechten Eigenſchaften und Begehrlichkeiten. Der Pietismus verhindert die Handwerker nicht einmal, Branntwein zu trinken, und tränken ſie ihn auch nicht, ſie werden ſchon durch den Pietismus

faul genug. Die ſo vom Branntwein Bekehrten ſind nun gar übel daran, ſie kommen aus dem Regen in die Traufe. Aber die Induſtrie iſt nicht Schuld daran, daß man die Menſchen nur mit dem Worte der Humanität reformiren will, nicht mit ihrem Geiſte.

Lehrt man in Barmen zum großen Theil wenigſtens noch in lutheriſcher Weiſe die Leute Chriſtum, ſo iſt Elberfeld der Sitz des kraſſeſten Calvinismus. Dort lehrt man die Prädeſtination, die freilich der klügſte, aber der traurigſte und ſcheußlichſte Troſt des Unglücks iſt. Dort gilt der Lutheraner nicht mehr als der Katholik, dort iſt die kirchliche und menſchliche Intoleranz auf den Gipfel geſtiegen. Ich ſage, man lehrt in Elberfeld die Prädeſtination, aber — wie es von allen Seiten heißt — in der ſtrengſten auguſtiniſchen Weiſe, die allerdings von Beza und Calvin wieder beliebt wurde und die in Elberfeld einen Hauptvertreter und mehrere Nachtreter deſſelben in der reformirten Geiſtlichkeit findet. Einer dieſer Herren iſt wirklich ſo conſequent, wie der heilige Auguſtinus unſeligen Andenkens, und ſoll den Eifer ſeiner Ueberzeugung in dieſelbe rhetoriſche Emphaſe kleiden. Die Unfähigkeit des Menſchen, aus eigener Kraft das Gute zu thun und das Böſe zu vermeiden, iſt die Grundlage dieſer Doctrin, und die entſetzlichen Conſequenzen derſelben werden mit einem Scharfſinn abgeleitet, der dem Elberfelder Auguſtin Ehre machen würde, lehrte er

nicht im neunzehnten Jahrhundert, wo der Geiſt des Evangeliums doch über dem Worte ſteht. Aber jene ſprechen: es ſteht geſchrieben, und weil „die Weisheit Gottes den Klugen dieſer Welt eine Thorheit iſt,“ wird aller Unſinn der Prädeſtination kurz und gut als göttliche Weisheit beglaubigt.

Die Barmer Prediger ſind natürlich durch und durch orthodox, aber der Miſticismus greift wenigſtens in dem Lutherthum daſelbſt nicht ſo giftig um ſich, wie zu Elberfeld in der reformirten Kirche. Woher das im Allgemeinen kommen mag, habe ich bereits bei den Hanſeſtädten*) wahrſcheinlich zu machen geſucht; insbeſondere aber mag die Gnadenwahl, die dem Lutherthume in jenem ſtrengeren Sinne fehlt, den Myſticismus in der reformirten Kirche bevorzugen. Dieſe Gläubigen ſind von aller Hülfe Gottes ſelbſt ausgeſchloſſen; die troſtloſeſte Reſignation iſt ihr einziger Troſt. Soll man ſich dieſen Troſt nicht durch allerlei Gefühlsgrübeleien, die man mit der Bibel anſtellt, erträglich zu machen ſuchen, durch bilderreiche Phraſen, die die nackte Wahrheit der Prädeſtination wenigſtens mit einem poetiſchen Firniß bekleiden, durch Buße und Reue im Style des alten Teſtaments u. ſ. w.? Der ſinnliche Menſch will doch einigen Troſt, und der Geiſt der Bibel läßt ihn rathlos,

*) Siehe Band 2. S. 387.

alſo hält man ſich an das Wort und die ſymboliſche orientaliſche Form, dieſe zur Wirklichkeit erhebend. Eine verſöhnliche Perſpective ergibt ſich nicht.

Unter ſolchen Verhältniſſen ſcheiden ſich die Bewohner des Wupperthals — natürlich mit Ausnahmen — in drei Klaſſen: die Betenden, die Betenden und Branntweintrinkenden, und die Branntweintrinkenden. Unterricht und Schulen ſtehen den Fabriken nach, denn die Armuth iſt hier ſehr auf ſich beſchränkt, indem die Bibelgeſellſchaft ihr doch nur himmliſches Brod gewährt, das leider häufig aus Hunger für irdiſches vertauſcht wird. Deshalb ſchickt ſie die Kinder, wenn es nur eben angeht, zum Erwerb, ſtatt zum Unterricht, und die Folgen ſind traurig. Die Bildung, die hier mehr bewirken könnte, als die Bibel, fehlt, die Civiliſation fehlt, jede geiſtige Richtung fehlt, ja das menſchliche Selbſtbewußtſein fehlt. Das Facit dieſer Verhältniſſe muß ein höchſt zerriſſener Zuſtand ſein, der von der unterſten Klaſſe bis zur höchſten läuft. Jene iſt roh und viehiſch, dieſe iſt pietiſtiſch und fromm. Menſchliche Beziehungen zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen finden nicht Statt, ſondern nur induſtrielle und kirchliche. Mit einem Worte, die Humanität, die Stimme des Jahrhunderts wird hier noch von dem Gewirre des Egoismus übertönt, aber wer könnte zweifeln, daß dieſes Jahrhundert auch am Wupperthale ſeine Miſſion erfüllen wird?

Faſt alle Häuſer Barmens ſtehen mit Holland in Verbindungen, und holländiſche Einwirkungen ſcheinen nicht nur auf Sitten und Gebräuche, ſondern auch auf den Charakter ſtattgefunden zu haben. Viel mag auch das äußere Verhältniß und die Handelsverbindung zur Befeſtigung jener kirchlichen Richtung beigetragen haben, die Gomarus in Holland ſtabil machte, ich meine die Prädeſtination mit ihren pietiſtiſchen Auswüchſen. Abgeſehen von dieſer, iſt auch das geſellſchaftliche Leben in holländiſcher Monotonie gehalten. Man arbeitet fleißig den Tag über und beſucht Abends die Clubs, wo Whiſt und Billard geſpielt wird. Dieſe Beſchäftigung iſt gewiſſermaßen der geſellſchaftliche Höhepunkt des Tages; nur beim Spiel ſpricht man nicht von Geſchäften, und denkt auch wohl nicht daran, da theilweiſe ziemlich hoch geſpielt wird, was ohnedieß ein Geſchäft iſt. Die Civiliſation der höheren Klaſſen iſt im Allgemeinen durch jene Weiſe, wie der Abend zugebracht wird, charakteriſirt; nebenbei verſteht man ſich auch auf den Luxus, ſo weit derſelbe nicht geradezu mit dem Pietismus in Conflict geräth. Pferde ſind in Barmen ein Moment des Tages, und man kann ſich lange über dieſen Gegenſtand unterhalten; in Elberfeld ſoll dagegen viel von Hunden die Rede ſein. Dieſe Unterhaltung, die zumeiſt von dem jeune Barmen und Elberfeld gepflogen wird, erhält durch Rheinwein und Champagner

eine ergötzliche Abwechselung. Aber um neun Uhr Abends zieht sich alles gesellschaftliche Leben wieder in die Häuslichkeit zurück und in die Ordnung des Tages. Solche Weise und Einrichtung, bis auf die Häuslichkeit, werden die Meisten in großen Handelsstädten angetroffen haben, und Barmern und Elberfeldern ließe sich am wenigsten ein Vorwurf daraus machen, müßte man nicht zugeben, daß die steife, lebenslose Weise des Wupperthales die beschränkte Richtung der Gesellschaft widerwärtiger macht, als irgendwo. So wenig wie hier ein frischer, wenn auch roher Volkston irgendwie hervorsticht, so wenig macht sich auch im Allgemeinen in der Gesellschaft ein Ausdruck geltend, den man nur irgendwie auf eine höhere Sympathie beziehen könnte. Handelsinstinkt, Phlegma, Einförmigkeit, Kälte, mit einem Worte die materiellste Prosa walten hier vor, und selbst die schönwissenschaftliche Literatur wird — abgesehen von den pietistischen Hindernissen, die ihr entgegenstehen nicht geduldet. Zeitgemäße und gesellschaftliche Richtungen derselben haben an und für sich schon die Einzelinteressen und den Egoismus gegen sich; denn das Wupperthal fußt im strengsten Sinne des Wortes auf dem Bestehenden. Rein ästhetische Tendenzen aber möchten wohl nur so Wenige ansprechen, daß man schwerlich, selbst bei genauester Untersuchung, ein solches Interesse beachten kann. Verliert sich also irgend ein literarisches Erzeugniß hie-

ber, nimmt die Maſſe der Geſellſchaft von demſelben Notiz, ſo wird es zunächſt auf perſönlichen Beziehungen beruhen müſſen. In dieſem Sinne hat man Heines Reiſebilder im Wupperthale geleſen. Nichtsdeſtoweniger hat ſich durch die Elberfelder Zeitung, unter Runkels Redaction, ein Aufſchwung der Journaliſtik im Wupperthale bemerklich gemacht, der ſelbſt in der Ferne wahrgenommen wurde. Man wird indeß die Vortrefflichkeit dieſes Inſtituts zunächſt in der Perſönlichkeit des Redacteurs zu ſuchen haben, der über das Wupperthal zu dem Höhepunkt des preußiſchen Staats blickt, zu dem wahren Fortſchritt und zu jener Zukunft, von der man überzeugt ſein kann, ſie werde auch Elberfeld und Barmen über kurz oder lang ereilen. Daß man hier wenigſtens die Vorzüge des Code Napoleon begriff, beweiſt, daß man auch anderen und inneren Reformen Gehör geben wird, wenn die Stimme der Wahrheit allgemeiner und lauter im Wupperthale ertönen wird, als ſolches mittelſt eines journaliſtiſchen Organs am Orte ſelbſt geſchehen kann.

Drei und dreißigſtes Capitel.

Weſtphalen (Fortſetzung.). Der preußiſche Regierungsbezirk Arnsberg (Schluß. —). Die Stadt Arnsberg. — Der oberſte Freiſtuhl auf rother Erde. — Die „Wiſſenden" des A.-Rechts. — Die Sauerländſchen Gebürge. — Die bedeutenderen Städte des Herzogthums Weſtphalen. — Stadtberge und die Eresburg. — Soeſt und die Soeſter Börde. — Dortmund. — Syburg und die Siegesburg der alten Sachſen. — Hörde. — Iſerlohn. — Altena. — Weſtphäliſche Standesherren. — Fürſt Friedrich IV. von Salm-Kyrburg. — Freiherr von Stein. — Graf Spiegel zum Deſenberg und Canſtein.

Die Stadt Arnsberg iſt der Hauptort des Regierungsbezirks und Sitz derſelben wie des Oberlandesgerichts, das an die Stelle der alten Vehme getreten iſt, die einſt ihren oberſten Freiſtuhl am Fuße des alten, jetzt in Ruinen verſunkenen Schloſſes unter der rothen Erde aufgeſchlagen hatte. Im Baumhofe deſſelben verſammelten ſich die Vor- und Beiſitzer aller weſtphäliſchen Freiſtühle, um die Inſtructionen entgegenzunehmen. Man entſchied über Ketzerei, Zauberei, Nothzucht, Diebſtahl, Raub und Mord, und zwar ſummariſch, nachdem der

anklagende Freischöffe die Klage mit einem Eid erhärtet hatte. Erschien der Angeklagte nach dreien Ladungen, die man an die Thür seiner Wohnung, oder in deren Nähe anschlug, nicht, so wurde er zu der letzten feierlichen Sitzung, die heimliche Acht, noch einmal geladen, und dort seine Vernehmung entschieden, er mochte erscheinen oder nicht. Wenn diese Vernehmung in aller Rechtslosstellung, den Freischöffen gegenüber, bestand, die nun auf dem kürzesten Wege die Execution vollzogen und neben der Leiche ihren Dolch niederlegten, zum Zeichen, daß hier ein Rechtsspruch der Vehme vollzogen sei, so hat man das Wort Vehme, oder Feme, wahrscheinlich von dem altsassischen Worte versemen herzuleiten, d. i. verbannen oder verfluchen. Wie traurig, daß diese Justiz mit dem Christenthum unter Karl dem Großen begann, sich unter dem Feudalismus dieses Christenthums ausbildete und erst mit der peinlichen Halsgerichtsordnung deſſelben Christenthums ihr Ende erreichte. Man könnte hier wiederholt fragen: würde Deutschland nicht besser weggekommen sein, wenn Karl der Große den Sachsen erlegen wäre? Wir würden dann vielleicht eine nationale Religion haben und mit ihr ein nationales und ein freies Volk; gewiß aber würde Deutschland nicht jene trostlosen Institute erlebt haben, die alle Zeugniß geben von der Leidenschaft und Gewalt der Einzelnen und von dem Knechtsinn und der Demoralisation der Masse. Die

Civiliſation und Cultur des Chriſtenthums indeß würde Deutſchland, wenn auch ſpäter, doch unverfälſchter ſicherlich eben ſo gut erworben haben, wie ſie dieſem Lande jetzt mit dem Schwerte aufgedrungen worden ſind. Das letzte Vehmgericht wurde 1568 bei Celle gehalten; aufgehoben wurde die Vehme eigentlich gar nicht, ſie erloſch vielmehr nach und nach an dem Jahrhundert; aber das Geheimniß der Juſtiz iſt den Deutſchen durch dieſe und andere Verhältniſſe gleichſam zur anderen Natur geworden. Iſt nicht das römiſche Recht, das mit dem allgemeinen Landfrieden über Deutſchland kam, eine Hermandad in anderer Weiſe! Dieſes römiſche Recht hat andere „Wiſſende" an die Stelle der alten Freiſchöffen geſetzt, aber das Volk weiß heut zu Tage noch immer nicht, was Rechtens, ja, es iſt demſelben eben durch das römiſche Recht ſogar die Möglichkeit benommen, zu erfahren, was Rechtens ſei. Wer aus dem Volke kennt das SC. Vellejanum, das SC. Macedonianum, die Lex Anastasiana! Man muß die Rechte ſtudiren, um das Recht zu begreifen. Gewiß, eine traurige Civiliſation, die wir zum Theil auch dem verfälſchten Chriſtenthum Karls des Großen verdanken, das allen Begierden und Leidenſchaften freien Spielraum gab und den urſprünglichen Kern der Nation, der die römiſchen Advocaten im Teutoburger Walde ſchlug, entnervte. Jetzt bedurfte man einer ſo fein unterſcheidenden und alle

Fälle der Depravation und Demoraliſation berückſichtigenden Rechtswiſſenſchaft.

Arnsberg liegt im ſchönen Waldesdickigt des Ruhrthals, das man hier die weſtphäliſche Schweiz heißt, und die kräftigen Eichen- und Buchenſtämme erinnern lebhaft an die ſächſiſche Urzeit, obwohl der ſtattlichſte Baumwuchs nach und nach dem Fortſchritt des Jahrhunderts verfällt, den Fabriken, den Eiſenbahnen und der raſtloſen Thätigkeit, die — wie geſagt — leider noch dem kölniſchen Sauerlande fehlt, das ſeine Eichen und Buchen verliert, ohne dafür einen verhältnißmäßigen Erſatz von dem Jahrhunderte zu erhalten. Aber noch ſind die Bauerhöfe von jenen gewaltigen Urſtämmen umgeben, noch rauſchen die dunklen Kronen der Eichen über dem Strohdach, noch ſieht man die Wohnungen vor Bäumen nicht, noch liegt aller Schmutz und alle Ignoranz unter dem dichten Kranze der Wälder verborgen. Wenn die Wälder einmal gelichtet ſind, wenn alle Kraft der Natur einmal der Kraft der Civiliſation verfallen iſt, dann wäre es wahrlich traurig, wenn Tacitus Worte noch von den Wohnungen und den Menſchen in ihnen gelten würden; aber aus einem anderen Grunde: wenn nämlich deshalb von den Sauerländern und anderen Weſtphalen geſagt würde: „In jedem Hauſe leben Herr und Knecht nackt und ſchmutzig und aller Verfeinerung der Erziehung baar mit dem Vieh auf einem und demſelben Boden," weil —

ſie nichts von dem Fortſchritt Deutſchlands empfunden haben, weil der Katholicismus über ihnen ſchwebt, weil ſie dumm blieben, wo ſie klug werden konnten.

Die Sauerländſchen Gebürge umfaſſen den größten Theil des Herzogthums Weſtphalen und des Regierungsbezirks Arnsberg. Zwiſchen Lippe, Möne und Ruhr breitet ſich gegen die Quelle der Dimel hin das Hügelland Brilon aus, mit Wald und duftigem Grün gekrönt, eine bunte, ſanfte Kette von Bergen und Thälern. Nördlicher liegt der Haardſtrang, ein kahles Gebürge, das nach Soeſt, Werl und Unna Zweige ſchießt, bis die fruchtbare und getraidebelabene Soeſter Börde von Neuem Leben weckt. Der Haardſtrang iſt die Grenze dieſer Ebene, die, wo ſie keine Früchte zeugt, wenigſtens Salz abſetzt, das freilich zunächſt dem Adel zu Gute kommt, der es nicht verſchmäht, ſich nach der Saline von Werl Salzjunker zu nennen. Unweit Soeſt aber giebt es ſogar ein Paradies, wie man denn allerdings dieſe Gegend, im Vergleich mit dem dürren und vegetationsloſen Haardſtrang, alſo mit Recht bezeichnet. An den Quellen der Ruhr und Lenne liegt das 2000 Fuß hohe Plateau von Winterberg, das von einzelnen Gipfeln, dem Aſtenberg, dem Hünau, dem Härdtlerberg, dem Bollerberg noch überſtiegen wird. Die Gegend, welche von der oberen Möne und Ruhr eingeklemmt wird, heißt der Arnsberger Wald,

und das Holz des Arnsberger Waldes iſt Hauptprodukt des Landes. Die Grafſchaft Mark muß ſich hier ihren Holzbedarf holen und Holzeſel begegnen dem Reiſenden auf Schritt und Tritt. Holzarbeiter und Kohlenbrenner ſind der Kern der Population. Das Roothaar- oder Rothlagergebürge nordöſtlich zwiſchen der Ruhr- und Lennequelle und ſüdweſtlich zwiſchen der Eder- und Siegquelle funkelt glühend, wie flammenrothes Metall in die grüne Landſchaft und ſteigt bis zum Ederkopf empor, 2200 Fuß über die Meeresfläche. Zwiſchen Ruhr und Lenne liegt das Lennebürge. Dieſe Form des Bodens, die nördlich von der Lippe zum münſterſchen Flachlande herabſinkt, hat freilich bedeutende Städte nicht aufkommen laſſen, aber den Reiſenden entſchädigt die maleriſche Scene, die ſich bis nach Naſſau und der Rheinprovinz ausdehnt, um dort in andere Naturſchönheit zu verfließen. Werl, Beleke, Rüthen, Geſeke, Brilon und Unna ſind die bedeutenderen Städte des Herzogthums, aber Stadtberge oder Marsberg an der Dimel enthält geſchichtliche Reize. Hier ſoll die Eresburg der alten Sachſen geſtanden haben, die Karl der Große im Jahre 772 zerſtörte und in deren Nähe ſich die zum Andenken Hermanns, oder zur Feier Wodans errichtete Irmenſäule befand. Die letztere wurde in einem heiligen Haine aufbewahrt und ſtellte einen völlig bewaffneten Mann vor, mit der Fahne in der rechten

und der Lanze in der linken Hand. Ob dieſe Figur Hermann, oder Wodan war, darüber ſtreiten die Gelehrten; könnte man die Sache nicht dahin vermitteln, daß die Repräſentation des Gottes durch die Perſon des erſten ſächſiſchen Kriegshelden angedeutet wurde, daß der Name Irmin, oder Hermann hier einen Gott, einen Helden und einen Krieger zugleich ausdrückte. Soviel iſt doch gewiß, daß Irmin den letzteren bezeichnet. Warum hätte man nun den Kriegsgott Wodan zu einem bloßen Irmin, oder Krieger gemacht, wollte man nicht mit dieſer Bezeichnung auf den größten Helden des Volks anſpielen, den Irmin, der Rom ſchlug, und ſeine Verehrung an die ſtete Gottheit knüpfen? Kannte Tacitus ſchon eine Irmenſäule? Er erzählt nicht davon; aber im Wodan fanden die Römer ihren Mars wieder. Die Eresburg, von der man heut zu Tage ſelbſt nicht die leiſeſte Spur mehr vorfindet, ſoll auf dem Obermarsberge, der ſüdlichen Spitze der Stadt, deren Gegenſatz der Niedermarsberg, im Norden, bildet, geſtanden haben. Dieſer Marsberg könnte vielleicht ſchon die Verehrung Wodans an dieſer Stätte zur Römerzeit darthun.

Soeſt iſt — außer als frühere Hanſeſtadt — auch als juriſtiſche Antiquität merkwürdig: wer hat nicht von der Soeſter Schrahe vernommen, dem berühmten Stadtrechte, das Lübeck, Magdeburg, Minden, Hamburg und anderen Städten als Grundlage ſtädtiſcher Statuten

diente? Die Soester Börde, das ansehnliche Gebiet der alten Hansestadt, in einem Umfang von 4½ Quadratmeilen, von der bereits oben gesprochen ist, und die erst im Jahre 1809, als Soest zum Großherzogthum Berg geschlagen wurde, aus dem Unterthanenverhältniß trat, bezeuget neben jener Schrahe das ehemalige Ansehen Soests, das freilich von seinem alten Standpunkt und von 40—50,000 Einwohnern bis auf 8000 herabgekommen ist. Indeß möchte man fragen, wo dieselben gewohnt haben? Soest — wie es jetzt ist, und es ist jetzt sicher nicht kleiner, als früher — scheint eben so wenig für 50,000 Menschen Raum gehabt zu haben, wie Lübeck einst für 200,000, oder dieselben müssen in westphälischem Durcheinander beisammen gelebt haben; denn selbst die ältesten Häuser der Stadt haben keine außergewöhnliche Höhe, wie z. B. die Antwerpener, die allerdings die frühere Bevölkerung dieser Stadt erklären, sondern sind vielmehr in dem bescheidenen Maßstab landstädtischer Wohnungen gehalten. Nur die sieben jetzt lutherischen Kirchen, die katholische Domkirche und zwei Klöster bezeichnen äußerlich einigermaßen das frühere Ansehen der Stadt, die einst mit einer von dreißig Mauerthürmen flankirten und mit zehn Thoren gesperrten Mauer versehen war. Diese Mauer und die Wälle sind noch vorhanden, aber die stattlichen Thürme fehlen. Die Soester Börde wird in die Ober- und Niederbörde ge-

theilt, und beſteht aus 46 Ortſchaften und vielen umfaſſenden Höfen. Sie iſt faſt ausnahmsweiſe in Weſtphalen mit Ackerbau und Viehzucht geſegnet. Der Kornhandel aus dem Gebiete der Stadt iſt bedeutend, und der Wollmarkt von Soeſt iſt noch heut zu Tage angeſehen; desgleichen die Soeſter Gerſte, die für die beſte Weſtphalens erklärt wird. Handel und Induſtrie, die freilich nach dem Verfall der Hanſa ſehr verringert worden waren, haben ſich unter Preußen von Neuem gehoben und werden ſicherlich noch mehr zunehmen, da Soeſt mit den bedeutenderen weſtphäliſchen Fabrikſtädten mittelſt Kunſtſtraßen in Verbindung geſetzt worden iſt.

Neben Soeſt und Arnsberg war Dortmund freie Reichs- und weſtphäliſche Hanſeſtadt, aber die traurigſte, die es geben konnte. Dieſer Freiſtaat umfaßte kaum 1¼ Quadratmeile mit 6000 Seelen, von denen 4000 auf das Gebiet kamen. Dabei war ariſtokratiſcher Druck durch Patriciat das Hauptmoment dieſer freien Reichsſtadt, die mit dem Verfall der Hanſa zu einer von reichem Gemüſebau lebenden Landſtadt herabſank, nichtsdeſtoweniger aber alle reichsſtädtiſchen Privilegien und reſpective Bocksbeuteleien beibehielt, bis der Frieden von Luneville ſolcher reichsverderblichen Herrlichkeit ein Ende machte. Dortmund war eine freie Reichsſtadt mit 8000 Thalern Einnahme und — da es hier Patricier gab — mit 80,000 Thalern Schulden. Beides beweiſet nur

ihre ſchlechte Einrichtung und ihre große Armuth; denn wenn 80,000 Thaler Schulden bei einer Einnahme von 80,000 Thalern immer ein bedeutendes Mißverhältniß anzeigen, ſo zeigt die Einnahme außerdem an, wie wenig Dortmund befugt war, die Selbſtſtändigkeit anzuſprechen. Was konnten ſolche Hülfsmittel der Stadt und dem Reiche nützen; die deutſche Krähwinkelei, die längſt an die Stelle der Nationalität getreten war, erhielt in dieſen ſogenannten freien Reichsſtädten, die das Reich unfrei machten, bequemes Quartier. Dortmund hat nunmehr unter preußiſcher Herrſchaft eine größere Bedeutſamkeit, denn einſt als freie Reichsſtadt. Die Gemüſefelder, denen die Reichsfreiheit ohnedieß nicht zu Statten kam, ſtehen in üppiger Blüthe, wie früher, und die Induſtrie in Wolle und Leinwand gewinnt täglich an Bedeutung. Daneben werden Siameſen und Zwillich für Barmer und Elberfelder Kaufleute verfertigt, und Dortmunder Bier und Eſſig ſind wenigſtens in Weſtphalen berühmt.

Im Kreiſe Dortmund, am Zuſammenfluß der Lenne und der Ruhr, wo jetzt der Flecken Syburg liegt, ſtand einſt die Siegesburg, oder der Hohenſyberg der alten Sachſen, die den Mittelpunkt fortlaufender Fortificationen bildete, wenn man jene Warten, die die Eresburg, den Kaisberg bei Hardeke und den Weißenſtein bei Limburg mit der Siegesburg verbanden, alſo nennen will. Die Stelle ſelbſt iſt nunmehr einer Kirche eingeräumt,

und wer dieſe nicht beſuchen will, der genieße wenigſtens die Ausſicht in's Ruhr- und Lennethal, die hier auf einem jähen Vorſprung der Gebirgskette entzückend genannt werden kann.

Hörde an der Ruhr iſt von Steinkohlengruben eingefaßt, ohne welche die Induſtrie der Rheinprovinz, der Mark und Weſtphalens — ſo weit hier eine ſolche angetroffen wird — ſchwerlich gedeihen könnte. Man verfährt dieſe Steinkohlen ſogar nach Holland, da ſie mit den beſten engliſchen concurriren dürfen.

Iſerlohn iſt eine der induſtriöſeſten Städte Preußens und liegt gleichſam in einer Kette von Fabriken. Man findet hier Drathfabriken, Meſſingwerke, Fabriken von Näh-, Strick- und Stecknadeln, Doſen, Stock- und Commodenbeſchlägen, Papiermühlen, Garnbleichen, Leder, Siamoiſen-, Seiden-, Sammt-, Tuchfabriken und einen weitverzweigten, durch mehr als 60 Häuſer belebten Handelsverkehr. Aber dieſe Aemſigkeit würde ſich in keiner anderen Umgebung ſchöner ausnehmen, als in der von Iſerlohn, die ſich wie ein duftig grüner Kranz von Berg und Thal um die wohlgebaute Stadt und die dampfenden Fabriken ſchlängelt und dem Auge erquickliche Ruhepunkte bietet, wendet es ſich ab von dem raſtloſen Durcheinander des Verkehrs. Aber auch Iſerlohn iſt proteſtantiſchen, d. h. arbeitſamen und thätigen Glaubens. Die lutheriſche Kirche iſt die herrſchende; Refor-

mirte und Katholiken haben freien Gottesdienſt. Natürlich iſt das äußere Verhältniß der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen durch die 1829 auch in der Grafſchaft Mark angenommene preußiſche Kirchenagende im Weſentlichen modificirt und gemildert worden.

Zu Altona an der Lenne geſchieht die Hauptfabrication des Eiſendrahts auf 104 Mühlen, die neun und neunzig Grob-, 120 Mittel- und 186 feine Züge enthalten. Von den Nadelfabriken — eine Fortſetzung der Eiſendrahtmühlen — werden zwei durch unterirdiſche Kanäle getrieben, die man 600 Lachter weit durch einen Felſenberg geführt hat und zu Schiffe befahren kann. Aber traurig iſt die Fabrication der Nadeln, wobei man zum großen Theil wieder Kinder anwendet, die den Eiſendraht klopfen, oder vielmehr den Eiſendraht unter den klopfenden Maſchinenhammer legen müſſen u. ſ. w. Verſehen ſie ſich, ſo trifft der Hammer den Finger, und der Aufſeher trifft ihn zum Zweitenmale.

Standesherren giebt es im preußiſchen Weſtphalen zur Genüge. Im Coesfelder Kreis der Regierung zu Münſter liegt die Stadt Coesfeld des Fürſten Carl Auguſt von Salm-Horſtmar, vorher Salm-Grumbach, der ſeit 1817 regiert. Coesfeld war einſt Reſidenz der Biſchöfe von Münſter. Die Standesherrſchaft Salm-Horſtmar hat einen Umfang von 31 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 47,000 Seelen und 200,000 Gulden

Einkünften. — Wilhelm Ludwig Carl von Salm-Salm beſitzt im Borkener Kreis des Regierungsbezirks Münſter die Städte Borken, Anholt, Bocholt u. ſ. w. Sein Territorium umfaßt 21 Quadratmeilen mit 38,000 Einwohnern. — Der Fürſt von Salm-Kyrburg beſaß im Ahauſer und Borkener Kreiſe des Regierungsbezirks Münſter einen Drittheil von Ahaus und Bocholt, der aber 1825 gegen eine Rente an das Haus Salm-Salm abgetreten wurde. Ahaus blieb nur Reſidenz des Fürſten Ernſt Otto Philipp Friedrich von Salm-Kyrburg, der von hier aus als Friedrich IV. über das Fürſtenthum Hornes und die Herrſchaften Leuze, Peck und Bortel herrſcht, die nebſt jener Rente von Salm-Salm jährlich 200,000 Gulden Einkünfte abwerfen. Fürſt Friedrich war ein Liebling Napoleons und ein guter und der franzöſiſchen Sache ergebener Officier, ſo daß man ihm in Portugal unter Junot die ſchwierigſten Expeditionen anvertraute. Unter Anderm ſollte er einen geheimen Bericht des Generals Reille zu Napoleon bringen, der ſich im Schloſſe Marac bei Bayonne aufhielt. Die Depeſche wurde dem Prinzen übergeben, aber nur zehn Reiter begleiteten ihn. Unweit Figueras wurde er von einer Miguelets-Bande umringt, und es entſpann ſich ein lebhaftes Gefecht. Die Franzoſen erlagen, nachdem der Prinz von einer Kugel zu Boden geſtreckt worden war. Er aber zerriß die ihm anvertraute Depeſche mit den

Zähnen und verbarg ſie dann unter einem Haufen Kieſelſteine. Die neunmonatliche Gefangenſchaft, die der Prinz in der Folge in Tarragona erdulden mußte, ſetzte ihn häufig der Volkswuth aus; man erblickte nämlich in dem Granden erſter Klaſſe einen Hochverräther. Trotz aller dieſer Anhänglichkeit an den Kaiſer und der damit verbundenen Drangſale verlor Fürſt Friedrich von Salm-Kyrburg durch einen friedlich-feindlichen Federſtrich Napoleons ſein kleines Fürſtenthum, tröſtete ſich aber auch hierüber in den Armen der Liebe, die er häufig wechſelte. Napoleon neckte ihn deshalb: „Eh bien, Prince, sommes nous sages?“ Verdrießlich entgegnete dieſer einſt: „Si nous sommes sages! eh bien, Sire, je ne réponds que de moi.“ Napoleon ſprach von der Liebe des Prinzen zum ſchönen Geſchlecht, und der Prinz dachte vermuthlich an des Kaiſers Eroberungsluſt. — Ein anderer Salm — die Salme führen auch zwei ſilberne Salme im rothen Felde im Wappen — Fürſt Konſtantin von Salm-Salm, aus der zu Bocholt, Aahaus und Anholt regierenden Linie, trat 1826 zur evangeliſchen Kirche über und mußte deshalb Frankreich — wo er domicilirt war — verlaſſen. Aber auch im Münſterſchen mochte es ihm nicht geheuer dünken. Somit ſtarb er einſam und verlaſſen zu Karlsruhe. — Die Salme ſtammen aus dem Wasgau und den Ardennen und gehören zu jenen Geſchlechtern, die einen unergründlichen Stamm-

baum beſitzen und die man deshalb uralte Geſchlechter heißt. Man findet ihrer aller Orten: in Oeſterreich, Baden, Würtemberg, Böhmen u. ſ. w.; aber im preußiſchen Weſtphalen ſind die Salme die erſten Standesherren. Außerdem beſitzt im Coesfelder Kreiſe des Regierungsbezirks Münſter der Herzog Alfred Franz von Croy Dülmen und Halteren, und im Recklinghauſer Kreiſe deſſelben Regierungsbezirks der Herzog Prosper Ludwig von Aremberg, Recklinghauſen und Dorſten. Im Steinfurter Kreiſe des Regierungsbezirks Münſter ſind der Standesherren nicht weniger als drei: Bentheim-Steinfurt, wegen Steinfurt, Salm-Horſtmar, wegen Horſtmar, und Looz-Corswaren, wegen Rheina. Im Kreiſe Wiedenbrück des Regierungsbezirks Minden liegen die Standesherrſchaften Rietberg des Fürſten Alois von Kaunitz-Rietberg und Rheda des Grafen Bentheim-Tecklenburg, der auch im Iſerlohner Kreiſe des Regierungsbezirks Arnsberg die Standesherrſchaft Limburg, oder Hohenlimburg beſitzt. Des Mediat-Fürſtenthums Corvey, das der letztverſtorbene Fürſt Victor Amadäus von Rothenburg ſeinem Neffen vermacht hat, iſt bereits Erwähnung geſchehen; wenn aber Weber die Herrſchaft Schauen des Baron von Grote im Kreiſe Halberſtadt, Regierungsbezirk Magdeburg der Provinz Sachſen zu einer weſtphäliſchen Standesherrſchaft macht, ſo iſt dieſes quid pro quo wohl nur

einer flüchtigen Compilation der weſtphäliſchen Standesherrſchaften zuzuſchreiben. Außerdem ſoll nach Weber die Standesherrſchaft Gimborn und Neuſtadt zur Provinz Weſtphalen gehören; allein dieſelbe gehört vielmehr zur Rheinprovinz und zum Regierungsbezirke Köln, Kreis Gummersbach derſelben. Im Regierungsbezirke Münſter der Provinz Weſtphalen dagegen liegt die dritte*) freiherrliche Standesherrſchaft Preußens, nämlich Gehmen des Freiherrn von Bömelberg, die in einer Quadratmeile Umfang 2800 Einwohner zählt. Nach den Standesherrſchaften der Salme iſt die Herrſchaft Witgenſtein im Kreiſe Witgenſtein des Regierungsbezirks Arnsberg die größte der Provinz Weſtphalen. Sie umfaßt 9½ Quadratmeilen mit 18,000 Seelen und iſt unter den Fürſten Albrecht von Sayn-Witgenſtein-Berleburg und Friedrich von Sayn-Witgenſtein-Witgenſtein getheilt. Dieſe weſtphäliſchen Standesherrſchaften ſind ſämmtlich neue, d. h. nach dem Befreiungskrieg errichtete; aber die Abſicht, einen hohen, durch Güterbeſitz an das Intereſſe der Monarchie geknüpften Adel durch dieſe neuen Standesherrſchaften zu begründen, iſt, wenn man

*) Weber nennt den Freiherrn von Bömelberg den einzigen freiherrlichen Standesherrn Deutſchlands. Aber hier iſt ſchon hinſichts Preußens der obenerwähnte Baron von Grote und der Freiherr von Stein vergeſſen, der die Herrſchaft Kappenberg im Regierungsbezirk Münſter beſaß.

die neueſten kirchlichen Wirren in Betracht zieht, wohl nur ſehr unvollkommen erreicht worden. Zudem ſind gerade die weſtphäliſchen Standesherrſchaften nicht nur durch ihre katholiſchen Beziehungen, ſondern auch durch die politiſchen zu Belgien und Frankreich ſogar (die herzoglichen Standesherren der Provinz Weſtphalen ſind nämlich ſämmtlich mit Gütern in Belgien und Frankreich angeſeſſen) in fremdartige Intereſſen mannigfacher Art verwickelt worden; ein Verhältniß, das gerade durch die ausgedehnten Rechte der preußiſchen Standesherren der preußiſchen Monarchie um ſo weniger zum Vortheil gereichen mag. Dieſelben beſitzen nämlich eine faſt uneingeſchränkte Regierungsgewalt, mit allen Ausflüſſen niederer und hoher Gerichtsbarkeit und Polizei, die nur der Beaufſichtigung des Staats anheim gegeben iſt.

Nichtsdeſtoweniger iſt auch Preußen aus der weſtphäliſchen Ritterſchaft, wenn auch nicht aus den Standesherren derſelben, eine bedeutende Perſönlichkeit ſehr zu Statten gekommen. Wenn der Freiherr Karl von Stein, derſelbe, deſſen Herrſchaft Kappenberg im Jahre 1827 zu einer Standesherrſchaft erhoben wurde, den Grund zu einem politiſch-nationalen Preußen legte, ſo legte Ferdinand Auguſt Maria Joſeph Anton Graf Spiegel zum Deſenberg und Canſtein den Grund zu einem kirchlich-nationalen Preußen. Beide aber verſtanden das germaniſche Princip nicht im finſteren Sinne

des Mittelalters, ſondern in dem des Fortſchritts und der Wiedergeburt. Jener, im Naſſauiſchen geboren, war durch die preußiſchen Dienſt- und ſeine Güterverhältniſſe frühzeitig in weſtphäliſche Beziehungen gerathen, dieſer war in Weſtphalen geboren und erzogen. Stein ſetzte — was inſonderheit Weſtphalen betrifft — hier Fürſtenbergs Werk in adminiſtrativer Hinſicht fort; Spiegel ſuchte in kirchlicher Hinſicht das, was Fürſtenberg vorſichtig zwar, aber doch immer mit Berückſichtigung des hierarchiſchen Moments im Münſterlande, angelegt hatte, zu begründen, zu befeſtigen. Daß es ihm nicht in der Weiſe gelang, wie man ſolches, inſonderheit unter Berückſichtigung des Jahrhunderts, dem er diente, hätte erwarten mögen, hat die neueſte Zeit dargethan; aber vielleicht wären Spiegels Bemühungen im Erzbisthum Köln von größerem Erfolg geweſen, wäre ſein Freund Stein nie veranlaßt worden, den preußiſchen Staatsdienſt zu quittiren und ſeine Wirkſamkeit für Deutſchlands innere Freiheit aufzugeben. Damit ſoll nicht behauptet ſein, daß Stein gerade unmittelbar moderne Staatsintereſſen, die Preußen nicht nur zu einem Staate, ſondern auch zu einem Volke ausbilden würden, unterſtützt hätte, aber mittelbar würde er doch vielleicht auf dieſe Richtung eingewirkt haben; denn — wie geſagt — nachdem Deutſchlands äußere Freiheit wieder errungen, dachte er zunächſt an die innere. Die Ca-

binetspolitik wenigſtens galt ihm nichts, viel aber galt ihm die Geſchichte und die mit ihr verwachſene Nation. Und läugnen läßt es ſich nicht, auch die Reformen, die Spiegel in der katholiſchen Kirche anregte und begründete, würden überall einen ſicherern Hintergrund im Volke gefunden haben, in dem durch die Idee verbundenen Volke, als ſelbſt in der umſichtigſten und vorurtheilloſeſten Regierung.

Vier und dreißigſtes Capitel.

Weſtphalen (Fortſetzung. —). Die Landdroſtei Osnabrück im Hannöverſchen. — Beſtandtheile. — Charakter. — Territorialbeſchaffenheit. — Induſtrie. — Hörigkeit. — Bauer und Adel. — Umfang und Einwohnerzahl der Landdroſtei. — Meppen des Herzogs von Aremberg. — Die Grafſchaft Lingen. — Die Grafſchaft Bentheim. — Steinfurt im Münſterſchen. — Verpfändung und Auslöſung der Grafſchaft Bentheim. — Das Fürſtenthum Osnabrück. — Die Stadt Osnabrück. — Jeruſalem. — Möſer. — Stüve. — Plattdeutſch im Osnabrückſchen.

Die fünfte Landdroſtei des Königreichs Hannover umſchließt den nördlichſten Theil des alten Weſtphalens und zerfällt in das alte Fürſtenthum Osnabrück im Süden, die niedere Grafſchaft Lingen, nordweſtlich von dieſem, die Grafſchaft Bentheim an der holländiſchen Grenze, das Herzogthum Meppen im Norden, an der oſtfrieſiſchen Grenze, und den Kreis Emsbühren — die Hälfte faſt der Grafſchaft Rheina-Wolbeck, deren größere im Münſterſchen liegt. Osnabrück bildet alſo gleichſam den Uebergang der Strandbewohner —

ie die Friesen auf Deutsch heißen — zu den Sachsen, der deren Nachkommen, den Westphalen, und den Ueber- ang von Holland nach Deutschland. Aber friesische, ie holländische Elemente finden sich demungeachtet we- ig vor. Der bewegliche Charakter der Ostfriesen scheint den Mooren des Herzogthums Aremberg-Meppen reits stecken geblieben, und holländische Reinlichkeit fin- et man hier nur im Kleinen. Kurz, der Grundton im snabrückschen ist Westphalen, und wer von hier nach olland übersiedelt, wird eben sowohl, wie der aus dem ünsterlande Kommende, gestehen, Westphalen, neben olland gehalten, sei immer nur ein Viehstall. Dieser ffallende Contrast wird durch den klaren Calvinismus, r hier dicht an den schlammigen Katholicismus grenzt, ch gehoben; denn so nüchtern jener ist, in der dürfti- n Natur Westphalens wird man den alten kirchlichen nrath der allein seeligmachenden Kirche, die in solcher ngebung selbst ohne alle Poesie erscheint, um so mehr pfinden. Ein hellerer Gottesdienst würde sicherlich ch die gesellschaftlichen Zustände freundlicher beleuch- n, aber das katholische Zwielicht ruht wie ein trübseli- r Nebel über ihnen, und läßt Armuth, Schmutz und len Jammer des Lebens in seiner ursprünglichen Weise scheinen, weil sich diese Mängel nicht an eine blühende atur lehnen, die auch auf die starren Formen des Spi- tualismus einen Abglanz wirft, und die den Katholi-

cismus im Schmutze Italiens z. B. ganz anders erscheinen läßt, als den im Schmutze Westphalens, wäre jener auch nicht mit Kunst umgürtet, die natürlich diesem ganz und gar fehlt.

Das hier Gesagte gilt übrigens am wenigsten von dem Fürstenthum, oder Bisthum Osnabrück, in welches theilweise der Protestantismus seine Schlaglichter warf, theilweise die Natur einige waldige Reize, die sich von Bohmte bis fast nach Quakenbrück erstrecken, das — wenn nicht holländisch reinlich — doch eben so sauber ist, wie Oldenburg, an dessen Grenze es liegt. Auch sind die Osnabrücker fleißig und gewerbsam und, wenn es zu Hause nichts zu thun gibt, so eifrige Hollandsgänger, daß man die Zahl derer, die sich dorthin begeben, leichtlich auf 6000 jährlich anschlagen mag. Und das Osnabrücker Löwentlinnen — die gröbste, aber dauerhafteste Leinwand — ist es nicht ein Ausfuhrartikel nach Afrika, Ost- und Westindien geworden, denen es über England, Holland, Spanien und Portugal zugeführt wird? Jährlich soll dadurch eine Million Thaler dem Lande gewonnen werden — ein Acquisit, das aus dem Fleiß jener Landleute herrührt, die ihr Feld bestellt haben und nun zum Spinnrocken greifen, um Garn für — Sclavenhemde zu spinnen, denn einer feinen Haut würde diese raube Bedeckung im heißen Clima nicht zusagen. In jedem Hause sieht man deshalb Web-

fühle, und was Preußen auf den oſtfrieſiſchen Inſeln vergebens durchzuſetzen ſuchte, iſt hier Herzensbeſchäftigung von Knecht und Magd, von Herr und Frau, wenn die Oekonomie beendet iſt. Mehr noch, als die eigentlichen Osnabrücker, die ſchon durch dieſe Beſchäftigung im Lande gehalten werden, ſind die Lingener Hollandsgänger, und wenn das Heuen und Torf- und Steinkohlengraben der Landdroſtei Osnabrück jährlich an 200,000 Thaler einbringen ſoll, ſo mag die geringere Einwohnerzahl der Grafſchaft Lingen nicht den kleinſten Antheil an dieſem Ergebniß haben, das fürwahr ſchwer genug, mit unſäglichen Mühen und ſelbſt mit Krankheiten errungen wird, zugleich aber auch zur Vermittelung mit holländiſcher Reinlichkeit und Sitte dient, die ſich doch nach und nach mit einſchleppen werden.

Osnabrück iſt — bis auf Meppen, Lingen und Rheina-Wolbeck, die ſich größtentheils zur katholiſchen Kirche bekennen — katholiſch und proteſtantiſch gemiſcht. Selbſt das nun ſäculariſirte Bisthum wurde ſeit dem weſtphäliſchen Frieden abwechſelnd mit katholiſchen und proteſtantiſchen Biſchöfen beſetzt. Wo aber der Proteſtantismus waltet, waltet auch die Arbeitſamkeit, die Induſtrie und die Reinlichkeit. Die weſtphäliſchen Beziehungen ſind zumeiſt in den katholiſchen Beſtandtheilen der Landdroſtei geblieben, während in den proteſtantiſchen ſelbſt die Schweinezucht ſauber gehalten wird. So ſcheint es we-

nigſtens, wenn man von den Bauergütern auf ſie herabblickt; denn die Schweine neben ſtattlichen „Kempen“ nehmen ſich durchaus nicht ſo ſchmutzig aus, wie die anderen unter Menſchen, die vor ihnen nichts voraus haben.

Am meiſten hat die Hörigkeit auch hier wohl dazu beigetragen, daß Vieles beim Alten blieb. Sie iſt nur gemildert, aber nicht vom Grunde aus ausgerottet worden, und wer aus Oſtfriesland nach Meppen gelangt, mag ſich ſchon deshalb auf den traurigſten Eindruck gefaßt machen. Beiwohner, oder Heuerlinge nennt man ſolche Hörige, die miethweiſe Wohnungen von den freien Bauern inne haben, und der Contraſt zwiſchen dieſen und jenen iſt auffällig genug, als daß man nicht auf den erſten Blick ein Verhältniß erkennen ſollte, das hauptſächlich als der Klotz am Beine weſtphäliſcher Cultur und Civiliſation angeſehen werden kann. Der Freibauer oder Meier fühlt ſich nicht nur wie ein Menſch, ſondern wie ein Edelmann, während der Heuerling allerdings alle Spuren der Knechtſchaft und des Stumpfſinns an ſich trägt. Wenn ich aber auf jenes Selbſtgefühl des Edelmanns bei dem freien Bauer Gewicht lege, ſo möchte ich hier wohl einen kurzen Rückblick auf die Urſache des weſtphäliſchen Adels werfen. In Weſtphalen lagen nämlich in der Vorzeit mehrere Bauernhöfe

in einem Verbande und ſtanden unter einem Oberhof. Somit unterſchied man Ober- und Unterhöfe. Dieſe mochten von Söhnen und Verwandten angelegt ſein, jenen aber unterwarf man ſich aus dem Grundſatz der väterlichen Gewalt. Uebrigens waren die Eigenthümer der Unterhöfe freie Männer deſſelben Blutes und Namens, wie die Eigenthümer der Oberhöfe, und denſelben in keiner Weiſe unterthan: nur mit dem Unterſchied, daß auf den Oberhöfen die Erſtgeburt forterbte. Aus den letzteren bildete ſich nun der weſtphäliſche Adel, der, wie der Adel in Schwyz, Uri und Unterwalden, ein reiner Bauernadel iſt. So ſtanden die Verhältniſſe, als die Unterhöfe nach und nach ausſtarben. Man mußte ſie von Neuem beſetzen und zwar binnen Jahr und Tag mit einer freien Bauernfamilie. Dieſe gab bei ihrem Einzug dem Oberhofe eine kleine Erkenntlichkeit, die von dieſem bald höher, bald niedriger beſtimmt wurde, auch wohl von Jahr zu Jahr wiederholt werden mußte. Solcherweiſe verwandelte ſich nach und nach das Verhältniß in ein dominium directum und die Unterhöfe wurden aus Eigenthum Pachtgüter der Oberhöfe. Wenn dieſe Einrichtung nun überall in dem preußiſchen Weſtphalen aufgehoben worden iſt, ſo dauert ſie dagegen in den hannöverſchen Landestheilen fort, erklärt aber auch zugleich den ſtolzen Air des freien Bauern, der ſich gern mit dem aus ihm hervorgegangenen weſtphäliſchen Adel

identificirt, zumal da dieſer häufig auch nicht einmal die Bildung vor dem Bauer voraus hat.

Die Landdroſtei Osnabrück umfaßt 104½ Quadratmeilen mit 244,000 Einwohnern, eine Bevölkerung, die in dem Verhältniß vertheilt iſt, daß auf die Quadratmeile des Fürſtenthums Osnabrück 3400 Einwohner zu zählen ſind, während Lingen, Bentheim und Meppen nur 1400 auf die Quadratmeile bieten. Dadurch erklärt ſich zugleich der Grund und Boden, der in dieſen Theilen der Landdroſtei theils Sandboden mit Haide und Kiefern iſt, theils niedriges Moor, in Meppen. Dieſer öde und troſtloſe Landesſtrich wurde nebſt Recklinghauſen im Münſter'ſchen dem Herzog Ludwig Engelbert von Aremberg als Entſchädigung für den Luneviller Frieden eingeräumt, der ihn ſeiner reichsunmittelbaren Beſitzungen beraubte. Er umfaßt 33 Quadratmeilen mit 39,244 Einwohnern, und würde alſo der Quantität nach als eine vollkommene Schadloshaltung für die entzogenen Beſitzthümer von 7½ Quadratmeilen zu betrachten ſein, ginge nicht ſchon aus der Bevölkerung der letzteren, die ſich auf 14,000 Seelen belief, das Mißverhältniß der Qualität jener Erſatztheile zu den früheren Beſitzungen hervor. Und in der That, der Kreis Meppen in der Landdroſtei Osnabrück wird nur von der Lüneburger Haide an Unfruchtbarkeit und Elend übertroffen. Aber die Lüneburger Haide iſt aufgeklärt und proteſtantiſch,

während Meppen im finſterſten Katholicismus befangen iſt, und von der Bevölkerung das gelten kann, was jener Franzoſe einſt von den Haidſchnucken ſagte: le peuple sauvage. Freilich ſind ſie nicht von Hauſe aus wild, aber im Verhältniß zum Jahrhundert ſind ſie es ſicher, obwohl man hier, wie meiſtentheils in katholiſchen Diſtrikten, nach Seelen rechnet, eine Bezeichnung, die ich mir nur dadurch erklären kann, daß hier auch in der Statiſtik der himmliſche Maßſtab angelegt wird. Die Mahnung an die Zeit jenſeits des Fegefeuers ſoll die Menſchen wegen der traurigen Ausſicht diesſeits tröſten, weil ſie wenig zu eſſen haben, ſollen ſie ſchon durch die Geographie erinnert werden, deſto mehr zu beten. Bereits im Jahre 1803 trat der blinde Ludwig Engelbert Meppen und Recklinghauſen an ſeinen Sohn, den Herzog Prosper Ludwig, ab, der ſeit der belgiſchen Revolution ſeinen Wohnſitz in Wien und ſeine Reſidenz in Clemenswerth*) mit Brüſſel vertauſcht hat. Aber Napoleon verleibte das Herzogthum Meppen dem Herzogthume Berg ein und bezahlte die verſprochene Entſchädigungsſumme von 134,207 Francs nicht. Später nahm der Herzog dieſelbe von Hannover in Anſpruch, das ſeit 1815 im Beſitz der Hoheitsrechte über Meppen iſt; auch dieſes Begehr blieb unberückſichtigt. — In den paar

*) Siehe Münſter.

Städten — wenn ſie dieſen Namen verdienen — regt ſich einige Induſtrie. Der Marktflecken Papenburg — von größerem Umfang und bedeutenderer Einwohnerzahl als jene Städte: Meppen und Haſelünne — zeichnet ſich durch Schiffbau und Handel ſogar aus*); aber im Allgemeinen ſchläft hier die Menſchheit, und auf dem platten Lande läuft ſelbſt der Reiſende Gefahr, einzuſchlafen, ſo trocken und leer iſt die Natur, ſo weit und ermüdend die Ausſicht, ſo regungslos der Menſch. Große Strecken kann man durchfahren, ohne irgend Spuren der ſchaffenden Natur und der nachhelfenden Menſchenhand wahrzunehmen. Nur, wo ſich das Moor an die Flüſſe drängt, oder durch Canäle mit ihnen vermittelt wird, bemerkt man einige Aemſigkeit und menſchlichen Fortſchritt. Faſt beneidet man die Zeit der alten Druidenaltäre, die in der Umgegend des Hümmlings**) noch angetroffen werden; denn ſie bezeichnen wenigſtens eine nationale Religion und ein mit derſelben freies Volk, das mit dem Ausdruck des heutigen Katholicismus auffällig contraſtirt.

Die niedere Grafſchaft Lingen iſt nicht gerade ein Seitenſtück zu Meppen, ſchon die Bevölkerung, die auf 64 Quadratmeilen 28,500 beträgt, erklärt einen beſſeren

*) Siehe Oſtfriesland.
**) Siehe Oſtfriesland.

Boden; aber es ſieht auch hier nur erträglich aus. Nichtsdeſtoweniger zeichnen ſich die Einwohner inſonderheit vor dem katholiſchen Münſterländer im Süden durch Fleiß am Spinnrade und Webſtuhle aus, eine Thätigkeit, die allerdings den Beſtrebungen der Lingener Univerſität ſeeligen Andenkens, einer noch troſtloſeren Anſtalt, als die Univerſitäten zu Münſter und Paderborn, vorzuziehen iſt. Hätte man aber die letzteren beiden nicht reformiren können, ſtatt ſie in eine theologiſche Academie unter katholiſchen Einflüſſen umzuſchmelzen? In dieſem Falle hätte man doch in Münſter eine Centraliſation weſtphäliſcher Wiſſenſchaft bewirkt und eine Anregung derſelben von dieſem Mittelpunkt aus, während jetzt die Kirche allein von der theologiſchen Academie Vortheil zieht.

Die Grafſchaft Bentheim iſt öder und trauriger, als Lingen, und ein Seitenſtück zu Meppen. Sie zählt auf 19 Quadratmeilen 26,000 Einwohner, und was man anderwärts Wüſte nennen würde, iſt hier ſchon eine Oaſe in der Wüſte. Eine Stadt, einige Flecken und verſchiedentliche Dörfer können keine Ruhepunkte für das Auge genannt werden, noch weniger ſind ſie es für den Geiſt, obwohl Bentheim dem katholiſchen Drucke entronnen iſt und der holländiſche Calvinismus bereits auf dem Lande ruht. Dieſer und die Sitte und Lebensweiſe Hollands machen es wenigſtens dem Körper bequem. Der Reiſende, der ſich in dieſen an die holländiſche Provinz

Oberyſſel grenzenden Winkel Deutſchlands verliert, wird die Reinlichkeit und den klaren practiſchen Verſtand Hollands anerkennen müſſen; aber der Geiſt wird die Monotonie der Menſchen und der Natur um ſo unerträglicher finden, als hier kein holländiſcher Reichthum angetroffen wird, ſondern ſelbſt in den fruchtbareren Theilen nur Getreide, Hülſenfrüchte, Rübſamen, Kartoffeln, Flachs und Holz, ſo viel die Einwohner bedürfen. — Das Schloß **Bentheim**, dicht an der holländiſchen Grenze, ſoll bereits von Druſus erbaut worden ſein. Ich glaube es nicht, denn abgeſehen davon, daß dieſe Mauern nicht nur Mauerbrechern, ſondern ſelbſt Kanonenkugeln widerſtanden, muß man doch zugeben, daß ſich ſchwerlich ein römiſches Kaſtell in ſeiner Urſprünglichkeit bis auf die neueſte Zeit erhalten haben würde. Mag hier eine römiſche Fortification geſtanden haben, ſo bin ich doch überzeugt, daß die Burg Bentheim dem Mittelalter angehört. Uebrigens nimmt ſich dieſelbe auf einem keck in die weſtphäliſche Fläche hineinſpringenden Felſen maleriſch genug aus; auch die Ausſicht mag gerühmt werden, gleicht ſie ſchon der in eine weite Sandwüſte, wo nur hie und da Frucht und Wieſen durchſchimmern, denn was kann man von der Grenzſcheide weſtphäliſcher und holländiſcher Monotonie verlangen. Steinfurt, die Reſidenz des von Preußen gefürſteten Grafen Bentheim, mit vortrefflichen Anlagen, die noch dazu nicht im holländiſchen

Style, ſondern im geſchmackvollen gehalten ſind und zu einem berühmten Park verſchlungen, wird von Bentheim durch die Brechte getrennt, eine Wüſte in der Wüſte, die fünf Stunden lang und faſt ohne Vegetation iſt. Aber wer von Bentheim hieher kommt, empfindet um ſo mehr die Reize Steinfurts, das allerdings zu den ſchönſten Parthieen des nördlichen Weſtphalens gehört und allen Aufwand der Gartenkunſt bietet, die hier ſo weit getrieben iſt, daß man innerhalb der Anlagen in keiner Weiſe an die trockene und dürftige Umgebung erinnert wird. Man hat dieſelbe nämlich durch geſchickten Baumwuchs und Holzungen durchaus von dem ſaftigen Grün des Parks abgeſperrt, das mit den ſchönſten Spielereien der Gartenkunſt, mit Grotten, Eremitagen, Fontainen, Seen, ägyptiſchen Sälen und gothiſchen Kirchen in bunter, aber geſchmackvoller Unordnung durchwebt iſt. — Bentheim — wie die meiſten Standesherrſchaften — war einſt reichsunmittelbar; aber Graf Friedrich Carl Philipp, der Großvater des jetzt regierenden Fürſten, zog Paris und das Hôtel de Bentheim daſelbſt dem Schloſſe ſeiner Väter vor, eine Vorliebe, wozu die Einkünfte der Grafſchaft nicht ausreichten. Deshalb ſah er ſich genöthigt, dieſelbe 1753 auf dreißig Jahre an Hannover zu verpfänden, eine Verpfändung, die 1783 auf weitere dreißig Jahre erneuert wurde. 1804, als Napoleon ſich in die hannöverſchen Staatsverhältniſſe

mit bewaffneter Hand einmiſchte, fand der Graf von Bentheim Gelegenheit, das verpfändete Beſitzthum gegen einen mäßigen Pfandſchilling einzulöſen. Dieſe Einlöſung half ihm jedoch auch zur franzöſiſchen Zeit wenig, indem die Souverainität der Grafſchaft Bentheim an dem Rheinbund ſcheiterte. Später nahm gar Hannover wieder von dem Pfand Beſitz und erſt 1823, nachdem der jetzt regierende Fürſt Alexius Friedrich von Bentheim-Bentheim und Bentheim-Steinfurt die Pfandſumme erlegt hatte, wurde das Haus Bentheim wieder in den nur durch die hannöverſche Landeshoheit beſchränkten Beſitz der Grafſchaft eingeſetzt.

Das Fürſtenthum Osnabrück zählt auf 43½ Quadratmeilen ungefähr 144,000 Einwohner und enthält nach der neueſten hannöverſchen Eintheilung drei ſelbſtſtändige Städte und ſieben Aemter. Unter den Städten iſt nur Osnabrück, an der Haſe, von Bedeutung. Es gehört zu den ſchönſten Städten Weſtphalens, was freilich nicht viel ſagen will, iſt aber auch ohne relativen Maßſtab licht, freundlich und reinlich. Langgeſtreckt dehnt es ſich in einem dicht eingeſchloſſenen Thale aus, das nicht von Bergen, aber von gefälligen Hügeln umſäumt iſt. Osnabrück war der Mittelpunkt der Sachſen, ſpäter nebſt Münſter Mittelpunkt der weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen, und jetzt iſt es durch den Bürgermeiſter Stüve Mittelpunkt der reactionairen Beſtrebungen

von Seiten der Anhänger des hannöverſchen Staatsgrundgeſetzes gegen den königlichen Willen. Außer dieſen geſchichtlichen Momenten knüpfen ſich die Namen Jeruſalem und Möſer an Osnabrück. Der Erſtere war als Theolog ſo ausgezeichnet, wie der Letztere als Staatsmann; Beide aber fußten auf dem alten Grunde der Freiheit, der noch bis auf den heutigen Tag in Osnabrück vorhält, wenn man anders die tüchtigen und kernfeſten Charaktere, die ſich hier entwickeln und — wie z. B. in jetziger Zeit Stüve — Anklang und Anhang finden, für einen allgemeinen Ausdruck gelten laſſen will. Möſer freilich diente dem Landesherrn und den Ständen, deren Vortheil auch damals nicht ein und derſelbe war, aber ſeine unerſchütterliche Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit halfen ihm durch alle Reibungen; jetzt freilich würde er nichts vermitteln, ſondern nur Parthei nehmen können, denn es gibt Zeiten, wo ſelbſt ſolche Tugenden nur mit dem Schwerte in der Hand wirken können. Möſer wurde 1747 durch das Zutrauen ſeiner Mitbürger zu der Stelle eines advocatus patriae erhoben; wenn dieſelbe ſeitdem nicht eingegangen iſt, weil unſere Fürſten hinlänglich dieſe Advocatur vertreten können, ſo möchte ich jetzt Stüve dazu vorſchlagen, der auch ohne jene Würde das Vaterland vertritt. Wie einſt Möſer, ſo wird jetzt Stüve einige Dutzende unnützer Advocaten compenſiren, denn bis auf den heutigen Tag

iſt das Fürſtenthum Osnabrück, neben den Schweinen, mit Rechtsanwälten geſegnet, die ſich auf demſelben Fleck, wo einſt ihre Vorfahren den römiſchen Anwälten die Zunge aus dem Halſe ſchnitten, gar wohl befinden und den inneren Fortſchritt des Landes eben ſo wenig begünſtigt haben, wie die Geiſtlichen. Aber wo die Advocaten Spielraum finden, iſt meiſt ein unverdorbener Menſchenſchlag anzutreffen. Die Civiliſation iſt nicht immer ein Beweis einer ehrenfeſten Grundlage; wo ſich die Menſchen betrügen laſſen, iſt dagegen unzweifelhaft Ehrlichkeit vorhanden, wie in Osnabrück. Hier, wo man ſich ſo lange Zeit von dem Rechte in ſeinen Privatverhältniſſen täuſchen ließ, iſt man jetzt in den öffentlichen Verhältniſſen ſo taktfeſt und beſonnen, daß die Stadt Osnabrück allen anderen Städten des Königreichs zum Vorbild dienen kann. Gut wär' es übrigens, wenn man jetzt nicht mehr ſagte, wie früher: **me kan ehe en Docter krigen, as en Strohsuyer.***)

In Osnabrück ſoll das beſte Plattdeutſch geſprochen werden. Der Lage nach möchte man eher dieſen Beweis führen können, als durch die That. Osnabrück liegt nämlich an der Stelle der alten Wicks- oder Wittekindsburg; hier ſoll Hermann die gefangenen

*) Man kann eher einen Doctor bekommen, als einen Strohſchneider.

achſen geopfert haben; hier ſollen ſich Spuren von
odans Altar finden. Das Alles und die Geſchichte
erdieß deutet an, hier ſei der Mittelpunkt der Sachſen
weſen. Wenn dem ſo iſt, ſo wird hier auch das beſte
lattdeutſch — ein Ueberreſt der alten ſaſſiſchen Sprache
— geredet werden ſein — urtheilt man; aber das
lattdeutſch im Osnabrückſchen iſt nicht weich und dehn-
r, ſondern ſcharf und vermiſcht mit Hochdeutſch und
olländiſch. Wer wird den plattdeutſchen Styl in: nu
ellt se wat to klaagen,*) nicht dem: nu hebbet se
at to pleiten, vorziehen? Pleiten iſt hier offenbar
s holländiſche Playden (plaider) und hebbet iſt un-
hlbar härter, als hellt. Ueberhaupt wird man ſchwer
iſchen gutem und ſchlechtem Plattdeutſch unterſchei-
n; denn dieſer Jargon iſt offenbar nur eine Entar-
ng der alten ſaſſiſchen Urſprache, die freilich durch die
elen Vocale und ihre Dehnbarkeit die weichſte und
ildeſte germaniſche Mundart war. Ich meine, die
ecklenburger, obwohl ſie eine ſlaviſche Beimiſchung
ben, ſprechen — will man hier einmal unterſcheiden —
s Plattdeutſche am beſten; wenigſtens hat kein ande-
r Stamm im nördlichen Deutſchland eine ſo weiche
d biegſame plattdeutſche Betonung wie ſie.

*) Nun haben ſie was zu klagen.

Fünf und dreißigſtes Capitel.

Weſtphalen (Fortſetzung.). — Die Grafſchaft Pyrmont. — Landesherr. — Umfang. — Einwohnerzahl. — Einkünfte. — Territorialbeſchaffenheit. — Der heilige Brunnen. — Die „preußiſchen Bauern" als Badegäſte. — Unverhältnißmäßige Preiſe der Bäder. — Das Brunnenhaus. — Alte Zuſtände. — Das fürſtliche Schloß. — Bequemlichkeit und Reinlichkeit. — Das Badelogirhaus. — Das neue Gasbad. — Die Dunſthöhle. — Die Salzquellen. — Die Erdfälle. — Umgebungen. — Bäder ſind Mode. — Die Quäkercolonie Friedensthal. — Das Fürſtenthum Waldeck. — Territorialbeſchaffenheit. — Verfaſſung. — Producte. — Der Wildungener Sauerbrunnen. — Umfang. — Einwohnerzahl. — Frühere und jetzige Kriegsmacht. — Arolſen. — Der Hof. — Waldeck. — Wildungen. — Corbach.

Die Grafſchaft Pyrmont gehört dem Fürſten von Waldeck, der das rothe Ankerkreuz in ſeinem Wappen werther halten mag, als den rothgekrönten Löwen und die drei ſchwarzen Adlerköpfe, denn wenn auch Waldeck ein recht buntes und annehmliches Ländchen iſt, der Anker von Pyrmont iſt in der That in ein ſilbernes Feld geworfen und wird hier noch auf lange Zeit feſthalten, wenn auch der Pyrmonter Stahlbrunnen — noch immer

der kräftigſte in Europa — durch die Taunusbäder gelitten hat, die freilich die ſüdliche Färbung für ſich haben und ſelbſt die Wohlfeilheit, Eigenſchaften, die, ſeitdem die Bäder aus Heilquellen Mode geworden ſind, ſtets in Betracht kommen werden. — Die Grafſchaft Pyrmont liegt, ganz und gar von dem Fürſtenthum Waldeck getrennt, zwiſchen Lippe-Detmold, der preußiſchen Provinz Weſtphalen und Hannover. Sie war paderbornſches Lehen, während Waldeck von Heſſen als Lehen angeſprochen uno bis zum weſtphäliſchen Frieden als ſolches behauptet wurde. Erſt mit dem Ausſterben der Grafen von Gleichen fiel Pyrmont, dieſer kleine Fleck von $1\frac{1}{3}$ Quadratmeilen mit 6000 Einwohnern, aber 80,000 Gulden Einkünften, an Waldeck zurück, das bereits ſeit dem Erlöſchen der Grafen von Pyrmont dieſe Grafſchaft beſeſſen und nur durch Heirath einer Seitenlinie längere Zeit entbehrt hatte. Pyrmont iſt bergig und waldbewachſen, wie Waldeck, aber die angenehme Lage, die allerdings zu den anziehendſten des nördlichen Deutſchlands gehört, und ſelbſt, wenn man aus dem Süden kommt, dieſen Ruf behaupten kann, würde ohne die berühmte Heilquelle nur eine locale Bedeutung haben. Man heißt ſie den heiligen Brunnen, und obſchon ſie wie Dinte ſchmeckt, ihre Kraft ſoll wirklich Wunder wirken. Vielleicht iſt auch dieſer heilige Brunnen der einzige Geſundbrunnen, der im Munde des Vol-

les lebt. „De bilige Born" erhielt ſeinen erſten und europäiſchen Ruf im Jahre 1556. Die Gäſte — d. h. das Volk von nah und fern — ſollen ein förmliches Feldlager um ihn errichtet und übernatürliche Kräfte in dieſem Waſſer, das ſchon lange im Rufe der Heiligkeit ſtand, vermuthet haben. Ich zweifle aber, daß ſich die Heilkraft an der Maſſe bedeutend erprobt hat, ſo wenig wie an den heutigen Bauern, die auch in Schaaren hieher wallfahrten und par excellence preußiſche Bauern genannt werden. Von der Mitte Juni bis zur Mitte Juli kommen nämlich aus dem Mindenſchen und Bückeburgſchen ganze Caravanen Landvolks zum Pyrmonter Stahlbrunnen gezogen und trinken dieſes Waſſer gegen alle möglichen Uebel und eimerweiſe. Ohne ärztlichen Rath und Beiſtand, häufig aus Inſtinkt, aber eben ſo häufig ohne alles natürliche Motiv, ſondern nur aus Mode, beſtrebt man ſich, durch die Quantität und den äußeren Maßſtab die Krankheit zu heben, und dieſe Methode — ſo heilſam ſie dem Einen ſein mag — wird nicht ſelten dem Andern Beſchwerlichkeiten, oder gar Uebleres zuziehen. Nichtsdeſtoweniger läßt man erſt dann von der gewöhnlichen Weiſe ab, wenn das Waſſer „ſtehen bleibt", d. h. wenn die Verdauungswerkzeuge dem Stahlgehalte erliegen — was übrigens nicht allzuhäufig vorkommen ſoll und ſomit zum Beweiſe dient, daß der Pyrmonter Stahlbrunnen nicht allzuſchwer zu verdauen

iſt. Seltſamerweiſe iſt dieſer Brunnen mit demokratiſchen Anfängen — denn der Beſuch der Heilquelle erſtreckt ſich vielleicht ſchon in die ſächſiſche Urzeit — und Fortſetzungen nebenbei der ariſtokratiſchſte Badeort Deutſchlands geworden. Der hannöverſche Adel beläſtigt im Brunnenhauſe mehr, als die „preußiſchen Bauern," und nicht allein der hannöverſche Adel, ſondern auch der weſtphäliſche, der braunſchweigſche, der preußiſche bildet den Mittelpunkt der Badegeſellſchaft. Dieſer Beſtandtheile wegen gibt es eigentlich gar keine Badegeſellſchaft zu Pyrmont, ſondern nur Badegäſte, die durch Nichts zuſammengehalten, ſondern vielmehr nur claſſificirt werden. Bezahlen aber muß man nach dem Maßſtabe der Gleichheit und Freiheit, denn wenn auch die marmornen Badewannen nur für einen hohen Adel berechnet ſind, ſo trifft es ſich doch häufig, daß derſelbe die hölzernen Badewannen — die nur 10 ggr. koſten — vorzieht, und in dieſem Falle muß der Bürgerſtand, will er nicht auf das Bad verzichten, die Marmorwanne mit 16 ggr. bezahlen. Welch' entſetzliche Preiſe; aber Pyrmont iſt leider, außer einem nothwendigen Bade, auch ein Modebad, und weil der Anker des Fürſten von Waldeck im ſilbernen Felde liegt, muß die Heilung der Gäſte auch einen ſilbernen Grund haben.

Das Brunnenhaus, das man über der heiligen Quelle gebaut hat, iſt ein achteckiges Gebäude mit einer

Kuppel und im Innern einfach, aber nobel. Die Quelle ist mit Marmor eingefaßt, und wird von einer Hygieia im Plafond beschirmt. Drei Eingänge führen zu derselben, und mit ihr und dem Brunnenhause steht eine Colonnade in Verbindung, die in die Hauptallee mündet. Diese ist — selbst die Allée-verte in Brüssel nicht ausgenommen — unstreitig eine der schönsten Alleen Europa's. Vier Reihen der schönsten und kräftigsten Linden bilden hier einen gothischen Naturdom, einen Dom von fünfhundert Schritten Länge und vierzig Schritten Breite, einen Dom, der sich zum Himmel wölbt, einen kühlen, frischen Dom, der selbst einen Platzregen auf seinem Blätterdach erträgt und den heißesten Sonnenstrahlen wehrt. Aber der seltenste Vorzug dieses grünen Baues ist die Beschaffenheit des Bodens: Tuffsteinboden ist der Grund der Allee, und selbst die heftigsten Regengüsse vermögen denselben nicht in dem Grade zu erweichen, daß er nicht binnen der kürzesten Zeit wieder für die zartesten Chaussures der zartesten Damen gangbar wäre. In der That ist denn auch diese Anlage, außer Promenade der Kurgäste, auch die hauptsächlichste Erholung Pyrmonts, das zwar in recht anmuthigen Umgebungen versteckt liegt, aber doch ohne jene Aufmunterung ist, die sonst wohl fürstliche Huld den Environs der Bäder schenkt. Vielmehr scheint dieses Bad in stolzem Selbstbewußtsein seiner Unfehlbarkeit und Ewigkeit alle mo-

derne Cultur und ſelbſt den Fortſchritt zu verſchmähen und abſichtlich am Alten feſtzuhalten, das nun freilich am Ende auch noch verfallen wird, denn man muß bereits eingeſtehen, daß, außer jener Allee, ſämmtliche freien Plätze, Bosquets und Anlagen des Bades eben nicht mehr in dem beſten Zuſtande ſind, ja ſogar auffallend vernachläſſigt werden. Oder kann man den Schlamm und die grüne moraſtige Ueberlage der Baſſins, das Unkraut der herrſchaftlichen Gärten, und die mit Gras dicht bewachſenen Wege zwiſchen den Bosquets, deren Strauchwerk und Baumwuchs faſt wild verſchlungen ſind, für Zierden eines Bades halten, das europäiſchen Ruf beſitzt und das in natürlichen Umgebungen gelegen iſt, die nur der nachhelfenden Gartenkunſt bedürften, um zu den kunſtanziehendſten ausgebildet zu werden? Ich zweifle ſehr, aber ich bin feſt überzeugt, daß z. B. der reizende, jetzt nur mit einer prahlenden Inſchrift, die an Friedrich den Großen erinnern ſoll, verſehene Königsberg allerdings mit einer geſchmackvolleren Einrichtung ein Höhepunkt der ganzen Gegend werden könnte; indeß es ſcheint, als wolle man hier — bis auf das Waſſer — durchaus geſchmacklos ſein. Denn geſchmacklos iſt ſelbſt das Schloß alten und vermiſchten Styles, mit kleinen Zimmern, die äußerſt einfach meublirt ſind. Den hauptſächlichſten Zierrath derſelben bilden Oelgemälde von Tiſchbein: die Hermannsſchlacht, der bekannte Graf von

Gleichen mit ſeinen beiden Frauen, Kleiſt auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf, wie ihn Koſaken plündern, und von Anderen: Guſtav Adolph in Lebensgröße, die Bruſtbilder Peters des Großen und Catharinas II., mehrere Fürſten und Fürſtinnen aus dem Hauſe Waldeck. Aber iſt auch das Schloß ohne Geſchmack, im neueſten Geſchmack ſind die fürſtlichen Soireen, zu welchen nun auch Bürgerliche Zutritt erhalten, wenn dieſelben zuvor dem Hofe — der hier ſeine Sommerreſidenz hält — vorgeſtellt worden ſind. Dieſe Veränderung kann allerdings dem hohen Adel, der in Pyrmont den Ton angab, wenig conveniren, aber ſeit der Verbreitung der Geldariſtokratie und der Concurrenz der Taunusbäder, vielleicht auch ſeit der modernen Richtung der Zeit iſt man denn doch auch in Pyrmont humaner geworden, eine Humanität, die wahrſcheinlich durch das gute Beiſpiel des Fürſten noch mehr gefördert werden wird. Muß man ſich nicht über ſolche Zeichen des Jahrhunderts freuen — ſo unbedeutend ſie auch ſind — wenn man nur einige Decennien zurückblickt. Pütter, der bekannte Staatsrechtslehrer, ſoll in Pyrmont nur den ergebenen Diener der allerhöchſten Herrſchaften geſpielt haben, und er ſelbſt ſagt von einem ſolchen Verhältniß in ſeiner Selbſtbiographie: „Perſonen von erhabenem Stande auch nur zu ſehen, iſt ſchon Gewinn, vielgeſchweige, wenn ſie ſich bis zu Geſprächen herablaſſen mit unſer einem — ein

Glück, deſſen ich mich mehrmals zu erfreuen hatte.“ Pütter, der bereits mit dem Untergang des heiligen römiſchen Reichs als Publiciſt geſtorben war, ſtarb körperlich erſt 1807 und ſeine Selbſtbiographie iſt ſogar — wenn ich nicht irre — nach der franzöſiſchen Revolution geſchrieben; eine wie kurze Spanne Zeit liegt demnach zwiſchen dieſem Publiciſten und den Neueren, die das hannöverſche Staatsgrundgeſetz vertheidigen. Und doch muß man bedenken, daß Pütter noch nicht einmal der Grenzpunkt jener hündiſchen Ergebenheit war; weit ſpäter, ja ſogar nach dem Befreiungskriege konnte man die bürgerliche Gelehrſamkeit in der Pyrmonter Hauptallee im eigentlichen Sinne des Worts neben der haute volée umherkriechen ſehen. Wenigſtens erhielt ſich der ariſtokratiſche Grundton Pyrmonts bis auf die neueſte Zeit, und erſt nach der Juliusrevolution beſchränkte er ſich auf den Concertſaal, wo jetzt die adeligen Aſſembleen — die früher allenthalben feſten Fuß gefaßt hatten — ſtattfinden. Wenn der Concertſaal nun zu dieſem Zweck benutzt wird, ſo iſt der Ballſal der einzige weitläufige Raum unter Dach und Fach, der der Badegeſellſchaft im Ganzen und Großen freiſteht. Bei Regenwetter wird er kaum den vierten Theil derſelben faſſen, und die Majorität iſt alſo dem Zufall und der eigenen Einrichtung überlaſſen. Unterhaltung kann ſie in ſolchem Falle nur im Theater, oder am Spieltiſch finden; aber man wird

zugeben, daß das erstere Nebensache im Bade ist, wenn der letztere nie Hauptsache werden soll. Selbst die Bälle, die einst im Ballsaale stattfanden, sind jetzt selten, und der Hof begünstigt, außer jenen Soireen, die denn doch immer schon wegen der Etiquette, trotz aller Herablassung, mit einiger Unbequemlichkeit verbunden sind, die Vergnügungen der Badegäste nicht. Rechnet man zu dem Allen nun noch die häufigen Regentage, die in Niedersachsen und Westphalen, wo ewige Nebel und Dünste die Atmosphäre beengen, eigentlich Regel sind, so wird man Pyrmont gerade nicht für ein wohnliches, heiteres und anziehendes Bad erklären können. Ja, man nehme diesem Bade seine Lindenallee und man wird einsehen, daß nur der „heilige Brunnen" als Mittelpunct zurückbleibt und mit ihm die Kur, die aber in unserer unheiligen und mehr badelustigen, als badebedürftigen Zeit am Ende nur Nebensache ist, oder doch nur bei Wenigen in dem Grade Hauptsache, daß man ihr allen Genuß und alle Bequemlichkeit opfern möchte.

Zu beiden Seiten der großen Pyrmonter Allee breitet sich ein Bazar fremder und einheimischer Kaufleute im Grünen aus, der neben der Mannigfaltigkeit und Abwechselung, die er bietet, auch die Bewegung und das Leben erhöhet und in dieser Weise in keinem deutschen Bade angetroffen wird. Auch dieser Bazar beweiset, wie sehr man in Pyrmont auf den Beutel derer specu-

lirt, die hier auf ihre Gesundheit speculiren. Alles ist auf Ausgaben berechnet und auf die reichen Badegäste, die übrigens doch mit der Zeit — müssen sie nicht eben aus der Noth eine Tugend machen und Pyrmonter Stahlbrunnen trinken — die süddeutschen Bäder vorziehen könnten, wo neben der Natur auch die Oekonomie waltet und wo nicht rouge et noir und Faro den Mittelpunkt der Erholung und Unterhaltung bilden.

Das Badelogirhaus hat seinen etwas verworrenen Namen von den Stahlbädern erhalten, die sich früher hier befanden, und liegt westlich am Brunnenplatze. Es ist ein umfassendes und gut gehaltenes herrschaftliches Gebäude, das man zur Wohnung schon aus dem Grunde den Privathäusern vorziehen kann, weil hier der Miethzins mit diesen Privathäusern äqual steht. Erhält man gar ein vorderes Zimmer, so wird man sich der bunten Aussicht auf den Flecken und die umgebenden Berge — von denen Pyrmont den Namen hat: per montes — in hohem Grade erfreuen. Unter dem Badelogirhaus befindet sich das Badehaus, ein einstockiges, aus zwei Flügeln bestehendes Gebäude. Dasselbe ist mittelst eines verdeckten Ganges mit jenem verbunden, damit die Gäste in aller Bequemlichkeit die Bäder des Hauses benutzen und gewissermassen in ihrer Wohnung baden können. Es enthält acht und dreißig sehr anständig eingerichtete Badezimmer, die zum Theil be-

sondere Nebengemächer haben. Die Wannen dieser Zimmer sind in den Boden eingesenkt und aus Holz, Sandstein und Marmor, aber mit verschiedenen Preisen. Wenn solche Einrichtung wohl nur aus der aristokratischen Glanzperiode des Bades herrührt, wo auch Bürgerliche, wenn sie weder in Gast-, noch in Privathäusern ein Unterkommen fanden, häufig im Wagen die Nacht überdauern mußten, so sollte man doch billig jetzt gleiche Preise einsetzen, die auch dazu beitragen würden, die Concurrenz mit den südlichen Bädern zu erleichtern, wo man allerdings weit wohlfeiler badet. Im Uebrigen ist das Badehaus comfortable und bequem eingerichtet, und was die Reinlichkeit betrifft, so können sich die süddeutschen Bäder sogar Pyrmont zum Muster nehmen. In vier Bädern kann die große Douche, in allen übrigen aber die kleine, gewöhnliche Handdouche gegeben werden. Andere sind zugleich zu Sturz- und Tropfbädern eingerichtet. Außerdem ist neuerdings im westlichen Flügel des Badehauses ein russisches Dampfbad eingerichtet worden, das von den Aerzten häufig benutzt werden soll.

Das neue Gasbad liegt dicht an der Trinkquelle und ist unmittelbar über der Bade- oder Bredelquelle errichtet worden. Wenn der Geheimerath von Gräfe als Gründer desselben genannt wird, so möchte man wünschen, die innere Einrichtung entspräche den Wünschen des Begründers. Aber außer der Beschränkung des

Raums muß man auch den Mangel hinlänglicher Apparate zugeben. Die Einrichtung iſt ſehr einfach: vermittelſt eines flachen, hölzernen, unter dem Fußboden ſich befindenden Trichters wird das der Badequelle entſtrömende kohlenſaure Gas aufgefangen und durch eine metallene Röhre in das Badezimmer geleitet, wo es in ſeiner urſprünglichen Temperatur oder geſteigert, entweder unmittelbar, oder als Douche zu den verſchiedenen ärztlichen Zwecken verwandt wird. Augen- und Gehörkrankheiten ſollen verſchiedentlich durch das Gasbad gehoben worden ſein, nicht weniger will man die Heilkraft deſſelben bei der Geſichtsgicht wirkſam gefunden haben. Das eingelaſſene Gas überſteigt ſelten die Höhe von einem bis anderthalb Fuß, indem es ſpecifiſch ſchwerer als die atmoſphäriſche iſt. Würde es bis zum Athemzug ſteigen, ſo wäre unmittelbarer und ſchneller Tod die Folge. Deshalb ſind denn auch Vorſichtsmaßregeln jeder Art für den Badenden getroffen: die Fenſter werden nur durch ein Gitter verſchloſſen, ein Schellenzug iſt zur Herbeirufung des Wärters vorhanden, und Gaſometer und brennende Kerzen bezeichnen den Stand des Gaſes, das die Kerze ſofort auslöſcht, erreicht es deren Höhe.

Ein Pendant zu dem neuen Gasbad iſt die Schwefel- oder Dunſthöhle, in einem Sandſteinbruch, die übrigens nicht zur Kur benutzt wird — es ſei denn zur Spielkur, wenn man auf dem grünen Tiſch Hab'

und Gut bereits eingesetzt und nur noch das Leben zu verlieren hat. Die Schwefelhöhle ist eigentlich keine Schwefelhöhle, sondern nur Gas, Gasluftsäure, Mofete, Schwaden (des Bergmanns), und wirkt bei schwüler Luft unbedingt tödtlich, dagegen kann man bei Regenwetter diese Säure eher ertragen. Frische Luft ist hier das einzige Gegengift, und der Rausch, den das Pyrmonter Wasser in der ersten Zeit bereitet, rührt von dem Gase her, das alles Pyrmonter Wasser durchgeistigt. Wenn ich den Geist der Dunsthöhle, wie man sie neuerdings getauft hat, als einen solchen bezeichnet habe, der nicht zur Kur beschworen wird, so gilt das übrigens nur von den Aerzten und der Medicin. Die Bauern aus der Umgegend baden sich in diesen Dünsten, nachdem sie durch die Anlage des Gasbades von dem Badebrunnen vertrieben worden sind. Ja, sie wählen die Zeit zu diesem Bade nach Sonnenuntergang, weil dann das Gas höher steigt, und halten nicht selten eine Stunde in der Höhle aus, die selbst die Nacht über von Wächtern bewacht wird.

Unweit der Dunsthöhle entspringt der Sauerbrunnen, der zur Erfrischung, aber nicht zu medicinischen Zwecken dient. Außerdem gibt es einen kleinen Badebrunnen, eine Salzquelle und einen mineralischen Salzbrunnen. Jene wird zu einem Salzwerke benutzt. Der Salzbrunnen, eine Viertelstunde von

Pyrmont entfernt, ergänzt die eisenhaltigen Quellen und leistet in vielen Krankheiten, die neben der Stärkung auch Reinigung des Körpers verlangen, vortreffliche Dienste.

Die drei Erdfälle sind wahrscheinlich auf nassem Wege entstanden. Sie werden von den Landleuten auch Meere genannt und sind kreisförmige Wasserflächen mit tiefen Trichtern, die den Strudeln des Rheins und der Donau gleichen. Diese Erdfälle liegen in einer Entfernung von einer guten halben Stunde nordöstlich von Pyrmont, oberhalb des Dorfes Holzhausen. Ihre äußere Gestalt ist eben so verschieden, wie ihre Tiefe. Der kleinste soll erst im Jahre 1645 entstanden sein.

So wenig auch für das Vergnügen der Gäste bei schlechtem Wetter gethan ist, so abwechselnde Genüsse bietet die Natur bei gutem. Bis zum Mittagsessen fast dehnt sich die Promenade in der großen Allee aus; dieselbe wird nur von der haute volée, die sich mit der Toilette zum Diner beschäftigt, früher geräumt. Nach dem Mittagsessen strömt die beau monde von Neuem diesem Mittelpunkt zu, um welchen sich die Restaurationen und Kaffeehäuser reihen. Wer nicht die Menge sucht, wer nicht die rauschende Bewegung der stillen Luft in den Umgebungen Pyrmonts vorzieht, begibt sich dann auf den Königsberg, wo das „Försterhaus" Erfrischungen und Bequemlichkeit gewährt, oder nach der arbeitsamen Colonie Friedensthal, oder nach Schellpyr-

mont, deſſen alte Ruinen maleriſch mit der modernen Badeſaiſon contraſtiren, oder nach Holzhauſen und den Erdfällen, oder auf den Mühlenberg, oder nach Laydi, oder nach dem Bomberger. Man ſieht, Pyrmont iſt mannigfaltig von der Natur bevorzugt, ergänzt hat man dieſelbe wenig, oder doch nur in der unmittelbaren Umgebung der Heilquellen, die bequem eingerichtet und gegen Wind und Wetter geſchützt ſind. Würde nicht jetzt, wo die allerhöchſten fürſtlichen Perſonen nicht mehr ausſchließlich Pyrmont wählen, wo der Adel ſich in verſchiedene Bäder theilt, wo die geſellſchaftlichen Unterſcheidungen ſich überhaupt an andere Urſachen lehnen, als an Ahnen und Stammbäume, wo ſelbſt die Bildung immer mehr als geſellſchaftliches Unterſcheidungszeichen hervortritt — würde nicht jetzt ein gemeinſames Geſellſchaftslocal ſehr an der Zeit ſein? Die tödtliche Langeweile, die Pyrmont bei Regenwetter heimſucht, compenſirt häufig die heilſamen Wirkungen des Waſſers. Viele, die ihre hypochondere Anlage, oder Ausbildung hier vertrinken wollten, geſtanden mir, ſie ſeien nie ſo hypochonder geweſen, wie in Pyrmont, das nun auch mit Kunſtſtraßen nach allen Seiten hin umgeben iſt und alſo auch keine hypochondere Laune mehr durch ſchlechte, holperige Wege heilen kann. Ein Badeort ſollte nie ſtolz, ſondern nur ſpeculativ ſein; aber Pyrmont hat in der That ſo großes Selbſtbewußtſein, wie die Univerſität Göttingen,

die auch speculativer hätte sein sollen — ich meine philosophisch-speculativer — um mit dem Jahrhundert gleichen Schritt zu halten. Absichtlich — wie gesagt — vermeidet man in Pyrmont alle Neuerungen, man will das Gegebene nur benutzen, geistig durchdringen — wie auf der Georgia Augusta — ohne sich zu neuen Speculationen auf den Geldbeutel zu verstehen. Solche „Kunstgriffe" — sagten Pyrmonter mit Achselzucken — halte die Brunnendirection für unter der Würde Pyrmonts, und der Stahlbrunnen werde doch seinen Platz behaupten. Aber, ich wiederhole es, Bäder sind eine Mode, die eigentliche Heilkraft bestimmt hier wenig, Alles aber bestimmen die Schriften der Aerzte und der Zug der Badegäste. Zudem leidet man jetzt mehr als je an Essen und Trinken und sucht vorerst weniger Stärkung, als Reinigung. Kurz, Kissingen tritt immer mehr an die Stelle Pyrmonts, obschon man behaupten will, jenes Bad sei unzureichend gegen das grobe Krankheitsgeschütz, das ein nimmersattes Wohlleben im Körper aufgepflanzt habe; es halte vielmehr nur gegen das Kleingewehrfeuer der Indigestion und Hartleibigkeit Stand, die hier von Jahr zu Jahr gemildert würden, so daß man nach der Kur es wieder eine Zeitlang mit der alten Weise versuchen könne.

Die Grafschaft Pyrmont zerfällt in die obere und untere. Unter jener versteht man die Berge jenseits der

Emmer, unter dieſer das Emmerthal, in welchem Pyrmont liegt — wobei ich immer an das griechiſche πυρ denke und an Feuer, denn einſt war hier ſicher eine Werkſtätte Vulcans. Das Emmerthal iſt ein duftiges Wieſenthal, und man findet daſelbſt Ochſen, die ſich kühn mit den holſteinſchen meſſen können. Die Wieſen ſind mit Stangen abgetheilt und die Huth dauert auch Nachts fort, was Süddeutſchen auffallen mag, nordweſtlich und nordöſtlich aber wegen des üppigen Graswuchſes keine Seltenheit iſt.

Die Quäker-Colonie Friedensthal, die von engliſchen Apoſteln geſtiftet wurde, genießt ſeit 1786 vollkommene kirchliche Freiheit; aber der Geiſt — der allerdings dem Glauben der Quäker in hohem Grade inwohnt, denn ſie halten dafür, daß die Erlöſung eine geiſtige Thatſache ſei und daß jeder, der den göttlichen Geiſt im Ernſte und in der Wahrheit ſuche, deſſelben theilhaftig werde, auch ohne heilige Schrift, die ihnen nur ein Wort iſt, eine untergeordnete Glaubensregel, von hiſtoriſcher, aber nicht ewiger Bedeutſamkeit — der Geiſt kömmt wenigſtens in Friedensthal nicht mehr über die Einzelnen, wo er meiſtentheils einen ſehr beſchränkten menſchlichen Zuſchnitt erhält, ſondern wirkt vielmehr nur in der Maſſe fort. Dieſe iſt fromm, leutſelig, freundlich, brüderlich und arbeitſam, und wenn Einer von ihnen ſich ergriffen fühlt, ſo kündigt er ſeine Begeiſterung nicht durch Seuf-

zer an, ſondern durch einen geſunden Vortrag. Eigentliche Quäker, Quäker in der Form, giebt es in Pyrmont nicht mehr; aber die Meſſerfabrik von Friedensthal bewahrt das alte Renommee. — Jenſeits der Emmer, in den Bergen der oberen Grafſchaft, wo die Natur engherziger iſt, als im Thale, verfertigt man Zwirnſtrümpfe, die einen eben ſo ausgebreiteten Ruf erlangt haben, wie die Meſſer aus Friedensthal.

Wurde das Fürſtenthum Waldeck auch zum oberrheiniſchen Kreiſe gerechnet, ſo machen ſich hier doch bereits weſtphäliſche Schattirungen geltend. An der Dimel, die dieſes Fürſtenthum im Weſten und Norden begränzt, ſtieß man einſt auf ſaſſiſche Anfänge und jetzt noch ſtößt man daſelbſt auf die alte ſaſſiſche, oder neue plattdeutſche Sprache, die immer als ein Hauptzug Weſtphalens angeſehen werden muß. Somit — und weil Pyrmont ohnedieß im Centrum des alten Weſtphalens liegt — kann das Fürſtenthum Waldeck füglich hier Erledigung finden. Es iſt ein hochgelegenes Bergland, das höchſte des weſtlichen Deutſchlands, mit ausgebrannten Vulcanen untermiſcht und mit Gebürgsflüſſen zur Genüge verſehen. Natürlich iſt der Boden nur auf den Brodbedarf eingerichtet, der hier häufig noch von der Kartoffel ergänzt werden muß, aber die Luft der Berge iſt rein und geſund, wenn auch rauh unter dem nördlichen Einfluſſe. Deshalb ſind die Waldecker ein tüchti-

ger, kräftiger und regſamer Menſchenſchlag. Wo die Natur kärglich verfährt, erhält die Thatkraft um ſo mehr Impuls. Der Hauptreichthum des Landes ſind die Waldungen. Die Viehzucht iſt gediegen, gediegener faſt als die Verfaſſung, die nicht nach, ſondern vor der Julusrevolution ertheilt wurde. Ihrer muß hier inmitten der Landesprodukte gedacht werden.

Die Verfaſſungsurkunde vom 19. April 1816 führte die Landſchaft ein, eine Repräſentation aus den Beſitzern der Rittergüter, den dreizehn Städten und zehn Vertretern des Bauerſtandes. Sie gilt für alle waldeckſchen Lande. Die Landſtände ſind berechtigt, ſämmtliche Steuern zu beſtimmen und zu verwilligen, die Landescaſſe zu verwalten, bei allen Geſetzen und Anordnungen, die auf die Verfaſſung Bezug haben, berathend und einwilligend mitzuwirken, Geſetzesvorſchläge zu machen, über Mißbräuche jeder Art Beſchwerde zu führen, über die Rechtspflege zu wachen. Willigen die Stände nicht in die Anträge der Regierung, ſo haben ſie dieſe Ablehnung zu motiviren. Die Regierung kann nun den Antrag mit ihren Gegengründen wiederholen. Sollte er von Neuem verworfen werden, ſo würde eine Commiſſion aus einem fürſtlichen Diener und landſchaftlichem Mitgliede die widerſtrebenden Anſichten zu prüfen und wo möglich zu vermitteln haben. Im Falle, daß auch dieſer Schritt zu keinem Ziele führte,

ſo würden die Verhandlungen, ſofern ſie keine Steuern und Verwilligungen betreffen, an eine auswärtige Juriſtenfacultät oder an das Appellationsgericht zu Wolfenbüttel (die höchſte Inſtanz für die waldeckſchen Lande) einzuſenden ſein. Die Wahl einer dieſer Behörden iſt den Landſtänden überlaſſen. Bei eingetretener Stimmengleichheit entſcheidet der Landſyndikus. Die waldeckſche Landſchaft beſteht aus einer Kammer. Kein ſtändiſches Mitglied iſt für ſeine Aeußerungen verantwortlich, außer für ſolche, die die Perſon des Fürſten und die Majeſtät verletzen. Staatsdiener können keine Landſtände werden. Man würde gegen dieſe Verfaſſung nichts einwenden können, wäre ſie nicht eben eine Ausbeſſerung der alten ſtändiſchen Zuſtände, die ſchon lange in Waldeck beſtanden. Eine Civilliſte, Verantwortlichkeit der Miniſter (es gibt übrigens keine Miniſter in Waldeck), Staatsgüter, ſtatt Domainen, öffentliche Verhandlungen u. ſ. w. knüpfen ſich nicht an die Verfaſſung von 1816, die allerdings gut ſein würde, bedürfte der Fürſt ihrer zur Regierung. Da er aber im Allgemeinen ziemlich ohne die Stände fertig werden kann, ſo hat man — um unnöthige Koſten zu vermeiden — ſofort für gut erkannt, die allgemeine Ständeverſammlung nur für außerordentliche Fälle anzuordnen und vielmehr den Ausſchuß derſelben alljährlich nach Arolſen zu berufen. Derſelbe beſteht aus zwei ritterſchaftlichen Deputirten, den Abge-

ordneten der drei deputirten Städte (den jedesmaligen Bürgermeistern und Stadtsecretairen) und einem Deputirten des Bauernstandes, deren Beschlüsse in eiligen Angelegenheiten die Stände als von ihnen ausgegangen anzusehen haben.

Außer dem Viehstand verdienen die Kupfer- und Eisenwerke Erwähnung, die zwei Hochöfen und drei Hammer beschäftigen. Das Eisen wird dem schwedischen gleichgeschätzt und meistens nach Bremen versandt. Die Marmorbrüche liefern Marmorblöcke von 150 Centnern, und die Edder sogar Gold, das aber die Kosten nicht einbrachte, die man an die Auswaschung verwandte. Deshalb werden denn auch die seltenen Ducaten mit der Inschrift: Sic fulgent littora Adranae aurifluae, nur als eine Hyperbel der Edder anzusehen sein und schwerlich Fortsetzungen erleben, so wenig wie die hessischen ex auro Adranal, deren Inschrift aber doch weniger übertrieben lautete, als jene, die sogar die Ufer der Edder im Golde funkeln ließ. Der Wildungener Sauerbrunnen wird weit versandt. Wenn aber auch Wildungen — wie jedes Bad — einen ärztlichen Beschützer fand, d. h. den dortigen Brunnenarzt, der um jeden Preis diesem mineralischen Wasser den Preis eines Specificums gegen Steinbeschwerden vindiciren wollte, so hat man solcher Behauptung später nachdrücklich widersprochen, und Wildungen blieb ein Bad für die nächste Umgebung;

noch mehr wurde es durch Pyrmont beſchränkt, deſſen Sauerbrunnen vielleicht mit demſelben Rechte zu mediciniſchen Zwecken verwandt werden könnte.

Das Fürſtenthum Waldeck hat einen Umfang von 20 Quadratmeilen mit 50,000 Einwohnern, und die Einkünfte des Fürſten aus dieſem Ländchen betragen nicht viel über das Dreifache der Pyrmonter. Früher hatte Waldeck, vermöge des Subſidienvertrags mit den Generalſtaaten eine ſtehende Kriegsmacht von 1800 Mann, die dem Fürſten die Einkünfte ergänzen mußten: man wuſch nicht nur aus der Edder Gold, ſondern auch aus dem Blut der Unterthanen, die die beſten Soldaten für fremde Intereſſen waren. Neuerdings iſt der umgekehrte Fall eingetreten, ob aus Humanität, oder weil man die Arme und Hände der Waldecker beſſer im Frieden gebrauchen kann, wage ich nicht zu entſcheiden. Genug, ſeit 1822 ſtellt Dänemark das waldeckſche Bundescontingent.

Bedeutende Städte hat Waldeck ſo wenig, wie überhaupt Städte; es hat vielmehr nur Orte mit Stadtgerechtigkeit. Selbſt die Reſidenz und der Sitz der Landescollegien: Arolſen iſt offen und liegt recht ländlich, zwiſchen Gärten und Alleen, unter denen die große Eichenallee hinter dem Städtchen, die in ſechs Reihen gefaßt und 2000 Schritte lang iſt, die größte Merkwürdigkeit Arolſens iſt. Der Hof lebt wirklich zurückgezogen, ſelbſt

in Pyrmont, wo durch die perſönliche Theilnahme des Fürſten eine größere geſellſchaftliche Beweglichkeit bewirkt werden würde. Doch laſſen ſich Prinz Hermann und ſeine liebenswürdige Gemahlin, eine geborene Gräfin Tekely, in jenem Bade ausnahmsweiſe unter der Menge ſehen. — Die waldeckſchen Fürſten ſollen das älteſte fürſtliche Geſchlecht Deutſchlands ſein, eine Behauptung, die zum Theil durch die Landesſchuld beſtätigt wird. Je älter der Stammbaum, je kleiner das Land, je weitläufiger die Hofhaltung, deſto größer iſt die Schuldenlaſt. Die waldeckſche beträgt nicht weniger als 1,200,000 Gulden, aber die Hofhaltung iſt jetzt äußerſt beſcheiden und unter der humanen Regierung neuerer Zeit wäre man ſicher nicht ſo weit gekommen, als unter den früheren Verhältniſſen, wo ſelbſt Peter der Große die Küche des Arolſener Schloſſes zu groß fand für das Schloß. Am Ende war ſie auch zu groß für das Land. — Waldeck an der Edder liegt am Fuße der alten Stammburg gleiches Namens und iſt Sitz des Criminalgerichts und Zuchthauſes des Fürſtenthums, die — wenn man nicht ökonomiſche Rückſichten nahm, allenthalben beſſer placirt geweſen ſein würden, als am Fuße der Wiege des Hauſes. Aber unſere kleinen Fürſtenthümer ſind häufig ſo übel berathen, daß ſich die kleinen Städte derſelben ſelbſt die Zuchthäuſer und Criminalgerichte als eine Gnade erbitten, und in Waldeck verſicherte man

mich geradezu, das Zuchthaus ſei eine Wohlthat für die Stadt; Corbach habe doch Wollen- und Zeugwebereien und demohngeachtet das Hofgericht erhalten, Waldeck aber ſei ohne Criminalgericht und Zuchthaus faſt rathlos. Alſo mag man der Stadt nur jährlich einige Verbrechen auf Koſten des Landes wünſchen, will man ihr wohl. — Wildungen iſt auch Burg und Stadt: Altwildungen und Niederwildungen. In der Kirche befindet ſich ein Andenken venetianiſcher Dankbarkeit: das Grabmal des Grafen Joſias Waldeck, der auf Corfu gegen die Türken blieb. Auch die Generalſtaaten haben einem Waldecker, dem Fürſten Georg Friedrich, zu ihrem guten Gelde noch ein Grabmonument verliehen, das in ſeinem Umfange vielleicht die Feldherrngröße deſſelben bezeichnen ſoll. Es nimmt das ganze Chor der Kirche zu Corbach ein, und könnte wirklich die Gebeine des ganzen Regimentes Waldeck bedecken, das freilich mit einem mäßigen Solde fürlieb nehmen mußte und nicht in Monumenten gefeiert wurde. — Corbach iſt eigentlich Hauptort des Landes und Hauptſtadt. Unſere kleinen Fürſtenthümer haben nämlich häufig eine Reſidenz und eine Hauptſtadt, mögen auch rings herum Armuth und Elend herrſchen. Armuth und Elend aber herrſchten nur früher im Waldeckſchen, wo das Rothwild mit den Menſchen auf dem Lande lebte, und ſelbſt die Thorwachen gegen einen Ueberfall wilder Schweine

auf ihrer Huth ſein mußten. Heut zu Tage iſt man ſogar wohlhabend, weil man frugal iſt, weil man mit Wenigem auskömmt. Und doch waren damals die waldeckſchen Soldaten, die dem republicaniſchen Intereſſe der Generalſtaaten für Gold dienen durften, glücklich, wenn ſie in die wilde Schwein-Verfaſſung Waldecks zurückkehren konnten. Wahrlich! die Deutſchen ſind für die Monarchie im ſtrengſten Sinne des Worts geboren und erzogen. Sie ſind nämlich gerade abentheuerluſtig genug, um ſich zu allen fremden Zwecken derſelben gebrauchen zu laſſen, und hat man ſie gebraucht, ſo zeigt man ihnen die alten Berge, die alte Arbeit und die alten Mühen, und ſie ſagen nimmer ubi bene ibi patria, ſondern wünſchen im ſchlimmſten Falle nur, an der Seite von Vater und Mutter begraben zu werden.

Sechs und dreißigstes Capitel.

ſtphalen (Schluß.). — Die Fürſtenthümer Lippe-Detmold
nd Schauenburg-Lippe. — Abſtammung der Fürſten von Lippe
nd genealogiſche Bemerkungen. — Die Fürſtin Pauline von
ppe-Detmold. — Fürſt Georg Wilhelm von Lippe-Schauen-
urg. — Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg. — Umfang
nd Einwohnerzahl von Lippe-Schauenburg. Lippe-Det-
old. — Territorialbeſchaffenheit, Einwohnerzahl, Umfang. —
roducte und Induſtrie. — Detmold. — Grabbe. — Das Bad
einberg und die Externſteine. — Lemgo. — Lippe-Schauen-
urg. — Das Steinhuder Meer. — Bückeburg. — Stadt-
gen. — Eilſen. — Rennborf.

---

ie Fürſten von Lippe ſtammen von den Herren von
Lippe ab, weſtphäliſchen Dynaſten, die ſich nach dem
ſſe Lippe benannten, an welchem im 12. Jahrhun-
e bereits die Stadt Lippe erbaut wurde. Bernhard
der Lippe II. war ein Freund Heinrichs des Löwen
ſo tapfer, daß man ihn den deutſchen Achilles be-
nte, aber auch ſo unglücklich, wie ſein Freund, mit
chem er den größten Theil ſeiner Beſitzungen verlor.
Philipp der Großmüthige Heſſen, ſo theilte Simon

VI., der nächste Stammvater der jetzigen Lippeschen Häuser, seine Besitzungen unter seine drei Söhne, und die Linien Detmold, Bracke, Schauenburg oder Bückeburg entstanden. Bracke erlosch im Jahre 1709. Erst Bernhard VIII., welcher 1563 starb, vindicirte dem Hause den Grafentitel. Seit 1720 war die Linie Lippe-Detmold mit der reichsfürstlichen Würde bekleidet. Diese Linie hat zwei paragirte gräfliche Nebenlinien, die Linien Biesterfeld und Weißenfeld in der Niederlausitz.

Seltsam genug findet man gerade unter den kleineren Fürstenhäusern Deutschlands die berühmtesten Namen, und Männer und Frauen, die die Zeit verstehen und den Mahnungen des Jahrhunderts nachgeben. Ich kann hier selbst auf eine Erscheinung neuester Zeit hinweisen, die um so mehr auffällt, als die Fürsten seit 1830 am wenigsten nachgiebig sind. Würde der Fürst Günther Friedrich Karl von Schwarzburg-Sondershausen seinem Ländchen eine Verfassung im Sinne seiner Regierung geben, so möchte er die bis jetzt nur von seiner Person abhängige Richtung auch für die Zukunft feststellen und was sterblich ist, unsterblich machen. Was Fürst Günther Friedrich Karl durch seine Persönlichkeit für Schwarzburg-Sondershausen ist, das wurde die Fürstin Pauline von Detmold außerdem durch die Verfassung, die sie dem Lande Lippe-Detmold während ihrer Vormundschaft für den Fürsten Paul Alexander Leopold er-

theilte. Am 8. Juni 1819 wurden die bisherigen Stände aus Ritterschaft und Städten aufgehoben und eine liberale Repräsentation mit freier Wahl, die auch den Bauernstand aufnahm, eingeführt. Nach diesem letzten Werke, das die Absichten der Vormünderin dem Lande retlete, übertrug die Mutter dem Sohne die Regierung. Wenn Lippe-Schauenburg sich nicht gleiches Vorzuges erfreut, sondern vielmehr nur im Jahre 1816 die alte Verfassung wieder erhielt, auch der Fürst Georg Wilhelm, als nächster Agnat von Lippe-Detmold, der detmoldschen Verfassung am Bundestage widersprach, so muß man dennoch die Persönlichkeit eben dieses Fürsten in jeder Hinsicht anerkennen. Am 10. Februar 1810 hob er die Leibeigenschaft in ihren weitesten Beziehungen auf, ohne jedoch in den sich nicht auf dieselbe beziehenden Verhältnissen etwas zu ändern. Somit dauern alle auf den Grundstücken haftenden Dienste, Abgaben, Zinsen und Renten fort. Fürst Georg Wilhelm berücksichtigte bei diesem Act die Rechte Dritter, die wahrscheinlich auch der Grund seines Einspruchs gegen die detmoldsche Verfassung waren. Wenn er seine leibeigenen Unterthanen ohne Aequivalent freigab, so mußten diejenigen der Ritterschaft einen dem bisherigen Genuß gleichen Ersatz leisten. Und Ritterschaft und Städte von Lippe-Detmold, die gegen die neue Verfassung protestirten, veranlaßten wahrscheinlich den Fürsten, außer dem Princip, sich

ihnen anzuſchließen. Wo es perſönliche Aufopferungen galt, bewies ſich Georg Wilhelm von Lippe-Schauenburg wahrhaft fürſtlich. Lippe-Schauenburg iſt der einzige Bundesſtaat ohne Landesſchulden. Der Fürſt übernahm ſie 1818 auf ſein Privatvermögen. Dieſen Großthaten des fürſtlichen Hauſes ging Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg mit Reformen im Geiſte ſeines Zeitalters voran. Wenn er auch ſeinem Lande keine Verfaſſung im modernen Sinne geben konnte, ſo gab er demſelben doch eine Verfaſſung in einem Sinne, der den meiſten Fürſten ſeiner Zeit ſo wenig anſtand, wie den neueren conſtitutionelle Einrichtungen. Damals waren nämlich nur die wilden Schweine und das übrige Wild emancipirt — eine Einrichtung, um welche ſich die alten Stände aus Ritterſchaft und Städten wenig bekümmerten. Graf Wilhelm aber emancipirte auch den Bauer, und zwar auf Koſten der wilden Schweine. Er verlieh ihm die Freiheit, das Wild auf eigenem Grund und Boden wegzuſchießen, und ſomit konnte man ihm ſchon auf 9¼ Quadratmeilen und 25,000 Einwohner 1000 Mann Fußvolk, Reiterei und 300 Mann Artillerie geſtatten, die noch dazu von England und Portugal bezahlt wurden und zur Leidenſchaft des Fürſten gehörten. Portugal nannte das von ihm erbaute Fort in der Nähe von Elvas aus Dankbarkeit Lippe, und Graf Wilhelm erbaute in Erinnerung ſeiner portugieſiſchen Feldherrnzeit die Veſte

Wilhelmsburg im Steinhuder Meer, weil er, wenn nicht mehr Strategie leiten, doch Strategie spielen mußte. Seine Feldherrntugenden sind bekannt, aber Leben und Charakter hätten Abt, Herder, Zimmermann in das rechte Licht setzen können. Thaten sie es nicht, so muß man sich nun freilich mit den „biographischen Denkmalen" von Varnhagen von Ense begnügen, der übrigens ein geborener Biograph ist und — wenn er auch aus fremden Quellen schöpfte — doch nicht leicht an Schmiegsamkeit und Eingebung in andere Naturen ersetzt wird.

Lippe-Detmold umfaßt 20½ Quadratmeilen mit 76 718 Einwohnern und ist theils bergig, theils sandig, theils fruchtbar. Der Sennerhaide gedachte ich schon. Die wilden Pferde hier sollen mit Engländern und Ungarn an Feuer wetteifern, an Kraft dieselben übertreffen. Aber nicht nur das Vieh wird in Lippe-Detmold veredelt, sondern auch das Volk. Somit übertrifft dieses Ländchen nicht nur Mecklenburg, wo die Leibeigenen endlich freigelassen, aber nicht versorgt sind, sondern es hält auch den Vergleich mit den bestorganisirten Staaten aus. Man übersehe nur Umfang und Bevölkerung und man wird bald wahrnehmen, daß die Lippeschen Fürstenthümer zu den bevölkertsten Bundesstaaten gehören. Solche Bevölkerung setzt innere und äußere Cultur voraus. Will

man jener noch weiter nachſpüren, ſo werden die 110 Elementarſchulen des Landes für ſie reden, die durch die Fürſtin Pauline (eine geborne Prinzeſſin von Anhalt-Bernburg) ganz neu eingerichtet wurden. Jeder Schullehrer erhält hier vom Antritte ſeines Amtes an hundert und zwanzig Thaler Beſoldung. Dieſe Einrichtung veranlaßt wohl zunächſt den hohen moraliſchen Standpunkt der Lipper, die nicht nur durch Bildung und Civiliſation anſprechen, wenn man aus dem Münſterlande und Paderborn, ſondern auch, wenn man von Hannover herkömmt. In Detmold gibt es außerdem ein reformirtes Gymnaſium, in Lemgo ein lutheriſches; und das kleine Ländchen hat ſogar neben einem vortrefflichen Schullehrerſeminar auch eine Induſtrieſchule. Iſt der Boden geſegnet, ſo iſt die Induſtrie ein Beweis, daß man den Segen zu würdigen weiß. Das Hauptproduct iſt der Flachs, und Spinnerei und Leinweberei ſind Haupterwerbszweige. Die Leinwand, die überall verfertigt wird, gewinnt ihren Ruf durch die Bielefelder Bleichen und geht unter dieſem Namen ins Ausland. Wolle dagegen wird unverarbeitet verſandt, denn die Leinenfabrication nimmt alle Zeit der Lipper in Anſpruch, die in Lemgo ſelbſt ihre „Linnenlegge" haben. Daneben baut man in den Ebenen vortrefflichen Weizen, und wenn die Sennerhaide hier eine Unterbrechung bildet, ſo wird ſie wieder zu einem berühmten Geſtüte benützt und zur Bie-

nenzucht. Wer aber Sommers ohne Beſchäftigung im Lande iſt, ſucht ſich dieſelbe in Oldenburg und Oſtfriesland. An tauſend junge Leute gehen dorthin zum Ziegelſtreichen. Beeidigte Männer führen die Wanderung und ſchließen an Ort und Stelle den Lohnvertrag. Solcherweiſe ſollen jährlich 45,000 Thaler ins Land gebracht werden. Stattlich ſind die Eichen- und Buchenwälder, und vortrefflich jener wegen die Schweinezucht, die im Lippeſchen eigentlich keine Schweinezucht iſt; denn hier ſind die Schweineſtälle häufig ſo ſauber, wie anderwärts in Weſtphalen die Wohnungen.

Detmold, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Ländchens, mit 2400 Einwohnern, liegt an der Werra und am Fuße des Teutoburger Waldes, jener Gebürgskette, der Detmold ſeinen Namen verdankt. Derſelbe iſt ſoviel, wie Dietmal, Theutmal. Ob in dieſem Mal das lateiniſche mallus zu ſuchen iſt, mag dahin geſtellt bleiben. Einige verſtehen unter Detmold ſogar die alte Teutoburg, und dann würde die ganze Bergkette nach dieſem Städtchen benannt ſein. Der Teut, der höchſte Gipfel des Teutoburgerwaldes, iſt auch der Höhepunkt Detmolds, das recht eigentlich zu ſeinen Füßen liegt. Teut aber ſoll Bergvater bedeuten. Somit erliegt es keinem Zweifel, daß Detmold ſeine Bezeichnung von dem Teut erhielt; aber daß nun eine Wechſelwirkung ſtattge-

funden habe, daß Detmold Teutoburg geweſen ſei und der ganzen Bergkette den Namen verliehen, den es von dem hervorragendſten Gipfel erhalten habe, dafür ſprechen wohl nur gewagte Conjecturen. Detmold liegt in lieblich verſchlungenen Anlagen und der fürſtliche Garten, wie die Promenaden im Buchen- und Schanzenberg ſind eines Beſuches werth. Dieſe Umgebungen machen die Reſidenz zu einer der wohnlichſten und angenehmſten unter den kleinen Städten, ein Vorzug, der durch die Bildung und geſelligen Verhältniſſe der Detmolder noch gehoben wird, die übrigens den Fehler aller Kleinſtädter haben, den Fehler der Ueberſchätzung. Wer an Detmold zweifeln könnte, möchte hier leichtlich an die Niederlage des Varus auf eine ſehr empfindliche Weiſe erinnert werden; denn aller Heldenmuth der alten Cherusker iſt in die Detmolder gefahren, und wie jene ſich für die Freiheit todtſchlagen ließen, ſo ſchlagen dieſe jeden todt, der Detmold nicht für die gebildetſte Stadt erklärt, ein Enthuſiasmus, der ſich bei den neuerlichen Muthmaßungen und Hypotheſen hinſichtlich der Beziehungen, in welchen Grabbe zu ſeiner Vaterſtadt geſtanden hatte, auf das Glänzendſte bewährte. Uebrigens bin ich der Meinung, daß Detmold keine Schuld an Grabbes Elend trägt; daſſelbe war vielmehr ſo rein ſubjectiver Natur, daß ſelbſt Rom und Carthago ihn nicht zu einem großen Mann gemacht haben würden. Im Kriege wäre

Grabbe ſicherlich nur gemeiner Soldat geblieben, im Frieden blieb er gemeiner Dichter. Es iſt traurig, daß man eine ſolche Bezeichnung gebrauchen muß; aber wo hat ſich Grabbe zu einer Geſchichte und Weltanſchauung emporgeſchwungen? Zog er nicht vielmehr alle Geſchichte und alle Welt in jenen unheimlichen Fuſelgeiſt hinein, der immer mehr ſeine caſtaliſche Quelle wurde. Daß Grabbe Branntwein trank und zuletzt ſogar Branntwein ſchrieb, daran ſollen die Detmolder und ſeine Frau Schuld geweſen ſein. Wenn wir dieſes ſelbſt zugeben wollten, ſo müßten wir doch geſtehen, daß eine ſolche Verzweiflung ſehr alltäglicher Natur iſt. Hat Grabbe nur irgendwie gegen die Verhältniſſe gekämpft? Iſt nur irgendwie ein Wendepunkt ſeines Lebens anzugeben? Nein, bis auf jene Abſtufungen, die im Elende ſelbſt liegen, war er immer derſelbe, der alte. Nur äußerlich ſank er, innerlich ſtand er ſchon auf derſelben Stufe, auf welcher er begann. Die ganze Welt war ihm zuwider, und ſie behaupten, nur Detmold und ſeine Frau ſeien ihm zuwider geweſen; ſie behaupten, es habe ihm die Zeit gefehlt und die Geſchichte. Als wenn der Dichter der Zeit bedürfte, die er macht, und der Held der Geſchichte, die er auch macht. Grabbe war ein troſtloſer Menſch und mit Prometheus hatte er keine andere Aehnlichkeit, als die entgegengeſetzte. Jener ſtahl den Göttern das Feuer und ſie ſchmiedeten ihn an den Felſen; dieſer ſtahl ſich das

Feuer, das ihm die Götter freiwillig verliehen hatten, und schmiedete sich selbst an den Felsen.

Man ist so weit gegangen, Immermann zu beschuldigen, er habe Grabbe zum Rollenabschreiben gebraucht, weil man in allem Unglück, das diesen traf, und jeder Thorheit äußere Einflüsse erblicken wollte, und doch war jene Beschäftigung nicht nur erbeten, sie war auch die einzige, die zu einer gewissen Zeit dem Dichter zusagte. Er konnte sich nicht selbstständig unterhalten, und mußte den traurigsten Mechanismus zur Linderung seiner Zerrissenheit anwenden, einer Zerrissenheit, die allerdings an einem stolzen, hochfahrenden und am Ende menschenverachtenden Gemüthe lag. Grabbe hatte schon ausgelebt, als er begann zu dichten, er konnte nie in das volle Leben eingreifen mit einem vollen Herzen, er sah alle Zustände mit jenem unbehaglichen und unstäten Gefühle an, das nicht besser bezeichnet werden kann, als wenn man es Trostlosigkeit heißt, denn die Verzweiflung ist doch überall ein tragisches Resultat. Aber die guten Detmolder haben es entgelten müssen, daß Grabbe verunglückte, und wenn es sie schon schwer traf, daß man an dem Renommee zweifelte, das Detmold mit Stolz sein Renommee nannte, wenn man gern für Grabbe eine Lanze gebrochen hätte, um ihn in der Stellung zu erhalten, die er in wildem Andrange erobert hatte, so mußte man um so mehr ergrimmen, wenn man beschuldigt

wurde, mit den kleinen und engen Verhältnissen Detmolds und dessen, was daran hing, Grabbes Zerfallenheit herbeigeführt zu haben.

Die Neustadt Detmold ist recht heiter und zierlich erbaut. Interessant aber ist das Bad Meinberg, am Fuße des Schanzenbergs, wo die Beamten und Honoratioren der Umgegend schwefel- und eisenhaltiges Mineralwasser trinken. Kann der Fremde auch das Bad entbehren, so wird er doch die dreizehn Extersteine, die das Hauptinteresse Meinbergs sind, in dessen Nähe sie liegen, besuchen. Man nennt sie passender Eggesteine, von Egge, Ecke, denn sie sind scharf und kantig, und verdienen diesen Namen so gut wie das Gebürge, die Egge. Wer jene Bezeichnung aber von Elstern (Aekstern) herleiten will, folgt doch allzusehr dem bloßen Klange, denn Elstern gibt es hier wahrscheinlich nicht mehr, als anderswo. Und in welchen Beziehungen sollten sie zu den Steinen stehen? Die Extersteine sind 125 Fuß hohe, vertical gespaltene und grotesk gestellte Felsen von Quadersandstein und zum Theil mit Kammern versehen. Auf der Spitze des einen dieser Felsen hängt ein großer Stein, der vom Winde bewegt wird und jeden Augenblick herabzustürzen droht. Allein dieser Anblick beruhet auf Täuschung, denn keine Gewalt vermag, den Stein auch nur in seiner Lage zu verrücken. Malerisch contrastiren die grauen Steinmassen mit den

grünen Matten ringsum, nackt und traurig ſtarren ſie in die junge Zeit, die lebendig und heiter ſich um die Ueberreſte heidniſcher Gottesverehrung bewegt. Die Exterſteine mögen ihren Urſprung einer großen Ueberſchwemmung verdanken, deren Fluthen die umgebende Erde hinwegriſſen; ſpäter aber wurden ſie wahrſcheinlich zu Altären benutzt, auf welchen die gefangenen Römer geopfert wurden, die im Angeſichte dieſer Felſen den Cheruskern erlagen; denn die Landſtraße von Horn nach Paderborn führt durch die Exterſteine, und der Rückzug des Varus mußte in dieſer Richtung ſtattfinden. Jetzt bemerkt man rohe Sculpturen an den Steinen, die wahrſcheinlich ſeit dem Chriſtenthum mit dieſen Zeichen zur Abwehr des Teufels verſehen wurden: eine Kreuzesabnahme, einen heiligen Petrus, den Sündenfall u. ſ. w.; und ſeit 1093 ſoll hier ein Andachts- und Wallfahrtsort der Abtei Abdinghof geweſen ſein, der die Exterſteine bis zur Reformation gehörten. Dieſe nahm ihnen alle religiöſen Beziehungen und überließ ſie ganz und gar den Alterthumsforſchern und der ſchönen Natur, die von den Exterſteinen bequem überſchaut werden kann. Da die Zugänge zu den Steinen ziemlich verfallen waren, ſo hat die Fürſtin Pauline den Aufſtieg ebnen und ſie durch eine Brücke verbinden laſſen.

Lemgo war einſt eine bedeutende Hanſeſtadt, eine Erinnerung, mit welcher man ſich auch noch heut zu Tage

gern brüſtet. Sie iſt umfaſſender als Detmold und recht betriebſam, wie man denn hier auf den erſten Blick den Unterſchied einer Handelsſtadt gewahrt, mit Vorzügen und Mängeln. Detmold iſt ausgezeichnet durch Bildung und geſellſchaftliche Haltung; Lemgo iſt wohlhabend und ziemlich geradezu, aber ohne Politur. Man ſieht, daß hier das Geld ſchon als Maßſtab angewendet wird, während in Detmold die Bureaukratie den Ton angibt. Der Reiſende ohne Empfehlungen und Verbindungen mag ſich in Lemgo leicht einheimiſcher und behaglicher fühlen, als in Detmold, wo man ſchon vorſichtiger und folglich auch zurückhaltender iſt. Uebrigens muß man in beiden Städten nicht an weitere geſellſchaftliche Beziehungen denken, als ſolche überhaupt in Kleinſtädten ſtattfinden; es genügt, daß ſie ſich in den engeren mit Geſchick bewegen. Der Adel iſt begütert, der Bürger iſt gebildet und der Bauer macht ſeinem Stande Ehre. Kurz die Lippeſchen Fürſtenthümer ſind glückliche Ländchen, ein Zuſtand, der die erfreulichſten Beziehungen veranlaßt. Lemgo hat viel von ſeinem Rufe eingebüßt, ſeitdem die gewaltigen Meerſchaumköpfe nicht mehr zum guten Ton gehören.

Lippe-Schauenburg iſt unſtreitig die reizendſte Parthie des Nordens; in der Nähe des Flachlandes ſollte man kaum einen ſo mannigfaltigen und von Berg und Thal durchwebten Landſtrich vermuthen. Dieſes Länd-

chen erſcheint wie ein ſchwellender Garten, ſo geregelt und zierlich iſt die Natur, ſo ſanft und künſtlich faſt hat hier der Zufall gewaltet, ſo ergiebig iſt hier Boden. Ackerbau, Viehzucht, ſchöne Pferde und Flachsbau wechſeln in bunter lebendiger Reihe, und der humane Ton, der auf dem Ländchen ruht, thut in dieſer Umgebung um ſo wohler. Daß das Meer hier einſt ſeine Fluthen wälzte und ſeinen Rückzug in dieſer Richtung nahm, wird noch heut zu Tage durch das Steinhuder Meer erwieſen, jenen See, der gleichſam ein verlorener Poſten zurückblieb. Das Steinhuder Meer — ſo benannt von dem Dorfe Steinhude an ſeinen Ufern — bedeckt 11,000 Morgen Landes, iſt eine Meile lang, eine Meile breit und umfaßt im Umfang drei Meilen. Die Tiefe dieſes Sees beträgt ſechszehn Fuß. Als eine Curioſität wenigſtens muß man jene Veſte Wilhelmsſtein betrachten, die auf einer künſtlichen durch in das Steinhuder Meer verſenkte Steine veranlaßten Inſel ruht. Sie iſt eine Sternſchanze, deren Spitzen von ſechszehn Außenwerken gedeckt werden. Jedes derſelben liegt auf einer beſonderen Inſel. Hier reſidirte Graf Wilhelm von Bückeburg, und Wilhelmsſtein wurde durch eine treffliche Militairſchule doch mehr als Spielerei. Konnten die Bückeburger, die hier gebildet wurden, auch nicht dem Vaterlande im engern Sinne dienen, ſo iſt Wilhelmsſtein mit ſeiner Militairſchule ſchon durch Schein-

horſt in großartige hiſtoriſche Beziehungen gerathen, und die Schulen, die Herder, ſtatt dieſer Militairſchule, herbeiwünſchte, ſind nach dem Befreiungskriege, den jener ſo glorreich ſchlagen half, ohnedieß an die Stelle einer Spielerei getreten, die damals nun einmal zu den fürſtlichen Vergnügungen gehörte. Graf Wilhelm verſchaffte ſich dieſes Vergnügen wenigſtens nicht auf Koſten ſeines Volks, ſondern mittelſt ſeines Geldes und ſelbſt jener goldenen Kanonen, die ihm Portugal zur Erinnerung verliehen hatte. Sie wurden zu Geld gemacht, und Wilhelm erbaute ſich ſein Schlafzimmer in Wilhelmsſtein über der Pulverkammer, weil er ohne Gefahren nicht leben konnte.

Bückeburg iſt ein heiteres Städtchen, aber es lebt als Haupt- und Reſidenzſtadt von Lippe-Schauenburg von dem Hofe und den Behörden und dieſes Verhältniß beengt die kleinlichen Zuſtände noch mehr. Ein Franzoſe, der unſere kleinen Reſidenzen betritt, wird ſich immer von dem Hoſton der Kleinſtädterei, der derſelben eigentlich die Krone aufſetzt, keinen Begriff machen können. Die Hoflleidermacher, Hofuhrmacher, Hofapotheker, Hofhandſchuhmacher u. ſ. w. fehlen in ganz Frankreich, während Bückeburg deren ſo viele hat, daß die Hofbeziehungen ſchon auf der Straße durchſchimmern, daß die Häuſer ſelbſt in Escarpins erſcheinen. Dazu

kommen nun noch Regierungs- und Beamtenverhältniſſe, die in den kleinen Reſidenzen, wo ſie ihren Concentrationspunkt finden, um ſo mehr auffallen. Hof und Regierung ſind hier Anfang und Ende, und die Menſchen gewinnen das Anſehen, als ſeien ſie nur da, um regiert zu werden und dem Hofe zu dienen. „Er iſt bei Hofe ſehr gelitten" — hörte ich an einem Tage verſchiedentlich hinſichts verſchiedener Menſchen, und der Hof zu Bückeburg iſt noch dazu tolerant und ſelbſtlos. Aber die Menſchen in den kleinen Reſidenzen würden ſelbſt, wenn ſie ohne Hof leben könnten, nicht ohne ihn leben wollen. Bückeburg hat deren 2400, die faſt insgeſammt „gebildet" ſind, aber auch eben deshalb faſt insgeſammt ſehr unterthänig. Da der Fürſt ſo feſt an die alten Zuſtände hielt, ſo könnte man auch das altritterliche Schloß mit dem Banketſaal und dem Garten aus dieſer Vorliebe herleiten. Ich aber bin der Meinung, man möge nur die Verfaſſung nach dem Vorbilde der erſt neuerlich in das Leben getretenen Detmolder ändern, und das Schloß in dem alten Zuſtande laſſen. Es iſt wenigſtens die intereſſanteſte mittelalterliche Beziehung. Ueber die bückeburger Klus führt der Weg nach dem nahen Minden; man wandelt durch eine Allee. Die Klus, oder Klauſe iſt ein freundliches Gebäude mit vielen Nebenhäuſern und einer vollſtändigen Wirthſchaft. Der Park könnte ſelbſt im ſüdlichen Deutſchland für ar-

tig gelten, er contraſtirt maleriſch mit der bunten Wildniß ringsum.

Von Bückeburg nach dem kurheſſiſchen Nenndorf berührt man Stadthagen in einer ſanften Ebene. Dieſe Stadt iſt fürſtlicher Wittwenſitz und Erbbegräbniß; und Büſching, der hier geboren wurde, hat die weitläufigſte Beſchreibung, die Stadthagen jemals erlebt hat und erleben wird, geliefert. Unter den Merkwürdigkeiten führt er auch die an: „es iſt auch der Geburtsort des Verfaſſers dieſer Erdbeſchreibung."

Unweit Bückeburg liegt Eilſen, ein Name, in welchem Alterthumsforſcher das römiſche Fort Aliſo wiederfinden wollen. Jetzt iſt Eilſen Schwefelbad und von Fremden ſtark beſucht. Es gibt hier eilf Heilquellen, von denen ſieben reichhaltige Schwefelwaſſer, vier eiſenhaltig ſind. Man findet hier Schwefel-, Stahl-, Schlamm-, Gas-, Douche- und Gasdampfdruckbäder, und das Bad, welches an dem mit Spaziergängen eingefaßten Waldhügel Harl liegt, hat erſt in neuerer Zeit durch die Taunusbäder gelitten. Nichtsdeſtoweniger bemüht man ſich, dieſe Concurrenz nach Kräften zu unterhalten, und Eilſen mag ſich, mit Ausnahme der Umgebungen und der Allee, aller Bequemlichkeiten Pyrmonts rühmen, die um ſo mehr empfunden werden, als hier kein unverhältnißmäßiger Andrang ſtattfindet. Das Logirhaus zählt 130 Wohnungen und in dem Badehauſe ſind ſogar mit Schwe-

felgas angefüllte Wohnungen, in welchen ſich aber nur Kranke wohlbefinden werden.

Nenndorf, oder Großnenndorf, iſt von dem letztverſtorbenen Kurfürſten Wilhelm von Heſſen gegründet. Vor 1786 war es eine Wildniß mit einer kalten Schwefelquelle, die am Abhange des Deiſters in einer Vertiefung ſprudelte. Als die Bäder Mode wurden und Pyrmont auf alle mineraliſche Umgebungen einen Abglanz warf, der hier weniger theuer war, als jenes Bad, fand ſich Kurfürſt Wilhelm I. bewogen, auch Nenndorf mit der Pracht zu umgeben, die überhaupt alle ſeine Unternehmungen auszeichnet. Aber in dieſem Augenblick gleichen die ſtattlichen Gebäude der ſtattlichen Brücke über den ausgetrockneten Manzanares. Es fehlt an Gäſten. Nichtsdeſtoweniger iſt Nenndorf immer ein remarquables Bad für den Norden. Die drei Quellen, oder Brunnen liefern eine ſolche Waſſermaſſe, daß dieſelbe, abgeſehen von dem Reſervoir, täglich zu 190 Bädern hinreicht. Aus dem Reſervoir werden außerdem 140 Bäder bereitet. Dieſe Waſſermaſſe iſt in allen Jahreszeiten und Witterungsverhältniſſen dieſelbe. Nenndorf iſt — wie geſagt — eine kalte Schwefelquelle, aber die ſtrengſte Kälte übt auf dieſelbe keinen Einfluß aus. Der ſtarke Schwefelgehalt äußert ſich durch Geruch ſowohl, wie durch alle anderen äußerlichen Merkmale. Man hat Douche-, Dampf-, ſulphuriſche

Schlamm-, Gas- und Solenbäder. Auch wird das Waſſer getrunken, und die Landleute bedienen ſich deſſelben — wie in Pyrmont — bis zum Uebermaß. Ja ſie trinken es nach den Feldarbeiten und mit Schweiß bedeckt in gierigen Zügen, ohne je einen nachtheiligen Einfluß zu ſpüren. Die Brunnengebäude, die die Quelle einfaſſen, ſind der große Bau, die Gallerie, der Arkadenbau, der Tempel, das Logirhaus, die Traiteurhäuſer, die Apotheke, die drei Badehäuſer, und Nenndorf verdient an ſplendider Ausſtattung den Vorzug vor Pyrmont. Auch die Umgebungen können denen von Pyrment vorgezogen werden, das ſelbſt in ſeinem Königsberg von dem ſich in der Nähe des Brunnens erhebenden und kaum 200 Schritte von demſelben entfernten Galenberg übertroffen wird. Wenigſtens iſt die Ausſicht von hier bunter und umfaſſender, und das Steinhuder Meer mit ſeinen ſchlammigen Umgebungen glänzt aus der Entfernung, wie ein weiter hellgeſchliffener Spiegel in der grünen Ebene. Aber Kurfürſt Wilhelm hat an das Bad Nenndorf 300,000 Thaler verwendet, und dieſe Summe war in der Nähe von Pyrmont allerdings eine Verſchwendung. Um einigermaßen zu den Zinſen zu gelangen, mußte man unverhältnißmäßige Preiſe einführen, die die Concurrenz mit der Eilſener Schwefelquelle nicht aushielten. Pyrmont, das kaum theuerer iſt, als Nenn-

dorf, hat dagegen europäiſches Renommee. Grundes genug, daß Nenndorf unter den norddeutſchen Landbädern am wenigſten beſucht wird.*)

*) Ueber Rinteln und die kurheſſiſche Grafſchaft Schauenburg ſiehe Kurheſſen.

Sieben und dreißigſtes Capitel.

Thüringen. — Thüringen als Grenzſcheide des Südens und Nordens. — Natürliche Grenzen Thüringens. — Clima. — Ableitung des Namens. — Phyſiognomie, deutſcher Urſprung und Weiſe des Thüringers. — Der Thüringer im Vergleich zum Heſſen. — Wenn Thüringen ein Staat wäre. — Abſatz und Vermittelung der Produkte mit dem Auslande. — Gaſtfreundſchaft und Herzlichkeit. — Vergleich des thüringiſchen Materialismus mit dem in Holſtein, Mecklenburg und Butjadingerland. — Territorialbeſchaffenheit und thüringiſche Romantik mit ihren Einflüſſen auf die Maſſe. — Naivität und Unbefangenheit derſelben. — Die Porta Thuringica. — Thüringen, ein norddeutſches Schwaben. — Grundcharakter des Thüringers. — Der Thüringerwald. — Lage der ernestiniſchen Beſitzungen in Thüringen. — Verſchiedene Theilungen. — Ernſt der Fromme und ſeine Söhne. — Gemeinſame Anſtalten der ernestiniſchen Linien. — Der gotha'ſche Heimfall. — Die ſächſiſchen Herzogthümer in Thüringen in geographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht.

Thüringen iſt die Grenzſcheide des Südens und Nordens, und wer dieſen hier verläßt, um jenen zu betreten, mag mit dem auffallenden Wechſel der ſandigen Ebenen, die ſich an die fruchtbarſten Parthien Thüringens keck heranwagen, ſehr zufrieden ſein. Ohne Uebergang geräth man in den Segen eines Landes, das von jeher der Höhe-

punkt Obersachsens war und nur an der Politik litt, als es noch Sitte war, über Land und Volk, wie über Sachen zu verfügen. Die zahlreichen Burgruinen hohen und niederen Adels, die Mannigfaltigkeit der Klöster und Stifter, und noch heute die bunten Grenzpfähle von Preußen, der albertinischen und ernestinischen Linie, Schwarzburg, Reuß, Kurhessen und Baiern selbst zeugen für den Reichthum, aber auch für den Misbrauch dieses Landes, das unter dem Landgrafen Ludwig I. noch einmal zu einem Ganzen vereint wurde, um dann später in meißnische Interessen verstrickt und 1485 sogar durch Sonderinteressen zerstückelt zu werden.

Thüringen hat von der Natur seine Grenzen erhalten, und wenn der Name auch in der deutschen Statistik erlosch, im Munde des Volks und der Geschichte wird er länger leben, als die neueren Zustände, die an die Stelle von Thüringen traten. Ich ordne diese dem Urbegriff unter und führe die Grenzen an, die Gott setzte. Im Osten umsäumt die Saale mit ihren bunten Bergen diesen Landstrich; im Norden umrauscht ihn der Wellenschlag der ausgelassenen Unstrut, deren wilde Physiognomie seltsam contrastirt mit den sanften und anmuthigen Auen und Hügeln ihrer Ufer; im Westen überragt der Harz die thüringischen Ebenen und das hagere Eichsfeld erhöhet ihre üppigen Reize: im Süden spannt sich in einer Entfernung von siebenzehn Meilen

der Thüringer Wald aus, eine Mauer aus Wald und Fels, oder auch ein Meer von Bergen, die wie Wellen neben einander liegen, als könne man von der einen Höhe auf die andere hüpfen, aber unbeweglich — ein grün verwachsenes Meer. Hinter dem Thüringer Wald liegt Franken mit seinen fruchtbaren Ebenen und weiter und immer weiter verbreiten sich die Mannigfaltigkeiten der südlichen Natur, die in Thüringen auf dem Wendepunkte steht und gleichsam im Kampfe mit den Zumuthungen des Nordens. Nicht selten bricht er noch mit Hagel und Schnee in den Frühling ein, der über den Thüringer Wald hinabstieg und nun in die Enge getrieben wird.

Man leitet den Namen Thüringen von den Hermunduren ab, die an die Stelle der Katten traten, oder von dem Gotte Thor, oder auch von den Theruingern, oder Toringern, einem westgothischen Stamm, deren Reich von großer Ausdehnung gewesen sein soll. Etymologen wollen sogar duri homines in Thüringen finden, eine Behauptung, die durch den tüchtigen und ausdauernden Menschenschlag unterstützt wird, aber schwerlich durch die Geschichte, die nirgends darthut, daß germanische Stämme lateinische Bezeichnungen angenommen. Am richtigsten unter diesen Conjecturen mag die von den Theruingern oder Toringern sein, die sich zweifelsohne auf die Hermun-

duren werden zurückführen laſſen, ein Name, der immer als die Grundlage von Thüringen zu betrachten iſt. Uebrigens bezeugt der eigentliche Thüringer noch bis auf den heutigen Tag ſeinen deutſchen Urſprung. Selbſt ohne geſchichtliche Seitenblicke wird man aus der Individualität des Thüringers und meißniſchen Sachſen den Unterſchied der Race herausfühlen und die Grenzſcheide der Sorben und Wenden, die ſich bis an die Saale ausdehnten. Ich habe ſchon bemerkt, daß die Thüringer ein tüchtiger Menſchenſchlag ſind, und gewiß die Sachſen jenſeits der Saale ſind, im Vergleich mit den Thüringern, eben ſo fein und ſpitz, wie ihr Dialekt. Der Dialekt der Thüringer klingt plump und rauh, ihre Züge ſind grob und phlegmatiſch, ihre Augen haben jenen einförmigen blauen Ausdruck, der von Zufriedenheit und Selbſtloſigkeit Zeugniß giebt, immer aber das hervorragendſte Gepräge deutſchen Urſprungs iſt. An dem meißniſchen Sachſen dagegen muß man die Beweglichkeit hervorheben, die aus dem runden und ausgefüllten Geſichte des Thüringers ſelbſt nicht einmal ausnahmsweiſe aufblitzt. Blonde Haare ſind thüringiſche Grundfarbe. Eben ſo wenig, wie äußerlich und in den Affecten, hat der Thüringer geiſtig die Gewandtheit und Lebhaftigkeit des meißniſchen Sachſen. Feinheit und Convenienz ſind — bis auf die Verfeinerung einiger Städte — zwiſchen der Saale, der Unſtrut, dem Harz und dem Thü-

ringerwalde noch immer im Rückſtande geblieben; noch immer macht ſich hier ein unverdorbener Naturlaut der Bevölkerung geltend und eine einfache Gefühlsweiſe, die auch durch die Vorliebe des Thüringers für Muſik, und theilweiſe durch die Virtuoſität in dieſer Kunſt bezeugt wird. Weil das Land geſegnet iſt, hält man auf Pflege des Leibes mehr, als im Königreiche Sachſen, und Biederkeit und Gaſtfreundſchaft ſind Tugenden, die man in Thüringen noch heute ſehr unverkümmert antrifft. Die cultivirteſten Thüringer ſind die Gothaer; im Großherzogthum Weimar dagegen iſt nur die Stadt Weimar Sitz der Cultur und Civiliſation des Jahrhunderts geworden, das Land ſelbſt hat jenen thüringiſchen Grundton, der die Cultur des Bodens bevorzugt, beibehalten.

Die Fülle Thüringens und den koſtbarſten Theil des Landes hatte ſich Kurſachſen vorbehalten, aber die neueſte Geſchichte entriß den Nachkommen Morizens jene Strecke, die von der heſſiſchen Grenze in einer Ausdehnung von vierzehn Meilen bis zur Saale reicht. Die goldene Aue und der Lauf der Unſtrut mit allem Reichthum dieſes Fluſſes, die wichtigen Städte Langenſalza mit ihren fruchtbaren Ebenen, Naumburg und Weißenfels mit ihren bunten und rebenbekränzten Thälern wurden unter preußiſche Obhut geſtellt; ja ſelbſt Erfurt mit ſeinen üppigen Acker- und Gemüſefeldern mußte dieſe Erndte des Befreiungskrieges vervollſtändigen. Nichtsdeſtowe-

niger iſt man auch hier thüringiſch geblieben; nur die Schlagbäume und die Beamten ſind preußiſche Merkmale, denn Unterricht und Schulweſen ſtanden ſchon vor der preußiſchen Beſitznahme in geſundem Wachsthum, ohne daß jedoch durch ſie das Wiſſen auf Koſten des Lebens gefördert wurde. Leben iſt allenthalben in Thüringen Zweck des Lebens. Selbſt die Dürftigkeit lebt hier von Kartoffeln, und wer Heſſen und Thüringen auch nur hinſichts der ärmeren Klaſſen vergleicht, wird den Unterſchied, wie man dort und hier die Kartoffeln ißt, bald ſpüren. Der Thüringer will ſich — wie geſagt — damit das Leben erhalten, der Heſſe will ſich damit gegen den Hungertod ſchützen. Wenn dieſe Weiſe theilweiſe an dem Charakter des Volkes liegt, ſo liegt ſie doch eben ſo ſehr an der glücklichen Entwickelung Thüringens: man trat der Cultur nicht entgegen und der arme Wäldner in Thüringen litt allein an der Natur, die ihm nur Kartoffeln geſtattet, der Heſſe wird ſich wenigſtens einbilden, er leide auch an anderen und äußeren Einflüſſen, die zwar jetzt verwiſcht ſind, aber doch ihre Spuren hinterließen. Nicht einmal die Kartoffel konnte er früher in Muße bauen, und wenn man damals ganze Dörfer antraf, wo die weibliche Bevölkerung das Kartoffelfeld beſtellen mußte, weil die männliche auf dem Schlachtfelde beſtellt wurde, ſo darf man ſich nicht wundern, daß ſolche Zuſtände einen trübſeli-

gen Zug hinterließen und Indifferentismus und Stupidität, die in den ärmeren Theilen Thüringens nicht angetroffen werden. Die Stiefmütterlichkeit der Natur ist nur façon de parler, die Natur ist immer mütterlich, und der Eskimo wird sich nie über die Entbehrungen beklagen, die ihm Gott auferlegte und die eben deshalb keine Entbehrungen sind, während der Hesse noch bis auf den heutigen Tag schmerzliche Erinnerungen jener Zeit hegt, die seine Väter und Großväter nach Amerika rief, oder zu militairischen Vergnügungen des Landesherrn, der ein stehendes Heer von 40,000 Mann dem Wohlstand des Landes vorzog.

Ich wurde zu diesem Seitenblick durch die früheren nationalen und politischen Beziehungen der beiden Länder veranlaßt. Freilich könnte auch Thüringen mehr sein als Thüringen, denn als Weimar-Eisenach, Meiningen-Hildburghausen, Coburg-Gotha, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, und kurhessisches, preußisches und reußisches Besitzthum. Ein Staat, mit dem Mittelpunkte Erfurt, würde sich hier, fast im Mittelpunkte Deutschlands und natürlich abgezeichnet, nicht nur politisch sehr gut ausnehmen, sondern auch in seinen innern Verhältnissen. Aber man hat auch über Thüringen nach Belieben geschaltet und der natürliche Wohlstand des Landes ist durch die Einzelinteressen sehr beschränkt worden. Als man einsah, Heinrich von Bels-

bach, der Eiſenacher Bürger und Rathmann, der mit der Wurfmaſchine von der Wartburg nach Eiſenach geſchleudert wurde, weil er der Meinung war: Thüringen gehöre dem Kinde von Brabant, habe Recht gehabt, hatten ſich die Nachkommen des Markgrafen von Meißen, Heinrich des Erlauchten, längſt in Thüringen getheilt; und am Ende wäre auch Thüringen, mit Heſſen vereint, nicht beſſer weggekommen bei der Theilung Philipps des Großmüthigen, als bei der Auseinanderſetzung der erneſtiniſchen und albertiniſchen Linie. Am beſten aber wär' es weggekommen, hätte man früher, wie jetzt zum Theil wenigſtens, eingeſehen, der Fürſt ſei nur des Volkes wegen vorhanden, nicht das Volk des Fürſten wegen. Weil man es nicht einſah, muß nunmehr ein einiges Thüringen — wenn nicht früher politiſche Wechſelfälle eintreten — der zwiſchen Sachſen, Brandenburg und Heſſen geſchloſſenen Erbverbrüderung überlaſſen werden, deren Verwirklichung übrigens die Fruchtbarkeit unſerer Regentenhäuſer entgegenſteht.

Weil Thüringen durch die Saale nur in ſehr beſchränkter Weiſe mit dem Auslande vermittelt wird, ſo iſt der Abſatz der Produkte zum größ'ten Theil auf den Harz, den Thüringer Wald und Heſſen angewieſen. Dieſe Strecken aber ſtehen in keinem Verhältniß zu dem Ueberfluß Thüringens und der Abzug ſtockt deshalb nicht ſelten. Der Producent muß in dieſem Falle ſeinen Reich-

thum um geringe Preiſe losſchlagen, oder ihn gar vergeuden. Demohngeachtet findet man in jenen Diſtricten eine Behaglichkeit und Lebensfülle, die an die holſteinſchen und mecklenburgſchen Länder erinnert, an Jever und Butjadingerland. Wenn die freundlichen Dörfer und anſehnlichen Rittergüter, die blühende Städte einfaſſen, im Allgemeinen dieſen Zuſtand darthun, ſo wird er insbeſondere durch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe erwieſen, die man in der Nähe von Kurheſſen nicht vermuthet. In Thüringen trifft man einen Aufwand bei den Gaſtereien der Bauern und eine rückſichtsloſe Gaſtfreundſchaft, die eben nur da ſtattfinden können, wo die Natur ihnen eine breite Grundlage bietet und keinerlei Sorge eingreift. Es iſt noch heut zu Tage bei Hochzeiten nichts Neues, daß ein gemäſteter Ochſe, ſechs bis acht Kälber, einige Dutzende Schafe u. ſ. w. verzehrt werden; aber den leichten Ton und die innige Hingebung der Herzen trifft man weder bei einer Bauernhochzeit in Butjadingerland und Jever, noch bei einer in Mecklenburg und Holſtein. Man empfindet ſchon ſüdliches Leben und eine Zutraulichkeit, die doch mehr beweiſet, als die jener Bauern im Norden. Dieſe thuen ſtolz mit ihrer Gaſtfreundſchaft; die Thüringer leben darin, wie denn auch die meiſten Dörfer mit dem Worte leben endigen. Aber die Bauern in Jever, Butjadingerland, Dithmarſen u. ſ. w. haben ihre Erndte aus den

Gefahren des Lebens zu retten, aus Sturm und Wetter, Deichbrüchen und Ueberschwemmungen, und solche Besorgnisse rufen eine Stimmung hervor, die sich wenig mit einem heiteren und hingebenden Herzen verträgt. Der Bauer jener nördlichen Gegenden trägt es auf seiner Stirn geschrieben, er müsse auf seiner Huth sein, und wird er lustig und guter Dinge, so ist es nur eine materielle Lustigkeit; der Reichste selbst spült nur seine Sorgen hinunter, nicht die Prosa des Lebens, die ihm immer bleibt. In Thüringen dagegen ist die Lustigkeit etwas Positives. Gott hat dieses Land gesegnet und mit der Poesie der Fülle geschmückt; man kann von Herzen lustig sein und eine Festfeier drückt hier nicht die Sorgen nieder, sondern hebt vielmehr nur die Freude. Diese Stimmung aber, die über fast ganz Thüringen verbreitet ist, ich meine die Lebenslust, die Lust am Leben, wird auch da in keinem geringern Grade angetroffen, wo es keine goldene Auen und duftige, getraidefunkelnde Thäler gibt. Der Wäldner ist so heiter und freudevoll, wie der reichste Bauer des Landes. Er hat sich sogar die höhere Poesie verschafft, die Kunst; aber man hört es der thüringischen Musik an, daß sie nicht die Grillen verscheuchen, sondern nur der Freude zum Tanze aufspielen soll.

Die mittleren Districte dieses Landes gewähren freilich nur die lachende, aber einförmige Ansicht einer reichen Erndte, aber der Thüringer Wald, von keinem Thal

durchbrochen, und die Thäler der Saale und Unstrut bieten die pittoreskeste Mannigfaltigkeit wilder Berggegenden und grüner Gründe. Ich habe schon die Menge der Burgruinen erwähnt, und kein deutsches Land möchte in dieser Hinsicht mit Thüringen wetteifern können. Längs der Saale und Unstrut erheben sie sich auf jeder Berggruppe, und selbst im Innern gewahrt man sie, wo nur einigermaßen Terrain zu festen Schlössern ist. So steigen die drei Gleichen beinahe unmittelbar auf kegelförmigen Bergen aus der erfurter Ebene auf. Die Romantik Thüringens ist ohne jenes erhabene Relief, das den Rhein und die Donau auszeichnet, aber mährchenhaft, zutraulich und schaurig, und bunt und belebt. Der Dichter Bechstein ist der unmittelbarste Ausdruck thüringischer Romantik, und die sinnigen und innigen Sagen, die sich auf den Bergen wiegen, geben Zeugniß für den unmittelbaren Einfluß dieser Romantik auf das Volk. Noch bis auf diesen Tag lebt dasselbe in kindlicher Hingebung an die Tradition, noch bis auf diesen Tag hört man von dem thüringischen Bauer die Geschichte von Kaiser Friedrich dem Rothbart, im „Kyffhieser"*), von der schönen Türkin im Schlosse zu Gleichen, von dem Mönch und der Nonne, dem Hörselberg u. s. w. mit einer Aufrichtigkeit erzählen, die nur zu sehr beweist, wie wenig in diesen Gegenden die Civilisation den natürlichen Grund-

*) So nennt der dortige Bauer den Kyffhäuser.

ton verwiſchen konnte. Thüringen bewahrt einen ganz eigenthümlichen naiven Zauber, den — wie geſagt — Bechſtein am beſten herausfühlte. Und dieſer Zauber fällt um ſo mehr auf, als Thüringen inmitten der kirchlichen Reformation liegt und von jeher die Einflüſſe der Cultur empfand. Es blieb kindlich und kindiſch faſt unter ſtarren Umgebungen der Natur, die nördlich und öſtlich ſchlau und nüchtern an die grünen Berge und die goldenen Auen heranſchleicht, und der Geſellſchaft, die neuerdings ſogar preußiſche Einwirkungen erhielt. Aber ein preußiſcher Unterbeamter, der in Naumburg die Herrlichkeiten der Spreeſtadt mit allem jenen ſandigen Enthuſiasmus beſchrieb, der dem Berliner eigen iſt, erregte doch Bedauerniß, daß man an den Ufern der Saale alſo ſprechen könne. „Man glaubt den Preußen nicht" heißt es im thüringiſchen Antheile der Provinz Sachſen, und nur deshalb heißt es ſo, weil die Berliner Angeſtellten ewig verſtändig und nüchtern ſind. Der Thüringer verlangt Hingebung, und die umſichtige und heilſame preußiſche Regierung wird eben, weil ſich das Volk ihr hingeben muß, nie zu der Würdigung gelangen, die ſie doch in jeder Hinſicht verdient.

Die Porta Thuringica könnte — wenigſtens nach der einen Seite zu — Eiſenach bilden. Mit dem Ausgange des Thales, in welchem dieſe Stadt liegt, beginnen die fruchtbaren, wie die in jenem eigenthümlich thü-

ringiſchen Colorite gehaltenen Parthien. Nördlich und nordöſtlich erſtrecken ſich die weiten Ebenen und Gefilde, welche einſt den kurſächſiſchen Antheil des thüringiſchen Kreiſes bildeten und jetzt preußiſche Beſtandtheile ſind; öſtlich miſchen ſich unter preußiſche Diſtricte des erfurter Regierungsbezirks die fruchtreichen Theile Gothas und Weimar mit Frucht, Getraide und Wolle; ſüdlich endlich reicht der thüringer Wald mit ſeiner pittoresken Mannigfaltigkeit faſt nach Eiſenach heran. Man kann kaum einen beſſeren Ueberblick über Poeſie und Materialismus Thüringens erhalten, als von der Wartburg aus; und bei Regenwetter kann man von Eiſenach ſchon den fetten Boden prüfen, auch wenn man die Landwirthſchaft nur dem Namen nach kennt. An mehreren Orten müſſen ſich die Einwohner der Stelzen bedienen, um die Communication zu erhalten, und das Terrain iſt in dieſen Gegenden im Gegenſatze zu dem Thüringer Walde, häufig ſo holzarm, daß die Einwohner, ſtatt des Brennholzes, Stroh gebrauchen, während die Getraidefelder einen Reiter zu Roſſe verbergen. Thüringen gehörte von jeher zu den Beſtandtheilen Oberſachſens, wo der Bauer am wenigſten am Frohndienſtweſen litt. Leibeigenſchaft kannte man nie; ein Vorzug, der zumeiſt den lichten und lebensfrohen Charakter des Volks erklärt und die glückliche Cultur.

Ich ſagte, die Porta Thuringica könnte Eiſenach

bilden, aber man verſteht darunter vorzugsweiſe jenen Engpaß am ſüdlichen Ufer der Unſtrut, bei dem vormaligen Kloſter Marienthal. Hier tritt man von der anderen Seite in das norddeutſche Schwaben ein; denn Thüringen hat nicht nur poetiſche Aehnlichkeit mit demſelben, ſondern auch pſychologiſche. Bis zum Landgrafen Ludwig, der, was Ludwig der Eilfte Frankreich, Thüringen wurde und die kleinen Dynaſten des Landes zu einem Ganzen zuſammenſchlug, ging es in Thüringen ſo bunt und verworren her, wie einſt in Frankreich und Schwaben. Grafen und Ritter hauſten nach Belieben in Städten, Burgen und auf dem platten Lande. Pſychologiſch aber iſt der Thüringer nicht weniger dem Schwaben zu vergleichen. Er iſt kindlich, kindiſch und grob, wie dieſer, aber im norddeutſchen Style, der immer rauh klingt. Dann hat auch der Thüringer die Reformation vor dem Schwaben voraus. Er wuchs darin auf, wie ſie einſt unter den Thüringern aufwuchs. Die Aufklärung wurde dieſen Leuten gleichſam ein Inſtinkt von Vater und Mutter her, denn — wie geſagt — von geiſtiger Cultur wiſſen ſie wenig.

Mit einem Worte, der Thüringer repräſentirt die kirchliche Reformation im ſtrengſten Sinne, er blieb bei Luthers Bibelüberſetzung ſtehen und religiös bis auf den heutigen Tag, wo man ſich frägt, ob die Reformation nicht am Ende die Kirche über den Haufen werfen

werde? Die Kirche ſteht nirgends feſter, als in Thüringen. Will man aber einen beſtimmten Ausdruck thüringiſcher Zuſtände, ſo betrachte man die Hildburghauſer Dorfzeitung. Sie iſt für den Bauer geſchrieben, denn der Bauer iſt jetzt in Thüringen der erſte Stand, aber die practiſch-moraliſch-religiöſe Richtung dieſes Blattes iſt auch die Richtung Thüringens. Man kann nicht ſagen, die Dorfzeitung ſei eine Reform thüringiſcher Zuſtände, nein, ſie iſt nur eine Anlehnung und Leitung zu einem beſtimmten Zwecke. Die Tendenz, die in ihr liegt, lag längſt im Volke; denn längſt war dieſes Volk fleißig, genügſam, fromm, fröhlich, freundlich, und im edleren Sinne, d. h. mit der Bibel in der Hand, practiſch.

Der Thüringer Wald, der ſich von den Ufern der Werra bis zur Saale erſtreckt, iſt durch einen ununterbrochenen und überall mit hohen Rainſteinen*) beſetzten fahrbaren Pfad in zwei Hälften getheilt, den man misbräuchlich, ſtatt Rainweg, Rennweg heißt. Dieſer Pfad war ſicherlich bereits in den älteſten Zeiten Grenze zwiſchen Thüringen und Franken, und noch bis auf den heutigen Tag nennen die Thüringer den ſüdlichen Theil des Waldes Frankenwald. Die höchſten Spitzen des Thüringer Waldes ſind der Schneekopf und Beer-

*) Grenzſteinen.

berg, die renommirteſte aber der Inſelsberg, der für den Brocken des Thüringer Waldes gilt. Von dieſen Höhen aus ſenken ſich andere Bergzüge zu den Ebenen des Landes. Dieſe ſind der Seeberg bei Gotha, welcher durch die Hart ſich mit dem Haynich verbindet und ſolcherweiſe an das Eichsfeld reicht, das Ettersberger Gebürge, die Haynleite und Finne, und das Kyffhäuſer Gebürge. Alles Land dacht ſich nach der Saale und Werra zu ab. Der Thüringer Wald iſt als eine Fortſetzung des Fichtelgebürges bis zur Saale anzuſehen, und der Wald, der dieſes Gebürge vorzugsweiſe bezeichnet, beſteht nordweſtlich aus den ſchönſten Buchen und Eichen, öſtlich aus Fichten und Tannen. Nur drei kahle Gipfel ragen aus dem dichten Kranze der thüringenſchen Bergkette nackt und dürftig hervor: der Gerberſtein, der Tröhberg und Hermannsberg, dienen aber nur dazu, das bunte Colorit zu erhöhen, das hier durch ein Meer von Laub und, bei heiterem Wetter, durch einen blauen Horizont über dieſen grünen Wogen eines in der That den Himmel bedrohenden Rieſenmeeres gebildet wird. Holzreicher, als der Thüringer Wald, ſind ſelbſt das Erzgebürge und der Harz nicht; aber Silber muß hier geſucht werden, während Kupfer, Eiſen, Braunſtein, Stein- und Braunkohlen die hauptſächlichſte Ausbeute der Berge bilden.

Die ſämmtlichen herzoglichen, oder erneſtiniſchen Be-

ſitzungen fallen in dieſe ſchöne, aber allerdings im Vergleich mit dem kurſächſiſchen, jetzt preußiſchen Antheil, unfruchtbare Bergkette. Nur Weimar und zum Theil Gotha nehmen an dem eigentlichen Ueberfluß des Landes Theil. Meiningen hat fruchtbare Thäler an der Werra und der iſolirte Bezirk Römhild iſt ein Fruchtland par excellence; Coburg darf den Itzgrund in dieſer Hinſicht anführen. Derſelbe iſt fränkiſcher Natur. Coburg kann Vieh, Wolle und Leinen ausführen, Saalfeld *) und Themar im Gebürge müſſen ſich mit der Ausfuhr von Holz, Pech, Schiefer und Eiſen begnügen. Meiningen hat das Oberland — im Gegenſatze zu dem fruchtreichen Niederland — mit Fabriken verſehen. Wie im Niederlande die Landwirthſchaft, ſo blühen hier jene. Berühmt ſind die Sonnenberger Waaren: Schachteln, Spielſachen, Drehorgeln, Schiefertafeln, Wetzſteine, Griffel und jene Marmorkugeln, die man hier Marmel nennt. Die Porcellanfabriken zu Limbach und Rauenſtein ſind nicht weniger berühmt, und die Schalkauer Wolle, die leider bis jetzt unverarbeitet aus dem Lande geht, gehört zu den feinſten Deutſchlands. — Hildburghauſen, der kleinſte unter den erneſtiniſchen Landestheilen, betrug nicht über eilf Quadratmeilen mit einigen dreißig tauſend Seelen. Jetzt iſt dieſes Herzogthum an Meiningen abgetreten, wogegen das Herzogthum Altenburg an

*) Es gehört ſeit dem gothaiſchen Heimfall zu Meiningen.

Hildburghauſen fiel, ein Austauſch, der jenen böſen Spruch: „Hildburghauſer Gebot geht bis Roth (½ Stunde), da hat's a Krümm, da kehrt's wieder ümm" wenigſtens aufhob. Ueberhaupt hat der gothaſche Heimfall die erneſtiniſchen Staaten einigermaßen wieder abgerundet, ein Reſultat, das allerdings Gotha am meiſten dieſer Linie ſchuldig war; denn Herzog Ernſt der Fromme von Gotha iſt zunächſt an der heilloſen Zerſplitterung Schuld, die bis zu jenem Heimfall die Linien Gotha, Coburg, Meiningen und Hildburghauſen veranlaßte. Er war ſo fromm, daß er das Erſtgeburtsrecht nicht ertragen konnte und alle ſeine Söhne zu Erben ſeines Reichs einſetzte; und ſeiner Söhne waren ſieben unter neunzehn Kindern. Sie ſollten gemeinſam regieren. Eine ſolche Regierung iſt aber nur in einem Hauſe geglückt, in dem Hauſe Rothſchild. Das Haus Gotha ertrug ſie nicht und aus dem einen Zweige entwickelten ſich Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Eiſenberg, Hildburghauſen und Saalfeld. Nach und nach zog die Natur dieſe Details wieder zuſammen, und jetzt iſt man allmählig bis auf Sachſen-Weimar-Eiſenach, Sachſen-Coburg-Gotha und Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen herabgekommen. Indeß bis auf die Theilung der Söhne Ernſt des Frommen, die ſich nicht vertragen konnten, hielt man ſo viel wie möglich zuſammen, und betrachtete ſich, wo es nur anging, als ein Ganzes. Früher beſaß

man sogar ein Senioratsamt Oldisleben und noch jetzt sind die Universität zu Jena und das OAGericht daselbst gemeinschaftliche Anstalten der ernestinischen Häuser. Weiter hat man ein gemeinschaftliches Archiv, und wenn Goldbergwerke sich in den Besitzungen der herzoglich-sächsischen Häuser vorfinden sollten, so sind sie auch Condominium. Bei dem Gothaer Heimfall, im Jahre 1826, ergriff man gemeinschaftlichen Besitz und beschloß, bis zur Auseinandersetzung, unter königlich-sächsischer Vermittelung, die Verwaltung des heimgefallenen Landes den bisherigen Behörden zu überlassen. Man theilte auch brüderlich, was im Allgemeinen schon eine Redensart ist, bei Fürsten also um so mehr auffallen muß, und zwar in folgender Weise. Das Herzogthum Gotha des Herzogs Friedrich IV. von Sachsen-Gotha-Altenburg fiel, mit Ausnahme des Amtes Kranichfeld und des bisher gothaschen Antheils an Römhild — im Süden des Thüringer Waldes und bereits in Franken gelegen — an den Herzog Ernst von Sachsen Coburg; das Fürstenthum Altenburg aber, mit Ausnahme des Amtes Kamburg und einiger Parcellen, fiel an den Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen; Sachsen-Meiningen dagegen wurde mit Hildburghausen, dem bisher mit Gotha gemeinschaftlich besessenen Römhild, dem Amte Kranichfeld, dem Fürstenthum Saalfeld und der Grafschaft Kamburg, im Altenburgschen,

entſchädigt. Dieſe Theilung arrondirte die Beſitzungen der gothaſchen Linie, ſo gut es ging. Demnach verhalten ſich die herzoglich-ſächſiſchen Lande in Thüringen folgendermaßen zu einander.

Sachſen-Weimar-Eiſenach, das 1815 durch mit Preußen geſchloſſene Verträge und Abtretungen von Fulda und Kurheſſen einen nicht geringen Zuwachs erhielt, zählt auf 67 Quadratmeilen über 238,000 Einwohner. Im Jahre 1815 wurde dem bisherigen Herzog der Titel eines Großherzogs verliehen. Im Jahre 1816 erhielt das Großherzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach eine neue ſtändiſche Verfaſſung, die ſich auf die Repräſentation der Rittergutsbeſitzer, der Bürger und Bauern gründet, eine Kammer feſtſtellt, aber öffentliche Sitzungen ausſchließt. Die Wahlen ſind frei, Freiheit der Preſſe aber ſteht nur auf dem Papiere.

Sachſen-Coburg-Gotha zählt auf 37 Quadratmeilen 130,000 Einwohner. Die ſtändiſche Verfaſſung von 1821 für Coburg und Saalfeld — welches letztere Fürſtenthum nunmehr mit Meiningen vereint — beſteht noch, ſo weit ſie ohne Saalfeld beſtehen kann. Dieſelbe gründet ſich auf eine Repräſentation der Ritterſchaft, der Städte (durch Stadträthe und Bürger) und der Dorfgemeinden, ohne daß jedoch dadurch dem Bauernſtande beſondere Vertreter gegeben werden. Für Gotha ſind die alten Feudalſtände: Grafen, Rittergutsbeſitzer und

Städte in einer Verſammlung geblieben, doch werden ſeit 1829 auch die unadeligen Rittergutsbeſitzer zu dem Landtage eingeladen. Die geographiſche Trennung beider Landestheile wird durch die im Jahre 1832 vollendete Kunſtſtraße vermindert, welche in Folge eines Vertrags mit Preußen von Gotha nach Coburg über den Thüringerwald geführt wurde.

Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen zählt auf 42 Quadratmeilen 140,000 Einwohner. Durch die neuen Erwerbungen des Jahres 1826 erhielt das Herzogthum nicht weniger als fünf verſchiedene Verfaſſungen, die im Jahre 1829 durch ein neues Grundgeſetz beſeitigt wurden. Es beruhet auf der Repräſentation der Ritterſchaft, der Bürger und Bauern. Wenn die meiningenſche Verfaſſung vernünftigerweiſe — d.h. politiſch-vernünftigerweiſe — der Preßfreiheit nicht gedenkt, ſo geſtattet ſie das Recht, Geſellſchaften zu erlaubten Zwecken zu ſtiften. Auf eine von dem Herzog Bernhard Erich Freund erlaſſene Aufforderung wurde die Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen von den Ständen beſchloſſen.

Acht und dreißigſtes Capitel.

Thüringen (Fortſetzung.)..Anblick von Thüringen. — Rückblick nach Heſſen. — Die Heſſenkarren und die thüringiſchen Fuhrleute. — Eiſenach. — Die Wartburg. — Erbauer und Zeit der Erbauung. — Streitigkeiten über den Bau, die vom Kaiſer geſchlichtet werden. — Verdeckter Gang der Burg. — Landgraf Ludwig der IV. oder Eiſerne. — Der Schmidt zu Ruhl. — Kaiſer Friedrich Barbaroſſa und Ludwig der Eiſerne. — Der Sängerkrieg auf der Wartburg. — Die Bettſponde Eliſabeths der Heiligen. — Eliſabeths Liebe zu ihrem Gemahl und Eiferſucht; ſeine Treue. — Nächtliche Andacht der Eliſabeth. — Die in Blumen verwandelten Lebensmittel. — Andere Wunder. — Schickſale der Eliſabeth nach dem Tode ihres Gemahls. — Sie ſtirbt in ihrem vier und zwanzigſten Jahre. — Ihre Heiligkeit und die Wunderkraft ihrer Bettſponde. — Margarethe, die Gemahlin Albrechts des Unartigen. — Luther auf der Wartburg. — Das Wartburgsfeſt und ſchlimme Folgen deſſelben. — Einige Merkwürdigkeiten der Wartburg. — Umgebungen. — Der Metiſtein. — Eiſenach in geſellſchaftlicher Hinſicht.

Hinter Markſuhl, einem eiſenachſchen Städtchen, überſah ich zum erſtenmale von einem hohen Berge aus Thüringen. Gegen Weſten lag in trauriger Kleidung Heſſen und Fulda, unter Sandbergen und Nadelhölzern, ein Anblick, der zwiſchen Bach und Markſuhl ſogar die

Färbung der Niederlauſitz annimmt; gegen Oſten dehnten ſich die bunten Wälder und die fruchtbaren Ebenen Thüringens aus. Die Gebirgsmaſſen, von düſteren Laubwaldungen begrünt, wachſen von Norden nach Süden herüber zu wilden romantiſchen Bergketten an, die ſich zum Thüringer Wald zuſammenſchließen. Wie die Gegend den Uebergang vom Rauhen zum Schmiegſamen bildet, ſo iſt auch der Thüringer eine Vermittelung des ſchroffen alten Heſſen mit dem nachgiebigen und lebendigen Oberſachſen, und ein treuer, fleißiger Menſchenſchlag tritt uns hier nach einem etwas ſtupiden und faulen entgegen. Dürftigkeit iſt entweder ſolche Urſache, oder ſolche Wirkung, und Dürftigkeit trifft man hier mehr als irgendwo in Heſſen. Schindeln bedecken die Wände und Dächer der Bauernhäuſer und gewähren dem Lehm einen Schutz, ohne welchen er den Schnee und Regen nicht lange ertragen würde; die Felder tragen noch wilde Aepfel- und Birnbäume, die den Menſchen gar nicht und den Schweinen nur zum Theil zu Statten kommen, denn der Branntwein, den man noch hie und da aus den Trebern des gekelterten Obſtes brennt, vermehrt neben den Kartoffeln Uebervölkerung, Dummheit und Faulheit, und bei den Schweinen in der Gegend von Bach gedachte ich mit Rührung ihrer weſtphäliſchen Ahnherren, die noch bis heute die Ariſtokratie aller deutſchen Schweine bilden. Am Fuße des Wald-

gebürges, das man von jenem Berge überſchaut, liegt ganz öſtlich Eiſenach in einem Thale verſteckt, aber hoch empor ragt die Wartburg auf einer ſchroffen Felſenſpitze. Die Landſtraße iſt hier durch Felſenwände von Granit gebrochen und an beiden Seiten von Buchen, Eichen und Kiefern eingefaßt. Man ſpürt ſchon die thüringiſche Forſtwirthſchaft, die vielleicht die umſichtigſte und umfaſſendſte iſt in Deutſchland. Und auf dieſer Straße, die eine der beſuchteſten iſt in Deutſchland, begegnet man, außer den Reiſenden, die hin und her rollen, jenen Fuhrwerken und Fuhrleuten, die ſeit Jahren in Deutſchland bekannt ſind. Wer kennt nicht die Heſſenkarren, die übrigens mit demſelben Rechte Thüringerkarren genannt würden. Man erkennt dieſelben ſogleich an ihrer langen, ſchmalen und hochaufgebauten Einrichtung. Sie ſind oben mit Leinwand bedeckt; die Räder außergewöhnlich hoch; die Deichſel aber iſt in Gabelform nur für ein Pferd eingerichtet. Thut es Noth, ſo ſpannt man dieſem einen Pferde mehrere andere in der Länge vor. Man wird einſehen, daß dieſe Einrichtung durch die gebirgige Einrichtung veranlaßt wurde: die ſchmalen und ſteilen Wege, die jetzt freilich von den Chauſſeen zum Theil beſeitigt ſind, waren die Urſache ſolcher Erfindung, deren hohe Räder dem Viehe allerdings die Laſt ſehr erleichtern. Die Pferde ſind ein kurzer, hoher und ſtämmiger Schlag, mit langen Mähnen; ihnen würden ſelbſt die

holprichſten Wege der Gebürge kein Hinderniß in den Weg legen. Die Fuhrleute ſind entweder Bewohner des Thüringer Waldes, oder der nahe daran liegenden Dörfer von Thüringen und Heſſen, und meiſt großgewachſene, ſtarke und blonde Leute, die Strapatzen, gleich ihren Gäulen, ertragen können, und ſchweigſam und geduldig neben denſelben in glühendem Sonnenbrande einherziehen. Weiße oder blaue Kittel ſind ihre eigenthümliche, faſt nationale Tracht, wie grüne und blaue Jacken die Leibtracht der andern thüringiſchen Bauern ſind. Den dreikrämpigen Hut tragen Fuhrleute und Bauern. Kurze Hoſen von Leinen und bis ans Knie hinaufragende Gamaſchen von demſelben Zeuge ſind gleichfalls allgemein. Ganze Dörfer in Thüringen leben von dem Fuhrweſen. Dieſe Leute durchfahren Deutſchland nach allen Richtungen hin, und man trifft ſie im Norden wie im Süden, hauptſächlich aber im Reiche, womit ſie die Lage ihres Landes zunächſt vermittelt. Sie ſind die gewöhnlichen Fuhrleute zwiſchen Frankfurt und Leipzig, verfahren ſächſiſche Kunſtprodukte ins Reich und bringen als Rückfracht Mineralwaſſer, Weine, Kaſtanien, Wallnüſſe und Bamberger Zwetſchen mit. Viele unter ihnen handeln ſelbſt mit Wein und Selzerwaſſer und erringen ſich nicht ſelten eine Wohlhabenheit, die ihnen die Natur ihres Geburtslandes nie gewähren würde.

Ein Engpaß führt aus dem ehemaligen oberrheini-

ſchen Kreiſe in das Thüringerland. Jenſeit der Tiefe deſſelben liegt Eiſenach. Die Wartburg hängt über dem Haupte des Reiſenden, an ſteiler Felſenwand, die Straße mündet in das Thal und man fährt in die breite, aber niedrig gebaute Vorſtadt ein. Schneeweiß tritt uns die alte lutheriſche Stadt entgegen, denn ein Pulverwagen verurſachte hier im Jahre 1810 eine Exploſion, wie einſt die Bibelüberſetzung eine ſolche in der Kirche. Seitdem wurde die Stadt größtentheils vom Grunde aus reformirt und erhielt jenes klare, reinliche proteſtantiſche Colorit, das im dichten Walddunkel der Thüringer Berge ſo wohlthut und in engen ſymboliſchen Beziehungen zu der nahen Wartburg zu ſtehen ſcheint, die zwar nicht mit der Bibelüberſetzung in die Luft flog, aber doch recht ſehr moderniſirt worden iſt. Eiſenach ſelbſt bietet nichts Merkwürdiges, jedoch wenn man nur den Fuß aus dem Wagen ſetzt, begegnet man Leuten, die ſich zu Führern nach der Wartburg erbieten. Der Weg dorthin erhöht ſich ſchon in der Stadt, die am Abhange des Berges liegt, und wird immer abſchüſſiger. Nicht auf geradem Wege kann man die Höhe erſteigen, deſto angenehmer windet ſich der Schlangenpfad zwiſchen Gärten und Promenaden und in den höheren Regionen zwiſchen gewaltigen, mit Laub und Moos bewachſenen Felſen hin. Alſo erreicht man unter ſteter Abwechſelung die Spitze des Vorgebürges. Die letzten Stufen deſſelben ſind durch Wände durchgearbeitet, welche die Natur aus dem härteſten Gra-

nit gemacht und mit Quarz und Glimmer ausgesprengt hat. Dreifache Gewölbe verwahren den Eingang durch drei Thore. Ein Drache, über dem Außenthore in Stein gehauen, verschlingt den Kundschafter mit dem verrätherischen Briefe, und man erkennt in dieser Anspielung das Symbol der Wachsamkeit. Die Kanonen, die heut zu Tage an der Brustwehr, nahe am Thore, aufgepflanzt sind, dienen nur zu Signalen bei Feuersgefahr im Thüringer Lande und sind ohne alle feindliche Bedeutung.

Ludwig der Springer war der Erbauer der Wartburg, deren Ursprung also in das eilfte Jahrhundert fällt. Er soll diesen Felsen einst auf der Jagd erstiegen, und hier, in Bewunderung der Lage, entzückend ausgerufen haben: „Warte, Berg, du sollst mir ein Schloß werden!" — eine Ableitung, die mir weit unwahrscheinlicher vorkommt, als jene von einer Warte, die denn doch wohl erster Zweck war. Der Burgbau wurde Ursache eines Streites mit den Besitzern des Schlosses auf dem Mädel- oder Metilstein, ganz in der Nähe der Wartburg. Um nun den Bau sicherer zu betreiben, ließ Ludwig der Springer auf seinem Schlesse Schauenburg zwei hölzerne Burgfrieden verfert'gen und diese, ehe sich's die Gegner versahen, auf dem Berge aufschlagen. Diese verklagten den Landgrafen hierauf bei dem Kaiser Heinrich IV., der den Streit durch einen Eid schlichtete. Ludwig nämlich mußte nebst zwölf Rittern beschwören, daß der Berg zu seinem Gebiete gehöre. Und so gewann er den Pro-

ceß. Das Schloß war urſprünglich mit Blei gedeckt und ſoll einen unterirdiſchen Gang bis zur Stadt Eiſenach gehabt haben, woran man übrigens, in Erwägung der Höhe und der Felſen, billigerweiſe zweifeln möchte. Nichtsdeſtoweniger wird in dieſer Hinſicht eine curioſe Geſchichte erzählt. Die Burg wurde belagert, und da die Belagerer den Proviant der Belagerten erproben wollten, verlangten ſie einen Fiſch und eine friſche Semmel von ihnen. Sie erhielten Beides und zugleich den Nachweis, daß die Belagerten mittelſt des bedeckten Ganges eine fortwährende Communication mit der Stadt unterhalten könnten. Somit hob man die Belagerung auf, und es fragt ſich nur, ob es nicht rathſamer geweſen wäre, die Communication mit Eiſenach in gewöhnlichem Wege zu verhindern, indem man dem Ausgang nachgeſpürt hätte. Aber die Wartburg iſt an bunten Hiſtorien reichhaltig. Hier reſidirte auch Landgraf Ludwig II., oder der Eiſerne.*) Er gelangte ſehr frühzeitig zur Regierung und lebte luſtig und ausgelaſſen in den Tag hinein, ohne ſich um die Wohlfahrt des Landes zu kümmern, das unter dem Uebermuth der Vaſallen hart danieder lag. Auf einer Jagd verirrte ſich der Landgraf einſt ſo weit von der Wartburg, daß er bei einbrechender Nacht ein Unterkommen in der Werkſtätte eines Ham-

*) Die Zählung der thüringiſchen Landgrafen beginnt erſt von dem Sohne Ludwigs des Springers, der der erſte Landgraf von Thüringen war.

merſchmidts in der Ruhl nehmen mußte, dem er ſich als einen Knappen des Landgrafen vorſtellte. Der Schmidt hämmerte eben glühende Eiſen auf ſeinem Amboſe, und brach bei jedem Schlage in die Worte aus: „Landgraf! werde hart!“ Dieſer forſchte nach dem Sinne der Worte und erhielt aus dem Munde des Schmidts die Belehrung, wie er regieren müſſe. Man widerſetzte ſich ſeinen Reformen, weil die bisherigen Misbräuche zur ſüßen Gewohnheit geworden waren; aber der Landgraf behielt in der Fehde, die nun folgte, die Oberhand. Er bemächtigte ſich der Uebelberüchtigtſten und ließ ſie je vier und vier an den Pflug ſpannen, indem er ſelbſt den Ackermann vertrat und mit der Peitſche den Zug leitete. Der Landgraf erhielt ſeitdem den Beinamen: der Eiſerne, und der Wohlſtand der Thüringer Bauern ſchreibt ſich ſicherlich zum Theil von jener energiſchen Maßregel her, die in einem Bilde des Landgrafenſaales verewigt worden iſt. Iſt der Landgraf Ludwig der Eiſerne auf demſelben wirklich Portrait, ſo werden die großen und edlen Züge des Geſichts, die ſich zu Kraft und Standhaftigkeit verſchlingen, um ſo mehr imponiren. Daß dieſe Sage nicht ganz ohne Grund iſt, erſieht man noch aus der Bezeichnung: Adelacker, die jenem mit der widerſpenſtigen Ariſtokratie gepflügten Lande beigelegt wurde und die ſich noch im Munde des Volkes erhalten hat, obwohl man wegen der geſchichtlichen Stelle zweifelhaft iſt, denn es gibt einen Adelacker unweit Altenſtein und einen

anderen unweit Neuenburg. Auch das Haus des Rudlieb Schmidts suchte man zu erhalten, denn der Eisenhammer wurde erst spät in einen Zainhammer, noch später in eine Schleifmühle verwandelt, und jetzt deuten Hof und Garten Jacob Zimmermanns und Johannes Zieglers seine Stätte an. Der Landgraf gewöhnte indeß seine Vasallen später dermaßen an Recht und Unterwürfigkeit, daß sie zu jeder Zeit seines Winkes bereit waren. Einst besuchte ihn sein Schwager Kaiser Friedrich Barbarossa, der noch bis heute im Kyffhäuser sitzt. Es gefiel dem stolzen Herrn sehr wohl auf den Schlössern in Thüringen, nur hielt er dafür, die Neuenburg, auf der man sich gerade befand, sei wenig befestigt. Ludwig antwortete, binnen drei Tagen getraue er sich, ihm eine Mauer um sein Schloß zu zeigen, die gewiß von keiner im Reiche übertroffen werden solle. Demnach bot er seine Lehnsleute auf, und stellte sie am dritten Tage frühmorgens gewaffnet in Reih und Glied um das Schloß herum. An solcher Mauer aus Fleisch und Blut und Leib und Leben, aus Stahl und Eisen konnte selbst der Kaiser nichts aussetzen.

Unter Hermann I. und dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten war die Wartburg sogar eine Academie der Künste und Wissenschaften in der Bedeutung des dreizehnten Jahrhunderts. Walther von der Vogelweide und Heinrich von Ofterdingen stritten sich hier im Heldenlied um den Landgrafen Hermann und den Herzog von Oesterreich. Heinrich von Ofterdingen gewann den

und Walther von der Vogelweide verlangte einen
Wettgang. Jeder hatte seinen Anhang unter den
n Dichtern, und Irmmar der Alte und Wolfram
henbach sollten die Schiedsrichter sein. Nun aber
e es sich nicht um einen Preis für den Sieger,
um einen Schimpf für den Besiegten. Der
ichter von Eisenach sollte mit dem Schwerte über
nor des Letzteren entscheiden. Man sang wie
Muth, Wuth und Verzweiflung, aber als Wal-
r der Vogelweide und sein Anhang erkaben, es
der Sieg Heinrich von Ofterdingen bleiben,
s die Freunde jenes durch Kunstgriffe dahin,
Entscheidung durch Würfel herbeigeführt werde
Lösung, die mancher Academie noch heute
sein könnte. Aber Heinrich von Ofterdingen
lich und sollte nun aus zweien Gründen den
rlieren. Da schlug sich die Landgrafin Sophie
tel und man verschrieb aus Ungarn den berühm-
ter Klingsohr, als Schiedsrichter. Klingsohr
nun selbst mit Wolfram von Eschenbach in einen
it ein. Man gab einander Räthsel auf. Aber
hr wird dermaßen in die Enge getrieben, daß
h aus Verzweiflung den bösen Geist zu Hülfe
Wie der geholfen hat, weiß man nicht, aber eine
Versöhnung führte der Landgraf herbei und ein
l, bei welchem sich Alle die Hände reichten, wie

solches noch heute in der Literatur Sitte ist. Diese Thatsachen erzählt uns ein sehr mittelmäßiges Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts, das die Gelehrten leider zu einer historischen Grundlage gemacht haben, obwohl es am Tage liegt, daß jene Ausschmückungen nur Erfindung des Dichters sind, der höchstens einen Wettgesang auf der Wartburg als wirkliche Thatsache vorfand.

Die Bettstrohe Elisabeths der Heiligen findet man noch in einem Zimmer der Wartburg vor — wenn es nicht ist, in einem engen Raume neben dem Landgrafensaale. Wer hätte nicht von der frommen Sw[illegible] nennen vernommen, die den Bußübungen Konrads von Marburg schon im vier und zwanzigsten Jahre erlag. Sie war die Tochter des ungarischen Königs Andreas II und wurde in ihrem vierten Jahre dem eilfjährigen Sohne Hermanns I. vermählt, der unter dem Namen Ludwig IV., oder der Heilige bekannt ist. Beten und fromme Stiftungen machen, waren von Kind an ihre liebste Beschäftigung und unzählige liebliche Sagen, denen die Poesie der katholischen Kirche einen romantischen Wunderschein verlieh, und Justi in seinem Leben Elisabeths historische Würdigung, die aber neuerlich wiederum von dem französischen Pair Montalembert freilich in geistreicher, aber hierarchischer Weise erklärt wurden, umtönen die Wartburg. So erzählt man von der frommen Elisabeth, dieselbe sei, bei allem Gebete, gar eifersüchtig auf ihren

Gemahl gewesen, und nie habe derselbe nach Hause kommen dürfen, ohne ihr ein Geschenk, oder sonst „einen Beweis seiner Liebe" zu bringen. Einst unterließ er es. Elisabeth härmte sich dessen sehr und die Hofleute truben gern Oel in's Feuer, weil die Wartburg durch die Heiligkeit der Landgräfin gar langweilig werden mochte. Somit klagte Elisabeth ihr Leid dem Schenken Walther von Vargel, und dieser war ehrlich genug, den Gebieter deshalb zu befragen, als er ihn einst nach Reinhardsbrunn begleitete. Indem er den Kummer des liebekranken Herzens der Gräfin mit den herzzerreißendsten Worten schilderte, versetzte er den Landgrafen in solch Mitleiden, daß derselbe, wie außer sich, auf den Inselsberg wies: „Sieh" — sagte er — „dieser Berg, und wär' er auch ganz von seinem Gold, könnte mich nicht bewegen, meiner geliebten Elisabeth untreu zu werden. Sag' ihr dieses, und bringe ihr zum Beweise das Kleinod." Hier nahm er aus einem sammetnen Beutel, den er an der Seite hängen hatte, einen doppelten elfenbeinernen Spiegel, auf dessen einer Seite der Erlöser am Kreuze gemalt war. Diesen gab er Walthern von Vargel, auf daß derselbe ihn der Landgräfin zum Unterpfand seiner fortdauernden ehelichen Treue einhändige. Freudig eilte der Schenk damit zur Fürstin, und diese freute sich der Versicherung sehr.

Nichtsdestoweniger — fügt der Chronist, der solches erzählt, hinzu — fand Elisabeth mehr Vergnügen am Beten, als an den Freuden des Ehebetts. Alle Nächte betete sie. Blieb sie aber zu lange aus, so holte sie der Landgraf selbst wieder zu sich in's Bett, wobei er sehr zärtlich gewesen sein soll. Eine Hofdame mußte die Landgräfin jedesmal zur nächtlichen Andacht wecken, damit sie dieselbe nicht verschlafe. Bei einer solchen Gelegenheit erwischte die Hofdame Eisentraut einst den Fuß des Landgrafen, indem sie den Fuß seiner Gemahlin zu greifen vermeinte. Elisabeth selbst aber schlief oftmals über dem langen Gebete ein. Daß der Landgraf mit solcher nächtlichen Störung nicht sehr zufrieden war, mag man leicht einsehen. Wenn er aber seiner Gemahlin deshalb Vorwürfe machte, so war ihre Antwort allemal: „sie könne ohnedieß nicht immer beten, dafür wolle sie desto mehr ihr Fleisch kreuzigen." Willig geißelte sie sich oft mit der größten Standhaftigkeit. Dennoch blieb die Liebe ihres Gemahls unerschütterlich, wie mich der Kaplan der Wartburg unmittelbar vor dem geräumigen zweischläfrigen Ehebett des Landgrafen Ludwig und der Landgräfin Elisabeth versicherte — und als jenen mit ein Ritter zu Wartburg ansprach, er möchte ihm doch zu einem Leibeserben behülflich sein und seine Stelle bei der Gattin vertreten, brachte der Landgraf lieber eine Patwerge mit, welche den Gatten selbst in den Stand

...n sollte, eines Stellvertreters im Ehebette entbehren ... können.

Jenes Bild in der Schloßkapelle von der Mildthätig... der Elisabeth räumte sogar die Bibelübersetzung nicht ... dem Wege, aber man hing eine Armenbüchse dane..., um doch einen reellen Nutzen aus dem Wunder zu ...en. Elisabeth nämlich ging eines Tages mit einem ...rbe voll Lebensmittel in der Hand die Wartburg hin..., um die Armen in Eisenach zu speisen. Ludwig, der ... unvermuthet entgegentrat, fragte sie trotzig, was in ...m Korbe sei? Bestürzt antwortete sie: Blumen. ...m indeß schien die Antwort verdächtig und ohne Zau...rn hob er den Deckel auf. Wirklich lagen Blumen ...n Korbe, die allerdings eine bessere poetische Verherr...chung verdient hätten, als die, welche das Armencolle...um unter das Bild setzte:

„O, ihr Edeln! denket bei dem Bilde
Jener Menschenfreundin, die voll Milde,
An den Armen, dessen Dank Euch lohnt;
Und es blüh' auf Euern Wegen
Euch die süße Freud' entgegen,
Die allein in guten Herzen wohnt."

Schenkte Elisabeth, statt Geldes, das ihr natürlich ...i den vielen Wohlthaten häufig ausging, ihre kostba...n Kleider an die Armen, so erhielt sie von Engeln im...er kostbarere. Aus dem Elisabethsbrunnen schöpfte ...e Fische, statt Wassers. Mit einem Blindgeborenen

betete sie und er wurde sofort gesund. Verrichtete sie ihr Gebet bei Regenwetter unter freiem Himmel, so wurden ihre Kleider doch nicht naß.

Nachdem Ludwig der Heilige auf einem Kreuzzuge zu Otrante gestorben war, mußte Elisabeth von dem Bruder ihres Gemahls, dem Landgrafen Heinrich Raspe (der Raube), vielerlei Kränkungen erleiden. Er war der Vormund ihrer Kinder und der Nachfolger in der Regierung Thüringens, das er jenen zu entziehen beabsichtigte. Deshalb verstieß er die fromme Elisabeth mit Sohn und Tochter aus der Wartburg, und ließ sogar in Eisenach bekannt machen, es geschähe ihm kein Gefallen, nähme man die Verstoßenen auf. Und selbst in jener Zeit galt das Gebet des Fürsten mehr, denn alle Frömmigkeit. Elisabeth irrte mit ihren Kindern auf dem Arm und an der Hand umher, und wurde selbst von den niedrigsten Menschen in Eisenach gemißhandelt. Endlich rettete sie sich in das von ihr gestiftete Spital, von wo sie hernach ihre Tante, die Herzogin Sophie zu Ratzingen, abholen ließ. Ihr Oheim, der Bischof zu Bamberg, aber wies ihr das Schloß Bottenstein an. Wenn sie sich an und versah sie mit einem kleinen Hofstaat. Bald darauf gelangten die Gebeine ihres Gemahls nach Bamberg, und die Landgräfin begleitete dieselben in feierlicher Procession zur Ruhestätte nach Reinhardsbrunn. Bei der Versenkung war auch der Landgraf Heinrich Raspe

gemwärtig. Diesem machte der Schenk Rudolph von Vargel die freimüthigsten und eindringlichsten Vorstellungen wegen seiner lieblosen Handlungsweise und bewirkte dadurch eine Sinnesänderung des Rauben. Er nahm Elisabeth mit sich auf die Wartburg an seinen Hof. Doch diese hatte beschlossen, ihre letzten Tage in der Einsamkeit hinzubringen. Nach Verlauf eines Jahres bat sie den Landgrafen, ihr einen Ort anzuweisen, wo sie ohne Geräusch und Glanz leben konnte. Er räumte ihr Marburg sammt dem ganzen Gebiete ein, und gab ihr 500 Mark Silbers zu ihrer Einrichtung. Wie sie dort unter Bußübungen und Gebet und unter der frommen Zuchtruthe Konrads von Marburg, ihres Beichtvaters, drei Jahre lang gelitten, haben Galetti Justi und Montalembert beschrieben; aber die Heiligkeit, die ihr Gregor IX. bewilligte, ging sogar auf die große hölzerne Bettsponde über, aus welcher sie sich so oft entfernte, um ihre Seele im Gebete Gott zuzuwenden. Zahnstocher aus diesem Holze vertreiben alle Zahnschmerzen, besonders wenn der Wunsch erfüllt wurde, den man am Grabe der Elisabeth, mit dem Zahnstocher in den Händen, aussprach:

„Mir gesches, wie dir gesches,
Nimmermehr die Zahn' thun weh!"

Uebrigens bin ich nun doch überzeugt, daß die hölzerne Bettsponde, die man noch heute auf der Wartburg

vergißt, nicht aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührt; denn daß die Zahnstocherfabrik bis auf die neueste Zeit vorgehalten, ließe sich nur durch ein allerneuestes Wunder erklären, sintemal jene Wettsprache, als ich sie im Jahre 1830 sah, wörtlich ohne alle Beschädigung war.

Außer dem Namen Elisabeth knüpft sich der Name Luther an die Wartburg. Welche Gegensätze binnen einigen Jahrhunderten. Elisabeth flieht an der Hierarchie, und die Hierarchie kürbt an Luther. Dieser wurde hier in freundschaftlichem Verwahrsam von seinem Gönner, dem Kurfürsten von Sachsen, gehalten, und seine Lage schien ihm selbst so wenig bedenklich, daß er in den Briefen aus der Wartburg allerlei Kurzweil trieb, obwohl ihm das Gefängniß und die angestrengte Arbeit körperliche Beschwerden genug verursachten. So klagt er unter Anderm über die Sünden und Versuchungen, die ihn plagten, über Geilheit, Faulheit, Müssiggang und Schlafsucht, besonders aber darüber, daß er von Gott mit großer Pein in den Hintern geschlagen werde, ein Beweis, daß selbst die Bibelübersetzung keinen Schutz verlieh gegen die alten Leiden der Gelehrsamkeit, die meinen Freund Wienbarg einmal zu dem Zweifel veranlaßten, es stehe doch noch sehr dahin, ob der Mensch geboren sei, um Bücher zu schreiben. Wenn aber Gott Luthern in den Hintern schlug, so machte der Teufel ihm in anderer Weise zu schaffen. Er hörte ihn oft unter

[illegible] Haselnüssen rumoren und fand auch, daß der Teufel Haselnüsse fresse. Nicht weniger störte ihn der Teufel in der Bibelübersetzung, und Luther warf ihm das Tintenfaß an den Kopf. Ueber diese Erscheinung und den dadurch veranlaßten Dintenfleck sind natürlich einige Controversen entstanden, aber der Magellan versicherte mich, daß der Teufel in den Haselnüssen aus Ratten und Mäusen bestanden habe, und der Teufel an der Wand sei eine große Schmeißfliege gewesen, wodurch allerdings die Conjectur des Herrn Petri, eines Geistlichen im Eisenachischen, der bereits im vorigen Jahrhunderte behauptete, der Teufel sei Luthern auf einem ganz andern Fleck der Stube in Gestalt einer Fliege erschienen, eine bedeutende Wahrscheinlichkeit erhält.

Abgesehen von Elisabeth und Luther, hat auch ein neueres Ereigniß die Wartburg wiederum in größere Beziehungen gebracht, wiewohl nicht in erfreulicher Weise; ich meine das Burschenfest vom 18. October 1817, dessen sich die Diplomatie als eines Grundes bemächtigte, um die nationalen Ideen, die seit dem Befreiungskriege immer mehr um sich griffen, in ihrer Ursprünglichkeit zu unterdrücken. Man hatte, in Erinnerung des lutherischen Auto da Fe's zu Wittenberg, acht und zwanzig Bücher verbrannt, die man gegen den Geist der Zeit glaubte und die man eben deshalb besser unverbrannt gelassen hätte, denn der Geist der Zeit ist das beste Feuer

gewesen gegen Kotzebues „Geschichte des deutschen Reichs", Haller's „Restauration der Staatswissenschaft", von Cölln's „Vertraute Briefe", Saul Ascher's „Germanomanie", die „Statuten der Adelskette" u. s. w. Auch der Corporalstock und der Haarzopf, die man den Büchern nachwarf, sind besser durch den Geist der Zeit vernichtet worden. Nichtsdestoweniger sah man ernstliche Beziehungen in diesen und anderen Thatsachen, obwohl das Auto da Fé jener Bücher nur von Einzelnen ausging, wenn es auch fast im Allgemeinen gebilligt wurde. Man hielt dafür, daß die dreihundertjährige Reformationsfeier und die der Leipziger Schlacht, die man auf der Wartburg beging, in engeren politischen Beziehungen ständen, obwohl man doch einsehen mußte, daß alle Vorschläge und Absichten, die hier verfolgt wurden, nur eine sittlich-nationale Richtung hatten. Diese artete erst dann aus, als man mit Criminaluntersuchungen und den perfidesten Gegenschriften einschritt, aber auch nur bei Einzelnen in dem Grade, daß sich staatsgefährliche Vorfälle ergaben. Im Ganzen vielmehr verfuhr man offen und frei und setzte den Insinuationen seiner Gegner jene Treue und Selbstlosigkeit entgegen, die freilich, indem sie die vorliegenden Beschuldigungen entkräfteten, doch in Berücksichtigung eben der moralischen Kraft, die den Angeklagten innwohnte, dem conservativen Systeme um so gefährlicher

schienen. Jetzt fürchtete man nicht, was geschehen war, sondern was mit solchen Menschen geschehen könnte. Die großen Ideen, die seit dem Befreiungskriege in der Jugend lebten, wollte man mit einem Schnitte abschneiden, und die Burschenfeier mußte dazu dienen, diesen Schnitt zu rechtfertigen. Man griff die Universitäten an, als die Wurzel alles Uebels, die Universitäten, die nicht nur für die Wissenschaften so ergiebig gewesen waren, sondern auch für die Ordnung der Dinge, indem hier seit Jahren alle jene Grundsätze gelehrt wurden, die die Unterwürfigkeit im Innern und die Freiheit nach außen hin befestigten. Wäre Deutschland ohne die Universitäten frei geworden von Napoleon? Wäre Deutschland ohne die Universitäten unterthan geworden so vielen Fürsten, wie seit der Reformation bis zum Befreiungskrieg nach und nach erstanden? Indeß man fürchtete, die Universitäten möchten die Probe nicht mehr halten und, statt den Einzelnen, dem Volke dienen. So mit klagte man sämmtliche Hochschulen an, und sämmtliche Hochschulen wurden in eine untergeordnetere Stellung gebracht, als sie vor dem Befreiungskriege eingenommen hatten. Napoleon nämlich hatte sich über die „Ideologen" wie er die Professoren nannte, getäuscht; die deutschen Fürsten, die sie in der Zeit der Noth von der besseren und thatkräftigsten Seite hatten kennen lernen, wollten sich nicht über sie täuschen. Sie glaubten

deshalb dem „Memoire" des Herrn von Stourdza, der mit aller frechen Unkenntniß, wie sie einem ungebildeten Moldauer zuzutrauen, über die heiligsten Interessen des deutschen Volkes aburtheilte. Also wurde die Wartburg bei Eisenach, wo Luther einst durch seine Bibelübersetzung den Grund der deutschen Universitäten gelegt hatte, nach dreihundert Jahren die unschuldige Ursache des Verfalls derselben, ein Verfall, der seit jenem „Memoire" bis zum Regierungsantritt des Königs Ernst August von Hannover fast mit Riesenschritten um sich gegriffen und die Begriffe Lehr- und Lernfreiheit, die die Grundlage aller deutschen Universitäten bildeten, zu den Hundertstelbegriffen herabgewürdigt hat.

In der Schloßkapelle der Wartburg zeigt man die Kanzel, auf welcher Luther gepredigt hat, und das Modell der ehemaligen Festung Grimmenstein bei Gotha, die bereits im Jahre 1567 demolirt wurde. Es ist von dem Herzoge Johann Ernst verfertigt, von dem auch die vier Handmühlen herrühren sollen, die sich im Maschinenhause befinden. Das bekannte Zimmer Luthers ist klein und noch bis auf den heutigen Tag gefängnißartig. Nur die Lage ist hoch und frei und der Anblick von den belaubten Felsen in die Tiefe überraschend. Nur ein Fenster gen Süden gestattet diese Aussicht, sonst ist Alles vermauert. Der Boden ist Estrich und der weltberufene Dintenfleck ist der schwärzliche Granit der

Mauer, der freilich von keinem Weißtüncher auf die Länge beseitigt werden kann. Natürlich wird den Fremden noch heute ein Tisch vorgezeigt, an welchem Luther die Bibelübersetzung geschrieben haben soll; aber die Curiositätensucht und lutherische Frommigkeit haben den ursprünglichen Tisch längst aufgeräumt, und der, welcher heut zu Tage vorgewiesen wird, soll aus Möhra zum Besten des Kastellans beigeschafft worden sein. Neuerdings mag derselbe bei den Spänen, die vom Tische abgeschnitten werden, übrigens weniger seine Rechtfertigung finden.

So hoch auch das Lutherzimmer über Felsen und Klippen gelegen, so schwindelnd auch die Tiefe, die Landgräfin Margarethe, die Gemahlin Albrechts des Unartigen, überwand diese Hindernisse. Kunigunde von Eisenberg hatte den Sohn Heinrichs des Erlauchten in alle jene Verwirrungen der Leidenschaften verlockt, die ihm den Namen des Unartigen von der Geschichte erwarben. Aber die Geschichte hatte wenigstens damals für die Sünden der Fürsten gelinde Bezeichnungen; Albrecht beabsichtigte nichts weniger als den Tod seiner Gemahlin, damit er Kunigunde von Eisenberg ehelichen könne. Versuche, die Gattin zu vergiften, gelangen nicht, somit beschloß man, dieselbe Nachts im Bette erwürgen zu lassen. Zu dem Ende also wurde mit dem Eisentreiber unterhandelt. Dieser sollte in der Gestalt eines bösen Geistes über die Tochter Friedrichs II. kommen. Als aber die bestimmte

Stunde herannahte, mochte den Eisentreiber das Gewissen mahnen, oder er fühlte sich auch nicht stark genug zur That. Genug die Schlafende erwachte über dem Geräusch, und jener fiel ihr zu Füßen und gestand Alles. Nun wurde ein Schenk von Vargel — eine Familie, die überhaupt bei der thüringischen Geschichte und den Familienverhältnissen des Landgrafen sehr betheiligt ist herbeigerufen und ihm Alles mitgetheilt. Der Entschluß war schleunige Flucht. Indeß Margarethe konnte nicht ohne Abschied von ihren Kindern, die Burg verlassen. Sie staab sich zu den Schlafenden, herzte und küßte sie und biß in ungestümer Umarmung den mittelsten Sohn, Friedrich, ihren Liebling, in die Wange. Daher erhielt die thüringische Geschichte einen Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange. Margarethe flüchtete sich hierauf über den Gang des Rittersaales in das Lutherzimmer und ließ sich hier über die Klippen in die Tiefe hinab. Zu Fuß mußte sie bis zum Schlosse Kreuzberg wandern, von da eilte sie über Fulda nach Frankfurt a. M., wo sie als kaiserliche Prinzessin mit aller Auszeichnung empfangen wurde.

Pittoreskere Umgebungen, als die der Wartburg, mag nicht leicht eine deutsche Burgruine aufzuweisen haben. Die Wartburg liegt inmitten aller jener Naturreize, die man passend mit dem Namen: thüringische bezeichnet. Wald und Fels und Thal mit schäumenden

Flüssen und plätschernden Bächen und mit duftigem, hellen Grün fassen die alte Residenz der thüringischen Landgrafen ein, die nur in dem neueren Gewande, womit man die Außenseite ergänzte und die Burg im Stande erhielt, einen nicht angenehmen Contrast mit der Geschichte und der Poesie bildet, die auf ihr ruhen. Das rothe Dach und die gelben Mauern, die uns, wenigstens nach der einen Seite zu, entgegentreten, passen nicht zu jenem Colorit der Sage und der historischen Ereignisse, das die Phantasie sich geschaffen hat. Wie man übrigens vernimmt, soll jetzt, und zwar auf unmittelbare Veranlassung des Großherzogs, eine Restauration der Wartburg im alterthumlichen Sinne vorgenommen und das Fundament und die verschüttete Grundmauer ausgegraben werden. Die Aussicht aus dem Zimmer des Kastellans im Ritterhause reicht westwärts bis nach Kassel hin, nordwärts übersieht man einen großen Theil des gesegneten Thüringens.

Eisenach ist ein gewerbsames, wohlhabendes und belebtes Städtchen, von ungefähr 10000 Einwohnern, das durch die Communication des nordöstlichen Deutschlands mit dem südlichen und die wachsende Reiselust von Tage zu Tage gewinnt. Ich ziehe es selbst Weimar vor, das noch vor einigen Jahrzehnten an unverhältnißmäßiger Dürftigkeit litt und jetzt erst anfängt, sich zu regen. Einigermaßen interessant ist diese Stadt

durch den Uebergang von Hessen und dem niedersächsischen Ton im weitern Sinne zu der obersächsischen Weise, die hier bereits geübt wird. Der gemeine Mann spricht noch mit hessischer Betonung; der gebildete sächselt wenigstens entfernt. Das Leben ist bereits ganz obersächsisch, d. h. fein, und, wenn man dafür Geld zahlen muß, theuer. Uebrigens trinken die Damen, wie in Hessen, öffentlich gern Bier, was der meißnerische Sachse schwerlich thun wird, und das heitere, ungezwungene Benehmen ist auch thüringisch und nicht obersächsisch. Aber obersächsisch sind schon die Physiognomien und die Körperbildung der Weiber. Hessische Häßlichkeit unter den gemeinen Ständen schwindet hier gemach; die Haut ist weiß und zart und contrastirt besser mit dem lichtblonden Haar, als in Hessen; die Knochen sind fein und zierlich, während die hessischen Bauern meist von langem, kräftigen Knochenbau sind. Kurz, obersächsische Merkmale blitzen allenthalben durch, zu denen man auch die sehr hübschen Damen unter den Vornehmeren zählen kann. Die langen schwarzen oder blauen Regenmäntel der Weiber sind thüringisch, thüringischer aber sind die turbangewundenen Kopfbedeckungen und die gewaltigen schwarzen, mit weit herabfallenden Bändern geschmückten Hauben der Bäuerinnen, die das Haupt wie eine Grenadiermütze überragen, und gar stattlich zum Gesichte stehen und zu den kurzen faltigen Röcken. Wenn ich von dem theueren Leben sprach, so mag man diese

Anmerkung auf die Gasthäuser ausdehnen, die bereits ganz in der schmalen und unverhältnißmäßig kostspieligen Manier Obersachsens, und vorzüglich Leipzigs, eingerichtet sind, und nur in Gotha eine Ausnahme machen.

Die eigentliche Beschäftigung der Eisenacher ist Garten- und Ackerbau. Um die Stadt herum ist deshalb reges Leben, als in derselben, und die Gartencultur kann hier Liebhabern sogar Unterhaltung gewähren. Alle Felder und Anhöhen im Umkreise der Stadt enthalten schön angebautes Gemüseland, und zur Stadt selbst werden vielleicht 900 Garten gehören. Die Erzeugnisse des Bodens finden einen sehr vortheilhaften Absatz in den thüringischen und hessischen Berggegenden.

Neun und dreißigstes Capitel.

Thüringen (Fortsetzung). — Weg über den Thüringerwald nach Gotha. — Liebenstein und Altenstein. — Der Lutherbrunnen und die Lutherbuche. — Der Inselberg. — Ruhla. — Schmalkalden. — Salzungen. — Waltershausen. — Tenneberg. — Das Leben in dieser Gegend. — Schnepfenthal. — Die Salzmann'sche Erziehungsanstalt daselbst. Lage und Gebäude des Instituts. Schwierigkeiten der Gründung. Richtung des Erziehungswerks. Resultate.

Die Chaussee von Eisenach nach Gotha führt über Fischbach, Eichrodt, Kebsaf, Kälberfeld, Sedelstett, Mühlenstett, Teutleben und Aßbach, bunter und interessanter aber ist der Weg längs des Thüringer Waldes über Wilhelmsthal, das meiningensche Bad Liebenstein, den Inselberg, Waltershausen u. s. w. nach Gotha. Liebenstein mag als Bad mittelmäßig sein, als Gegend gehört dieser Ort zu den einladendsten Districten Thüringens. Deshalb trifft man hier auch wenig Brunnengäste, aber die Reisenden versäumen Liebenstein mit so

nen Environs gewiß nicht. Schon Herzog Casimir von Coburg ließ den Sauerbrunnen fassen im Jahre 1614; während des dreißigjährigen Krieges aber dachte man nicht an Bäder; später, nachdem Liebenstein an Sachsen-Gotha gefallen war, poussirte man das Bad von Neuem, das jedoch erst unter Herzog Georg von Sachsen-Meiningen [illegible] denn Liebenstein ging aus einer Hand in die andere über [illegible] eine ausgedehntere Bedeutung erhielt. Man wählte es nämlich zur Sommerresidenz der herzoglichen Familie und dieser Mittelpunkt machte auch den Brunnen anziehender. Die Ruine Liebenstein steht auf einer Bergkuppe, die eine anmuthige Aussicht gewährt, aber die schönsten Parthien liegen in der Umgebung von Altenstein. Neben den Ruinen der alten abgebrannten Burg ließ hier bereits im Jahre 1739 der Herzog von Sachsen-Meiningen ein Schloß erbauen, und keine Wald- und Felsenparthie Thüringens mochte sich mehr zu einem solchen Bauergnen, der zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausgedehnt und verschönert wurde. Die Natur hat ihr ein weites Terrain für jene Anlagen eröffnet, die die Kunst um Altenstein zog und die in einer Weise dem thüringischen Farbenton angepaßt wurden, daß man fast überall die größte Harmonie gewahrt. Grotten, Pyramiden, ja sogar der gewaltige in Stein gehauene Blumenkorb auf einem 60 Fuß hohen Felsen, sind in jenem buntromantischen, geheimnißvollen,

mährchenhaften und süßschaurigen Ton gehalten, der auf Thüringen ruht, und nirgends hab' ich eine Aeolsharfe eindringlich klingender vernommen, als in dem hohlen Stein zu Altenstein, sie schallte wie eine verzauberte Stimme jener alten Sagenzeit, die noch heute in Mährchen und Gesängen vernommen wird, die aber nur an Ort und Stelle, in Thüringen selbst zum innersten Herzen spricht, in Thüringen, wo noch Alles naiv und unschuldig aussieht, wie einst, als diese Poesie aus den Bergen und den Thälern aufblühte. Die Novelle der Hund von Wenkheim — der neueren Wangenheim — ist übrigens eine altertümlich-moderne Spielerei, die weniger zum Ganzen paßt. Sie, wie das Kreuz auf dem Bonifaciusfelsen (jene natürliche Kanzel, wo der Apostel der Deutschen das Christenthum predigte), könnte, unbeschadet der malerischen Vollendung, aus den Umgebungen Altensteins entfernt werden. Neue Eindrücke, Eindrücke, wie die Inschrift jenes Kreuzes: „Gott, Vaterland, Freiheit, Friede 1814" passen nicht in den duftigen poetischen Grundton des Ganzen. Derselbe wurde indeß durch die Entdeckung der Altensteiner Höhle im Jahre 1799 nur gehoben. Die Altensteiner Höhle mißt in der Länge 500 Fuß und die hohe Wölbung erinnert an einen unterirdischen Dom, oder — wenn man hier keine christlichen Erinnerungen wahrnehmen will — an einen thüringischen Cirkus. In der Tiefe

sucht ein Bad, den man zu Schiffe befährt und der einen so mächtigen Fall hat, daß er kaum bei seinem Eintritt in das Tageslicht eine Mühle treibt. Corridors und Gallerien durchkreuzen die Altenstainer Höhle, die bei festlichen Gelegenheiten erleuchtet wird. Schifft man aber mit Windlichtern durch die verschlungenen Gänge, so könnte man an eine Ueberfahrt in Charons Nachen gemahnt werden. Hinter Altenstein und etwa zweihundert Schritte in den Altenstainer Wald hinein, liegt der berühmte Lutherbrunnen und die mächtige Buche, unter deren breiten Aesten der rüstige Mann von Johann von Berlepsch, Amtshauptmann zu Wartburg, und Burghard von Hund, die sich mit ihren Reiterknechten als Räuber verkleidet hatten, gefangen genommen und in das Amt der Wartburg abgeführt wurde. Man meint, Luther sei von Allem unterrichtet gewesen, denn er hatte den kaiserlichen Herold, der ihm das Geleit gab, bereits abgefertiget, seine Gefährten aber, um Quartier zu machen, vorausgeschickt. Jene brachten ihn als Ritter Görge verkleidet nach der Wartburg, einem Aufenthaltsort, der selbst dem Kurfürsten unbekannt bleiben sollte, damit er Kaiser und Reich versichern könne: „er wisse nicht, wo Luther hingekommen.“ Im Grunde aber war diese Verhaltung wohl nur eine Form, wie vielleicht auch der Zorn des Kaisers, dem Luther doch ein erwünschter Gegenpapst gegen die allmächtige Kirche war.

In der letztgedachten Richtung nun gelangt man zum Inselsberg, einem der höchsten Thüringens, der, wie eine Insel, aus dem Bergrücken der Thüringer Berge hervorragt, oder auch von der Emse seinen Namen hat, die hier entspringt. Unstreitig genießt man auf dem Inselsberg die umfassendste und mannigfaltigste Aussicht in Thüringen, das fast wie die lombardische Ebene vor uns ausgebreitet liegt. Schweifen die Blicke zu den Füßen des Berges herab, so gewahren wir Wiesen und schwellende Saaten, links Dorf an Dorf und Garten an Garten. Nach Gotha zu, das glänzend weiß aus grünen Umgebungen hervorleuchtet, wird das Land ebener und schließt sich wie ein Amphitheater auf. Gleichwohl liegt Gotha höher als Eisenach, und recht auf einem Hügel in der weit ausschweifenden Ebene. Musik ist in den thüringischen Bergen Gewohnheit; hört man keine Harmonie, so blasen doch die Hirten auf langen hölzernen, etwas gekrümmten Hörnern, die fast wie Schalmeien ertönen.

Von Liebenstein aus kann man, außer nach dem Inselberg, Ausflüge nach Ruhla, Salzungen und Schmalkalden bequem unternehmen. Ruhla — oder die Ruhl*) — liegt in dunkler Felsenschlucht, an deren Fuß die Häuser in langer Ausdehnung, längs des Erbstroms lehnen. Hier ist ein thüringisches Wupperthal, d. h. keine betende, sondern eine

*) Unter weimarischer und gothaischer Landeshoheit.

[illegible], ebenso die Industrie, die sich, neben Pfeifenköpfen und Kämmen, mit [illegible] beschäftigt und, gleich der [illegible] Die Messerschmiede von Ruhla erfreuen sich, seit jener Mahnung, womit ein Ruhlaer Messerschmied den einen thüringischen Landgrafen zu einem [illegible] den thüringischen Landgrafen schuf, auch einer historischen Berühmtheit, wenn anders diese Geschichte nicht bloß ein Erzeugniß der Dichtung ist, die in Thüringen allerdings im Munde des Volks lebt, wie nirgends.

Schmalkalden ist ein recht betriebsames hessisches Städtchen, das durch die Schmalkalderwaaren eben so berühmt geworden ist, wie durch den schmalkaldischen Bund und die damit connexen schmalkaldischen Artikel. Als man übrigens im Jahre 1837 das dreihundertjährige Jubiläumsfest dieser Artikel in Schmalkalden begehen wollte, hielt der damalige Minister des Innern, Herr Hassenpflug, dafür, eine solche Feier sei überall dem Stabilitätsprincip entgegen und verbot sie in seiner Consequenz, obwohl sich doch das Kurfürstenthum Hessen zum Theil mit auf jene Artikel und die Reformation stützt, aus welcher sie hervorgingen. Mich dünkt, solche Thatsachen können am besten die Absurdität eines Princips erweisen, das in seiner consequenten Durchführung nicht nur die Geschichte aufheben will, sondern selbst

*) Siehe Seite 2[illegible] und 2[illegible].

diejenigen vernichtet, denen es dienen ſoll. Alle Häuſer in Schmalkalden haben im Souſterrain Schmieden, denen der benachbarte Stahlberg, aus Pietät die Brodkammer geheißen, das Material liefert; ſchon deshalb könnte man Schmalkalden eine Schmiede heißen, hörte man nicht auch noch dieſe Schmiede nach allen Seiten hin. Schmalkalden hämmert dem Reiſenden entgegen, aber es iſt ein Hammerdonner, der aus den Werken, den Mühlen, den Schmieden, den Fabriken ans Ohr ſchlägt. Uebrigens thut dieſer Donner wohl in dem induſtrieunluſtigen, indifferenten Heſſen. — Salzungen (meiningiſch) trägt ſeine Bedeutung an der Stirn. Der ſeit dem dreißigjährigen Kriege vermißte und ſeit 1716 wieder entdeckte Salzbrunnen jenſeits der Werra veranlaßte den Namen und bietet einen reicheren Erwerb, als die Gerbereien, die Plüſch- und Zeugwebereien. Die Ausbeute ſoll ſich auf 45,000 Centner belaufen. Seit mehreren Jahren iſt in Salzungen ein Soolbad eingerichtet. Der Salzunger See iſt der größte und der einzige in Thüringen, der dieſen Namen verdient. Seine Tiefe an der Nordſeite ſoll 15 Klafter enthalten, das Ufer und ſelbſt die Mitte iſt ſeicht. Die kreiſelnde Bewegung des Sees, der wie durch einen Trichter in die Tiefe abzulaufen ſchien, am Tage des bekannten Liſſaboner Erdbebens hat die Phyſiker zu mannigfachen Hypotheſen veranlaßt.

Kömmt man den Inſelberg herab, ſo liegen Wal-

tershausen, darüber die Burg Tenneberg, und das Salzmann'sche Schnepfenthal, in geringer Entfernung hinter jenem Städtchen, vor den Blicken. Tenneberg ist in Fichtenwäldern versteckt und im tiefen Hintergrunde vor dieser Burg führt der Weg zwischen mannigfaltigen mit Bäumen und Gesträuch bewachsenen Felsen nach dem Dorfe Sonnenborn mit lebhafter Industrie. Dieser Weg, wie der von Eisenach über den Thüringer Wald, ist allerdings, bis auf die romantische Poesie, die partie honteuse Thüringens. Der Boden ist steinig und der Fleiß der Schnitter wird hier nur mit dürftigen Aehren vergolten, die selbst in der Morgensonne ein bleiches hungriges Ansehen haben. Salzmann, der seine Erziehungsanstalt hierher verlegte, hatte Gotha und die Gegend vor Augen, nicht den Boden, und wenn die Einrichtung in einer unfruchtbaren Gegend kostspielig werden mußte, so erwarb sich Schnepfenthal durch die Resultate, die es dem Leben bot, einen großen Ruf. Die Gebäude sind selbst noch für unser Jahrhundert prachtvoll, und ihre Lage hätte nicht ausgesuchter sein können. Vorwärts beherrschen sie die Aussicht nach Gotha und Erfurt, hinterwärts blickt man in ein schattiges Thal, aus dem sich das Kloster Reinhardsbrunn unter wilden mit Kieferwaldungen bedeckten Bergabhängen erhebt. Diese freie luftige Lage wird allerdings die erste und wesentlichste Bedingung, die Bedingung eines ge-

funden Aufenthalts erfüllen, der, um dieſen Preis, kaum mit zu großen Beſchwerden erſtanden werden konnte; denn als man Schnepfenthal gründete, fand ſich ein ſelbſt für den Bau ſo wenig günſtiges Terrain vor, daß man zuvor von dem Abhang des Berges, auf welchem die Gebäude liegen, ein großes Stück abgraben mußte, um nur den Grund legen zu können. Später wurde der ganze Berg urbar gemacht und man ſetzte überhaupt Alles, was mit dem Boden nur geſchehen konnte, durch. Schwierigere Verhältniſſe hatte man freilich in der Hauptſache zu beſiegen. Salzmann mußte in Erfurt der Prieſterkabale weichen und in Deſſau dem Philanthropie-Deſpotismus Baſedows und anderen Schulkabalen. Er beſchloß daher, in ſeinem Sinne eine Erziehungsanſtalt zu gründen, d. h. eine Erziehungsanſtalt mit practiſcher Richtung, der idealen Tendenz des Philanthropinismus gegenüber, dem er übrigens in ſeinen Grundprincipien treu ergeben war. Gleichgeſinnte Lehrer, die ſich am Ende zu einer Familie mit Salzmann ausbildeten, unterſtützten ihn dabei. Aber das Ganze wurde doch nur durch jenen Geiſt zuſammengehalten, der noch bis auf den heutigen Tag auf Schnepfenthal mitzuwirken ſcheint, ich meine, durch den practiſchen Geiſt Salzmanns, der ſich ſelbſt bis auf die kleinſten Verhältniſſe erſtreckte. Nur dieſe Weiſe konnte ein Gegengewicht bilden gegen die Verirrungen und Verwirrungen des Philanthropinis-

mus, nur dieſe Weiſe ſetzte ein Aequivalent, und ein ſehr vernünftiges Aequivalent, an die Stelle des Schulpedantismus und des Schuldeſpotismus. Natürlich aber erregte die neue Weiſe allerlei Anfeindungen, ſie hatte nicht nur die alte abgeſchmackte Schuleinrichtung gegen ſich, ſondern auch die neue, zeitgemäße, welche der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland vorangieng. Wenn Salzmann deshalb Schnepfenthal bis jetzt ſicherte, ſo kann man ihn auch als denjenigen betrachten, der den Philanthropinismus dem Leben rettete. Jetzt, nachdem die humane Schulweiſe ſtabil geworden iſt, wird man freilich auch Schnepfenthal entbehren können, das, vielleicht aus Pietät gegen den Stifter, noch ſehr an die alte von ihm eingeführte Weiſe hält; aber, wenn man es auch entbehren kann, ſo erfüllt dieſe Anſtalt doch noch immer ihren Zweck, den Zweck einer human-practiſchen Lebensrichtung, und über dieſen Zweck mag man überſehen, daß die Form und Disciplin einigermaßen pedantiſch ſind. Wie die allerneuſte Einrichtung beſchaffen iſt, weiß ich nicht, man wird es übrigens aus dem 1835 erſchienenen Schriftchen: „Kurze Nachricht über die gegenwärtige Einrichtung der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal“ erſehen können. Früher wenigſtens waren die Schüler uniformirt, und Trommelſchlag rief ſie aus dem Bette. Die Anſtalt hatte ſelbſt ihren Wechsler und ihren Kaufmann im engern und kleinern Sinne den

Zöglingen entnommen. Einer derſelben führte die Aufſicht über das Tiſchgeräthe, ein Anderer über die Reinlichkeit in Kleidung und Wäſche, ein Dritter vertrat die Mauth und confiscirte alle Contrebande. Kurz, man wird einſehen, daß die Salzmannſche Tendenz auf das Leben im Ganzen und Großen und auf die Geſellſchaft im Allgemeinen gerichtet iſt. Hier können Kaufleute, Gutsbeſitzer, Hofleute, kurz Alle, die, auf dem Höhepunkt der Geſellſchaft zu ſtehen nicht durchaus berufen ſind, Bildung erlangen — und das iſt denn doch die Hauptſache des gewöhnlichen Lebens — Andere aber, die eine Stellung im Staate einnehmen wollen und auf den Höhepunkt der Geſellſchaft hinſteuern, werden freilich durch Schnepfenthal nur mittelbar befördert werden; denn die practiſche Richtung, die auch in dem Motto des Gebäudes: Dulden, Denken und Handeln ausgeſprochen iſt, überwiegt noch bis heute die humaniſtiſchen Studien.

Vierzigſtes Capitel.

Thüringen (Fortſetzung.). — Gotha. Aeußeres der Stadt. Nächſte Umgebungen. Das Schloß Friedenſtein. Das Muſeum. Antikenſammlung. Münzcabinet. Bibliothek. Orientaliſches Muſeum. Seetzen und Anthing. Einflüſſe der gothaſchen Bibliothek auf die Zeitgenoſſen. Bildung der Lectüre. Die Cavaliere im Schloßgarten. Die Sternwarte auf dem Seeberg. Der Obriſtlieutenant von Zach. Das Schullehrerſeminarium. Der Unterricht. Das Gymnaſium zu Gotha. Gotha als Culminationspunkt thüringiſcher Bildung. Die Geſellſchaft. Der Adel. Berühmte Namen. — Die Bildung auf dem Lande. — Woher dort die Reformen in der Zeit der franzöſiſchen Revolution. — Die deutſche Nationalzeitung und der Reichsanzeiger. — Geſellſchaftliches Leben im engern Sinne.

Gotha iſt die ſchönſte Stadt Thüringens, wenn auch nur wegen der Umgebungen, des Markts und der Gartenhäuſer ringsum, denn die Straßen ſind im Allgemeinen alt und winkelig, und die alten Häuſer darin haben nur die ſchiefe, heruntergekommene Haltung, wie man ſie in Landſtädten antrifft. Aber — wie geſagt — der Markt, der ſich zum Schloſſe Friedenſtein, das an die Stelle des demolirten Grimmenſtein erbaut wurde, er-

hebt und demnach eine etwas abſchüſſige Lage hat, iſt beinahe ein moderner Markt, und die Gartenhäuſer ſind licht und freundlich. Reich und buntfarben aber iſt das Panorama um die Stadt aus Schlöſſern, Dörfern, Bergen, Alleen und Spaziergängen, die ſich ſeit den abgetragenen Wällen immer mehr ausgebreitet haben. Waſſer hatte man in Gotha nicht, und deshalb lockte man die Leina durch Canäle in die Stadt. Dieſelben ergießen ſich mit raſchen Fällen vom Schloßberge herab durch alle Straßen, und will man die Gaſſen ſäubern, ſo ſtämmt man die Canäle. Grunds genug, daß die Atmoſphäre der Stadt ſtets lauter, und ſelbſt wenn heißer Sommer von den thüringiſchen Bergen hernieder'cheint, friſch erhalten wird.

Die intereſſanteſte Sehenswürdigkeit Gothas iſt jenes Schloß Friedenſtein, das Herzog Johann Ernſt der Fromme erbaute. Die Wälle, die es urſprünglich umgaben, wurden ſpäter in Terraſſen umgewandelt, die eine ausgebreitete Ausſicht auf die umherliegende Landſchaft gewähren. Die vordere Fronte des Schloſſes iſt nach der Stadt hingewandt und beherrſcht die Ausſicht derſelben. Nach der Oſtſeite zu endigt das Schloß in zwei Flügel, welche den geräumigen Schloßhof umgeben, ohne jedoch die Ausſicht des Gartens und der öſtlichen Umgebungen zu verſperren. Beide Flügel ſind wieder von Thürmen flankirt. Aeußere Pracht der Einrichtung

vermißt man, aber literariſche und Kunſtſchätze waren hier allerdings aufgeſpeichert. 1824 bildete man aus ihnen ein Muſeum, und die Antikenſammlung, das chineſiſche und das Münzcabinet ſind eben ſo angeſehen, wie die Bibliothek, die zu den Leidenſchaften der früheren Herzöge gehörte und vorzugsweiſe von Ernſt dem Frommen peuſſirt wurde. Sie ſoll 150,000 Bände enthalten und die werthvollſten Manuſcripte, — unter andern einen Virgil, einen Quintilian de institutione oratoria und einen Julius Cäſar, dem übrigens die goldenen Initialbuchſtaben ausgeſchnitten ſind. Mehrere dieſer Manuſcripte rühren aus dem dreißigjährigen Kriege her, der den Kloſterbibliotheken ſo großen Nachtheil bereitete. Herzog Bernhard von Weimar, deſſen Miterbe Ernſt der Fromme war, inſonderheit benutzte die dort vergrabene Literatur für Sachſen, und in den Handſchriften, welche er der kurfürſtlichen Bibliothek zu München entriß, ſieht man noch das baieriſche Wappen und die Aufſchrift, die ihre Herkunft deutlich genug beweiſt. Unter dieſen eroberten Büchern befand ſich auch der eben genannte Quintilian.

Außer den Manuſcripten ſind die alten Drucke bemerkenswerth. Dieſelben erſtrecken ſich vom Anfang der Buchdruckerkunſt bis zum Jahre 1519. Der ſeltenſte Druck dieſer Sammlung iſt die erſte gedruckte Vulgata vom Jahre 1465. Dieſer Druck iſt ſchön und das Buch noch in gutem Zuſtande. Neben der erwähnten Ueber-

ſetzung iſt eine deutſche, die vor Luther edirt wurde, ſehenswerth. Sie iſt nach der Vulgata gemacht, und ſehr rein und deutlich auf Pergament in Folio geſchrieben. Die Handſchriften berühmter Gottesgelehrten aus dem ſechszehnten Jahrhundert intereſſirten mich inſofern, als ſich unter ihnen das merkwürdige lateiniſche Schreiben Luthers an den Papſt befindet, in welchem der tapfere Reformator denſelben gar demüthig um Verzeihung bittet, daß er ſo heftig gegen den Indulgenzen-Kram geſchrieben, gepredigt und diſputirt habe. Er verſpricht dem heiligen Vater, ſich ruhig zu erhalten, wenn nur ſeine Gegner in Zukunft das Nämliche beobachten wollten. Vielleicht alſo hätten wir ohne dieſe Gegner keine Reformation erlebt, denn dieſelben verhielten ſich glücklicherweiſe nicht ruhig, und Luther, der, wie alle Gelehrte, nur mit dem Wiſſen, nicht mit dem Gewiſſen reformirte, konnte nicht ſchweigen, als man ſeinem Syſtem zu nahe trat und ſeiner Gelehrſamkeit. Wie ſtill und friedlich würde jetzt Deutſchland ſein, hätte man die Göttinger Profeſſoren in Ruhe gelaſſen! — Unter den Curioſitäten der Bibliothek iſt ein Turnirbuch anzuführen, das Herzog Friedrich Wilhelm zu Sachſen eigenhändig auf Pergament geſchrieben und mit Figuren bemalt hat, die alle Anerkennung verdienen. Die Initialen ſind mit Gold ausgelegt, und der Einband iſt mit künſtlichen Figuren aus Silberdraht verziert. Die libri selecti Her-

zogs Ernſt des Frommen und ſeiner Vorgänger, die früher die herzogliche Handbibliothek bildeten, ſind leider nur theologiſchen Inhalts und, bis auf den Einband, eben deshalb ſehr unerquicklich. Selbſt die Politik Ernſts des Frommen — ſo viel er auch für ſein Land that — war Theologie. Daher auch die troſtloſe Theilung des Landes unter ſeine ſieben Söhne, die übrigens nicht einmal aus dem neuen Teſtament, geſchweige denn aus dem alten zu erklären iſt — wo das Erſtgeburtsrecht galt — ſondern nur aus Frömmelei und dem alten Grundſatz: Wir von Gottes Gnaden. Weil man Alles von Gott erhalten hatte, hieß es soli deo gloria! und Land und Volk wurde mit dem dinglichen Rechte gemeſſen. Neuerdings ſind nun freilich die erneſtiniſchen Herzöge als Theologen und Orthodoxen, die an dem ſcholaſtiſchen Gezänke des Proteſtantismus ihr Herz erhoben, recht lichte und dem Jahrhundert ergebene Regenten geworden, eine Umwandelung, die nicht nur der herzoglichen Handbibliothek zu Gotha, ſondern auch der Univerſität Jena, die einſt von theologiſchen Disputirübungen widerhallte, ſehr dienlich geweſen iſt. Das orientaliſche Muſeum und die Namen Seetzen und Anthing, die dieſer Anſtalt zum Grunde liegen, werden dem gothaſchen Regentenhauſe allezeit Zeugniß geben von dem wiſſenſchaftlichen Fortſchritt, der aus demſelben nicht nur über Gotha, ſondern über Deutſchland ver-

breitet wurde. Ulrich Jaſpar Seetzen*) wurde von dem Herzog Ernſt von Gotha ſowohl, wie von dem Erbprinzen Auguſt durch bedeutende Verwilligungen an Geld und Inſtrumenten zu einer Reiſe nach Aſien ausgerüſtet, nachdem er ſich zuvor unter Zachs — des Directors der Seeberger Sternwarte bei Gotha — Leitung die zu geographiſchen Ortsbeſtimmungen erforderlichen Fertigkeiten erworben hatte. Anthing, der von 1819 bis zu ſeinem im Jahre 1823 erfolgten Tode in Gotha privatiſirte, unterſtützte das orientaliſche Muſeum mit der Erfahrung, den Kenntniſſen und Kunſtſchätzen, die er ſich als Generalgouverneur der niederländiſchen Beſitzungen in Oſtindien erworben hatte. Was aber die Gothaer Bibliothek betrifft, ſo hat ſie durch die Paralleliſirung mit dem Jahrhundert vielleicht größeren Einfluß auf die Zeitgenoſſen ausgeübt, als irgend eine Bibliothek in der Welt. Neuere Geſchichte, Reiſebeſchreibungen und überhaupt jede wiſſenſchaftlich-populäre Lecture ſind hier vorhanden und neben der dem Publicum freiſtehenden Landesbibliothek konnten ſich die verderblichen Einflüſſe der Leihbibliotheken weniger geltend machen. Somit bemerkt man auch in Gotha bei allen Ständen eine gewiſſe Bildung der Lecture, die freilich, wenn ſonſt kein Grund derſelben vorhanden iſt, ſich komiſch genug

*) Siehe Oldenburg Band 2. S. 42.

ausnimmt. Eine Dame erzählte mir unter Anderm von der Dampfschifffahrt auf dem „Missigissi", und eine Andere meinte, der Inselberg sei doch nur ein Zwerg gegen den „Bimchorasso." Ich verstand nicht sofort, welchen Berg sie andeuten wollte, und da ich mich näher erkundigte, entgegnete sie mit großer Superiorität: „kennen Sie die Krocodilleren nicht?" Sie wollte sagen, die Cordilleren. Freilich konnten die Bibliothek und alle vortreffliche Einrichtungen der Wissenschaft und Kunst, die von dem Hofe ausgingen, wenn auch die Masse durchaus nicht von ihnen ausgeschlossen war, nur in beschränkter Weise dieser Masse influiren, weil der Adel in Gotha sehr vorwaltete. Man durfte nämlich früher die Bibliothek so gut benutzen, wie jetzt, aber das Residenzschloß Friedenstein, d. h. der Theil des Schlosses Friedenstein, wo der Herzog wohnte, durfte nur von „Cavalieren" betreten werden. Daher kam es denn, daß die Gothaer sich weniger um die Bildung kümmerten, die ihnen freigegeben war, als um die Standesunterscheidungen. Wo man jene allgemein machen will, muß man diese so viel wie möglich vernichten. Was half den Gothaern alle Weisheit der Welt, wenn sie nicht promeniren durften, wo die „Cavaliere" promenirten. Später freilich, als solcher Unterschied planirt wurde, las die Bourgeoisie viel, um sich ein Relief in den Gesellschaften zu erlesen; aber die Lecture hatte bei

vielen die Folge, wie ich ſie eben geſchildert habe, wenn auch nur bei dem kleineren Theil, denn Bildung bleibt immer das charakteriſtiſche Gepräge Gothas. —

Die Sternwarte auf dem Seeberg kann als der angenehmſte und für Leute von Fach als der lehrreichſte Ausflug betrachtet werden. Der Weg führt zwiſchen Gärten und Alleen über eine ſanfte Fläche aus Aeckern und Wieſen. Aus dieſer ſteigt der Seeberg allmählig hervor, von deſſen Gipfel man das reine und freundliche Gotha mit einem Blicke überſchaut. Es ſcheint hart am Berge in der Tiefe zu liegen, ſeitab im Thale liegen die Gleichen, oſtwärts das Kammergut, nordwärts Schnepfenthal, und darüber hinaus die blauen Bergrücken des Thüringer Waldes, ringsum aber Saaten und Dörfer, milde und wilde Landſchaft. Der Seeberg iſt nach allen Seiten hin frei, und Getreidefelder zieren in mannigfaltigen Streifen ſeine Terraſſen. Auf der koniſchen Spitze, die einſt kahl aus dem Kornmeere hervorragte, liegt die berühmte Sternwarte, die an ſolider Architektur und edler Einfachheit von keiner anderen übertroffen wird. Sie beherrſcht den Meridian der ganzen Gegend und die Symmetrie und Einrichtung zu aſtronomiſchen Beobachtungen wird von den Aſtronomen als vorzüglich geſchildert. Die Inſtrumente ſollen die beſten ſein, die man aus England verſchreiben konnte, und der Quadrant neben denen zu Göttingen und Ber-

ün der zuverläſſigſte in Deutſchland. Das Gebäude beſteht aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln, die nach der Stadt zu gerichtet ſind. Die Gothaer Sternwarte ſtand von 1787—1806 unter Leitung des Obriſtlieutenants von Zach, den der Herzog Ernſt II., der Erbauer der Sternwarte, in Orford unterrichten ließ, und dieſe Periode könnte vielleicht als die glänzendſte der gothaſchen Aſtronomie angeſehen werden, weil der Herzog ſelbſt ſich eifrig mit den Sternen beſchäftigte. Sein Eifer für dieſe Wiſſenſchaft ſoll grenzenlos geweſen ſein, und man mag es auch als eine Folge der Reformation anſehen, daß die Fürſten die Aſtronomie an die Stelle der Aſtrologie ſetzten, wiewohl jene Wiſſenſchaft unter ihnen nicht ſo viel Bekenner fand, wie dieſes Geheimniß. Freilich diente die Aſtrologie den Leidenſchaften der Einzelnen, während die Aſtronomie Welt und Menſchheit dient. Nach Zach leitete Lindenau die Sternwarte auf dem Seeberg, und mit demſelben Erfolge für die Wiſſenſchaft. Neuerdings iſt dieſe Sternwarte weniger thätig geweſen.

Das Schullehrerſeminarium in Gotha iſt in neuerer Zeit vielleicht übertroffen worden; als älteſte Anſtalt dieſer Art in Deutſchland und lange Zeit erſte verdient es auch noch jetzt Erwähnung. Die Einrichtung war gleich Anfangs vortrefflich, indeß die Mängel der Zeit und Gothas erſtreckten ſich auch auf ein Schullehrerſeminar. Neben

Gymnaſiaſten erhielten hier herrſchaftliche Bediente eine Anwartſchaft und Unterricht. Wie nun auch die letzteren die in ſie geſetzten Hoffnungen rechtfertigen mochten, Bediente werden ſie immer geblieben ſein. Die Prüfung bewies ihre intellectuelle Tüchtigkeit, das Zeugniß ihre gute Aufführung, aber daß Bediente ſelbſt in ein ſonſt trefflich etablirtes und ausgerüſtetes Seminar eintreten durften, erklärt am erſten die ſervile Richtung unſeres Schulweſens, die noch heute vorhanden iſt. Wurden nicht die meiſten Volksſchulen früherer Zeit mit Bedienten verſehen? Der Herzog von Gotha umging übrigens ſolcherweiſe ein größeres Uebel. Es war nämlich Sitte, daß die Patrone die Schulſtellen auf ihren Gütern an Bediente vergaben. Weil nun der Herzog in die hochadeligen Rechte nicht eingreifen wollte, am Ende auch nicht konnte, ſo erfand er dieſen Ausweg, der freilich die Bedienten des hohen Adels unter die Controle des Unterrichts ſtellte; denn man zog es nun vor, ſich im Staate anſtellen zu laſſen, ſtatt auf den Gütern, wenn man nur einigermaßen Anlagen für den Schulunterricht beſaß. Alſo war auch hier der Adel Hinderniß eines unbeengten Fortſchritts. Die vortreffliche Schuleinrichtung aber, die ſich bereits im vorigen Jahrhunderte über das Herzogthum Sachſen-Gotha-Altenburg verbreitete und das Gymnaſium zu Gotha als eine höhere Schulanſtalt in einer Zeit hinſtellte, wo die Gymna-

ſien überhaupt in einem ſehr beſchränkten Maßſtab eingerichtet waren — die vortreffliche Schuleinrichtung vorzugsweiſe hat dieſes Herzogthum ſo mächtig fortgeriſſen in dem Geiſt des Jahrhunderts. Sie accommodirte ſich demſelben allezeit, und wie die Geiſtlichkeit im Gothaſchen ſchon im vorigen Jahrhundert durchgängig an Kenntniſſen und Bildung in Thüringen hervorragte, ſo waren die gothaſchen Bauern zu derſelben Zeit an Aufklärung und Intelligenz allen anderen thüringiſchen Dorfgemeinden vorangeſchritten. Jetzt freilich hat ſich der hervortretende Standpunkt mehr geebnet, weil auch die anderen thüringiſchen Staaten in die Strömung des Jahrhunderts geriethen; aber nichtsdeſtoweniger kann man noch heute Gotha als den Culminationspunkt thüringiſcher Bildung bezeichnen. Früher konnte man ſich in Weimar, in dem früher ſehr armſeligen Weimar, unter aller haute volée der Literatur und Kunſt ſehr iſolirt und unheimlich fühlen, weil dieſelbe die Maſſe nicht berührte, während man in Gotha, wo das literariſche Augenmerk des Fürſten auf das Volk, und nicht auf den Hof, gerichtet war, ſich in der wöhnlichſten und gebildetſten Umgebung befand. Vieles hat ſich ſpäter in dieſer Hinſicht geändert, aber noch heute kann man in dieſer Hinſicht Gotha Weimar vorziehen. In Weimar ſind es immer nur die Cirkel, die uns intereſſiren, in Gotha iſt es die Geſellſchaft im Großen. Und ſelbſt dieſe

Geſellſchaft der Stadt Gotha ſteht nicht abgeſchloſſen, nein, ſie correſpondirt mit dem platten Lande, mit den Bergern und den Thälern. Allenthalben ergibt ſich eine reelle Bildung des Verſtandes und Herzens, und aus dieſer das Mittelmaß eines angenehmen und verhältnißmäßigen Wohlſtandes. Selbſt der gothaſche Adel, der ſehr auf ſeine Privilegien hält, zeichnet ſich durch jene Richtung aus, und handelt es ſich um eine geſunde Bildung des Adels, ſo mag man ihn vorzugsweiſe anführen. Auch Namen knüpfen ſich an Gotha, Namen, die, wenn nicht ſo glänzend, wie die Elite von Weimar, doch von wohlthätigem Einfluſſe auf Deutſchland waren. Ich darf hier wohl nicht Moritz Auguſt von Thümmel anführen, der in Gotha nur einen jeweiligen Aufenthalt nahm und deſſen Muthwille von der pruden Moral unſerer Tage häufig als ſehr übelthätig bezeichnet worden iſt, war er auch der erſte, der unſere Reiſeliteratur mit einer geſchmackvollen Darſtellung verſah und mit jener leichten und ſcherzenden Anmuth, die wir ſpäter mit ſo großem Unrecht an jüngeren Schriftſtellern als originell bezeichnet haben; aber Hans Wilhelm von Thümmel iſt durch ſeine literariſchen, artiſtiſchen und diplomatiſchen Beziehungen, am meiſten aber durch ſeine humanen Reformen in Altenburg und Gotha ein bewährter Name geworden. Döll hat ſich durch Winkelmanns Denkmal, dem im Pantheon zu Rom eine Stellung

bewilligt wurde, durch die Basreliefs in der Reitbahn zu Dessau, durch das Denkmal Leibnitz's auf der Esplanade zu Hannover und das Kepler's zu Regensburg einen unvergänglichen Ruhm erworben. An Blumenbach, der Gotha seine Vaterstadt nennt, schrieb man aus Amerika: Blumenbach in Europa. Gotter hat neben Lessing die heilsamste Wirkung auf die deutsche Bühne ausgeübt. Schlichtegroll's Nekrolog ist weder durch die Augsburger „Allgemeine Zeitung", noch durch Voigt in Weimar ersetzt worden. Welch' eine Aufklärung in der protestantischen Kirche Obersachsens verbreiteten nicht Koppe und Löffler zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Exorcismus wurde in Gotha nicht durch fürstliche Edicte, sondern durch die Aufklärung der Kirche selbst beseitigt. Löffler reinigte die Liturgie von ihrem alten Wuste. Zach, Baron von Grimm sind Namen, die, jener in der Astronomie, dieser in der französischen und deutschen Literatur, den besten Klang haben. Und der geistreiche Grimm, der mit der Elite der französischen Literatur vor und nach der Revolution in den intimsten Verhältnissen stand, der mit Diderot die „Correspondance litéraire, philosophique et critique" edirte, der mit den geistreichsten Fürsten seiner Zeit correspondirte, wählte, nachdem er eine glänzende diplomatische Carrière verlassen hatte, Gotha als Aufenthaltsort. Ein Beweis, daß das Leben hier durch-

bildet war, denn nur die Gesellschaft im Ganzen und Großen konnte einem an französische Sitte, Manier und Geist gewöhnten Weltmann Ersatz bieten für Paris.

Mehr als Namen freilich gelten jene Zustände, die ich oben angedeutet habe, und am meisten unter jenen Zuständen gelten die bäuerlichen. Wer den Fortschritt in Gotha an der äußersten und zuverlässigsten Quelle würdigen will, der wird sich immer an die gothaschen Dörfer wenden müssen. Die Bildung begann dort vor, oder gar während der französischen Revolution, und man hat mich versichert, daß eben aus diesem Grunde die revolutionären Einflüsse, die über ganz Deutschland verbreitet wurden, an Gotha spurlos vorübergingen. Forscht man weiter, so wird man bald ersehen, daß jene Bildung, die mit Salzmann und Anderen eintrat, hauptsächlich deshalb solchen Erfolg hatte, weil sie in der That darauf abzielte, die äußeren Verhältnisse im Sinne des Jahrhunderts umzugestalten, weil sie die philosophische Richtung nicht verwarf, sondern sie vielmehr so viel wie möglich in praxi benutzte. Der Philanthropinismus, den Salzmann in Schnepfenthal befestigte, war an Rousseau und den neuen Ideen, die der französischen Revolution vorher gingen, entzündet worden, aber der Herzog nahm keinen Anstoß an den Motiven, die nur da unheilvoll einwirkten, wo sie einen tölpelhaften Widerstand fanden. Salzmanns Gottesverehrungen wurden

von einem benachbarten Prediger für Ketzereien erklärt, und als ſolche ſo lange den Bauern von der Kanzel herab geſchildert, bis dieſelben endlich Beſchwerde bei dem Herzog einlegten. Der Herzog entließ ſie mit dem Beſcheid, daß die Sache unterſucht werden ſollte; denn „er wolle kein Frankreich in ſeinem Lande haben.“ Aber man unterſuchte ſie nun im Geiſte und in der Wahrheit, und der Prieſter wurde zur Correction verwieſen. Deshalb verbreiteten ſich die Reformen im Gothaſchen inmitten alter Zuſtände, und die Bauern lernten ſchreiben, leſen und Religion, um das conſervative Intereſſe — d. h. das Intereſſe, welches eine vernünftige Entwickelung des Beſtehenden adoptirt, als ſicherſte Garantie ſeiner ſelbſt — zu befeſtigen. Neben jenem Schulunterricht, der dem Verſtande diente, ſuchte man aber auch die Gefühlsrichtung auszubilden und zu vervollkommnen; und die Muſik, die in Oeſterreich, ſelbſt ohne Schulunterricht, dem Abſolutismus vortreffliche Dienſte leiſtet, weil ſie gleichſam die Leidenſchaften der Menſchen in dieſem einen Punkte concentrirt, leiſtete im Gothaſchen einen edleren Dienſt. Sie wurde nicht zu einer ſinnlichen Befriedigung gemacht, ſondern zu einer Erhebung. Die ernſte Muſik wurde Gemeingut des Volks und iſt es bis jetzt geblieben. Noch heute muß man ſich über die Kirchenmuſik der gothaſchen Dörfer freuen, deren Stimmen und Inſtrumente mit Bauernburſchen beſetzt ſind. Daß

Benda auf dieſes Ergebniß einen bedeutenden Einfluß ausübte, iſt gewiß. Aber wie ſüß und innig mußte ihm nicht Thüringen erſcheinen. Er verließ Gotha und eine Anſtellung als Capelldirector mit 1200 Thalern, weil er ſich wegen Schweizers zurückgeſetzt glaubte. Nachdem er in ganz Deutſchland umhergeirrt war und in Paris den Triumph der Aufführung ſeiner Ariadne erlebt hatte, ſehnte er ſich doch nach Thüringen zurück. „Jede Wieſenblume macht mir jetzt mehr Vergnügen, als alle Muſik", und Benda zog von Paris nach dem Walddorfe Georgenthal, von dort nach Ronneburg, von dort nach Köſtritz, und ſchwelgte in den Wäldern und Bergen und Thälern und in den Wieſenblumen von Thüringen, und ſchrieb keine Note mehr.

Die „deutſche Nationalzeitung" und der „Reichsanzeiger", die nunmehr vereint erſcheinen, mögen heut zu Tage für ſehr ſubſidiäre Blätter gehalten werden; in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erfüllten ſie nicht nur einen moraliſchen, ſondern auch mittelbar einen politiſchen Zweck. Deutſchland erhielt durch den Reichsanzeiger zuerſt einen gemeinnützigen Mittelpunkt der Preſſe, und durch die Nationalzeitung, wenn nicht einen nationalen Höhepunkt, doch eine Vermittelung vieler Geſammtintereſſen, die hier leider nur zu ſehr in einer gewiſſen klatſchigen Manier beſprochen wurden. Wenn dieſelbe neuerdings nachgelaſſen hat, ſo kann man die

Nationalzeitung auch noch heute als ein Organ der Belehrung, der Reform und des Fortschrittes betrachten, das nur deshalb an Verbreitung verloren, weil die gemeinnützige Presse aller Orten festen Fuß gefaßt hat.

Unter solchen günstigen Auspicien hat sich in Gotha die Gesellschaft im engeren Sinne sehr fein und unterrichtet gestaltet, eine Auszeichnung, die auf dem biederen, belebten und heiteren thüringischen Grundton um so mehr hervortritt. Uebrigens tragen die Frauenzimmer nicht wenig zur Form dieser Gesellschaft bei. Sie sind nicht hinreißend, aber sie sind anziehend; sie überwältigen nicht, aber sie fesseln mit Milde, Anmuth, rosigen Lippen, glänzenden Zähnen und zarten Formen, ja selbst mit dem sächselnden Dialekt, der sich in ihrem Munde leicht und schnellfüßig ausnimmt, denn wenn die Männer breit von „Gothe" sprechen, so lächeln sie „Gothe." Ich wenigstens habe, nachdem ich die Frauenzimmer in Gotha gehört, den Entschluß gefaßt, nie über eine Mundart abzuurtheilen, so lange ich dieselbe nicht aus weiblichem Munde vernommen. Zu dem Allen kommt noch, daß das Leben in Gotha nur im edelsten Sinne des Worts nüchtern ist, nicht nüchtern, wie in Weimar, wo man im nüchternsten Sinne des Worts nüchtern ist und nur bei baierischem Biere ausgelassen.

Ein und vierzigſtes Capitel.

Thüringen (Fortſetzung.). — Einige Umgebungen Gothas. Reinhardsbrunn. Friedrichsroda und die Schauenburg. Neudietendorf und die Herrenhuter des neunzehnten Jahrhunderts, mit Seitenblicken auf Chriſtenthum und Kirche. Mühlberg. Wachſenburg. Gleichen. — Der Graf von Gleichen und ſeine zwei Weiber, ob Wahrheit, oder Dichtung; die Sage; die hiſtoriſchen Einwürfe; thatſächliche Indicien für die Glaubwürdigkeit der Sage; neueſter Augenſchein; Verſuch, die Widerſprüche zu vermitteln. — Arnſtadt. — Ohrdruf. — Bonifacius und der Candelaber bei Altenberga. — Molsdorf. — Coburg. Land und Stadt. Berühmte Namen. Die coburgſchen Kreuzer. — Hildburghauſen. Die Dorfzeitung. Das bibliographiſche Inſtitut. — Themar. — Schleuſingen. Das dortige Gymnaſium. — Meiningen. Geſellſchaftliche und literariſche Zuſtände daſelbſt. Die Bibliothek. Der hennebergſche Alterthumsverein. — Bauerbach, Schillers Aſyl. — Die Forſtacademie Dreißigacker.

Die entfernteren Umgebungen Gothas tragen thüringiſches Colorit, während die nächſten eine lombardiſche Ebene en miniature bilden könnten. Wendet man ſich ſüdweſtlich, ſo ſtößt man ſofort auf jenen kecken, friſchen und grünwaldigen Ton, der Thüringen auszeichnet. Die Natur ſchaut hier wie ein ſtattlicher Bauer-

burſche, mit bebändertem Hut, luſtiger Sonntagsmiene und Mähr und Sage im Munde. — Reinhardtsbrunn, das Kloſter, deſſen ich ſchon bei Schnepfenthal gedachte, und die uralte zerfallene Schauenburg, die Stammburg der thüringiſchen Landgrafen, verdienen hier Erwähnung. Durch bunte Waldſtiege gelangt man von Gotha nach Reinhardtsbrunn, in finſterer Bergſchlucht, aber angethan mit lichten Kunſtanlagen, die die Vermittelung der Vergangenheit mit der Gegenwart bezeichnen. Wo einſt gebetet wurde und gebüßt, wird jetzt gelebt und geliebt, denn Reinhardtsbrunn gehört zu den Vergnügungen der Gothaer. Das Kloſter wurde von Ludwig dem Springer für hülfsbedürftige, reiſende Chriſten erbaut, und könnte ſomit noch heute ſeinen Zweck erfüllen, würde den gothaer Gaſthäuſern dadurch nicht Abbruch geſchehen. Nicht dieſerwegen, aber aus Grundſätzen der Reformation und Säculariſation wurde Reinhardtsbrunn herzoglich-weimariſches und ſeit 1640 herzoglich-gothaiſches Kammergut. Die Herzöge von Weimar und Gotha erbauten an der Stelle der eingefallenen Kloſtergebäude Amthaus, Schloß, Kirche, und Herzog Ernſt III. von Sachſen-Coburg-Gotha hat ganz Reinhardtsbrunn in ein fürſtliches Luſtſchloß und einen in der üppigen Fülle der Natur um ſo reicheren und mannigfaltigeren Park umgeſchaffen. Von dem Kloſter ſind nur noch die Gewölbe vorhanden, auf denen Schloß

und Kirche ruhen. Unter ihnen wurde in den siebenzi-ger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein kleines entdeckt, das zweifelsohne eine Münzstätte der Mönche, oder auch späterer Falschmünzer war — denn bis zum Jahre 1601 hatte sich keine restaurirende Hand in die Ruinen des Klosters Reinhardtsbrunn eingemischt. Man sieht hier noch Spuren von Schmelzöfen und Schloten, und bei der Entdeckung wurden sofort 30 — 36 ungeprägte ovale Münzen von zehnlöthigem Silber und der Größe eines $\frac{1}{3}$ Thalers gefunden und in das Münzcabinet nach Gotha gesendet. An der äußeren Südseite der von der Herzogin von Sachsen-Weimar Dorothea Maria neu erbauten Kirche hat man die in dem Kloster aufgefundenen Grabsteine mehrerer thüringischer Landgrafen und ihrer Frauen*) eingemauert, von denen die Ludwigs des Springers, seiner Gemahlin Adelheid, Ludwigs I., Ludwigs des Eisernen, seiner Gemahlin Jutta, Ludwigs des Milden, Ludwigs des Heiligen und Hermanns des Jüngern wahrscheinlich Nachbildungen eines Meisters Postar aus dem Jahre 1301 der durch den Klosterbrand im Jahre 1292 zerstörten ächten Grabsteine, die Friedrichs mit der gebissenen Wange und seiner Gemahlin Elisabeth aber ursprünglich sind. Wie man mich versicherte, sollen diese Denkmäler, die bis dahin der Witterung Preis gegeben

*) Das Kloster Reinhardtsbrunn war Erbbegräbniß der thüringischen Landgrafen.

waren, einen paſſenderen Platz in der Kirche erhalten. Unweit der Kirche, wo noch einige wenige Spuren den Standpunkt des ehemaligen Kloſters andeuten, ſteht unter dem breiten Blätterdach uralter Linden der große ſteinerne „Mönchstiſch", der übrigens eben ſowohl neueren Urſprungs ſein mag, wie der Luthertiſch auf der Wartburg. Die Frequenz von Reinhardtsbrunn hat auch hier einen Gaſthof hervorgerufen, der modern und bequem eingerichtet und wegen ſeines vortrefflichen Bieres, das mit dem Neudietendorfer concurrirt, in der Umgegend von Gotha ſehr angeſehen iſt. Eine Viertelſtunde von Reinhardtsbrunn liegt Friedrichsroda an dem Friedrichsröder- oder Schilfwaſſer, und in der Nähe dieſer Stadt erhob ſich die Schauenburg, die Stamm- und Reſidenzburg der thüringiſchen Landgrafen, bis Ludwig der Springer die Wartburg erbaute. Ludwig der Bärtige erbaute, Heinrich der Erlauchte zerſtörte die Schauenburg im Jahre 1260, weil, ſeit der Ueberſiedelung der Landgrafen nach der Wartburg, ein Raubneſt aus ihr geworden war. Kaum dürftige Ueberreſte beſcheinigen den Standpunkt der Wiege der thüringiſchen Regentenhäuſer, aber die Sage irrt in dem flackernden Irrlichtsſchein des Mittelalters um die Trümmer unter Schätzen und Geiſtern umher, denn die Schauenburg ſteht am Anfang der chriſtlichen Geſchichte Thüringens und verliert ſich in die wunderfarbene Romantik ihrer

Zeit. Friedrichsroda iſt die Hauptbleiche Thüringens, und die Garnbleiche von 240 Bleichſtätten ſoll ſich jährlich auf anderthalb Millionen Stück belaufen und einen reinen Verdienſt von mindeſtens 60,000 Thalern betragen. Das Waldwaſſer wird durch Röhren aus dem Bache in Brunnen geleitet, die man bei jeder Bleiche trifft. Die Garne ſind an Stangen gereiht und werden mit Schöpfeimern begoſſen.

Neudietendorf im Amte Ichtershauſen iſt eine im Jahre 1742 angelegte Colonie der evangeliſchen Brüdergemeinde oder Herrnhuter, die im Jahre 1764 von Herzog Friedrich III. Beſtätigung und landesherrlichen Schutz erhielt. Abgeſehen von der induſtriellen Betriebſamkeit und dem Kunſtfleiß iſt Neudietendorf, wie jede Gemeinde dieſer Art, intereſſant durch die alte Glaubensweiſe, die ſich in Neudietendorf nicht minder, als in mehr von dem Luxus und dem Leben abgeſchloſſenen Gemeinden in ihrer Urſprünglichkeit erhielt. Alle modernen Beziehungen der Geſellſchaft ſind hier ſo ſpurlos vorüber gegangen, daß man in der That erſtaunen muß, ſieht man ſich plötzlich zwiſchen Gotha und Erfurt, ſeitabwärts von einer der belebteſten Heerſtraßen, die in dieſem Jahrhundert die größten und bewegteſten Ereigniſſe überſchritten, in die ſtille und einförmige Richtung der Brüderunität verſetzt, an der die Wogen des Jahrhunderts, wie an einem Felſe im Meere zerſchellten. Und die Neudietendorfer ſtehen

durch Wollen- und Baumwollenzeuge, durch Strümpfe, Federspulen, Siegellack, buntes Papier, Flanelldruckereien, Schönfärbereien, Fischbeinreißereien, kurz durch die weitverzweigteste Industrie zu dem Materialismus der Gegenwart in der innigsten Beziehung. Was erhielt sie rein und frei in ihrer herrenhutischen Abgeschlossenheit? Ich meine, die Gemeinde, d. h. nicht bloß die kirchliche, sondern die bürgerliche Gemeinde des Christenthums. In dem ursprünglichen Christenthum lag freilich nicht der Staat, denn Christus bekannte: „mein Reich ist nicht von dieser Welt"; aber es setzte die größte Schmieg- und Biegsamkeit des Staats voraus, die möglichste Hingebung der Gesellschaft. Eine Kirche wollte das Christenthum noch weniger gründen, denn einen Staat. Aber das Christenthum wollte eine Gemeinde gründen, eine Gemeinde im ausgedehntesten Sinne des Worts, und alle Befürchtungen, die in neuerer Zeit für die Fortdauer des Christenthums erstanden sind, beruhen lediglich auf die Verwechselung des christlichen Glaubens mit der christlichen Kirche. Dadurch, daß man eine christliche Kirche an die Stelle des Christenthums gesetzt und eine kirchliche Gesellschaft gleichsam neben der bürgerlichen errichtet hat, dadurch ist man in die Verlegenheit gekommen, die die Reformation zuerst veranlaßte, in die Verlegenheit, die Kirche zu verlieren, und — wie allzu besorgte Leute befürchten — auch das Christenthum.

Ich meine, das Chriſtenthum ſteht ſehr feſt und über alle Revolutionen der Kirche erhaben, aber die chriſtliche Religion wird ſicher über kurz oder lang zu ihrer Urſprünglichkeit zurückkehren, zu der Urſprünglichkeit einer Gemeinde, mit chriſtlichen, aber ohne kirchliche Formen, einer Gemeinde, die auch eine bürgerlich-chriſtliche Gemeinde iſt. Man wird mir wohl glauben, daß ich die Herrenhuter nicht als Muſtereinrichtung einer neuen chriſtlichen Geſellſchaft bezeichnen will, aber wenn z. B. in Frankreich die ſocialen Theorien der Neuzeit ähnliche Vereinigungen — an denen freilich eine moderne Philoſophie größeren Antheil hatte, als das Chriſtenthum — veranlaßte, ſo mag man doch auch die Herrenhuter, deren geſellſchaftliche Zuſtände durchaus im Chriſtenthume fußen, in Erwägung ziehen. Sie beweiſen wenigſtens, daß da, wo das Chriſtenthum mit der Geſellſchaft verſchmolzen, wo es als eine Religion der Freiheit und Gleichheit Aller angeſehen, wo es, mit einem Worte, eine Gemeinde, und keine Kirche bildet, daß in dieſem Falle das Chriſtenthum, indem es am nachdrücklichſten in das Leben eingreift, auch am feſteſten durch das Leben iſt. Die Herrenhuter leben in einer Chriſtokratie, die allerdings die beſte aller Kratien ſein würde, hätte man nicht den Heiland zu einem Alleinherrſcher aller Herrenhuter gemacht, ich meine die Perſönlichkeit und nicht den Geiſt. Nun ſagen ſie: „der

Heiland will es", und als ich in Neudietendorf war, entschied der Heiland durch das Loos über eine Heirath. Freilich war nur der Mann durch das Loos gebunden, während die gezogene Jungfrau einen Refus ertheilen konnte, aber welche Leere muß nicht solcherweise in der Gesellschaft entstehen. Die Geschlechter werden dergestalt von einander entfernt gehalten, daß neben den irdischen Leidenschaften auch die himmlischen Sympathien verloren gehen. Der Herrenhuter kennt die Liebe nur ausnahmsweise, er will sich eine Gefährtin wählen, die um ihn sei, und da er im Zweifel ist, so läßt er den Heiland durch das Loos entscheiden. Nichtsdestoweniger erhielt sich die Idee einer Christokratie inmitten aller Bewegungen und Umwälzungen, weil die Herrenhuter eine Gemeindeverfassung und eine Gemeindezucht eingeführt haben, die Alle zusammenhielt, wenn sie auf der anderen Seite nachgiebig gegen die außerhalb der Verbrüderung liegenden Umstände war und die Weltklugheit respectirte. Man muß diese Einrichtung lange Zeit erlebt haben, um sie ganz würdigen zu können; nur dann wird man die Eintheilung in Brüder-, Schwester-, Kinder-, Knaben-, Mädchen-, Ehe-, Wittwer- und Wittwenchöre begreifen, die auf die Leidenschaften und Bedürfnisse und die Gottseligkeit aller Einzelnen berechnet ist, ohne einen Stand vor dem andern zu bevorzugen, oder hinter dem andern zu beschränken. Natürlich hat man auch Be-

amte, ja ſogar bürgerliche Aelteſte, aber ohne Vorrecht und Bevorzugung. Man hat auch Biſchöfe, aber Biſchöfe der Chriſtokratie, nicht der Kirche, Biſchöfe, welche die nothwendigen Formen, die jede irdiſche Einrichtung bedarf, erfüllen, aber welche höchſtens durch dieſe Formen bezeichnet werden, in keiner Weiſe ausgezeichnet. Die Milde und Verſöhnlichkeit des Chriſtenthums, die Liebe zeichnet ſelbſt die Polizei aus, weshalb auch die Polizei des Amtes Ichtershauſen ſich nie in die Colonie Neudietendorf einzumiſchen braucht. Hat man aber behauptet, daß ſelbſt unter den Herrenhutern eine Gütergemeinſchaft exiſtire durch die „Heilandskaſſe", in die jeder Bruder ſein Vermögen einzutragen habe, ſo iſt dem auf das beſtimmteſte zu widerſprechen. Ein Neudietendorfer verſicherte mich, daß die Gemeinde durch die jährlichen Beiträge in die Gemeindekaſſe aus dem Gewinn die Einzelnen gegen mögliche Unglücksfälle ſicher ſtelle, auch träfen hier Unglücksfälle ſehr ſelten ein, da alle irdiſche Zerſtreuung, aller Luxus und alle Verſchwendung von Neudietendorf abgewieſen ſeien. Die Geſellſchaft nach der Grundidee des Chriſtenthums zu richten, hat man ſelbſt den Tod jeglichem Geſichtspunkte des Schreckens entrückt. Die Grablegung im Schlafſaale zu Neudietendorf würde Manchen disguſtiren, ich aber wohnte einem dortigen Begräbniß bei, und muß geſtehen, daß mir dieſe Grablegung wirklich wie eine Schlaflegung

erſchien. Sie weinten nicht, die Brüder und Schweſtern, ſie trauerten nicht, ſie ſchritten ſinnig und ernſt — wie ſie es immer ſind — hinter der Leiche, die Brüder im grauen, oder braunen Kleide, die Schweſtern mit dem anliegenden Häubchen, das nur von dem Bande des Chors, zu dem ſie gehörten, geſchmückt war. Und die Leiche lag in einem hellen, weißen Sarge, und der Gottesacker war ein duftiger Garten, und Poſaunenſchall ſtrömte durch die ſtille Luft und über die ſtille Andacht. Am Oſtermorgen feiert die Gemeinde das Auferſtehungsfeſt unter Muſik und freudiger Erhebung auf den Gräbern der Lieben, die mit dem Heiland leben und der himmliſchen Gemeinde angehören, und die Sterbenden ſollen ſich — wie man mich verſicherte — wirklich freuen auf den „Heimgang"; denn alſo heißt man hier den Tod. Freilich fehlt es den Herrenhutern an wiſſenſchaftlicher Bildung, die ihren Standpunkt bald verändern würde, und die Einförmigkeit und die Zurückgezogenheit auf ſich ſelbſt erſcheinen ſehr langweilig. Aber die praktiſche Brauchbarkeit, Klugheit und Anſtelligkeit entwickelten ſich unter ſolcher Verfaſſung beſſer, als unter jeder anderen, denn eben die Unkunde der Außenwelt ſchärfte alle dieſe Triebfedern der Verbrüderung in einem ſeltenen Grade. Schweift aber ein Mitglied über die feſtgeſetzten engen Grenzen hinaus, geräth es in Beziehungen und Conflicte, die gar der

Unität widersprechen, so ermahnt man es, bestraft es moralisch, und helfen solche Mittel nicht, so stößt man es aus der Gemeinde. Indeß ergeben sich solche Vorfälle selten, weil man die Leidenschaften nicht nur durch den Glauben und die Lehre zu bekämpfen sucht, sondern auch durch die anhaltende und angenehme Beschäftigung, die man allen Gliedern der Gemeinde anweist. „Müßiggang ist aller Laster Anfang," entgegnete mir eine fromme betagte Schwester, als ich sie fragte: weshalb man in Neudietendorf so wenig von dem vortrefflichen Bier tränke, dessen zweite Flasche mir gerade so wohl schmeckte— „wir haben keine Zeit, Bier zu trinken, wir arbeiten."

Die drei Gleichen, oder die Schlösser Wachsenburg, Mühlberg und Gleichen liegen in einem von den Städten Erfurt, Ohrdruff und Arnstadt gebildeten Dreieck und gehören zu den pittoreskesten Punkten Thüringens, obschon sie bereits außerhalb der eigentlichen romantischen Parthie liegen, außerhalb dem Thüringer Walde. Man sieht sie deutlich von der Chaussee, die von Gotha nach Erfurt führt, zur rechten, überraschend aber ist der Anblick dieser Burgen von Schwabhausen aus, auf der Straße von Gotha nach Erfurt, eine Ansicht, die sich von unzähligen Punkten des Thüringer Waldes aus wiederholt, immer in bunteren Abwechselungen. Die Wachsenburg, die einzig noch bewohnte, ist ein gothasches Staatsgefängniß, die Rui-

am Mühlberg und Gleichen ſind preußiſches Gebiet. Gleichen wurde von dem König von Preußen dem General Mühling geſchenkt, und dieſes Schloß bildet den Mittelpunkt einer vielbeſprochenen Sage, die in neueſter Zeit wieder durch Entdeckungen eines Erfurter Arztes, des Herrn Thile, auf geſchichtlichen Grund zurückgeführt worden iſt, nachdem ſie durch kritiſche Einwürfe bereits zu einer poetiſchen Fiction des ſiebenzehnten Jahrhunderts herabgeſetzt worden war. Schloß Gleichen, ein Name, den man mit Unrecht auch auf die andern beiden Burgen übertragen hat, die Eigenthum ganz anderer Geſchlechter waren und nicht einmal durch ihren Styl, ſondern höchſtens durch ihre Lage dieſe Bezeichnung im Volksmunde rechtfertigen, Schloß Gleichen ſoll der Sitz jener Doppelehe geweſen ſein, die von Soden, Muſäus und Stolberg auch in die Poeſie unſerer Zeit überſetzt worden iſt. Ernſt, Graf von Gleichen — ſo erzählt die Sage — nahm an dem Kreuzzuge Theil, den Friedrich II., der Hohenſtaufe, im Jahre 1227 antrat. Er gerieth in die Gefangenſchaft der Ungläubigen und mußte zehn Jahre lang als Sclave des Sultans in dem Park Gärtnerdienſte verſehen. Hier fand eine ſchöne Prinzeſſin des Harems Gelegenheit, ſich in den deutſchen Gärtner zu verlieben, und in heißer Liebesgluth entdeckte ſie ihm nicht nur ihre Leidenſchaft, ſondern ſann auch auf Mittel, ſie zu befriedi-

gen. Graf Ernſt von Gleichen ſolle mit ihr in ſeine Heimath entfliehen und ſie aufnehmen in ſeinem Harem auf dem Schloſſe Gleichen. Der Ritter, obwohl er gleichfalls in Liebe erglühte, machte demohngeachtet chriſtliche Vorſtellungen und daß er bereits verehelicht ſei. Wolle ſie ihn retten aus der Haft der Ungläubigen, ſo dürfe er ſie nur in dem Falle ehelichen, daß ſein Weib nicht mehr am Leben ſei. Die Türkin willigte ein und Graf Ernſt von Gleichen entführte ſie über Venedig nach Rom, wo ſie ſich taufen ließ von Gregor IX., der, einer Seele zu Liebe, die dem Himmel erworben ſei, das Sacrament der Ehe für ein Mal bei Seite ſetzte, und die Bigamie geſtattete. Somit traf Graf Ernſt von Gleichen mit ſeiner zweiten Gattin auf dem Schloſſe Gleichen, ein und ſeine erſte Gattin, die ſich Anfangs, bei der Nachricht von dem Vorgefallenen, entſetzt hatte, fand ſich bei dem Wiederſehen in das Unvermeidliche. Lieber einen halben Mann, als gar keinen, ſoll ſie gedacht haben, oder ſie hat ſich auch in Demuth dem Schickſal der alleinſeligmachenden Kirche unterworfen. Genug man zeigte noch bis auf die neueſte Zeit auf dem Schloſſe Gleichen die gewaltige Bettſponde, in welcher Graf Ernſt von Gleichen mit ſeinen beiden Weibern geſchlafen und gelebt und geliebt haben ſoll und über welche nicht nur von dem gelehrten Sacriſtan der Peterskirche zu Erfurt, dem Pater Muth, eine gelehrte

Dissertation, bei Gelegenheit seiner Promotion zur theologischen Professur an der weiland berühmten und berüchtigten Universität Erfurt geschrieben worden ist, sondern auch eine bändereiche Kritik — eine Kritik, die auch durch mich vervollständigt werden soll mit einigen modernen Beziehungen. Im Allgemeinen hieß es, die Sage von dem Grafen Ernst von Gleichen sei eitel Lüge. Was den Kreuzzug Friedrichs II. und des Landgrafen von Thüringen, Ludwig des Heiligen, im Jahre 1227 betreffe, so habe derselbe sein Ende erreicht bei Otranto, wo Ludwig der Heilige gestorben sei. Der Kaiser sei darauf sogleich mit der Flotte von Morea nach dem Abendlande zurückgekehrt. Ein zweiter Kreuzzug Kaisers Friedrich II. habe nicht stattgefunden. Folglich könne Graf Ernst von Gleichen nicht mit dem Hohenstaufen den Weg zu seinem Abentheuer gefunden haben. Auf seine eigene Hand aber habe er sicherlich keinen Kreuzzug unternommen. Indessen habe man thatsächliche Beweise näher, denn jene historischen Conjecturen, unter Anderm eine Urkunde aus dem Jahre 1227 von dem Grafen Ernst von Gleichen und seinen beiden Söhnen Erwin und Albert eigenhändig unterzeichnet, wodurch dem Benedictinerkloster zu Erfurt eine Schenkung gemacht werde. Also könne Graf Ernst von Gleichen damals nicht auf einem Kreuzzuge begriffen, oder gar in muhamedanischer Gefangenschaft gewesen

ſein. Kein gleichzeitiger Schriftſteller ſpreche von dieſer Begebenheit, die doch für alle Zeiten wichtig geweſen ſein würde. Der Grabſtein, *) auf welchem ein Graf von Gleichen, mit zwei Frauen zur Rechten und Linken, ſei Anfangs an einem Altar in der Peterskirche befindlich geweſen, der erſt im vierzehnten Jahrhundert errichtet worden ſei; auch leſe man auf dem Stein ſelbſt die Jahreszahl 1400. In dieſem Jahrhundert habe Ernſt von Gleichen gar nicht mehr gelebt, ſondern Siegmund von Gleichen. Dieſer habe zwei Weiber nach einander gehabt, und von dieſem wiſſe man, daß er eine heilige Reiſe in das gelobte Land habe unternehmen wollen, jedoch ſchon auf der Hälfte des Weges umgekehrt ſei. — Woher aber die Sage? Der Grabſtein allein, der einen Mann mit zwei Weibern vorſtellt, von denen keines auf orientaliſche Haltung oder Tracht hindeutet, reicht doch nicht zu einer ſo complicirten Erfindung hin? Und wenn behauptet wird, Kaiſer Friedrich II. habe keinen zweiten Kreuzzug unternommen, ſo iſt darauf zu erwiedern, daß er allerdings im Jahre 1228 bereits einen ſolchen unternahm, der einen Waffenſtillſtand auf zehn Jahre und die Abtretung von Jeruſalem, der heiligen Orte, und des ganzen Landes zwiſchen Joppe, Beth-

*) Er iſt jetzt in die öſtlichen Wand der Domkirche zu Erfurt eingemauert.

lehem, Nazareth und Acre und der Seeſtädte Tyrus und Sidon zur Folge hatte. Demnach beweiſt die Schenkung von 1227 nichts gegen eine Gefangenſchaft im Jahre 1228. Einigen Nachdruck aber erhält der hiſtoriſche Grund der Sage durch die Bezeichnungen, welche die Umgebungen von Gleichen tragen. Hier findet man ein Freudenthal und einen Türkenweg, jenes am Fuße des Berges, dieſer noch jetzt der zu den Ruinen führende Aufſtieg. Die Bettſponde, die in der alten Junkerkammer als dreiſchläfriges Argument gezeigt wurde, iſt freilich dem Wahne geopfert worden, ihre Splitter ſeien ein Antidot der Eiferſucht, indeß auch ſie könnte zum Indicienbeweis verwandt werden, müßte ich nicht zugeben, daß auch die Bettſponde der heiligen Eliſabeth auf der Wartburg dreiſchläfrig genug ausſieht. Will man aber einen nachdrücklicheren Beweis für die Authenticität der Sage, ſo könnte derſelbe am erſten der Entdeckung entnommen werden, die Herr Thilo in Erfurt neuerdings mit den zur Zeit der franzöſiſchen Occupation dem Grabe entnommenen Gebeinen des Grafen und der beiden Gräfinnen gemacht hat. Die Gerippe nämlich, die man jetzt in einer Kiſte hinter dem Hochaltare des hohen Chors im Dome zu Erfurt zeigt, gelten als ſolche. Sie wurden durch franzöſiſche Vermittelung aus der Gleichenſchen Familiengruft in der Petersкirche ausgegraben und es gelang nach vielen Verſuchen jenem Arzt,

die einzelnen Knochen wieder in menſchliche Formen zuſammenzufügen. Er will nun auch an Bruſt und Schädelbau die Orientalin von der Chriſtin unterſcheiden, und das Gerippe des Grafen von Gleichen ſtellt ſich auf den erſten Blick als übereinſtimmend mit der Beſchreibung dar, die die Chroniſten des ſiebenzehnten Jahrhunderts — denn erſt jetzt geſchieht dieſes Vorfalls Meldung — von ſeiner Größe und Geſtalt entworfen haben. Somit würde nun die Doppelehe des Grafen von Gleichen durch den Augenſchein ein überwiegendes Argument erhalten, das noch durch mehrere untergeordnete Thatſächlichkeiten unterſtützt wird, die Thilo in einer eigends zu dieſem Behuf edirten Brochure mitgetheilt hat, wenn anders die Conceſſion zur Bigamie, als einem dem canoniſchen Rechte, wie allen Grundſätzen der katholiſchen Kirche durchaus widerſtrebendem Inſtitute, ſelbſt einem Gregor IX. zugetraut werden könnte. Wollen wir alſo nicht glauben, daß die Gebeine in der Domkirche zu Erfurt dem Grafen Siegmund von Gleichen und ſeinen beiden ſucceſſiven Gattinnen angehören — wozu allerdings nach Thilos Schrift kein Grund vorhanden iſt — ſo müſſen wir wohl, da auf der anderen Seite eine Dispenſation im obigen Sinne, als ein Ereigniß, ſicherlich den Geſchichtbüchern anvertraut worden ſein würde, dafür halten, daß Graf Ernſt von Gleichen ſich die zweite Gattin ohne Dispenſation beilegte, und

daß hier nur die Liebe der Prieſter war, der die Herzen traute. Wie dazu die Gräfin geſehen hat, können wir allenfalls nach neueſten Wahrnehmungen ergänzen, ſintemal viele große Damen reinen Blutes heut zu Tage vor aller Leute Augen die ehelichen Rechte theilen müſſen. Die Türkin aber verſtand ohnedieß den Begriff einer chriſtlichen Ehe nicht, und Gregor IX. und die Mönche des Petersklooſters zu Erfurt mochten wegen der geretteten Seele und der reichen Dotationen des Grafen von Gleichen kein Aergerniß nehmen.

Arnſtadt, eine ſchon in thüringiſchen Urkunden des Jahres 704 unter dem Namen Arneſtali vorkommende Stadt, liegt am Fuße ſteiler Flötzkalkberge, zwiſchen denen ſich die Gera mühſam zu der Erfurter Ebene hinab durchwindet, und dem üppigen, ſaatenſchwellenden Geragrunde, der von jenen Bergen aus bequem überſehen wird. Arnſtadt war bis zum vorigen Jahrhundert Reſidenz der Grafen von Schwarzburg, Arnſtädter Linie. Nach dem Ausſterben derſelben fiel es an Schwarzburg-Sondershauſen und hörte auf, Reſidenz zu ſein, *) eine Veränderung, die der Entwickelung des Städtchens kaum Einhalt that, denn Arnſtadt iſt der Getreide- und Holzmarkt für einen großen

*) Die fürſtliche Familie von Schwarzburg-Sondershauſen reſidirte hier bis zum Tode des Fürſten Günther Friedrich Karl, der ſeine Reſidenz in Sondershauſen hatte.

Theil Thüringens und zeichnet ſich durch Gewerbfleiß und Handel aus. Fremde, die thatſächliche Beweiſe für die Cultur und Civiliſation unſerer deutſchen Fürſten ſuchen, mögen ſich den „Käfernburger Willkomm" beſehen, der im Prinzenhauſe aufbewahrt wird. Dieſer Becher, in Form eines Hüfthorns, enthält über zwei Maaß, und mußte von jedem, der die gaſtliche Burg der Grafen von Käfernburg beſuchte, in einem Zuge geleert worden. Ein in rothen Sammet gebundenes Pergamentbuch enthält ein chronologiſches Verzeichniß aller Grafen, Ritter und Edlen, die die Probe beſtanden. Bis 1586 wurde der Becher von Allen bis auf die Nagelprobe geleert, erſt von jenem Jahre an tranken ihn die meiſten nur bis zur Hälfte aus; ſeit 1608 begnügte man ſich mit einem Drittheil; und ſeit 1700 ſind gar keine Zecher mehr in jenem testimonium morum eines hohen und höchſten Adels verzeichnet. Und doch zeugte der „Käfernburger Willkomm" von Kraft, von jener rohen Kraft, die den Adel zuſammenhielt, die aber doch deutſchen Urſprungs war; auch war er ein Zeugniß des Adels, denn alſo ſaufen konnten Bürgerliche nicht. Wenn man aber neuerdings, da es ſich nicht mehr um Saufgelage für den Adel handelt, die Wiſſenſchaften durch eine „Adelskette" *) dieſem

*) S. Band I. S. 238.

Stande vorzugsweiſe vindiciren wollte, ſo erſieht man doch, daß der Adel zu lange aus dem „Käfernburger Willkomm" getrunken hat, um jetzt noch vernünftig zu werden. Er iſt vielmehr eine Antiquität, wie jener; man müßte denn auch einen Becher der Wiſſenſchaft erfinden, aus welchem jedes Mitglied der „Adelskette" täglich zwei Maaß Tüchtigkeit in einem Zuge leeren könnte, um mit der vorgeſchrittenen Geſellſchaft gleichen Schritt zu halten. Ein Gegenſtück zu dem genannten Becher im nützlichen Sinne bietet die auf der Südſeite der Stadt liegende Günthers-Mühle. Sie wurde von dem Grafen Günther von Schwarzburg, dem Streitbaren, erbaut, und hat ſechszehn Mahlgänge, zwei Graupengänge und eine Schneidemühle, mittelſt welcher jährlich 20,000 Maaß Früchte gemahlen werden können. Die Gera treibt dieſelbe mit oberſchlächtigen Rädern, und ſelbſt in den ſtrengſten Wintern iſt das Mühlwaſſer nicht eingefroren.

Ohrdruf, urſprünglich Ohrdorf, (Dorf an der Ohre,) iſt die zweite Stadt im Gothaſchen und rührt aus der Heidenbekehrung des heiligen Bonifacius her, der hier mit ſeinen Begleitern dem Hungertode nahe war und von einem Geier mit einem großen Fiſche verſehen wurde. Er baute zum Andenken dieſes Wunders, zu welchem ſich auch noch eine Erſcheinung des Erzengels Michael geſellte, ſofort eine Kirche, die ſpäter zu

einem Kloſter anwuchs, dem älteſten in Thüringen. Wenn das Kloſter frühzeitig wieder einging, ſo erhielt ſich die Kirche bis 1753, wo ſie von einer Feuersbrunſt verzehrt wurde. Man erbaute eine neue, die im Jahre 1808 daſſelbe Schickſal hatte. Jetzt vertritt die im Jahre 1823 eingeweihte ſchöne und lichte Michaeliskirche in ächt proteſtantiſcher Weiſe die Stiftung des Apoſtels, der, trotz aller Reformation, in Thüringen noch immer mit einer naiven Hingebung gefeiert wird und den man noch im Jahre 1811 durch einen großen Candelaber bei Altenberga ehrte, den Gottſchalk freilich nicht würdigen kann, weil er kein Thüringer iſt. Derſelbe meint in ſeiner großen Verehrung für die Ueberreſte des Feudalismus, man habe lieber, ſtatt jenes Candelabers, die Schauenburg, die Stammburg der thüringiſchen Regenten wieder erneuern ſollen. Indeß die Stelle bei Altenberga, wo Bonifacius Chriſtum lehrte, iſt von nationaler Bedeutſamkeit, und ſteht in innigeren Beziehungen zu der Wartburg, als man glauben mag. Nicht, daß wir ohne Bonifacius keine Reformation erlebt hätten — vielleicht hätten wir auch ohne ihn keiner bedurft — aber die eigentliche Bildung Thüringens, aus welcher die Geſchichte dieſes Landes nun über Nacht emporwuchs, die thatenreiche, poeſiefunkelnde Geſchichte, die auch in der Wartburg ein ſchönes Denkmal aufweiſt — dieſe Bildung rührt von Winfried

Bonifacius her. Schon vor ihm war Thüringen ein gesegnetes Land, und bebaut und bevölkert, wie kein anderes, er trug es über die Unmittelbarkeit hinaus, er sah scharfen Auges, was sich auf einem solchen Boden und unter so glücklichen Verhältnissen mit den Menschen machen lasse. Und wahrlich! Thüringen hat nie an dem Christenthum gelitten. Deshalb auch hält man mit so kindlicher Treue an die Ursprünglichkeit desselben fest, und ist höchstens durch die Reformation aufgeklärt, aber in keiner Weise gleichgültig gegen die historischen Momente geworden. In Thüringen feiert man Bonifacius, wie Luther. So rührt auch jener Candelaber auf der Anhöhe bei Altenberga aus dem Volke. An der Stelle, wo er steht, stand einst eine Kapelle, in welcher Ludwig der Springer getauft worden war. Als sie längst verfallen und keine andere Erinnerung an die erste Predigt Winfrieds im Thüringerlande vorhanden war, denn die Sage, vermachte ein armer Holzhauer, Nicolaus Brückner, aus Altenberga, zwanzig Meißnergülden zu einem Denkmal dort oben. Dieses Vermächtniß fand ringsum Anklang, und so entstand der Candelaber, nach der Wahl des damals regierenden Herzogs von Sachsen-Gotha-Altenburg, als ein freilich etwas kleinliches Symbol der christlichen Morgenröthe, die von dieser Stelle an über Thüringen einbrach und die doch nicht durch einen Kirchen-

leuchter hätte vertreten werden ſollen. Aber Friedrich IV. war katholiſch. — Um auf Ohrdruf wieder zurück zu kommen, ſo bemerke ich ſchließlich noch, daß hier die meiſten Peitſchenſtiele in Deutſchland verfertigt werden, und daß die Ohrdrufer Bleichen neben den Friedrichsroder berühmt ſind in Thüringen.

Molsdorf des Epicuräers Grafen von Gotter, der an des Herzogs Friedrichs Tafel viererlei Faſanen zu unterſcheiden wußte, verdient unter den Umgebungen Gotha's beſucht zu werden, wenn auch nur als verfallene Herrlichkeit, als ein kleines Verſailles jenes und des Gothaer Hofes. Es ſollen ſich ſogar Memoiren der petits plaisirs im Schloſſe vorfinden, die die hier befindlichen Portraits von Generälen, Miniſtern und Fürſten, noch beſſer commentiren würden, läge ein ſolcher Commentar nicht ſchon hinlänglich in den wohlgefälligen und lebensluſtigen Phyſiognomien, die alle die Inſchrift des Schloßportals bezeugen: **Praeter omnes hic mihi ridet terrarum angulus.**

Coburg, der andere Theil des Herzogthums, liegt an der entgegengeſetzten Seite, am ſüdlichen Abhange des Thüringer Waldes, wo die Stadt Coburg im Itzgrunde ziemlich finſter aus lachenden Umgebungen aufblickt. Nichtsdeſtoweniger blieb dieſe Stadt, die dem lichten und belebten Gotha ſehr nachſteht, Reſidenz, und wurde mit den neuen Beſtandtheilen durch eine von Gotha über

Ohrdruff, Zella, Suhl und Schleußingen führende Chauſſee verbunden, die nördlich über Langenſalza mit der über Caſſel in die preußiſche Rheinprovinz führenden Straße communicirt, und Preußen nicht nur mit jener thüringiſchen Strecke vermittelt, ſondern auch mit Franken. Coburg iſt in neuerer Zeit vielfach verſchönert worden, aber Punkte, die ſich vorzugsweiſe unter den thüringiſchen Landſchaftsreizen auszeichneten, findet man nicht in den Environs, obwohl die alte Veſte Choburg, oder — wie Einige wollen — Kuhberg eine weitreichende Ausſicht gewährt. Auch an Coburg, wie an die meiſten thüringiſchen Städte, knüpfen ſich Namen von Bedeutung: Feder, Thümmel, und Coburg ſelbſt, Friedrich Joſias, der Sieger bei Choczim, Fokſchan und Martineſtie, wo die Türken, und bei Aldenhoven und Neerwinden, wo die Franzoſen erlagen. Seit 1830 gerieth das Haus Coburg ſogar in europäiſche Beziehungen und wurde in alle erledigte Throne eingeſchoben. Belgien und Portugal wurden mit coburgſchen Prinzen recrutirt, und die holländiſche Preſſe befürchtete bereits eine ähnliche Wendung in England, wo die jungfräuliche Königin noch mit einer Erklärung anſteht, während die coburgſchen Intereſſen — wie behauptet wird — von der Herzogin von Kent, der Schweſter des regierenden Herzogs von Coburg und Mutter der Königin, überwiegend begünſtigt werden. Hiſtoriſche Ereigniſſe knüpfen ſich ſchwerlich

an Coburg, will man nicht die bekannte Herabsetzung der berüchtigten Coburgschen Kreuzer von dem Nenn- auf den wahren Werth dafür gelten lassen, die in alle jene Staaten, wo der Guldenfuß gilt, große Verwirrungen und größere Nachtheile trug. Bekanntlich setzte die coburgsche Regierung nur eine so kurze Frist zur Einlösung fest, daß das Ausland überall zu spät eintraf und nur die Unterthanen vor Schaden behütet wurden — was man auch im Grunde beabsichtigte, denn im Wege Rechtens würde die ganze Manipulation die Regierung nicht gerettet haben, die sich nicht anders gegen die Sünden früherer Finanzverwaltung schützen konnte, und doch den Schein Rechtens durch jene für Coburg genügende Frist erhalten mußte. Ein coburgscher Beamter, dem ich die Indignation, die ob dieses Processes im Süden Deutschlands stattfand, mittheilte, meinte, man hätte keine Zeit mit der Einlösung gehabt, da die überhand nehmenden Eisenbahnen selbst die kleinste Frist unmöglich gemacht haben würden.

Von Coburg gelangt man über Rodach nach Hildburghausen, das bis zum Jahre 1826 Residenz eines regierenden Herzogs, und nach dessen Uebersiedelung in die altenburgschen Lande, meiningisches Städtchen ist. Hildburghausen hat durch den Abgang des Hofes, der jährlich über 100,000 fl. in Umlauf setzte, allerdings viel verloren, doch läßt es sich Bernhard Erich Freund von

Sachſen-Meiningen in jeder Weiſe angelegen ſein, dieſen Verluſt auszugleichen und die Zukunft der Stadt auf ſolideren Grund zu bauen, als auf die Zufälligkeit eines Hofes. Freilich gehört dazu nicht blos das Oberlandesgericht und das Schullehrerſeminar, die hieher verlegt wurden, ſondern Induſtrie und Thätigkeit, an welcher letzteren es den Hildburghäuſern durchaus nicht fehlen ſoll. In Hildburghauſen erſcheint die weit verbreitete Dorfzeitung, die alle thüringiſchen Volksblätter, ſeit Salzmann und Becker, man könnte ſagen, in moderner Weiſe vereint. Nur muß man dieſe moderne Weiſe nicht anders verſtehen, als im thüringiſchen Sinne. Thüringen hielt — mit Ausnahme des Bauernkriegs — immer mit der beſonnenen und friedlichen Entwickelung des Jahrhunderts gleichen Schritt, und dieſer Geiſt iſt auch das Gepräge der Dorfzeitung, bei der man nie vergeſſen darf, daß ſie im Volke und nicht auf dem Höhepunkt der Nation fußt, denn nur alſo wird man den kurzen und plaudernden Styl erträglich und zuträglich finden, den Styl, der auf Alles in der Geſchichte der Gegenwart hindeutet und nichts erledigt, den Styl, in dem die Reform und das Beſſere des Jahrhunderts ſtets anklingt, der aber nie eine Parthei blicken läßt, mit einem Worte den Styl, der bis jetzt noch in keinem Volksblatte neueſter Zeit erreicht worden iſt, das nach Wirren und Kämpfen begann und durch Wirren und Kämpfe ſich durch-

wand, ohne dem ursprünglichen Zweck etwas zu vergeben. Ich meine den Styl friedlicher Belehrung und Aufklärung der unteren Stände vom Standpunkte der Sitte, des Jahrhunderts und der Geschichte aus. Die Dorfzeitung erscheint freilich unter Verantwortlichkeit des Verlags der Kesselringschen Buchhandlung, Redakteur aber ist der Consistorialrath Dr. Nonne. Neben dieser „Dorfzeitung," die in der That eine deutsche Dorfzeitung geworden ist — und noch mehr, denn in welcher Stadt würde sie nicht gelesen — trifft man eine zweite literarische Unternehmung von ausgedehntem Umfange und eben so ausgedehnten Beziehungen in Hildburghausen, das bibliographische Institut der Herren Meier, das die Städte Hildburghausen und Philadelphia auf dem Titelblatte trägt: Thüringen und Amerika.

Ueber Themar, dessen schon in Urkunden des neunten Jahrhunderts, unter dem Namen Tegemar und Teymar, gedacht wird, gelangt man nach Meiningen, zieht man es nicht vor, einen Absprung südlich nach Schleusingen zu machen, der Hauptstadt des Kreises Schleusingen im preußischen Regierungsbezirke Erfurt. Schlussungen kömmt gleichfalls schon in Urkunden des neunten Jahrhunderts vor und ist als alte Hof- und Residenzstadt der Grafen von Henneberg, an deren Bedeutsamkeit noch heute die vielen Epitaphien der Kirche erinnern, wenigstens von alterthümlichem Territorialinter-

esse. Das Gymnasium in Schleusingen gehörte von jeher zu den ausgezeichnetsten Schulanstalten Thüringens und reicht bis zu dem Grafen Georg Ernst von Henneberg, dem hennebergschen Reformator zurück. Bekanntlich theilten sich Preußen, Weimar und Meiningen im Jahre 1660 in die Grafschaft Henneberg, aber das Gymnasium blieb ungetrennt, und wird gegenwärtig, als Miteigenthum jener drei Staaten, gemeinschaftlich von ihnen verwaltet und abwechselnd dirigirt.

Meiningen, am rechten Ufer der Werra, ist ein sehr freundliches Residenzstädtchen, in Harfenform gebaut, aber, wie Jean Paul meinte, eine Harfe ohne Klang. Ich weiß nicht, woher es kam, daß Jean Paul gerade Meiningen klanglos fand; mir klingt ganz Thüringen in bunter, bald süßschauriger, bald kecklustiger Harmonie durch einander, und Bechstein hat aus Meiningen recht anheimelnde Lieder gesungen, an denen man die thüringische Weise unmöglich verkennen kann. Aber kleine Residenzen verändern häufig ihren Grundton, und so mochte es kommen, daß die Harfe Meiningen zu Jean Pauls Zeit verstimmt war, oder auch er selbst. Eine kleine Stadt von kaum 6000 Einwohnern lebt natürlich sehr en famille, aber die Meininger sind gastfrei und zuthulich, wie alle Thüringer, und der Hof stört in keiner Hinsicht, selbst nicht einmal in den Promenaden der herrschaftlichen Anlagen, die weder von Warnungstafeln, noch

Wachtposten belästigt werden. Deshalb fühlt sich derjenige, welcher nur Ansprüche an eine reizende Natur und kleine Kreise macht, hier leicht heimisch. Im Sommer singen die Nachtigallen nach allen Seiten hin, im Winter bietet die herzogliche Kapelle musikalische Unterhaltungen, wie man sie in einer so kleinen Residenz nicht vermuthen sollte. In literarischer Hinsicht zeichnen sich fast alle thüringischen Residenzen aus, und auch Meiningen behauptet einen Platz unter ihnen. Die 30,000 Bände starke Bibliothek wurde von Herzog Georg — dem sein Ländchen so sehr am Herzen lag, daß er nicht nur die Literatur, die Forstwirthschaft, den Unterricht und die äußeren Verhältnisse Meiningens, sondern selbst die Eselszucht förderte*) — dem Publikum erschlossen, und das Naturalienkabinet bietet in kleinem Umfange werthvolle Piecen, insonderheit eine große Steinplatte mit antediluvianischen Pflanzenabdrücken aus den Heßberger Steinbrüchen. Der hennebergische Alterthumsverein ist zwar noch jung, aber äußerst thätig, und wen auch nicht jenes Waffenwerk und mittelalterliche Geräth interessirt, das derselbe bereits acquirirt hat, der wird sich doch über eine rüstige Ausbreitung auch nach dieser Seite hin freuen, da kleine und mit Hof und Beamten angefüllte Residen-

*) Er ließ Esel aus dem Hohenlohischen kommen, die der Verkäufer in unterthänigem Respect nicht Esel, sondern „orientalische Thiere mit langen Ohren" nannte.

gen selten eine Hinneigung zu Dingen an den Tag legen, die über ihre Unmittelbarkeit hinausliegen. Mich zog die prachtvolle erste Ausgabe des Theuerdank, auf Pergament, mit gleichzeitigen colorirten Holzschnitten, in der Bibliothek an; wer mehr als flüchtig anschauen will, der wird in den älteren Geschichtswerken der Bibliothek reiche Auswahl zum Studium finden.

In den Umgebungen Meiningens ist Bauerbach, als Schillers Asyl gegen die Nachstellungen des Herzogs von Würtemberg, merkwürdig. Unter dem Namen Schmidt erhielt er hier für einige Zeit Sicherheit und Muße, seinen Fiesko zu beenden, Kabale und Liebe zu dichten und Don Carlos anzulegen. Ist es nicht auffällig, daß Anziehung Türingens, wie Schicksale und Erlebnisse die beiden größten Dichter deutscher Poesie in dieses Land zogen. Freilich gerieth Göthe sofort nach Weimar, während Schiller in dem Herrenhause zu Bauerbach Informatorsdienste versehen mußte. Als auch er in Thüringen zu leben fand, starb er. Immerhin aber mag auch die Sympathie jener für Thüringen das poetische Colorit dieses Landes beweisen: Göthe vergaß hier das üppige und mit mildem, südlichem Himmel überzogene Frankfurt, Schiller hatte in Thüringen das in Naivität, Anmath und südlicher Romantik blühende, ewig heitere und ewig milde Schwaben zu vergessen. Daß er es vergaß, möchte man nicht behaupten können,

aber er lebte und ſtarb in Thüringen als Schwabe. Und daß ein Schwabe, ein Adler von der würtembergſchen Alp ſich alſo nordiſchen Reizen hingeben konnte, die immer jener Farben entbehren, in welchen Schwaben glüht, ſpricht ſehr für die Intenſität dieſer Reize. Göthe, der auf dem Höhepunkt der Welt ſtand, wurde perſönlich dergeſtalt von dieſen Reizen befangen, daß er nicht mehr über ſie hinaus mochte. Er erlebte einmal Unangenehmes in Weimar und drohte, fortzugehen. Wohin? Nach — Jena.

Die Forſtacademie Dreißigacker iſt durch den Naturforſcher Bechſtein, wenn nicht weit-, doch deutſchberühmt geworden. Dieſe Anſtalt wurde zuerſt von Bechſtein, der meiningenſcher Kammer- und Forſtrath war, auf dem Gute Kemnate, bei Waltershauſen, am Fuße des Tennebergs, auf eigene Koſten eingeleitet. Herzog Georg von Meiningen, der die Nützlichkeit einer Forſtacademie für Thüringen einſah, verlegte die Anſtalt nach Dreißigacker und machte Bechſtein zum Director derſelben. Die Schöpfung aber gebürt dem Letzteren ausſchließlich, und zwar um ſo mehr, als er, bevor er zu Kemnate ans Werk ſchritt, um eine öffentliche Anſtalt ſolcher Art bei der gothaſchen Regierung eingekommen war, die man ihm jedoch abgeſchlagen hatte.

Zwei und vierzigſtes Capitel.

Thüringen (Fortſetzung). — Uebergang von dem erfurter Boden zum weimarſchen. — Gegend. — Weimar. Aeußeres und Inneres. Bildung und allgemeine Zuſtände. Weimar wird durch Anna Amalia und Carl Auguſt zum Mittelpunkt einer Weltliteratur gemacht. Abderiten in Weimar und eine Theateranekdote. Jetzige Namen. Zwei Räthſelfragen, in Bezug auf heutige weimarſche Bildung. Jetzige Zuſtände und Rückblicke. Erziehung der Söhne Carl Auguſts. Der Großherzog Carl Friedrich. Das jetzige Hoftheater. Der Park Belvedere. Tiefurt. Anna Amalia. Berühmte Namen, die ſich zunächſt an dieſe Fürſtin knüpfen. Die Bibliothek und ein ruſſiſches Elementarbuch in derſelben. Die Stadtkirche und das Altarbild von Lucas Cranach. Grabmal Cranach's. Cranach, ein treuer Diener ſeines Herrn, muß doch der Etiquette nachgeben. Induſtrie. Göthe's Haus und Theodor Hell. — Jena. Stiftung der Univerſität. Aeußeres der Stadt und Bewohner. Frühere Zuſtände. Jetzige. Quellweiſe. Abentheuerlichkeit Jenas und eine Bemerkung über den Grund der mittelalterlichen Weiſe auf den proteſtantiſchen Univerſitäten. Die ſieben Wunder Jenas, und ein achtes. Sehenswürdigkeiten und Umgebungen. Das OAGericht. — Saalfeld und die Sorbenburg. — Das Denkmal des Prinzen Louis von Preußen bei Möhlsdorf. — Orlamünde und Naſchhauſen. — Die Leuchtenburg.

Wenn man von Erfurt*) auf der großen Frankfurter-Leipziger Straße gen Weimar fährt, ſo wird man bald

---

*) Siehe „die preußiſchen Beſitzungen in Thüringen.“ Cap. 46. Band IV.

die Abſtufungen des Bodens zu minderer Ergiebigkeit gewahren. Selbſt nicht mit dem Acker- und Gartenbau Bekannte merken die Veränderung an der äußeren Ausſtattung der Bauerhöfe, an Vieh und Ackergeräthſchaften, die zuſehends — ſchlechter werden, will ich nicht ſagen, denn auch Weimar iſt Fruchtland — aber doch ſpüren laſſen, daß man hier aus der Fülle des Bodens und der Erzeugniſſe tritt. Statt der weiten, von Ueberfluß ſtrotzenden Flächen, wo es nur Wälder aus Getreide gab, nahen ſich nun wieder die Berge und grünbewachſenen Abhänge, aber ohne romantiſchen Schmuck, ohne jene bunte Manigfaltigkeit von Poeſie und Natur, die Thüringen auszeichnet, vielmehr in großer Monotonie. Binnen Kurzem gelangt man nach Weimar, einer Stadt, die zwiſchen landſtädtiſcher Dürftigkeit, kleinreſidenzſtädtiſcher Vornehmheit und europäiſcher Celebrität liegt. Indeß man ſieht es gleich, die letztere ging aus Einzelnen hervor, die mit Weimar wenig mehr zu ſchaffen hatten, als daß ſie dort wohnten und in innigen Beziehungen unter ſich und zu hohen Gönnern ſtanden. Weimar verdankt ihnen Anlagen, Erwerb durch die Fremden, die ſie anzogen, mittelbar einige Entwickelung im Aeußeren, im Uebrigen erhielt dieſe Stadt keinen Impuls von ihnen, nicht einmal einen größeren geſellſchaftlichen, denn Literatur und Kunſt bildeten hier ſtets eine Geſellſchaft für ſich und verhielten ſich nicht eingreifender

zu Weimar, als die Universitäten in Landstädten. Um sie her wuchert sogar Uncultur, sie erleuchten die Welt, aber für ihre nächste Umgebung sind sie dunkle Körper, wie die Sonne. Wie wenig ist eigentlich dem jetzigen Weimar noch übrig von jener glänzenden Epoche, die von dem verstorbenen Großherzog ausging. Sie ist kaum untergegangen, die Sonne Göthe, und schon ist Weimar, bis auf einige gesellschaftliche Trümmer, finstre Nacht; nicht einmal der Mond stiller Feier und Erinnerung erhellt die Gegenwart, man stolpert vielmehr über die alten classischen Stellen, die nur dem Fremden Interesse gewähren und den Lohnbedienten der weimarschen Gasthöfe. Diese zeigen jetzt die Ruhestätten der größten Dichter neben ihrem hohen Gönner mit derselben Theilnahmlosigkeit, wie sie zu Göthes Zeit auf das Epitaphium des Bürgermeisters und Malers Cranach wiesen und nicht vergaßen, aufmerksam zu machen, daß es eigentlich heißen müsse: pictor celeberrimus, statt celerrimus. „Wo ist Wieland beerdigt?" „„Zu Oßmannstädt, drei Stunden von hier; wollen Sie hin?"" fragte mein Gasthaus-Cicerone. Also werden schon die großen Erinnerungen in Weimar zu Gelde gemacht, und solches beweiset am besten, wie viel sie hier eigentlich noch gelten. Und wie viel würden jene Männer selbst bei Lebzeiten gegolten haben, wäre nicht alle Welt hingezogen, um sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen,

deren Werke Viele oft nicht einmal gelesen hatten. Die Weimaraner konnten, wie alle Philister, kaum einen anderen Maßstab anlegen, als diesen, worüber Wieland schalt: „Man hält uns für fremde Thiere, an deren Affig man ohne Umstände hintreten kann.“ Ihre Bewunderung kam von außen, und somit ertrugen sie auch Göthes Leitung der Bühne nur bis zum Hund des Aubry. Als dieser kam, soll man ihn sehr gut aufgenommen haben, und der Dichter mußte dem Pudel weichen. Mit einem Worte, ein inneres Moment wird sich nicht fortpflanzen aus jener Zeit in Weimar, weil kein solches vorhanden war, aber eine heilige Stätte wird Weimar bleiben für die Entwickelung der Literatur nicht nur, sondern auch der Geschichte, ein modernes Medinah, wo die Propheten der neuen Gesellschaft begraben sind, und in dieser Hinsicht haben wir uns wenig um die weimarschen Verschnittenen zu kümmern, die das Grab bewachen, sondern müssen vielmehr denjenigen dankbar sein, die so lebendige und weltumfassende Eindrücke selbst an Gräber knüpften, ich meine, der Herzogin Amalie und dem Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar. Beide gewährten durch den gesellschaftlichen und lebensbezüglichen Mittelpunkt, den sie den größten Persönlichkeiten ihrer Zeit anboten, den Werken derselben die innigsten und unmittelbarsten Beziehungen zur Nation. Wer die Geschichte unserer Literatur nicht nur, sondern auch die Ge-

schichte unserer Literaten verfolgt, wird einsehen, wie sehr dieselben, sollen sie bereits die Gegenwart entzünden und auf dem Capitol des Jahrhunderts gekrönt werden, gesellschaftlicher Vermittlungen bedürfen, die, bis zur weimarschen Epoche, deutscher Literatur gänzlich fehlten. Würde nicht Lessing durch eine Amalie von Weimar schon seiner Zeit gerettet worden sein? Jetzt suchen wir nach seiner Ruhestätte und finden sie nicht, denn sein Grab steht in der gesellschaftlichen Wüste seiner Zeit und jenseits desselben*) liegen keine Resultate. Die Gräber Derer, die in Weimar ruhen, dagegen sind die Schlußsteine einer großen lebendigen und erfolgreichen Vergangenheit und das Symbol einer größeren, lebendigeren und erfolgreicheren Zukunft. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, wird Weimar Weltstadt bleiben und Ilm-Athen, obwohl es hier Abderiten die Hülle und Fülle gibt, wie allenthalben, wo man die Namen Lein-, Spree-, Pleiß-, Elb-, Isar-Athen u. s. w. erfand, die jeder Gerichtsschreiber und Canzeleipedell auf sich bezieht, ohne zu bedenken, daß den deutschen Athenen eigentlich keine Athenienser, sondern nur die respectiven Höfe, und — wenn es weit kömmt — Regierungen zum Grunde liegen. In Weimar tappt man deshalb auch zwischen der Weisheit und zwischen dem Hofe umher, und der gemeine

*) Ich meine von unserem Standpunkte aus.

Mann weiß eigentlich nicht, woher er einen ſo großen Reſpect für die Hofſchauſpieler hat, ob der Kunſt, oder des Hofes wegen. Vielleicht wurden aus dem letzteren Grunde nicht nur die Schauſpieler ſo hoch geehrt, ſondern auch die Dichter, die mit dem Herzog lebten und liebten und bei ihm begraben wurden. Wer weiß, wenn Göthe nicht Geheimerath geweſen, ob man ihn nicht Herr Hofdichter titulirt hätte; bei den Schauſpielern, die ſonſt keinen Titel haben, vergißt man wenigſtens das Prädicat Hofſchauſpieler nie. Mein Wirth fragte einen auswärtigen Mimen, der ſich auf Gaſtrollen zu Weimar befand, als derſelbe Mittags ſchweißbedeckt und viſitenermüdet nach Hauſe kam: „Waren Sie bei dem Herrn Hofſchauſpieler Hans und bei dem Herrn Hofſchauſpieler Peter?“ Und er war bei Allen geweſen. „Waren Sie auch bei dem Fräulein M.?“ „„Bei der Choriſtin?““ „Ja wohl! aber ſie iſt die Maitreſſe von dem Herrn Baron, Ober- u. ſ. w. von X., Großkreuze mehrerer Orden, und wenn Sie der keinen Beſuch gemacht haben, ſo haben Sie gar keinen Beſuch gemacht. Freundchen! thuen Sie mir die Liebe an und gehen Sie noch hin, ich gebe Ihnen weiß Gott nicht eher die Suppe.“ Natürlich eilte der arme Schauſpieler ſpornſtreichs zu Fräulein M., das vielleicht jetzt ſchon längſt nicht mehr Maitreſſe des Herrn Baron von X., Großkreuzes mehrerer Orden iſt; engagirt aber wurde er doch nicht, weil er eine

hübſche Frau hatte, die dem Fräulein M. nicht anſtand. Das iſt Weimar. Freilich leben daſelbſt noch außer jenem Herrn, der die Bühnenzuſtände mit dem Maitreſſenmaßſtab mißt, viele tüchtige Köpfe, es leben daſelbſt die Herren Peucer, Sternberg, Famulus Eckermann — aber ſchon muß man, da die alten Zweige Weimars einer nach dem andern abſterben, den jungen Nachwuchs citiren, will man Namen in Weimar, und deshalb möge hier auch Auguſt Bürck genannt werden, der Verfaſſer von „Alt und Neu.“ Biedenfeld, ein literariſcher Lebemann und lebemänniſcher Literat, hat gleichfalls ſeinen Wohnſitz in Weimar aufgeſchlagen. Ottilie von Göthe erhält noch einige geſellſchaftliche Beziehungen aus der alten Zeit, für die neue, und bietet denen, die ins gelobte Land pilgern, freundliche und ausgewählte Cirkel. Das iſt Alles, was von der Glanzperiode dem Leben in Weimar übrig blieb. Weimar iſt wirklich ein gelobtes Land, woher uns viel kam, aber wo wir jetzt nur noch die Stätten finden, wo ihr Fuß wandelte, und die Gräber, wo ſie ausruhen. Der Hof hat ſich bereits — bis auf eine Soirée alle vierzehn Tage — ſehr von der Literatur geſchieden, und ſchwerlich wird die Zeit ſobald wiederkommen, wo ſich ein Hof mit der Literatur befaßt, ich meine mit der Literatur im engeren Sinne, mit denen, die ſie repräſentiren. Für Weimar iſt das Ende der „ſchönen Tage von Aranjuez“ paſſend

durch die verworrene Auflöſung zweier Räthſelfragen bezeichnet worden, die eine ſehr angeſehene Perſon von dort nach Berlin brachte im Jahre 1838, als in der letzteren Reſidenz viele höchſte Häupter beiſammen waren. „Was würden Sie thun, wenn Sie ein Taucher wären?“ — und: „Was würden Sie thun, wenn Sie ein Zahnarzt wären?“ Wie viel und mancherlei kann man nicht als Taucher und Zahnarzt thun? Diejenigen, denen dieſe Fragen vorgelegt wurden, zerbrachen ſich deshalb den Kopf gar ſehr, aber die Sphinx errieth keiner. Nun lachte der Erfinder der geheimnißvollen Fragen ſchelmiſch: „Was würden Sie thun, wenn Sie ein Taucher wären? — Ich würde in das Meer der Vergeſſenheit ſpringen.“ Alle Welt gerieth in Erſtaunen, daß man den ſo nahe liegenden Sinn nicht errathen hatte. „Was würden Sie thun, wenn Sie ein Zahnarzt wären?“ — Man rieth von Neuem, aber vergebens. „Ich würde den Zahn der Zeit mit der Wurzel ausreißen.“ Solcherweiſe curſirten die Räthſelfragen, die der Frageſteller der Reihe nach verſchiedenen guten Köpfen eines hohen Adels vorlegte; endlich gelangte er auch damit zu einer ſehr hohen Perſon, die wahrſcheinlich ſchon von der Auflöſung vernommen hatte. „Was würden Sie thun, wenn Sie ein Zahnarzt wären?“ — „„Ich würde in das Meer der Vergeſſenheit ſpringen““ — antwortete der Befragte, und nun war nicht nur die erſte, ſondern auch die zweite geiſtreiche Beziehung ver-

nichtet, und die Sphinx von Weimar stürzte sich freilich nicht von dem phikeischen Felsen, aber sie lachte sehr verdutzt. Wie gesagt, diese verworrene Auflösung kann man als das Ende der geistreichen Hesperide in Weimar ansehen, denn wer wird hier nun noch geistreich sein wollen, wenn man also in Verlegenheit gerathen kann.

So wenig nun auch die jetzigen Verhältnisse Weimars befriedigen, das sich immer mehr in die engen Verhältnisse kleiner Residenzen einspinnt und selbst in den höchsten Kreisen keine Entschädigung bietet für die mittleren, so sehr erheben die Rückblicke und dasjenige, was einmal geschaffen ist. Schon die Umgebungen Weimars zeugen von jener kunstsinnigen Zeit, die hier gewaltet hat. Ein inniger, feierlicher, ich möchte sagen, andächtiger Kunstsinn spricht aus allen diesen Häusern, Gärten und Schlössern, die sich gleichsam zu einer Götheschen Harmonie verschlingen, wo das Kleinste zum Ganzen paßt und das Ganze zum Ewigen. Gewiß, Weimar ist — bis auf die Weimaraner (die gemüthlichsten Sachsen von der Welt) und ihr Zubehör — die geläutertste und kunstharmonischste Stadt Deutschlands. Deshalb sind auch die Weimaraner stolzer auf den Namen Weimar — der der Welt angehört und in allen seinen hervorragenden Punkten den Götheschen Typus trägt — als auf die Stadt, die ihnen angehört. Der Park, das Residenzschloß, der botanische Garten mit seinem von tropischer Prachtfülle überquil-

lenden Gewächshause, Tiefurt, Ettersberg, Belvedere, mit einem Worte, alle Beziehungen der Natur und Kunst aus Amalias und Carl Auguſts Leben ſind ſelbſt den Weimaranern welthiſtoriſche Stellen geworden; nicht das, was die Augen ſehen, hebt ihre Bruſt, ſondern die Motive, die Intenſität aller dieſer Reize der Reſidenz, die man weniger als Umgebungen zum Vergnügen betrachtet, denn als den lebendigen Ausdruck einer Epoche, die für Weimar nur im Lebloſen lebendig wurde. Die Menſchen blieben im Ganzen die Alten; aber Weimar erhielt in jenen Stellen die literariſche und künſtleriſche Bildung, die von hier aus auf die Welt influirte. Hier reden Steine und Haine Weltliteratur, die Bürger aber ſprechen den weimarſchen Dialekt. Carl Auguſt erhielt von ſeiner Mutter den Grafen Görz als Führer und hochadeligen Gouverneur, und Wieland als Lehrer, und man mag ſeine Erziehung wohl eine philoſophiſche heißen. Dieſe Richtung ſetzte auch er mit ſeinen Söhnen fort. „Erſt der Menſch, dann der Bürger, zuletzt der Fürſt“ — alſo lehrte man ſie. Und die äußeren Verhältniſſe, mit welchen die Prinzen umgeben wurden, entſprachen durchaus jener Schule. So heißt es in der Erziehungsgeſchichte des Aelteren, des jetzigen Großherzogs: Seine Geſpielen waren Kinder aller Stände, und als einſt von einem derſelben die Frage aufgeworfen wurde, was jeder von ihnen werden wolle? wählte dieſer den Hofrath, jener

den Kaufmann, ein dritter den Schuhmacher. Nun kam die Reihe an den Prinzen, der, ein Hercules am Scheidewege, nicht wußte, zu welchem Gewerbe er greifen sollte. Man kam ihm daher zuvor, indem einer ausrief: „Nun, der hat gut wählen, der wird doch einmal nichts anders, als ein Herzog.“ „„Heißt das nicht wunderlich geredet? — entgegnete der Prinz — als wenn ich gerade werden müßte, was mein Vater ist. Ich kann ja eben so gut noch ein Schuster oder Schneider werden, wie einer von euch.““ Berücksichtigt man die damaligen Zeit- und Hofverhältnisse, so sind solche lose Ansichten allerdings merkwürdig. Aber damals gaben sie höchstens nur der Etiquette Anstoß, die erstaunen machte über eine so unfürstliche Herablassung; heut zu Tage dagegen würden Ansichten solcher Art Befürchtungen wegen des Princips erregen, sie gefährden das Institut der Legitimität, das früher zwar auch bestand, aber nie citirt wurde, weil das Gegentheil, die Revolution und die Illegitimität, nicht einmal geträumt, vielweniger gedacht wurde. Indeß der Herzog von Weimar ließ seine Söhne nicht nur unter den andern Ständen aufwachsen, er hielt vielmehr auch auf eine durchaus praktische Gleichheit, wie sie sonst eben nicht bei regierenden Herren vorkömmt, die doch wenigstens immer die Form beobachtet wissen wollen. So beschwerte sich einst ein junger H. bei ihm, des Herzogs Sohn habe ihm eine Ohrfeige gegeben. „Wenn er das

thut, ſo geben Sie ihm nur wieder eine," antwortete der fürſtliche Vater in dem bürgerlichſten Style von der Welt, und jener ſoll die Ohrfeige wirklich nicht ſchuldig geblieben ſein. Der Verfaſſer dieſer Mittheilungen meinte im Jahre 1792, der Herzog werde ſich (durch ſolche Erziehung) das größte Verdienſt um die Nachwelt erwerben. Nun aber wurde der Herzog Karl Bernhard, der als Generallieutenant in holländiſchen Dienſten ſteht, erſt in dieſem Jahre geboren; die Hoffnungen für die Nachwelt können ſich deshalb nur auf den jetzt regierenden Großherzog beziehen. Dieſer nun ſcheint beſtimmt zu ſein, die beſonderen Nuancen, die das Haus Weimar von jeher in der Geſchichte charakteriſirten, wieder zu ebenen. Bis dahin war nämlich Weimar der Stamm feuriger Köpfe, glänzender Talente, das Jahrhundert bewegender Genies, die ſich in dieſem Terrain zu eingeſchloſſen fanden und im Kriege (Bernhard) wie im Frieden (Ernſt Auguſt, Karl Auguſt) nach weiteren und ſelbſt europäiſchen Beziehungen ſehnten; ſeit dem jetzigen Großherzog aber waltet die häusliche Richtung vor, die z. B. die gothaſchen Regenten von den weimarſchen unterſchied. Jene zeichneten ſich nämlich ſtets als brave und ängſtige Hauswirthe aus, die nicht nur im Lande blieben, ſondern ſich daſelbſt auch redlich ernährten, um dann endlich auszuruhen unter dem Baume, den ſie ſelbſt gezogen, auf der ſtillen Inſel im Park. Wenn dabei fried-

liche häusliche Reformen von dem Hause Gotha ausgingen, Bewegungen selbst, die mit dem Jahrhundert übereinstimmten, und die man nur deshalb nicht spürte, weil sie sich an die organische Entwickelung des Staats knüpften, so wird man freilich solche Momente nicht in der jetzigen Regierung Weimars gewahren, aber vielleicht nur aus dem Grunde, weil hier schon auf ein Jahrhundert vorgearbeitet ist. Erhielt nicht Weimar bereits im Jahre 1815 eine Verfassung mit Preßfreiheit, welche letztere nur durch die politischen Verhältnisse und das europäische Gleichgewicht suspendirt worden ist? Was man vermißt in dem jetzigen Weimar, ist jene Zwanglosigkeit und Popularität, die sich seit dem Regierungsantritt Karl Augusts hier niederließen und täglich mehr zu befestigen schienen. Ich sage, schienen, denn daß ein solcher Erfolg nicht eintrat, ist nun überall gewiß, wenn man die neuesten Zustände betrachtet. Der Hof, von welchem die Bildung auf die Masse herniederthaute, ist ein anderer geworden: der Bildung wird hier von der Etiquette das Gegengewicht gehalten, jene scheint nicht in dem Grade in der Masse Wurzel geschlagen zu haben, daß sie solche Zufälligkeiten überragen könnte, weil sie eben nur Hofthau war, und kein Same für die Erndte späterer Geschlechter. Vielleicht ist kein Hoftheater in Deutschland mehr nach der Hofetiquette zugeschnitten, als die Bühne zu Weimar. Die strengste mechanische Ordnung blieb allein

übrig von Göthes Leitung; wenn man aber jetzt ein Stück in die Scene ſetzt, ſo legt man nicht zuerſt den äſthetiſchen Maßſtab an, ſondern den politiſchen. — Können dieſe Beziehungen nicht Anſtoß erregen in Rußland, oder anderswo? fragt man ſich bei der Bühne eines Hofes, an welchem die Dichter des Fauſt und Don Carlos lebten und an welchem Gedankenfreiheit im ausgedehnteſten Sinne des Worts Regel war. Ja, ſelbſt jener Mechanismus der Kunſt, den man auf Göthe zurückführt, iſt er mehr als ein Abglanz der Hofetiquette? Das Hofmarſchallamt iſt wenigſtens die Grundnorm der hieſigen Bühnenzuſtände.

Der Park in Weimar iſt berühmter als ſelbſtſtändige Schöpfung, denn als Anlage. Man darf ihn nicht allein mit dem Maßſtab der Horticultur meſſen (obwohl er auch hier alle Bedingungen erfüllt, ſo theilt er ſeine Schönheiten doch mit ähnlichen Anlagen), man muß ihn vielmehr in jener Weiſe betrachten, die ich bereits als die eigenthümliche Weimars bezeichnet habe. Das Ilmthal iſt die einzige Parthie Weimars, die einen landſchaftlichen Reiz beſitzt, und was die Natur verſäumte, das hat in ſinniger Weiſe die Kunſt ergänzt. Hier iſt nichts Ueberflüſſiges angebracht, nichts Nothwendiges unterlaſſen. Die Anlagen ſtehen da, wo die Natur ſie erwartete. Ich weiß nicht, welchen Antheil Göthe an dieſem Park gehabt hat, aber hat er auch hier gewaltet, ſo könnte man der

Verehrung, die des Glaubens iſt: hätte der liebe Gott nicht die Welt erſchaffen, ſo würde Göthen dieſe Schöpfung übrig geblieben ſein, wenigſtens was den weimarſchen Park betrifft, beipflichten. Dieſe Gartenkunſt iſt ſo einfach, wie mannigfaltig, ſo ſtill, wie erhaben, ſo innig, wie kühn und frei. Vom Südende des Parks führt eine prächtige Kaſtanienallee nach Belvedere, das von dem Herzoge Ernſt Auguſt angelegt wurde und ſeine Reize weniger von dem franzöſiſchen Styl Ludwigs des Vierzehnten, als von ſeiner natürlichen Lage empfängt. Im Mittelpunkte eines Waldes erhebt es ſich ſtolz auf einer Anhöhe, die ſanft aus dem dunklen Laube aufſteigt und dieſes Waldſchloß in weiter Ferne denen zeigt, die an den Ufern der Ilm im Parke luſtwandeln und ihre Blicke über die bunte Wieſenfläche jenſeits bis zum waldumſäumten Horizont gleiten laſſen. Von dem Altane Belvederes genießt man die belebteſte Ausſicht, die Weimar bietet: rückwärts im walddichten Hintergrunde bunte Wildparthien, im Vorgrunde das Ilmthal, die Reſidenz und das ganze Gefilde von Weimar. — Der Garten zu Tiefurt iſt zutraulicher und beſchränkter als der Park. Durch eine Lindenallee gelangt man in den Wald vor Tiefurt. Hier umſchließt er, den Abhang des Berges herab, ein ſchattiges Amphitheater, unterhalb deſſen ſich die Ilm, über Kieſel rauſchend, in Schlangenwindungen um einen duftigen Wieſengrund krümmt. Der Hain, den wilde Gänge

durchkreuzen und deſſen Grund mit geſchmackvollen Boskets, ſinnigen Lauben und Hütten belebt iſt, vertritt den Park. Auf einem erhabenen, mit Moos und wilden Rosen ausgelegten Felſenabhang ſteht Leopolds Denkmal, das die Schweſter dem heldenmüthigen Bruder ſetzte, der den Tod in der Oder ſtarb an der Menſchenliebe. Die Inſchrift darunter iſt einfach genug: „Dem verewigten Leopold Anna Amalia.“ Anna Amalia lebte und wirkte in Tiefurt, aber die kleinen Details ihrer Wirkſamkeit verſchwinden vor der Erkenntlichkeit, welche ihr das geſammte deutſche Vaterland ſchuldet. In der Blüthe der Jahre ward ſie Wittwe, Mutter unerzogener Prinzen, Vormünderin und Regentin eines durch Luxus und Pracht verſchuldeten und mit Abgaben gedrückten Staats. Mit welcher Leichtigkeit und Fügſamkeit ſich die Herzogin dieſer ſchweren Laſt unterzog, iſt bekannt, und man möchte in vielen Fällen irre werden, ob nicht ein Weib mit großen Anlagen den Zweck eher erreiche, denn ein Mann. Anna Amalie hat ihre Perſönlichkeit nie dem Staatshaushalt untergeordnet, aber das Juſtemilieu, welches ſie einführte, konnte in dieſer Weiſe nur von einem Weibe eingeführt werden, ſie vereinte Erhabenheit und fürſtliche Herablaſſung, Etiquette und glanzloſe Ländlichkeit, Pracht und Sparſamkeit. Die Elite der Literatur und Kunſt, die man — freilich zu einer Zeit, wo ſolche Elemente in keiner Weiſe von der Geſellſchaft geſucht wurden, und deßhalb mit

leichterer Mühe — nach Weimar zog, konnte nur von Amalia in dieſe feinen Beziehungen zum Leben und zur Geſellſchaft gebracht werden. Ein Mann würde hier einen Gelehrtenverein, eine Academie geſtiftet, oder doch eingeleitet haben; jetzt aber gab man Hoffeſte, ohne den geiſtreichen Cirkel zu verſcheuchen, man gab literariſche Soiréen, ohne den Glanz des Hofes dadurch zu ſchmälern. Der Adel wurde geſellſchaftlich eben ſo ſehr ausgezeichnet, wie der Bürgerſtand geſellſchaftlich erweitert wurde; wenn ſich jener gern am Hofe erblickte, ſo ſah ſich dieſer in keiner Weiſe vom Hofe ausgeſchloſſen. Es herrſchte jene Harmonie der Form und der Weſenheit, die man als den Brennpunkt aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe betrachten kann. Als Anna Amalia die Vormundſchaft ihres Sohnes niederlegte, übergab ſie demſelben ein wohlgeordnetes Land, von Laſten erleichtert, ſchuldenfrei, und einen baaren Ueberſchuß von 200,000 Thalern. Alſo kann man dieſe Fürſtin nicht nur als den Anfang, ſondern als die Begründerin jener glänzenden Epoche bezeichnen, die ſeit der Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts in Weimar eintrat und über die ganze civiliſirte Welt leuchtete. Die Namen Wieland, Herder, Göthe, Seckendorf, Knebel, Bode, Muſäus fanden in Weimar einen Mittelpunkt, denn der Leichencarminiſt und Nekrolog Böttiger verdient eigentlich nur eine Erwähnung bei der Dresdener Abendzeitung, ſeine archäo-

logiſche Celebrität verſumpfte in einer klatſchigen Manier, die mit Weimar nichts gemein hatte.

Die Bibliothek zu Weimar umfaßt 140,000 Bände. Sie begann mit einer fürſtlichen Handbibliothek Ernſt Wilhelms, zu welcher Kurzfleiſch Marquards anſehnliche Bücherſammlung erſtehen mußte. Seit der Regierung Carl Auguſts wuchs ſie zu dem jetzigen Beſtande an. Bemerkenswerth ſind hier: das Manuſcript von Ciceronis epistolae, Juvenalis satyrae, Salluſt und dem im Kloſter Corvey gefundenen Tacitus; die Armenbibel von 1482; die Ausgabe von Luthers erſter Bibelüberſetzung; die Handſchriften Luthers; das alte Teſtament von Schöffer aus dem Jahre 1462 und — für Ruſſen das Elementarbuch zum Volksunterricht, welches Peter der Große im Jahre 1701 in ruſſiſcher, lettiſcher und griechiſcher Sprache veranſtaltete. Daſſelbe enthält, außer dem dogmatiſchen Lehrbegriffe der Volksreligion, das Nützlichſte und Nothwendigſte aus der Naturgeſchichte, Pſychologie und der Geſchichte für ein Volk, das leſen lernen und ſich an Gedanken gewöhnen ſollte. Ich weiß nicht, wie weit die ruſſiſche Bildung ſeit dieſem Elementarbuch vorgeſchritten iſt, und ich glaube, ſie iſt bis auf den heutigen Tag nicht viel weiter gekommen, was man auch über die Cultur der Maſſe in Rußland lobreden mag, aber das weiß ich, daß Rußland nur durch unſere deutſchen Gelehrten in der Geſchichte aufrecht erhalten worden iſt. Deutſchland

hat Rußland, für gutes Geld freilich, ſeine beſten Köpfe geliehen, wie es einſt dem Auslande für gutes Geld ſeine beſten Arme und Söldner lieh, und unter dieſem politiſchen Ammendienſt wuchs die Barbarei, inmitten der Civiliſation und im Jahrhunderte der Civiliſation, als Barbarei zu einer Geſchichte an, zu einer Macht, die in allen Fragen des Jahrhunderts den Ausſchlag geben will und kann und wird. Allerdings kann ſich eine ſolche künſtliche Stellung der Barbarei, dem Fortſchritt gegenüber, nicht lange erhalten, aber man iſt bereits ſo weit gekommen, daß man in den deutſch-ruſſiſchen Provinzen die ruſſiſche Sprache, als Schul- und Nationalſprache, einführt, und gewiß, die Deutſchen werden auch noch ruſſiſch lernen, um ihr Vaterland zu Grunde zu richten, denn man ſetzt es ihnen in dieſem Augenblick in der Augsburger Allgemeinen Zeitung recht hübſch auseinander, wie ſie nur alſo von den ruſſiſchen Soldaten verſtanden werden können, und daß Barclay de Tolly deshalb nicht im Volksmunde lebe, daß Diebitſch deshalb an Warſchau und Polen geſcheitert ſei, weil er nicht mit ruſſiſchem Commandowort die Kanonen, die die polniſche und deutſche Nationalität beſchoſſen, habe richten können. — Bibliothek, Münzkabinet, Kunſtkabinet, Gemälde- und Kupferſtichſammlung und die freie Kunſtſchule ſtanden unter Göthes unmittelbarer Leitung, und man kann leicht einſehen, daß ſolche Leitung ſolche Anſtalten zu den erſten

Deutſchlands erheben mußte. Todte Kunſtſchätze kannte man, ſo lange Göthe lebte, in Weimar nicht.

Die Stadtkirche zu Weimar enthält einen Schatz von Monumenten aus der Reformation. Das Altarblatt, von Cranach, iſt anerkannt das größte Werk jenes Malers, der nicht nur der berühmteſte, ſondern auch der ſchnellſte ſeiner Zeit war. Es befindet ſich in einem Bilderſchrank hinter dem Altar, deſſen jetzt abgeſonderte Flügel eine Taufe Chriſti und eine Himmelfahrt darſtellen und den Kurfürſten Friedrich, ſeine Gemahlin Sybille und deren drei Söhne. Die Mitte wird von einem ſchönen allegoriſchen Gemälde eingenommen, einer Kreuzigung Chriſti. Zur Rechten ſteht der Auferſtandene, der über Tod und Hölle erhabene Heiland; zur Linken Johannes der Täufer; vor ihm der Maler ſelbſt, auf deſſen Haupt — eine ſeltſame Idee — das Blut des Gekreuzigten in weitem Bogen herabſprützt; neben Cranach ſteht Luther mit aufgeſchlagener Bibel; am Fuße des Kreuzes befindet ſich ein agnus dei und am Kreuzesſtamm die Inſchrift 1555. Den Hintergrund füllen Skizzen aus der heiligen Geſchichte. Wenn dieſes Bild durch die gewiß treuen Portraits ein bedeutendes Intereſſe gewährt, ſo iſt es auf der anderen Seite ſicherlich die poetiſchſte Schöpfung Cranachs, der als Hiſtorienmaler eben nicht durch die Reformation gewann, an deren Schwelle er ſtand. Was aber inſonders Cranach auszeichnete: urkräftige Natur, treue

Zeichnung, ein zarter Pinsel, ein lebensvolles, glänzendes und liebliches Colorit, das in seiner ursprünglichen Frische allen Zerstörungen der Zeit Trotz bietet — diese Vorzüge sind auf dem Altarbilde der Stadtkirche sicherlich in einer Vollendung anzutreffen, wie in keinem andern Werk dieses Meisters. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber man versicherte mich, ein Kunstliebhaber habe bereits in vorigem Jahrhundert 40,000 Thaler für dieses Altarbild geboten, sei jedoch natürlich abschlägig beschieden worden. Cranach stand in so treuen und innigen Beziehungen zu dem unglücklichen Johann Friedrich, wie Göthe zu Carl August stand. Freilich wurde er auf härtere Proben gestellt, als dieser, aber auch Göthe würde das Unglück seines Herrn getheilt haben, wie jener, der mit ihm alles Leid der Gefangenschaft zu Innsbruck ertrug und nur ein Jahr seiner und des Fürsten Befreiung erlebte. Auf dem Kirchhofe zu Weimar sieht man sein Grabmal. Es stellt das Standbild des Malers in Hautrelief dar und ist in der Mauer der Schloßkirche befestigt. In der Hand hält er seine Palette; und die Inschrift um den Grabstein lautet: Anno Christi 1553 Octbr. 16 pie obiit Lucas Cranas, Pictor celerrimus et Consul Witteb., qui ob virtutem: trib. Saxoniae elector. duc. fuit charissimus, aetatis suae 81. Die Etiquette, die Cranach nur ein Grab an der Mauer der Schloßkirche gestattete, war auch Schuld, daß sein Portrait nur in der Allegorie des Mittel-

bildes, neben Chriſtus, nicht auf den Flügeln, neben der kurfürſtlichen Familie, einen Platz erhielt. Als nämlich Cranach den Auftrag erhielt, durch jenes Bild dem Kurfürſten Johann Friedrich dem Großmüthigen ein Denkmal zu ſetzen, erbat er ſich die Gnade, auch ſein Portrait anzubringen. Die Prinzen, die dieſes Geſuch des Künſtlers ihrem Vater vortrugen, erhielten zur Antwort: es ſei unſchicklich. „Gut" — entgegnete jener — „ſo will ich mir nunmehr eine ganz andere Geſellſchaft auswählen, in welcher ich an dem Altar erſcheinen kann", und ſomit traf er die Anordnung, wie wir ſie ſehen.

Betriebſamkeit, Gewerbe und Induſtrie trifft man in Weimar wenig; man könnte behaupten, daß das Bertuch-Weimarſche Landesinduſtriecomptoir lange Zeit die einzige Induſtrie Weimars war. Aber ſolche Anſtalten ſind immer nur negativ und gewinnen erſt einen Standpunkt, wenn ihnen eine geſunde Praxis zu Hülfe kömmt. Dieſe blieb aus, und Weimar iſt im Ganzen eine dürftige, nüchterne Stadt zu nennen, wo ſelbſt die Gaſtwirthsinduſtrie auf das Ausland und die Jenenſer Muſenſöhne angewieſen iſt. Von dem Hof und der Regierung aber kann eine Stadt von 10,000 Einwohnern nur aus der Hand in den Mund leben. Was die alte lebendige Herrlichkeit betrifft, die ſo viele Fremde von Bedeutung — auch im pecuniären Sinne — nach Weimar zog, ſo wird ſie wohl noch einige Zeit durch die todte erſetzt werden, die von jener zurückblieb; denn ſolcher Fremden, die —

wie Gutzkow — Göthes ſchaffende und webende, grabende und nivellirende Hand aus Buſch und Baum, aus jeder architektoniſchen Verzierung der öffentlichen Gärten um Weimar, ja ſchon aus den grünrothen Bergen bei Eiſenach herausfinden wollen, mag es nicht viele geben. Die anderen, d. h. die meiſten, werden das fürſtliche Erbbegräbniß beſuchen, Ettersberg, Tiefurt, Belvedere, Göthes Haus u. ſ. w., und den Gaſtwirthen auf einige Tage Unterhalt gewähren. Gewiß, Göthes Haus wird noch lange Zeit zu dieſem Zwecke dienen, und vielleicht beſſer, als während ſeines Lebens, wo nicht jeder Zutritt erhielt. Es iſt ein kleines ſchlichtes Haus und ganz angemeſſen für eine kleine Stadt und einen Geheimenrath eines kleinen Landes. Die Zimmer ſind beſchränkt, die Decke des oberen Zimmers iſt niedrig, der Hof iſt einige Schritte weit. Das Arbeitszimmer iſt — wie allbekannt — einfach genug, ohne Sopha, nur mit eichenen und polirten Stühlen beſetzt, alſo ganz in demſelben Styl gehalten, wie jenes Dachſtübchen auf dem Hirſchgraben zu Frankfurt. Nun beſieht man ſich die Knochen, Schädel, Ehrengeſchenke, Münzen, Gypsabgüſſe, Zeichnungen, bunten Porcellanſchüſſeln, Medaillen, Zeichnungen von Göthes Hand, Autographen und hundert gleichgültige Dinge, die, wie die jetzigen allvierzehntägigen literariſchen Soiréen am Hofe zu Weimar und die literariſchen Perſönlichkeiten, die mit ihnen zuſammenhängen, des überwältigenden

Geiſtes bedürfen, der aus jenen Dingen Weltanſchauungen herleitete und dieſe Soireén in Weltbeziehungen brachte. Göthe, oder wenigſtens die bewegende und concentrirende Kraft fehlt Weimar, und Hofrath Winkler, der unter dem Namen Theodor Hell als Schriftſteller allenthalben bekannt iſt, wo die „Galeerenſclaven" auf der Bühne dargeſtellt werden und die „holde Veſpertine" im Caſino geleſen wird, hat neuerlich den Orden des weißen Falken, oder einen anderen von dem Großherzog von Sachſen-Weimar erhalten.

Jena iſt von Weimar ſo weit, daß die dortigen Univerſitätsklepper die Reſidenz bequem in unausgeſetztem Galopp erreichen können und höchſtens auf dem Markte zuſammenbrechen. Die Univerſität iſt nach Wittenberg und Marburg die dritte proteſtantiſche, und von einem gefangenen Fürſten geſtiftet, der um jeden Preis die Wiſſenſchaft aus der Reformation retten wollte. Als Kurfürſt Johann Friedrich der Großmüthige im Jahre 1552 aus Innsbruck in die ihm gebliebenen Lande zurückkehrte, zog ihm bereits ein tüchtiger Haufe jenenſiſcher Muſenſöhne entgegen, und am 2. Februar des Jahres 1558 konnte die Univerſität Jena, mit allen Rechten und Freiheiten begabt, feierlich eröffnet werden. Sie liegt in bunter, mannigfaltiger Umgebung, die von den kahlen Bergen, gleich gelehrten Kathederhäuptern, umragt wird, und iſt, wie die meiſten deutſchen Univerſitätsſtädte, ärmlich und eng und finſter, bis auf den Markt, den Prado der Studirenden, die hier einſt nicht bloß promenirten, ſon-

dern das Mittelalter, das von der Reformation eigentlich zu Grabe getragen worden war, wieder etablirten. Man „paukte" und „commerſirte" auf dem Markte zu Jena, wie man einſt auf den Märkten Turniere hielt, und die Jenenſer Philiſter wußten ihres Leibes keine Sicherheit vor der Wiſſenſchaft, von der ſie allerdings, neben dieſen circenſiſchen Spielen, auch Brod erhielten. Dieſe Weiſe aber erzeugte dieſe Richtung, die noch jetzt den Jenenſer Philiſtern eigenthümlich iſt. Sie ſind ärmlich, eng und finſter, wie ihre Stadt und nur dann ſtiehlt ſich ein freudiger Lichtſtrahl über ihre gebleichten und gefrornen Mienen, wenn ſie Geld verdienen. Im Ganzen aber verdienen ſie nur den kärglichen Lohn, denn die Landeskinder ſind größtentheils ohne erhebliche Finanzen, und die Ausländer — inſonders die reichen Curländer — ſind häufig durch Landesverordnungen von Jena abgeſperrt worden, eine Abſperrung, die nicht in Folge der jenenſiſchen Zügelloſigkeit ſtattfand, ſondern vielmehr, als ſich dieſe Univerſität lichtete und die ſtrengſittlichen und nationalen Tendenzen der Burſchenſchaft eine Umgeſtaltung zum Beſſeren ſehr wahrſcheinlich machten; denn man fürchtete für das europäiſche Gleichgewicht, und ein moldauiſch-ruſſiſcher Staatsrath wurde hinſichts deutſcher Univerſitäten mehr gehört, als alle Profeſſoren dieſer Univerſitäten. Ideologen nannte ſie Napoleon, und Vaterlandsliebe und Nationalität wurden auch nach dem Befreiungskrieg wieder nur bedingungsweiſe als bewegende Kraft

des Jahrhunderts angeſehen. Weil dieſe Motive in einem beſchränkten Kopf und einem großen Herzen in Wahnſinn umgeſchlagen waren, ſollte die Wiſſenſchaft in solidum für Sands Irrthat haften. Die Wartburgfeier, die aus dem Fortſchritt und dem Geiſte des Jahrhunderts hervorging, wurde als die Einleitung einer fanatiſch-politiſchen Periode geſchildert, die nun über Deutſchland einbrechen werde. Somit brachte man Jena auch ſchon bis zum Jahre 1824 auf den alten Standpunkt zurück. Wenigſtens gab es um dieſe Zeit hier bereits wieder „Franken", „Sachſen", „Thüringer" u. ſ. w., kurz den ganzen mittelalterlichen Spuk der Landsmannſchaften, der ſo gar nicht mehr in das Jahrhundert paßt, und zwar in der liederlichſten Ausdehnung. Jeder der Corpsburſchen hatte ſeine Frau, die Tochter des „Hausphiliſters", und Einer that es dem Andern zuvor an Geſinnungsloſigkeit und Renommiſterei, an Saufen, Huren und raffinirter Ausſchweifung. Wie die landsmannſchaftlichen Verbindungen ſich in dieſer Zeit geſtalteten, konnte man ihnen nicht einmal rohe Kraft nachrühmen, ſie waren ein Gemiſch von ſüßlicher, höchſt widriger Chevalerie mit moderner Liederlichkeit gewürzt, deren einzige Tapferkeit im Duell beſtand. Man duellirt ſich aber in Jena auf den Stoß, und hier iſt es Regel, daß mein Secundant an der Seite des Gegners ſteht. Er hält ihm den „Ziegenhainer*)" unter den Arm, um,

*) Von dem am Fuße des Fuchsberges liegenden Dorfe Ziegenhain, wo dieſe Stöcke geſchnitten werden.

wenn Commentwidriges vorfällt, oder ein Gang beendet ist, sofort die Wirkung eines weiteren Stoßes aufheben zu können, indem er den Arm lähmt, oder ihn bei Seite schiebt. Ist nun der Gegner überlegen, so sucht der Secundant so viel wie möglich, dieses Verfahren schon während des Ganges eintreten zu lassen. Man heißt das, den befreundeten „Paukanten" durchschleppen, und der Muth, der zu einem solchen Duell gehört, ist also ein höchst negativer. Im Uebrigen kann man Jena bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts einen gewissen — wenn nicht romantischen, doch abentheuerlichen Ton nicht absprechen. Diejenigen Universitäten, welche unmittelbar aus der Reformation hervorgingen, erklären nicht nur die rohen Anfänge des „Burschenlebens", sondern dieses gewinnt auch eben durch seine Natürlichkeit und die Beziehungen, in welchen es zu jener Zeit steht, ein lebendiges Colorit. Durch die Reformation wurde nämlich das Ritterthum, welches durch das Schießpulver materiell vernichtet worden war, geistig aufgehoben. Aber die alten Formen hatten sich so sehr mit der Nationalität verschmolzen, daß man sie ungern einbüßte, abgesehen davon, daß das Ritterthum die Periode eines bunten, durch und durch poetischen Lebens war. Die Gelehrten nun, die durch die Reformation eine so bedeutende Stellung erhielten, umgürteten sich mit dem alten Ritterschwerdt und erhielten auf den durch die Corporation durchaus abgeschlossenen Universitäten die Weise des Ritterthums, freilich in

kleineren Verhältniſſen, aber demohngeachtet poetiſchen. Natürlich blieb dieſe Weiſe nur ſo lange eine natürliche, als ſie von dem Jahrhundert nicht überholt wurde, als ſie noch mit der Denkweiſe der Zeit zuſammenhing; und ganz und gar widerig erſchien ſie da, wo ſie gleichſam nur als Studentenwirthſchaft vorkam, wie z. B. in Göttingen, deſſen Anfang durchaus nicht mehr in die Uebergangsperiode fiel, ſondern bereits in die Periode der Wiſſenſchaft, die ſich nach allen Seiten hin Bahn gebrochen hatte.

Fremde, die nicht die wiſſenſchaftlichen Verhältniſſe aufſuchen, werden in Jena keine Anziehungspunkte finden. Die Sehenswürdigkeiten der Univerſitätsſtadt ſind zunächſt in dem von Bechſtein überſetzten lateiniſchen Diſtichon:

„Altar, Drache und Kopf, der Berg, die Brücke, der Fuchsthurm
Und das Weigeliſche Haus, die ſieben Wunder von Jena"

ausgeſprochen, aber dieſe Wahrzeichen ſind allerdings von geringer Bedeutung, den Wahrzeichen der Wiſſenſchaft gegenüber, die ſich nicht im Fluge beſehen laſſen. Der Drache, deſſen in jenem Diſtichon Erwähnung geſchieht, iſt ein künſtlich aus Skeletten gebildetes Thier der Apokalypſe, von ſcheußlichem Anſehen, das luſtige Studenten vor mehreren hundert Jahren in den Teufelslöchern, am Fuße der Kernberge, gefunden haben wollten. Der Fuchsthurm, der die Univerſität hoch und dräuend überragt, iſt ein Ueberbleibſel der drei alten Burgen des Hausberges, die den Grafen von Kirchberg gehörten, und

Wahrzeichen der Studenten, denn hier wurde der Pennalismus abgewaſchen, d. h. ausgeſoffen, und der „Fuchs“ eingeweihet, eine Bezeichnung, die von Jena auf alle Univerſitäten für neuangekommene Studirende überging. Im Uebrigen ſind jene Wunder eben jenenſiſche Wunder, und man muß den kleinſten Maßſtab anlegen. Wer jedoch ein achtes Wunder erleben will, der muß das Bierherzogthum Lichtenhain beſuchen, wenn es anders noch exiſtirt, und überhaupt die Orte, wo in jenenſiſcher Weiſe getrunken wird. Alle gelehrten Würden, ja ſelbſt die höchſte hierarchiſche: der Papſt werden hier mit Bier gemeſſen, man „ſtürzt*)“ den Anderen mit „gelehrt“, „Doctor“, „Papſt“, und muß ſolchen „Touche**)“ mit einer beſtimmten Anzahl Gläſer ſühnen: wer ſie zuerſt hinter einander ausgeſoffen hat, iſt Sieger, oder er hat den Gegner „angeſchiſſen.“ Und der Geiſt in dieſem landsmannſchaftlichen Getreibe iſt im beſten Falle nur der Geiſt, der Thüringer, Franken, Sachſen, Heſſen u. ſ. w. von jeher getrennt hat, der Geiſt der Uneinigkeit und der ſteten Oppoſition; wie man ſich in einer und derſelben Landsmannſchaft freundſchaftlich auf Bier „paukt“, ſo paukt man ſich außerhalb derſelben feindſchaftlich auf den Stoß. Der Höhepunkt aber der ganzen Wirthſchaft iſt ein „flotter Kerl“, ein „altes, fideles Haus“, ein „Mordkerl“, und ein „Ochſe“, ein „Kameel“ iſt der, der ſeine Stu-

*) Beleidigt.

**) Beleidigung.

dien absolvirt. Dieſen unſauberen Geiſt wollte die Burſchenſchaft mit einer nationalen und ſittlichen Richtung austreiben, aber ſie erlag den Verdächtigungen und den Umtrieben auswärtiger Regierungen, oder ſolcher, die doch nur zum Theil deutſch waren und kein Intereſſe an deutſcher Nationalität hatten, vielmehr in der Unnationalität eine Garantie ihrer Dauer erblicken müſſen.

Wiſſenſchaftliche Sehenswürdigkeiten ſind die Bibliothek, deren Grundlage die ältere wittenbergiſche iſt, die ſpäter durch Ankäufe und Schenkungen bis zu dem jetzigen Umfang ausgedehnt wurde, das mineralogiſche Muſeum, das anatomiſche, der botaniſche Garten, die Sternwarte u. ſ. w. Die letztere wird auch dem Laien in ſo fern Intereſſe gewähren, als dieſe Stelle früher Eigenthum Schillers war, der hier Garten und Wohnhaus beſaß. Geſchichtliche Sehenswürdigkeit iſt das Schlachtfeld bei Jena, das ſich freilich weithin am linken Saaleufer ausdehnt und nicht ſowohl den Platz bezeichnet, wo der Sieg taktiſch errungen wurde, ſondern das ganze Terrain zwiſchen Saale, Elſter und Elbe, wo er ſtrategiſch feſtgeſtellt wurde. Der unentſchloſſene Führer, der 72jährige Herzog von Braunſchweig, glaubte an keinen Angriff, und Napoleon drang ungehindert, nachdem der linke Flügel der preußiſchen Armee umgangen worden war, im Rücken des Feindes bis nach Naumburg vor. Die nun folgenden Demonſtrationen veranlaßten die Trennung des hohenloheſchen Corps von dem des Herzogs

von Braunschweig. Dieser wurde bei Auerstädt geschlagen, Hohenlohe bei Jena, weil Rüchel nicht zu rechter Zeit eintraf vielleicht; vielleicht wäre indeß die Niederlage auch mit Rüchel erfolgt, der nun leichtsinnig, oder eigensinnig die Schlacht wieder erneuerte, statt den Rückzug Hohenlohes zu decken, und dadurch auch den rechten Flügel ins Verderben zog. Wenn ich das Schlachtfeld von Jena sehenswürdig nannte, so soll sich das weniger auf die Localitäten beziehen, denn auf das geschichtliche Moment, das hier vorfiel. Weil es Friedrich der Große versäumt hatte, der Monarchie, die er so mächtig gemacht hatte, jene Intensität zu verleihen, die bis dahin von seinem Geist ersetzt wurde, so brach sie an einem Tage zusammen. Der Geist, der sich im Volke hätte unsterblich machen können, war ohne das Volk mit der Person des Einzelnen dahingeschwunden, und Feldherren aus Friedrichs des Großen Schule wurden eben wie Schüler geschlagen. Am besten aber wird die Entartung jener Periode durch eine Aeußerung des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen charakterisirt. Der französische Gesandte in Kassel befand sich an der Hoftafel, und es kam die Rede auf eine Schlacht, die nun nothwendig zwischen den Preußen und Franzosen an der Grenze von Thüringen und Franken verfallen müsse. Der Kurfürst war so guter Hoffnung, daß er sie nicht zurück hielt. „Und weshalb werden die Preußen siegen?" fragte der Gesandte. „„Weil alle Officiere von Adel sind"" — antwortete der Kurfürst. Man kann

dieſe Aeußerung nicht als eine nur private, oder kurheſſiſche anſehen, hatte doch Friedrich der Große ſelbſt den Adel im Heere begünſtigt. Freilich war er, dieſem Adel gegenüber, das Volk, aber als er geſtorben, war dieſes Volk ohne ihn nichts, und der Adel hielt dafür, nicht die nationale Begeiſterung, ſondern er habe den ſiebenjährigen Krieg geſchlagen. Neben dieſer großartig geſchichtlichen Umgebung von Jena verdienen die kleingeſchichtlichen der Univerſität Erwähnung, ich meine die Raſenmühle vor der Südſeite der Stadt, die von den Gartenterraſſen eine mannigfaltige Ausſicht gewährt, das Dorf Ziegenhain, jener Fuchsthurm, und das Paradies, welchem übrigens unter dieſen Umgebungen am wenigſten ein ſo tönender Name gebürt, denn es iſt nichts anders, als eine von der Saale durchfloſſene Raſentrift, die als Promenade benutzt wird und wohl nur relativ, von einem traulichen Pärchen vielleicht, als ein Paradies angeſehen werden kann.

Das Geſammt-OAGericht der Sachſen-Erneſtiniſchen Häuſer und der Fürſten Reuß hat in Jena ſeinen Sitz. Es iſt das einzige in Deutſchland, welches mit einer Academie in Verbindung ſteht. Die fünf erſten ordentlichen Profeſſoren der Rechte nämlich ſind zugleich OAGerichtsräthe, wogegen die übrigen Mitglieder des Gerichts die Rechte eines Professoris ordinarii honorarii genießen.

Wie ſich Jenas Urſprung in die Zeit der Sorben verliert, die hier Burgen und Stadt veranlaßten, ſo auch

das nunmehr meiningiſche Saalfeld. Zahlreiche Ortsnamen mit der Endung itz ſprechen nicht weniger dafür, wie die alte Sorbenburg, oder der hohe Schwarm noch innerhalb der Stadtmauer. Wahrſcheinlich wurde dieſelbe bereits im ſiebenten Jahrhundert von dem thüringiſchen Herzoge Rudolf erbaut, der die Sorben ſiegreich über die Saale zurückdrängte, und zwar als ſtarke Wartburg zum Schutze der Grenze wider die Sorben. Vis à vis der Sorbenburg, die jetzt nur noch in zwei öſtlichen Thürmen, einer Wand und einigen Bruchſtücken beſteht, ihren feſten Styl aber durch die wohl erhaltenen Kellergewölbe darthut, liegt das Schlößchen Kitzerſtein, gleichſam als ein feindlicher Gegenſatz, außer[illegible] der Stadtmauer. Kitzerſtein ſoll, nach der Zerſtörung der Sorbenburg, von den Grafen von Schwarzburg, wahrſcheinlich zur Beaufſichtigung der Stadt, erbaut worden ſein. — Die ſchönſte Zierde Saalfelds iſt die ganz im gothiſchen Style erbaute St. Johanniskirche. Dieſer Bau ſoll aus dem Ertrage des reichmannsdorfſchen Goldbergwerks beſtritten worden ſein, das übrigens in der Sage eine größere Bedeutſamkeit erhielt, denn in der Chronik und Geſchichte. Ueberraſchend iſt das weſtliche Portal mit dem Hochbilde des Weltgerichts und darüber die Koloſſalſtatue des Schutzpatrons in knieender Stellung, wie die Glasmalerei der Chorfenſter. In der ſüdlichen Ecke der Kirche befindet ſich eine Steinkanzel, von welcher Tezel den Ablaß verkündete. — Die Münze in Saal-

feld blieb bei der Theilung, die Ernſt der Fromme unternahm, gemeinſchaftlich, und auch jetzt noch wird hier außer der coburgiſchen und meiningiſchen Landesmünze fürſtl. reußiſches und ſchwarzburg-rudolſtädtſches Geld gemünzt. — Das Rathhaus im gothiſchen Style verdiente eine freie Reichsſtadt; auf dem Marktplatz iſt in kindlicher Weiſe, im Angeſichte der patres patriae, ein Spielplatz für die Jugend abgeſteckt und mit Saalgries gedeckt. Ob man ſo wenig zu berathen hat, daß der ungeſtüme Jubel nicht ſtörend einwirkt, oder ob die Väter ſich am beſten berathen im Hinblick auf den Nachwuchs, ich weiß es nicht; aber die jungen Erinnerungen vor einem alten ſchweinsledernen Rathhauſe thuen wohl: man wird auf eine recht liebevolle Weiſe aus der Vergangenheit in die Zukunft gezogen, aus dem Moder des Geſchehenen zu der blühenden Entwickelung des, was geſchehen ſoll. Wo es angeht, ſollte man die Jugend ſtets dem Alter nähern und das Alter der Jugend, die doch am Ende die bewegende Kraft und die Hoffnung des Vaterlandes iſt. — Reizend iſt die Ausſicht von der Saalbrücke auf die aus Vergangenheit und moderner Gegenwart gemiſchte Stadt, die ſich mit ihren Gärten recht freundlich breit ausdehnt. Das Schloß und die Stiftskirche vom Grabe treten zunächſt an's Ufer, das auf- und abwärts von Fabriken und wöhnlichen Dörfern eingefaßt iſt, während waldige Berge, in weitem Bogen das grüne Thal umziehend, den Hintergrund abzeichnen. Jene Fabriken

erhoben ſich in lichterer Zeit, nachdem Saalfeld viele Jahre am Krieg und ſelbſt am Frieden gelitten hatte, der bis zum Zollanſchluß mit Abgaben und Mauthen auf der Stadt laſtete; aber der blühende Bergbau, der ſonſt hier waltete, iſt durch Handel und Gewerbe nicht erſetzt worden. Im Jahre 1578 ſollen gegen 800 Bergleute in Saalfeld gewohnt haben, und eine Urkunde von 1335 erwähnt ausdrücklich eines Goldbergwerks. Sollte nun auch daſſelbe die Goldwäſchereien der Edder nicht übertroffen haben, ſo iſt doch gewiß, daß in der Umgebung von Saalfeld 200 Schächte und Stollen lagen, unter denen man allerdings auch edleres Metall vermuthen mag. Jetzt baut man mit Glück nur auf Kupfererz und Kobalt, und dem verſunkenen Bergbau aufzuhelfen, fehlen Geld und Mittel. Sic **transit gloria mundi!** — Unweit Saalfeld, in der Nähe der Herrenteichs und der Chauſſee, fiel am 10. October 1806 der die preußiſche Avantgarde befehligende Prinz Louis von Preußen im unbeſonnenen und verzweiflungsvollen Kampfe, den man auch mit zu den Urſachen der Niederlagen bei Jena und Auerſtädt zählt. Das ihm von ſeiner Schweſter, der Fürſtin Radziwill, geſetzte Denkmal iſt recht ſinnig-melancholiſch: in einer Niſche ſteht ein nackter Jüngling, der an eine lyrageſchmückte Säule lehnt und mit dem rechten Zeigefinger zum Himmel weiſt, während die geſunkene Linke einen Lorbeerkranz hält und das Auge nach der Seite links blickt, wo der Prinz fiel; über die rechte

Schulter und den rechten Schenkel wallt ein leichtes Gewand; hinter ſeinen Füßen lehnt ein altdeutſcher Schild, neben welchem der Griff eines Schlachtſchwerts hervorblickt. Nur ſolche träumeriſche Allegorie paßt zu dem träumeriſch-verzweiflungsvollen Tod des Prinzen, der — was man auch zu dem Treffen bei Saalfeld ſagen mag — immer eine ritterliche Geſinnung in der Zeit der Diplomatie und der politiſchen Eiferſucht bewies.

Orlamünde, am Einfluß der Orla in die Saale, und daher der Name, hängt an ſteilen ſich ſchroff zur Saale hinabſenkenden Felſen, und zu ſeinen Füßen liegt Naſchhauſen, das man als Vorſtadt behandelt. Jenes verdient wegen der mächtigen Grafen von Orlamünde, die übrigens ſchon im fünfzehnten Jahrhundert ausſtarben, geſchichtliche Erwähnung. — Die Leuchtenburg, Kahla gegenüber, ragt maleriſch über das Saalthal und ladet zu einem romantiſch-hiſtoriſchen Aufſtieg ein, denn Sage und Geſchichte ſpielen im bunten Reigen um die Burg, die einſt Beſitzthum Apels von Vitzthum war und deren Alter von den Chroniſten in die graueſte Vorzeit hinaufgeführt wird. Läßt man ſich jedoch von der poetiſchen und pittoresken Mannigfaltigkeit verführen, ſo wird man oben ſehr enttäuſcht werden, denn die Gegenwart hat die Leuchtenburg in die nackteſte Proſa verſetzt, ſie iſt nichts mehr, als ein Zuchthaus, deſſen finſterer und trauriger Inhalt keineswegs zu dem freien und heiteren Ton Thüringens paßt.

Deutschland

und

die Deutſchen

von

Eduard Beurmann.

Vierter Band.

Mit 1 Stahlſtich.

Altona,

Verlag von Joh. Friedr. Hammerich.

1839.

Drei und vierzigſtes Capitel.

Thüringen (Fortſetzung.). — Die reußiſchen Lande. — Grenzen. — Geſchichtlicher Urſprung. — Jetzige Fürſtenthümer Reuß. — Aeltere, jüngere und Nebenlinie. — Berühmte Namen des Geſchlechtes. — Unterſcheidung der Heinriche des Hauſes Reuß durch Zahlen. — Fürſt von Lobenſtein-Ebersdorf der zwei und ſiebenzigſte bietet ſeinem Lande eine Verfaſſung an. — Titel des älteſten Reuß. — Titel des Geſammthauſes. — Urſprung des Namen Reuß. — Die Leitung der Angelegenheiten des Geſammthauſes. — Die Landſtände. Territorialbeſchaffenheit. — Induſtrie. — Gera. — Lobenſtein. — Ebersdorf. — Geſinnung der Einwohner. — Unterricht.

Die reußiſchen Lande werden von den Meiſten ſammt und ſonders zu Thüringen gezählt. Sie liegen zwiſchen dem Herzogthum Altenburg, dem voigtländiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen, der preuß. Provinz Sachſen, dem weimarſchen Kreiſe Neuſtadt, dem baieriſchen Obermainkreiſe, Coburg und Schwarzburg. Die Reuße waren Vögte des heil. röm. Reichs im Vogtlande, das von ihnen ſeinen Namen erhielt, der ſogar lateiniſch terra

advocatorum lautet. Das Land, welches die Vögte beſchützen ſollten, wurde ein Land der Vögte, und im Jahre 1086 regierte Heinrich III. über die ganze terra advocatorum und theilte ſie unter ſeine drei Söhne nach Advocatenweiſe, vornämlich nach mecklenburgiſcher. Dieſe Herren führten nämlich bis auf die neueſte Zeit nur deshalb Proceſſe, um aus Advocaten Eigenthümer und Gutsherren zu werden. Indeß die Vögte des Vogtlandes mochten immerhin vor jenem Heinrich ſchon feudale Anſprüche auf dieſe Strecke haben, denn im zehnten Jahrhundert wird bereits ein Graf Eckebrecht von Oſterode Herr des Vogtlandes genannt. Deſſen Nachkommen nahmen aus Vorliebe für die Heinriche auf dem deutſchen Thron, die das Haus Reuß begünſtigten, den Namen Heinrich an, der noch fortdauert, und ſchrieben ſich bis zu jener Vereinzelung unter Heinrich III., nach ihren Beſitzungen: Vogt und Herr von Plauen, von Weida u. ſ. w. Heut zu Tage beſtehen die Beſitzungen der Reuße aus 28 Quadratmeilen und 85,000 Einwohnern und ſind in drei Fürſtenthümer getheilt: Reuß-Greiz-, Schleiz-, und Lobenſtein-Ebersdorf. Die greiziſche Linie iſt die ältere, die ſchleiziſche und lobenſteinſche bilden die jüngere; eine Nebenlinie der ſchleiziſchen iſt die paragirte köſtriziſche. Die Heinriche des Hauſes Reuß unterſcheiden ſich durch die beigefügte Zahl, die in jeder der beiden Hauptlinien ſeit 1668 beſonders fortläuft; die Neben-

linien dagegen zählen nicht für sich, sondern alle männlichen Descendenten einer Hauptlinie werden so gezählt, wie sie nach einander geboren wurden. Diese Einrichtung mit Zahlen wurde beliebt, weil die früheren Unterscheidungen: Heinrich der Aeltere, der Dicke, der Friedfertige u. s. w. doch am Ende zu trivial klangen und sich nicht genug Heinrichs vorfinden mochten, die in große und ausgezeichnete geschichtliche Beziehungen geriethen, wie jener, der im Jahre 1330 das deutsche Ordensheer begeisterte, jener, der den deutschen Orden nach der Schlacht von Tanneberg rettete, und jener, der unter dem Namen Henricus posthumus in einem kleinen Staate den Regenten größerer als Vorbild diente. Diesen drei Heinrichs Reuß von geschichtlicher Bedeutung könnte man jetzt, zur Schande der lobenstein-ebersdorfschen Stände, einen vierten hinzufügen, der seinem Lande eine Verfassung im Geiste des Jahrhunderts geben wollte, die von den Ständen verworfen wurde, ich meine Heinrich den zwei und siebenzigsten von Lobenstein-Ebersdorf, und ihn Heinrich den Verfassungsfreund nennen, oder auch Heinrich den Volksfreund. Im Uebrigen werden die Zahlen die Eigenschaften hinlänglich ersetzen, und es ist hier nur zu bemerken, daß man im Jahre 1700 bis zu hundert fortzuzählen beschloß, um dann wieder von vorne anzufangen. Ob die Reuße dafür hielten, die Unterthanen seien nur dazu, um die Fürsten zu zählen, oder

die Fürſten ſeien nur da, um von den Unterthanen gezählt zu werden? Beinahe ſollte man das Erſtere glauben, denn wenn einmal ein Fürſt vorhanden iſt, der ſich in anderer Weiſe verdient machen will, als durch die Zahl, ſo ſprechen ſie, wir ſind mit unſerem Heinrich dem zwei und ſiebenzigſten zufrieden, wir wollen keine Conſtitution. Sie mögen zuſehen, wie ſie mit Heinrich dem drei und ſiebenzigſten fertig werden, aber es freut mich immer, wenn ich einen Fürſten finde, der beſſer iſt, als ſein Volk. — Seit den früheſten Zeiten führt der älteſte regierende Reuß den Titel: des ganzen Stammes Aelteſter, und der älteſte regierende Fürſt der anderen Linie iſt ihm adjungirt. Das Geſammthaus Reuß führt den Titel: Heinrich der .... der älteren (jüngeren) Linie, ſouverainer Fürſt Reuß, Graf und Herr von Plauen, Herr zu Greiz, Kranichfeld, Gera, Schleiz und Lobenſtein. In allen gemeinſchaftlichen und Geſchlechtsangelegenheiten des Geſammthauſes hat des Stammes Aelteſter die Leitung, muß ſie aber dem Adjunct oder Senior der anderen Hauptlinie zuerſt mittheilen und iſt primus inter pares. — Die Landſtände ſind aus Ritterſchaft und Städten gebildet und beſtehen für beide Linien beſonders. Nach der Verfaſſung ſollen die Stände der jüngeren Linie ſich zu gemeinſchaftlichen Landtagen in Gera verſammeln, welcher Einrichtung man jedoch ſeit 1780 beſondere Verſammlungen in den Hauptſtäd-

ten der Fürſtenthümer jüngerer Linie ſubſtituirte. — Der Name Reuß findet ſich ſeit Heinrich dem Jüngeren vor, dem Stifter der Reuß-Plauenſchen Linie, welcher der Reuſſe (Ruſen, Ruzza), im Gegenſatz zu ſeinem Bruder, dem Böhmen genannt wurde. Ob jene Bezeichnung daher rührt, weil Heinrich der Jüngere einmal in Rußland war, oder eine ruſſiſche Gemahlin hatte — wie behauptet wird — kann man dahin geſtellt ſein laſſen; es wäre aber ſonderbar, wenn ſchon im ſechszehnten Jahrhundert moskowitiſche Einflüſſe auf deutſche Regenten ſtattgefunden hätten. Wie viel Reuße hätten wir jetzt, wenn ſich die deutſchen Fürſten nach ihren Gemahlinnen, oder dem ruſſiſchen Dienſt benennen würden.

Die reußiſchen Beſitzungen liegen größtentheils auf bergigem Terrain, beſonders gilt dieſes von den ſüdlichen des Frankenwaldes, und die Induſtrie muß das Meiſte thun. Dieſelbe iſt denn auch ausgezeichnet, und Wollen- und Baumwollenmanufacturen, Strumpfwirkereien, Baumwollenſpinnereien verdienen genannt zu werden. Daneben findet man Hut-, Porcellan- und Tabaksfabriken, Ledergerbereien, Alaun- und Vitriolſiedereien und Verarbeitung des Eiſens, woran das Land Ueberfluß hat.

Unter den Städten ſteht Gera, „Kleinleipzig", obenan. Daſſelbe iſt eine der wichtigſten Manufacturſtädte Deutſchlands, und wer hier eine Parallele mit Offenbach, in der Nähe von Frankfurt, ziehen wollte, würde Gera

doch unrecht thun; denn die Wollenmanufacturen und Färbereien ſind berühmt, und der wohlhabende Grundton, der allenthalben durchſieht, iſt mehr, als local. Gera behauptet auch durch ſeine Induſtrie eine Leipzig coordinirte Stellung, und wird nur durch die Nähe der Leipziger Meſſe von dieſer Stadt begünſtigt. Wagen werden in Gera gebaut, wie in Offenbach; aber in dieſer Hinſicht verdient Offenbach an Geſchmack und an Gediegenheit den Vorzug, wozu auch wohl die Nähe Frankfurts beitragen mag, das allerdings mit dem Bedarf ſeiner glänzenden Equipagen den dortigen Fabricanten ſehr an die Hand geht, die von Frankreich, England und Wien ihre Modelle beziehen. Das Schloß Oſterſtein, auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt, bezeichnet, daß Gera nicht mehr zum Vogt-, ſondern bereits zum Oſterlande gehört. — Greitz iſt nicht ſo bedeutend wie Gera*), aber auch hier, wie zu Lobenſtein, Markt-Hohenlauben und Schleitz gibt es Wollenmanufacturen und Färbereien. — Lobenſtein, im Thüringer- oder Frankenwalde, ſoll wendiſchen Urſprungs ſein, und der Name dieſer Stadt von Lobina herrühren, eine Bezeichnung für die um den Berg ſich krümmende Lage. Auf dem 1644 Fuß über die Meeresfläche erhabenen Schloßberge

*) Die Herrſchaft Gera wird von den beiden jüngeren Linien des Hauſes Reuß gemeinſchaftlich beſeſſen und regiert.

ſtand die Burg Lobenſtein, die jetzt bis zur Warte verfallen iſt. Lobenſtein zählt gegen 200 Tuchmacher, deren keiner mehr als einen Stuhl ſetzen darf. — Ebersdorf war urſprünglich bloß ein Rittergut mit vier Bauerhöfen, jetzt iſt es ein ſchön gebauter Marktflecken und Reſidenz des Fürſten von Reuß-Ebersdorf-Lobenſtein. Hier hat ſich eine anſehnliche Herrnhutergemeinde angeſiedelt, und folglich kann man auf die Induſtrie des Fleckens ſchließen. Das Schloß zu Ebersdorf iſt anſehnlich und fällt beſonders durch den von Säulen getragenen Fronton auf, zu welchem nach ſeiner ganzen Breite eine Treppe führt. Die anmuthige Gartenanlage am Hartmannsberge im Friſathal wurde früher Tempe genannt, und man könnte dieſen Namen allenfalls von der Gegend gelten laſſen, aber nicht von dem Klima, das mit allen Veränderlichkeiten des Thüringerwaldes doppelt und dreifach ausgeſtattet iſt. Am 9. Octbr. 1806 war in Ebersdorf Napoleons Hauptquartier, aber er benahm ſich galanter gegen die Fürſtin, die ihn bewirthete, als im Schloſſe zu Weimar. Wie es heißt, ſoll die geiſtreiche Unterhaltung, in die die Dame den Kaiſer verflocht, Urſache geweſen ſein, daß der Kaiſer Ebersdorf von jeder ferneren Einquartierung befreite, dem ganzen reußiſchen Lande einen Schutzbrief gab, und keine Contribution erhob. Aber die Fürſten Reuß waren dafür auch treue Anhänger des Kaiſers; ſie traten nicht nur dem

Rheinbunde bei, ſondern dienten auch im franzöſiſchen Heere.

In keinem anderen Lande iſt man leicht ſo zufrieden mit dem Beſtehenden, wie in den reußiſchen Fürſtenthümern. Die Abgaben ſind unbedeutend, und die Fürſten umſichtig. Vielleicht beſchäftigt auch der Gewerbfleiß die Menſchen in dem Grade, daß ſie nicht auf andere Gedanken kommen, am wenigſten auf ſolche, die den Staat und mit ihm die Geſchäfte bedrohen. Somit kann auch dieſes Ländchen als Beweis dienen, daß es nur ein Mittel gibt zur friedlichen Entwickelung des Jahrhunderts: die Induſtrie. Bei dieſer Richtung können ſich Kunſt und Wiſſenſchaft, die nun einmal im deutſchen Charakter wurzeln, ſehr wohl erhalten, eine Behauptung, die nicht weniger durch die reußiſchen Lande erwieſen wird, wo der Unterricht wirklich auf einer hohen Stufe ſteht. Zu Greitz und Schleitz ſind lateiniſche Schulen, und das Gymnaſium zu Gera genießt eines eben ſo wohlverdienten Rufes, wie die Schullehrer- und Predigerſeminarien zu Greitz.

Vier und vierzigſtes Capitel.

Thüringen (Fortſetzung.) — Die Fürſtenthümer Schwarzburg. — Urſprung und geſchichtliche Entwickelung des Hauſes Schwarzburg. — König Günther. — Catharina von Schwarzburg. — Friedrich Günther Carl, regierender Fürſt von Schwarzburg-Sondershauſen. — Umfang und Einwohnerzahl der beiden Fürſtenthümer Rudolſtadt und Sondershauſen. — Die rudolſtädtiſche Verfaſſung. — Producte und Induſtrie. — Blankenburg und der Greifenſtein. — Paulinzella. — Schloß Schwarzburg. — Das Schwarzathal. — Rudolſtadt mit dem Schloſſe Heidecksburg. — Königſee. Die „Königſeer Waaren" und die „Olitäten- und Balſamträger." — Sondershauſen. Der Püſtrich. Carl Herzog, von Braunſchweig in Sondershauſen. Freitheater daſelbſt. — Der Kyffhäuſer. Geſchichte und Sage.

Je kleiner die Fürſten, deſto mehr waren ihre Biographen und Chroniſten bemüht, einen bedeutenden Urſprung nachzuweiſen. So ſollten auch die Schwarzburger nicht nur von Wittekind, ſondern ſogar von den fränkiſchen Königen abſtammen, indem man blindlings in die Geſchichte eingriff und Geſchlechter und Thaten nach Belieben für dieſe Deduction benutzte. Was ſich beſſer beweiſen

läßt, iſt die Abſtammung der Schwarzburger und Käfernburger von einem und demſelben Ahnherrn. Der Sohn des Grafen Sizzo von Käfernburg, Graf Günther von Käfernburg, der in den ſiebenziger Jahren des zwölften Jahrhunderts lebte, hatte zwei Söhne: Heinrich und Günther, deren erſterer das Schloß Schwarzburg zu ſeinem Wohnſitz gewählt haben und Stammvater der Schwarzburger geweſen ſein ſoll, während der letztere die Käfernburger fortpflanzte. Dieſer Heinrich von Schwarzburg verunglückte im Jahre 1184 durch den Einſturz eines Saales in Erfurt, ein Begebniß, das neben ſeiner Streitluſt und Unfriedſamkeit dem Namen Schwarzburg zuerſt in der thüringiſchen Geſchichte Geltung verſchaffte. Man ſtößt ſeitdem auf viele ſchwarzburgſche Linien und auf Namen dieſes Geſchlechts, die mehr oder minder nur eine territorialgeſchichtliche Bedeutſamkeit haben. Günther XXI. dagegen, blankenburgſcher Linie, zeichnete ſich als General-Landrichter von Thüringen und Feldherr Kaiſer Ludwig des Baiern aus, und wurde 1349 zum römiſchen König gewählt, ſtarb aber noch ſelbigen Jahres zu Frankfurt am Main — vermuthlich an Gift — nachdem er zu Gunſten des Gegenkönigs, Karl IV., einige Tage zuvor auf das Reich feierlich verzichtet und den Namen eines Grafen von Schwarzburg wieder angenommen hatte. — Günther mit dem fetten Maule — alſo genannt, weil unter

ihm alle schwarzburgschen Besitzungen wieder vereint wurden — führte die Reformation, welche sein Großvater Heinrich bereits in Rudolstadt und Arnstadt befestigt hatte — in Sondershausen ein. — Dessen Söhne, Johann Günther und Albrecht waren Stifter der noch jetzt bestehenden arnstädtschen, jetzt sondershausenschen und rudolstädtschen Linien, die in der Folge zu reichsfürstlichen erhoben wurden, jene im Jahre 1697, diese im Jahre 1710. — Die Grafen von Schwarzburg werden unter jenen zwölf gräflichen Geschlechtern Thüringens genannt, die die Landgrafenwürde übertrugen — was jedoch nur von den Grafen von Käfernburg gelten kann, indem es 1130 noch keine Grafen von Schwarzburg gab. — Sie waren auch neben Cleve, Grätz und Savoyen Vier-Grafen des Reichs, und seit Carl IV. Reichserzstallmeister. Daher Mistgabel und Striegel in ihren Wappen. Die goldene Krone desselben ist ein Emblem aus der viermonatlichen Kaiserzeit Günthers XXI. — den man zwar nicht unbedingt als solchen anerkennen wollte, weil er die Krönung nicht bestanden hatte, den aber die Schwarzburger allezeit als einen deutschen König und römischen Kaiser angeführt haben, eine Beharrlichkeit, in der sie allerdings durch die Entscheidung der Reichsgerichte bestärkt werden mochten, die alle Privilegien, welche Günther von Schwarzburg ertheilt hatte, für kaiserliche erklärten. — Will man

neben dem einen Namen, den die Grafen von Schwarzburg der deutſchen Geſchichte boten, noch eine Gräfin von Schwarzburg nennen, die freilich ohne deutſchgeſchichtliche Beziehungen war, aber allen Charakter und alle Würde dafür beſaß, ſo muß man die Gräfin Catharina von Schwarzburg-Rudolſtadt anführen, die die Reformation, wie ein Mann, förderte. Auf ihrem Wittwenſitz im Schloſſe zu Rudolſtadt bot ſie dem berühmten Saalfeldſchen Pfarrer Kaſpar Aquila Schutz, auf deſſen Kopf ein Preis von 5000 Gulden geſetzt worden war, und als nach der Schlacht bei Mühlberg das Heer Karls V. unter Alba verheerend durch das Saalthal zog, wirkte ſie zunächſt einen Schutzbrief für ihr Land aus und gewährte den Landleuten, die dem Papier nicht trauten, ein Aſyl im Schloſſe, während für das feindliche Heer alle Fürſorge durch Lebensmittel getroffen worden war. Alba erſchien mit dem Herzoge von Braunſchweig auf dem Schloß, um ein Frühmahl einzunehmen. Kaum hatte man ſich zu Tiſche geſetzt, ſo erhielt die Gräfin Nachricht, die ſpaniſchen Soldaten tödteten das Vieh der Landleute, oder trieben es hinweg. Sie berief ſich nun auf den Schutzbrief, erhielt aber die Antwort, wie ſie ſpäter auch Napoleon ſtets bereit hatte: „Madame, c'est la guerre!“ Die Gräfin beſann ſich nicht lange, Gewalt kann nur mit Gewalt begegnet werden. Auf einen Wink von ihr trat in ernſter Haltung,

bis an die Zähne gewappnet, eine kleine Kriegerſchaar mit blanker Wehr in den Speiſeſaal. „Meinen Unterthanen ihr Recht, oder, bei Gott, Fürſtenblut für Ochſenblut.“ Alba erbleichte über dieſe aufgeklärte Sprache, die man einer Fürſtin nach dem Bauernkriege nie zugetraut hätte, aber der Herzog von Braunſchweig machte einen Scherz aus dem Ernſte, und jener ertheilte Befehl zur Rückerſtattung des Geraubten; auch waren die Fürſten dergeſtalt von der Tapferkeit der Gräfin überraſcht, daß ſie, ohne Rache zu nehmen, von dannen zogen.

Wenn Günther, der deutſche König, und Catharina, die ſchwarzburgſche Gräfin, bereits Geſchichte geworden ſind, ſo exiſtirt in dieſem Augenblick in dem Hauſe Schwarzburg ein Name, der eben ſo gewiß Geſchichte werden wird. Ich meine den regierenden Fürſten **Friedrich Günther Carl von Schwarzburg-Sondershauſen**, der in einer Zeit der allgemeinen Bewegung und Gährung eine eben ſo humane, wie umſichtige Regierung feſtſtellte, und den man vielleicht Günther den **Weiſen** heißen könnte, bliebe eine ſolche Bezeichnung nicht beſſer auf die Nachwelt verſchoben, denn die Weisheit der Fürſten iſt nicht eher vollendet, als bis ſie allen Verſuchungen des Throns entzogen ſind. Viel wird für die geſchichtliche Bedeutſamkeit dieſes Regenten davon abhängen, ob er ſeine Maxime unſterblich macht, denn ſeine Perſönlichkeit — ſie mag noch ſo gerechte Anſprüche auf dieſe Un-

ſterblichkeit haben — wird die Zukunft ſeines Landes nicht einmal bedingt garantiren. Es iſt bekannt, daß der am 22. April 1837 zu Ebeleben verſtorbene Fürſt Günther Friedrich Karl, der Vater des jetzt regierenden Herrn, ein großer Jagdliebhaber war und der einzige deutſche Fürſt, der ſeinem Volke ein Freitheater gewährte, wo man ſogar Bier trinken und rauchen durfte, im Uebrigen auch ein Mann von vielen guten Außenſeiten, aber von beſchränkten Regierungsfähigkeiten. Wie viele Schwarzburger hatten nicht gejagt, gelebt und geliebt, getafelt und Kinder erzeugt, und der verſtorbene Günther Friedrich Karl hielt an die alte Sitte ſeiner Vorfahren, während der Kammerpräſident von Wieſe regierte und keine Rechnung ablegte. Als nun im Jahre 1830 der Geiſt der Verfaſſungen über ſo viele deutſche Lande einbrach, verſprach auch Günther Friedrich Karl ſeinem Lande eine ſolche, aber der Entwurf, der demſelben 1831 vorgelegt wurde, war nicht zeitgemäß, und man verwarf ihn, ohne ſtaatswidrige Schritte zu thun. Dieſe deutſche Geduld hielt bis zum Jahre 1835 an, wo eine Krankheit des regierenden Fürſten, der ſchon lange an hohem Alter und allen damit verbundenen Schwächen gelitten hatte, das Uebel aufs Höchſte trieb und den Staat ganz und gar Händen überließ, die zu Allem bereit waren, nur nicht zur Rechnungsablage. Ja man hielt dieſelbe für ſo zweckwidrig, daß man ſelbſt den

Erbprinzen von dem Krankenlager des Vaters abhielt, als jener von Arnstadt, wo er mit der Mutter wohnte, nach Ebeleben eilte. Solche Machinationen einer übelgesinnten Parthei riefen endlich die öffentliche Meinung in die Schranken, und nachdem der Erbprinz mit den höchsten Regierungsbehörden in Sondershausen Rücksprache genommen hatte, fanden Verhaftungen mehrerer Günstlinge aus der unmittelbaren Umgebung des Fürsten statt. Tags darauf drang man in diesen, den Sohn als Mitregenten anzunehmen, ein Vorschlag, der von dem Fürsten nachdrücklich verweigert wurde, aber nur in besserer Absicht, denn noch an demselben Tage übergab der Vater dem Sohn die Regierung unbeschränkt, und bestätigte diese Cession am 3. Septbr. durch eine schriftliche Urkunde. Was Günther Friedrich Karl seit dieser Zeit für Schwarzburg-Sondershausen durch Rath und That geleistet, hat in ganz Deutschland Anklang gefunden; ja, die meisten seiner Verordnungen könnten den größten Monarchien ein Vorbild sein, denn ich halte nun einmal dafür, daß die Politik des neunzehnten Jahrhunderts bei großen, wie kleinen Staaten sich auf Moral und Humanität sehr wohl stützen könne, ohne in Conflicte zu gerathen mit dem europäischen Gleichgewicht. Somit mag man auch die Regierung des Fürsten von Sondershausen nicht als eine isolirte Thatsache betrachten; abgesehen davon, daß sie den Völkern aufs Herz

gefallen iſt, wird ſie auch den Regierungen eine andere Theilnahme einflößen müſſen, als Kopfſchütteln. So gern man auch die Cabinette wieder zum Mittelpunct der Staaten machen möchte, ſo wird man doch die Sympathien der Völker nicht überſehen dürfen. Und welchen Schaden könnten ſelbſt größeren Regierungen Verordnungen bereiten, wie die, welche den trägen Gerichtsgang vereinfachen, den Stempel bei Bitt- und Dankſchriften abſchaffen, den Behörden Höflichkeit zur Pflicht machen und dadurch den Grundſatz ausſprechen, dieſe ſeien nur des Staats und des Volkes wegen vorhanden, die Oeffentlichkeit körperlicher Züchtigung aufheben, den Landwirthen Schutz gegen muthwillige und boshafte Beeinträchtigungen der mit ſauerm Schweiß dem Boden abgerungenen Erzeugniſſe zuſichern, das Lotto- und Lotterieſpiel gänzlich verbieten, Einflüſſe der Kammerkaſſe an das Land verweiſen, die Stempelgelder den Schulen zuweiſen, die Ehrfurchts- und Hochachtungsverſicherungen*) in Berichten an den Fürſten und die Behörden abſchaffen, der auswärtigen Braut allen Nachweis eines Vermögens erlaſſen und dadurch zu erkennen geben, daß nicht die materielle Grundlage, ſondern nur die morali-

*) Man vergleiche die Hoch- und Wohlweiſen Titulaturen der Hamburger und Lübecker Senatoren und die halsbrechende Einleitung einer Supplik an den Bremer Senat, Band 1. S. 60.

ſche eine gute Ehe beſtimme, die Feier der Sonn- und Feſttage aufs neue einſchärfen u. ſ. w. — ich frage, welchen Schaden könnten ſelbſt größeren Regierungen ſolche Verordnungen bereiten, hätte man es ſich nicht vorgenommen, recht complicirt und künſtlich zu regieren und die Politik zunächſt mit dem Maßſtab der Intrigue und des Mißtrauens, ſtatt mit dem der Moral und des Vertrauens zu meſſen? Was in kleineren Staaten füglich geſchehen kann, würde größere ruiniren — heißt es — und ſomit werden die Miniſter von Hannover mit Orden decorirt, während die Regierung von Günther Friedrich Carl den Lohn in ihrem guten Bewußtſein finden muß, womit ſie ſich freilich begnügen kann, wodurch aber den Völkern bewieſen wird, wie wenig ſelbſt eine friedliche Entwickelung innerhalb der Grenzen des europäiſchen Gleichgewichts von jener Seite her Billigung erhält, die als der Cerberus des „Syſtems" betrachtet werden muß. Eine Verfaſſung hat Sondershauſen noch zu erwarten. Vielleicht wird es dem Fürſten ſchwer, ſich der göttlichen Prärogative der Regierenden zu entäußern, der Prärogative, alleiniger Wohlthäter ſeines Volks zu ſein; wenigſtens ſoll man einem Fürſten, der ſeine Perſönlichkeit ſo makellos und unantaſtbar hingeſtellt hat in den Vorgrund der Ereigniſſe, in dieſer Hinſicht nicht vorgreifen mit Wünſchen und Tendenzen, über die er nicht nur ſich zweifelsohne längſt Rechenſchaft ge-

geben hat, ſondern über die er zweifelsohne auch der Geſchichte noch Rechenſchaft geben wird.

Die vormalige reichsunmittelbare Grafſchaft Schwarzburg zerfällt nunmehr in die beiden Fürſtenthümer Schwarzburg-Rudolſtadt und Schwarzburg-Sondershauſen, jenes mit einem Umfang von 19 Quadratmeilen und mit 59,000 Einwohnern, dieſes mit einem Umfang von 16½ Quadratmeilen und mit 51,000 Einwohnern. Seit 1816 hat Schwarzburg-Rudolſtadt eine landſtändiſche Verfaſſung in beſchränkter Weiſe: 18 durch freie Wahl zu ernennende Repräſentanten der Ritterguts-beſitzer, der Städte und der übrigen mit Landeigenthum angeſeſſenen Unterthanen kommen alle 6 Jahre auf einem Landtag in Rudolſtadt zuſammen, und haben das Recht der Berathung und Zuſtimmung bei Geſetzen und Steuern; indeß iſt ihr „Veto!" ein äußerſt zahmes, ſie müſſen nicht nur die zur Wahrung der Bundespflicht nothwendigen Steuern bewilligen, ſondern auch diejenigen, welche zu einer wohlgeordneten Staatsverwaltung erforderlich ſind; (wer hat aber über „die wohlgeordnete Staatsverwaltung" und über „die Erforderlichkeit der Steuern" zu entſcheiden?) und wenn ſie Mängel und Gebrechen in der Verwaltung und Juſtiz dem Fürſten vorlegen, ſo haben ſie nur eine „genaue Unterſuchung" zu gewärtigen. (Wer hat dieſe Mängel und Gebrechen zu unterſuchen?) Kurz die rudolſtädtſche Verfaſſung iſt nicht beſſer, als

die, welche die Sondershäuser ablehnten, wenn man auch zugeben muß, daß Fürst Friedrich Günther von Schwarzburg-Rudolstadt den besten Willen an den Tag legt, den hier ausgesprochenen Zusicherungen, die seine Willkür nur zum Schein beschränken, durch die That nachzukommen. Daß die Staatsschuld, die noch vor einigen Jahren 165,000 Thaler betrug, bereits im Jahre 1837 auf 63,840 Thaler vermindert worden war, beweist am besten die tüchtige Persönlichkeit des Fürsten, aber eine Verfassung, die eine tüchtige Persönlichkeit des regierenden Herrn in der Hauptsache nicht ersetzt, ist keine Verfassung. — Schwarzburg ist ohne bedeutende Industrie, und während das Getreide in der Unterherrschaft überflüssig ist, reicht es in der Oberherrschaft nicht für den Bedarf aus. Von Belang sind die Waldungen und mäßig der Bergbau, bunt und malerisch sind die Berge und Thäler der Oberherrschaft, an der Nordseite des Thüringer Waldes. *)

Von der Saale die Schwarza aufwärts ziehend, gelangt man zuerst zu dem Dörfchen gleiches Namens und von da zum Städtchen Blankenburg, das der Greifenstein hoch überragt. Hier wurde im Jahre 1304 Graf Günther, der nachmalige deutsche König, geboren, nnd Greifenstein mag als der Anfangspunkt jener eng ver-

*) Arnstadt siehe Band III. Seite 335.

ſchlungenen, traulichen Reize betrachtet werden, die in ächtthüringiſchem Colorit die Ufer der Schwarza einfaſſen. Die Ruinen ſind ziemlich erhalten und das Burgthor wölbt ſich ſtolz und kühn, als ſei erſt eben die Leiche mittelalterlicher Zeit hinausgetragen worden, während das übrige Gethürm und Mauerwerk melancholiſch aus dem dichten Buchenkranz hervorſieht, den die ewig junge Natur um die welkende Geſchichte flocht. Der Muſchelkalkberg, auf dem die Trümmer ruhen, iſt einem weißen Bahrtuch ähnlich; ſelbſt die weiteſten Beziehungen, die von Greifenſtein ausgingen, ſind verblichen, der Morgen des neuen Jahrhunderts leuchtet nicht nur über Gräbern der deutſchen Kaiſer, ſondern auch über dem Grabe des Kaiſerreichs. Die Ausſicht von Greifenſtein iſt eine weite, wenn auch in engen Grenzen, wie alle thüringiſchen Gegenden, die ſelten imponiren, aber ſich anſchmiegen an Auge und Herz: man überblickt hier einen großen Theil des Saalthals, die in Nebelgrauen dämmernden Höhenzüge des Vogtlandes, die Anfänge des wilden Schwarzathals, das mit ächtromantiſchen Blicken in die mittagshelle bürgerliche Gegenwart ſchaut, die jetzt auch auf Thüringen ruhet. Bevor man in das Schwarzathal eintritt, wende man die Schritte nordweſtlich gen Paulinzella, der ſchönſten Ruine Deutſchlands, indem man die Ufer der Rinne, die ſich bei Blankenburg mit der ſchäumenden Schwarza vereint, bis Oberrottenbach verfolgt

und hier einen ſanften Wieſengrund einſchlägt, der über das Dorf Milbitz zum Kloſter führt, ſchmalen und friedlichen Bergen entlang. So einförmig und gleichmäßig dieſe Parthie, ſo ſehr überraſcht Paulinzella, jenſeits des Hügels, hinter dem Vorhang rauſchender Tannen und Föhren. Dieſe Ruinen ſehen nicht wie eine abgeſtorbene Zeit aus, ſondern wie eine abgeblühte Dichtung, die aber immer Dichtung bleibt, wie ein Herbſtlied im Frühling, kurz wie die ächte Romantik, die freilich nicht mehr im Leben fußt, aber eben deshalb deſto mehr Poeſie iſt. Wie bei allen Ruinen des Mittelalters iſt auch hier die Natur der Phantaſie zu Hülfe gekommen, indem ſie hohe Tannen und Fichten auf das Gemäuer von Paulinzella pflanzte und das grüne Gewebe der ſteten Verjüngung um zerbrochene Säulen und geſtürzte Capitäler ſpann. Die Vergangenheit erſcheint am poetiſchſten in dem blühenden Kranze der Gegenwart, der Contraſt erhöhet die wunderbaren Reize der Ruinen, die Sage, die Mähr, die Legende, die auf den graugelben Steinen lagern und aus den verwitterten Bogenfenſtern träumeriſch in die lichte, hellgrüne Gegenwart blicken. Aber die Bäume auf den Trümmern von Paulinzella und der Epheu und das Laub um die ſtillen Mauern des Kloſters erhalten noch eine andere Bedeutung. Aus den Domen grüner Wälder begab ſich die chriſtliche Gemeinde in die Dome ſtei-

nerner, aber das ſteinerne Laubgewölbe hierarchiſcher Kunſt fiel zuſammen, wie die Hierarchie, und die grünen Säulen und Säulenbüſchel, die die Natur pflanzte, lächeln jetzt heiter und ſinnig über den Trümmern. Wird nicht alſo über kurz oder lang das urſprüngliche Chriſtenthum lächeln über der zerfallenen Kirche aus Menſchenhand? Paulinzella wurde um das Jahr 1105 von Paulina recluſa, der Tochter eines Truchſes, am Hofe Heinrichs IV., erbaut, die wegen ihres gottesfürchtigen und katholiſchen Lebenswandels in das Regiſter der römiſchen Heiligen aufgenommen wurde. Anfangs hieß Paulinenzelle Marienzelle, (Cella beatae Mariae virginis;) nach der Heiligſprechung trat Paulina an die Stelle der Jungfrau, denn ſie und ihr Sohn Werner hatten Hab' und Gut darauf verwendet, das Kloſter in Aufnahme zu bringen. Im ſechszehnten Jahrhundert wurde Paulinzella ſäculariſirt, aber die Demolirung der Ruinen, die man im ſiebenzehnten Jahrhundert beabſichtigte, unterblieb zum Heil mittelalterlicher Baukunſt. Die Kirche hat die Form eines Kreuzes. Die Conſtruction der Vorkirche iſt nicht mehr zu erkennen. Von den zwei Thürmen am Eingange hat ſich nur der rechte erhalten, der ſeiner Spitze beraubt und deshalb mit einem hölzernen Dache verſehen worden iſt. Aus der geräumigen Halle der Vorkirche tritt man durch ein ſäulenverziertes Portal in

das eigentliche Schiff der Kirche, das auf jeder Seite vier Säulen und einen Pfeiler enthält. Auf den Säulen ruht zu beiden Seiten eine mit den Säulen sechszig Fuß hohe Mauer, mit acht Fenstern; auf den zwei Pfeilern, welche den mittleren Theil von den Seitenarmen trennen, erhebt sich ein kühn gesprengter Bogen, durch den man zum Chore gelangt. Dieser endigt in einem halbcirkelrunden Bau, wo der Hochaltar gewesen sein muß. Die Kirche war nicht gewölbt, sondern mit einer flachen hölzernen Decke versehen, und die Form der Giebels läßt auf keine bedeutende Höhe dieses Dachs schließen. In der Kirche erblickt man noch vier halb versunkene und mit Moos bewachsene Grabsteine mit unleserlicher Mönchsschrift. Das große steinerne Becken links vor der Vorkirche war wahrscheinlich ein Weihwasserkessel, oder ein Taufbecken. Die Kirche mißt in ihrer äußersten Länge 280, in der Breite 70 Fuß.

Zwei Stunden von Paulinzella liegt das Schloß Schwarzburg, im Schwarzathale, fast schauerlich einsam, denn der Weg von Blankenburg hieher wird nur durch die plätschernden Wogen der Schwarza und hüpfende Rehe unterbrochen, und das Dorf Schwarzburg, zu Füßen des Schlosses, ist das erste Lebenszeichen des Thals. Aber die Bewohner sind still und einsylbig, wie die Gegend, und nennen sich noch heute im düsterromantischen Style Märner von Schwarzburg,

denn die engen ſchwarzen Schieferwände, die zu beiden Seiten des munteren ſpiegelklaren Fluſſes aufſteigen, bilden den Grundton des Thales, dem ſich ſelbſt die Menſchen accommodiren, der ſelbſt einem Fürſtenhauſe den Namen gab. Noch romantiſcher würde ſich dieſe Vue geſtalten, wäre die alte Schwarzburg nicht abgebrannt und ein Schloß an ihre Stelle getreten, das mit breiter Façade neueren Styls und alterthümlichen Nebengebäuden ohne Styl aus dem Dickig des Waldes, der ſich nach allen Seiten hinzieht und auf höheren Bergen über die Zinnen des Schloſſes hinwegthürmt, hervorſieht. Die langen Gallerien im Innern ſind mit Hirſchgeweihen geſchmückt, und in einem Saale erblickt man eine Bilderſammlung ſtattlicher Pferde, von dem Fürſten Ludwig Günther gemalt, während in einem andern die Bilder aller römiſchen Kaiſer von Julius Cäſar bis auf die neueſte Zeit angetroffen werden. Die letzteren ſcheinen nur gemalt, um den Kaiſer Günther von Schwarzburg auf ſeinem Stammſchloſſe zu verewigen, denn ſie ſind herzlich ſchlecht, ſchlechter als die Bilder der Pferde, während die erſteren neben den Hirſchgeweihen die vorzüglichſte Eigenſchaft und Liebhaberei der ſchwarzburgiſchen Fürſten an den Tag legen. Die Schwarzburger Sammlung alter Rüſtungen und Waffen iſt, neben der Rüſtkammer auf der Wartburg, die bedeutendſte Thüringens. Das Schwert Kaiſer Gün-

thers, das hier gezeigt wird, wäre vielleicht dem deutschen Reiche zu Statten gekommen, wie einst das Schwert Rudolphs von Habsburg, mit dem der ritterliche und kräftige Günther große Aehnlichkeit hatte; aber die deutsche Uneinigkeit ließ es nicht dahin kommen, und Günther von Schwarzburg hieb damit nur einige Fetzen aus dem Kaisermantel für sich und seine Nachkommen.

Das Schwarzathal mißt eine Länge von drei Stunden; je weiter man den Fluß hinansteigt, desto enger und steiler schließen sich die Ufer, desto vernehmlicher und heftiger braust der Fluß. Man gelangt zum felssteinernen Wehr und erstaunt über die kühnen Wogen, die hier kriegslistig die Felsen bezwangen. Sie stürzen sich in wilder Hast und mit Donnergetöse über die schwarzen Schieferblöcke, wie der siegende Feind über Titanenleichen. Das Wasser ist klar wie Krystall, aber so seicht, daß man es bequem durchwaten kann; wenn deshalb der Sieg auf natürlichem Wege erklärt werden soll, so muß man die dunklen Höhlungen unter dem lichten Wasserspiegel betrachten. In ihnen trieb der Strom Steine um, die den Schiefer ringsum abschliffen, bis sie so weit Raum hatten, daß die Fluth sie mit hinwegzog; nun stürzten die Wogen mit größeren Steinen nach, die größere Räume veranlaßten. Am Kirchenfelsen ist das Thal am engsten, sind die

Berge am höchſten; von hier treibt der Fluß in ſteten Bogenwindungen der Felſen zum Brausdorfer Grund, der mit kleinen Waſſerfällen und pittoresken Felspartien en miniature in die Schwarza einmündet; allmählig wird die letztere weiter, je nachdem die Felſen den Weg eröffnen; endlich ſteigt ſie ſanft in die grünen Wieſen herab und in den Kranz ſtattlicher Pappeln, die an ihren Ufern ſäuſeln; noch ein Wehr iſt zu überwinden, hat ſie dieſes hinter ſich und die Mühle, die der Gewerbfleiß ihr noch zu guter Letzt in den Weg ſetzte, ſo zieht ſie gemach und ſiegesſtolz der befreundeten Saale zu.

Rudolſtadt mit dem Schloſſe Heidecksburg liegt anmuthig im Saalthale. Es ſoll von dem thüringiſchen Herzoge Rudolf, der die Sorben, die erſten Anbauer des rudolſtädtiſchen Thals, über die Saale zurückdrängte, im Jahre 634 erbaut worden ſein. Erſt im 14. Jahrhundert kam Rudolſtadt von den Grafen von Orlamünde an die Gräfin von Schwarzburg, und ſeit dem Grafen Albrecht VII. war dieſe Stadt die immerwährende Reſidenz einer Hauptlinie des ſchwarzburgiſchen Geſchlechts. Außer dem erwähnten Schloſſe, das die fürſtliche Reſidenz im engern Sinne bildet, gibt es ein zweites: die Ludwigsburg, das im Jahre 1735 erbaut und fünf und zwanzig Jahre bewohnt wurde. Es liegt in der Stadt und hier befindet ſich das Naturalienkabi-

net mit seltenen Conchylien und Mineralien. Die Heidecksburg dagegen liegt hoch über der Stadt, so daß der Schloßhof schon dieselbe 209 Fuß überragt und zwar in ziemlich steilen Anstieg. Die Gemäldesammlung der Heidecksburg, die sich weniger durch die Anzahl, als durch die Vortrefflichkeit der Bilder auszeichnet, verdient Beachtung. Den Hauptnahrungszweig bilden leider hier, wie in den meisten kleinen Residenzen, Hof und Beamte; verliert man einmal diese Herrlichkeit, so hat man weiter nichts cultivirt, als das Bier, das in Rudolstadt von vortrefflichem Brau ist. Weber, der nach Rudolstadt großen Flor der Wollenzeugweberei verlegte, muß sich verſehen haben, denn selbst sorgsame Späher werden hier keine Fabricatur, keine Industrie, ja selbst keinen Handel gewahren, will man nicht den Verkauf aus der Hand in den Mund dafür gelten lassen. — Königsee an der Rinne, fünf Stunden von Rudolstadt, ist, obschon es nur 1600 Einwohner zählt, belebter als die Residenz, die nur zur Zeit des Vogelschießens, des Höhepunktes alles Städtelebens in Thüringen, eine Ausnahme macht. Königsee ist nämlich Hauptmarktplatz für diesen Theil des Thüringer Waldes und die fünf Jahrmärkte, die hier stattfinden, ziehen viele Waldbewohner, behufs des Verkaufs oder Austausches ihrer Producte, an. Die „Königseer Waaren" aber, welche die „Olitäten- und Balsamträ-

ger" in ganz Deutschland feil bieten, rühren aus den schwarzburgischen Walddörfern der Umgegend her und haben nur daher ihren Namen erhalten, weil die Pässe der Verkäufer gewöhnlich von dem Amte Königsee ausgestellt sind. Dieser Erwerbzweig verdankt seinen Ursprung einem Breitenbacher Apotheker, der mit Schwefelbalsam, den er im Walde hausiren tragen ließ, begann; ihm folgten bald andere mit Wachholdersaft, Oel, Aquaviten, und binnen Kurzem sandte man aus vielen Dörfern des Thüringerwaldes Pillen, Pulver, Salze und Tropfen als Universalmittel in alle Welt und breitete sich so weit und ergiebig aus, daß diese Medicamentenfabrication ein einträglicher Gewerbszweig wurde, der nur durch die auswärtigen Medicinalcollegien eine Beschränkung erlitt, aber seit dem siebenzehnten Jahrhundert bis auf die neueste Zeit fortdauert.

Der andere Theil des Fürstenthums, oder die Unterherrschaft, liegt in der ganz entgegengesetzten Richtung und mitten unter den preußischen Bestandtheilen Thüringens. Hier liegt Sondershausen, Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, zu der man jetzt nicht mehr des Püstrichs wegen wallfahrten wird, sondern um einen Fürsten von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der unter den Regierenden alter und neuester Zeit den ehrenvollsten Standpunkt behauptet und, in einer Zeit der Bewegung, den

humanſten Geſichtspunkt — was jedenfalls eine größere Merkwürdigkeit iſt, als der Püſtrich, über den die Gelehrten Bände geſchrieben haben, ob er ein Götze ſei, ein phyſikaliſches Spielwerk u. ſ. w. Ich halte dafür, der Püſtrich, der auf der Rothenburg gefunden wurde und im Naturalienkabinet zu Sondershauſen aufbewahrt wird, iſt ein ſlawiſcher Götze, da er an Geſtalt und Idol ganz und gar in die ſlawiſche Mythologie des Svantewits und der andern unförmlichen Gottheiten verſchlägt und auch der Name Püſtrich mit dem wendiſchen Büſten zuſammentrifft, der mit Donner und Blitz ſtrafte. Der Püſtrich iſt aus Metall und gleicht einem dicken, bausbäckigen Jungen, dem das Haar perrückenmäßig, nach ſorbiſcher und wendiſcher Weiſe, aufgeſtutzt iſt; er kniet mit dem rechten Fuße, die linke Hand iſt auf das Knie gelehnt, die rechte auf den Kopf gelegt. Füllt man den hohlen Bauch des Götzen zum Theil mit Waſſer, verſtopft die Löcher an Kopf und Mund und ſetzt ihn über Feuer, ſo entfährt dem mißgeſtalteten Bilde entpuſtend der heiße Dampf. Die ſlawiſchen Prieſter hatten eine gläubige Gemeinde, und doch glaubte man nur, was die Augen ſahen. Was glaubt man nicht heut zu Tage den Prieſtern Alles, was die Augen nicht ſehen. Sondershauſen war bis zur neuen Bauordnung des jetzigen Fürſten, die auch in der Außenſeite den Fortſchritt anregen mag, eine ſehr

unanſehnliche Stadt, zu der man nur in Geſchäften reiſen mochte. Dieſe Iſolirung wurde noch in ſpäterer Zeit von der Thorwache conſtatirt, die einen Braunſchweiger Kaufmann, der ſich alſo angab: Carl Herzog, von Braunſchweig, mit einem „Wache heraus!“ begrüßte, dafür haltend, der Kaufmann im Einſpänner ſei der Herzog Carl von Braunſchweig. So erzählt man wenigſtens. Ich erlebte hier einen nicht gerade intereſſanten, aber curioſen Abend im Theater, in das mich der Gaſtwirth führte. Der verſtorbene Fürſt ſaß in der Mitte zweier Damen auf einem Lehnſtuhl und hinter ihm ſein freies Volk — denn Keiner hatte Entree bezahlt — man rauchte, trank Bier, und die Oper, die man gab, konnte eine vorzügliche genannt werden. Dieſe Einrichtung iſt nun freilich jetzt abgekommen, aber die Schulen heben ſich und ſtatt der Schauſpieler werden die Lehrer gut beſoldet.

Der Kyffhäuſerberg liegt in der Unterherrſchaft der Grafſchaft Schwarzburg und iſt ſondershäuſi'ches Beſitzthum. Der höchſte Gipfel dieſes von Sage und Natur gleich lieblich geſchmückten Berges erhebt ſich 1458 Fuß über die Meeresfläche und der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa — wie die Landleute den einſamen verfallenen Thurm der Burg Kyffhauſen nennen — ragt weit in die Lande hinein, in Preußen, Hannover, Sondershauſen und Weimar, das hier durch Oldisleben

an der Unstrut repräsentirt wird. Die Sagen, die den Kyffhäuser umtönen, sind ziemlich allgemein bekannt, und die weniger bekannten sind eines Styles mit der Grundsage, die Kaiser Friedrich Barbarossa in den Berg verweist. Dort soll er sitzen am steinernen Tische mit langem durch den Tisch gewachsenen Bart und den Schatz hüten, der noch einmal der Tod der Ruinen sein wird, die durch die Nachgrabungen mehr gelitten haben, als vom Alter. Wer von Nordhausen die güldene Aue durchzieht, sieht den Riesenfinger von Kyffhausen, den „Kipphieser," wie ihn die Landleute heißen, überall zur Rechten; der näher Beschauende wird über die Ausdehnung der Burg erstaunen, die überall eine größere Vergangenheit bezeichnet, als diejenige, welche gewöhnlich an solchen Ruinen haftet. Der Thurm ist aus rothem Sandstein erbaut, den der Berggipfel in herrlichen, noch ausreichenden, Brüchen gewährt, viereckig, verfallen, geborsten, der Krone beraubt; in weiter Ausdehnung lagern um ihn Trümmer von Wällen, Mauern, Thoren, Capellen und Bogengewölben; hier scheint eine Stadt gestanden zu haben, keine Burg. Die Erbauung derselben wurzelt dergestalt in der Frühzeit thüringischer Geschichte, daß die Chronisten den Faden verloren und sich mit der gewöhnlichen Conjectur halfen, sie rühre aus Römerzeiten her und ihr Name sei von „Keifen" abzuleiten, wonach Kyffhausen als eine „Streiburg" anzusehen sei.

Wenn ſchon dieſe ſehr allgemeine Bezeichnung ohne beſonderen geſchichtlichen und ſelbſt ohne beſonderen logiſchen Zuſammenhang iſt, da am Ende jede Burg des Mittelalters eine Streitburg war, ſo iſt auch das Wort keiſen wohl nie auf ritterlichen Kampf angewendet worden. Eine andere Ableitung des Worts, die Kyffhäuſer auf Häuſer auf der Kuppe bezieht und die Mundart des Volks „Kipphieſer" zu dem Ende citirt, erſcheint immerhin mehr gerechtfertigt, als jene ſehr geſuchte Etymologie. Kyffhauſen ſoll im zehnten Jahrhundert zum Schutze der kaiſerlichen Pfalz zu Tilleda erbaut worden ſein. Aber dieſe Pfalz, deren letzte Trümmer nun verſchwunden ſind, lag zu weit entfernt, als daß ſie durch eine ſolche Veſte hätte geſchützt werden können, der nur Wurfgeſchoß zu Gebote ſtand. Somit erklären Einige Kyffhauſen für weit älter. Allerdings kann dieſer Burg eine römiſche Fortification zum Grunde liegen, aus welcher man ſpäter eine Reichsveſte machte. Seitdem die Geſchichte Kyffhauſen erwähnt, war es bald kaiſerliche Burg, bald Beſitzthum ritterlicher Geſchlechter, die ſich vom Reiche emancipiren wollten. Nach der Schlacht am Welfesholz, im Jahre 1115, die das Anſehen Heinrichs V. brach, verfiel auch Kyffhauſen dem Zorn der vereinigten Fürſten und Grafen. Graf Ludwig III., ſpäter Landgraf Ludwig I., belagerte es länger denn zwei Jahre, während ſein Stiefbruder Friedrich in der

kaiſerlichen Burg befehligte. Erſt im Jahre 1118 leuchtete dieſe Burg eine Freiheitsfackel dem kaiſerlicher Zwingherrſchaft entzogenen Fürſten und Vaſallen — denn Thüringen ſelbſt kam durch den Sieg am Welfesholz eigentlich nur für einige Zeit aus dem Regen in die Traufe. Unter dem Kaiſer Rudolph von Habsburg war Kyffhauſen bereits wieder kaiſerliche Veſte und Lehen der Grafen von Beichlingen-Rothenburg — deren Stammburg unweit Koffhauſen und auf demſelben Bergrücken in Trümmern liegt — ſpäter kauften es Grafen von Schwarzburg, die hier eine Capelle gründeten und dieſelbe mit Ablaß dotirten. Wenn die Menge durch dieſe Einrichtung auf den Kyffhäuſer hingelenkt wurde, ſo erneuerten ſich vielleicht durch den Zuſammenfluß derſelben uralte Sagen, die in derſelben Weiſe auch von andern Stätten in Deutſchland gelten, in Bezug auf den Kyffhäuſer. Unter ihnen nimmt die obenerwähnte, ſchon durch ihre poetiſche Tiefe und Reichhaltigkeit — denn aus dem rothen Barte des Kaiſers entſpann ſich ein buntes Sagengeflecht, das noch bis auf den heutigen Tag den Berg umſchlingt — die erſte Stelle ein. Dieſe Sage griff ſo mächtig in das thüringiſche Volksleben, aus welchem ſie erblüht war, zurück, daß ein Schneider aus Langenſalza ſogar wahnſinnig an derſelben wurde, ſich für den Kaiſer Friedrich ausgab und auf Kyffhauſen ſeine Reſidenz aufſchlug.

Fünf und vierzigstes Capitel.

Thüringen (Schluß). — Die preußischen Besitzungen in Thüringen. — Erfurt. Ursprung. Geschichtlicher Rückblick und jetzige Zustände. Industrie. Lage und Anblick der Stadt. Innere Einrichtung. Charakter und Manier der Erfurter. Verhältniß zu Preußen. Frühere und jetzige Gesellschaft. Die alte Universität. Das Waisenhaus. Der Dom. — Schulpforte. — Naumburg. — Freiburg und die Neuenburg. — Memleben. — Roßleben. — Die goldene Aue. — Nordhausen. — Langensalza. — Tennstadt. — Mühlhausen. — Suhl und Benshausen in dem preußischen Antheil der Grafschaft Henneberg. Die Stahl- und Eisenwerke dortz der Weinhandel hier.

Thüringischer Boden ist beinahe der ganze Regierungsbezirk Erfurt und der Merseburger-, Naumburger-, Eckartsberger-, Querfurter- und Sangerhäuser-Kreis des Regierungsbezirks Merseburg in de. preußischen Provinz Sachsen.

Die alte Hauptstadt Thüringens: Erfurt soll nach Einigen bis in das Heidenthum überragen. Ob der mythische Meroving die Stadt gegründet, oder ob der Name Erphesfo:d von der Gera und einem Müller Erf,

der an der Gerafurt gewohnt, herrühret, kann hier nicht wohl entſchieden werden. Für das graue Alter der Stadt aber genügt, daß ſie Bonifacius bereits vorfand und hier ein Bisthum gründete, das jedoch an den Kriegsunruhen ſcheiterte, die die Kriege der fränkiſchen Könige mit den Sachſen veranlaßten, denn die Geſchichte gibt nur von einem erfurtiſchen Biſchof Kunde. Weiter noch als Bonifacius und die Geſchichte, ragt die Sage, ſie erzählt von der Umgegend Erfurts, daß dieſelbe unmittelbar aus jener Ueberſchwemmung hervorgetreten ſei, die in den Urzeiten alles fluthend bedeckt habe. Wenn nun auch dieſe Behauptung auf jede andere Ebene paßt, ſo iſt ſie doch hinſichts der alten Hauptſtadt Thüringens mit der beſonderen Thatſache verknüpft, das Waſſer habe ſich verlaufen, nachdem die Rieſen den Felſendamm an der Schmücke, unter der Sachſenburg, durchſtochen hätten. Kurz, Erfurt iſt eine ſehr alte Stadt, aber auch eine abgelebte. Der Handel, der hier ſeit dem früheſten Mittelalter einen Stapelplatz gefunden hatte, verlor ſich, wie in allen Binnenſtädten, mit der Entdeckung Amerikas, und noch mehr mit dem Emporkommen Leipzigs. Erfurt ſank zum Gemüſe- und Brunnenkreßbau herab, aber wenn auch Rumohr über dieſe Agricultur ein Wort ſchreiben konnte, ſo füllt dieſelbe doch nicht die Lücke der Geſchichte aus, die Leere der Straßen, den wüſten Raum

der Gegenwart, der mitten unter den bedeutungsvollen Grenzſteinen der Vergangenheit liegt. Freilich hat man Aecker und Gärten in die Ringmauern gezogen, aber der Contraſt des Ackerbaues mit dem Handel, welcher letztere hier aus Straßen und Häuſern ſpricht, die wahrlich nicht den Air einer Landſtadt beſitzen, iſt in unſerer Zeit der Induſtrie um ſo trauriger. Erfurt gleicht jenem ſpaniſchen Granden, der mit ſeinen Dienern Kartoffeln ißt, um nicht zu verhungern. Beklagenswerth aber iſt es, daß dieſer Zuſtand nicht nur von außen herrührt, ſondern auch aus der ſchlechten Verwaltung des ſtädtiſchen Aerars früherer Zeit, die ſogar einen förmlichen Aufſtand der Bürger herbeiführte und Händel, die zu den alten Schulden noch 300,000 Thlr. neue fügten, aber wenigſtens das Gute hatten, daß mehrere patriziſche Familien die Stadt räumen mußten. Reichsfrei im eigentlichen Sinne des Worts war Erfurt nie; aber der Rath, der wenigſtens für ſich den Schein einer ſolchen Reichsfreiheit retten wollte, zog es vor, Erfurt dem Erzbiſchof von Mainz zu übergeben, ſtatt ſich ohne Vorbehalt dem Kurfürſten von Sachſen in die Arme zu werfen. Dafür behielt er den Genuß ſeiner Privilegien, d. h. die Oberherrſchaft über die Bürger und die Gerichtsbarkeit, aber die meiſten ſtädtiſchen Capitalien und Grundbeſitzungen wurden der neuen Regierung eingehändigt, die nun ſelbſt den Rath nach dem Maßſtabe

des ſiebenzehnten Jahrhunderts beſoldete. Man wird gerade nicht behaupten können, daß die Bürger bei der neuen Einrichtung ſchlechter wegkommen, als bei der alten halbfreien, denn die Abgaben wurden eher vermindert, denn erhöhet; indeß bewährt dieſelbe immerhin die Unzuverläſſigkeit ariſtokratiſcher Garantien: der Rath rettete ſich und überließ die Stadt Erfurt dem Kurfürſten von Mainz; um die Privilegien Einzelner zu erhalten riß man die Bevölkerung einer Stadt, die durch locale, politiſche und nationale Beziehungen an Sachſen geknüpft war, von dieſem Staate los und übergab ſie einer Regierung, zu welcher man höchſtens durch Bonifacius, der das Chriſtenthum in Thüringen predigte und Erzbiſchof von Mainz wurde, in Beziehungen ſtand. Uebrigens ſoll die Uebergabe Erfurts an Mainz, die freilich durch nachdrückliche Vorſtellungen eines franzöſiſchen Hülfscorps unterſtützt wurde, die Politik und Unbeſtechlichkeit der damaligen kurſächſiſchen Miniſter in einem ſehr zweideutigen Lichte darſtellen. — Bevor Leipzig emporkam, war Erfurt die größte Handelsſtadt in Oberſachſen. Seit dieſer Wendung ſank es immer mehr und der dreißigjährige Krieg und die Unterwerfung unter den mainziſchen Hirtenſtab ruinirten alle Handelsbeziehungen. Indeß gibt es hier noch immer viele Werg-, Zeug- und Bandfabriken, und die Bierbrauereien behaupten ihren alten Ruhm neben den

Schuſtern, die von jeher ihre Arbeit fabrikmäßig betrieben. Der Erfurter Gartenbau ſteht — wie geſagt — auf der höchſten Stufe. Seit geraumer Zeit bemühte ſich die Regierung um die Ausbildung deſſelben, ſo daß man ſchon unter mainziſcher Hoheit Prämien für diejenigen ausſetzte, die die wüſten Marken umlegten. Die Beeten des Gartenlandes gedeihen auf dem koſtbaren Boden ſelbſt bei der trockenſten Witterung und der Werth der Gartenfluren iſt aus den hohen Pachtpreiſen auch Nichtkennern einleuchtend. — Die Chauſſee von Gotha nach Erfurt läuft an der Höhe, auf welcher die Cyriaksburg liegt, herab. Die Vue der Stadt von dieſer Seite iſt ſtattlich und maleriſch. Die vielen Thürmchen und Thürme, die bedeutungsvollen Kirchen, die alterthümlichen Bauten, die weite Ausdehnung in einem länglichen Kreiſe von Wällen und Fortificationen, aus deren Linien die Veſte Petersberg hervorſteigt, gewähren Erfurt jenen impoſanten und überraſchenden Air mittelalterlicher Phyſiognomie, den die größten Städte ſpäterer Zeit nicht aufzuweiſen haben. Berlin iſt ſehr monoton, gegen die bunte alterthümliche Pracht der Hauptſtadt Thüringens, die um ſo mehr aus den blühenden Ebenen ringsum hervortritt. Sanfte Höhenzüge aus Kalkſtein, mit kleinen Flüßchen und Bächen, mit Nadelholz- und Laubwaldungen ſind die Schattirungen dieſer lichten Environs, die durch den

Steigerwald, über welchen in blauer Ferne der Inſelberg hervorragt, ſelbſt ein leichtes romantiſches Colorit erhalten. Eine altergraue Stadt in dieſer ewig jungen Gegend iſt kein Wunder, ſo wenig wie ein Wunder iſt, daß Mainz, nachdem das Bisthum Erfurt durch Zufälligkeiten nur ſo kurzen Beſtand gehabt hatte, dieſe Stadt doch noch für das Himmelreich und den Krummſtab rettete. Vor der Stadt theilt ſich die Gera in drei Arme. Dieſe durchſchneiden Erfurt von Norden nach Oſten und könnten, wie die Pegnitz zu Nürnberg, für mancherlei Gewerbe gute Dienſte leiſten, wenn nur welche vorhanden wären. Die Waſſerleitungen, welche aus dieſen Armen in alle Straßen gehen und oft nach verſchiedenen Richtungen über einander laufen, beweiſen, daß die Stadt vor Zeiten von viel wichtigerer Bedeutung geweſen ſein muß. Sie dienen zur Reinigung der Luft, zur Säuberung der Straßen und bei Feuersgefahr zum Löſchen. Man kann ſie ſtämmen, wie in Gotha, und dadurch die Straßen unter Waſſer ſetzen. — Das Erfurter Straßenpflaſter iſt ſicherlich eines der ſchlechteſten in Deutſchland, es beſteht aus ſcharfen, höchſt empfindlichen Felsmaſſen en miniature, die nur den Erfurter Schuſtern zu Gefallen in dieſer Weiſe erhalten werden mögen. Nachdem die Fabricate derſelben im Auslande unter der Concurrenz leiden, will man ſie wahrſcheinlich in Erfurt durch das Straßenpflaſter entſchädigen.

Die Häuſer ſind wenigſtens eben ſo alt, wie das Straßenpflaſter, aber ſie bieten nur neben dieſem das Anſehen einer verroſteten Reichsſtadt, die nicht die alten Häuſer aus treuer Gewohnheit beibehält, ſondern aus Noth. Wollte man nämlich jene vorſchützen, ſo würden ſelbſt die Steine ſprechen: es iſt nicht wahr! wir, die wir Jahrhunderte zählen, beweiſen, daß man keine neuen Häuſer bauen kann, weil man keine neuen Straßen baut. Oder ſind auch die alten mit ihren halbbrechenden Bergen und Thälern und mit ihrem grünen Wieſenwachs zwiſchen den Steinen und vor den Hausthüren den Erfurtern ans Herz gewachſen? Eine große Stadt, die von Militair belebt und theilweiſe unterhalten werden muß, iſt eine arme Stadt. Und was wäre Erfurt ohne die dreitauſend Mann ſtarke Beſatzung. Allenthalben eine verwitterte Vergangenheit, die höchſtens durch die Frankfurter-Leipziger Straße, zur Zeit der Meſſen, belebt wird. Im „römiſchen Kaiſer" und in der Nähe der Poſt kann man dann den ganzen Tag über durch die Fremdenzüge unterhalten werden, wer ſich aber außerdem unterhalten will, der muß, will er nicht die mächtigen Erinnerungen einer faſt glorreichen Vergangenheit, die ſchon durch die Lage Erfurts veranlaßt wurde, in Augenſchein nehmen, den Paraden der preußiſchen Garniſon auf dem Friedrich-Wilhelms-Platze zuſehen. Ich bin ganze Tage hindurch den Anger, die

Michelsgaſſe, die Pergamentengaſſe, die Krämerbrücke u. ſ. w. durchzogen und habe hinreichende Beſchäftigung in den alten Phyſiognomien der Häuſer gefunden, (die nicht nur durch dieſe, ſondern auch durch die beſonderen, theilweiſe in Stein ausgehauenen Symbole der patriziſchen Familien darthun, wie weit ſie hinauf reichen,) geſchweige denn in jener hervorragenden Lapidarſchrift der Klöſter, Stifter und Kirchen, die allenthalben auf große Momente hinweiſt; aber wenn man dieſe Dinge beſeitigt hat und nach der Gegenwart greift, ſo muß man ſchon ein Fremder ſein in Erfurt, damit einem nicht nachgerechnet wird, wie viel Schoppen Bier man getrunken hat. Der reichsſtädtiſche Ton, der ſich überhaupt aus Familie, Haus und Hof entwickelt, hat nämlich durch die Verhältniſſe die kleinlichſte Färbung erhalten, und in dieſer großen wüſten Stadt, die an Umfang Hamburg nicht nachſteht und deshalb, bei ganz unverhältnißmäßig geringer Einwohnerzahl, ſehr langweilige Beziehungen veranlaſſen müßte, wenn man ſich nicht durch anderweitige Unterhaltungen ſchadlos hielte, kennt jeder den anderen, jeder beſchäftigt ſich mit dem anderen jeder unterhält ſich mittelſt des andern. In den kleinſten Landſtädten könnte ſolche Weiſe erträglich ſein, in einer großen heruntergekommenen Reichsſtadt iſt ſie wirklich abſchreckend, denn hier ſind die alten Vorurtheile von Stand und Rang und ſpießbürgerlicher De-

cenz geblieben, während alles äußere Relief derſelben wegfiel, und man urtheilt nun unbedingt nach dieſem Maßſtabe. Was Hans, deſſen Vorfahren im vorigen Jahrhundert noch im Rathe ſaßen, thun darf, muß Peter, deſſen Ascendenten in der Schuſtergilde zu ſuchen ſind, ſchon unterlaſſen. Kurz, wer die Intoleranz der Familien und Stände in jenen ehemaligen Reichsſtädten, die noch heute etwas vorſtellen, erfahren hat, wird ſich von der Intoleranz der Erfurter Familien und Stände, die nur in der Erinnerung fortleben müſſen und um ſo mehr auf die Vergangenheit hingewieſen ſind, einen Begriff machen können. Der Erfurter tritt noch bis auf den heutigen Tag aus den ihn umgebenden ſächſiſchen Städten in ganz eigenthümlicher Haltung hervor. Nicht nur das hier die Stände noch, wie nirgends in Thüringen, geſchieden ſind, ſo iſt auch Sitte und Sprache in dem breiten reichsländiſchen Idiom von Frankfurt, Nürnberg und Augsburg gehalten, das ſich wieder als eigenthümlich reichsſtädtiſches von der allgemeinen Weiſe unterſcheidet; aber den Erfurtern fehlen die Millionen, die Frankfurt in kosmopolitiſche Beziehungen brachten, ihnen fehlt die fränkiſche Herzlichkeit von Nürnberg, der Handelsglanz, der noch aus dem Mittelalter her auf Augsburg ruhet, das durch Wechſel- und Speditionsgeſchäfte in der ausgebreitetſten Weiſe mit Wien und Italien communicirt und noch heut zu

Tage Stapelplatz für die süddeutschen und italienischen Waaren ist. Somit hat sich die reichsländisch-reichsstädtische Weise in Erfurt kleinlicher und widriger gestaltet, als irgendwo, es versank in einen großartigen Gemüsehandel, der diese Stadt zu der großartigsten Landstadt Thüringens gemacht hat. Nebenbei ist sie preußische Festung, aber ohne bedeutende preußische Sympathien, denn die quasireichsstädtischen Verhältnisse, die hier stattfanden, sind einer innigen Verschmelzung mit monarchischen Interessen nicht förderſam. So wenig, wie Nürnberg mit Leib und Seele bairisch ist, so wenig kann sich Erfurt mit der noch dazu durchaus modernen Richtung Preußens befreunden. Will man die Ursache davon in Anderem suchen, als in der schwachen Erinnerung an eine schwächliche Selbstständigkeit, die eben deshalb den Geist über die Form übersieht und z. B. eine eigene Gerichtsbarkeit und ein unabhängiges städtisches Regiment mit dem trostloſeſten Schlendrian einer fremden mit dem bedeutendsten Fortschritt vorziehen wird, so dürften die mancherlei Hinderniſſe, die den Erfurter Verkehr durch die Vereinigung mit Preußen trafen, zu berückſichtigen sein. Unter Mainz war man nämlich faſt aller Abgaben enthoben, unter Preußen klagte man daß ſelbſt Feldblumen für Apotheken Einlaßgeld geben müßten. Mag dieſe Mauthſtrenge nun auch durch den allgemeinen Mauthverband gehoben worden ſein,

ſo hat ſie doch Spuren hinterlaſſen, die eine ſo erleuchtete Regierung, wie die preußiſche, wohl verwiſchen wird, die aber noch genügen, den Abſtand zu bezeichnen, der zwiſchen Erfurt und Preußen ſtattfindet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Coadjutor Dalberg bereits die höhere Geſellſchaft aus der urſprünglichen Weiſe aufrüttelte und zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo gewiß in keiner Reichsſtadt ſolch' eine Einrichtung angetroffen wurde, durch ſeine „Aſſemblee" eine Richtung veranlaßte, wie ſie jetzt ſelbſt nur in Paris vorkömmt. Jeder Dienſtag Abend verſammelte nämlich die gebildeten Erfurter zwiſchen 5—8 Uhr in den Salons des Coadjutors; aber hier gab kein Rang, kein geſellſchaftlicher Zwang den Ton an, hier erhielten Gelehrte, Künſtler, Kaufleute, Studirende, mit einem Worte, alle, welche auf Bildung Anſpruch machen durften, Zutritt, um die Reize einer angenehmen Unterhaltung zu genießen. Dieſelbe erhielt aber durch die Damen ihren eigentlichen Höhepunkt und jene Elaſticität, die zunächſt die ſteife Sitte verhinderte. Reiſende aus jenen Klaſſen konnten von einem Mitgliede der Aſſemblee eingeführt werden, und während dieſelben ſomit in Kürze den zuverläſſigſten Ueberblick über die geſellſchaftlichen Zuſtände Erfurts erhielten, übten ſie natürlich in demſelben Maße rückwirkende Kraft aus. Bildung und Civiliſation mußten ſich ſolcherweiſe befeſtigen.

Dalberg planirte auch die Scheidungen zwiſchen Proteſtanten und Katholiken und vermittelte die unteren Stände durch die Humanität, wie er die höheren durch die Geſellſchaft zu einander zog. Dieſe Anfänge, die durch die Kriegsunruhen und die franzöſiſche Occupation, wenn gerade nicht unterbrochen — denn Erfurt erfreute ſich der höchſten Cirkel franzöſiſcher Politur — doch auch nicht in der friedlich bildſamen Richtung Dalbergs erhalten wurden, ſind neuerdings preußiſchen Einflüſſen erlegen. Erfurt iſt Sitz der Regierung, und die preußiſche Bureaukratie findet hier einen ihrer Concentrationspunkte. Jetzt ſcheidet ſich die Bildung dieſer Stadt in Caſino und Reſſource, jenes bilden die erſten Civil- und Militairbeamten, dieſe iſt ſtädtiſcher Vereinigungspunkt. Wenn man im Caſino die feinen und ſuffiſanten Elemente findet, die die preußiſche Regierung mittelſt der Bureaukratie über die ganze Monarchie verbreitet, ſo iſt die Reſſource vorzugsweiſe erfurtiſch, d. h. zuthulich, kleinſtädtiſch und von der Bildung, die ein tüchtiger Mittelſtand immer an den Tag legen wird. In die tieferen geſellſchaftlichen Beziehungen haben die kirchlichen Wirren neuerdings eingegriffen, denn obwohl die proteſtantiſche Kirche die zahlreichere iſt, ſo iſt die katholiſche dennoch die begütertere und ihr geſellſchaftlicher Einfluß bedeutend. Somit möchten auch in Erfurt nicht leicht gemiſchte Ehen unter denen vorkom-

men, die durch ihre gesellschaftliche Stellung die Entscheidung in Sachen des Katholicismus in Händen tragen.

Die Universität Erfurt war eine der ältesten in Deutschland, sie zählt von 1378 und segnete 1816 das Zeitliche. Doktorhüte wurden hier zu Ende des vorigen Jahrhunderts für fünfzig Thaler verkauft, Magister konnte man für einen Louisd'or werden, und unbesehen und ungeprüft. Man versuchte Alles, der Universität aufzuhelfen, aber die Einkünfte derselben waren zu trostlos, und die gelehrten Recruten, welche das Werbegeld annahmen, entweder verunglückte Deserteurs anderer Akademien, oder solche, die sich sonst mit ihrer Zukunft brouillirt hatten und dieselbe in Erfurt wiederherstellen wollten, um dann ihr weiteres Glück zu versuchen. So fand man die Namen Bahrdt und Riedel in dem Lectionskatalog einer Universität, wo sonst Eoban Hesse, Johann Lange, Justus Jonas Draconites, Camerarius und andere gelehrte Celebritäten docirt hatten. Professoren, die man außergewöhnlich honoriren wollte, ertheilte man eine Bieraiche*), d. h. eine Braugerechtigkeit, deren über zweihundert in der Stadt existirten und vermuthlich besseres Bier liefer-

*) Zu Bahrdt's Zeiten trieb die Frau des Professors Franke selbst die Brauerei und hielt einen ordentlichen Bierschank.

ten, als das iſt, welches jetzt zu Erfurt gebraut wird, denn man trinkt hier das ſchlechteſte und verfälſchteſte in ganz Thüringen. Noch, als die Univerſität bereits ganz und gar zum hochbelobten Salamanca herabgeſunken war, kam in Erfurt eine Academie der Naturwiſſenſchaften vor, eine societas naturae curiosorum, die von Kaiſer Leopold I. beſtätigt worden war, und kraft ihrer Statuten ſich auch mit ganz außernaturhiſtoriſchen Dingen beſchäftigte. Präſident und Senior, die, als ſolche, Edle des heiligen römiſchen Reichs und Pfalzgrafen waren, hatten nämlich das Recht, Notare, Doctoren und Magiſter zu machen, unehelich Geborene, ſelbſt wenn ſie von Adel waren, für ehelich Erzeugte, und Unehrliche für Ehrliche zu erklären. Ob die societas in dieſen Befugniſſen viel geleiſtet hat, weiß ich nicht, aber die Naturgeſchichte iſt ſicherlich in keiner Weiſe durch ſie bereichert worden, während die Univerſität durch dieſe und andere Lapalien ſelbſt um den oberflächlichſten Schein der Wiſſenſchaft kam. — Die Raritäten des Waiſenhauſes intereſſiren höchſtens den curioſitätenſüchtigen Reiſenden. Ein Todtentanz in Holbeins Manier iſt elend genug, eben ſo elend ſind die Reime darunter. Luthers Zelle, (das Waiſenhaus war Auguſtinerkloſter,) iſt ſchon intereſſanter, wenn man in der rechten Stimmung iſt, was jedoch ſelten der Fall zu ſein pflegt bei ſolchen Beſichtigungen; man findet hier eine Ueberſetzung

des alten Teſtaments mit Autographien Luthers und Melanchthons, und Stuhl, Tiſch und Reiſeſchreibzeug des Reformators. Ein Engländer glaubte auch, die Dinte des letztern ſei noch aus der Zeit der Reformation. — Die Bibliotheken, die Erfurt beſaß, ſind nun vereint und zählen ungefähr 35,000 Bände. Unter den Manuſcripten befinden ſich die officia und einige Reden Ciceros, ſo wie auch der Theuerdank; von den scriptoribus byzantinis befindet ſich hier eine ſehr ſchöne Pariſer Ausgabe. — Der Erfurter Dom iſt in gemiſchtem Style gehalten: gothiſch und byzantiniſch; er hat Aehnlichkeit mit dem zu Mainz, iſt aber lange nicht ſo prachtvoll, wie dieſer. Von außen gewinnt der hohe und ſtumpfe Thurmkegel neben den ſchlanken Thurmſpitzen des Severiſtifts, das ſich dicht an die Cathedrale anſchließt, und die Kirche ſelbſt durch das graue, alterthümliche Gewand, das nicht an moderner Färbung leidet, mit der man die Kirchen ſo gern überpinſelt. Nach dem Markte zu liegt der dem ganz frei auf einer kleinen Anhöhe, zu welcher mehrere Stufen hinanführen, die dem jetzigen Friedrich-Wilhelms-Platz den früheren Namen Graden erwarben, von forum ad gradus: Markt vor den Stufen. Der Thurm hat im Innern drei ſtarke Gewölbe über einander, und ſcheint, ſeiner Anlage nach, nicht vollendet zu ſein. Sonſt war der Gipfel mit drei Thurmſpitzen verſehen, die der Blitz vernichtete. Seitdem bedeckte man

den Thurmgiebel mit dem jetzigen Dach. Die Glocke des Thurms, die berühmte Maria, wiegt mit dem Klöppel 286 Centner und mißt im Umfange 15, im Durchmesser 5 Ellen und in der Höhe eben so viel. Sie zu läuten, wagt man nicht mehr; sollte es geschehen, so würden 18 Männer dazu erforderlich sein. Das Innere des Doms ist ein Gemisch von Alterthümlichkeit und neueren Zusätzen. Die Sculpturen der Seitenaltäre, die Kanzel, der Orgelchor sind im besten Geschmack gehalten, dagegen ist die Firnißmalerei der Fenster ärmlich. Der Gobelin am hohen Altar zeugt von uralter Pracht und ist mit biblischen und Legenden-Geschichten durchwebt. Die Gemälde, unter denen ein Kranach und eine Copie der berühmten Nacht von Correggio, sind von Werth. Der Dom ist im Besitz der Katholiken*). Das dicht an demselben liegende St. Severi-Stift hat einen interessanten gothischen Taufstein aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Auch die Parthien der Saale, welche die Frankfurter-Leipziger Straße berühren, sind malerisch. In der Nähe von Kösen stößt man auf die Ruinen Rudelsburg und Saaleck, aus der Sorbenzeit, mit geschichtlichen und traditionellen Erinnerungen und im romanti-

*) Ueber den Grabstein und die Gebeine des Grafen von Gleichen und seiner beiden Gemahlinnen im Erfurter Dome s. B. 3 S. 328.

ſchen Aufputz der Natur. Ueber das gewerbthätige Kösen, mit einer bedeutenden Holzflösse und Saline, gelangt man nach Schulpforta, der berühmten Schule, die ſich mit ihren Gebäuden und Umgebungen dicht an der Landſtraße gelagert hat, am Fuße waldgekrönter Berge. Schulpforta hieß urſprünglich Himmelspforten und war das begütertſte Ciſtercienſerkloſter in Thüringen. 1543 verwandelte es Kurfürſt Moritz in eine Landesſchule, die ſich bis auf die neueſte Zeit bewährt hat und auch von der preußiſchen Regierung ſehr begünſtigt wird. Hier werden 150 Schüler frei unterhalten, und wenn früher dieſe Anſtalt als ein Höhepunkt des ſächſiſchen Schulweſens anzuſehen war und die daſelbſt Erzogenen die Vermuthung gründlicher und gelehrter Bildung ſtets für ſich hatten, ſo mag daſſelbe auch von dem preußiſchen Unterricht in Schulpforta gelten, der freilich, bei der Allgemeinheit vortrefflicher Schulen in dem Staate, nicht mehr ſo bedeutſam hervortritt. Von 1543—1814 haben in Schulpforta mehr als 8500 Zöglinge Aufnahme und Unterricht erhalten, unter denen die bedeutendſten Namen, wie Grävius, Erneſti, Klopſtock, Fichte, Schneider, Spohn, Mitſcherlich, Sartorius, Schulze, Eichſtädt, Böttiger, Krug, Heubner, Döring u. A. Die Schulzeit iſt auf ſechs Jahre beſtimmt; wer früher abgehen will, bedarf dazu der königlichen Erlaubniß. Das Lehrperſonal beſteht aus dem

Rector, sieben Professoren, einem Tanzlehrer, einem Musik- und einem Schreib- und Rechnenlehrer. Die innere Einrichtung und Ausstattung sind ganz der alten Fürstenschule würdig, aber zur Aufnahme wirken jetzt nicht mehr — wie früher — Städte und Adel mit, die insgesammt Freistellen zu vergeben hatten, vielmehr wird dieselbe ausschließlich von dem König und dem Ministerium des Cultus angeordnet, und zwar in einer Weise, die dem von Preußen repräsentirten Fortschritt durchaus angemessen ist und auf keine äußeren Vorzüge Rücksicht nimmt.

Kaum über eine Stunde Weges gelangt man von Schulpforta nach Naumburg, das weniger durch die geschichtlichen Hussiten, die bestritten werden, denn durch die Kotzebueschen aller Welt bekannt ist. Procop soll die Stadt belagert haben und diese nur dadurch vom Untergange gerettet worden sein, daß der Viertelsmeister Wolf sechshundert Kinder, mit Sterbehemden angethan, in das Lager der Hussiten sandte, um dort ein kindlich Fürwort einzulegen. Procop wurde gerührt, bewirthete die Kinder mit Wein und Kirschen und begnadigte Naumburg. Die Feier des Kirschenfestes, die hier alljährlich noch am 28. Juli stattfindet, wird von denen, die der Sage Gewicht geben, als thatsächlicher Beweis jenes Ereignisses angeführt, obwohl solche Kirschenfeste auch in anderen Städten ohne Hussiten stattfinden.

Wenn Procop den Kindern Wein zu trinken gab, und scharfsinnige Kritiker diesem Umstande eine Vermuthung gegen die Sage entnehmen, so muß bemerkt werden, daß es nicht nur Naumburger Wein gibt, der hier wahrscheinlich verstanden wird, sondern daß auch dieser Naumburger Wein Leuten von Geschmack häufig für Frankenwein vorgesetzt wird. Ich aber ziehe das Naumburger Bier vor, das zweifelsohne zur Hussitenzeit noch nicht gebraut wurde. — In der Stadtkirche zu St. Wenzeslaus ist ein Cranach'sches Bild: Jesus die Kindlein segnend, sehenswerth. Unter den Kindern bemerkt man auch einen kleinen Luther, den Cranach, wo es nur anging, anbrachte. Der Naumburger Dom gehört zu den kirchlichen Prachtgebäuden Deutschlands. Zwei von den drei Thurmoktogonen haben byzantinische Fenster und Schallöffnungen, der dritte, nach Westen gerichtete, ist von ausgezeichneter Architektonik. Das Schiff der Kirche und der hohe Chor sind im reingothischen Style gehalten. Das Innere der Kirche bietet eine Fülle von Sculpturen und Holzarbeiten, die glücklicherweise von dem Alles nivellirenden Protestantismus verschont wurden. Selbst der eiserne Kasten, in welchen Tetzel die Ablaßgelder sammelte, ist als Warnungszeichen am Hochaltare geblieben, wie denn der Protestantismus — abgesehen von aller Kunst und Geschichte — stets am besten that, wenn er die Erinnerungen des

Katholicismus beſtehen ließ, ſie zeichnen nur ſeine religiöſen und menſchheitlichen Vorzüge um ſo genauer ab. — Unweit Freiburg, das ſelbſt ohne bedeutendes Intereſſe iſt, liegt die Neuenburg, die, als landgräfliche Reſidenz, neben der Wartburg genannt wird und in deren Nähe man auch ein Stück Landes als den „Edelacker" bezeichnet, wo Ludwig der Eiſerne ſeine Vaſallen pflügen ließ. Vielleicht fand dieſer Act — wenn er mehr als Sage iſt — an verſchiedenen Orten ſtatt, in der Nähe beider Reſidenzen. — Nordweſtlich von Freiburg gelangt man wieder in das Unſtrutthal und weiter nach Memleben und den Ruinen des von Mathildis, der Gemahlin König Heinrichs I., gegründeten Benedictiner-Nonnenkloſters, die gedrungener und weniger maleriſch ſind, als die von Paulinzella, aber beſſer erhalten. Unweit Memleben*) liegt die Kloſterſchule Roßleben, ein ehemaliges Auguſtiner-Nonnenkloſter, das von Heinrich von Witzleben ſeine jetzige Bedeutung erhielt. Man befindet ſich nun in der goldenen Aue, auf dem Zenith thüringiſcher Fruchtbarkeit. „Ich laſſe jedem das gelobte Land und lobe mir die goldene Aue," ſoll Graf Botto von Stolberg nach ſeiner Rückkehr aus Paläſtina geäußert haben, eine Behaup-

*) Man leitet es von „Mein Leben" ab, denn Memleben war Lieblingsaufenthalt Heinrichs I. und Otto des Großen.

tung, die man gern unterſchreiben wird, ſelbſt ohne in Paläſtina geweſen zu ſein; wenigſtens ruhen die Beſchwerden des Kreuzes nicht auf der goldenen Aue, ſondern nur der Segen Gottes und der chriſtlichen Lehre, ſintemal es hier ſehr aufgeklärte Bauern gibt und eine Cultur des Verſtandes, die der des Bodens nicht nachſteht. Mag man hier und da den allzugroßen Materialismus tadeln, ſo iſt derſelbe doch nie mit jener rohen Manier verbunden, die man in den überquellenden Gegenden des nördlichen Deutſchlands antrifft, vielmehr ſtets im heitren gemüthlichen Tone Thüringens gehalten, und wo in der Welt wird man nicht genießen, wenn der Genuß aus dem Boden wächſt und dem Menſchen gleichſam von dem lieben Gott vorgeſetzt wird. — Nordhauſen liegt hart an der goldenen Aue*), die dem Nordhäuſer Branntwein und der damit verbundenen Schweinezucht ſo dienlich iſt. Es hat das alte finſtere Anſehen der meiſten Reichsſtädte und würde ohne Schweine und Branntwein jetzt ganz bedeutungslos ſein. Cranach hat auch hier, wie in den meiſten thüringiſchen Städten, ein Werk hinterlaſſen: die Auferweckung des Lazarus, bei welcher wieder Luther und Melanchthon gegenwärtig ſind. Das Turnir zu

*) Der Kyffhäuſer in der goldenen Aue, ſiehe Seite 34 dieſes Bandes.

Nordhauſen, welches Markgraf Heinrich von Thüringen im Jahre 1263 veranſtaltete, iſt in Chroniken und Ritterromanen gefeiert worden. Denkt man ſich heut zu Tage in dieſer engen, trübſeligen Stadt einen Baum mit goldenen Früchten — wie er bei jenem Turnire inmitten eines künſtlichen Gartens geſehen wurde — ſo wird der Abſtand zwiſchen ſonſt und jetzt um ſo mehr hervortreten, denn ich halte dafür, der Baum würde nicht von Rittern, aber von Bettlern, die ſich bereits von eichsfeldiſcher Seite her vernehmen laſſen, erobert werden. — Langenſalza zeichnet ſich durch ſeine grünen Kirchthürme aus und iſt Geburtsort Hermanns von Salza, des großen Deutſch-Ordens-Hochmeiſters, und Hufelands, des berühmten Arztes, der eine Makrobiotik ſchrieb und ſeine Schüler verſicherte, daß er nie danach gelebt habe. Hier blühet der Waidbau und die Tuchfabriken ſollen bedeutend ſein. — Tennſtedt iſt mit Leinwebern geſegnet. — Mühlhauſen könnte man ſchon zum Eichsfelde zählen, wär' es nicht von jeher als thüringiſche Stadt angeſehen worden; denn das Colorit der Gegend iſt durchaus nicht thüringiſch, wenn auch der Boden noch den Segen trägt, der von der Natur dieſem Lande ertheilt wurde. Oder ſollte auch die katholiſche Färbung, die nirgends ſo traurig und unheimlich ausſieht, als auf dem weniger durch Gott, denn durch ſeine Diener zum wahren Hungerfelde geworde-

nen Eichsfelde, die Physiognomie des angrenzenden Mühlhausens so einförmig und träge beleuchten, daß man an der Schwelle des Elends schon im Elende zu sein glaubt. Mühlhausen zählt auf 1610 Häuser nur 11000 Einwohner, ein Verhältniß, das auch beweiset, wie diese Stadt für eine größere Zukunft gebaut worden ist.

Im preußischen Henneberg ist Suhl merkwürdig, als lange Zeit Deutschlands einzige Waffenfabrik, die noch jetzt die Concurrenz mit Lüttich und Namur aushält, ja sich durch den Abfall Belgiens, mittelst holländischer Gewehrbestellungen, noch gehoben hat. Die Lage Suhls gehört unter die romantischsten des Thüringer Waldes, von dessen Hauptzuge es kaum eine Stunde entfernt liegt. Zwischen hohen und steilen Bergen eingepreßt verlieren sich die äußersten Straßen gleichsam in die Bergschluchten, an deren Abhängen die engen Wohnungen der Vorstädter hängen. Der waldbedeckte Domberg überragt nordwärts die Stadt und die überhängenden Wände des Ottilienſteins scheinen die Hütten zu ihren Füßen mehr zu bedrohen, denn zu schützen. Am Fuße des Dombergs erweitert sich das Thal und die Stadt athmet freier auf aus der gezwängten Lage und verliert sich weiter unten in grüne Wiesen, die von Baumgruppen malerisch begrenzt werden und einen sanften Contrast gewähren mit den Fels

parthien oberhalb. Hier ſollen in Vorzeiten Salzquellen gefloſſen ſein und daher der Name der Stadt rühren, der ſchon als Sulaſa in Urkunden des zehnten Jahrhunderts vorkömmt. Der Kreis Schleuſingen*), wohin Suhl von der preußiſchen Statiſtik verlegt iſt, zählt 24 Eiſen- und Stahlhütten, von denen acht in der Stadt Suhl und deren Weichbilde, alle übrigen aber in einer geringen Entfernung von der Stadt liegen. Unter ihnen iſt nur Neuwerk königliches Beſitzthum, alle anderen ſind Eigenthum von Privaten. Neben den Eiſenfabriken blüht die Barchentfabrication. Die Weberſtühle beſchäftigen gegen 500 Menſchen und jährlich ſollen an 17000 Stück Waaren ausgeführt werden. Das Lauterthal, welches die Induſtrie Suhls und der Umgegend enthält, harmonirt unter ſolchen Verhältniſſen wenig mit dem romantiſchen Ton, der auf dieſer Gegend ruhet, aber dieſer Gegenſatz dient nur um ſo mehr, den Charakter Thüringens darzuthun, und die blühende Entwickelung dieſes Landes, das allezeit den Fortſchritt begriff und unter der bunteſten Umgebung der Poeſie ſich einer gedeihlichen Proſa des Jahrhunderts hingab, ohne daß der Materialismus die naiven Elemente aufheben konnte, die ſich nirgends ſo wohl erhielten, wie in Thüringen. So ſchlingt ſich auch um

*) Siehe die Stadt Schleuſingen Band 3. S. 344.

die Steinsburg bei Suhl der duftige Kranz der Sage mit blühenden Glücksblumen, Schätzen in der Tiefe, wunderholden Jungfrauen und mannhaften Rittern, und die Arbeiter in den Stahl- und Eisenwerken erzählen auch bei der modernsten Handthierung von diesen Dingen, wie von etwas Erlebtem, will ich nicht behaupten, aber ganz im Tone der Sage, die mit Fleisch und Blut des Volks verwachsen ist. Von den Bergwerken in Suhl sind nur wenige Gruben im Gange, nichts desto weniger verdankt die Stadt denselben ihren ersten Aufschwung, der bis zum dreißigjährigen Kriege fortdauert, jenem entstellenden Auswuchse der Reformation. Wo aber dieser Auswuchs noch Narben hinterlassen hat, in Thüringen hat man auch die Folgen dieser beseitigt; statt des Bergbaus entfaltete sich nämlich allenthalben eine andere Industrie, die denselben bald verschmerzen ließ, und zwar um so mehr, als die edleren Metalle, denen man hier nachgrub, seit der Entdeckung der amerikanischen Schätze, an Bedeutung verloren. Gewiß, Thüringen erhält sich immer in Parallele mit dem Jahrhundert, immer auf dem Höhepunkte der Reformation, die von hier ausging. — Benshausen im Kreise Schleusingen, ist der Weinkeller des Thüringer Waldes; ein Flecken bemächtigte sich allmählig des Rheinweinhandels nach Sachsen, Mecklenburg, Preußen und Polen, indem man klein begann, mittelst der Fuhrleute,

die die Weine auf ihre Koſten einführten, und ſich dann zu reichen Weinhandlungen ausbreitete. So findet man in Bensbauſen die alteſten und glorreichſten Jahrgänge des Rheingaus gelagert, die nicht ſelten von dort zurückerſtanden werden, wenn Mangel vorhanden iſt.

Sechs und vierzigſtes Capitel.

Das Eichsfeld. — Vergangenheit und Gegenwart. — Heiligenſtadt. — Der hannöverſche Antheil. — Umfang und Einwohner. — Die preußiſche Provinz Sachſen, ſoweit ſie nicht ſchon bei Thüringen beſprochen iſt. — Umfang. — Einwohner. — Provinzialſtände. — Preußiſche, thüringiſche und ſächſiſche Grundzüge. Magdeburg. Urſprung. Feſtungswerke. Curioſitäten. Der Biſchof Dräſeke. — Charakter und geſellſchaftliche Verhältniſſe der Magdeburger. — Halle. Urſprung. Name. Die Univerſität. Leiſt. Leo. Die Halleſchen Jahrbücher. Einige Bemerkungen über die Beziehungen der Wiſſenſchaft zum Volke, wie ſie das Jahrhundert verlangt. Aeußeres und Inneres der Stadt. Die Studenten von früher und jetzt. Berühmte Namen der Univerſität. Die Frankeſche Stiftung. Die Umgegend. Kröllwitz und Giebichenſtein. Der Petersberg. Lauchſtädt.

Das Eichsfeld war ein quaſithüringiſcher Beſtandtheil, wenn nicht durch Lage und Boden, doch durch die Geſchichte. Es gehörte ſogar — thüringiſchen Chroniſten zufolge — den Grafen von Gleichen. Nach jenen leiſtete Graf Heinrich IV. von Gleichen dem Landgrafen Albrecht dem Unartigen nachdrücklichen Beiſtand; aber

die Kriegsrüſtungen, die er deshalb unternehmen mußte, verurſachten einen ſolchen Aufwand, daß er einen groſſen Theil ſeiner Beſitzungen darüber aufzugeben genöthigt wurde. Alſo erſtand der Erzbiſchof Gerhard von Mainz im Jahre 1294 die Schlöſſer Gleichenſtein, Scharfenſtein, Birkenſtein und das ganze Eichsfeld für 1600 Mark Silber. Damit ſtehen nun freilich andere Angaben in Widerſpruch, die, ohne des Grafen von Gleichen zu erwähnen, bereits eine Verleihung Otto's des Groſſen an das Erzſtift Mainz behaupten. 1103 ſei es dann an Heinrich den Löwen gefallen und nach deſſen Achterklärung wieder an Mainz zurück. 1256 habe ſich der gefangene Erzbiſchof von Mainz durch Abtretung des Eichsfeldes an Braunſchweig losgekauft. 1366 ſei es durch Kauf wieder an Mainz gekommen. Wie es nun auch mit den Erwerbtiteln des Erzſtiftes Mainz hinſichts des Eichfeldes beſchaffen iſt, ſo mochte doch mehr die kirchliche Ausdehnung, als politiſch-materielle Abſicht die Urſache jenes Erwerbs ſein, denn eine traurigere Strecke wird, mit Ausnahme der Lüneburger Haide und der Haide- und Moordiſtricte Weſtphalens und Holſteins, die aber doch theilweiſe noch die Induſtrie für ſich geltend machen können, im nördlichen Deutſchland ſchwerlich angetroffen werden. Somit geſchah es auch, daß ſich hier der Katholicismus in ſeiner ganzen Strenge erhielt und durch ihn wiederum die

ganze Strenge eichsfeldiſcher Armuth und Troſtloſigkeit. Reformatoren des Eichsfeldes waren der Dragoner Degenhard, der hier die Webeſtühle einführte, die er in Flandern hatte kennen lernen, und der Heiligenſtädter Bürger Hartung, der die Kartoffel aus Hannover nach ſeinem Garten verpflanzte. Was würde das Eichsfeld ohne Kartoffeln ſein, da nach allen Richtungen hin Heiligenbilder ſtehen, und die Proceſſionen, trotz preußiſcher Aufklärung, noch eben ſo häufig ſind, wie die Webeſtühle. Beten, betteln und faullenzen bilden die Tagesordnung des katholiſchen Eichsfeldes, d. h. der bei weitem überwiegenden Majorität, und die größten Reformatoren, die Zeit und das Jahrhundert, gingen ſpurlos an dem Eichsfelde vorüber, deſſen Hauptſtadt Heiligenſtadt ſchon durch ihren Namen den Höhepunkt eichsfeldiſcher Cultur bezeichnet. In Heiligenſtadt, mit vier tauſend Seelen und unter kahlen Bergen gelegen, iſt Alles heilig; ſelbſt die Pfeifenköpfe ſind hier mit Heiligen bemalt. Kömmt die Poſt an, ſo finden ſich zunächſt Betteljungen ein, die die Reliquien und den Waſſerfall der Schreuche zeigen wollen, durchſtreift man die Straßen, ſo wird der unfruchtbare Katholicismus allenthalben angetroffen werden. Heiligenſtadt gleicht jenen armſeligen Chriſtusgeſtalten aus Holz, mit klaffenden rothangeſtrichenen Wunden, mit der Dornenkrone und dem Leichentuche. Nicht eine Spur des

herkömmlichen Glanzes, nicht ein ſchwacher Schimmer von Poeſie leuchtet hier, der finſterſte Spiritualismus ſpiegelt ſich auf Kirchen, Häuſern und Menſchen, unter denen nur einige orangefarbene Beamte die Hoffnung auf beſſere Zuſtände bezeichnen. 1803 wurde das Eichsfeld preußiſch; 1807 wurde es zum Königreich Weſtphalen geſchlagen; 1813 wurde es — bis auf die hannöverſchen Aemter Duderſtadt, Gieboldehauſen und Lindau — wieder preußiſch, ohne daß es jemals aufgehört hätte, Krummſtäbiſch zu ſein. Das Eichsfeld zählt auf 40 Quadratmeilen nicht mehr als einige 70000 Einwohner, und gehört demnach zu den verhältnißmäßig unbevölkertſten Diſtricten Deutſchlands.

Die preußiſche Provinz Sachſen zählt auf 460 Quadratmeilen 1,449,587 Einwohner und iſt in drei Regierungsbezirke: Magdeburg, Merſeburg und Erfurt getheilt. Die Provinzialſtände, die ſich zu Merſeburg verſammeln, beſtehen aus 6 Mitgliedern der Standesherren mit Virilſtimmen, 29 Mitgliedern der Ritterſchaft, 24 Mitgliedern der Städte, und 13 Mitgliedern der übrigen Gutsbeſitzer, Erbpächter und Bauern. Die thüringſchen Beſtandtheile dieſer Provinz ſind bereits erläutert worden; eigentlich preußiſche Grundzüge finden ſich nur in dem Regierungsbezirk Magdeburg, der bereits vor 1815 zu Preußen gehörte, und aus Beſtandtheilen des vormaligen Herzogthums Magde-

burg, des vormaligen Fürſtenthums Halberſtadt und der vormaligen Altmark gemiſcht iſt; die übrigen Diſtricte tragen faſt alle jene Färbung, die der ganzen Provinz den Namen erwarb, oder noch ſchärfere Schattirungen thüringiſcher Race, aus der ſie hervorgingen.

Magdeburg, die bedeutendſte Feſtung Europas, mit 46,000 Einwohnern, bietet in ſeiner fetten Umgegend, längs der Elbe bis zur Lüneburger Haide, den Zenith preußiſcher Fruchtbarkeit und contraſtirt auffällig mit den ſandigen Strichen nach Berlin zu, ein Contraſt, der ſich nicht nur auf den Boden, ſondern auch auf die Menſchen bezieht, die in der Altmark verſtändig und trocken ſind, im Herzogthum Magdeburg üppig und lebensluſtig. Magdeburg iſt ſogar ein kleines Hamburg an Frivolität und Ausgelaſſenheit, wozu der Elbhandel und das Stapelrecht nicht wenig beitragen mögen. Die Stadt gehört zu den älteſten Deutſchlands und ſoll ihren Urſprung von der Magada oder Freia ableiten, der germaniſchen Venus, der hier ſtets noch, beſonders von der ſiebenten Diviſion des vierten Armeecorps, bedeutend gehuldigt wird. Mons puellarum war auch der Lieblingsaufenthalt Kaiſers Otto des Großen — wie ihn die Pfaffen nannten, weil er ihre Größe vollenden half — und zwar will der magdeburgiſche Patriotismus wiſſen, daß die engliſche Gemahlin des Kaiſers, Edith, Königs Eduard von England Tochter, keinen kleinen

Antheil an dieſer Vorliebe gehabt, ſie habe nämlich in Magdeburg, das ihr als Leibgedinge ausgeſetzt worden war, Aehnlichkeit mit London erblickt, das freilich im 10. Jahrhundert andere Parallelen veranlaſſen mochte, als jetzt; denn ein engliſcher Bäcker, der mit mir dieſe Neuigkeit, am Grabe Otto's des Großen, in der Magdeburger Domkirche vernahm, konnte ſich nicht genug wundern über den albernen Vergleich und ſpürte ſpäter alle Standpunkte auf, um die Tradition des zehnten Jahrhunderts mit dem London des neunzehnten zu vergleichen. Die Feſtung Magdeburg iſt nicht nur die bedeutendſte, ſondern auch die umfangreichſte Europas, welche letztere Eigenſchaft ihr unter Umſtänden zum Nachtheil gereichen kann, denn man bedarf eines halben Armeecorps zur Deckung, und bedeutender Magazine. Im Uebrigen ſollen die Feſtungswerke an Vortrefflichkeit alle anderen übertreffen. Der von General Wallrave unter Friedrich dem Großen erbaute Stern vor dem ſudenburger Thore, mit ſeinen vielen Caſematten und Minen, wird auch Nichtſtrategen imponiren. Dieſer Stern hat ſeit 1813 durch das Fort Scharnhorſt eine geſicherte Verbindung mit der Hauptfeſtung erhalten. Sechszehn Baſtionen und ein zweiter baſtionirter Wehrkreis faſſen die Feſtung ein, die außerdem durch die ſtattlichſten Außenwerke gedeckt wird. Die Citadelle liegt auf einer Inſel vor dem Brückenthore und iſt mit

einem großen Proviant- und Zeughause verſehen. Kurz, Magdeburg kann als ein ſehr handgreiflicher Ausdruck der Ausbildung des preußiſchen Militairweſens angeſehen werden, es bietet gleichſam alle Phaſen deſſelben bis auf die neueſte Zeit in immer ſich ſteigender Vervollkommnung und im harmoniſchen Abſchluß; aber daß die Wiſſenſchaft und die Kunſt allein nicht den Ausſchlag geben, bewies General v. Kleiſt, der dieſe Feſtung, nach der Schlacht bei Jena, ohne einen Schwertſtreich den Franzoſen einräumte: die ſchimpflichſte Niederlage, die Preußen erlebt hat. Die Königin Luiſe ſollte nun Magdeburg durch die Bitte und die Ueberlegenheit ihrer Anmuth in der Zuſammenkunft zu Tilſit wieder erobern, allein Napoleon meinte, daß eine ſolche Gunſtbezeugung ihm nicht anſtehe, und daß, wenn Kleiſt dem Marſchall Ney gegenüber die Geiſtesgegenwart verloren habe, er ſie, der ſchönen Königin vis à vis, behaupten müſſe. Blickt man auf das Preußen des ſiebenjährigen Krieges zurück, ſo wird man ſich noch heute wundern dürfen, daß Magdeburg von einem General auf die erſte Aufforderung hin übergeben wurde und daß man es für möglich hielt, es könne von einem Weibe auf die erſte Aufforderung wieder genommen werden; aber das Fort Scharnhorſt, das erſt ſeit 1813 exiſtirt, bezeichnet die zweite Phaſe ſeit Friedrich dem Großen, die Phaſe, die den Geiſt des Volks hervorhob im preußiſchen Militair,

von Scharnhorst zuerst auf eine nationale Basis
kgeführt wurde, und dieser Geist wird Magdeburgs
utzgeist sein. Es besteht eigentlich aus vier Festungen:
Altstadt mit der Sternschanze, der Citadelle
der Friedrichsstadt, oder Thurmschanze. Die
adt zieht sich in Form eines unregelmäßigen läng-
Vierecks von Süden nach Norden am linken Ufer
Elbe hin. Südlich von der Altstadt erhebt sich die
nschanze, in der Form eines tenaillirten Vierecks.
Citadelle liegt auf der westlichsten Insel der Elbe
ist ein unregelmäßiges bastionirtes Fünfeck. Jen-
der Elbarme und auf dem rechten Elbufer liegt die
richsstadt, ein Städtchen von etwa 1500 Einwoh-
das durch eine Umwallung mit drei ganzen und
halben abgerundeten Thürmen geschützt wird, vor
er Bastionen, Grabenscheeren, Ravelins und ein
ter Weg liegen. — Die Sehenswürdigkeiten Mag-
gs sind bald gesehen. Der berühmte Dom ist es
r in seiner gothischen Außenseite und mit seinen er-
en, weitschauenden Thürmen am schönsten; im
ren ist er mit den Bequemlichkeiten des protestan-
Gottesdienstes, mit Emporkirchen, Kanzeln, Bet-
und dergleichen Anhängseln entsetzlich verunstaltet,
man stößt wohl gar in verborgenen Winkeln auf
Spott gegen die Hierarchie, den sich die der Re-
tion vorhergehende Zeit in Holz, oder Stein er-

laubte, der nun aber mit dem heiligen Grundton gothischer Kirchen auffällig contraſtirt. So erblickt man hier unter den Schnitzwerken am Thor ein Kloſter, nach welchem ein Mönch eine Nonne trägt, und der Teufel öffnet die Pforte. Von außen aber bildet der Magdeburger Dom, wie ſo viele Kirchen der Mark, die ſchönſte Uebereinſtimmung in allen Theilen. Das prachtvolle Grabmal des Kaiſers Otto des Großen muß beſehen werden, wie ſeine Bildſäule auf dem Markt; dieſe jedoch weniger der Kunſt wegen, als weil ſie eines der älteſten Monumente deutſcher Bildhauerkunſt iſt: ſie wurde im Jahre 973 errichtet, und zu Füßen des hoch zu Roße ſitzenden Kaiſers ſtehen unter einer ſäulengetragenen Kuppel ſeine beiden Frauen. Der Fürſtenwall längs der Elbe iſt eine 600 Schritte lange Promenade über Häuſern und deshalb, außer mit Bäumen, auch mit Schornſteinen beſetzt, die Auge und Ohr nicht dienlich ſind. Die Sudenburg und Neuſtadt werden — obwohl ſie eigentlich Landſtädte ſind — doch als Vorſtädte von Magdeburg angeſehen. Sie haben ſich wie Phönixe aus dem Brand erhoben, den die Franzoſen im Jahre 1813 über ſie verhängten, und zwar liegt die Sudenburg mit 1000 Einwohnern jetzt ½ Stunde ſüdweſtlich, und die Neuſtadt mit 4000 Einwohnern und vielen Cichorienfabriken, 1000 Schritte von Magdeburg, unter den Kanonen der Feſtung. — Magdeburg

ist der Geburtsort Otto's von Guericke, des Erfinders der Luftpumpe. In der Citadelle saß Friedrich Freiherr von der Trenck viele Jahre in der Gefangenschaft, weil er in Verdacht stand, mit den Oesterreichern und vornehmlich mit seinem Vetter, dem kaiserlichen Panburenobristen, Communicationen unterhalten zu haben; Bahrdt, der Theologe und Gastwirth, weil er das „Religionsedict" und „die deutsche Union" geschrieben hatte; und Wallrave, der Erbauer der Citadelle, weil er Gelder unterschlagen hatte. Außer diesen Sehenswürdigkeiten und Curiositäten, die nicht sehr insignis momenti sind, wird man heut zu Tage in dem Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen, dem Bischof Dräseke, ein lebendigeres Zeichen der Theilnahme finden, wenn man so glücklich ist, mit einer Predigt desselben zusammenzutreffen. Dräseke ist unstreitig der erste Kanzelredner, obschon die Theologie viel an seinen Predigten auszusetzen hat. Sie kann sich häufig nicht mit dem dogmatischen und exegetischen Geist derselben befreunden, aber wer vermag das religiöse Interesse, das immer der große Zweck des Kanzelredners sein soll, so hinreißend und überwältigend hervorzuheben, wie Dräseke. Die Poesie seines Vortrags, der gleichsam zum Himmel anschwillt, ist noch bedeutsamer, als die poetische Form seiner Predigten, die an Reichthum der Sentenzen und Bilder, an Geschmack und Bestimmtheit

ihres Gleichen suchen und den leichtesten und wohlgefügtesten Periodenbau besitzen. Enthusiasten haben Dräseke sogar den Jean Paul der Kanzelredner genannt, ob der Tiefe seines Gemüths, ob des Witzes und der Klarheit seiner Gedanken, ob der kindlichen Eindringlichkeit seines Geistes. Wenn man hier auch zu weit geht, so muß doch zugegeben werden, daß scheinbare Annäherungen stattfinden. Aber der Styl Dräsekes übertrifft den weitschweifigen und langathmigen Periodenbau Jean Pauls so weit, wie der Inhalt Jean Pauls den Dräsekeschen Predigten überragt. Man muß nämlich zugeben, daß die Form bei Dräseke immer das Wesentlichste zu sein scheint: oratorische Zierrathen und häufig oratorische Schnörkeleien, überraschende Antithesen und effectvolle Gleichnisse sind hier weniger zur Verdeutlichung einer erhabenen Grundidee angebracht, als vielmehr diese von jenen abhängig gemacht zu sein scheint. „Alles Lebendige vergehet, nur das Leblose bestehet," mit diesen Worten begann Dräseke seine Einweihungsrede des Gustav-Adolph-Denkmals bei Lützen, und man kann sich wohl fragen, ob dieses Antithesenspiel nicht als der Text einer Predigt verworfen werden soll, die doch vom christlichen Gesichtspunkte aus gerade das Gegentheil darthun müßte. Das ist es, was Dräseke zum Vorwurf gemacht werden kann, daß er die oratorischen Eigenschaften häufig über den einfachen evangeli-

chen Geiſt hebt, daß er ſich ſogar dann und wann eine lühende Escametage der Gedanken erlaubt, die man ohl aus ſeiner fortwährenden Thätigkeit des Scharf- nns erklären kann, die aber von ſeinen Gegnern nur häufig als eine glänzende Gehaltloſigkeit ſeiner Pre- gten bezeichnet wird. Indeß — was man hier auch nwenden mag — Chriſtus und die chriſtliche Liebe iſt erall der höchſte Mittelpunkt Dräſekeſcher Predigten, führt dieſen Stoff in alle irdiſchen Verhältniſſe ein, ld ermahnend und drohend, bald belehrend und bit- nd, bald klagend und jubelnd. Es iſt möglich, daß ne Predigten in einem anderen Munde verlieren kön- n, aber bei dieſem fein nuancirten Vortrage, der die inſ:n, wie die höchſten Beziehungen hervorhebt, der en Gedanken, jedes Bild in den paſſendſten Ton faßt, hier in die ſanfte Ebene ruhiger Darſtellung bernie- ſteigt, ſich dort mit gewaltigem Schwunge zum Him- l erhebt, der hier unter Blumen ſpielt, dort Blitze rft und Donner rollt, der alle Vorausſetzungen der phonie in der ausgedehnteſten Bedeutſamkeit erfüllt, d das Alles mit einer bewundernswürdigen Unter- tzung der ganzen Perſönlichkeit — bei dieſem Vor- ge iſt die Wirkung Dräſekeſcher Predigten ungeheuer. e Perſönlichkeit dieſes Kanzelredners betreffend, ſo er- eint er wie verklärt auf der Kanzel, über ſein Antlitz die ſtille Feier eines Heiligen ergoſſen, ein Chriſtus-

kopf könnte nicht schöner gezeichnet werden, als nach diesem Ausdruck, der keine andere Erinnerungen spiegelt, als die, welche die Predigt anregt. Diese, ich möchte sagen, christliche Haltung der Persönlichkeit, wird schwerlich bei irgend einem Kanzelredner angetroffen werden, die nur zu sehr das Predigtamt hervorheben. Wenn aber in Dräkekes Haltung die innigste Ueberzeugung und Verschmelzung mit dem Christenthum liegt, so liegt auch in ihr jene Unfehlbarkeit, die den meisten Predigern fehlt, denn wer wird sich denen mit großer Sympathie hingeben, die nicht die Kunst verstehen, ihre weltliche Stellung in der christlichen und kirchlichen verschwinden zu machen. — Die Schulgebäude des Klosters Bergen, auf einem Hügel in der Nähe von Magdeburg, wurden mit der Sudenburg im Jahre 1813 niedergerissen, und die Schulanstalt mit der Klosterschule in der Stadt verbunden.

Wie gesagt, an Ausgelassenheit und Uepigkeit tritt Magdeburg unter den preußischen Städten bedeutsam hervor; der Materialismus einer bedeutenden Handelsstadt, die in steter Verbindung mit der bedeutendsten Seestadt Deutschlands ist und diese mit dem größten Theil der preußischen Monarchie vermittelt, waltet hier sehr vor. Somit hat Magdeburg nur eine preußische Haltung, aber keinen eigentlich preußischen Grundton; die Intelligenz ist hier nicht in der Masse ausgedrückt, wie in der Mark, sondern nur in den Einzelnen. Kauf-

männische Wohlleibigkeit glänzt allenthalben durch. Was Cöln im katholischen Colorit am Rhein ist, das ist Magdeburg im protestantischen an der Elbe; und wer von Berlin nach Magdeburg kömmt, wird den Contrast um so mehr empfinden. Dort verliert sich die Bildung und der Scharfsinn bis in die untersten Stände; hier sind die höheren Stände Weinhändler und Spediteure aus Herz und Seele. Wäre die preußische Administration und das Militair nicht, man könnte Magdeburg kaum in einen Zusammenhang mit der Monarchie bringen, obschon man seit Jahrhunderten gut preußisch gesinnt ist. Indeß der Patriotismus des Kaufmanns ist nicht unmittelbar, hier heißt es: ubi bene, ibi patria, während der Märker Preußen über Alles stellt und Nicolai selbst in Italien keinen Ersatz fand für die intelligente Prosa von Berlin. Magdeburg ist — mit Ausnahme der Rheinprovinz — vielleicht die einzige Stadt Preußens, wo der Genuß den Mittelpunkt bildet, wo man nicht ißt und trinkt, um zu leben, sondern lebt, um zu essen und zu trinken. Daß die preußische Mauth hier den Materialismus erschwert, liegt am Tage, aber man weiß sich auch in dieser Hinsicht zu helfen, indem man von der Hamburger Einfuhr das Fett abschöpft. Die Magdeburger Spediteure trinken den besten Bordeaurwein in der preußischen Monarchie, indem sie die weiter zu versendenden Orthöfte durch klares Elb-

wasser ergänzen. Diese Intelligenz ist die einzige in Magdeburg, im Uebrigen verlieren selbst die Eckensteher ihre Laune und ihren Witz, denn sie haben keine Zeit dazu, wie ihre Collegen in Berlin, die häufig aus Mangel an Beschäftigung Philosophen werden.

Halle, im Regierungsbezirke Merseburg und im Saalkreise desselben, ist bedeutend durch sein attisches und mineralisches Salz, die Universität und die Salinen. Diesen verdankt es den Namen, wie denn noch jetzt das hallische Salzwerk vorzugsweise die Halle heißt, und die hier arbeitenden Nachkommen der Wenden Halloren. In Schwaben, Tyrol und Brabant gibt es gleichnamige Orte mit „Hallen" oder Salzwerken, wer aber den Ursprung dieser Bezeichnungen auf das griechische ἅλς zurückführen wollte, möchte doch zu weit gehen, indem im deutschen Volksmunde schwerlich solche gelehrte Namen haften geblieben wären. Halle wird überdieß schon im neunten Jahrhundert erwähnt, und zwar als ein festes Schloß gegen die Wenden, die schwerlich griechisch verstanden und doch bereits jene Bezeichnung gebrauchten. Also bleiben die Magazine zur Aufbewahrung des Salzes, die Hallen, am Ende als einzige Erklärung des Namens übrig. Die Universität wurde von Friedrich I. gestiftet; Napoleon fürchtete die „Ideologen" und hob sie auf; unter der westphälischen Regierung aber fand eine Wiedereinsetzung, wenn nicht in den

vorigen Stand, doch in die vorige Form Statt. Staatsrath von Leist, dessen Name durch die neuesten hannöverschen Ereignisse mehr bekannt geworden ist, denn durch seine Generaldirection des öffentlichen Unterrichts im Königreiche Westphalen, organisirte Halle, wie Göttingen im westphälischen Sinne und seine Anrede, mit der er S. M. le Roi Jérome in Göttingen begrüßte: „E. M. haben für die Georgia Augusta in den paar Jahren Ihrer Regierung mehr gethan, als das Haus der Guelfen binnen einem Jahrhundert," beweist nur zu gut, welchen Maßstab dieser ehrenwerthe Mann an deutsche Bildung legt und an deutsches Universitätswesen. In demselben Sinne hat auch Ernst August von Hannover das Werk eines Jahrhunderts in einem Jahre reformirt.

Napoleon hob Halle zum zweitenmale auf, als viele Studirende aus den Hörsälen in die Reihen der preußischen Krieger eilten; aber die Leipziger Schlacht entschied über die Universität: sie wurde 1815 mit der zu Wittenberg vereinigt und von Neuem in die erste Reihe deutscher Bildungsanstalten vorgerückt. Was Göttingen für die Staatswissenschaften war, das war Halle von jeher für die Theologie, und wie Leipzig von Prag gegründet wurde, so wurde Halle von Leipzig gegründet. Die Eintheilung der „böhmischen Nation" in drei „Nationen" verdroß die deutschen Professoren und Studenten in Prag, und sie zogen gen Leipzig; als

aber Thomaſius wegen ſeiner Freimüthigkeit in Leipzig Gefahr lief, begab er ſich mit ſeinen Schülern zur halliſchen Ritteracademie und veranlaßte hier eine Univerſität. Ich führe dieſe Stiftungsweiſe der Univerſitäten nur aus dem Grunde an, weil ſie in der ſpäteren Zeit ganz außer Mode gekommen iſt. Würden nicht auch die ſieben Göttinger Profeſſoren die Lehrfreiheit der Georgia Auguſta in irgend einen deutſchen Winkel gerettet haben, hätte man nicht der Göttinger Bibliothek und allen anderen Bibliotheken in der Entwickelungsgeſchichte deutſcher Bildung einen ſo großen Werth beigelegt? Nun haben ſie die Bibliothek und die Göttinger gelehrten Anzeigen behalten, während das wiſſenſchaftliche Leben in allen Landen umherirrt und an alle Thüren klopft, wo Gerechtigkeit zu finden ſein ſoll, und nirgends Einlaß erhält. Dahlmann, der in Hannover die Göttinger Revolution ſo leichthin ſchilderte und Bürgſchaft leiſtete für den glücklichen Erfolg einer bewaffneten Intervention, hat nun erkannt, daß jene Mittel, die man gegen die Revolution nur auf ſeine Ueberredung anwandte, gegen Recht und Reform, ohne Ueberredung und aus dem bloßen Princip der Gewalt, angewendet werden. Wie traurig, daß die Emeute gefürchtet und das Recht verachtet wird. Thomaſius in ſeiner practiſch-philoſophiſchen Richtung klärte ſeine Zeit im ſiebenzehnten Jahrhundert auf, er legte den

Grund zur Abschaffung der Hexenprocesse, der Folter, er verbreitete Denkfreiheit durch alle Klassen der Gesellschaft, und im neunzehnten Jahrhundert vertheidigt Herr Leo zu Halle, nach den Grundsätzen der Philosophie des Berliner Wochenblatts, die Gräuel Albas in den Niederlanden. Wie weit ist der Raum, der zwischen solchen Ansichten und Grundsätzen und denen liegt, die Hexenprocesse und Folter veranlaßten. Gewiß nicht weiter, als jener, der den Fanatismus der Wissenschaft von dem des Aberglaubens trennt. Wenn die Göttinger Vorfälle zu etwas nütz sind, so werden sie gewiß dazu dienen, unsere Gelehrten aufmerksam zu machen, daß das Volk weit besser ist, als man jenerseits glaubte, und daß die isolirte Stellung, die die Wissenschaft bis jetzt behauptete, lebendigen Beziehungen Platz machen müsse. Die stolze und vornehme Bevormundung, die sich jene bis dahin gegen die Masse erlaubte, kann, unbeschadet der Bildung, ganz und gar aufgegeben werden, und wenn die von einem Professor der Universität Göttingen entworfene hannöversche Verfassung, die der Masse nur sehr entfernt zu Statten kam, aufgehoben wurde, damit derselbe Professor diese Masse von einer reineren und edleren Seite kennen lerne, so ist solcherweise für das Leben und das Jahrhundert sicher mehr geschehen, als mit jener Verfassung jemals hätte geschehen können. Gibt es seit der Reformation ein Ereig-

niß, wodurch die Wissenschaft und das Volk so innig verbunden worden wären, wie durch die hannöversche Frage? Wenn aber die Reformation das Volk aufgab, so wird die hannöversche Frage den Beweis liefern, daß das Volk immer ehrlich blieb und arglos. Neuerlich hat sich durch die Halleschen Jahrbücher von Ruge und Echtermayer nicht nur eine antileesche Richtung festgestellt, sondern auch eine Richtung des philosophischen Fortschritts im Geiste des Jahrhunderts, die für die Universität selbst um so mehr von den heilsamsten Einflüssen sein kann, als hier zum erstenmale eine Literaturzeitung mit wissenschaftlicher Gesinnung geboten wird, und ein Gesichtspunkt, unter den fortan die literarischen Interessen gebracht werden müssen, soll das erreicht werden, was man unter den lebendigen Beziehungen der Wissenschaft verstehen muß. Ob aber solche Erläuterung und Perspective Hegelscher Philosophie, die man lange Zeit als eine königlich preußische adoptirt hatte, allerseits von oben herab Billigung erhalten wird, möchte bezweifelt werden; einstweilen jedoch kann man sich damit trösten, daß, macht man auch hie und da die Lehrer vogelfrei, der Geist es nicht minder ist. Und selbst hinsichts jener ist man heut zu Tage doch soweit gekommen, daß die Gewalt nicht mehr mit ihnen durch die Wand rennt, wie mit dem Philosophen Christian von Wolff, der die pietistische Richtung der

halleschen Theologie mit einer historisch-philologisch-kritischen bedrohete und den Befehl erhielt, Halle, bei Strafe des Stranges, binnen 24 Stunden zu räumen, weil sein Gegner, Theologe Lang, den König glauben machte, die von Gott voraus bestimmte Harmonie zwischen der äußeren Natur und dem menschlichen Erkenntnißvermögen verhindere, einen Potsdamer Deserteur zu bestrafen, da sie ihn zur bloßen Maschine mache. Dieser philosophische Grundsatz wäre allerdings für die Militairdisciplin von Nutzen gewesen, wie der Grundsatz des Bestehenden in der Hegelschen Lehre für die Monarchie; erweitert aber gefährdete er jene natürlich auf das Aeußerste. Nichtsdestoweniger, und wenn schon eine Bedrohung der Monarchie durch die neueste Erläuterung Hegelscher Lehre stattfindet, die man nun für eine höchst revolutionaire erklärt hat, weil sie unter dem Bestehenden nicht sowohl das Thatsächliche, als das Vernünftige verstanden wissen will — nichtsdestoweniger haben die Hegelianer heut zu Tage in Halle kein solches Präjudiz zu fürchten, es sei denn vom Professor Leo selbst, der, in Erwägung seiner Ansicht über Albas Verfahren in den Niederlanden, vielleicht einen wissenschaftlichen Terrorismus ausüben könnte. Wolff, dem der Pietismus als solcher Nichts anhaben konnte, wurde von ihm durch die Gefährlichkeit Leibnitzscher Grundsätze (die er populär zu machen suchte) für die Armee verdächtigt;

wenn Ruge und Echtermeyer jetzt die Hegelsche Philosophie populär machen wollen, so verdächtigt Leo sie durch die Gefährlichkeit dieser Philosophie für den Staat. Die Menschen — insonderheit die Gelehrten — bleiben immer dieselben; aber die Menschheit ist gottlob so weit gekommen, daß man auf Herrn Leo keine Rücksicht nehmen darf.

Halle ist, bis auf einige Umgebungen, sicherlich der traurigste Universitätsort von der Welt. Man riecht es fast so weit, wie man es neuerlich in dem Leo-Hegelschen Streit gehört hat, und wer von der Eislebener Straße her in Halle einfährt, erhält nun gar Braunkohlengestank und Braunkohlenschmutz aus erster Hand. Der Kohlennebel ruhet Jahr aus, Jahr ein über der Universität, und wenn man ihn als ein treues Symbol des pietistisch-orthodoxen Nebels ihrer Theologen früherer Zeit betrachtete, so hätte er schon mit Christian von Wolff und Semler nachlassen müssen, welcher Erstere, neben Baumgarten, Halle auf den Höhepunkt der Theologie trug. Aber die Hallenser setzen sich über die Braunkohlen eher hinweg, als über den Pietismus, und als ich mich über die dumpfige und beengte Atmosphäre beschwerte, meinte man, die theologische Luft sei rein, bis auf Tholuck, der sich in seinen neuesten Schriften nun gar auch noch zu vernünftigeren Ansichten bekehrt haben soll. Kann man nicht den Braunkohlenduft ändern, so würde doch der

Dreck und die unreinliche Wirthschaft zu ändern sein, die unmittelbar mit den Salinen und den Braunkohlen in Verbindung stehen, die aber mittelbar eine größere Reinlichkeit veranlassen könnten, wie z. B. in London, wo der meiste Schmutz und die durchgreifendsten Mittel dagegen vorhanden sind. Aber Halle ist eine Universität für Theologen κατ' ἐξοχήν: selbst die Straße ist hier mit Dogmatik und Exegese, mit Felsen und Gruben gepflastert, so daß es sich vor den Thoren, in Gottes freier Natur, leichter und bequemer geht, denn in der Stadt, wie in dem Evangelium leichter und bequemer, denn in der Wissenschaft, die man damit getrieben hat. Und die Dürftigkeit, der Kohl, die Gurken, der Kümmel, die hier in allem Schmutze gedeihen, sollen die künftigen Landpastore mahnen an das künftige Loos und wie man bei Kohl und Kümmel doch ein tüchtig Wort Gottes reden könne, es aber noch Zeit sei, zu leben und zu lieben. Deshalb war auch Halle noch im Jahre 1824 die flotteste Universität, und die hallischen Theologen und die hallischen Halloren waren weit berühmt als Raufer, Saufer und Wirthshauslaufer, nur mit dem Unterschiede, daß diese nach vollbrachter Arbeit thaten, was jene als Arbeit ansahen. Oder gab es damals eine andere Theologie, als die Marchia, die Pommerania, die Lusatia, gab es ein anderes Evangelium, als den Comment, eine andere Tugend, als ein flotter

Burſch zu ſein? Bevor der Staat und die Kirche der Theologie den Kümmel einrieb, der ſo bedeutſam um die erſte theologiſche Univerſität herum wächſt, wollte die Theologie ähnliche Experimente an den armen Hallenſer Philiſtern verſuchen, verſuchen, wie man mit einem Wechſel von hundert Thalern gut leben könne, da man ſpäter mit einer Pfründe von einigen hundert Thalern ſchlecht leben müſſe. Und ſie nannten die armen Hallenſer, die den Kümmel bauten, Kümmeltürken*), wahrſcheinlich damit man dieſe Bezeichnung nicht auf ſie anwenden möge, die das türkiſche Regiment in eine chriſtliche Univerſität einführten, und machten, trotz der Freitiſche und der milden Stiftungen, Schulden in ſolchem Maße, daß die Gläubiger ſchon an den Himmel verwieſen wurden, an welchen jene Theologen ſpäter die Gläubigen verweiſen ſollten. Alſo bildeten Jena und Halle lange Zeit den Zenith eines ſletten Burſchenlebens, das auch auf der letzteren Univerſität, durch die Beſchränkungen der Burſchenſchaft, in neuerer Zeit wieder mit allen Mißbräuchen einriß und ſelbſt die alten Formen zerlumpter Liederlichkeit annahm: die Kanonenſtiefeln und Pfundſporen, die zerriſſenen Flausröcke u. ſ. w. Halle mochte ſogar Jena wegen der theologiſchen Dürf-

*) Ein Wort, das auch von anderen Univerſitäten für die Bewohner der nächſten Umgegend angenommen wurde.

tigkeit und Ausgelassenheit noch übertreffen, die im Jahre 1826 ihre letzten mittelalterlichen Ausbrüche hatte — wie es scheint, denn die Civilisation und der höhere Gesichtspunkt, der mit dem Jahre 1830 über alle deutsche Universitäten kam, wird auch Halle erreicht haben und, mit dem Aufschwunge zum Bessern, Auftritte roher und brutaler Gewalt, wie sie in jenem Jahre hervortraten, verhindern. Daß die alte Weise abgeschlossener Gelehrsamkeit und abgeschlossenen Studentenlebens übrigens die hauptsächlichsten Ursachen solcher trostlosen Richtung waren, liegt nun wohl hinlänglich am Tage; am sichersten wird hier die Civilisation gefördert werden, bemühen sich die Professoren, nicht nur die Wissenschaften, sondern auch die Studenten zu cultiviren, indem sie nicht allein vom Katheder wirken, sondern auch vom Leben aus.

Halle hat neben Göttingen die berühmtesten wissenschaftlichen Namen aufzuweisen, die in Deutschland vom Lehrstuhle aus wirkten. Thomasius, der die nächste Veranlassung der Universität war, bezeichnete zugleich eine fortschreitende Richtung, die sich später immer ernster und wissenschaftlicher entwickelte und sogar die Form betraf: denn Thomasius war der erste Universitätslehrer, der seine Muttersprache zum Vortrage gebrauchte. Selbst die Pietisten, die mittelbar durch die practisch-philosophische Richtung Thomasius' nach Halle

gezogen wurden, trugen in ihrer Weiſe zum Flor der Univerſität bei, indem ſie hier — wie Frank — fromme Stiftungen hervorriefen und das Chriſtenthum auf das Leben anwandten. Als dieſe Periode die Wiſſenſchaft bedrohete, nachdem ſie unſtreitig die letzten Ueberbleibſel eines mittelalterlichen Terrorismus, die Thomaſius zuerſt verwarf, begraben hatte: die Herenproceſſe, die Tortur u. ſ. w., trat ihr Chriſtian von Wolff mit der mathematiſch-philoſophiſchen Richtung entgegen und trieb den ſentimentalen Charakter mit dem berechnenden Verſtande aus, eine populäre Myſtik mit einer populären Anwendung Leibnitzſcher Ideen. Chriſtian von Wolff leitete Semler ein, der die geſammte Theologie einer hiſtoriſch-philologiſchen Kritik unterwarf und die feſteſte Grundlage legte des wiſſenſchaftlichen Anſehens halleſcher Theologie, eine Grundlage, die ob ihrer Einheit und wiſſenſchaftlichen Unmittelbarkeit nicht durch die Gegenwirkungen des preußiſchen Religionsedicts geſchmälert werden konnte. In der Anatomie und Medicin der Univerſität Halle glänzt der Name Meckel in drei bedeutenden Perſönlichkeiten; als theoretiſcher, pſychiſcher und practiſcher Arzt war Johann Chriſtian Reil hochberühmt; Friedrich Auguſt Wolf war anerkannt der größte Philologe ſeiner Zeit und machte Halle zum Mittelpunkt eines umfaſſenden philologiſchen Studiums und zur ächtclaſſiſchen Bildungsanſtalt vieler va-

terländiſchen Lehrer, denn Wolf war ein Humaniſt in jenem Sinne, der das claſſiſche Alterthum als Vorbild eines auf den edelſten Elementen und den erhabenſten Ideen beruhenden Staats- und Privatlebens betrachtet, und der erſte Philologe, der die Philologie zur Wiſſenſchaft und Kunſt erhob; Johann Auguſt Eberhard war ein populärer Denker, der durch ſeine Apologie des Sokrates freilich manchen Theologen verletzte, aber dem Geiſte des Jahrhunderts vorarbeitete und inſonders jene rüſtige und feurige Jugend gewann, die die Religion nicht über die Wiſſenſchaft der Religion verſäumte. Es würde zu weit führen, wollte ich auch nur die einzelnen wiſſenſchaftlichen Celebritäten generaliſiren, Namen, wie Wegſcheider, Geſenius, Niemeyer, Wahl, Fritzſche, Thilo, Ullmann, Wagnitz, Gruber, Gerlach, Sprengel, Mühlenbruch, (der freilich als jetziger Profeſſor der Jurisprudenz in Göttingen auch die hannöverſche Verfaſſungsfrage im Sinne des römiſchen Rechts der Novellen, d. h. in unmittelbar abſolutiſtiſchem, beurtheilt hat,) Salchow, Pfotenhauer, Pernice, Blum, Schweigger, Kaemtz, Germar, Nitzſch, Voigtel, Jacobs, Raabe, Lange, Schütz, Meier, leben mehr oder weniger im Volksmunde. Wenn nun neuerlich die Halleſchen Jahrbücher von Ruge und Echtermayer die lebendigen und zeitgemäßen Beziehungen der Hegelſchen

Philoſophie, wie der Wiſſenſchaft überhaupt, hervorzuheben bemüht ſind, ſo wird man vielleicht in dieſen Manifeſtationen eine vierte Phaſe des Fortſchritts ſeit Thomaſius, Wolff und Semler erblicken dürfen.

Die Frankeſche Stiftung in der Vorſtadt Glaucha iſt bis auf dieſen Tag noch die einzige ihrer Art in Deutſchland, und ſchon ihretwegen müßte man die pietiſtiſche Richtung, aus der ſich die halleſche Theologie entwickelte, nachſehen, wäre auch nicht zuzugeben, daß dieſe Richtung das Chriſtenthum vorzugsweiſe zu practiſchen Reſultaten leitete, das Chriſtenthum, das ſeit der Reformation nur zu ſehr mit dogmatiſchen Spitzfindigkeiten überladen worden war, und warme Beziehungen des Lebens überaus nöthig hatte. Die fromme und humane Grundlage des Frankeſchen Pietismus wog die Frömmelei, die derſelbe trieb, bald auf, dieſe ſtarb an der Wiſſenſchaft, jene verwuchs immer feſter mit dem Leben. Daß der freiſinnige und verſtändige Thomaſius ſich Frankes in ſo nachdrücklicher Weiſe annahm, erklärt ſchon, wie dieſer weniger von Hauſe aus Frömmler war, als Menſchenfreund, und wenn ſpäter der myſtiſch-theoſophiſche Geiſt in ihm vorwaltete, ſo hat man denſelben vielleicht nur aus der Aufgabe zu erklären, die er ſich geſetzt hatte: die Religion von der ſtarren Wiſſenſchaft zu reinigen, das Wort wiederum lebendig zu machen, den Geiſt des Evangeliums flügge. Franke

wurde Schwärmer, wie die meiſten, die edle Voraus-ſetzungen durch die nüchternen Conflicte des Lebens füh-ren wollen, und ſeine Jünger beteten ihm nach, ohne ſeine Urſprünglichkeit zu beſitzen. Somit ſah man eine Zeitlang nur die krankhaften Auswüchſe. Dieſe ſtarben ab, und die Frankeſche Weiſe ſteht rein und unverküm-mert, geſund und kräftig, auch ohne die weitverzweigte Waiſenhausanſtalt, vor un'eren Blicken. Das hal-liſche Waiſenhaus iſt der Geſammtbegriff jener Stif-tungen, die unmittelbar oder mittelbar von Auguſt Her-mann Franke ausgingen. Eine mit ſieben Gulden ge-gründete Armenſchule iſt als die Grundlage der jetzt zwei 800 Fuß lange Straßen einfaſſenden Gebäude anzu-ſehen. Sie enthalten die eigentliche Waiſenanſtalt, das königliche Pädagogium, die lateiniſche Schule, die deutſchen oder Bürgerſchulen, die Canſtein'ſche Bibelanſtalt. Erhalten werden dieſe Stiftungen aus bedeutenden Gütern und liegenden Gründen, der Apotheke, der Buchhandlung, dem Schul- und Penſionsgelde, den königlichen Hülfsgeldern, die ſelbſt in der weſtphäliſchen Zeit nicht eingehalten wurden, und milden Gaben, die freilich in neueſter Zeit gänzlich aufgehört haben. Die halleſchen Waiſenhausarzneien, die in früherer Zeit eine bedeutende Erhaltungsquelle des Inſtituts waren, ſind durch neuere Medicinalver-ordnungen ſehr geſchmälert worden, und litten ſie nicht

hieran, ſo verfertigte man ſie nach, oder erhielt durch die Aufklärung hinſichts der Medicin, die zum Glücke ziemlich allgemein geworden iſt, durchaus veränderte Anſichten über die Arcana. Eine Lebensessenz des Waiſenhauſes wurde, zu Peters des Großen Zeiten, das Loth mit vier Thalern bezahlt, und dieſer Herrſcher nahm Bäder aus jener Eſſenz, um ſein Leben mit Gewalt zu verlängern und die Reformation Rußlands noch zu erleben. Heut zu Tage iſt den Großen auch ſolche Hoffnung benommen, daß ſie für ihr Geld länger leben können, als das Volk; wollen ſie reformiren, ſo müſſen ſie ihr Werk ſo unabhängig, wie möglich von ihrer Perſon zu machen ſuchen, damit es nach ihrem Tode fortgeſetzt werden könne. Das Volk muß der Anfang und das Ende aller Reformen ſein, alle Nebenzwecke, alle egoiſtiſchen Motive müſſen wegfallen, ſoll die Entwickelung im Zuſammenhange ſtattfinden und nicht beim Tode eines großen Herrn eine Verwickelung werden, wo man immer wieder von vorne anfangen muß. — Das Pädagogium, das jetzt unter der Leitung eines Sohnes des im preußiſchen Schulweſen anerkannten Niemeyers ſteht, hat außerdem durch die allgemeine Verbreitung eines guten Schulunterrichts an Schülern und Einkünften verloren, ein Erfolg, der aus dem Geſichtspunkte des Fortſchritts nur erfreulich iſt. Wenn jene Padagogien und Kloſterſchulen in einer Zeit der Ent-

wickelung deutschen Unterrichts ihren Zweck erfüllten und als Grundlage einer besseren Schuleinrichtung zu betrachten sind, so nahmen sie doch in der Folge eine sehr isolirte und fast aristokratische Stellung ein. Nur die Angesehenen und Vermögenden konnten hier, der Lage der Sache nach, Zutritt erhalten, und wenn die Schulbildung also in einem sehr beschränkten Kreise waltete, so litt sie auf der anderen Seite wiederum sehr an diesem beschränkten Kreise. Die adeligen Mecklenburger, die das Pädagogium frequentirten und vielleicht noch frequentiren, haben auf die Richtung des Unterrichts schwerlich eine heilsame Rückwirkung ausgeübt, denn die Aristokratie als solche erfordert immer Rücksichten. Wenn diese Herren aus dem Pädagogium des Waisenhauses zur Georgia Augusta kamen, konnten sie wenigstens jeden Augenblick in die Landsmannschaft der Vandalen eintreten, welche von der mecklenburgischen Aristokratie in Göttingen gebildet worden war: man hatte sich nämlich, während des Unterrichts im Pädagogium, dazu alle Vorkenntnisse im Umgange mit der halleschen Marchia, Pommerania, oder Saxonia erworben und war nicht nur „burschikos," sondern auch so gut junkermäßig, als käme man direct aus einer Ritteracademie.

Auch in Halle nahm ich den Hauptmangel unseres Universitätswesens wahr; es fehlt diesen Anstalten an Leben und Enthusiasmus: sie sind gelehrte Gast-

häuſer, in welchen die Profeſſoren den Tiſch ſerviren und ſich von den gelehrten Gäſten honoriren laſſen. Wie wenige unter jenen gibt es, die ein über dieſe Unmittelbarkeit hinausliegendes Intereſſe bekunden, die in innigen Beziehungen zu Halle, Göttingen, Berlin, Tübingen, Leipzig u. ſ. w. ſtänden. Heute lehren ſie hier, morgen dort, und jedes Semeſter bringt eine neue Generation, über welcher die alte vergeſſen wird. Ich habe Göttinger Profeſſoren gekannt, die ſich nur der Namen ſolcher Zuhörer erinnerten, die ihnen die Collegia ſchuldig geblieben waren. Wenn man nach einem Zeitraum von zehn Jahren eine Univerſität wieder beſucht, ſo iſt einem wahrlich zu Muthe, als träte man in eine neue Welt mit alten Erinnerungen. Man war hier ſo bekannt, ſo eingebürgert, man hätte ſeine Seeligkeit verſchworen, hier, wo die heiligſten Motive des Lebens: Selbſtloſigkeit und Aufopferung, walteten, wo die traulichſten und reinſten Beziehungen der Freundſchaft Verhältniſſe gründeten — hier müßten ſich wenigſtens noch Spuren der alten Tage vorfinden. Aber Nichts findet ſich vor, außer den Syſtemen, wenn die Profeſſoren, welche ſie repräſentiren, nicht anderswo lehren, und außer den Häuſern und Gaſſen, wenn ſie nicht moderneren Einrichtungen und Bezeichnungen Raum gegeben haben. Das kömmt aber nur daher, daß unſere Gelehrſamkeit ſich als Zweck betrachtet, ſich allein. Sie

steht außerhalb des Lebens der Universität, das der Regierung und der Polizei überlassen ist. Mischt sie sich hinein, so geschieht es nur, um ihre wohlerworbenen Rechte zu sichern. Somit ist es dahin gekommen, daß unsere Universitäten ohne inneren Zusammenhang sind, ohne Uebergänge, ohne selbstständige Entwickelung und Regierungsmaßregeln überlassen, die ein Semester von dem andern trennen und zwischen einer Entfernung von zehn Jahren einen Lethe ziehen, über den hinaus allenfalls einige persönliche Reminiscenzen reichen, aber keine Geschichte der Universität.

Die Umgebungen von Halle sind beständiger und jugendlicher geblieben, als die Universität, die unter den Regierungseinflüssen und der Bevorzugung von Berlin durch das dortige Staatsexamen sichtlich gelitten hat. Die Rabeninsel, Passendorf, Giebichenstein, der Petersberg, Gröllwitz müssen hier genannt werden, denn die Saale zeigt sich an diesen Punkten noch einmal recht freundlich, bevor sie in die einförmige Fläche zur Elbe hinabsteigt. Giebichenstein soll, nach Einigen, bereits von den Römern angelegt sein, denn man fand am Fuße des Schlosses römische Münzen. Genannt wird Giebichenstein zuerst unter Heinrich I., der in dieser Gegend viele Burgen gegen die Sorben anlegte. Otto der Große schenkte den Zehnten von Giebichenstein dem Erzstifte Magdeburg, dem später die ganze Burg zufiel. Den Namen

leitet man aus dieſer Schenkung her: Dir geb' ich den Stein. Viele Controverſen haben ſich aus dem Sprunge Ludwigs, Grafen von Thüringen, entſponnen, der 120 Fuß hoch aus dem Gefängniſſe zu Giebichenſtein in die Saale entkommen ſein ſoll, die wenigſtens jetzt eine gute Strecke von der Burg fließt. Will man auch zugeben, daß das Flußbett ſich verengert hat ſeit dem eilften Jahrhundert, ſo bliebe der Sprung doch immer ein Salto mortale, und am natürlichſten iſt es, dieſe Entweichung durch Mönchshülfe zu erklären, die dann, um den Verdacht der Theilnahme von ſich zu entfernen, ein Wunder erfand, weil Ludwig der Springer — während er das Wagniß unternahm — inbrünſtig zur Jungfrau gebetet habe. Nichtsdeſtoweniger hat Conrad Fr. Reinhard eine bekannte Abhandlung über das erwähnte Kunſtſtück geſchrieben: Commentatio, in qua fabula de Ludovici II., Thuringiae comitis, ex arce Giebichensteinensi saltu, indeque tributo ipsi cognomento Salii, vulgo Springers, refellitur. Glückliche Zeiten! wo die Aufklärung und der Rationalismus unſerer Gelehrten ſich nur mit ſolchen Unterſuchungen beſchäftigte. Die Sage wird zuerſt von einem Chroniſten des vierzehnten Jahrhunderts erwähnt, und der Beiname Salius, den man in Urkunden fand, könnte vielleicht Veranlaſſung der Anekdote ſein. Dieſer Salius nämlich kann eben ſo gut durch Salier, als durch

Springer erklärt werden. Wird nicht Ludwig mit dem Barte, der Vater Ludwigs des Springers und der Stammvater aller thüringiſchen Landgrafen, für einen der Nachkommen der carolingiſchen Dynaſtie Frankreichs gehalten? Jetzt iſt Giebichenſtein königliche Domäne und im Beſitz des Kronprinzen von Preußen. Ihr gegenüber liegt die Bergſchenke Cröllwitz, wo vor zehn Jahren noch ein Bierherzogthum oder eine Bierpfalzgrafſchaft exiſtirte, und eine ſplendide Bierhofhaltung der märkiſchen Landsmannſchaft. Man trank aus hölzernen und verpichten Kannen, der Sparſamkeit wegen, da es ſich, wenn große Galla der Beſoffenheit war, leicht ereignen konnte, daß allzuviel Gläſer bei den Libationen darauf gingen. Uebrigens trank man, um viel trinken zu können, damals einfachen Breyhahn, der ſelbſt in Merſeburg von Hallenſern dem „Biere Wodans" vorgezogen wurde, und es bedurfte mehrerer Eimer, um einen begeiſterten Zuſtand zu veranlaſſen. — Der Petersberg, zu welchem man über Trotta gelangt, kann nur in der Nähe der fetten Magdeburger Ebene für einen Berg gelten, hier nimmt er ſich aber recht erhaben und umſichtig aus, und die Ruinen bilden gewiſſermaßen eine verlorene Schildwache thüringiſcher Romantik, die noch immer in lichten Zwiſchenräumen an der Saale durchblitzt. — Lauchſtädt, am Lauchebache, iſt Sommers für Fremde aus der Nähe, die an

die Halleſchen Muſen und die „Reize der Gegend" gewöhnt ſind, ein recht erträgliches Bad. Wäre die Mineralquelle von notoriſcher Heilkraft, ſo möchten auch Fremde aus der Ferne dieſerwegen den landſtädtiſchen Ton der Badegäſte aus Sachſen und die derbe Weiſe der Halleſchen Theologie ertragen; indeß wie die Verhältniſſe jetzt ſind, wird Lauchſtädt ſich ſchwerlich über die locale Theilnahme der Provinz Sachſen erheben.

Sieben und vierzigſtes Capitel.

Die preußiſche Provinz Sachſen, (Schluß.) — Merſeburg. — Lützen. — Weißenfels. — Müllner. — Rosbach. — Quedlinburg. — Aſchersleben. — Die Endſylbe Leben bei Ortsnamen im Magdeburgiſchen. — Althaldensleben und die landwirthſchaftliche Gewerbeanſtalt von Nathuſius. — Iſt eine Ariſtokratie mit Grundbeſitz, oder eine grundangeſeſſene Induſtrie als Preußens Zukunft anzuſehen? — Halberſtadt. Die Ruine Derenberg. — Das Dorf Ströbecke. — Eisleben. —

Merſeburg, an der Saale, liegt in einer freundlichen Niederung, iſt aber ſelbſt alt und todt, obſchon Sitz der Regierung, die es weniger belebt, als die Studenten aus Halle, welche dem vortrefflichen Biere huldigen, von dem ſchon Klopſtock und Hölty rühmten, der Eine, es ſei der König der Biere, der Andere, Wodan mit ſeinen Helden tränke in Walhalla nur Merſeburger. Es iſt ſo dick, daß es beinahe geſchnitten werden kann, weshalb ich keinen Geſchmack daran finden konnte, aber man bedeutete mir, es gewönne in der Ferne durch das Alter und die Lagerung. Wenigſtens

wird es flüſſiger, denn Merſeburger Bier in der Provinz Brandenburg hat bereits viele Flüſſe und Quellen in ſeinem Laufe aufgenommen. Merſeburg und Naumburg waren einſt geiſtliche Stifter und gehörten zu den fetteſten Sachſens. Das Domcapitel wurde bereits von Otto dem Großen gegründet und ſeit der Reformation von Kurſachſen adminiſtrirt, das ſich unter dem Kurfürſten Auguſt auch Meißens und Naumburgs-Zeitz in derſelben für- und umſichtigen Weiſe annahm. Nachdem die Herzöge von Sachſen-Merſeburg, deren letzter vielleicht ſchon für eine gute Baßgeige der Regierung bei ſeinen Lebzeiten entſagt hätte, im Jahre 1738 ausgeſtorben waren, fiel dieſes Herzogthum, wie früher Zeitz und ſpäter Weißenfels, wieder dem Kurſtaate zu, indem die Natur wieder gut machte, was die engherzige Politik Johann Georgs I. verſchuldet hatte. Leider gehörte auch der größte Theil von Naumburg-Zeitz und Merſeburg zu jenen ſächſiſchen Landestheilen, die im Jahre 1815 Friedrich Auguſt dem Gerechten und Weiſen, in Folge des Befreiungskrieges, entriſſen wurden, weil der König von Sachſen, nach der für die Franzoſen ſiegreichen Schlacht von Lützen, ſein Land und ſeine Truppen Napoleon nicht länger vorenthalten konnte, der im Kriegsrathe ſprach: „je veux, que le roi se déclare, je saurai alors ce que j'aurai à faire; mais s'il est contre moi, il perdra tout ce qu'il a", oder — weil

Preußen ſo viel Vortheil aus dem Befreiungskriege zie-
en wollte, als die Lage der Politik hoffen ließ. Nur
ie feſte Beharrlichkeit Friedrich Auguſts rettete den Na-
nen Sachſen, der in der Geſchichte der Vergangenheit
inen ſo trefflichen und fortſchrittbedeutſamen Klang
at, für die Geſchichte der Zukunft, die vielleicht in dem
leinen Königreich Sachſen eine eben ſo nachdrückliche
Stütze finden wird, wie in dem großen Königreich
Preußen, ſeitdem die Intelligenz, die in Sachſen ſeit der
Reformation in den Schulen und im Unterricht ſo weit-
usgreifende Folgen bot, mit dem Jahre 1830 und der
Verfaſſung auch in die Politik und die Staatseinrich-
ung den Fortſchritt trug. — Die vierthürmige Dom-
irche in Merſeburg (das immer einen ſächſiſchen, faſt
hüringiſchen Ton bewahrt, der, außer durch die Hei-
rkeit und Regſamkeit, auch durch Volkstracht — wo-
u die turbangewundenen Kopfbedeckungen der Weiber
iederen Standes zu zählen ſind — hervortritt) iſt neben
em Schloſſe die einzige Sehenswürdigkeit. Otto der
Große baute ſie zum Andenken der Ungarnſchlacht ſei-
es Vaters beim Elsholz, eine Stunde von Merſe-
urg; denn die Pfaffen ſollten von den Großthaten der
Nation in jener Zeit das Fett abſchöpfen, wie ſolches in
neuerer Zeit von den Diplomaten behauptet wird. Wenn
ie Befreiung Deutſchlands im zehnten Jahrhundert
as Stift Merſeburg veranlaßte, ſo veranlaßte die Be-

freiung Deutſchlands im neunzehnten Jahrhundert andere Stiftungen, die dem Volke immer nur ſehr mittelbar zu Statten kamen. Die große Orgel im Merſeburger Dom mit 4000 Pfeifen tritt um ſo mehr hervor, als die Kirche in keinem Verhältniß zu dieſer Orgel ſteht. Die braune mumienfarbene Hand Rudolphs von Schwaben, Gegenkönigs Heinrichs IV., ſieht wegen ihrer Zierlichkeit und ihres Ebenmaaßes kaum jener kräftigen und heldenblinkenden Zeit ähnlich. Rudolph erlag in der Schlacht an der Elſter, indem Gottfried von Bouillon die epigrammatiſche Inſchrift der dem Gegenkönig von dem Papſte zugeſandten Krone: **Petra dedit Petro, Petrus Diadema Rudolpho** mit einem eben ſo epigrammatiſchen Hiebe zerſtörte, in welchem die Meinung jener Zeit ein Gottesgericht erblicken wollte, denn die Schlacht ſelbſt wurde von dem auf den Tod verwundeten Rudolph von Schwaben gewonnen. Im Schloſſe ſieht man allenthalben das Wappen der Trotta: einen Raben mit einem Ringe im Schnabel; indeß fragt es ſich noch, ob die Chronik, die dieſes Emblem mit einem Vorfall in Verbindung bringt, der dem Biſchof Thilo von Trotta begegnet ſein ſoll, ſo unrecht hat. Sie erzählt nämlich, dieſer Biſchof habe einen Pagen aus Verdacht eines Ringdiebſtahls hinrichten laſſen. Späterhin habe ſich die Unſchuld deſſelben durch einen Raben erwieſen, der der Thäter geweſen

ei; und in Folge dieſer Ueberzeugung habe man beſchloſſen, auf ewige Zeiten einen Raben im Schloßhofe zu unterhalten. Einen ſolchen ſah ich ſelbſt im Schloßhofe, von dem behauptet wurde, er ſei bereits ſehr alt. Wenn dieſer lebendige Rabe die Behauptung der Chronik unterſtützt, ſo ſcheint mir die Strafe ganz analog mit den Geſinnungen unſerer großen Herren. Weil ein Page durch einen Juſtizmord eines Edlen von Trotta ſein Leben verloren hatte, wurde dieſer Edle von Trotta, ſammt Nachkommen, angehalten, einen Raben, der an dem ganzen Unglück Schuld geweſen war, zu füttern. Alſo Rabenfutter für Pagenblut. Man wird mir wohl glauben, daß ich nicht die Hinrichtung des Raben verlangt hätte, aber die Sühne dieſes Juſtizmords war ganz ariſtokratiſch, zumal da der Rabe vielleicht gar ſprechen und den gnädigen Herrn unterhalten, das Stift Merſeburg auch neben den geiſtlichen Raben, noch einen weltlichen hinlänglich füttern konnte.

Lützen wird man ſchon wegen des Schwedenſteins in ſeiner Nähe beſuchen, der nun von einem eiſengegoſſenen gothiſchen Denkmal ergänzt wird, das den Heldentod Guſtav Adolphs auch denen beſchreibt, die die einfache ſymboliſche Deutung des „großen Steins", der ſchon vor der Schlacht bei Lützen an der Stelle lag, wo man in der Folge den Leichnam des Königs fand, nicht begreifen mochten. Das Terrain der

Schlacht kann noch aus den Schanzenüberresten und den Gräben aufgefunden werden. Wenn die Schlacht bei Lützen im Jahre 1632 Sachsen von Wallenstein errettete, so brachte die Schlacht bei Lützen, im Jahre 1813, oder bezeichnender, die Schlacht bei Großgörschen, Sachsen in Napoleons Gewalt und war wenigstens mittelbar der Grund der beklagenswerthen Zerstückelung dieses Königreichs. Außer diesen Schlachten hat Lützen keine Merkwürdigkeiten aufzuweisen. — Weißenfels aber hat den Namen Müllner, der durch den Anfall der Provinz Sachsen an Preußen und die Einführung des preußischen Landrechts daselbst zum Dichter wurde, weil das Studium der neuen Gerichtsverfassung und des neuen Rechts ihm zu viel Mühe machte. Müllner war nämlich bis dahin nur Advocat gewesen, eine Beschäftigung, die er weder in der Kritik, noch in der Tragödie verläugnen konnte. Jene sieht immer wie eine Klage, oder Einrede aus, diese ist — ich erinnere hier nur an die Schuld — eine Verschmelzung des antiken Fatums mit dem Criminalrecht. Wer hat das Schaffott dichterischer beschrieben, denn Müllner in jenen dreifüßigen Trochäen: „Hoch im Bogen, saphirblau." Sind es die Eumeniden, die Hugo von Derindur ängstigen, oder ist es der Scharfrichter? Und nun das Schicksal in der romantischen gelbledernen Hand eines alten Weibes — sieht es nicht ganz und gar, wie der

Anfang einer Criminalgeſchichte aus? Eine boshafte Zigeunerin repräſentirt das über Gott und Menſchen Erhabene, und ſtatt des Orakels zu Dodona erhalten wir eine Prophezeiung aus dem Munde eines Weibes, deſſen Stamm der polizeilichen Beaufſichtigung ein für alle Mal erliegt. Und wie würde es, trotz der geſchickten Verwickelung, dem unbeugſamen Fatum ergangen ſein, wäre Hugo, ſtatt eines Schuftes und Meuchelmörders, ehrlicher Mann und Held geweſen? Ein offener Zweikampf hätte die ganze Kataſtrophe verhindert, denn Elvira würde entweder dem Sieger ihres Gemahls nicht die Hand gegeben haben, oder hätte ſie ſich ihm vereheliht, ſo würden in dieſem Falle die Eumeniden doch nur in krankhaften Gewiſſensbiſſen beſtanden haben. Indeß daß die Schuld zu ſolchen Erfolgen bei der Maſſe führte, liegt hauptſächlich wohl an dem Fatum, deſſen geheimnißvoller Zauber ſelbſt durch das Chriſtenthum nicht gehoben iſt, und deſſen Entartung ſelbſt noch eine, wenn auch nur künſtliche, Electricität bekundet. Die Unſterblichkeit des Dichters bei ſeinen Lebzeiten könnte ſich daraus alſo erklären. Aber das Renommée, welches dem Kritiker in demſelben Maße zu Theil wurde, wie dem Dichter, kann man nur aus der Charakterloſigkeit und dem Indifferentismus der Zeit erklären, die alle tieferen Motive unberückſichtigt ließ und über die Unterhaltung alle höheren Zwecke der Lite-

ratur vergaß. Man hat Müllner mit Leſſing verglichen, weil er alles Zeug zu einem großen Kritiker beſaß: Scharfſinn, Kenntniſſe und — Furchtloſigkeit, wie es hieß. Aber die Furchtloſigkeit Müllners war doch immer nur eine raffinirte Verwegenheit, die da wußte, was man in jener Zeit wagen könne mit Witz, Schärfe und unterhaltender Rabuliſterei. Würden heut zu Tage die überwiegenden Fähigkeiten Müllners nur die Hälfte des Erfolgs haben? Gewiß nicht, denn die Geſinnung iſt, ſeit der Juliusrevolution, auch Mittelpunkt aller literariſchen Beſtrebungen geworden. Daß Müllner ſolch' eine troſtloſe Richtung nahm, mag man übrigens nur zum Theil in dieſen Verhältniſſen und in ſeiner Perſönlichkeit ſuchen, die von Eitelkeit und platter Selbſtſucht überfloß, zum Theil lag ſie auch gewiß an den kleinen Beziehungen ſeines Wohnorts. „Der Dichter iſt das Herz der Welt" und der Kritiker würde in dieſem Sinne das Auge der Welt ſein; aber Müllner kam nicht über die Details einer ſächſiſchen Landſtadt hinaus, und wenn er in den Buchhändlermeſſen auf kurze Zeit nach Leipzig überſiedelte, ſo war es immer nur der beſchränkte Horizont buchhändleriſcher und perſönlicher Intereſſen, der ihn hier erwartete. Ein Dalai Lama faß er unter Journaliſten und Schauſpielern und Buchhändlern, ein Tyrann von Weißenfels fand er in Leipzig alle ergebene Miſère wieder, die er zu Hauſe

verlaſſen hatte, und wurde nun Tyrann von Leipzig. Müllner konnte nie Herz und Auge der Welt werden, weil er nie in der Welt gelebt hatte. Welt und Menſchheit intereſſirten ihn nur aus der kleinlichſten gelehrten Eitelkeit, nie als Zweck, ſelbſt nicht einmal in ſeinen aſtronomiſchen Unterſuchungen auf der Sternwarte der Weißenfelſer Reſſource. Wie todt war ſchon ſein tägliches Leben. Wenn die anderen Menſchen ſich ihres Daſeins freuten, ſchlief er: von fünf Uhr Morgens bis zwölf Uhr Mittags; und wenn er wachte, ſo wachte er, „um ganz unberührt vom Geräuſche des Tages dichten und ſtudiren zu können.“ Ein Dichter, der vom Geräuſche des Tages nie berührt — denn Müllner ſchlief, ſo lange er Dichter war, während dieſes Geräuſches — wird auch nie vom Leben berührt werden; und daher haben wir alle ſeine ſtudirten Dichtungen, ſeine ſtudirten Lebensverhältniſſe, ſeine ſtudirten Menſchen. Ein Dichter, der dem Leben kein Ohr leihet, kann auch kein Herz für das Leben haben; und daher empfinden wir alle jene Kälte inmitten der blühenden Emphaſe ſeiner gereimten Verſe, die auch nur auf die Sinne fallen, die auch nur das Ohr beſchäftigen durch die ins Lächerliche getriebene Reimerei von Damen und Amen, von Gott und Schaffott. Und wenn nun Müllner ins Leben trat, in das alltägliche Leben, wenn er aus dem Bette aufſtand, was that er? Er aß zu-

nächst mit seiner Familie zu Mittag, las darauf zur Verdauung Journale und andere leichte Schriften, ging dann aus, im Sommer auf das Bad, zu Schießübungen, im Winter auf die Jagd oder die Schlittschuhbahn; später in die Ressourcen, zu hausbackenen Gesprächen, zu Bier und Cigarren; nun auf die Sternwarte bis Mitternacht; und endlich an den Schreibtisch bis Morgens fünf Uhr. Müllner dichtete bei Thee und Portwein, mit den stärksten Havannahcigarren im Munde; wenn die Müdigkeit des Tages auf seinem Haupte und seinem Herzen lag, mußte er sich also beschwingen zu leichteren Regionen. Man wird einsehen, daß eine solche schwerfällige Aufregung keine Poesie, sondern nur den Schlagfluß herbeiführen konnte, der den Werken, wie dem Leben des Weißenfelser Dichters ein Ziel setzte. Und die Weißenfelser trugen dem Sarge Müllners einen Lorbeerkranz voran, während ein bekannter literarischer Lump einige Wochen darauf einen Galgen mit dem Effigie des Dichters auf seinem Grabe errichten durfte, ohne daß auch nur eine Stimme diese Niederträchtigkeit gegen eine Persönlichkeit, die wenigstens zu einer momentanen Autorität in Deutschland gelangt war, eindringlich erläutert hätte. Ja, es gibt nicht einen deutschen Schriftsteller, der so brevi manu von der Kritik und der öffentlichen Meinung gerichtet worden wäre, wie Müllner. Und doch hatte seine Herr-

ſchaft ihr Gutes: er führte die Kritik, die in der Reſtaurationsperiode der Literatur gänzlich verflacht erſchien, wieder auf Kenntniſſe und Scharfſinn zurück und unterhielt eine heilſame Reaction gegen die mittelmäßige Richtung, die ſich allenthalben ausgebreitet hatte. Ohne Charakter konnte er natürlich keinen Zweck erreichen, aber ſein Talent reichte zum Vorpoſtendienſt vollkommen hin. Er glich dem Befehlshaber eines Freicorps, das den Krieg des Krieges wegen treibt, und trug in dieſer Eigenſchaft zuerſt die Bewegung in die tödtliche Stille der Reſtauration, die einige Jahre nach ſeinem Tode in einen allgemeinen Befreiungskampf verflochten wurde. — Weißenfels, das Schloß, iſt ſeit 1820 Caſerne und rechtfertigt ſeinen Namen augenſcheinlich, indem es im Sonnenſchein ſchon von weitem in die Augen fällt. Die Stadt Weißenfels iſt ein ſächſiſches Landſtädtchen, alſo mit ganz localer Färbung, die aber, ſeit Müllner, einen literariſchen und artiſtiſchen Ton enthält, der zur Unterhaltung der Kreisbeamten hinreicht und zu deſſen Belebung in dieſem Augenblick Fanny Tarnow beiträgt, die hier ihren Wohnſitz nahm. Trotz der geringeren Einwohnerzahl, ſieht Weißenfels durch die engere und gedrängtere Bauart doch ſtädtiſcher aus, als Naumburg, das weiter gehalten und mit Gärten und Feld vermiſcht iſt. — Rosbach, im Querfurter Kreiſe, iſt wieder durch eine Schlacht in die Geſchichte

gelangt, wie denn das Terrain der Saale reichhaltig an Schlachten und Geſchichte iſt. Das zweite preußiſche Armeecorps ließ hier die fünf Fuß hohe Denkſäule wieder aufrichten, die Napoleon im Jahre 1806 mit nach Paris geſchleppt hatte, weil die Preußen dieſer Zeit die Franzoſen dieſer Zeit für die alten hielten, die unter Soubiſe ſo ſchnell Reißaus genommen hatten. Aber der Geiſt Friedrichs des Großen war bei den Franzoſen, und die Preußen fochten ohne Geiſt, wenn auch mit der Tapferkeit des ſiebenjährigen Krieges. Auch die Denkſäule bei Rosbach gibt Zeugniß, daß fortan nur der Geiſt die Schlachten ſchlagen wird, ſie wurde vom Volke wieder aufgerichtet, nachdem ſie an dem alten Gamaſchendienſt zu Grunde gegangen war.

In der Provinz Sachſen verdienen noch Erwähnung Quedlinburg, Halberſtadt, Salzwedel, Tangermünde, Stendal. Was von dieſen Städten zur Mark gehört, zeichnet ſich höchſtens durch alte ehrwürdige Kirchen aus — die einzige Poeſie in dem Sande, der übrigens als Kornboden in der Altmark noch erträglich iſt. Quedlinburg aber iſt von einiger deutſchgeſchichtlichen Bedeutſamkeit: hier ruhet der erſte Kaiſer ſächſiſchen Stammes, den man wohl Heinrich den Großen heißen könnte, und neuerlich iſt Quedlinburg durch ſeinen Branntwein berühmt geworden, der auch ein deutſchgeſchichtliches Moment iſt. Bei dem Finkenheerd in der Vorſtadt

Weſtendorf überraſchten den Herzog zu Sachſen die Abgeſandten, die ihm die Kaiſerkrone brachten, aber die Quedlinburger haben keinen Sinn für geſchichtliche Erinnerungen, denn kein Menſch konnte mir den Finkenheerd bezeichnen, und wo Kaiſer Heinrich begraben iſt, wiſſen auch nur die Gebildeten und der Küſter der Stiftskirche. Ein Branntweinbrenner, den ich danach fragte, erklärte geradezu, einen Kaiſer Heinrich hätte es hier nie gegeben, aber die Wohnung des Landraths könne er mir ſagen. Weil die Gräfin Aurora von Königsmark in der Stiftskirche zu Quedlinburg noch als Mumie erhalten iſt, hat auch der gemeine Mann Einiges aus ihrer Geſchichte erfahren und behalten. Im Allgemeinen ſagen die groben Quedlinburger von ihr, ſie ſei ein liederliches Weib geweſen, eine Behauptung, die allerdings durch das neuerlich erſchienene dicke und aus Actenſtücken geſchöpfte Buch: „Denkwürdigkeiten der Gräfin Aurora von Königsmark" nur zu ſehr erwieſen wird. Was der Herausgeber mit dieſen zweckloſen Memoiren erreichen will, iſt ſchwer zu begreifen. Ich meine, unſere Zeit hat einen anderen Höhepunkt, als Erinnerungen an eine H —, die ohne alle geſchichtliche Beziehungen ſind, vielmehr nur die traurigen Privatverhältniſſe Auguſts des Starken berühren und ſeiner Maitreſſen. Im Luſtwäldchen Brühl haben die Quedlinburger im Jahre 1824 Klopſtocks Büſte aufgeſtellt.

Auch von Klopſtock weiß man hier wenig mehr, als daß er in Quedlinburg geboren wurde; wieder ein Beweis, daß die geprieſene Bildung der Deutſchen doch nur ſehr relativ iſt. Die Nation hat immer nur mechaniſche Einwirkungen dieſer Bildung empfunden, von der ſie mehr bevormundet, als belebt wurde; der Geiſt unſerer großen Geiſter iſt bis auf den heutigen Tag noch nicht über die Maſſe gekommen. Im Quedlinburgſchen erhebt ſich die Provinz Sachſen zum Harze. Hier muß auch Aſchersleben's erwähnt werden, wo die alte Burg der Ascanier. Die Endſylbe Leben iſt im Magdeburgiſchen — im Gegenſatz zu den traurigen und einförmigen Flächen der Mark — ſehr bezeichnend, man findet hier Wanzleben, Hadmersleben, Dommersleben, Neuhaldensleben, Althaldensleben, Moorsleben, Höttensleben, Aſchersleben, Wegeleben, kurz Leben über Leben. Althaldensleben aber iſt durch Rathuſius das bedeutſamſte Leben geworden. Derſelbe errichtete hier eine große landwirthſchaftliche Gewerbeanſtalt auf einem Raum von etwa einer halben Quadratmeile. Man muß dieſe Ackerbaumaſchinen, dieſen Viehſtand, dieſe Gartenanlagen, dieſe Baumpflanzungen, dieſe Gewächshäuſer, dieſe Brauereien, dieſe Branntweinbrennereien, dieſe Liqueurdeſtillirereien, dieſe Mühlen aller Arten, dieſe Obſtwein- und Steingutfabriken, kurz, man muß dieſes Ameiſengewirre der

Induſtrie geſehen haben, um das Genie von Gottlob Nathuſius zu würdigen, der alle dieſe Thätigkeit aus Nichts hervorrief; denn die Fruchtbarkeit des Bodens kann doch nur als die mittelbarſte Veranlaſſung ſolcher Reſultate angeſehen werden. Noch beſſer erklärt ſich jenes Genie aus den perſönlichen Verhältniſſen, die Nathuſius zu überwinden hatte, bis er zu dem Ankauf des Kloſters Althaldensleben mit dem Vorwerke Glüſig und des Alvensleben'ſchen Gutes Hurdisburg gelangte. Von armen Eltern geboren, ohne Unterricht, mußte er ſeine Lehrjahre in trauriger Beſchränkung eines Detailgeſchäfts verbringen; aber der Eifer und die Thatkraft, deren die Induſtrie vor Allem bedarf, verſchafften Nathuſius bald höhere Kenntniſſe von ſeinem Fache und den Eintritt in ein Magdeburger Handlungshaus, dem er zuerſt als Buchhalter und ſpäter als Compagnon vorſtand. Glücklichen Tabaks-Speculationen kamen ſeine chemiſchen Kenntniſſe zu Hülfe, die ihn zu einer einfacheren und wohlfeileren Tabaksbereitung leiteten, und indem ſein Reichthum von Jahr zu Jahr zunahm, vermittelte ihn die Solidität und Rechtlichkeit mit den erſten Handlungshäuſern, ja ſelbſt mit Regierungen. Nathuſius hat in Preußen den handgreiflichſten Beweis geliefert, daß der Feudalismus nimmermehr die Grundlage dieſer Monarchie ſein darf. Beim Ankauf ſeiner Güter übernahm er einige hundert hungrige Seelen,

jetzt regen ſich über 2500 thätige Hände in den Beſitzungen von Althaldensleben, dreizehnhundert Arbeiter haben zu leben gefunden, wo zweihundert ſorgen mußten, daß ſie ſich den Tod vom Leibe hielten. Und man kann darüber ſtreiten, ob eine bedeutende mit Grundbeſitz angeſeſſene Ariſtokratie dem Vaterlande eine nachdrücklichere Garantie gewähre, als eine bedeutende mit Grundbeſitz angeſeſſene Induſtrie. Wenn jene allenfalls nur in den Zeiten der Gefahr einen Nutzen bewähren wird, ſo wird dieſe auch in den Zeiten des Friedens das Vaterland unterſtützen, deſſen beſte Quellen die Ariſtokratie in ihr Terrain leitet. Könnte man aber der Meinung ſein, die Induſtrie würde ihre Intereſſen im Kriege nicht mit denen des Vaterlandes verbinden, ſie würde nicht mit demſelben Eifer für Hab' und Gut fechten, wie die Ariſtokratie, ſo bewieſe man wahrlich eine ſehr einſeitige Logik, denn es iſt nicht wohl zu begreifen, wie der Egoismus, der hier als der Kitt des Vaterlandes und der ariſtokratiſchen Intereſſen betrachtet wird, nicht in derſelben Feſtigkeit die Induſtrie an jenes knüpfen ſoll. Aber — wie geſagt — wenn die Ariſtokratie das Vaterland nur vom Untergange rettet, ſo wird die Induſtrie es befeſtigen und lebendig erhalten, jene iſt nur ein negativer Vorſchub, dieſe ein durchaus poſitiver, und dieſe Sachlage iſt hier vor Allem zu berückſichtigen. Weiter iſt zu berückſichtigen, daß Preußen ein Staat

des Fortſchritts iſt, und daß, wie ſeine nationale Feſtſtellung von der Intelligenz abhängt, die man hier allenthalben zu verbreiten ſucht, ſie nicht minder an die Induſtrie verwieſen iſt; wenn jene die geiſtige Einheit bewirkt, ſo bewirkt dieſe die materielle. Der Feudalismus aber beſchränkt beide, ohne irgend ein Surrogat in die Lücken zu ſchieben, die er veranlaßt; man müßte denn dafür halten, die Aufklärung der Maſſe würde ſich geduldig in alle alten Vorurtheile fügen, die die Geſchichte angeſchwemmt hat; Preußen würde ſeine Zukunft über Einrichtungen verſäumen, die nicht einmal in der Vergangenheit dieſes Staats liegen, der jedenfalls aus dem Volke entſprang, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters.

Halberſtadt iſt aus einer Stadt des reichen Kloſterſegens, der hier noch in zehn Kirchen erkennbar iſt, preußiſche Fabrikſtadt geworden. Gewiß die Beſtimmung Preußens tritt nirgends bedeutſamer hervor, als unter den mittelalterlichen Ueberreſten, unter den ſchroffen Gegenſätzen alter und neuer Zeit. Man kann den Fortſchritt beinahe mit der Elle meſſen. Aber den beſchaulichen Reiſenden wird die impoſante Stephanskirche mehr intereſſiren, als die Tuch-, Leder-, Leinwand- und Handſchuhfabriken, die die Gegenwart ausfüllen, die ämſige, aber nicht abgeſchloſſene, proſaiſche Gegenwart. Sie läßt uns nicht zur Beſinnung kommen, während

die Vergangenheit, geläutert von allen Schlacken der Geſchichte, in ihrer rein poetiſchen Verklärung vor unſere Augen tritt. Im Stephansdome zu Halberſtadt gedachte ich nicht der Hierarchie, die einſt auf dieſem herrlichen Baue laſtete, ich empfand vielmehr den ungeſchmälerten Eindruck mittelalterlicher Poeſie; aber die Fabriken der Gegenwart werfen uns zwiſchen Hoffnungen und Beſorgniſſen umher. Sollen ſie am Ende doch nur eine Beſchäftigung ſein, oder werden ſie unzweifelhaft den Fortſchritt repräſentiren? Ohne ihn wäre freilich die Induſtrie die traurigſte und nüchternſte Periode, die Deutſchland erlebt hat, eine Periode ohne Geſchichte, nur mit Eſſen und Trinken. Halberſtadt iſt eine ſehr alterthümliche Stadt am Flüßchen Holzemme mit dem ſteinernen Symbol faſt aller norddeutſchen Städte, der Rolandsſäule, die man ſehr mit Unrecht für eine Erinnerung an den Helden von Roncevall erklärt hat. Roland iſt vielmehr nichts Anderes, als Rügland, Gerichtsſtätte, und die groſſe Figur mit Schwert und Wage und mit dem kaiſerlichen Adler ſoll nur die Gerichtsbarkeit der Stadt bezeichnen. Wenn aber der Senator Deneken, in Bremen, der einen groſſen Theil ſeines Lebens auf die Erklärung der Rolandsſäulen verwendete, noch weiter ging und daran auch die Reichsfreiheit knüpfen will, ſo möchte man ſich doch fragen, weshalb denn ſo viele Städte in Nieder-

sachsen die Rolandssäule haben, von denen es doch bekannt ist, daß sie nie die Reichsfreiheit ansprachen?

Derenberg, mit der Stammburg derer von Veltheim, liegt dem Harze zu. Hier rühmte man einst ein Echo von 27 Sylben, das aber mit der dem Burgthurme gegenüber liegenden Mauer sein Ende erreicht haben soll. — Das Dorf Ströbecke ist berühmt wegen seiner ausgezeichneten Schachspieler, die sich hier schon seit drei Jahrhunderten vorfinden, ohne daß man einen historischen Grund mit Bestimmtheit davon angeben kann. Wenn die Ströbecker — nach Einigen — das Spiel von einem im Orient gefangenen Kreuzfahrer gelernt haben sollen, so behaupten dagegen Andere, ein Bischof, der hier anfangs als Privatmann lebte, habe die Landleute damit bekannt gemacht und sie später, bis sie eine Schachpartie verlieren würden, mit mancherlei Freiheiten begnadigt. Wie dem nun auch sei, die Fertigkeit der hiesigen Schachspieler steht fest, und die allgemeine Virtuosität muß jedenfalls einen außergewöhnlichen Grund haben, da die Bauern in Deutschland seit dem Bauernkriege nie um Könige spielen, selbst im Scherze nicht.

Eisleben, im Regierungsbezirke Merseburg und im Mansfelder Seekreise, an der Scheide des Harzes und Thüringens, ist als Luthers Geburtsort zu bemerken. Man hat aus dem Hause, wo der Reformator das

Licht der Welt erblickte, eine Armenſchule gemacht, woran ſich freilich Manche ſtoßen werden, aber die Fortſetzung der Reformation wird immer in den Schulen für das Volk, und inſonderheit für diejenigen, die keine Schule bezahlen können, beſtehen.

Acht und vierzigstes Capitel.

Frankfurt am Main. Lage. Aeußeres und Inneres. Der Taunus in der Nähe von Frankfurt. Die Promenaden. Einwohnerzahl. Zählung der Häuser. Altes und neues Frankfurt und allmählige Entwickelung. Oeffentliche Plätze. Der Römer. Die Domkirche. Die Messen. Die Leonhardskirche. Die Paulskirche. Die Senkenberg'sche Stiftung. Das Städel'sche Kunstinstitut. Danneckers Ariadne. Der christliche Begräbnißplatz. Das Stadttheater. Das fürstliche thurn- und taxische Palais. Die Bundesversammlung. Die Censur beiläufig. Die Sala oder der Saalhof. Der Braunfels. Die Börse. Das steinerne Haus. Göthes Geburtshaus. Die Einflüsse der freien Reichsstadt und der ersten Lebensbeziehungen auf den Dichter.

Frankfurt a. M. bleibt immer eine der interessantesten Städte Deutschlands, eine Stadt mit warmen Erinnerungen und weitverzweigten geschichtlichen Beziehungen, eine deutsche Stadt par excellence von innen und außen, denn auch die Lage, fast im Mittelpunkte Deutschlands, unterstützt diese Bezeichnung; und will man sogar Frankfurt das Herz Deutschlands heißen, so wäre auch dieser Nachweis anatomisch zu liefern: Wetterau

und Gerau, Rheingau und Maingau, die wohl für die großen Blutgefäße eines Herzens gehalten werden können, verschlingen sich gleichsam hier. Freilich spürt das Vaterland nicht mehr den Pulsschlag Frankfurts, und aus dem großen geschichtlichen Herzen ist ein kleines locales geworden; von wo einst das Kaiserreich ausströmte, strömen neuerlich nur Einzelinteressen aus: Bundestagsprotocolle und Papierspeculationen, Geschichten, statt Geschichte; indeß die Lage konnte man Frankfurt nicht nehmen, und wie der rauhe Hessenwind nur während einiger Wochen des Frühjahrs das milde und erquickliche Clima verleidet, so stört auch der politische Wind nur auf Augenblicke die belebende und reine Atmosphäre geschichtlicher Erinnerungen, die hier jeden berühren, der sich einigermaßen über die nüchternen gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart hinwegsetzen kann.

Die freie Stadt Frankfurt liegt am rechten Mainufer, vier Meilen oberhalb der Mündung dieses Flusses in den Rhein, und ihr gegenüber die Vorstadt Sachsenhausen, zu welcher eine aus dem vierzehnten Jahrhundert herrührende, von vierzehn gewölbten Bogen getragene neunhundert Fuß lange und sieben und zwanzig Fuß breite Brücke führt. Der Main, der schon oberhalb Aschaffenburg das Gebürge verlassen hat, begibt sich nun im Parademarsch durch blühendes Flach-

land zum Rheine, und gewährt erſt beim Zuſammenfluß ein untergeordnetes Verhältniß, wenn die grünen freien Wogen des Rheinſtroms ſeinen gelben phlegmatiſchen Ausdruck umrauſchen, der ſich noch bis Bingen nicht der heiteren Färbung jenes anſchließen will, ſondern wie ein griesgrämlicher Gefangener aus den munteren Fluthen aufſchaut, die ihn umringen. Bis Bingen ſoll man den Main im Rheine ſehen, ein Anblick, der faſt ſo traurig iſt, wie die letzten Tage des Kaiſerreichs. So ſchwerfällig und verlaſſen, wie der Main aus dem Rhein, ſieht das Ende des Kaiſerreichs aus den Fluthen der Geſchichte. Aber Frankfurt gegenüber iſt der Mainſtrom ein ſtolzer Fluß, er ſcheint ſein letztes Anſehen anzuſetzen und ſeine letzte Kraft, um der alten Wahlſtadt deutſcher Kaiſer Ehre zu machen. Entzückend iſt die Ausſicht auf dieſe vom ſüdlichen Mühlberg aus. Den Vorgrund bildet Sachſenhauſen, in Gärten verſteckt, gegenüber am anderen Ufer des Mains erhebt ſich der Röderberg, der, wie jener, mit Gärten und Weinbergen eingefaßt iſt. Röderberg und Mühlberg ſind verlorene Poſten, jener der wetterauſchen Gebürge, dieſer des Odenwaldes. Links an den Röderberg ſchließt ſich die Stadt in langer bunter Linie, indem die modernen Bauten der Neuzeit an der ſchönen Ausſicht und am unteren Mainkai das alterthümliche Frankfurt einrahmen, das gleichſam wie eine Hiſtorienmalerei in gol-

dener Einfaſſung erſcheint, denn jene Bauten repräſentiren zugleich die Geldariſtokratie, aus der ſie hervorgingen. Weiter gen Norden erhebt ſich in ſcharfen gewaltigen Umriſſen der alte Taunus, ein Hintergrund, den Gott ſelbſt jenſeits einer an That und Geſchichte ſo reichen Stätte zog. Pomponius Mela und Tacitus erzählen bereits von dem waldbekränzten Gebürge und die fontes mattiaci floſſen ſchon zu Römerzeiten; aber der Alte ſitzt noch in ewig jugendlicher Schöne auf ſeinem Throne, geſchmückt mit dem königlichen Diadem, dem großen Feldberg, dem Altkönig und dem kleinen Feldberg. Ein blühender Greis ſchaut er auf Frankfurt hernieder, das er bauen, wachſen, gedeihen ſah, das er vielleicht einſt auch fallen ſehen wird. An ſeinem Fuße erbauete die Weltbezwingerin Roma feſte Lager zur Unterdrückung des deutſchen Volks. Deutſchland wurde frei, die Lager ſanken in Trümmer, und Roma ſtieg ihren Helden nach in's Grab; doch der Taunus ſteht noch auf dem alten Fleck, und wenn der Frühling naht, zieht er ſein Feierkleid an, und rüſtet ſich, Tauſende von Gäſten zu empfangen, die ihm aus allen Landen zuſtrömen, um an ſeinen Quellen Heilung und Troſt zu empfahen. Um den Taunus haben Germanen, wie Römer einen Kranz bunter Ueberreſte geſchlungen, die ſich in die entfernteſten Winkel der Geſchichte hinabziehen, in jene Dämmerung ſelbſt, wo

Mythe und Thatsachen sich ablösen, wo man aber jene von diesen zu scheiden vergeblich bemüht ist. Der Brunhildenstein auf dem Feldberg (lectulus Brunhildis) soll von der austrasischen Königin seinen Namen haben, der Mörderin von zehn Königen, der Semiramis aus dem fabelhaften Norden; und die Nibelungen, die durch die ungeheuere Leidenschaft Siegfrieds, des Sohnes des Königs von Santen, und Griemhilds; und Günthers, des Königs der Burgunder, und Brunhilds in grausige Schicksale und Untergang gezogen wurden, reichen an den Feldberg mit ihrer tönenden Thatkraft, mit ihrer großartigen Sitte, ihrer herztiefen Liebe und Treue. Der Brunhildenstein, der schon in Urkunden des eilften Jahrhunderts unter diesem Namen vorkömmt, ist vielleicht auch ein Schauplatz jener Kämpfe, unter denen zuerst die Morgenröthe des Mittelalters anbrach und sich das Heldenthum von der rohen barbarischen Urkraft losrang; denn wie man auch über den geschichtlichen Werth des Liedes urtheilen mag, das jene Thaten und Begebnisse feiert, man darf die Nibelungen gewiß als die ersten Gestalten der Urzeit eines großen Volks betrachten, als das Mark eines urkräftigen Lebens, wie sich beide zum romantischen Uebergang hinneigen. — An der Nordseite des Taunus zieht der Pfahlgraben hin, mit Ueberresten von Castellen und Bädern, und an der Südseite befinden sich die Li-

nien der Germanen. Der Anblick vom Feldberg übe
Berge, Ebenen, Ströme und Städte iſt keinem ande
ren in Deutſchland zu vergleichen, denn kein anderer iſ
gleich prachtvoll und erhaben von Natur und Geſchicht
ausgeſtattet. Im Oſten erblickt man den Vogelsberg
das Rhöngebürge und den Speſſart; ſüdlich reicht an
dieſen Höhenzug der Odenwald; über den Rhein hin
aus erheben ſich die Vogeſen, der Donnersberg, der
Hundsrück und näher die Rheingebürge; nordweſtlich
erſchaut man das Siebengebürge bei Bonn; nördlich
ragen die Höhen des Weſterwaldes hervor; und in
buntem Kranze liegen Städte, Flecken, Dörfer und
Weiler in der reichebaumüberfließenden Ebene, die ſich ge-
mächlich zwiſchen dem Taunus, der Bergſtraße und dem
Odenwalde ausdehnt, in buntem Kranze entfaltet ſich
eine blühende Gegenwart zwiſchen verwitterten Denk-
mälern der Vergangenheit, zwiſchen verſunkenen Schlöſ-
ſern, entthürmten Burgen und zerfallenen Mauern.
Reiffenberg, Falkenſtein, Kronberg, König-
ſtein und Eppſtein müſſen hier genannt werden, als
Spuren des erloſchenen Mittelalters; als Zeugen ſtrah-
lender Gegenwart leuchten die Thürme von Mainz, Frank-
furt, Darmſtadt, Worms, Offenbach und Hanau aus
der weiten Ebene.

Die nächſten Umgebungen Frankfurts ſind die Pro-
menaden, die ſich in reicher Abwechſelung, in einem

vom Main begrenzten Halbcirkel von Osten nach Westen um die Stadt ziehen. Jenseits derselben liegen Gärten und Gartenhäuser; diesen schließen sich in weiterer Ausdehnung des Weichbildes die Landhäuser an. Ueber die bunte Natur und die sinnige Kunst spannt sich ein reiner südlicher Himmel, der nur dann und wann durch rauhen Windzug aus Nordost gestört wird, während der Taunus (Zaun, fassisch tuhn) im Uebrigen als eine nützliche Schutzwehr gegen Norden erscheint und Südfrüchten: Kastanien, Mandeln und Feigen Wachsthum und Gedeihen in freier Luft gestattet.

Frankfurt mit Sachsenhausen mag etwa 50,000 Einwohner enthalten, und mit dem Gebiete einige 60,000; genaue Zählungen derselben vermißt man noch immer. Die Zahl der Häuser wird auf ungefähr 4000 angegeben, wer aber die Bezeichnungen derselben mit Buchstaben, arabischen und römischen Zahlen begreifen will, der muß nothwendig den Frankfurter Adreßcalender studiren. Die Stadt ist nämlich in 14 Quartiere getheilt, deren jedes durch einen Anfangsbuchstaben des Alphabets von A — O ausgedrückt wird; nun heißt es nicht, NN. wohnt in der Gallengasse, oder in der Schnurgasse Nr. so und so, sondern es heißt, NN. wohnt Lit. A., oder Lit. B. Nr. so und so. Der Fremde, der weder Lit. A., noch Lit. B. kennt, ist also in einem Bezeichnungslabyrinthe, in welchem nur der Adreßcalender ei-

nen Faden der Ariadne gewähren kann, denn dieſer gibt an, welche Straßen zu Lit. A. und welche zu Lit. B. gehören. Er exiſtirt aber erſt ſeit einigen Jahren, und erſt in dieſem Jahre iſt ein Vorſchlag zu einer paſſenderen Bezeichnung der Straßen gemacht worden, der, ſo Gott will, berückſichtigt werden wird, ſoll man nicht die freie Reichsſtadt auch ſchon aus der zwar topographiſch ſehr genauen, aber practiſch ſehr unverſtändlichen Häuſereintheilung herausleſen.

Frankfurt trägt alle Spuren einer allmähligen Entwickelung, und bietet in ſeinem Aeußeren eine compendiöſe hiſtoriſche Ueberſicht im alten Stadttheile, eine breite unhiſtoriſche in dem neuen, denn wie Frankfurt jetzt ohne Geſchichte iſt, ſo ſind auch ſeine neuen, ſchönen, langweiligen Gaſſen nur noch leere Seiten, die erſt mit Geſchichte beſchrieben werden dürften, wenn eine chemiſche Tinte die Coursnotirungen, die Anleihen, die Procente, die jetzt darauf geſchrieben ſind, ausgelöſcht haben wird. Das alte Franconeford zog ſich von der Sachſenhäuſer Brücke bis zum Untermain, und war von einer Mauer eingefaßt, die einen Theil der Fahrgaſſe bis zum „goldnen Löwen“ begrenzte, ſich von da weſtlich bis zur „Neuen Kräme“ zog und hier ſüdlich dem Main zuwandte. Späterhin wurde die Stadt bis zur Judengaſſe, dem Zimmergraben, Holzgraben und den beiden Hirſchgraben hin erweitert; im 14. Jahr-

hundert wurde sie fast bis zu ihrer jetzigen Ausdehnung gelichtet, indeß in der Weise, daß Altstadt und Neustadt als getrennte Theile behandelt wurden und die Katharinenpforte — ein Name, der noch fortdauert — jene von dieser absperrte. Erst in der neuesten Zeit fand die letzte Erweiterung Statt, die die Stadt über die Wälle hinaus verbreitete und die Anlagen als Grenze jener feststellte. Ich führe diesen successiven Anwachs nur deshalb an, weil in den verschiedenen Stadttheilen auch die Beziehungen Frankfurts zur Geschichte ausgesprochen sind. In dem alten Franconeford ist die kaiserliche freie Reichs- und Wahlstadt vollkommen ausgeprägt, hier ist Alles mittelalterliche Grundlage: die meisten Kirchen befinden sich hier in dem kleinsten Stadttheile, die Häuser sind zusammengedrängt und bezeichnen in ihrem finsteren Style und ihrer einfachen Einrichtung jene Periode, wo häusliches Leben noch als der Zenith der Gesellschaft betrachtet wurde, wo der Aufwand sich auf den kirchlichen Anzug, den sonntägigen Schmuck beschränkte, wo man noch mit silberbeschlagenen Gebetbüchern stolzirte, wo man mit öffentlichem Pomp nur dann hervortrat, wenn es dem Wohle des Staats galt. Im Gegensatze zu dieser Richtung gewahrt man in den mit Höfen und Mauern umgebenen und in der Stadt wiederum abgeschlossenen Gebäuden der Aristokratie die Stellung dieser zu der Bürgerschaft,

die oligarchiſche Herrſchaft der Geſchlechter, die ſtets auf ihrer Huth ſein mußten. Hier ſtellt ſich die ſtädtiſche Gemeinheit in ihrer Urſprünglichkeit dar, in ihren Kämpfen mit dem Feudalismus innerhalb der Ringmauern. In dieſem Kreiſe liegen auch der Römer, der Sämſtagberg, die Bartholomäuskirche, die Sala, lauter Momente der Kaiſer- und Wahlſtadt. Sobald man aus ihm heraustritt, erweitert ſich die Stadt zu Beziehungen, die über Haus und Hof hinausliegen: man hatte ſich bis dahin abgeſperrt, um Frieden und häusliches Glück zu genießen, aber Cultur und Civiliſation ſchloſſen Burgen und Städte auf und machten jene Vorzüge eben ſo ſehr von der Communication und dem geſellſchaftlichen Verkehr abhängig; Frankfurt wurde lichter im Aeußeren, wie im Inneren, bis es ſich gemach zum hellen bürgerlichen Mittag ausdehnte, bis zum Wall und zur neuen Mainzergaſſe, bis zu jenem freilich ſehr friedlichen, aber auch ſehr indifferenten Ausdruck, den Leute, die von ihren Intereſſen und Staatspapieren leben, immer an den Tag legen werden. Kirchen befinden ſich in dem neuen Frankfurt faſt gar nicht, aber die erſten Bankierhäuſer und Wechſelbuden fanden hier eine Stelle, ſtatt jener, eine Stelle, die um ſo paſſender erſcheint, als man in der neueſten Zeit weniger den lieben Gott um Frieden bittet, denn das Haus Rothſchild. Frieden bezeichnet man auch in der neueſten Zeit beſſer durch

europäisches Gleichgewicht, und in dieser Bezeichnung liegen auch Glaube, Liebe und Hoffnung der neuesten Zeit, mit allem häuslichen und öffentlichen Glück. Kurz von dem alten Franconeford bis zum neuesten Frankfurt ist eine Stufenleiter der deutschen Geschichte enthalten, wie sie keine andere deutsche Stadt bietet: unten steht Karl der Große, oben Mayer Anselm von Rothschild, unten steht der Römer, oben die Börse, unten steht die Geschichte Deutschlands aus Thaten, oben steht die Geschichte Deutschlands aus Papierspeculationen.

Große Plätze, wie sie moderne Städte enthalten, kann Frankfurt natürlich nicht aufweisen, es wurde nicht nach einer Bauordnung eingerichtet, sondern entwickelte sich aus den Bedürfnissen der verschiedenen Jahrhunderte, die seit Karl dem Großen über diese Stadt zogen, aus Stürmen und heiterer Witterung, aus Regen und Sonnenschein. Frankfurt wurde nicht gebaut, es wuchs aus der Geschichte auf. Als diese aufhörte, fing die Bauordnung an, die aber natürlich nur in den ganz neuen Stadttheilen unbeschränkt walten, im Uebrigen nur verbessern kann. Der Roßmarkt, der Liebfrauenberg, der Paradeplatz können nicht als regelmäßige Plätze angesehen werden, und der Römerberg liegt gar, wie Hügel und Thal, inmitten des gedrängten mittelalterlichen Baustyls. Aber die Chronik, die Plätze, Straßen und Häuser enthalten, ist gerade die Poesie Frank-

furts, hier finden ſich die goldenen Initialen vieler Capitel der deutſchen Reichsgeſchichte zuſammen.

Ich nenne zuerſt den Römer, das berühmteſte Rathhaus in Deutſchland, obſchon dieſes Gebäude ohne alten Styl und von außen faſt wie ein großer Waarenſpeicher anzuſehen iſt. Eine Uhr am mittleren Giebel iſt der einzige Zierrath dieſer Außenſeite, und der Name iſt der einzige Stolz dieſer Außenſeite. Woher der Römer den Namen Römer hat, darüber ſtreiten die Antiquitätenkundigen. Die Einen behaupten, lombardiſche Kaufleute ſeien der Grund: ſie hätten hier im Mittelalter ihre Waaren niedergelegt und ihretwegen habe man dem Gebäude einen italieniſchen Namen gegeben, gleichwie man die Namen Nürnberger und Augsburger Hof von nürnbergiſchen und augsburgiſchen Kaufleuten herleitet. Andere halten dafür, die Benennung Römer rühre von einer längſt ausgeſtorbenen Familie gleiches Namens her, die einen Theil des Römers bewohnt und denſelben im Jahre 1405 an den Rath verkauft habe. Dagegen wird dargethan, daß dieſe, von Cöln nach Frankfurt gewanderte Familie ihren Namen von dem Gebäude erhalten habe. Noch Andere ſind der Meinung, der Römer ſei die Kaiſerpfalz Karls des Großen, deren die Jahrbuchſchreiber gedenken. Der Sohn Pipins habe Namen geliebt, die an die Weltbezwingerin erinnern. In Aachen habe er ſich einen Lateran erbaut und die

Stadt selbst Neurom genannt. Das dem Römer angrenzende Haus heiße Frauenstein, (genitium) und also haben die Franken den Gebäudestheil genannt, der den Frauen zur abgesonderten Wohnung angewiesen worden sei. Der untere und älteste Theil des Römers sei nach lombardischer Art gebaut, die Karl auch sonst eingeführt habe. Hier befänden sich Höfe und Hallen mit mächtigen Pfeilern, dem Hofgesinde zum Schutze gegen Sonne und Regen. In seinem Innern ist dieses Gebäude fast so verworren, wie das deutsche Reich, das hier sein Oberhaupt erhielt. Zimmer, Säle, Vorplätze, Treppen durchkreuzen und verwinden sich zu einem Labyrinthe, aus welchem nur der Führer helfen kann. Das Wahlzimmer, wo die Wähler, die Sieben, den Kaiser kürten, ist von Colomba mit Göttern, Genien und den kurfürstlichen Wappen geschmückt worden. Leopold II. ist hier in Lebensgröße und im Krönungsanzuge abgebildet. Er gehört den deutschen Kaisern an, die bereits eine Perrücke bei der Krönung trugen; aber die Krone des deutschen Reichs war schon weit [illegible] die Perrücke des Hauses Oesterreich geworden. D[illegible]fürsten waren die Perrückenmacher und stutzten [illegible]n alten Kopfputz von Neuem auf für einen anderen Kaiser aus dem Stamme Habs- oder Habichtsburg. Jetzt dient das Wahlzimmer dem Senat der freien Stadt Frankfurt zur Versammlung. Rechts von den Bürgermei-

ſtern, deren älterer Schöff und deren jüngerer Senator iſt, befindet ſich die Bank der Schöffen, links die der Senatoren, gegenüber die der Rathsherren, die aus den Zünften genommen werden. Ein Witzbold erſann die Frage: „wodurch unterſcheidet ſich der Frankfurter Senat von dem Römiſchen?“ und beantwortete ſie: durch den Römer, in welchem jener ſitzt und die Römer, welche in dieſem ſaſſen. Im Kaiſerſaal, der anſtändig reſtaurirt worden iſt, aber nichtsdeſtoweniger wie ein Bodenraum eines groſſen Waarenſpeichers ausſieht, ſpeiſte der neuerwählte Kaiſer. Hier erblickt man in den Niſchen der Wände die Kaiſerbilder von Konradin I. aus Franken bis zu Franz II., der nur mit genauer Noth einen Platz am Fenſter fand, nachdem alle Niſchen bereits beſetzt waren. Wenn der Führer darauf aufmerkſam macht, ſo klingt es faſt, als habe man deshalb keinen neuen Kaiſer mehr gewählt: es war kein Platz mehr für ein Kaiſerbild, denn ſchon lange hatte man den deutſchen Kaiſer nur noch an die Wand gemalt. Dieſe braunen, aus Münzen und der Phantaſie gemalten Kaiſerbüſten ſollen jetzt durch Meiſterſtücke nach Originalgemälden und der Geſchichte erſetzt werden. Im Stadtarchiv, das durch eine 6 Fuß dicke Mauer gegen Feuersgefahr und Uneingeweihte geſichert iſt, befindet ſich die goldene Bulle,*) das Wahlge-

*) bulla aurea (goldenes Siegel).

ſey Kaiſers Karl IV., das, ſeltſam genug, mit einer ſehr unheilvollen Prophezeihung für das Reich beginnt, deſſen Zukunft es feſtſtellen ſollte: »nunc regnum in se divisum desolabitur — in dieſen Worten iſt der Grund angegeben, weshalb das deutſche Kaiſerreich, trotz der neuen Wahlordnung, immer mehr in Verwirrung geneth. Aber der Zuſatz: nam principes eius facti sunt socii furum — denn die Fürſten deſſelben ſind Diebesgenoſſen geworden — klang einmal einem Frankfurter Cenſor ſo majeſtätswidrig, daß er den Abdruck dieſer Beſchuldigung nicht geſtatten wollte. Was mich betrifft, ſo halte ich die'e Bezeichnung auch für unjuriſtiſch, denn ein Diebſtahl iſt ſtets eine heimliche Entwendung, und die deutſche Nation wird zugeben müſſen, daß, was mit Deutſchland geſchah, vor Aller Augen geſchehen iſt. Die goldene Bulle iſt auf fünf und vierzig Pergamentblättern geſchrieben, und wenn man früher — obwohl es ſchon zu ſpät zur Beherzigung jener Worte geworden war — einen Ducaten für die Einſicht in die Wahlordnung zahlen mußte, ſo hat man es jetzt damit billiger, jetzt, nachdem man ſo weit gekommen iſt, daß Viele die goldene Bulle nicht umſonſt ſehen mögen. Ein Engländer, der ſie noch in der pergamentnen, ſchweinsledernen Zeit in Augenſchein nahm, konnte ſich den Namen nicht erklären, den er für identiſch mit einem goldenen Ochſen hielt; aber wenn hier

von einem goldenen Ochſen die Rede ſein kann, ſo iſt doch nur die Nation darunter zu verſtehen, die einen ſo tüchtigen Schlag vor den Kopf — wie ihn die Einleitung der goldenen Bulle gab — ertragen konnte, ohne denſelben zu fühlen. Uebrigens hob die goldene Bulle in der Hauptſache die Spaltung des Reichs nicht, ſondern machte ſie vielmehr durch die Anerkennung der kurfürſtlichen Landeshoheit reichsgrundgeſetzlich.

Der Römer liegt im Weſten des Römerbergs, und ſo friedlich und häuslich es heut zu Tage auf dieſem Platze zugeht, wenn anders nicht ein Paar Sachſenhäuſer Gemüſeverkäuferinnen eine Lanze brechen, ſo kriegeriſch und hiſtoriſch ſah es hier vor Zeiten aus. Bedeutende Turnire und die hauptſächlichſten Feſtlichkeiten einer Kaiſerkrönung knüpfen ſich an den Römerberg. An den Krönungstagen — denn in der letzten Zeit des Reichs war Frankfurt auch Krönungsſtadt — erwartete das Volk hier den aus dem Dome zurückkehrenden Kaiſer und die Libationen, die die kaiſerlichen Erzbeamten vornahmen. In der bretternen Bude wurde der Krönungsochſe gebraten; aus dem Brunnen ſprudelte der Krönungswein; der Krönungshafer lag aufgeſchüttet auf offener Straße. Wenn nun der Erbtruchſeß dem Kaiſer ein Stück Ochſenbraten überreichte, wenn der Erzſchenke den königlichen Becher mit Wein und der Erb-

marschal das silberne Maaß mit Haser gefüllt hatte, so wurde Alles dem Volke überlassen, während der Erz-Schatzmeister zu allem Ueberfluß noch goldene und silberne Denkmünzen unter dasselbe ausstreute. Man wälzte sich im Gassenkoth um die beaux restes der Krönung — das war zuletzt aller Antheil, den das deutsche Volk an der deutschen Kaiserwahl nahm. Jetzt noch, nachdem die Kaisertrone längst abhanden gekommen ist, weisen die Frankfurter Weinschröter und Metzger aus jenen Tagen Ochsenschädel als Siegeszeichen auf. — Nächst dem Römer ist der Dom — die Salvatorkirche — die Bartholomäuskirche, wie diese Kirche nach den verschiedenen Momenten ihrer Geschichte benannt wird, das bedeutsamste und über locale Beziehungen sich zumeist hinauserstreckende Gebäude Frankfurts. Der Dom ist die älteste Kirche des alten Franconefurd. Anfänglich hieß sie der heiligen Jungfrau Haus auf der Mauer (Sancta Maria in Moenibus), denn sie lehnte sich an die älteste östliche Mauer der Fahrgasse. Ludwig der Deutsche gründete mit Frau Ruclint, einer frommen Matrone aus fränkischem Blute, das Stift, welches bei Zeiten mit der Kirche verbunden war. Die Kirche selbst beginnt in der Frühzeit der Carolinger, wurde aber erst im 14ten Jahrhundert vollendet und auch jetzt nur bis auf den Thurm, der erst im fünfzehnten Jahrhundert gebaut und im neunzehnten Jahrhundert noch ohne

Spitze iſt. Dieſe hat man durch eine runde Bedachung erſetzt, die einer Schlafkappe nicht unähnlich ſieht und deshalb der alten Wahl- und Krönungskirche nicht zum beſten ſteht. Indeß iſt der Thurm, bis auf die Spitze, immer ein ſchönes Denkmal gothiſcher Baukunſt und als ſolches um ſo bedeutſamer, weil Frankfurt im Uebrigen ohne allen gothiſchen Kirchenſchmuck iſt. Die Wahlzelle, in welcher Deutſchlands Kaiſer, nachdem man ſich im Römer in der Stille über dieſe Wahl berathen hatte, feierlich gekürt wurden, iſt ein langes ſchmales Gewölbe, ohne alle Verzierung. Der Hochaltar, vor welchem der deutſche Kaiſer geſalbt wurde, iſt mit einer Copie der Rubens'ſchen Himmelfahrt Mariens geſchmückt. Im Chor ruhet Graf Günther von Schwarzburg, der die deutſche Königswürde nur ſechs Monate verſah. Der Grabſtein in der rechten Wand des Chors bezeichnet nicht die Grabſtätte, er erhielt dieſen Platz, daß Karl VII. Raum bekäme, einem Doria den Cardinalshut aufzuſetzen. Jetzt iſt auch die Inſchrift des Grabſteins ganz verblichen, und man weiß nicht einmal, ob der Schwarzburger, nach dem Zeugniß ſeiner Zeitgenoſſen, an Gift geſtorben, oder ob ſolche Behauptung nur eine Conjectur ſpäterer Zeit iſt. Im Grunde iſts auch einerlei, ob man es weiß, denn ſo viel bleibt immer gewiß, daß Günther von Schwarzburg an der alten deutſchen Krankheit der Uneinigkeit ſtarb, mochte ſie nun

durch Gift, oder durch Aerger wirken. Der Dom hieß früher Salvatorkirche, weil Carl der Dicke hier von Hubert, dem Erzbischof von Mainz, und Rembert, dem Bischof von Metz, durch fromme Gebete aus der Raserei erlöst wurde. Gäb' es doch noch heut zu Tage Bischöfe, Gebete und Kirchen mit solcher Wunderkraft! Im Jahre 1238 erhielt die bisherige Salvatorkirche von dem heiligen Bartholomäus, oder vielmehr von dessen Hirnschaale, die hieher gebracht wurde, den Namen Bartholmoäuskirche. Heut zu Tage, wo man an Nichts glaubt, glaubt man auch nicht an die Heiligkeit der Hirnschaalen, die doch nur allein die Welt erlösen werden. Aber wenn viele neuere Hirnschaalen, die zu ihrem Jahrhundert in denselben innigen Beziehungen standen, in welchen jene des Bartholomäus zu dem dreizehnten, statt für heilige, für sehr unheilige erklärt wurden, so muß man diesen Grund nicht in veränderten Ansichten über die Heiligkeit suchen, sondern vielmehr in veränderten Motiven der Hirnschaalen Man machte sie früher heilig, weil sie nicht dachten, und man mit ihnen die Wand einrennen konnte; jetzt wird man sie nicht heilig machen, weil sie denken und selbst die Wand einrennen. Uebrigens ist die Hirnschaale des heiligen Bartholomäus für Frankfurt auch eine heilsame geworden; man mag ihr deshalb die Heiligkeit nachsehen. Frankfurt verdankt ihr seine Messen, deren erste urkund-

lich im Jahre 1240 vorkommt, wo Kaiſer Friedrich II. den Fremden, die gen Frankfurt zur Meſſe reiſen, freies Geleit zuſichert, eine Zuſicherung, die allerdings eben ſo weſentlich war, wie die Meſſe ſelbſt, die man bereits, bei Gelegenheit der Einführung jener Hirnſchaale, eingeſetzt hatte. Im Jahre 1330 ſtiftete Ludwig der Baier neben der Michaelis- die Oſtermeſſe. Die kirchliche Meſſe, welche vor der Handelsmeſſe ſtattfand, iſt natürlich ſpäter außer Gebrauch gekommen, aber das Pfeifergericht dauerte noch bis in die letzten Jahre des Kaiſerreichs. Es war nichts Anderes, als die Bitte einiger bedeutenden Handelsſtadte, ſie von dem Meßzoll zu befreien. Worms, Nürnberg und Altbamberg richteten ſie alljährlich an den kaiſerlichen Schultheiß durch Abgeordnete und unter Ueberreichung ſymboliſcher Gaben, die in einem hölzernen mit Pfeffer gefüllten Becher, einem alten Filzhut, zwei Goldgülden, einem weißen Stäbchen, zwei „ſchlechten“ (ſo ſagt Lersner) weißen Handſchuhen beſtanden. Die Feierlichkeit ſelbſt fand unter folgenden Ceremonien ſtatt. Drei Pfeifer zogen voran: einer mit einer alten Schalmei, ein zweiter mit einem Baß, ein dritter mit einer Hoboe. Die Pfeifer ſpielten vor dem Schultheißen; der Abgeordnete brachte ſein Geſuch vor; der Schultheiß gab ihm die Verſicherung fortwährender Vergünſtigung. Als aus dem kaiſerlichen Schultheiß ſpäter ein frankfurtiſcher wurde,

fuhr man nichtsdestoweniger mit diesen Bocksbeuteleien fort, denn wir Deutsche können viel verlieren, aber die Gewohnheiten, die guten, alten halten wir mit beiden Händen fest. Das Pfeifergericht war eine wohlfeile Gewohnheit, aber was kosteten nicht Kaiserwahlen und Kaiserkrönungen, bis Franz II. die deutsche Kaiserkrone in die österreichische verwandelte.

Die Leonhardskirche ist wohl die alterthümlichste Kirche Frankfurts. Sie soll an der Stelle stehen, wo einst ein Pallast Kaisers Karls des Großen stand, und die beiden grauen Thürmchen sollen in das dreizehnte Jahrhundert hinüberreichen. Kaiser Friedrich II. schenkte den Frankfurtern diesen Platz zu einer Kirche. — Die Paulskirche ist die modernste; aber Kirchen der Neuzeit verlieren neben jenen, wo der Glaube selbst den Stein durchgeistigt hat und wo die Kunst immer im himmlischen Abglanze strahlt, ich meine neben den gothischen. Die Paulskirche wurde erst im Jahre 1833 vollendet, obwohl der Bau bereits im vorigen Jahrhundert begonnen hatte; sie ist schön und geschmackvoll eingerichtet, aber so indifferent, wie der heutige Glaube. Thürme, die zu den Wolken steigen, machen der Baukunst zu viel Mühe, und der Thurm der Paulskirche steht in keinem Verhältniß zu der bedeutenden Höhe der Kirche selbst. Dieselbe bildet ein Oval und ist ganz aus Quadersteinen

erbaut. Zuerſt wird ihre Orgel gelobt, die ſich durch Größe, Conſtruction und Ton auszeichnet.

Daß ſich Frankfurt durch fromme Stiftungen in mancherlei Weiſe und mit mancherlei Zwecken bemerkbar macht, iſt wohl zu erwarten. Anzuführen iſt hier die bekannte Senkenberg'ſche, von einem Arzte herrührend, der ſein ganzes Vermögen zu dieſem Zweck verwandte. Derſelben liegt neben der Wohlthätigkeit auch, und zwar hauptſächlich, die Wiſſenſchaft zu Grunde. Somit finden wir hier ein Hospital für Frankfurter Bürger, einen botaniſchen Garten, ein anatomiſches Theater, ein chemiſches Laboratorium, eine anſehnliche Bibliothek und eine ſtattliche Wohnung für den Director. Zwei Drittheile ſeines Vermögens beſtimmte Senkenberg dem mediciniſchen Inſtitute, ein Drittheil wurde dem Bürgerſpitale gewidmet. Senkenberg war der Meinung, man werde den wiſſenſchaftlichen Zweig der Stiftung nicht in der Weiſe fördern, wie das Hospital, eine Vorausſetzung, die ſich auch durch die reichlichen Vermächtniſſe, mit welchen man dieſes bedachte, hinlänglich beſtätigte. Um nun aber das wiſſenſchaftliche Inſtitut dem Hospitale gleich zu halten, trat die Senkenberg'ſche Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde zuſammen und erfüllte des Stifters Abſicht in der ſchönſten Weiſe. Alle, denen an der Naturforſchung und Naturkunde gelegen, wurden zur Theilnahme

zugelassen, eine Einrichtung, die auch die reichen Laien in der nützlichsten Weise mit dem Institute vermittelte. In Folge derselben wuchs die wissenschaftliche Stiftung Senkenbergs binnen Kurzem mächtig empor, und das naturhistorische Museum, welches einen Theil dieser Erweiterung des Instituts ausmacht, ist namentlich den ersten Museen Deutschlands beizuzählen — wenigstens möchte es von keinem, was die systematische Ordnung anbelangt, übertroffen werden. Die Ausbeute der verschiedenen naturhistorischen Cabinette ist für den kurzen Zeitraum, in welchem die Senkenberg'sche Gesellschaft besteht, überreichhaltig: das ornithologische Cabinett insonderheit ist prachtvoll. Die Ausbreitung und das Ansehen der Senkenberg'schen naturforschenden Gesellschaft beförderte vor Allen Eduard Rüppell durch reiche Sendungen von seinen Reisen in Afrika, Syrien und Arabien und durch Vermittelungen mit den bedeutendsten ausländischen naturforschenden Gesellschaften. Um die Gründung des Instituts und die Einrichtung, wie wir sie vorfinden, um die innere Erweiterung, machte sich Dr. Kreyschmar höchst verdient.

Neben jener Stiftung ist das Städelsche Kunstinstitut als ein über locale Gränzen sich erstreckendes bemerkenswerth, obschon bis jetzt das Ausland mehr von dem Proceß vernahm, der über dieses Vermächtniß entstand, als von den Resultaten, die, nach dem Vergleich dessel-

ben, aus der Absicht und den dieser beigegebenen Hülfsmitteln hergeleitet worden sind. Johann Friedrich Städel setzte nämlich die Kunst als Universalerbin seines bedeutenden Vermögens ein und die lachenden Erben in spe mußten sich mit Legaten begnügen. Ein solches Testament war in der Geschichte der Stadt Frankfurt — wo die Kunst immer nur als pauvre honteuse galt — noch nicht vorgekommen, und die Erben wurden deshalb wirklich durch den Tod des Erblassers in eine traurige Stimmung versetzt. Zugleich aber nahm man sich vor, Alles zu versuchen, die Nichtigkeit des Testaments zu erreichen. Es fand sich auch bald eine Ansicht aus dem justinianeischem Rechte, daß man sein Vermögen nur an ein bereits bestehendes Institut vermachen, daß aber nie und nimmer in einem Testamente durch den Nachlaß erst ein solches Institut begründet werden könne. Der Erbe müsse bereits vorhanden sein, die Kunst aber und die Musen seien keine moralischen Personen und keine Realitäten Genug die Städel'sche Stiftung lief Gefahr, an den Pandecten zu scheitern, und wenn man sie auch durch einen Vergleich rettete, so hat doch der Proceß nur störend auf ihre Ursprünglichkeit eingewirkt. Der Enthusiasmus, der durch die unmittelbare Realisirung des Testaments nach allen Seiten hin umgegriffen haben würde, verschwand gemach, und selbst jenes Gebäude, das man für diesen Zweck nicht neu

errichtete, sondern nur ummodelte, trägt deutlich die Spuren des Instanzenzuges an sich — während dessen man keinen Bau beginnen konnte. Als nämlich der Proceß ausgeglichen war, hatte man bereits ökonomische Rücksichten zu nehmen und behalf sich mit einem Anbau zu einem alten Gebäude, das nach außen hin gar nicht imponirt und im Innern eine freundliche Modernität zeigt, also außen wie innen gegen die Absicht des Stifters eingerichtet ist, denn dieser verlangte, das Stiftungsgebäude solle eine Zierde der Stadt sein. Nun aber sind gleich die beiden marmorirten Säulen keine Zierde, um so weniger, da man dieselben durch marmorne aus Nassau hätte ersetzen können, und die „Säle" verdienen diesen Namen gewiß nicht. Sie sind nichts mehr, als große Zimmer, während die bunten Ausschmückungen, selbst bei aller sinnreichen und geschmackvollen Anordnung, den würdigen Grundton, den die Kunst erheischt, sehr verflachen. Zudem ist die Solidität bei den Verzierungen ganz außer Acht gelassen: die Decken sind auf Papier gemalt, und die schönen allegorischen Compositionen derselben werden keinen Bestand haben. Daß man den vorhandenen Raum haushälterisch benutzte, um auszukommen, kann auch nur aus diesem Gesichtspunkte gelobt werden, denn der Kunst selbst ist aus solcher Beschränkung kein Vortheil erstanden. Die beiden „Säle" der niederländischen und

italienischen Schule sind offenbar zu schmaal gehalten, so daß die größeren Wände nur ein Streiflicht trifft. Kurz, die Kunst ist bei der ganzen Einrichtung sehr mittelbar berücksichtigt, aus Noth sowohl, wie aus Laune, denn der handelsstädtische Stolz und Eigendünkel, ohne künstlerische und wissenschaftliche Tiefe, mischte sich auch in die endliche Ausführung der Absichten des Testators. — Unter den italienischen Malern zeichnen sich aus: Thomas Mutina, (Madonna, byzantinische Schule, älteste Epoche;) Taddeo Gaddi; Fiesole, (Alter und wundervolle Schönheit, besonders herrliche Ausführung bis in die kleinsten Details;) ein schöner Titian, (Portrait;) ein Giambellino, (Maria mit dem Christuskinde und Johannes der Täufer;) ein Pordenone, oder Moretti, (Maria mit dem Christuskinde, rechts der heilige Sebastian, links der heilige Antenius, venetianische Schule.) In dem altdeutschen Saale ist ein Quintin Messis, (Portrait Knipperdolling's,) bemerkenswerth, der sich durch unendliche Wahrheit und Lebendigkeit auszeichnet; weiter verdient Erwähnung Hans Hämling, (Madonna mit den Heiligen,) wegen der wundervollen Zartheit der Köpfchen, und Schoorel, (Grablegung Christi.) Der niederländische Saal ist der schwächste der Kunstsammlung, will man nicht einige schöne van Dyks und Ruysdaels und einen Rubens, (Portrait des eigenen Kindes, mit einer sehr breiten nie-

erländiſchen Phyſiognomie ausnehmen. Die Kupfer-
ichſammlung des Inſtituts iſt bedeutend. Die Leitung
eſſelben iſt Veit anvertraut, deſſen meiſterhaft compo-
irter und ausgeführter Schild des Achilles zu den treff-
chſten Werken des Inſtituts von der Hand lebender
ünſtler gehört. Veit beſchäftigt ſich auch mit der
usführung mehrerer Fresco-Gemälde, wovon eines:
ie Einführung des Chriſtenthums in Deutſch-
and mit allen Nebenbeziehungen, bereits vollendet iſt
nd wie in der Compoſition, ſo auch in der Ausführung
en Meiſter bekundet. Ob der Director ſich nunmehr
Bahn gebrochen und von einſeitigen Beſchränkungen der
dminiſtration frei gemacht hat, ſteht dahin. Früher
erfuhr man auch hier ſehr nach Vorurtheil und Laune
nd bevorzugte beſonders die italieniſche Schule. Soll
as Städel'ſche Inſtitut ſeinen Zweck erfüllen, ſo müßte
eit, deſſen Beruf dazu keiner Erörterung bedarf und
r in der Villa Maſſini für deutſche Kunſt ſo eindring-
ch wirkte, unumſchränkter Herr ſein; denn republicani-
he Leitung, ohne Tiefe und andere Bildung, als ſolche,
e man etwa im Dilettantismus erworben hat, eignet
ch nicht für ſo heilige Intereſſen. Daß Städel nur
iefe verfolgt wiſſen wollte, erhellt aus ſeinem letzten
Billen; denn es ſoll eine genaue Prüfung der Bilder
attfinden, nur Meiſterwerke ſollen angekauft, alles
Mittelgut ſoll, nachdem der Nachlaß des Teſtators ſelbſt

einer ſorgfältigen Muſterung unterſtellt worden iſt, entfernt werden. Wenn nun auch ſpeciellere Vorſchriften fehlen, wie man hiebei verfahren ſoll, ſo liegt doch ſo viel vor, daß das Inſtitut nicht für die Neugierigen, ſondern für die Kunſtgierigen geſtiftet iſt und daß nicht die todte Beſchauung, ſondern die heilige, ehrfurchtsvolle Hingebung an die Kunſt der Adminiſtration Motto ſein muß.

Zur Kunſt in Frankfurt gehört natürlich auch Dannekers Ariadne, im Garten des Herrn von Bethmann, weshalb man ſie gemeiniglich auch Bethmanns Ariadne heißt: Dannecker verfertigte ſie nur und der reiche Bankier gab das viele Geld dafür. Grunds genug, daß man in Frankfurt, wo Alles mit Geld gemeſſen wird, den Gott in der Kunſt über den Preis dafür vergaß. Uebrigens iſt es ſchön von Herrn von Bethmann, daß er die Ariadne und ſein kleines Muſeum mit Antiken und Gypsabgüſſen dem Publicum freigegeben hat. Die Bildhauerkunſt iſt eine ſchöne Kunſt, ſie macht die Steine lieben und den kalten Marmor zum warmen Herzen; aber man hat noch mehr bewirken wollen als das, und durch eine roſenrothe Beleuchtung das Incarnat erſetzen, was denn doch nur als frankfurtiſcher Geſchmack angeſehen werden kann. Ariadne ruhet liebematt und liebeſehnend, als ſei Bachus *) eben

*) Die Geliebte des Theſeus iſt hier ſchon die Bachusvermählte.

on ihr geſchieden, auf einem Panther. Die Stirn
t mit Weinlaub bekränzt; die Haare ſind mit Epheu
nd Weinranken durchflochten; die Grazie und Reinheit
er Göttin ſind über die Geſtalt gehaucht, aber auf den
ormen wiegt ſich die Grazie des ſchönſten Weibes, und
rankfurter Kenner bewundern ſie zumeiſt und beneiden
Dannecker und das Modell, denn ſolche Vollendung ſei
er bloßen Phantaſie unmöglich. — Zur Kunſt in Frank-
urt gehört auch der chriſtliche Begräbnißplatz; — denn
ie Juden erwarten die Auferſtehung natürlich abgeſon-
ert. In Frankfurt möchte ich ſchon begraben ſein,
agte mehr als Einer von denen, die ſonſt eben nicht an
Grab und Tod denken. Schon das in antikem Style
rbaute mächtige Eingangsthor mit den beiden coloſſa-
en Engelsköpfen iſt einladend für die Lebenden, und
enn das, was dahinter liegt, auch keinen in der Weiſe
inreißen wird, daß man in Frankfurt ſterben möchte,
o rechtfertigt doch ſchon das vortreffliche Leichenhaus
en obigen Wunſch. Begraben möchte ich hier in der
That werden, denn ich würde wenigſtens nicht lebendig
egraben, wenn anders der Leichenaufſeher mehr Muth
at, als der, welcher vor einigen Jahren die Wache
atte: er blieb bei einem Geräuſche in den anliegenden
Kammern ruhig im Bette, weil er — Diebe, oder ſonſt
Gewalt fürchtete. Wenn ich aber den Frankfurter Fried-
hof in das Bereich der Kunſt verſetzte, ſo verdient er

dieſe Auszeichnung allerdings vieler koſtbaren Monumente wegen, unter denen das von Thorwaldſen verfertigte in der Bethmann-Holweg'ſchen Familiengruft obenan ſteht. Neben der Bildhauerkunſt hat die Gartenkunſt um dieſe Ruheſtätte einen duftigen Todtenkranz geſchlungen, der, ohne den einfachen Grundton zu verletzen, mannigfaltigen Reiz und wehmüthige Anmuth über die Gräber ausbreitet.

Das Frankfurter Stadttheater wurde noch vor einigen Jahren ſehr feierlich Nationaltheater geheißen, aber nicht mit größerem Rechte, als andere Bühnen in Reſidenzen Hoftheater, wollte man ſelbſt die Frankfurter Nation gelten laſſen. Man hatte den Namen angenommen, weil dieſes Inſtitut durch einen Actienverband der angeſehenſten Millionairs gegründet wurde, die freilich nie zu einer Dividende gelangten, indeß für den jährlichen Beitrag, den das Deficit veranlaßte, eine Loge zu ſo billigem Abonnement erhielten, daß jener Zuſchuß eigentlich nur als eine Ergänzung dieſes Abonnements angeſehen werden konnte. Die Unterhaltung der Bühne beruhete immer auf der Tageseinnahme, alſo auf dem Zufall, deſſen etwaige nachtheilige Folgen nur von dem Actienverband verhindert worden wären. Kurz, die Frankfurter Bühne war in außerordentlicher Weiſe ſicher geſtellt, aber ſie bedurfte ſolcher Sicherſtellung nicht; denn das Deficit, welches ſich jährlich verfand,

ürde, wenn man die Theaterlogen zu gewöhnlichen
reiſen vermiethet hätte, nicht eingetreten ſein, beſonders
enn man auch noch die einſeitige und nur von perſönlichen
ückſichten beſtimmte Einmiſchung der Actionairs in die
tiſtiſche Leitung losgeworden wäre. Somit entfernte
an anfangs das Aushängeſchild Nationalbühne,
nd hat in neueſter Zeit ſogar die Entreprise zu einer
inen Privatunternehmung herabgeſetzt, die von Sei-
n des Actienverbandes — ſo lange dieſer beſteht —
it einer jährlichen Suſtentation verſehen wird und bin-
en der kurzen Zeit dieſer Einrichtung bereits mehr Er-
rießliches für die hieſige Bühne gewirkt hat, als die
ationaleinrichtung ſeit mehreren Jahren. Nichts-
ſtoweniger muß man der letzteren die Conceſſion ma-
en, daß ſie zuerſt allgemeine Theilnahme für die Bühne
regte und erhielt und daß ſie wenigſtens für das, was
ſchlecht machte, mit eigenem Schaden büßte. Spe-
lle Ergebniſſe im guten Sinne datiren ſich ſchwerlich
s dieſer Epoche, will man nicht die trefflichen Schau-
ieler ausnehmen, die der Actienverband gewann, die
er bei der republicaniſchen Adminiſtration gar leicht dem
tiſtiſchen Gemeinweſen mit ihrer Selbſtſucht und per-
nlichen Eitelkeit über den Kopf wuchſen. Genannt
rden müſſen hier die Namen Weidner, Lindner,
eck, Haſſel, Leißring, Frühauf, indeß manche
ter dieſen nur als beaux restes, die mehr der Ge-

ſchichte des Frankfurter Nationaltheaters, als dem jetzigen Stadttheater Intereſſe gewähren. Die Aufgabe der neuen Direction wird immer die ſein, neues Leben zu entzünden und ein Enſemble zu bewirken, Reſultate, denen die alten verjährten Renommeen der Frankfurter Bühne nur zu ſehr entgegenſtanden.

Das fürſtliche thurn- und taxiſche Palais könnte, ſeitdem die deutſche Bundesverſammlung hier ihre Sitzungen hält, allerdings zu den öffentlichen Gebäuden Frankfurts gerechnet werden, wären nicht gerade dieſe Sitzungen ein Geheimniß in der Hauptſache. Man erfährt in Frankfurt von den Geſandten wenig mehr, als anderswo, will man nicht ihre Privatverhältniſſe und den Aufwand, den ſie machen müſſen, oder die Einflüſſe, die ſie auf dortige öffentliche Zuſtände mehr aus perſönlichen Beweggründen, denn aus ihrer officiellen Stellung ausüben, für eine ſolche nähere Bekanntſchaft gelten laſſen. Zunächſt hat die Cenſur der freien Stadt Frankfurt am Main jene Einflüſſe zu empfinden, mittelbar die Preſſe, die leicht nirgends in Deutſchland ſo ſehr genirt ſein mag, wie dort, da ſelbſt die bei dem Bunde accreditirten Mächte, die in ihrem Lande die Preßfreiheit reſpectiren müſſen, Beſchwerden über die Frankfurter Preſſe bei den Behörden einreichen, über die Frankfurter Preſſe, die immer nur mit Milch und Honig druckt. Börne hat in dieſer Hinſicht im 4. Bande

ſeiner „geſammelten Schriften“ recht intereſſante Thatſachen mitgetheilt, die ihm als Redacteur der „Wage“ und der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“ begegnet ſind und die beweiſen, wie Frankfurt nach gerade mit ſeiner Cenſur ſo heruntergekommen iſt, daß man ſelbſt nicht den Druck ſolcher Dinge geſtattet, die in größeren Bundesſtaaten das „imprimatur“ erhalten haben. In neueſter Zeit durften Frankfurter Zeitungen die kirchlichen Wirren weder aus dem katholiſchen, noch aus dem proteſtantiſchen Geſichtspunkte anſehen. Noch weniger dürfen hier politiſche Fragen — ſelbſt wenn ſie einer allgemeinen Discuſſion unterliegen und vom Staatsrechte aus zu betrachten ſind, wie z. B. die hannöverſche — verhandelt werden. Man hat nämlich ſtets die Anſichten von neun und dreißig Bundesſtaaten zu berückſichtigen, und wenn ein Bremer Senator nicht mit einer Beſchwerde gegen die Frankfurter Cenſur gehört werden ſollte, ſo iſt dies weniger in der Rückſicht zu ſuchen, die man hinſichts der freien Beſprechungen republicaniſcher Perſönlichkeiten und Verhältniſſe hegt, als in dem Vorurtheil, das man gegen alle Republiken hat. Unter ſolcher Vorausſetzung iſt allerdings ein Frankfurter Cenſor der geplagteſte Mann von der Welt; will man die freien Städte ausnehmen, ſo hat er doch noch fünf und dreißig Himmelsgegenden nebſt Rußland, Frankreich, Holland, Belgien und — wenn es arg kömmt — auch Eng-

land zu berückſichtigen. Zwiſchen allen Winden muß er hinſteuern, mit keinem darf er ſegeln, ſogar der Compaß zeigt heute nach Oeſterreich, morgen nach Preußen. Wer da nicht den Verſtand verliert, hat keinen zu verlieren. Ja, der einzige Cenſor, der ſeinen Verſtand ausnahmsweiſe aus dieſem Chaos rettete, blieb dem Staate eine 14tägige Mehlwageſtrafe *) ſchuldig, weil er doch, trotz aller Vor- und Umſicht, mit der Cenſur gegen die Rückſichten angeſtoßen war, die er umſchiffen ſollte. Man ſoll alſo keinen Frankfurter Cenſor glücklich preiſen vor ſeinem Ende, obwohl ſeine Einkünfte ihn bei Lebzeiten hinlänglich entſchädigen, da die Zeitungen unverhältnißmäßige Cenſurgebühren erlegen müſſen. Nur um dieſen Preis, der ſelbſt in abſoluten Staaten für nicht ziemlich erachtet wird, hat man die Cenſur der freien Stadt Frankfurt erträglich gemacht. — Das fürſtliche thurn- und taxiſche Palais, oder — wie es kürzer heißt — das Bundespalais iſt allerdings eines der ſtattlichſten Gebäude Frankfurts, aber es liegt eben ſo geheimnißvoll, wie die Sitzungen, die hier gehalten werden, und wird durch die Eſchenheimer Gaſſe von aller eigentlichen Vue getrennt. Ein italieniſcher Baumeiſter erbaute es in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach einem groſſen einfachen Plane im franzöſiſchen Style Ludwigs XIV.

*) Mehlwage iſt die Frankfurter Baſtille.

Die Bildhauerarbeiten, Gemälde und Tapeten ſind ge-
diegen und ſchwer, was den äußeren Werth betrifft, von
der Kunſt indeß muß man auch hier gelten laſſen, was
von allen Bauten jenes Zeitalters gilt, ſie ſind königs-
lichen Urſprungs, aber ſie ſind in wilder Ehe erzeugt
und verhalten ſich zu der reinen architektoniſchen Maje-
ſtät, wie die Baſtarde Ludwigs XIV. ſich zu dieſem
König verhalten. Die Zahl der Zimmer beläuft ſich
auf 140, unter denen ſich die beiden achteckigen Säle vor-
zugsweiſe durch Geſchmack und Pracht auszeichnen.
Das Bundespalais dient, außer zu den Sitzungen,
auch zur Wohnung des k. k. öſterreichiſchen Präſidial-
Geſandten.

Die Sala, oder der Saalhof, der Palaſt Lud-
wigs des Frommen oder gar ſchon Karls des Großen,
und die Geburtsſtätte Karls des Kahlen, iſt ſeit länge-
rer Zeit Privatgebäude. Von der erſten Anlage iſt nur
die alte Hauscapelle (Eliſabethencapelle) erhalten. — Der
Braunfels iſt als jeweilige Reſidenz der Kaiſer, als
Meßhaus und als Börſe, bemerkenswerth. Die letztere
wird — bis zu einem neuen, ſehr nothwendigen Bör-
ſengebäude — im Hofe des Braunfelſes gehalten, un-
ter freiem Himmel, denn die Frankfurter Papierſpecu-
lanten ſpüren Wind und Wetter nicht und ſchwitzen
hier oft bei 24 Grad Kälte, wie in den Hundstagen.
Im Braunfels eröffnete Kaiſer Maximilian 1495 den

ewigen Landfrieden mit dem Reichskammergericht oder mit dem ewigen Landproceſſe. Die Advocaten mit dem römiſchen Rechte traten an die Stelle der Raubritter mit der Fehdeordnung, glücklich aber waren die Beſitzenden, ſie mochten beſitzen, unter welchem Titel ſie wollten, denn ein Reichskammergerichtsproceß dauerte immer Jahrhunderte, und als an einem Luſtſpiele getadelt wurde, es ſei ohne Verwickelung, meinte der Verfaſſer: man ſolle nur bis zum fünften Acte warten, wo ein Reichskammergerichtsproceß (ſchon die Bezeichnung iſt eine jahrhundertlange) vorkommen würde. Die Gallerie im erſten Stocke, die als Meßgallerie benutzt wird, iſt neuerlich prachtvoll ausgebaut worden; aber die Säulen, die den Aufſtieg unterſtützen, gleichen in den Fluß eingerammten Pfählen, oder Eisbrechern. Der Braunfels iſt Eigenthum des Hauſes Frauenſtein, das neben dem Hauſe Limpurg die altadeligen Geſchlechter in Frankfurt repräſentirt.*) — Ein trefflich erhaltenes und die mittelalterliche Weiſe und Einrichtung veranſchaulichendes Gebäude iſt das ſogenannte ſteinerne Haus am Markte. Für das älteſte Haus Frankfurts gilt das Fürſteneck in der Fahrgaſſe, unweit der Sachſenhäuſer Brücke, das aber in dieſer Form und Einrichtung unmöglich

*) Siehe Capitel 49.

weit über das vierzehnte Jahrhundert hinausreichen kann. — Am berühmteſten unter allen Häuſern alter und neuer Zeit iſt ſicherlich jenes am Hirſchgraben, das durch ein allbekanntes über der Hausthüre befindliches Symbol: ein Steinwappen mit drei Lyren, ſchon vor der Geburt Göthes prophetiſch bezeichnet wurde. Das Geburtshaus Göthes iſt das dritte in der Häuſerreihe rechts, geht man die Straße hinab, und ganz in dem bürgerlich-wohlhabenden Style gehalten, der von der ſtreng ariſtokratiſchen Manier der Geſchlechter, die ſich mit Höfen und Mauern umgaben, wie von der demüthigen Weiſe des Bürgers, der auf das ſtädtiſche Regiment keinen Anſpruch zu machen hat, gleich entfernt iſt. Man ſieht es, hier wurde ein Mann geboren, der ſchon durch die Geburt zu Hoffnungen in ſeiner Vaterſtadt berechtigt war, der ſich ſofort in behaglicher und familienbedeutſamer Lage befand, ohne doch ſchon bei ſeinem Eintritt in die Welt in Beziehungen zu gerathen, die über die Vaterſtadt hinauslagen. Und die Beſchränktheit des reichsſtädtiſchen Bürgers hat ſich eigentlich nie von der Perſönlichkeit Göthes abgelöſt: nur als man dem Dichter Göthe, dem das Ehrenbürgerrecht ertheilt worden war, die bürgerlichen Abgaben abverlangte, zeigte er den Frankfurtern die Miene des Jupiter tonans und ſchickte kurz und gut das Ehrendiplom zurück, im übrigen ſpann er ſeine Perſönlichkeit

gern in enge Fäden ein. Er trug die Welt in ſich und bedurfte deshalb der Welt nicht; aber der Enkel des Schultheißen Johann Wolfgang Textor bedurfte bis an ſein Lebensende jener kleinen wöhnlichen Beziehungen, die ſeine Geburt bezeichneten. Wie ſorgfältig und theilnehmend erzählt er ſie in ſeinem „Aus meinem Leben", wie gefliſſentlich umgibt er ſich mit dem Herkömmlichen, wie ängſtlich beobachtet er alle Schranken der Geſellſchaft, wie klein macht er ſeine Perſönlichkeit, wie haushälteriſch geht er mit ſeinen Genüſſen um. Dieſe glückliche Muſe konnte am genaueſten die Welt und die Menſchheit abſpiegeln, die allenthalben durch ein ſturmbewegtes Leben des Dichters mehr, oder weniger zerriſſene Eindrücke erhalten werden: nur im ſtillen Meere zeichnet ſich der Himmel ab; und dieſe glückliche Ruhe datirt unmittelbar wohl aus den glücklichen Anfängen des Menſchen, denen ſpäter die glücklichſte Entwickelung zu Hülfe kam. Gewiß, Göthe war allenthalben, wo er nicht Dichter war, ein reichsſtädtiſcher Philiſter, und an dieſen Leuten gehen Zeit und Geſchichte um ſo ſpurloſer vorüber, als ſie mit beiden nichts zu ſchaffen haben; aber wenn der Philiſter in Göthe immer ſo ſchwer war, daß er den Dichter von den Wirren der Gegenwart entfernt hielt, ſo war der Dichter doch allenthalben, wo es dem Urſprünglichen und Ewigen galt in Welt und Menſchheit, zu hinreißend, als

daß er den Enkel des Frankfurter Schultheißen nicht mit sich gezogen hätte zum Helikon. Nur wenn dieser in seine Kreise zurücktrat, konnte er sich wieder sammeln zu all den Kleinlichkeiten, in welchen der Dichter seine ersten Lebensjahre zubrachte und die ihm zur Erholung und zum eigentlichen Lebensgenuß stets hinreichten, denn er verstand es, mit ihnen sich seine Welt zu schaffen. Göthe war der klügste und ökonomischste Egoist, den es geben kann, der sich auch als Mensch nicht überlebte, weil er Allem, selbst dem Geringfügigsten, stets einen neuen Reiz zu verleihen wußte, weil er mit dem Leben wucherte. Auch diese Tugend ist eine reichsstädtische: man hat hier einen bestimmten Höhepunkt alles Strebens, über den man nicht hinaus kann, und lernt sich demnach leicht mit seinen Hoffnungen und Wünschen, die ohne Aufopferung zu erreichen sind, einrichten. Die glücklichsten Egoisten und die zufriedensten werden in den ehemaligen freien Reichsstädten zu finden sein, d. h. in jenen, die diesen Namen auch durch ihre politische Stellung verdienten, wo denn natürlich Buchau am Federsee, Gelnhausen und ähnliche reichsfreie Hungernester ausgenommen werden müssen. Zu der glücklichen und behaglichen Lage, in welcher sich Göthe gleich anfangs befand, kam nun aber auch noch jenes Verhältniß des städtischen Regiments, an dessen Spitze sein Großvater stand. Wer nicht in einer freien Reichsstadt ge-

boren und erzogen worden iſt, wird kaum begreifen, welche Bedeutſamkeit in dieſem Verhältniß für die Zukunft Göthes lag: denn wenn auch neuerdings ein hochedler und hochweiſer Rath in den freien Städten an Nimbus verloren hat, ſo befand er ſich im vorigen Jahrhundert noch ganz und gar in der Glorie der Majeſtät, die eben am beſten durch das „Regiment" ausgedrückt wird. Gravität und Herrſchaft auf der einen Seite und eine gewiſſe bürgerliche Fügſamkeit auf der anderen, ſo weit ſie durch die republicaniſche Verfaſſung bedingt wurde, waren das Weſen dieſes „Regiments". Und gewiß, ſo wenig man in Göthes Perſönlichkeit einen hochfahrenden reichsſtädtiſchen Rathsherren wahrnehmen wird, ſo ſehr wird man hier doch jene Elemente antreffen, die in dem obigen Begriffe des „Regiments" lagen, ſogar die kleinſtädtiſche Familienwichtigkeit vermißt man nicht, wenn man nur die Anfänge des: „Aus meinem Leben" lieſt, wo Alles noch in ſpäteren Jahren mit einem Ernſte erzählt wird, wie man ihn ſo häufig in den genealogiſchen Nachweiſungen reichsſtädtiſcher Familien antrifft. Selbſt das muß erwähnt werden, daß die ſchwere Niederkunft der Mutter Göthes die Urſache der Anſtellung eines Accoucheurs war, deſſen Nützlichkeit der Schultheiß Textor nun erſt erkannte. Mit einem Worte, wenn ſich an das Haus auf dem Hirſchgraben auch wenig knüpfen läßt, das für die welthiſtoriſche Stellung

des Dichters unmittelbar bedeutsam wäre, so ist doch sein Leben sehr mittelbar auf dieses Haus zurückzuführen. Die einfachen, wöhnlichen und bescheidenen Verhältnisse glücklicher Zufriedenheit, in welcher der Knabe begann, umgaben auch später den gekrönten Greis. Die Mansarde des Hauses auf dem Hirschgraben würde von der Einrichtung des Arbeitszimmers in Weimar nicht übertroffen.

Neun und vierzigſtes Capitel.

Frankfurt am Main, (Fortſetzung. —) Sachſenhauſen und die Sachſenhäuſer. Niederſächſiſche Elemente derſelben. Die Juden. Geſchichtliche Rückblicke. Hat man jüdiſche Nationalität zu fürchten? Neueſte Stellung der Juden im Allgemeinen. Die Geldmacht der Juden. Zuſtände der Frankfurter Juden. Vergangenheit und Gegenwart. Die Judengaſſe. Das Haus Rothſchild. Die Emancipationsfrage. Geſellſchaftliche und intellectuelle Bildung der Juden in Frankfurt. Der Adel in Frankfurt. Die Häuſer Limpurg und Frauenſtein. Die Gelehrten. Titelſucht. Frankfurter Gaſthöfe und Gaſtwirthſchaft. Eſſen und Trinken in Frankfurt. Die Geſellſchaft in Frankfurt.

Sachſenhauſen hat, außer locale, auch hiſtoriſche Bedeutung, und man hat in der letzteren Hinſicht viele Conjecturen über die Entſtehung Sachſenhauſens verſucht. Die Einen meinen, Wittekind ſei mit ſeinen Sachſen in der Verfolgung der Franken an den Mainſtrom gekommen, und wenn die letzteren hier eine Furth gefunden und Frankfurt gegründet, ſo hätten

die Sachſen, Frankfurt gegenüber, ein Caſtell: Sachſenhauſen erbaut. Die Anderen halten dafür, Karl der Große habe ein „verwahrtes Haus", Frankfurt gegenüber, errichtet, um daſelbſt viele edle Sachſen, als Geißeln, gefangen zu halten. So ſagt namentlich Winkelmann in ſeiner heſſiſchen Chronik: „edle Sachſen" wurden hieher verpflanzt. Wenn dieſe Verpflanzung, wie wahrſcheinlich, ihre Richtigkeit hat, ſo wird man ſich nur vergebens nach einem hohen Adel des alten Sachſenlandes umſehen, denn die Nationalität hat ſich bis auf die neueſte Zeit erhalten, noch heute unterſcheiden ſich dieſe Sachſen von den Franken jenſeits des Mains. Während die Abkömmlinge jener edlen Sachſen jetzt mit Gemüſe und Obſt handeln und Bleicher und Fuhrleute ſind, wird man den niederſächſiſchen Grundton, die naive und gemüthliche Grobheit an der Weſer und in Weſtphalen nicht beſſer finden, wenn ſchon die ſüdliche Einwirkung und der Aepfelwein ein heitereres Blut und ein erregbareres Temperament veranlaßten. Deshalb mögen ſich alle unterjochten Völker mit den Sachſenhäuſern tröſten, auch ſie, die ohne allen großen Anhalt blieben, beweiſen, daß die Nationalität von Gott iſt. Daß ſie dereinſt das Frühlingsfeſt der Auferſtehung feiern, dazu iſt nun wohl Patriotismus erforderlich. Dieſer erbleichte bei den Sachſenhäuſern an der menſchheitlichen Idee des Chriſten-

thums, die Karl der Große ſo klug zu politiſchen Zwecken zu benutzen wußte. Wie ſie ſind, können ſie nicht begeiſtern, aber Hoffnung gewähren, zumal denen, die nicht mit dem Chriſtenthum — das ſeit Jahrhunderten in Europa durch die allgemeine Verbreitung in dieſer Hinſicht ſeine Kraft verloren hat, weil der Gegenſatz des Heidenthums fehlt — unterjocht worden ſind, ſondern mit der Politik. Kann man nicht ſingen: „Sachſenhauſen iſt noch nicht verloren", ſo wird Polen doch noch auf Jahrhunderte mit dieſem Schlachtengeſang ins Treffen für Freiheit und Unabhängigkeit ſchreiten dürfen. — Die Sachſenhäuſer ſind die arbeitſamen, rohen Naturkinder des Nordens geblieben, hatten ſie nicht mehr mit den Gefahren der Natur zu kämpfen, wie ihre Stammgenoſſen an der Weſer, in Weſtphalen, Oldenburg und Oſtfriesland, ſo bedurften ſie doch der alten Kraft in den Gefahren der Geſellſchaft. Seit Karl dem Großen bis jetzt ſchleppen ſie ſich, einer reichen, gerußüberfließenden Handelsſtadt gegenüber, arm und arbeitſam durchs Leben. Selbſt ihre Körperkraft blieb die alte, mit der Varus die römiſchen Legionen ſchlug, die Laſtträger aus Sachſenhauſen erſetzen Pferd und Karren, und mit der Fauſt eines Sachſenhäuſers in Berührung zu kommen, iſt allerdings lebensgefährlich, ſelbſt wenn er „nix ſer ungaut" hinzufügen ſollte — welche Formel jedem Niederſachſen bekannt ſein

wird.*) Und wer wird nicht in dem ſachſenhauſenſchen: „Guck emol" das plattdeutſche: „Kiek mahl" wieder finden. Aber nicht nur der Geiſt, der ſich in ſolchen Formeln ausſpricht, iſt faſſiſch, auch der Dialekt der Sachſenhäuſer enthält häufig den faſt unverkümmerten faſſiſchen Urſprung. „Schinnaas" — breitgezogen — hört man auch an der Weſer, „Huul deich der Deivel" klingt nur härter, als „Haal dii de Düvel". „Kleene Garnalje" iſt ganz niederſächſiſch. Selbſt oberdeutſche Redensarten verplattdeutſcht der Sachſenhäuſer, ſo weit ſolches die Jahrhunderte, die zwiſchen jetzt und der Entſtehung von Sachſenhauſen liegen, zulaſſen: „E bleeder Hund werd ſelde fett" heißt in Weſtphalen: „een bleeder Hund ward ſelten fett"; „Sunndogs" heißt in Weſtphalen „Sunndags", (Sonntags;) Worſcht, heißt Wurſcht, (Wurſt;) kurz Etymologen können den plattdeutſchen Stamm überall und ſelbſt aus ganz oberdeutſchen Redensarten herausfinden: „is die aus ihrm Bett eraus gekrawelt"? würde plattdeutſch heißen: „is dee uut árem Bett herrubt gekrawwelt"? Man könnte einwenden, daß der ſachſenhäuſer Dialekt ſich — zwar nicht ſo ſcharf abgezeichnet, aber doch unverkennbar — auch im Munde des gemeinen Frankfurters vorfinde; indeß ſollte nicht das faſſiſche Idiom von dem Sachſenhäuſer

*) Hier heißt es: nie ſer ungoot.

auf die gemeinen Frankfurter übergegangen ſein, wie man in Niederſachſen heut zu Tage allenthalben plattdeutſch als Volksſprache antrifft. Der kräftige Niederſchlag des Plattdeutſchen mußte auch dem gemeinen Frankfurter gefallen und er eignete ihn ſich an, ſoweit es die oberdeutſche Zunge geſtattete. Wenigſtens wird man zugeben müſſen, daß nur in Frankfurt „frankfortiſch" geſprochen wird, daß nur hier plattdeutſcher Ton durchtönt, während in der ganzen Umgegend oberdeutſcher Dialekt angetroffen wird. Woher dieſe Eigenheit, wenn ſie ſich nicht auf einen beſtimmten hiſtoriſchen Grund zurückführen läßt? Freilich hat die Frankfurter Mundart einen jüdiſchen Hauch, der gewiß nicht ſächſiſchen Urſprungs iſt, aber man findet denſelben längs des ganzen Rheins, will man ihn nicht jüdiſchen Einwirkungen zuſchreiben, die bereits ſeit dem dreizehnten Jahrhundert, wo die Juden ſich zuerſt in Frankfurt ausbreiteten und durch den Handel in das gemeine Leben eingriffen, ſtattfinden konnten. — Auch der rohe, urſprüngliche Naturwitz der Sachſenhäuſer iſt niederſächſiſch. Wer in Bremen und Hamburg die unterſten Claſſen beobachtet hat, wird ſich inſonderheit jene Weiſe erklären können, in welcher der Sachſenhäuſer gern die höhere Geſellſchaft derb beſpöttelt. Die vox populi des freien Saſſen ſpricht ſich ſo ſcharf aus und legt einen ſolch' verächtlichen Maaßſtab an die Narrheiten der hö-

heren Stände. Mit einem Worte, die Sachſenhäuſer ſtehen ſehr abgeſchloſſen im Süden Deutſchlands, und es möchte ſchwer halten, ihnen irgendwie Beziehungen zu dem gemeinen Mann jener Gegend nachzuweiſen. Selbſt ihr Blut ſuchten ſie durch Heirathen unter ſich rein zu erhalten, und auf ihre Grobheit thuen ſie ſich noch heut zu Tage ſo viel zu Gute, wie die „Frankforter Borger" auf ihr „Borgerrecht". Sollte ſelbſt dieſer „Borger" nicht ſächſiſchen Urſprungs ſein? Wenigſtens ſagt man in den Hanſeſtädten nicht anders: „Ick bin Bremer Berger".

Neben den Sachſenhäuſern dürfte man wohl die Juden in Frankfurt erwähnen, nicht als Seitenſtück, ſondern als Gegenſtück. Seit Jahrhunderten haben ſie, die durch die ſeltſamſten Verzweigungen der Geſchichte von Vaterland und Nationalität losgeriſſen wurden, auf eine Verſchmelzung mit den Intereſſen der Länder hingearbeitet, in welchen ſie Fuß gefaßt haben, und ſeit Jahrhunderten hat ihnen die chriſtliche Intoleranz noch mehr, als die politiſche, einen mehr oder weniger iſolirten Standpunkt angewieſen: denn was man auch ſagen mag, um die Fortdauer Iſraels aus dieſem Volke ſelbſt zu erklären, ich halte dafür, daß ſie nur an dem Drucke liegt, unter den man es geſtellt hat: Leidensgenoſſen finden ſich immer zuſammen. Die Juden erhielten erſt durch die theokratiſche Verfaſſung Moſes'

ein Vaterland, aber nur ein ideelles: ſie wurden das auserwählte Volk Gottes. Von Natur waren ſie Nomaden geweſen und blieben Nomaden, denn jene Geſetzgebung konnte ſie nur ſehr mittelbar an die Scholle feſſeln: der Gott ihrer Väter galt ihnen mehr, als das Land ihrer Väter. Ihre Geſchichte iſt ein Hin- und Herzug, aber je weniger ſie an ein äußeres Vaterland angewieſen waren, deſto feſter hielten ſie an das ihnen von Moſes verliehene, an das Land des Glaubens. Sie verſuchten noch einmal, damit einen Staat zu gründen in Judäa, aber Eſra und Nehemia konnten keine Nation wiederherſtellen; denn der Geiſt der moſaiſchen Geſetzgebung war nicht vom Volke gekommen und deshalb in den Sturmfluthen der Geſchichte untergegangen. So blieb den Juden nur das todte Wort übrig, und weil ſie nichts Anderes beſaßen von ihrer Geſchichte, ihrer Nationalität, ihrem Vaterlande, haben ſie lange Zeit mit treuem Märtyrerſinne an dieſem Worte gehangen, das ihnen Geſchichte, Nationalität und Vaterland erſetzen mußte. Im Laufe der Jahrhunderte nun iſt es Tag geworden, über den Menſchen ging die Sonne der Menſchheit auf, und die Lampe des Moſaismus kann entbehrt werden; will man ſie nicht auslöſchen, ſo mag ſie fortbrennen als eine Erinnerung an die Dunkelheit und traurige Zeiten, leuchten und den Weg erhellen wird dieſes Feuer nicht mehr.

So ſtehen die Dinge, wenn man auf das todte Wort des Moſaismus Befürchtungen wegen Nationalität und Herrſchaft der Juden ſtützen will. Wer nicht geſchichtliche Deducationen begreifen kann, der mag auf die Erfahrung verwieſen werden: in England, Frankreich und Holland erkennt man die Juden nur aus Tracht, Gebräuche und der Synagoge, die Emancipation hat ihnen hier keinen ſtaatsbürgerlichen Einfluß verſchafft, der nach dem Judenthum riecht; wo man aber ihrem Glauben zu nahe trat, erhielten ſie ſich inmitten der wüthendſten Verfolgungen im engſten Bande: Beweis ſind die portugieſiſchen Juden. Nichtsdeſtoweniger haben gerade wiſſenſchaftlich durchbildete Männer die Emancipation der Juden von dem hiſtoriſchen Geſichtspunkte aus beſtritten, was wiederum beweiſt, wie wenig unſere Gelehrten der Emancipation dienen, aber von der Intoleranz der Stände und Zünfte, kurz von den Intereſſen des Tages gerne zugegeben worden iſt, wenn ſchon eine beſſere Ueberzeugung überall den nächſten Thatſachen entnommen werden konnte. So wird mah z. B. in Frankfurt nie behaupten können, die Gleichſtellung der Juden während des Großherzogthums habe die Unzulänglichkeit der Emancipation dargethan; als aber die vierzehn Bürgercapitains den Kaiſer Franz um die Herſtellung der alten Verfaſſung baten, dachten ſie gewiß zunächſt daran, die Juden wieder los zu werden. Und man

wurde ſie in der That wieder los: aus allen Aemtern und allen Gewerben wurden die Juden geſtrichen, ja man ging noch weiter und ſtrich die Juden, da ſie aus dem Bürgerrechte der freien Stadt Frankfurt nicht geſtrichen werden konnten, aus dem Menſchenrechte: jährlich ſollten nur 14 jüdiſche Ehen geſchloſſen werden. Gewiß, dieſes Geſetz, das bis nach der Juliusrevolution beſtand, war entſetzlicher, als die Judenſchlachten, die dann und wann in Frankfurt vorkamen, denn es rührt aus der Zeit der Aufklärung her und beweiſet, daß man dieſer Aufklärung wegen nur den Ton geändert, aber nicht den Geiſt: die Juden todtſchlagen, wäre unanſtändig geweſen, ſomit wollte man verhindern, daß ſie geboren wurden. Im Uebrigen haben alle jene Vorkehrungen gegen die Verbreitung der Juden in Frankfurt nur dazu gedient, ihre Zukunft zu befeſtigen; denn indem ſie von den Rechten der bürgerlichen Geſellſchaft im engeren Sinne ausgeſchloſſen wurden, ſchloſſen ſie ſich unter einander von Neuem zu einem Phalanx, weil ſie nicht im ſtädtiſchen Gewerbe leben durften, lebten ſie im europäiſchen, im Welt-Gewerbe. Die politiſchen Anſichten, die ſie durch ihren erheblichen Antheil an der Politik längſt für ſich gewonnen haben, können nicht länger von localen Intereſſen in Frankfurt niedergehalten werden, da man den intellectuellen und bürgerlichen Fortſchritt der Juden anerkennen muß. Zudem ſteht

das Jahrhundert mit dem Eifer im Bunde, mit welchem die Juden für ihre Emancipation wirken; man iſt ſo weit gekommen, daß man nicht gegen die Emancipation ſprechen darf, möchte man es auch. Nur muß man ſich in Frankfurt jetzt auf ganz andere Chancen einer Emancipation gefaßt machen, als früher; denn die Verhältniſſe der Frankfurter Juden, die bereits unter Dalberg ganz und gar in bürgerlicher Handthierung Fuß gefaßt hatten, ſind ſeit dem Befreiungskriege durch den Papierhandel ſo glänzend geworden, wie ſie nie waren: treten ſie mit ihren reichen Hülfsmitteln in den engen Kreis der chriſtlich-bürgerlichen Geſellſchaft ein, ſo müſſen ſie ſich nothwendig alles Erwerbes bemächtigen, zumal, da ſie Alle für Einen ſtehen und Einer für Alle*) — alſo urtheilt man. Wenn nun ſolcher Anſicht kaum zu widerſprechen iſt, denn je kleiner der Staat, deſto engherziger muß ſeine Politik ſein, ſo darf man ſich nur wundern, daß die Frankfurter früher ohne alle Politik waren. Wer nämlich behaupten wollte, es ſei auch nur engherzige Politik geweſen, daß man die Juden nach der Reſtauration, ſo weit ſolches thunlich, wieder in die alten Grenzen eingedämmt habe, dem muß ich entgegnen, daß ſolche Maßregel nur wie

*) Nur hinſichts des Frankfurter Caſinos hat Rothſchild nicht für Alle geſtanden, ſondern ſich allein einführen laſſen.

eine reichsſtädtiſche Kurzſichtigkeit aufſteht. Konnte man denn nicht einſehen, was kommen würde? Aus einigen localen Intereſſen durfte man die Juden zwar entfernen, aber in Frankfurt mußte man ſie laſſen. Und Juden an einem ſo bedeutenden Handels- und Wechſelort in einer Periode, wo ſich alle Geſchichte auf Anleihen ſtützt, abgeſperrt von jedem bürgerlichen Erwerb, nur auf den Handel angewieſen — mußten ſich nothwendig in dieſe Strömung werfen, die allenfalls Einzelne vernichten konnte, während ſie Alle reich und angeſehen machte. Freilich wohl würde die Dalbergſche Gleichſtellung die Juden nicht von dieſer Richtung entfernt haben, aber eine ausſchließliche wäre ſie ſchwerlich geworden, und jedenfalls hätte ſich die ſchon begonnene Verſchmelzung unter ganz anderen Verhältniſſen bewerkſtelligt. Jetzt kann die Emancipation der Juden in Frankfurt kaum etwas Anderes ſein, als ein Durchbruch, die Wogen finden kaum Weite genug, um ſich auszubreiten, und fänden ſie dieſelbe, ſie werden doch zuvor zerſtören. Nichtsdeſtoweniger muß man Fuß vor Fuß nachgeben, und ſträubt man ſich gegen das Ende auch noch lange Zeit, man wird doch nicht umhin können, eine Politik vor dem Andrang des Jahrhunderts aufzugeben, eine Politik, die nur dadurch ſo hartnäckig geworden iſt, daß man früher keine Politik hatte. Man hätte die Juden, die ſich für eine halbe Million

das Recht erkauft hatten, Doctoren, Schuhmacher und Schneider zu werden, durchaus nicht aus diesen Befugnissen verdrängen sollen, in die man sie früher, oder später doch wieder einsetzen muß. Die Judengasse zu Frankfurt a. M. aber wird immer das wichtigste Moment bilden der neuesten jüdischen Zustände. Zwischen diesen finstern Mauern, die — wie Gutzkow so schön bemerkt — auf „alten Urblöcken ruhen, so schwer, wie jener Stamm, den Christus auf Golgatha tragen mußte", hat sich die neueste Phase Israels vollendet, denn was jetzt noch an dieser Vollendung zu fehlen scheint, sind höchstens die noch nicht vollkommenen Wirkungen jener Phase in allen äußeren Beziehungen. Ich habe schon angedeutet, daß sie nur aufzuhalten, aber nicht zu verhindern sein werden. Betrachten wir jetzt die früheren Verhältnisse der Judengasse, unter welchen allein sich jene Phase entwickeln konnte. Ich übergehe alle Ereignisse der Frankfurter Juden, die mit Blut und Gluth, mit Mord und Brand geschrieben sind, ich will nur die gesetzlichen Thatsachen erzählen. Die Judengasse war bis zum Großherzogthum Frankfurt der ausschließliche Aufenthalt der Frankfurter Juden. Sie wurde Abends gesperrt. Sonntags durften die Juden diese Gasse gar nicht verlassen. An anderen Feiertagen durften sie erst um sechs Uhr Abends aus dem Thore gehen. In den Promenaden und Alleen der Stadt zu lustwandeln, war den Ju-

den verboten. Beſtimmte Straßen der Stadt durften die Juden nicht betreten. Kurz, die Juden waren lediglich auf ſich angewieſen hinſichts Alles deſſen, was leben heißt; aber es lebt ſich nimmer im Gefängniſſe, im Jammer und Elend, während wer thatkräftig und ausdauernd iſt, hier den Grund zu einem neuen Leben legen kann, wenn die Kerkerpforte geöffnet wird. So legten die Juden vor Jahrtauſenden in Egypten den Grund zum Heldenalter von Canaan; ſo gründeten ſie in der babyloniſchen Gefangenſchaft den Staat von Judäa; ſo führten ſie in der Judengaſſe zu Frankfurt a. M. die neueſten Zuſtände Iſraels herbei: die halbe Million, mit welcher ſich die Frankfurter Juden unter Mayer Anſelm Rothſchilds Leitung die bürgerliche Freiheit und das Menſchenrecht erſtanden, bezeichnet — ſo weit man jetzt die Geſchichte überſehen kann — die Zukunft der Juden in dieſer Geſchichte, denn wir leben in der Zeit des Friedens und des Geldes, und die Geldmacht wird noch auf lange Zeit die einzige Macht ſein, wenn ſie klug benutzt wird. Wenn aber die Geſchichte recht eigentlich in jene Beziehungen gerathen iſt, die ſeit Eſra und Nehemia vorzugsweiſe mit dem jüdiſchen Character correſpondiren, ich meine in die financiellen Speculationen aus den philoſophiſchen, ſo wird man auch ſeit Eſra und Nehemia keine Nation und keine Individuen namhaft machen können, die ſo geübt und

anſtellig in Handel und Gelderwerb ſind, wie die Juden, und wahrlich! die Juden werden ſich die Geſchichte nicht nehmen laſſen. Sie haben ihre Nationalität und das gelobte Land verloren, aber die Anleihen kann ihnen Niemand mehr entreißen (obwohl ſeit dem Tode Nathan's von Rothſchild die koloſſale Weisheit von dem Rothſchild'ſchen Anleihesyſtem gewichen ſein mag;) denn die Juden ſind im ausſchließlichen Beſitz der Geldmaſſen, und die Geſchichte iſt ſo winzig und klein geworden, daß man mit den Geldmaſſen Alles entſcheiden, daß man mit dem Materialismus Ideen und Grundſätze, Vaterland und Nationalität begraben kann. Dieſe Behauptung kann hier natürlich nicht weiter ausgeführt werden; aber Thatſachen machen auch eine weitläuftige Auseinanderſetzung überflüſſig; denn wer z. B. wird beſtreiten wollen, daß der Materialismus in Frankreich den gewaltigen Anlauf der Julisrevolution hemmte und vernichtete, daß wir noch keine Ausſicht zur Beendigung der ſpaniſchen Wirren hätten, könnte man noch mehr Anleihen an Don Carlos wenden? Daß die polniſche Revolution mit ruſſiſchen Anleihen erſtickt wurde, hat man längſt zugegeben. Freilich wird ſich nicht mit Beſtimmtheit darthun laſſen, wie lange die Geſchichte ſich zu Conjuncturen hergeben wird, aber es genügt ſchon, daß ſie nach dem Befreiungskrieg bis jetzt Conjunctur war; denn ſie verſchaffte ſomit denen, die mit

ihr ſpeculirten, die Mittel, auch gefährlichere Zeiten auszuhalten. Wenn nun mit dieſem keineswegs behauptet werden ſoll, die Juden wollen nur in dieſer Weiſe die Emancipation in Deutſchland erreichen: ſie wollen nur mit dem Gelde ſiegen, — denn der Geiſt, der ſich in Iſrael regt und von den Tüchtigſten vertreten wird, beweiſet hinlänglich das Gegentheil — ſo muß man doch den geſchilderten status quo zugeben, und dieſer status quo fußt in der Judengaſſe zu Frankfurt a. M. und in dem Hauſe Rothſchild, das hier geboren wurde und das einen nothwendigen Mittelpunkt aller politiſchen Zuſtände der Neuzeit bildet. Ohne die Geſchichte der Frankfurter Judengaſſe würden wir ſchwerlich eine Geſchichte des Hauſes Rothſchild erlebt haben — die immer ſehr charakteriſtiſch durch jenen Witz ausgedrückt wird: ſonſt hatten die Juden viele Könige, jetzt haben die Könige einen Juden — und ohne die Geſchichte des Hauſes Rothſchild würde die Geſchichte der Juden ſchwerlich zu der dritten Phaſe ſeit Canaan und Judäa gekommen ſein. Rothſchild wird die Juden zum drittenmale in das gelobte Land einführen, und das gelobte Land wird das Menſchenrecht ſein, das ſich in unſerer ſinnlichen Welt ſelten allein mit ideellen Mitteln erreichen läßt.

Bis jetzt ſtehen die Juden in Frankfurt geſellſchaftlich ſehr iſolirt, aber ſie bilden ſich in dieſer Iſolirung

tüchtig aus. Daß sie in der Form, trotz alles gesellschaftlichen Glanzes, nicht vorgeschritten sind, liegt in der Natur der Sache, denn die israelitische Gesellschaft ist von gestern, sie ist ohne die Bildungsphasen der christlichen, was Convenienz ist, muß hier noch gelernt werden. Die Stände, die für die gesellschaftliche Verfeinerung so nützlich sind, fehlen den Juden; der Arme und Reiche, sie sind sich gleich durch Religion, Leiden und Geschichte; denn das Geld erhebt Keinen über den Andern, sondern spornt nur an zu ähnlichen Resultaten. Kaum greift der arme Jude an den Hut, begegnet ihm ein reicher, und wenn man Rothschild mit größerer Ergebung behandelt, so ist das mehr ein Zeichen des Stolzes, als der Demuth; denn er ist der „große Baron", der die äußerste Schranke der Gesellschaft, den Adel, durchbrach, um sich einzuschieben in diese Lücke. Es ist eine Huldigung, die man dem geschichtlichen Momente in Rothschild darbringt, nicht der Person. Geistige Elemente finden sich natürlich in der israelitischen Gesellschaft zur Genüge, und wo wissenschaftliche Bildung stattfindet, erscheinen auch die gesellschaftlichen Formen sehr verfeinert, auf die übrigens kein vernünftiger Mensch ein größeres Gewicht legen wird, als daß sie nun einmal zum vollständigen Genuß der Gesellschaft im engeren Sinne nothwendig sind. Wenn ich von einer tüchtigen Ausbildung der israelitischen Gesell-

ſchaft in ihrer Weſentlichkeit ſprach, ſo wird ſolche Behauptung von den zahlreichen gemeinnützigen und Wohlthätigkeits-Anſtalten, von dem Unterricht und dem menſchheitlichen Fortſchritt überall dargethan. Ja, es exiſtirt ſogar eine ſogenannte iſraelitiſche Freimaurerloge, die aber nur von Iſraeliten geſtiftet wurde und im Uebrigen den humanen Höhepunkt, der alles freimaurerliche Streben bezeichnen muß, in der Weiſe feſthält, daß ſie auch chriſtliche Religionsverwandte zuläßt, und zunächſt ſolche, die die unmittelbar iudiſchen Zwecke der Freimaurerei ſchwerlich unterſtützen werden, da ſie oft nicht einmal die pecuniären Mittel zur Aufnahme erlegen. Daß die Iſraeliten chriſtlicher Armuth unter die Arme greifen, iſt zur Genüge bekannt, und nur die gröbſte Intoleranz könnte in ſolchen Thatſachen feile Nebenzwecke erblicken. Aber eine ſolche gröbſte Intoleranz macht ſich in Frankfurt allerdings gar häufig bemerkbar, und ihr muß man es vorzugsweiſe zuſchreiben, daß die geſellſchaftliche Verſchmelzung der Juden mit den Chriſten noch weniger vorgeſchritten iſt, als die bürgerliche. Vom Caſino und dem „Leſezimmer" ſind Juden ausgeſchloſſen, und die meiſten „Collège"*) richten ſich bei der Aufnahme nur nach dem chriſtlichen Glau-

*) Geſchloſſene Geſellſchaften, die die alten „Trinkſtuben" mit dem Jahrhundert vermitteln.

ben. Gründe, die man für ſolche Einrichtung anführt, ſind wahrlich ſo oberflächlich, daß ſie nur dem eingefleiſchteſten Philiſterismus genügen können, der nun freilich bei Kaufleuten, die Alles aus dem Geſichtspunkte des Egoismus zu betrachten gewohnt ſind, weniger auffallen kann. Wo geiſtige Bildung den Maßſtab an die Hand gibt, wird man auch in Frankfurt gern veraltete Vorurtheile aus dem Wege räumen; ſo hat man bei der Gründung eines wiſſenſchaftlich- und künſtleriſch-geſellſchaftlichen Vereins, der von dem Redacteur der „Didaskalia", W. Wagner, angeregt und ausgeführt wurde, den Iſraeliten, die allerdings in Wiſſenſchaft und Kunſt eine bedeutende Stellung behaupten, den Zutritt von vornherein geſtattet. Aber ſelbſt hier iſt eine geſellſchaftliche Verſchmelzung kaum zu erwarten, denn die Chriſten können ſich nicht wohl an den lebhaften Ton der Iſraeliten gewöhnen. Manches wird für vorlaut verſchrien, was doch nur Beweis gibt von geſellſchaftlicher Ausbildung, die im Geiſte und in der Wahrheit häufig mehr von den Juden gefördert wird, als von den Chriſten. Dieſe können ſich nämlich nicht immer von den alten Gewohnheiten losſagen und halten Neuerungen in dieſer Hinſicht für Anmaßungen. Von mehreren Gelehrten hieß es, ſie fänden ſich deshalb nur ſelten ein, weil die Juden das Wort führten. Was hindert denn Andere, es nicht auch

zu führen und ſich mit Gründen zu einigen, ſtatt ſich mit Vorurtheilen zu ſondern. Ueber die Formen, die der chriſtlichen Bildung nicht zuſagen, vergißt man das Weſentlichſte, über den Ton vergißt man den Inhalt. Die Juden behaupten ſich gern in ihren Rechten, aber nie hab' ich wahrgenommen, daß ſie dieſe Rechte auf Koſten Anderer geltend machen; dagegen wollen die Chriſten ſelbſt geſellſchaftlich nur die Juden dulden. So etwas fühlt ſich bald heraus, und die Juden, die die feinſten Fühlfäden beſitzen, ſehen ſich deshalb genöthigt, häufig ihre Rechte anzuſprechen, geſchieht es auch nur, um an ſie zu erinnern. — Frankfurt mag immerhin 5—6000 Juden zählen, die aber, ſelbſt nach Börne, ſo viel Lärm machen, daß er es Stein nicht verdachte, wenn derſelbe 10,000 herausgehört hatte. Ein ſtiller, ſchweigſamer Jude iſt allerdings eine Seltenheit, aber der Lärm, den Iſrael macht, muß, abgeſehen von Handel und Wandel, wo man der Rede mächtig ſein muß, auch als ein hiſtoriſches Moment betrachtet werden: mir wenigſtens kommt dieſer Lärm immer als eine vox populi vor, als eine lebhafte Proteſtation. „Wir ſind noch da; Iſrael iſt noch nicht verloren!" obſchon die chriſtliche Liebe Jahrhunderte lang an Iſrael herumgehämmert hat. Wo man den Juden einen Sitz geſtattet, da ſprechen ſie auch eine Stimme an, was allerdings den Chriſten auffallen kann, die

nur zu häufig gewohnt ſind, einen Sitz und keine Stimme zu haben. Gewiß, der Lärm der Juden bezeichnet nur ihre Wachſamkeit, ihre Tapferkeit und ihre Raſtloſigkeit; wenn ſie es einmal ſo bequem haben, wie die Chriſten, die als Doctoren, Schneider und Schulmacher geboren werden, werden ſie auch ſtille ſein. Nichtsdeſtoweniger gibt es in Frankfurt viele Iſraeliten, die ſelbſt die chriſtliche Zurückhaltung beobachten und ihrer Perſönlichkeit jene ernſte und würdige Haltung zu geben wiſſen, die allerdings in dieſer Zeit der Vermittelung wohlthut. Nie könnte Iſrael einen auch in dieſer Hinſicht ausgezeichneteren Vertreter erhalten, als Gabriel Rieſſer, deſſen ganze Perſönlichkeit die edle Geſinnung ſpiegelt, welche auf den Fall, daß die Rothſchild'ſchen Silberbarren nicht zur Emancipation genügen, den Kindern Iſraels als Leuchte in der Wüſte der Geſchichte dienen wird. Wenn ich noch andere Namen, die ſelbſt die Vorurtheile der Geſellſchaft im engeren Sinne überwinden müſſen, nicht anführe, ſo geſchiehet ſolches nur deshalb, weil mir dabei Unterlaſſungsſünden vorgeworfen werden könnten, übergänge ich dieſen, oder jenen; denn keine Stadt zählt leicht mehr geachtete Iſraeliten, als Frankfurt a. M. Und, trotz aller dieſer Beweiſe von Hingebung an den Geiſt des Jahrhunderts, noch ſolche Disharmonie in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen der Chriſten und Juden! wird man aus-

rufen. Ich erwiedere, daß, trotz aller gesellschaftlichen Disharmonie, die Annäherung, wie sie stattfindet, immer noch denen, die vor dem Großherzogthum Frankfurt kannten, wie ein Wunder vorkommen wird. Das Schandgemälde am Sachsenhäuser Brückenthurm, das die Stellung der Juden in Frankfurt seit 1275 bis in das achtzehnte Jahrhundert beschrieb, wurde noch im Jahre 1709 — auf Befehl eines Hochedlen und Hochweisen Raths — aufgefrischt!! und wenn der Brückenthurm nicht abgebrochen worden wäre, so würde es vielleicht erst mit den neuesten Reformen der Gesetzgebung hinsichts des Judenthums vertilgt worden sein. Diese pictura contumeliosa aber stellte dar: „Ein Christenknäblein, das die Juden mit vielen Wunden marterten; einen Hebräer in vollem Sabbats-Ornat rücklings auf einem Schweine reitend, den Schwanz des Schweines in der Hand; ein anderer, dem das Schwein seinen Unrath in das Gesicht sprützte, kniete dahinter; ein dritter sog an den Zitzen des Thieres; am Kopfe des Schweins stand eine Jüdin, die einen Bock bei den Hörnern hielt; neben ihr der Teufel; alle — selbst der Teufel trugen das gelbe Ringelchen, das die Juden auszeichnete. Welche Spanne Zeit von diesem grauenhaften Bilde bis zu dem päpstlichen Handkuß Carl's von Rothschild, bis zur Ernennung Lionel's von Rothschild zum Ritter Isabellens der Katholischen, bis

zu jener Begrüßung: Sonne der europäiſchen Bankiers, die der Großſultan an Nathanael von Rothſchild richtete. Gewiß! ein Volk, das ſich aus der Frankfurter Judengaſſe zu ſolcher Stellung erhob, bietet noch heute den Beweis eines Heldenalters, wie unter den Richtern, und doch verlangt es nur Bürger- und Menſchenrechte, ja Rothſchild für ſeine Perſon, die man nun leider von dem Feuereifer der iſraelitiſchen Emancipationsfrage trennen muß *), iſt ſchon mit dem Eintritt in das Frankfurter Caſino zu finden.

Der Adel erhielt ſich in Frankfurt bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts in mächtigem Einfluſſe. Ein großer Theil der Rathsſtellen wurde nach dem Erbrechte der Geburt an das Patriciat vergeben. Weil der Adel aber keinen Handel übte und folglich nicht in lebendigen Beziehungen zu dem inneren Weſen des Freiſtaats blieb, ſo hat er ſich nach gerade verflüchtigt. Aus den Vorrechten, die ihm die Verfaſſung verlieh, wurde er durch die Reformen Dalberg's ausgeſchieden, und wenn die ſpätere Staatseinrichtung auch viele alte Gewohnheiten und Inſtitute wieder anfriſchte, der Adel wurde in keine weſentliche Beziehungen zu der Reſtauration gebracht, und die Geſchlechter fanden in den monarchi-

*) Iffland übertraf an esprit de corps den großen Bankier: als man ihm eine Eintrittskarte in's Muſeum zuſchickte, verweigerte er ſie, weil ja Schauſpieler keinen Zutritt hätten.

ſchen Umgebungen Frankfurts beſſeres Unterkommen, als in den republicaniſchen Intereſſen eines Handelsſtaates. Die beiden Häuſer Limpurg und Frauenſtein exiſtiren nur noch im Staatskalender der freien Stadt Frankfurt und in den Rangverhältniſſen. Als Carl IV. den nicht zünftigen Theil der Stadtbewohner den Zünften gleichſtellte, errichteten die Adeligen geſchloſſene Geſellſchaften in der Weiſe der bürgerlichen „Trinkſtuben", nur mit der Bedingung, daß der Adel allein zur Aufnahme geeignet machte. Auch durch Heirath mit einem Mitgliede konnte man die Aufnahme erlangen. Dieſe adeligen Geſellſchaften haben nicht wenig zum Glanze und zur Verherrlichung Frankfurts beigetragen; ſie griffen — bei der Stellung ihrer Mitglieder zum Staate — in das öffentliche Leben nicht nur, ſondern auch in Kunſt und Wiſſenſchaft in mannigfacher Weiſe ein und nivellirten ſehr wohlthätig die Auswüchſe des Materialismus, der in dem Handel enthalten war. Somit kann man ihnen einen heilſamen Einfluß ſo wenig abſtreiten, wie man behaupten wird, es ſei nicht dienlich geweſen, daß die Geſchlechter aus der Verfaſſung verſchwanden; denn die Wirkungen jener entbehrte man leicht mit der zunehmenden Cultur und Civiliſation, und ihre Privilegien, ohne ſolches Gegengewicht, konnten der Entwickelung eines Freiſtaats nur hinderlich ſein. Die beiden Geſellſchaften Limpurg

und Frauenſtein haben deshalb nur noch eine geſellſchaftliche Bedeutung; jedoch hat ihnen Kaiſer Franz II. Ehrenkreuze mit paſſenden Inſchriften verliehen, die ſie, ſchon der Namen Holzhauſen und Glauburg wegen, verdienen. Iſt aber auch der Adel in Frankfurt ohne ſtaatsrechtliche Bedeutung, ſo kann man doch nicht behaupten, die Geſellſchaft bewerbe ſich nicht um ihn. Die reichen Bankiers putzen ihre Soiréen nur zu gern mit der hochadeligen Diplomatie des Bundestags auf und die Geldariſtokratie liebt es ſehr, ſich mit alten Geſchlechtern zu verſchmelzen. Daneben findet in der höheren Geſellſchaft eine bedeutende Titelſucht ſtatt und die kleinſten Höfe haben hier ihre Geheimen-Hofräthe. Solche auswärtige Titel, die den Kaufmann, der nicht zufällig im Rathe ſitzt, allein entſchädigen können, haben in neuerer Zeit ſogar mehr Anſehen erlangt, als die juriſtiſche Doctorwürde. Dieſe, welche im Kaiſerreiche perſönlichen Adel verlieh, iſt ſpäter durch die Zulaſſung der Juden zur Advocatur ſehr geſchmälert worden. Nichtsdeſtoweniger werden die Doctoren im Intelligenzblatte ſtets s. t. angeführt, d. h. salvo titulo, und in amtlichen Angelegenheiten mit „Herr", müſſen ſich aber vor den Gerichten eine ſehr untergeordnete Behandlung gefallen laſſen, die gar nicht am Orte iſt, beſonders, wenn man bedenkt, daß die Jurisprudenz die Entwickelung kleiner Handelsfreiſtaaten repräſentiren muß.

Die Gaſthöfe dürfen in Frankfurt nicht übergangen werden, ſie ſind gleichſam eine Hochſchule deutſcher Gaſtwirthſchaft (man könnte ſagen, europäiſcher, denn in Paris und, ſeit der engliſchen Reiſeluſt, auch in London dienen ſie nicht minder zu Muſtern, wie in dem übrigen Deutſchland) und deutſcher Gourmandiſe; influiren aber unmittelbar auf die Frankfurter, die ſich vor allen Deutſchen durch Eſſen und Trinken auszeichnen und in dieſer Hinſicht ſelbſt in den mittleren Ständen eine Abundanz entfalten, wie ſie ſchwerlich in irgend einer Stadt des weiland römiſchen Reichs angetroffen wird. Der Ueberfluß der Natur, der ſich in Frankfurt concentrirt, das in dieſer Concentration mit Paris wetteifern kann, reicht an alle bedeutende Städte des Rheins und Mains, aber die raffinirte Anwendung dieſes Ueberfluſſes verſtehen nur die Frankfurter Gaſtwirthe. Freilich kommen ihnen dabei Reichthum, Luxus und Erfahrungen der Frankfurter, der vielgereiſten und mit den fernſten Eßgenüſſen vertrauten, ſehr zu Statten; aber die Schmiegſamkeit und die Berechnung der verſchiedenſten Geſchmäcke ſind nichtsdeſtoweniger bewundernswerth. In Frankfurt dinirt man nördlich und ſüdlich, hamburgiſch und wieneriſch, franzöſiſch und engliſch: Roſtbeefs und Ragouts, Fiſche und Mehlſpeiſen, aber ſtets in der ſchmackhafteſten Vermittelung und in fortwährender Anſpornung und Begeiſterung der

Zunge und des Magens. Nur mit ſolcher Umſicht kön-
nen die Frankfurter Gaſtwirthe ihre Gäſte zum end-
lichen Siege geleiten, denn eine table d'hôte iſt hier
ein wohlgeordnetes Treffen: die Vorpoſten bilden die
Suppen, wie allenthalben; dann erſcheint ſchwere Ca-
vallerie: Rindfleiſch aus Baden und der Gerau mit
den ſchärfſten und zum Trunk hinreißendſten Saucen;
man iſt ſchon jetzt geſättigt, aber die Tirailleurs der
verſchiedenen Beilagen ſpornen zu neuer Thätigkeit
an, und die leichte Cavallerie aus Ragouts und Fiſchen,
die ſich in der vierten Schlachtreihe aufſtellen, wird hel-
denmüthig angegriffen und aus dem Wege geräumt,
um dem fünften Treffen: den Mehlſpeiſen, Raum zu
geben. Wer ſo viel gegeſſen hat, wie nunmehr bereits
ſervirt worden iſt, wird auch vor den Mehlſpeiſen nicht
erſchrecken, ſie ſind nur Weiber und Kinder hinter der
Wagenburg; aber, o Schickſal! der Kampf iſt noch
nicht zu Ende; die Artillerie iſt die letzte Linie; die Bra-
ten mannigfacher Art, von Salaten und Compots ge-
deckt, bilden eine Mauer, die den tapferſten Magen zu
Schanden machen könnte, wären die duftenden Rheinweine
nicht, die alle Sinne umnebeln, im Verein mit dem
muthſprudelnden Champagner hülfreiche Dioskuren; man
ſprengt auch die Braten in Stücke und hat nur noch
den Train aus Käſen, Butter und Confituren zu über-
winden. Dieß iſt mit kurzen Worten die Einrichtung

einer gewöhnlichen Frankfurter table d'hôte, eine außergewöhnliche iſt eine Hekatombe; denn die Frankfurter beſitzen die Kraft der Götter in Eſſen und Trinken und ich kenne einen Gelehrten, der nach ſolcher Mahlzeit noch eine Zeitung redigiren kann. Im Allgemeinen aber verdaut man nach derſelben nur, und nirgends, als in Frankfurt hörte ich, bei der Klage: „Ach! es geht bald zu Ende mit mir," auf meine Frage „„weshalb?"" die Antwort: „ich habe keinen Appetit mehr." In der That, den Appetit zu verlieren, iſt hier eine Tantalusqual und für viele, die nur eine Million beſitzen, ſo viel, wie das Leben verlieren. Wenn die Frankfurter Gaſthöfe im Allgemeinen dieſelbe Einrichtung an der table d'hôte und in der Wirthſchaft ſelbſt bis auf die Preiſe beobachten, ſo findet doch in der Eleganz und Form eine Abſtufung ſtatt. Das Hôtel de Russie (an Eleganz und Comfort ein europäiſcher Gaſthof), der engliſche Hof, der römiſche Kaiſer, repräſentiren die ariſtokratiſche Eleganz; der Schwan dagegen und der Weidenbuſch bieten neben der eleganteſten Ausſtattung eine bürgerliche Färbung; der Pariſer Hof und der Hof von Holland concurriren mit ihnen, ohne jedoch daſſelbe Renommee zu behaupten, das hier nur als ein zufälliger Ruf verſtanden werden kann; denn im Weſentlichen ſtehen ſie auf derſelben Stufe. Die Gaſthöfe zweiten Ranges ſind immer noch, im

Vergleich mit anderen Städten, Gasthöfe ersten Ranges, und nehmen weniger durch ihre Einrichtung, als durch ihre Lage jene Stellung in Frankfurt ein. Obenan im zweiten Gliede steht der Landsberg. Weil aber Frankfurt selbst ein Gasthaus an der Heerstraße ist, so reichen die Frankfurter Gasthöfe in der Saison der umliegenden Bäder und den Zugmonaten der Fremden nie mit Platz aus, so umfangreich sie auch sind. Dann müssen die Nachbarhäuser mit Fremdenzimmern aushelfen, und viele Fremde finden auch hier kein Unterkommen und sind häufig gezwungen, wenn sie an alle Thüren angeklopft haben, ihre Reise in die Umgegend fortzusetzen. Allen denen aber, die aufgenommen worden sind, steht die prompteste und ausreichendste Bedienung zu Gebot, wie denn der Organismus der Frankfurter Gastwirthschaft bis in die kleinsten Details vollendet ist. Sollte man solche Vorzüge an bedeutende Preise geknüpft glauben, so kann versichert werden, daß die Zahlung hier nicht nur ganz verhältnißmäßig ist, sondern auch mit allen deutschen Gasthöfen die Parallele aushalten kann. Beispielsweise darf hier nur der Mittagstisch angeführt werden, der in den ersten Gasthöfen nur mit einem Gulden und achtzehn Kreuzern bezahlt wird, ein Preis, für den dem Gast ein Schoppen Pfalzerwein neben dem Couvert verabreicht wird, und der zugleich als Norm für alle rheinische Gasthöfe angesehen werden kann.

Die Geſellſchaft in Frankfurt muß allerdings zunächſt mit dem 24 Fl. Fuß gemeſſen werden, ohne „hunnert tauſend Gulden" — wie es im Frankfurter Dialekt heißt — darf man nur ein Wort mitſprechen, den Ton anzugeben, iſt ein Vorrecht der Geldariſtokratie. „Wenn die Leute nur wüßten, wie ſauer es Einem wird, eine Million zu erwerben," hörte ich aus dem Munde einer Frankfurterin, und ſolche Anſtrengungen müſſen belohnt werden; der Geldſtolz ragt wie ein Kirchthurm über die Geſellſchaft hervor. Aber Frankfurt liegt inmitten von Deutſchland, und Frankreich und England ſind von hier jenes in vier und zwanzig Stunden, dieſes bei gutem Winde in ſechszig zu erreichen. Die Frankfurter reiſen viel, und denen, die zu Hauſe bleiben, ſtrömen die Einflüſſe der Fremden von allen Seiten zu, denn, ich muß es wiederholen, Frankfurt iſt ein Gaſthaus an der Heerſtraße, an der Weltheerſtraße. Wenn ſich nun auch der Mittelbürger, wie in allen Reichsſtädten, die durch Wohlſtand und Reichthum eine unabhängige und abgeſchloſſene Stellung erlangten, ungern von dem alten Herkommen trennt, das hier ſchon durch den Begriff ausgedrückt wird, den man mit dem „Bürger" verbindet, ſo hat doch in der höheren Geſellſchaft eine kosmopolitiſche Verfeinerung ſtattgefunden, wie man ſie nicht leicht in einer der anderen freien Städte antrifft. Daß

in Frankfurt die franzöſiſche Sprache häufig als Umgangsſprache vorkömmt, iſt eben ſo ſehr den ausgedehnten Handels- und Wechſelverbindungen mit Paris und den geſellſchaftlichen Beziehungen, die die haute volée mit der Welt-Hauptſtadt unterhält, wie den Einflüſſen der Diplomatie zuzuſchreiben, die allerdings die feinſten Formen anregt und unterhält. Aber Franzöſiſch bezeichnet doch den gebildeten Umgang nur ſehr mittelbar, und man hat ſomit die geſellſchaftliche Bildung auch in inneren Motiven zu ſuchen. Dieſe liegen zunächſt wohl in der Zeit, die auf dem Gipfel des geſellſchaftlichen Raffinements ſteht, dann aber auch in einer reineren — ich möchte ſagen, moraliſchen Richtung, in Kopf und Herzen der Frankfurter, die immer an Kunſt und Wiſſenſchaft im weiteren Sinne, und ſo weit ſolche zum Leben gehören, lebhaften Antheil nahmen. Kunſt und Wiſſenſchaft im engeren Sinne und als Zweck darf man nicht von einer Handelsſtadt erwarten. Wenn aber auch ſelbſt die Lectüre nicht in dem Grade cultivirt wird, wie in Hamburg, wo die Sortimentsbuchhändler die beſten Geſchäfte machen und Privaten eine gute Bibliothek auch des Neueſten für ein Bedürfniß halten, ſo muß man ſolchen Unterſchied aus der ſüdlichen und nördlichen Natur herleiten. Der Süddeutſche liebt den Genuß, der Norddeutſche liebt die Gedanken. Muſik und Theater, die ohne techniſches Studium wirken,

ſtehen in Frankfurt auf einer weit höheren Stufe, als in Hamburg, denn man will hier von der Kunſt weniger geiſtig durchdrungen werden, als ſie genießen. Die Frankfurterinnen betreffend, ſo haben ſie zunächſt den ſchlichten Sinn reichsſtädtiſcher Bürgerinnen. Darin liegen Sitte, Wohlthätigkeit, Frömmigkeit ſelbſt — die in den freien Städten wenigſtens hie und da noch am unzweideutigſten angetroffen wird. Wenn aber Malte-Brun von den Frankfurterinnen behauptet, ſie ähnelten den Franzöſinnen, ſo iſt er wohl, aus Vorliebe für ſeine Mutterſprache, zu weit gegangen. Ich meine, die Frankfurterinnen ſind, bis auf die franzöſiſchen Moden und die franzöſiſche Sprache, die jetzt zum Tone gehört, ſehr frankfurtiſch; nicht einmal die Grazie der Perſönlichkeit, die allerdings die Franzöſinnen unwiderſtehlich macht, iſt hier anzutreffen. Franzöſiſche Leichtfertigkeit aber würde man hier mit der Laterne ſuchen müſſen, denn die Frankfurterinnen ſind die beſten Mütter und die tugendhafteſten Töchter. Schon die Familie, die auch in Frankfurt, wie in allen Reichsſtädten, die Grundlage der Geſellſchaft bildet, widerſtrebt der franzöſiſchen Manier ganz: in Frankreich ſieht die Mutter die Tochter bei der Geburt, übergibt ſie dann der Amme, und ſieht ſie wieder, wenn es Zeit iſt, ſie in die Penſion zu ſchicken; die verheiratheten Frauenzimmer bilden dort den Mittelpunkt der Geſellſchaft, wäh-

rend die unverheiratheten in ſtiller Zurückgezogenheit jenen, den Gattinnen und Müttern, das Vergnügen überlaſſen. Kurz, in Frankreich iſt die Form Alles und die Sitte im edleren Sinne erſcheint ſehr untergeordnet. Endlich ſind auch die Frankfurterinnen zu geldſchwer, als daß ſie ſich zu einer leichten Manier erheben könnten. Malte-Brun hat den Luxus der Mode für die Perſönlichkeit genommen, die darin ſteckt. Die Männer können im Allgemeinen mit demſelben Maßſtabe gemeſſen, aber hier muß bemerkt werden, daß das Geld, in welchem ſie verkehren, allerdings mehr durchſchlägt, als bei den Frauen, die immer nur in mittelbaren Beziehungen zu dem Erwerbe ſtehen. Freilich iſt Geldſtolz bei den Frauen um ſo unleidlicher, als ſie nicht einmal das Geld verdient haben und als ſie, hätten ſie es auch verdient, doch durch andere Verdienſte ſiegen ſollen, als durch den Verdienſt; aber die Bezeichnung: „er iſt nichts," wie man ſie in Frankfurt häufig über einen vernimmt, der ohne Geld iſt, und die Bezeichnung „ohne Mittel", wie ſie über denſelben vernommen wird, und die Bezeichnung: „Lump" — wie ſie wenigſtens in einzelnen Fällen über denſelben vernommen wird — dieſe Bezeichnungen hört man doch zunächſt nur aus dem Munde der Männer, von denen ſie auch erfunden worden ſind. Rechtlichkeit, Zuverläſſigkeit, Biederkeit, Wohlthätigkeit, Geradheit, mit einem Worte,

alle Tugenden, die einem tüchtigen Geſchäfte, neben Handelskenntniſſen, zum Grunde liegen müſſen, gleichen zwar die Form hinlänglich aus, aber das geſellſchaftliche Leben im engeren Sinne läßt doch Moritz von Bethmann ſehr vermiſſen, einen Frankfurter Mäcen nicht nur, ſondern einen deutſchen. Nimmt auch das junge Frankfurt moderne Manieren an, ſo wird doch der Geiſt immer nach dem Gelde ſchmecken, wenn anders ein ſolcher vorkömmt, denn die Eleganz unſerer Tage begnügt ſich mehr, als je mit der Form.